Digitized by Google

<36603976510019

<36603976510019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Nro. 1.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 3. Januar.

4° Per. 83 n/16

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Rück- und Vorklänge beim Uebertritt in das Jahr 1847. — Des Trappers Braut. — Ein Meteorſtein. — Pot-Pourri. Korreſpondenz des Sammlers.

Rück- und Vorklänge beim Uebertritt in das Jahr 1847.

16
1847

Von
J. Rückloſ in Landau.
(Eingeſandt.)

Des Jahres letzte Feuerklänge hallen
Wie Geiſterruf vom Thurme dort hernieder;
Die Pilger, die noch hier auf Erden wallen,
Gedenken liebend der entſchlafnen Brüder;
Es führt die Glocke, wohlgeformt aus Erz,
So ſüße Wehmuth in das — Menſchenherz. —

Des alten Jahres Stunden ſind zerronnen,
Ein Friedenskuß wird frohen Gang bereiten;
Wir danken ihm für Schmerzen und für Wonnen,
Weil ſie zur Weisheit und zum Glück uns leiten:
Ein Wechſelgang iſt unſre Lebenszeit,
Durch — Dornen führt der Weg zur Seligkeit.

Der Unſchuld Schutz, von Gott geſandt der Friede,
Schwebt ſegnend überm theuern Vaterlande,
Und ſchenket Kunſt und Schätze, Geiſtesblüthe
Den Sterblichen zum ſchönſten Unterpfande:
O Himmel, habe Dank fürs alte Jahr,
Dein Friedensengel führ' uns immerdar!

Mit Gott dem neuen Jahr die Hand gegeben!
Durch's Paradies führt uns kein Pfad auf Erden;
Sucht, Brüder, den Gefallnen aufzuheben,
Und ſeyd verträglich mit den Reiſ'gefährten;
Der Größte iſt ja ein Gedanke nur
Im Weltall, — bald verſchwindet ſeine Spur. —

Nur kärglich iſt der Vorrath zugemeſſen,
Mit dem der Zukunft wir entgegen gehen;
Drum laßt uns ja der Armen nicht vergeſſen,
Wenn ſie auch nicht um eine Gabe flehen:
Wo Ueberfluß ſich hart vom Mangel wandt,
Da nahm die Rache gern das Schwert zur Hand. —

Es gährt ein Ungethüm, gleich einem Rieſen,
An allen Enden in dem Geiſt der Zeiten;
Bald will's zum Abgrund, bald zum Aether ſchießen,
Zerſtörend über heilige Tempel ſchreiten;
Und was es brütet, bringt — die Zeit ans Licht,
Nur kluges Lenken iſt des Fährmanns Pflicht. —

Ein blinder Wahn erfaßt oft raſch die Zügel,
Und will mit Glück den Staatenwagen lenken;
Der Berge Dom ſcheint ihm ein Maulwurfshügel,
Den will er mit der Nacht in's Meer verſenken,
Und ſtürzt das Heiligſte, Religion,
Und Ruhe, Glück und Frieden von dem Thron.

Laut rufen der Geſchichte Warnungsblätter:
„Denkt an die Opfer und die Feuerſäulen!
Den freien Geiſt verzehrt kein Kriegeswetter,
Der Strom kann nicht zurück zur Quelle eilen;
Laßt liebevoll den freien Glauben zieh'n,
Der Geiſt wird folgen und die Eintracht blüh'n!"

Mag auch der Feind von Norden und von Süden
Sich nah'n mit Eiſen und mit Feuerſchlünden,
Die deutſche Treue wird die Spitze bieten,
Das deutſche Schwert wird alten Ruhm verkünden:
Der Himmel ſteht dem Muth, der Liebe bei,
Und Deutſchland bleibt von allen Feinden frei. —

Und wem, von Gott beſchützt, die Klänge hallen
Am Schluß in künftiger Zeit vom Thurme nieder,
Er trägt, wenn uns der Wanderſtab entfallen,
Den Friedensgruß zum Grab entſchlafner Brüder;
Denn kurz iſt unſers Lebens Wechſelzeit:
Ein frommer Glaube führt zur Seligkeit.

Des Trappers Braut.

Eine Sage aus den Felſengebirgen,
nach dem Engliſchen, des Percy B. St. John,
von **H. Fr. Oßwald.**
(Dem „Ausland" entnommen.)

Es gibt wenige Beiſpiele einer im Verfolgen des Gewinnes raſtloſern, und mit mehr Mühſeligkeiten und Gefahren verbundenen Induſtrie, wie diejenige, ſo die amerikaniſchen Trappers und Pelzhändlers darbieten, welche in der Wildniß der großen Prairie, in den Felſengebirgen und den wüſten Ebenen des Oregon einer Beſchäftigung nachgehen, die durch romantiſche und wunderſame Züge charakteriſirt wird und darum ſtets die lebhafteſte Neugierde und Spannung erregt. Tauſende von abgehärteten Männern verlaſſen ihre heimathlichen Dörfer, in welchen ſie ſelten und, wenn je, dem Zwange des civiliſirten Lebens völlig entfremdet zurückkehren, und gehen über die Gränze, wo ſie entweder auf eigene Rechnung oder im Dienſte irgend eines wohlhabenderen Abenteurers Biberjäger werden, oder mit den Indianern Tauſchhandel treiben. Keine Lebensweiſe iſt mehr mit beſtändigen Gefahren verknüpft, und keine Beſchäftigung in Beziehung auf den Vortheil, welchen ſie den-

Digitized by Google

bringt, auf welchen alle Mühſeligkeiten dieſes eigenthümlichen Gewerbes liegen, einem ſo fortwährenden Wechſel unterworfen. Mit dem Beginne des Frühjahrs verläßt der Trapper die Station, wo er überwintert hat, und begibt ſich, oft ganz allein, nach den Bergen, wo er während der ganzen Dauer der günſtigen Jahreszeit ſeinem Geſchäfte obliegt, vielleicht mehr als Tauſend Meilen von jedem von civiliſirten Menſchen bewohnten Orte entfernt, ausſchließlich von dem Ertrage ſeiner Flinte lebend, Büffel- und Elennthierfleiſch eſſend, nicht ſelten hungernd und in beſtändiger Furcht vor den verrätheriſchen Eutaws, den herumſchweifenden Comantſches, den wilden Apatſchen und den wurzeleſſenden Schoſchonis. Der bloße Boden iſt das einzige Bett, auf welchem der müde Trapper bei dem Lichte eines ſorgſam verſteckten Feuers, tief in waldiger, von Weiden oder Tannen überhangener Schlucht ſchläft, während vielleicht kaum zwanzig Schritte davon entfernt der wilde Wolf oder Panther dumpf brüllt und nur durch den lodernden Schein des mit Cederholz angemachten Feuers abgehalten wird, ihn und ſein Pferd anzufallen. Hunderte ſterben von den Pfeilen und Tomahawks der Rothhäute, welche in den Felſengebirgen, in dem weiten, lieblichen und fruchtbaren Thale, Bayou Salade genannnt, in dem unvergleichlichen „Alten Park“ zu Tauſenden herumſchwärmen; aber Hunderte entgehen auch der bei jedem Schritt auf ſie lauernden Todesgefahr, und kommen dann mit der lange in zahlreichen, nur ihnen bekannten Verſtecken verborgen gehaltenen Jagdbeute am Ende der guten Jahreszeit nach den verſchiedenen Handelspoſten, nach Fort Bent, Browns Hole und Vancouver, wo ſie dann den Winter über in Whiſkey und Tabaksdampf förmlich ſchwimmen, oder aber, wenn vielleicht mit einem lieblichen Indianermädchen verheirathet, ſich als Geſellſchaftsmitglieder feſter niederlaſſen. Solche Heirathen ſind ungemein häufig, und bei dem unterwürfigen und reſignirten Charakter des indianiſchen Weibes, ſo wie bei deren Fleiß und der Leichtigkeit, mit welcher ſie ſelbſt die ſchwerſten Strapatzen ertragen, meiſtens auch glücklich.

Weit in dem Innern der wüſten „großen Prairie,“ etwa eine Sechswochenreiſe von der äußerſten Gränze der Civiliſation in den Vereinigten Staaten, und einige achtzig Meilen von Taos in Neu-Mexico entfernt, liegt Fort Bent, ein Handelspoſten an den obern Gewäſſern des Arkanſas. Auf dieſen Platz nun müſſen wir des Leſers Aufmerkſamkeit für einige Zeit richten. In geringer Entfernung von dem Poſten und hart am Fluſſe iſt ein kleines Thal, oder vielmehr eine Schlucht, deren Rand zu beiden Seiten von einigen wenigen alten Weiden und kleinen Tannen, denn ein edleres Gewächs bringt der unfruchtbare Boden hier nicht hervor, eingefaßt iſt, während kurzes, verbuttetes Gras die innern Abhänge bedeckt. Am Eingange in dieſer Thalſchlucht weideten eine Anzahl Pferde und Maulthiere. Weiter vorwärts, da wo der Boden ſich gegen den Fluß zu ſenkt, konnte man die zerſtreuten Zelte eines Indianerlagers ſehen, und, wenn man näher kam, Kinder, welche kräftigende Spiele trieben, luſtig aufſchrieen oder an dem mit Binſen bewachſenen Ufer des Arkanſas munter herumplätſcherten. Bis jetzt entdeckte man noch keine andere Bewegung in dem Halbkreis von Wigwams, aus welchen das Lager der Eutaws beſtand, aber an dem Rand des Thales, welcher dem Fort zunächſt lag, befand ſich Jemand, welcher unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht.

Seine Arme auf ſeine blanke und ſaubergehaltene Büchſe lehnend, ſtand hier ein junger Mann im tiefſten Nachdenken verſunken. Ein befranzter Rock aus Rehfell, Gamaſchen und Mocaſſins aus demſelben Stoff, und eine Mütze aus Bärenfell bildeten ſeinen ganzen Anzug, wenn wir die verſchiedenen Jagdgeräthſchaften ausnehmen, welche in dieſen Gegenden unentbehrlicher ſind, als den Modeherren in den gebildeten Theilen des Univerſums die Handſchuhe und Hemdkragen. Das Geſicht des jungen Mannes war dunkel, aber ſo braun es auch war, ſo hatte doch kein Indianerblut es gefärbt, ſondern die brennende Sonne der Ebenen, die froſtigen Windſtöße und Schneegeſtöber der höher gelegenen Gegenden, welchen die amerikaniſchen Jäger fortwährend ausgeſetzt ſind, hatten ſeine Haut dermaßen verändert, daß man ſie leicht für die eines Eingebornen hätte halten können. Und doch war Peter Lancel faſt im Angeſicht des Lemaner Sees als freier Schweizer geboren.

Urſprünglich zum katholiſchen Prieſter beſtimmt, war Peter, deſſen Seele nach Selbſtſtändigkeit und Freiheit lechzte, von ſeinem Heimathsort geflahen, und hatte ſich, gewiß ein ſeltſamer Gedanke von Jemand der nach Unabhängigkeit ſeufzte, in eines der Regimenter eines benachbarten Staates einreihen laſſen. Da Peter jedoch die Muskete und das Drillen ſogar noch unerträglicher fand als Faſten, Beten und Veſper, auch die Kaſerne ihm als ein ebenſo ſtrenges Gefängniß erſchien wie die Celle, ſo floh er zum zweiten Male, und ſuchte, gleich ſo vielen Hunderten ſeiner Landsleute, Zuflucht in Amerika. Endlich führte ihn ſein Weg über die Gränzen der Civiliſation hinaus, und nun war Peter ſchon ſeit vier Jahren ein unabhängiger Trapper.

„Es iſt ſehr, ſehr unangenehm,“ murmelte der junge Mann vor ſich hin. „Nichts in dieſer Welt kann ich mein eigen nennen, ausgenommen dieſe Büchſe und“ — der junge Jäger ſchüttelte den Kopf. „Dieſe liſtigen Teufel wiſſen, daß ich ſie um jeden Preis haben will, und ſie ſtellten dieſen auch richtig ſo hoch. Ich fürchte, daß es beim Wünſchen wohl bleiben wird, da all mein Verdienſt ſchon längſt dahin iſt, und doch kann ich nicht bis übers Jahr warten.“

Man könnte vermuthen, der junge Mann habe über das in Ausſicht ſtehende Mißgeſchick, ein Lieblingspferd oder Maulthier zu verlieren, nachgedacht, das er habe kaufen wollen, wozu ihm aber nun die Mittel mangelten. Doch weit gefehlt, der Gegenſtand, welcher ſeine Gedanken beſchäftigte, war die Tochter des Eutaw Häuptlings, in welche ſich der junge Schweizer ſterblich verliebt hatte und die er gerade in dieſer Zeit nicht kaufen konnte.

Ein Indianermädchen wird vielleicht für ein Dutzend Pferde, vielleicht auch nur für Ein Pferd von denen verkauft, welchen dieſe Gegenſtände als eine bedeutende Vermehrung ihrer irdiſchen Güter gelten. Peter liebte die Blume der Eutaws, die liebliche junge Moama; der Preis für ſie war ein Dutzend Pferde von der erſten Qualität, und der Schweizer Trapper konnte nicht eines ſein eigen nennen.

„Nun wohl!“ rief er aus, nachdem einige Minuten in dumpfem Hinbrüten verſtrichen waren, „da ich den Preis, welchen ſie verlangen, nicht auftreiben kann, ma foi! ſo ſoll ſie umſonſt mein werden. So ſoll es ſeyn!“

Nachdem Peter Lancel ſo den heldenmüthigen Entſchluß gefaßt hatte, die liebliche Moama ſein eigen zu machen, ohne den für ſie feſtgeſetzten Preis zu bezahlen, wurde ſeine Stimmung wieder beſſer; er kehrte dem Eutaw-Lager, wo er die Nacht bei einem Feſtgelage zugebracht hatte, den Rücken und ging nach dem Fort zu.

Fort Bent iſt etwa 150 Fuß lang und 100 Fuß breit. Die Wälle, aus ungebrannten, mit einem Lehmmörtel verbundenen Backſteinen beſtehend, haben eine Dicke von 6 bis 7 und eine Höhe von etwa 18 Fuß, an der öſtlichen Seite befindet ſich eine Pforte mit einem Paar dicker, hölzerner Flügelthore, während verſchiedene mit Kanonen beſetzte Baſtionen, wovon zwei cylindriſch gebaut und 30 Fuß hoch ſind, die Umgebung auf weite Ferne hin beherrſchen. Zahlreiche Werkſtätten, Häuſer, Schuppen, Magazine, ein Stall für die Pferde, ein bedeckter Wagenſchuppen, in welchem man die ſchwerfälligen und großen Fahrzeuge unterbrachte, um ſie der Einwirkung der Sonne zu entziehen, nehmen den ganzen innern Raum ein; die flachen und mit Sand bedeckten Dächer bieten in den ſchönen Mondſcheinabenden einen angenehmen Spaziergang dar, ohne daß die Luſtwandelnden zu befürchten hätten, den außerhalb herumſtreichenden Wilden in die Hände zu fallen.

Zur Beſorgung der Geſchäfte des Forts werden ſechzig Männer verwendet. Davon iſt ein Drittel mit einem der Theilhaber an die-

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

ſer halb militäriſchen und halb commerciellen Niederlaſſung damit beſchäftigt, die mit den während der Jagdzeit geſammelten Häuten, Fellen und Pelzen beladenen Wagen nach den Vereinigten Staaten zu geleiten und den friſchen Vorrath von Waaren zu bewachen, welche fortwährend ankommen, um in dem Handel mit den Indianern verwendet zu werden. Die Verrichtungen der Zurückbleibenden ſind mannichfaltiger Art; die Einen zerſtreuen ſich über die nähern und entferntern Ebenen, um das Elennthier und den Buffel zu jagen und das Fort mit Lebensmitteln zu verſehen, ein zweiter Theil beaufſichtigt die Maulthiere und Pferde, während wieder andere bis in das Herz des Indianerlandes, mitten in die tiefſten Wildniſſe der Eutawhügel, hinter Spaniſch Peak und über die dem Oregon entlang gelegenen wüſten Ebenen vordringen und mit den innern Stämmen Handel treiben. Einige wenige Schreiber und Aufſeher vervollſtändigen die Anzahl der Einwohner dieſes wunderbaren Handelspoſtens, wunderbar in ſeiner traurigen Einſamkeit, in ſeiner ungeheuren Entfernung von den civiliſirten Niederlaſſungen und in dem ſeltſamen Bilde deſſelben, wenn alles in Thätigkeit iſt.

Nahe dem Thore ſaßen zwei in die Tracht von Indianerhäuptlingen gekleidete Männer, aus langen Pfeifen rauchend, auf Matten, in der Abſicht, das ſehr rohe Frühſtuck zu verdauen, welches ſie ſo eben zu ſich genommen hatten. Ihre Mocaſſins waren von der zierlichſten und ſchönſten Form, mit Perlen und Stachelſchweinkielen verſchwenderiſch verziert; ihre weiten Beinkleider waren von künſtlich zubereiteten Hirſchfellen, von der Hüfte bis zum Knöchel mit Franſen verſehen, während ihre ſchönen Jagdhemden von demſelben Stoff, und die Aermel am Saum von dem Handgelenk bis zur Schulter gleichfalls mit Franſen beſetzt, und mit Figuren aus verſchiedenfarbigen Stachelſchweinskielen verziert waren. Es waren dieß die beiden Brüder Bent, die Monarchen alles deſſen was ſie von hier aus überblickten und ächte Häuptlinge in dem ganzen, vom Fort aus beherrſchten Bezirk. Näher bei der Hand waren Haufen von Trappern, Schreibern und Händlern, während man außen Indianer, Männer und Weiber, mit geiſterartigem Schritt herumwandeln ſah. Dazwiſchen ſpielten zahlreiche Gruppen von Kindern, welche ihr fröhliches Gelächter und ihre heitere, muntere Luſtigkeit mit den ernſteren Bildern der äußerſt merkwürdigen Scene vermiſchten.

Als Peter dem Fort näher kam, trennte ſich einer von den außerhalb des Thores herumlungernden Männern von einem Häuflein gleicher Faullenzer, und ging dem Schweizer Trapper entgegen.

„Gut'n Morgen,“ rief er. „Ich glaube, Peter, Ihr ſeyd nachdenklich. Was iſt die Urſache? Etwa ein Mädchen?“

Der Sprecher war ein ſehr großes Mitglied — denn er war ſechs Schuh hoch — von der weit verzweigten Brüderſchaft, in Europa als Yankees bekannt, eine Benennung, welche übrigens mit Recht nur einem kleinen Theile der Anglo-Amerikaner zukommt. Obgleich ſein Geſicht weder ſchön noch ſehr angenehm war, ſo leuchtete doch durch die offenen Züge ein Ausdruck von guter Laune und Intelligenz, der alle, welche ihn ſahen, zu ſeinen Gunſten einnahm.

Ehe Peter ſah, wer der Sprecher eigentlich ſey, fühlte er ſich geneigt, über dieſe Unterbrechung ſeinen Unwillen zu äußern; als er aber ſeine Augen erhob und nun bemerkte, wen er vor ſich habe, war ſein Zorn auf einmal verſchwunden.

„Wohl, Ephraim,“ ſagte er mit traurigem Lächeln, „ich glaube Ihr wißt was die Veranlaſſung iſt.“

„Ein Mädchen!“

„Ja, ein Mädchen, wie Ihr ſagt; aber“, fuhr Peter fort, „Ihr wißt recht wohl, Ephraim, daß ich keinen alten Mauleſel beſitze, viel weniger ein Dutzend Pferde, was der Preis für das Mädchen iſt.“

„Wohl!“ rief die ungeheure belebte Fleiſchmaſſe, gewöhnlich Ephraim Smith genannt, „wenn dieß der Fall iſt, ſo ſtellt den Schein nicht auf mich aus. Zwölf Pferde für ein Mädchen, und dazu noch ein Indianermädchen!“

„Ephraim, ich liebe das Mädchen!“

„Liebt ſie euch auch?“ — Doch, weiß ich ja ſelbſt nicht, was Liebe eigentlich heißen will. Sie iſt ſchön, das iſt gewiß; aber zwölf Pferde, nein!“

„Sie liebt mich, Ephraim,“ fuhr Peter fort.

„Gut!“

„Und da ich den Preis nicht bezahlen kann, welchen ſie verlangen, ſo ſind wir dahin übereingekommen, daß ich gar nichts zahlen und das Mädchen dennoch, dem ganzen Stamme zum Trotz, bekommen werde.“

„Wirklich? unmöglich,“ erwiederte der lange Amerikaner nachdenklich.

„Nein, Ephraim; es muß geſchehen, und es ſoll geſchehen; ja, noch mehr, ich rechne auf Euch als meinen beſten Freund in dieſer ganzen Sache. Im ganzen Fort Bent iſt nicht Einer, der es thun könnte.“

„Nun, das nenne ich einmal eine Schmeichelei,“ erwiederte der große Trapper mit willfährigem Lächeln; „und wenn es gilt einem Freund über einen Steg wegzuhelfen, ſo iſt Ephraim Smith nie der Mann um nein zu ſagen, wenn er es thun kann; wenn er es nicht thun kann . . .“

„Genug jetzt davon,“ ſagte Peter mit einem bedeutungsvollen Wink, und nun wollen wir die Sache überlegen und beſprechen. Aber um ein Ding, Ephraim, möchte ich Euch noch gebeten haben. Man muß glauben, daß ich ſie aufgegeben habe.“

„Ich ſehe drei Yards weit durch eine Steinmauer, gab der Jäger mit einem Wink zur Antwort, „und es würde mir großes Vergnügen machen, wenn Ihr dieß über Euch gewinnen könntet. Ein Weib iſt niemals gut, aber ein indianiſches Weib iſt der Teufel ſelbſt. Ich bin ein freier Bürger unſrer ewigen Republik, und es fällt mir ſchwer, meine volle Meynung nicht auszuſprechen; aber ſollte es nicht helfen, ſo iſt das Wort ſtumm.“

(Fortſetzung folgt.)

Ein Meteorſtein.

* Wir haben bereits in Nro. 364. der „Augsburger Abendzeitung“ vom vorigen Jahre gemeldet, daß am 25. December bei dem Dorfe Schönenberg im Landgericht Burgau unter ſtarkem Getöſe ein Stein aus der Luft gefallen und gefunden worden iſt. Die „Allgemeine Zeitung“ enthält nun über dieſe merkwürdige Naturerſcheinung folgendes Nähere in einem Schreiben aus dem Mindelthale vom 28. December. Ein eben ſo ſeltenes als merkwürdiges Naturereigniß — der Fall eines Meteorſteines — hat die Bewohner des Mindelthales und der benachbarten Thäler theils mit Schrecken, theils mit Verwunderung erfüllt. Am heiligen Chriſtfeſte Nachmittags 2 Uhr, wurde in der erwähnten Gegend in einem Umkreiſe von mindeſtens 18 Stunden Durchmeſſer ein Getöſe vernommen, welches anfänglich fernem Kanonendonner glich, der aber nach etlichen und zwanzig Schlägen in ein Trommeln oder Pauken überging, das den Tönen einer F-Pauke ſehr ähnlich war, und mit einem lang gezogenen Sauſen und Klingen, dem Klang ferner Trompeten vergleichbar, endigte. Die ganze Erſcheinung dauerte etwa 3 Minuten, wurde aber überall auf dieſelbe Weiſe und faſt gleich ſtark vernommen, indem Jeder glaubte den Lärm unmittelbar über ſeinem Haupte zu hören, was bei den meiſten keine geringe Beſtürzung hervorbrachte, zumal von der Erſcheinung nichts geſehen werden konnte. Nur im Filialdorf Schönenberg, auf der Weſtſeite des Mindelthales gelegen, wurde von einigen Perſonen eine ziemlich raſch fliegende ſchwarze Kugel hoch über den Häuſern bemerkt und eine derſelben — ein glaubwürdiger Mann — war ſo glücklich dieſe Kugel, die ihm nur fauſtgroß ſchien, in einem Garten unterhalb der Häuſer in die Erde einſchlagen zu ſehen. Die Nachricht hievon verbreitete ſich wie ein Lauffeuer und brachte die ganze Gemeinde auf die Beine, um dem eingeſchlagenen Erdloch zu-

Digitized by Google

zuellen, in deſſen Nähe noch einiger Schwefeldampf bemerkt wurde. Als die Kugel hierauf nicht ohne große Aengſtlichkeit ausgegraben wurde, zeigte es ſich, daß ſie den etwas gefrornen Lehmboden zwei Fuß tief durchdrungen hatte. Der zu Tag geförderte Meteorſtein bildet eine unregelmäßige abgeſtutzte Pyramide mit vier ſchmälern und einer breitern Seitenfläche, einer ziemlich ebenen Grundfläche und einer ſtumpf prismatiſchen Spitze und meiſt abgerundeten Kanten; iſt auf der Oberfläche uneben, mit einer ſchwarzen etwas rauhen ſchlackenartig gefloſſenen Rinde überzogen, und ſcheint ein Bruchſtück von einer größern Felsmaſſe zu ſeyn. Da er beim Ausgraben beſchädigt wurde, ſo konnte auch ſeine innere Structur betrachtet werden. Sie gleicht der eines feinkörnigen Dolerits (Grünſtein, ein vulcaniſches Produkt); der Bruch iſt weißgrau, an einzeinen Stellen iſt derſelbe weißgeſleckt, und es ſind viele Metallſtimmerchen auf demſelben zu erkennen, welche unter der Loupe als Metallcriſtalle erſcheinen und größtentheils auch aus octaedriſchem Eiſen und vielleicht theilweiſe aus Zinn ꝛc. beſtehen, während die übrigen Beſtandtheile, Augit, Olivin, Labrador, Leberkies ꝛc. weniger deutlich hervortreten. Auf der äußern ſchwarzen Rinde zeigen ſich einzelne erhabene Eiſenſteelſen und Körner, welche theils kryſtalliniſch, theils unregelmäßig geformt ſind und die Magnetnadel anziehen. Das Gewicht des Ganzen beträgt 14 Pfd. 17 Loth, und erſcheint zu ſeiner Größe — 8 Zoll Höhe, 7 Zoll Breite und 5 Zoll Dicke — als bedeutend, indem das ſpezifiſche Gewicht wegen der überwiegenden Eiſenhaltigkeit wenigſtens 3,7 — 8 iſt. Das körnige Gefüge iſt zwar ziemlich dicht, ſo daß der Stein am Stahl Feuerfunken gibt, aber kleinere Stückchen daran ſind leicht zu zerreiben. Nach der Meynung verſchiedener Ohrenzeugen iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß in den obern Theilen der hieſigen Gegend, ſowohl im Mindel- als Kamelthal noch mehrere Meteorſteine gefallen ſind, indem das obenerwähnte, den Fall begleitende Sauſen an verſchiedenen Stellen ganz in der Nähe gehört, obgleich bis jetzt noch kein weiterer Stein gefunden wurde. Wie es dem Referenten, ſowie mehreren Augen- und Ohrenzeugen vorkam, drehte ſich die ganze Meteormaſſe in einem Bogen (wahrſcheinlich fortwährend ſinkend), deſſen Sehne eine halbe Stunde betragen mochte, kam von Nordoſten und drehte ſich nach Südoſten, wobei der gefallene Stein wahrſcheinlich von der Hauptmaſſe ſich abſonderte, eine horizontale Richtung annahm und endlich plötzlich, faſt ſenkrecht, herabſtürzte; der übrige Theil des Meteors ſchien aber hierauf in ziemlich ſüdöſtlicher Richtung weiter geflogen zu ſeyn, was vielleicht noch genauer ermittelt wird, wenn alle Beobachtungen zuſammengeſtellt ſeyn werden. Eine intereſſante Wirkung äußerte die heftige Lufterſchütterung auf die Atmoſphäre. Der Himmel war bei einer Temperatur von — 0 R. mit einem Schnee verheißenden Wolkenſchleier bedeckt (es hatte faſt den ganzen Vormittag geſchneit), heiterte ſich aber ſogleich nach dem Meteor auf, und zwar wurde in der Richtung ſeiner Bahn gleich ein wolkenfreier Streif ſichtbar, dem heller Sonnenſchein folgte, in deſſen Folge das Gewölk ſich vollends auflöste.

Pot-Pourri.

Rübenbrod.

Die „Rheiniſche Handelszeitung“ ſchreibt über dieſen Gegenſtand: „Es freut mich, daß der Zweck der neulichen Mittheilung über das von einem hieſigen Landmanne zuerſt dargeſtellte Rübenbrod vorläufig in ſofern erreicht iſt, als ſie zu ferneren Verſuchen aufgefordert hat. So berichtet mir unter Anderem Herr Gutsbeſitzer R. A. Pfingſten aus Ranzel (im Siegkreiſe) über einen in ſeiner Gegend angeſtellten ſehr gelungenen Verſuch Folgendes: „Ein zuverläßiger Mann hieſiger Gegend hat derartiges Brod ganz vorzüglich gefunden. Daſſelbe war bereitet, wie folgt: 5 Körbe weiße gewöhnliche Feldrüben (ungefähr jeder ein Schäffel haltend) geſchält, zu Würfel geſchnitten, im Backofen getrocknet, dann mit 1/2 Malter (1 5/16 Schäffel) Korn gemahlen, gab 35 ſiebenpfündige Brode. Das Korn allein würde nur 20 Brode gegeben haben. Daher kommen 15 Brode auf 5 Körbe Rüben; ein herrliches Reſultat! Uebrigens werde ich die Sache ſelbſt verſuchen.“ — Rechne ich nun die 5 Körbe Rüben (nach Anſchlag des zu Viehfutter dienſamen Abfalles) 15 Sgr., das halbe Malter Korn 4 1/4 Thlr., die Backkoſten zu 4 Pfennigen per Brod, ſo ſtellt ſich alſo das Brod 4 1/3 Sg., während es beim Bäcker über 7 Sgr. koſtet. Dieſes Reſultat iſt Grund genug zu ferneren Verſuchen, da überhaupt der volle Werth einer derartigen Entdeckung erſt aus allmähliger Vervollkommnung hervorzugehen pflegt. Wenn das Rübenbrod, welches übrigens im Geſchmacke ſich kaum vom gewöhnlichen Roggenbrod unterſcheidet, auch nur das zur Folge hat, daß Tauſende unſerer Mitbürger ſich am Brod ſättigen können, womit ſie jetzt kärglich und kümmerlich zu Rathe gehen müſſen, ſo wäre das in einem Jahre wie das gegenwärtige ſchon Gewinn genug. Meines Erachtens wird man übrigens wohl thun, dem Teige etwas mehr Salz beizumiſchen, was den Rübengeſchmack beſeitigen hilft.“ — Die Armenkommiſſion in Darmſtadt machte den Verſuch, aus weißen Rüben, ſo wie aus Dickwurz Brod zu backen. Das Verhältniß war 4/7 Mehl und 3/7 getrocknete und gemahlene Rüben; das Ergebniß war günſtig und berechnet ſich vorerſt der Koſtenpunkt auf 18 kr. per 5 Pfund. Dieſer Preis wird ſich aber bei genauerer Behandlung im Verhältniß zu den gegenwärtigen hohen Fruchtpreiſen höchſtens auf 15 kr. ſtellen.

Heiraths-Notabene.

Bei einer Vermählung, behauptete ein alter Praktikus, ſind drei Epochen zu beobachten: die Bedenkzeit, das Verſprechen und die Trauung. In der Bedenkzeit denkt ſie: es iſt doch wohl Zeit; nach dem Verſprechen verſpricht er, ſich nicht mehr zu verſprechen, und nach der Trauung traut er ſich nicht mehr zu ſprechen.

Ein Troſt.

Jemand ereiferte ſich über das ſchmachvolle Betragen ſo mancher Deutſchen, die im Auslande nicht mehr Deutſche ſein wollen, ſondern den Italiener, Franzoſen, Engländer ſpielen. Darin liegt viel Tröſtliches für uns, entgegnete ein Anderer: es beweiſ't daß auch die ſchlechteſten Deutſchen noch immer gut genug ſind — zum Engländer oder Franzoſen!

Korreſpondenz des „Sammlers.“

München, 31. Dec. 1846.

Dr. Hauer, der Gründer und Vorſtand des ſeit fünf Monaten beſtehenden Kinder-Hoſpitals wird im nächſten Frühjahr auf ſeine eigene Koſten eine Reiſe nach Paris machen, um ſich die Einrichtungen des dortigen Hôspital des enfants malades zu beſehen, um hiedurch den möglichſten Gewinn für ſeine Anſtalt zu ziehen. — Der Centralimpfarzt Dr. M. Reiter dahier hat in einem Werkchen unter dem Titel: „Beiträge zur Beurtheilung und erfolgreichen Impfung der Kuhpocken“ die wichtigſten Fragen über Natur und Schutzkraft der Menſchenblattern und der Kuhpocken durch Thatſachen, die er ſowol aus fremder als eigener Erfahrung entnommen, möglichſt aufzuklären und das Bekannte darüber zuſammen zu ſtellen geſucht. Er theilt darin ſo viel Intereſſantes mit, daß es gewiß kein Arzt unbefriedigt aus der Hand legen wird. — Unſer Geſandter an den freien Hanſeſtädten Freiherr v. Hormayr zählt in ſeinem neuen Taſchenbuche ſeine ſämmtlichen Arbeiten auf: wonach dieſelben ohngefähr 150 Bände füllen. Dieſer unermüdliche Geſchichtſchreiber ſpricht darin auch von zwei neuen Werken, welche er in einzelnen Theilen ſchon vollendet hat, und die Titel „Max der Erſte und Karl der Fünfte ihre Helden und ihre Zeit“ und „Geſchichte Oeſterreichs unter den Babenbergern“ führen würden; glaubt aber, daß dieſelben bei ſeinem vorgerückten Alter wohl Bruchſtücke bleiben dürften.

Digitized by Google

Nro. 2. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 6. Januar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Erörterung. — Des Trappers Braut. — Peter Unterſteller. — Eine Anekdote über Napoleon. — Pot - Pourri.

Erörterung.

von G. Vies.

(Aus einer größern, demnächſt zu Leipzig in Druck erſcheinenden Gedichteſammlung.)

Weil Bayerns König in dem dän'ſchen Streit
So ritterlich als Deutſcher ſich erwieſen,
Wird in den Zeitungen er weit und breit
Als ächter Sohn Germaniens geprieſen.

Bedurfte man wohl des Beweiſes noch
Daß **Ludwig** deutſch, hochherzig iſt und bieder?
Half er nicht brechen kühn das fremde Joch,
Das Deutſchland hielt in tiefſter Schmach darnieder?

Hat er nicht ſchon als Jüngling ernſt bedacht
Wie deutſche Größe würdig zu belohnen?
Nicht ausgeführt als Mann, in vollſter Pracht
Die Ruhmeshallen, wo nur Deutſche thronen?

Wer anders hat gelegt den erſten Grund
Zur deutſchen Einheit in dem Zollverbande?
Wer unterſtützte mehr als er den deutſchen Bund,
Galt es dem Wohl vom deutſchen Vaterlande.

Er war der Erſte, der die Dampfeskraft
Zum Zweck des Fortſchritts für das Deutſchthum wählte,
Der Erſte, der das Rieſenwerk geſchafft,
Das zwei der größten deutſchen Flüß' vermählte.

Erklang aus nicht ſein hoch begeiſtert Lied
In deutſchen Weiſen voller Kraft und Sühne?
Wer Anders thats, daß deutſche Gau'n durchzieht
Der deutſchen Sänger Harmonientöne?

Was wahrhaft deutſch, hat immer er gewollt,
Sein Wort, ſein Thun war immer deutſch und offen.
Und wenn Er gegen fremde Willkühr grollt,
Da fühlt man überſchwänglich ſich betroffen?

Doch mir fällt ein, warum man nur ein Blatt
Aus meines Königs Lorbeerkranz beſungen:
Man fühlt — wie ich — daß alle Worte matt,
Da wo das Herz bewunderungsdurchdrungen.

Des Trappers Braut.

Eine Sage aus den Felſengebirgen,
nach dem Engliſchen, des Percy B. St. John,
von **H. Fr. Oßwald.**

(Fortſetzung.)

Es war ſieben Tage ſpäter, als zwei Männer bei einem Weidengebüſch hielten, wo der Almager-Fluß, gewöhnlich als Fontaine-quibouille bekannt, in den Arkanſas fällt und deſſen Gewäſſer vergrößert.

„Da hat das Geſindel gelagert,“ ſagte Ephraim Smith, denn er war Einer von den Beiden, „und zwar gerade auf dieſem Fleck. Hier iſt der Feuerplatz und dort ſind die Weidenſtangen,“ auf verſchiedene Weidenäſte deutend, welche in den Boden getrieben und an der Spitze mit einem biegſamen Zweig von demſelben Material befeſtigt waren, die ihnen dazu dienten, ihre großen Matten zu Wigwams auszuſpannen. „Sie ſind, ſo viel ich ſehe, erſt dieſen Morgen weiter gezogen, denn die Aſche iſt noch nicht ganz verglüht; auf jeden Fall ſind wir ihnen auf der Spur,“ „und dieß iſt vor der Hand alles was wir verlangen,“ erwiederte Peter Lancel „aber jetzt wollen auch wir uns lagern, Holz gibt es genug, und ſo können wir ein tüchtiges Feuer unterhalten und uns gegen die Kälte ſchützen, doch,“ fügte er mit grimmigem Lächeln bei, „was das Eſſen anbetrifft, ſo wird davon vermuthlich auch heute wieder keine Rede ſeyn.“

„Ja, es ſieht hier ziemlich ſchal aus, “ fuhr der lange Jäger fort; „kein Büffel, kein Rothwild, an dem allem ſind die verdammten Eutaws Schuld; ſie haben jeden Biſſen Wildpret aus der Gegend verjagt. Da ſind zwei Mägen vom erſten Rang, wirkliche Bergtrappers, und haben ſchon ſeit zwei Tagen nicht einen Biſſen bekommen, und zwar nur wegen dieſer diebiſchen Vagabunden. Doch, macht nur ein Feuer auf, Peter, ich will an dieſem Bach da lauern, und wenn ein Hirſch oder eine Kuh, ein Bär oder ein Wolf in der Nähe herumſchnüffelt, ſo werden wir heute ein Abendeſſen haben.“

Und ohne weiter ein Wort zu ſprechen, nahm der ſtämmige amerikaniſche Trapper ſeine Büchſe auf die Schulter und entfernte ſich durch das Weidengebüſch, trotz ſeines Hungers eine luſtige Melodie pfeifend, bis er in die Nähe eines Ortes kam, wo er ein Lager des Wildes vermuthete, und wo ſeine Lippen ſofort ſchwiegen. Peter, der jetzt allein war, legte ſein Gewehr und die übrigen Jagdgeräthſchaften nahe zur Hand und begann die Vorbereitungen für das Nachtlager zu treffen. Wie gewöhnlich war der von den Indianern ausgewählte Ort zu dieſem Zweck der beſte im ganzen Diſtrict, und daher entſchloß ſich auch der junge Schweizer Trapper ſich gleichfalls hier niederzulaſſen. Mitten in dem ſie von allen Seiten umgebenden Gebüſch waren ſie großentheils vor dem Wind geſchützt, während das Feuer aus demſelben Grunde nicht auf unangenehme Weiſe flackern konnte, und eben ſo auch den ſpähenden Augen allenfalls herumſtreifender Indianer verborgen blieb.

Peter lud nun ſein Gewehr mit etwas Pulver, auf welches er einen Pfropfen von Baumwolle ſetzte, ſammelte eine Handvoll trockener Blätter und ſchoß ſeine Büchſe gegen den Boden zu ab; die dadurch entzündete Baumwolle legte er ſodann mitten in die Blätter hinein und bewegte dieſelben mit der Hand langſam vor- und rückwärts, in dem er ſie zu gleicher Zeit ſo viel wie möglich in den Luftzug brachte. Bald loderte eine praſſelnde Flamme empor, die Blätter wurden nun auf den Boden gelegt und einige trockene Aeſte leicht darüber gelegt. Allmählich legte Peter mehr Holz

Digitized by Google

ſtücke zu, bis eine tüchtige Flamme mitten in dem Weidengebüſch emporſchlug. Alles ringsum fiel augenblicklich in tiefen Schatten, jede kleine Oeffnung zwiſchen den Büſchen glich dem Eingang zu einer Höhle, deren Oeffnung in dem ungewohnten Lichte glänzte, während im Innern alles in die tiefſte Dunkelheit gehüllt war.

Nachdem Peter dieſen Theil ſeines Geſchäftes beſorgt hatte, fuhr er fort Brennholz für die Nacht zu ſammeln, eine etwas ſchwierige Aufgabe, da die Eutaws faſt jedes brauchbare Stück auf ziemliche Entfernung hin bereits verbrannt hatten. Peter nahm deßhalb ſeine Axt zur Hand, ſtieg den Hang zur Schlucht hinan und ging auf eine Furt des Arkanſas zu, wo einige verkrüppelte Fichten ſtanden und der junge Schweizer Trapper trockene Aeſte zu finden hoffte.

Während er damit beſchäftigt iſt, müſſen wir unſerm Leſer einen kurzen Ueberblick über die Ereigniſſe der vorhergegangenen ſieben Tage geben. Nachdem die Eutaws ihren Tauſchhandel mit den Inſaſſen des Forts Bent beendet und von dem jungen Peter Lancel kein weiteres Anerbieten für die Hand der ſchönen Moama erhalten hatten, waren ſie ihren heimathlichen Bergen wieder zugezogen, mit der Abſicht, im nächſten Jahre nach dem Fort zurückzukehren. Peter und Ephraim ſäumten aber nicht mit ihren Zurüſtungen, um der Spur der Indianer während deren Heimzuges zu folgen. Der Erſtere hatte zwar eine Unterredung mit ſeiner Geliebten gehabt, doch war dieſelbe nur von kurzer Dauer geweſen. Deßhalb ſteckten die beiden Freunde den nöthigen Schießbedarf zu ſich und verließen das Fort unter dem Vorwande, einige Tage zwiſchen dem Fort und dem Apishipa-Bach jagen zu wollen. Sie überſchritten aber bald den Arkanſas, verbargen ſich in der Nähe der gewöhnlichen Fährte der Indianer und ſahen hier die Eutaws ihren Weg nach der Heimath einſchlagen. Einige Stunden blieben ſie hier, dann folgten ſie vorſichtig dem Zuge der Rothhäute bis zu der Zeit, wo wir ſie nahe dem Ufer der Fontaine-qui-Bouille trafen. Einige Tage lang waren ſie mit der Erlangung von Nahrungsmitteln glücklich geweſen, die ſie ſich vermittelſt ihrer Gewehre, Angeln und Netze verſchafften, denn der Arkanſas iſt in dem untern Theile ſeines Laufes, in der Nähe des Forts Bent reich an Fiſchen, die jedoch immer ſeltener werden, je näher man den Bergen kommt. Seit mehr den acht und vierzig Stunden hatten aber nun die beiden unerſchrockenen Männer alle Qualen des Hungers erduldet, indem ihre ganze Nahrung in einigen kleinen Weißfiſchen beſtand, die ſie glücklich genug waren in einem kleinen Nebenfluſſe des Arkanſas zu fangen. Deſſenungeachtet ging Peter, welcher an die Entbehrungen des Lebens in den Prairien gewöhnt war, ſeinem Geſchäfte des Holzſammelns mit einer Emſigkeit nach, wie wenn er gewiß geweſen wäre, an demſelben ein fettes Stück von einem Elennthier oder Büffel braten zu können. *)

Eine halbſtündige emſige Arbeit hatte für Peter hingereicht eine Ladung Holz zuſammenzubringen, daß er dieſelbe nur mit Mühe bis zu ſeinem Lagerplatz ſchleppen konnte.. Noch war nichts von Ephraim zu entdecken. Peter fühlte ſich etwas abgeſpannt, ſtopfte deßhalb ſeine Pfeife, und vergaß auch bald unter dem beſänftigenden Einfluß des wohlriechenden virginiſchen Tabaks die Qualen des Hungers. Dieß beſänftigende Kraut brachte ſein Gemüth in einen ruhigeren Zuſtand, und machte ihm möglich an Die zu denken, für welche er ſich allen Gefahren der Wildniß ausgeſetzt hatte, und für die er noch weiter den Gefahren der Eutaw-Berge Trotz bieten wollte, wo Schnee und angeſchwollene Gebirgswaſſer, wo glänzende Eisfelder und dräuende Abgründe ſich dem Eindringen des jungen Schweizers zu den Indianerſtämmen entgegenſetzten und dieſe in ihren natürlichen Bollwerken ſchützten. Daher mag es auch vielleicht kommen, daß ſie feſtere Wohnſitze haben und im Allgemeinen gebildeter ſind als ihre Nachbarn.

Die Eutaws, Utaws oder Jutaws, ein tapferer, etwa acht bis zehntauſend Seelen zählender Stamm, bewohnen dieſe Berge, wo ſie Pferde-, Maulthier- und Schafzucht treiben, Korn und Bohnen bauen, und wollene Decken verfertigen. Obgleich dem Namen nach mit den Amerikanern und Mexikanern im Frieden lebend, ſtehen ſie doch keinen Augenblick an ſie zu plündern und zu brandſchatzen, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu darbietet, das heißt, wenn ſie ihnen an Zahl weit überlegen ſind.

Peter ſaß vor dem hellodernden Feuer, an dieß und jenes in Bezug auf den Stamm denkend, mit innerer Luſt ſeine Gedanken bei dem Bilde des fernen Mädchens ſeiner Liebe feſſelnd, bis er durch Nachſinnen und Rauchen, durch Rauchen und Nachſinnen alles rings um ſich her vergaß.

„Ja, ja! geſchoſſen ſoll ich werden, wenn Ihr nicht ein hübſches großes Maul ſeyd, Ihr," rief in dieſem Augenblick Ephraim Smith; „bedenkt, daß wenn Ihr nicht auf Eurer Hut bleibt, Ihr bald ſcalpirt ſeyn werdet, ſonſt nichts; Ihr werdet Euch doch erinnern, daß wir im Lande der Indianer ſind, hoffe ich."

„Oh, Ephraim, der Himmel vergebe Euch," erwiederte Peter Lancel ſich erhebend, „aber Ihr habt mich aus dem ſeligſten Traume geſtört, den ich ſeit lange gehabt habe."

„So!" rief Ephraim, näher zum Feuer tretend; „ſo, Ihr ſeyd alſo mit dem Schlafen nicht zufrieden, Ihr müßt auch noch träumen. Allein während Ihr träumtet, mein lieber Peter, ſah ich mich nach etwas dergleichen um. Ich bin nicht ſo ſorglos."

„Ein Elenthier, bei Uncle Sam's Haupt!" ſagte Peter aufſpringend; „nun das muß ich geſtehen, Ephraim, das iſt ja herrlich."

„Nun ich habe zwei Tage lang nichts über den Mund gebracht, und auch außerdem wäre ich, meiner Meynung nach, der Mann dazu, um ein Stück Wild auf die Naſe zu ſchießen, wenn es mir nahe genug iſt. Ich bekam das Thier zu Geſicht, wie es gerade auf der andern Seite des Fluſſes ſeinen Schenkel an einem Baume rieb. Im Augenblick, wo ich es ſah, fühlte ich im Geiſte das fette Thier ſchon braten, und obgleich es vielleicht außerhalb Schußweite war, ließ ich es doch nicht mehr entfliehen. Es glotzte wie ein Britte, der eben in York gelandet iſt, doch das half alles nichts, meine Kugel iſt nicht dicker als zwei Erbſen, aber ſie war dick genug um es zu tödten."

Peter erwiederte nichts mehr, und ſo blieben beide Männer einige Zeit ſtumm. Man ſagt, es gebe manchmal Gefühle, die zu tief ſeyen, um in Worten ausgeſprochen werden zu können. Dieß war auch der Fall bei ihnen. Faſt ausgehungert löste ſich jeder Gedanke ihres Geiſtes und jedes körperliche Gefühl in der erwarteten Mahlzeit auf. Nur wer ſelbſt erfahren hat, was es heißen will, eine ſo lange Zeit zu faſten, wie ſie, kann einen richtigen Begriff davon haben, was der wilde Hunger aus dem Menſchen machen kann. In der ganzen weiten Welt gab es nichts Schöneres und Reizenderes für ihre Einbildungskraft, als die fetten Keulen des erlegten Wildes. Es abzuhäuten und die beſten Fleiſchſtücke zum Mahle abzuſchneiden, war das Werk eines Augenblicks; ſogleich wurden auch einige auf die Kohlen gelegt. Aber die beiden ausgehungerten Männer ließen ſie nicht völlig gar werden, ſondern kaum waren ſie heiß, als ſie ſie auch ſchon an ſpitze Stäbe ſteckten, und ſo mit ihren Meſſern das noch faſt rohe Fleiſch in kleinern Stücken abſchnitten und aßen.

„Ich ſoll geſchoſſen werden!" rief endlich Ephraim Smith aus, indem er den Leib des Hirſches mit lüſternen Augen betrachtete; „aber an dieſer Beſtie da ſind noch einige mächtig große, ſaftige Stücke, allein ſelbſt wenn General Jackſon es befehlen würde, könnte ich jetzt nichts mehr eſſen."

„Wenn man ſatt iſt, ſo iſt das eben ſo gut wie ein Feſtmahl,"

*) Trotz der Menge Wild, welche man zum Theil findet, trotz der großen Büffelheerden, welche über die weitausgedehnten Ebenen des Weſtens ziehen, trotz der Gewandheit und Liſt der Jäger iſt das Halbverhungern oft das Loos des Wanderers, denn es gibt ganze Regionen ohne alles und jedes Futter für ſolche Thiere, auf welche der Reiſende wegen ſeines Unterhalts angewieſen iſt, und hier können folglich auch keine dergleichen exiſtiren

Digitized by Google

erwiederte Peter mit zufriedenem Lächeln, „und ich muß Euch jetzt geſtehen, Ephraim, daß dieß ein Capitalſchuß war, den Ihr da gethan habt, gerade ſo zur rechten Zeit."

„Das will ich meynen," rief der Jäger mit lautem Lachen; „ich traf das Thier gerade auf das Vorderblatt, und da war die Sache natürlich gleich entſchieden."

„Wenn Ihr nur auch die Eutaws ſo ſcharf trefft, im Falle wir in die Klemme kommen ſollten, Ephraim, dann werden die Rothhäute nicht zu viel Glück haben."

Kaum waren dieſe Worte geſprochen und von Ephraim erwiedert worden, als Peter plötzlich rief: „horch! was iſt das?"

„Indianer, bei Gott!" war die Antwort Ephraims, deſſen ſonſt gewöhnliche Sorgloſigkeit mit einemmale verſchwand. „Drückt Euch in dieſem Weg hier fort, folgt mir, oder wir werden ſo voll mit Pfeilen geſpickt ſeyn, als ein Igel mit Stacheln, ehe Ihr nur ein Wort ſprechen könnt."

Damit ergriffen die beiden Trappers ihre Büchſen, glitten mit einer Schnelligkeit von dem Feuer weg, welche ihrer Prairie-Erziehung alle Ehre machte, und kauerten nach wenigen Minuten hinter einem Gebüſch, welches die Furt über den Arkanſas, von wo aus man das Geräuſch vernahm, beherrſchte. Hier ſchöpften ſie Athem und unterſuchten, ſich feſt aneinander drückend, ihre Stellung.

Rechts von ihnen befand ſich das Weidendickicht, und durch eine lange, niedere Viſta konnten ſie gerade einen Schimmer von der rothen Gluth ihres Lagerfeuers ſehen, das ſich noch weiter durch einen ſchwachen Rauchgeruch offenbarte, der ſogar bis hieher drang. Vor ihnen befand ſich das Tannengehölz und unter dieſem der breite Arkanſas; der Mond ſtand hoch am Firmament, und ſein bleiches, blaues Licht, das durch die dünne und reine Atmoſphäre drang, machte alle Gegenſtände auf eine ziemliche Entfernung deutlich ſichtbar.

Auf dem entgegengeſetzten Ufer des Fluſſes konnte man einen Knäuel menſchlicher Geſtalten deutlich wahrnehmen, die zu Pferde und augenſcheinlich in ernſter Berathung begriffen waren.

„Es war wirklich ſehr unvorſichtig," murmelte Ephraim, „ein ſo großes praſſelndes Feuer anzumachen, und vollends in dem Dickicht dieſes ſchleichenden Geſindels; allein es geſchah alles unſerer Mahlzeit wegen. Wir mußten eſſen, und das Eſſen, von welchem man immer ſagt, es ſey der Weg zur Erhaltung des Lebens, könnte uns jetzt ſehr wahrſcheinlich den Tod bringen."

„Alles, was wir thun können, Ephraim, iſt gleich Männern zu fechten, ſo viele Indianer zu tödten als immer möglich, und als freie Bergtrappers zu ſterben."

„Ja, das müſſen wir thun," erwiederte Ephraim lachend, da er auf einmal bemerkte, daß die vermeintlichen Indianer nichts anderes als canadiſche Trapper ſeyen; „doch noch iſt es nicht ſo weit. Dieſe Kerls haben lange Naſen und riechen unſern Braten auf eine Meile weit. Es iſt nur ein Glück, daß wir ſchon zu Nacht gegeſſen haben, denn ſonſt hätten wir das Nachſehen."

Während Ephraim dieſe Worte murmelte, hatten ſich die zwei Jäger aus ihrer knieenden Stellung erhoben und gingen nach der Furt zu.

„Dieſe Kerls ſetzten mich ein wenig in Schrecken," ſagte Ephraim, „und ich möchte ſie gar zu gern mit der gleichen Münze bezahlen. Ihr könnt das Kriegsgeſchrei der Arrapahu nachmachen. Es iſt das häßlichſte, welches ich kenne."

„Es ſind ihrer zu viel für uns," erwiederte Peter lachend; und ſodann fügte er bei, indem er ſeine Stimme ſo laut erſchallen ließ, als er konnte, „kommt nur unbeſorgt herüber, ihr trefft hier Chriſtenmenſchen."

„Mon Dieu, ich bin ſehr froh, ſage ich euch, — ich hielt euch für ſchurkiſche Corbeaux, d. h. Krähen — Chriſten, deſſen bin ich ſehr froh, ich hoffe ihr werdet doch etwas zu eſſen haben," erwiederte ein canadiſcher Trapper, indem er ſich in die Furt ſtürzte und dem andern Ufer zuſchwamm.

Ephraim Smith lachte verſteckt, aber herzlich über ſeine eigene Scharfſichtigkeit.

„Ich wußte es, ich wußte es ja," rief er; „dieſe hungrigen Teufel rochen unſern Braten auf eine Meile weit."

„Sacre! tiefes Loch," ſchrie der neue Ankömmling, aus dem Fluß herausſehend, und in jenem Miſchjargon von Franzöſiſch und Engliſch redend, der die canadiſchen Trappers charakteriſirt, „gut ſehr gut, trockenes Land! Ich hoffe, meine Herren Trappers das Ihr etwas zu eſſen haben werdet, denn, sacre nom de dieu, ich ſterbe faſt vor Hunger."

„Vollauf zu eſſen, mein Freund," erwiederte Peter auf franzöſiſch — Ephraim war in der Richtung nach dem Feuer fortgeeilt — wenn ihr Eurer nicht zu viel ſeyd."

„Ha!" erwiederte der Canadier vom Pferde ſpringend und dieſem augenblicklich die Beine feſſelnd; „wir ſind unſerer neun, und dazu ſehr glücklich zu ſchätzen, denn die sacré Eutaws wollten uns umbringen."

„Eutaws! Eutaws!" rief Peter nachläſſig; „ſeyd Ihr denn Einigen von dieſem Geſindel begegnet?"

„Einem ganzen Stamm, eine Tagreiſe von hier entfernt."

„Ah!" ſagte Peter, „ich dachte ſie wären dahin;" und dann weggehend fügte er bei: „Sobald ihr eure Pferde angebunden habt, ſo kommt herbei, ihr werdet da etwas zu eſſen finden."

„Und Geſellſchaft! Ich werde mich hüten, denn ich bin hungrig wie ein Wolf, die verdammten Eutaws tödten oder verſcheuchen alles Wild."

Peter fand Ephraim eifrig damit beſchäftigt, den Reſt des Elennthiers zu braten, wobei er ihm treulich beiſtand.

„Ich glaube, Peter," ſagte Ephraim, „Ihr werdet jetzt um fünf Pfund ſchwerer gehen."

„Wie ſo?"

„Seht, Ihr ſeyd noch etwas unerfahren, nicht wahr? Nun, dieſe hungrigen Teufel werden alles aufzehren, was wir nicht eſſen, und da zehn gegen Eins zu wetten iſt, daß wir eine ganze Woche lang nichts mehr bekommen werden, ſo will ich etwas auf die Seite haben, dieß iſt alles."

Peter lachte, und die weitere Unterhaltung wurde durch die Ankunft des canadiſchen Trappers und ſeiner Gefährten kurz abgeſchnitten.

(Fortſetzung folgt.)

Peter Unterſteller,

ein Mörder von 15 Jahren.

Es wurde ſeiner Zeit in der „Augsburger Abendzeitung" mitgetheilt, wie in der öffentlichen Aſſiſen-Verhandlung vom 17. und 18. Nov. v. Js. in Zweibrücken der 15jährige Peter Unterſteller wegen Mords verurtheilt wurde. Er ermordete die vierjährige Nachtwächterstochter Barbara Lang, brachte ihr 4 Stiche in den Hals, eine Wunde in die Bruſt und einen Schnitt zwiſchen den Fingern bei, und da ſie noch nicht ganz todt war, bedeckte er das verwundete Kind, dem er die Kleider vom Leibe nahm, mit Stroh in einer Scheune, wo es im Hemde, noch vom Morgen bis zum Abend, unter ſchrecklichen Qualen lebte, bis es entdeckt wurde und worauf bald der Tod eintrat. Um Barbara Lang gleich einem Schweine abzuſtechen, hängte er ſie an einem Hacken des Rollſeiles auf, verband ihr die Augen, verſtopfte ihr den Mund und ſchlachtete ſie nach langer Marter. Sie war nach dem Ergebniſſe der Unterſuchung von geſunder, regelmäßiger Körper-Conſtitution, die tödtliche Wunde hatte nach dem ärztlichen Gutachten Aehnlichkeit mit dem Stich der Schweine, wo zuerſt ein Hautſchnitt gemacht, dann der Schnitt in die Tiefe geführt wird, und der 15jährige Mörder war bei vollem Bewußtſeyn, bei vollen Geiſteskräften, bei voller Unterſcheidungskraft, er verübte die That mit kalter Ueberlegung, war nach der That ganz gleichgültig, aß mit gutem Appetit und

Digitized by Google

ging darauf in die Schule und ſodann in die Kirche. Bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung zeigte er das Benehmen eines verſtockten und verſchmitzten Menſchen, auf die Frage, ob er bereue, beobachtete er hartnäckiges, ſtörriſches Schweigen. Er bewährte, wie ausdrücklich bemerkt iſt, ein ganz verwildertes, jeder Regung des Mitleids unzugängliches Gemüth, bloße Mordſucht, kein anderes Motiv, hatte ihn zur That verleitet. Vollkommen überwieſen, wurde er blos, weil er noch nicht 16 Jahre alt war, ſtatt zum Tode zu 20jährigem Gefängniſſe verurtheilt. Nach allen Zeugen-Ausſagen, namentlich der ſeines Pfarrers und ſeiner frühern und jetzigen Lehrer war er ein überhaupt ſtörriſcher, frecher, unbeugſamer Charakter, dabei von vorzüglichen Verſtandesfähigkeiten, von jeher voll von Luſt, die Thiere zu quälen, und im Zuſammenhange hiemit ſtand ſein geäußerter Wunſch, das Metzgerhandwerk zu erlernen. Einmal trieb er Vieh auf die Weide und ein Ochs kam ihm etwas dick vor. Um ihn wieder dünn zu machen, wie er ſagte, zog er ihm die Zunge aus dem Maul und zerrte ihn lange Zeit ſo auf der Wieſe herum. Wenige Tage vor der That ſollte der Haushund ſeiner Mutter abgeſchafft werden. „Kaum vernahm er es, als er mit Entſetzen erregender Luſt das Schindergeſchäft zum Gräuel anderer Leute ausübte. Er ſchlug den Hund mit einem Holze auf den Kopf, hing ihn lebend an den geſchlitzten Hinterfüßen, an einen Stock geſpießt, auf, der Hund zappelte, dann ſchlug er ihn todt, zog ihm mit einem alten Barbiermeſſer die Haut ab, und weidete ihn aus, als ob er ein Metzger wäre, der ein Kalb ſchlachtet.“ Das Alles und vieles Andere dieſer Art iſt in öffentlichen Blättern zu leſen, er wurde von den Geſchwornen als ſchuldig erklärt eines mit Vorbedacht verübten Mordes und auf eine nach eröffnetem Todesurtheil gehaltene rührende Anrede des Präſidenten, bei der viele Thränen floſſen — weinte der Verurtheilte allein nicht. Aus dieſer öffentlichen Verhandlung, ſowie aus unzähligen andern von mir bereits publizirten Fällen ähnlicher Art, geht gewiß der klare Beweis hervor, daß die Eltern ſehr vernünftig und zweckmäßig handeln, wenn ſie mit eigener Luſt die Mißhandlung der Thiere durch ihre Kinder mitanſehen und ihre Kinder unbeſchreiblich liebenswürdig hiebei finden; — daß ſie nichts Beſſeres thun können, als ihren Kindern das unübertreffliche Vergnügen des Zuſehens beim Schlachten der Ochſen, der Schweine, der Kälber u. dgl. zu geſtatten, daß dieſes Schlachten überhaupt immer möglichſt öffentlich und unter Zulauf des Publikums und der Schuljugend ſtattfinden ſoll, und daß es nichts Lächerlicheres gibt, als die Vereine gegen Thierquälerei und nichts Verdienſtlicheres und Vernünftigeres, als dieſen ultraſentimentalen und närriſchen Vereinen alle möglichen Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Dr. Perner.

Eine Anekdote über Napoleon.

Bekannt iſt jenes Blatt aus der Geſchichte Napoleons, wo ein junger Soldat dem Kaiſer mit vorgehaltenem Gewehre den Durchgang verſperrt mit den Worten: „On ne passe pas! fussiez vous le petit caporal, vous ne passeriez pas!“ Der Soldat, welcher auf dieſe Weiſe dem Kaiſer in den Weg trat, iſt noch am Leben. Im Jahre 1780 in einem kleinen Dorfe Gaſtins, bei Nozay en Brie (Departement der Seine und Marne) geboren, iſt er gegenwärtig Lieutenant in der Nationalgarde in Nangis. Der Vorfall ſelbſt trug ſich im Jahre 1809 nach der Schlacht von Ebensberg, an der Traun, zwiſchen Linz und Wien, zu. Der Ort war während des Treffens in Flammen aufgegangen, und Napoleon nahm ſein Quartier in einem halbverbrannten Gebäude. Jean Coluche ſtand als Soldat im ſiebzehnten leichten Infanterie-Regimente vor der Thüre Schildwache, und mit ihm ein Soldat der Kaiſergarde. Beide hatten den ſtrengſten Befehl erhalten, Niemanden weder aus- noch eingehen zu laſſen, der nicht von einem Offizier des Generalſtabes begleitet ſey. Gegen Abend wollte Napoleon, in ſeinen grauen Ueberrock gekleidet, ſeine Hütte verlaſſen: „Es darf Niemand heraus!“ rief ihm Coluche zu. In Gedanken, die Hand in den Buſen geſteckt, trat Napoleon weiter vor, ohne ſich an den Soldaten zu kehren. Da nahm Coluche ſein Gewehr in beide Hände und ſagte: „Thuſt du nur noch einen Schritt, ſo ſtoße ich Dir mein Bajonnet in den Leib!“ Bei dem Lärm, den dieſer Auftritt verurſachte, ſtürzten die Generale, ihre Adjutanten und der ganze Generalſtab herbei. Napoleon kam zurück und Coluche wurde nach der Wache geſchleppt. „Du haſt Hand an Deinen Kaiſer gelegt! Man wird ein Beiſpiel an Dir ſtatuiren.“ — „Geduld, Geduld!“ antwortete Coluche, „erſt mein Befehl! Das Alles werde ich vor dem Kriegsgerichte ſchon ausſagen!“ In dieſem Augenblicke ließ der Kaiſer ihn rufen. „Grenadier,“ ſagte Napoleon zu ihm, „Du kannſt Dir das Band in das Knopfloch knüpfen: ich gebe Dir das Kreuz (der Ehrenlegion).“ — „Vielen Dank, Herr Kaiſer,“ antwortete Coluche, „aber es ſind hier keine Laden mehr, wo man Band kaufen könnte!“ — „Nun gut, ſo ſchneide ein Stück von einem rothen Frauenrocke ab, das wird ſchon dieſelben Dienſte thun.“ So iſt der wahre Zuſammenhang der Sache.

Pot-Pourri.

Der genarrte Enthuſiaſt.

Der Bewunderer und Anbeter einer Primadonna, begierig derſelben auf eine eben ſo galante als ungewöhnliche Weiſe ſeine Huldigung darzubringen, ſchafft für ſchweres Geld ein Bouquet blühender Roſen (es war im Winter) an und placirt ſich hinter eine der Couliſſen um der Gefeierten unmittelbar nach ihrem Triumphe das Zeichen ſeines Enthuſiasmus zu Füßen zu legen. So ſteht er, mit gelben Glacehandſchuhen die Hände bedeckt, den Hut in der Hand, hinter der Couliſſe, ſehnlichſt den Aktſchluß herbeiwünſchend, das Bouquet vorſichtig hinter ſich haltend, damit nicht ein Seitenblick ſeiner Angebeteten ſeine ihr bereitete Ueberraſchung verrathe. Ein Spaßvogel, dieß bemerkend, ſchleicht mit einer Scheere bewaffnet hinzu, ſchneidet alle Knospen und Blüthen leiſe ab, ſo daß der Kunſtenthuſiaſt nur die Stengel in den Händen behält. Endlich rauſcht der Vorhang hernieder, die Primadonna nähert ſich ihm und ſich graziös verbeugend, überreicht der Gute, als Zeichen ſeiner Werthſchätzung und Verehrung, eine Handvoll Roſenſtengel. Man kann ſich das Entſetzen des Düpirten und die Heiterkeit der Künſtlerin denken.

Parfum.

Vielleicht iſt unſern Damen folgendes Recept zur Erlangung eines neuen Parfums unbekannt. Man ſättige feine Baumwolle mit dem reinſten Olivenöl, und breite dieſe dann, mit abwechſelnden Lagen von Jasminblumen, in einer Vaſe aus. Nach wenigen Tagen haben die Blumen ihren ganzen Duft der Baumwolle mitgetheilt. Das Oel kann nun ausgepreßt und zu gelegentlichem Gebrauche in einer Flaſche bewahrt werden, die Baumwolle aber dient dazu, in Schubläden und Garderoben einen angenehmen Duft zu verbreiten.

Gute Weinjahre.

In den Jahren 1539 und 1540 gab es ſo viel Wein, daß ſich, wie ein alter Bericht ſagt, viele Leute darüber zu Tod tranken. Ein Edelmann ließ damals ſeinen alten Wein durch ſeine Bauern im Robot austrinken; ſie mußten wöchentlich ans Geſchäft, Händel und blutige Köpfe gab es dann genug und der Edelmann als Gerichtsherr ſtand ſich dabei beſſer, als wenn er den Wein verkauft hätte.

Alter Spruch.

Das Feuer im Stroh,
Das Waſſer im Siebe,
Auf dem Nagel der Floh,
Die Geduld bei der Liebe,
Sag' an, wem's gefällt,
Was am Längſten ſich hält.

Digitized by Google

Nro. 3.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 9. Januar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Statiſtik der europäiſchen Regentenhäuſee. — Des Trappers Braut. — Frau Kartoffel. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers".

Statiſtik der europäiſchen Regentenhäuſer.

(Deutſche Allgemeine Zeitung.)

Von den jetzt regieeenden zweiundfünfzig europäiſchen Souverainen — mit Einſchluß des Kaiſers von Braſilien — ſind am erſten Tage des Jahres 1847 nur zwei über 70 Jahre alt, nämlich der König von Hannover, ſeit dem Tode des Papſtes der älteſte Souverain in Europa, 75 Jahre 7 Monate alt, und der König der Franzoſen, 73 Jahre 3 Monate alt. Von den übrigen ſind dreizehn 60 bis 70 Jahre, viezehn 50 bis 60 Jahre, elf 40 bis 50 Jahre, zwei 30 bis 40 Jahee, acht 20 bis 30 Jahre, endlich zwei noch nicht 20 Jahre alt, nämlich die Königin von Spanien noch nicht 16¼ und der Fürſt von Waldeck noch nicht ganz 16 Jahre alt. Letzterer demnach der jüngſte aller Souveraine und zugleich der einzige, welcher unter Vormundſchaft ſteht. — Unter allen Regenten eegiert der Fürſt von Schaumbueg-Lippe, wenn die Zeit ſeiner Vormundſchaft mitgerechnet wird, am längſten, nämlich beinahe 60 Jahre; von den übrigen regieren noch zwei (und zwar unter derſelben Vorausſetzung) über 40 Jahre, vier 30 — 40 Jahre, neun 20 — 30 Jahre, einundzwanzig 10 — 20 Jahre; die übrigen fünfzehn (von denen ſogar drei erſt im laufenden Jahre zur Regierung gekommen ſind) noch nicht zehn Jahre. Rechnet man aber die Regierungszeit eines Regenten, der minderjährig zur Regierung gekommen, erſt von dem Eintritt ſeiner Großjährigkeit an, ſo iſt, da die Fürſten von Schaumburg-Lippe, Lippe und Schwarzburg-Rudolſtadt und der Herzog von Sachſen-Meiningen ſämmtlich längere Zeit nach ihrem Regierungsantritte unter Vormundſchaft geſtanden haben (die beiden erſtgenannten 20 und 18 Jahre lang), die Herzogin von Parma von allen Souverainen die am längſten regierende (ſeit 32 Jahren 7 Monaten). — Unverheirathet (und nie verheirathet geweſen) ſind ſechs Souveraine, nämlich außer dem Papſte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Herzog von Braunſchweig und die Fürſten von Reuß-Schleiz, Reuß-Ebersdorf und Waldeck; fünf Souveraine ſind verwittwet, nämlich der König von Hannover, die Großheezoge von Heſſen-Darmſtadt und Oldenburg, der Herzog von Naſſau und die Herzogin von Parma: ein Souverain (der Sultan) lebt in Polygamie; einer (der Kurfüeſt von Heſſen) in moeganatiſcher Ehe, die übrigen neununddreißig ſind ebenbürtig vermählt, und zwar einer zum dritten, acht zum zweiten Male. Von den Gemahlinnen und Gemahlen dieſer neununddreißig Souveraine, worunter drei weiblichen Geſchlechts, iſt die älteſte die Königin der Franzoſen, 64 Jahre 8 Monate alt, die jüngſte die Herzogin von Modena, 23¾ Jahre alt; am längſten verheirathet iſt die Großherzogin von Sachſen-Weimar, nämlich ſeit 42 Jahren 3 Monaten, während der Gemahl der Königin von Spanien noch kein volles Vierteljahr vermählt iſt. — Von den ſechsundvierzig verheirateten oder verwittweten Souverainen ſind dreizehn kinderlos; von den übrigen dreiunddreißig haben nächſt dem Sultan die meiſten Kinder aus ebenbürtigen Ehen; der Fürſt von Liechtenſtein, nämlich neun; der König von Bayern und der Fürſt von Lippe, nämlich jeder acht; nächſtdem der Großherzog von Baden, welcher ſieben Kinder hat, ſechs andere haben je ſechs Kinder, drei nur ein einziges. Enkel haben fünfzehn Souveraine, und zwar bei weitem die meiſten der König der Franzoſen, nämlich fünfzehn, nächſtdem der Kaiſer von Rußland, die Großherzoge von Heſſen-Darmſtadt und Sachſen-Weimar und der Fürſt von Hohenzollern-Sigmoringen, von denen jeder ſechs Enkel hat. Da der Herzog von Sachſen-Altenburg nur Töchter hat, ſo haben nur zwei und dreißig Souveraine zu präſumtiven Nachfolgern Deſcendenten, und zwar einer von ihnen (der König der Franzoſen) einen Enkel, alle Andern Söhne; vierzehn haben Seitenverwandte zu Nachfolgern (zwölf Brüder, die Königin von Spanien ihre Schweſter, der Fürſt von Hohenzollern-Hechingen den Sohn ſeines Großonkels). Ohne beſtimmte Nachfolger ſind ſechs Souveraine: außer dem Papſte die Herzogin von Parma, der Herzog von Braunſchweig (deſſen Bruder für ſucceſſionsunfähig angeſehen wird), Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen und der Fürſt von Reuß-Ebersdorf. Von den ſechsundvierzig Erbprinzen und präſumtiven Nachfolgern — von denen der von Reuß Schleiz der älteſte, nämlich über 57 Jahre 2 Monate alt, der Erbprinz von Reuß-Greiz aber der jüngſte, erſt dreiviertel Jahr alt iſt — ſind zweiundzwanzig ebenbürtig und einer morganatiſch vermählt, einer oder (und zwar bereits zum zweitenmale) geſchieden; ſechzehn haben Kinder, die meiſten der Prinz Johann von Sachſen (nämlich neun).

In den ſouverainen Fürſtenhäuſern haben ſich im verfloſſenen Jahre, ſoviel bis jetzt bekannt, folgende Veränderungen zugetragen: Todesfälle ſind achtzehn bekannt geworden; unter den Verſtorbenen befinden ſich drei regierende Fürſten: der Papſt Gregor XVI., der Herzog Franz IV. von Modena und der Landgraf Philipp von Heſſen-Homburg; ferner ein geweſener Souverain, Napoleon's Bruder Ludwig Bonaparte, Graf von St.-Leu, ehemals König von Holland; die verwittwete Herzogin (eigentlich Erbprinzeſſin) von Anhalt-Deſſau, Mutter des regierenden Herzogs und ihre Schweſter die Prinzeſſin Wilhelm von Preußen, reſp. 72 und 71 Jahre alt, beide Schweſtern des verſtorbenen wie des regierenden Landgrafen von Heſſen-Homburg, Prinz Heinrich von Preußen, Oheim des Königs, 65 Jahre alt; Prinz Wilhelm der Niederlande 10½ Jahre alt; Erbprinz Viktor von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, 21 Jahre alt; Prinz Karl von Waldeck, Oheim des Fürſten, 43 Jahre alt; Graf Heinrich LV. von Reuß-Köſtritz, 78 Jahre alt; Graf Ferdinand von Lippe-Bieſterfeld, 74 Jahee alt; Großfürſtin Marie von Rußland, Tochter des Großfürſten Michael, 22 Jahre alt; Prinzeſſin Auguſte von Naſſau-Uſingen, vermählte Gräfin von Bismark, geſchiedene Gemahlin des 1839 verſtorbenen Landgrafen Ludwig von Heſſen-Homburg, 68 Jahre alt; die ſpaniſche Prinzeſſin Marie Luiſe, Gräfin von Chinchon, Gemahlin des Herzogs von San Fernando, 67 Jahre alt; die verwittwete Prinzeſſin Leopoldine von Liechtenſtein, geb. Prinzeſſin von Eſterhazy, 28 Jahre alt: Prinzeſſin Luiſe von Hohenzollern-Hechingen, verwittwete Baronin Heer v. d. Burg, 72 Jahre alt; Prinzeſſin Koroline Luiſe von Schaumburg-Lippe, Schweſter des regierenden Fürſten, 60 Jahre alt.

Digitized by Google

Unter den Geburten ſind namentlich ſechzehn zu bemerken: Söhne des Königs von Neapel, der Königin von Portugal, des Prinzen Luitpold von Bayern, des Fürſten von Reuß-Greiz (Erbprinz), des Kronprinzen von Sardinien, des Erbprinzen von Schaumburg Lippe, des Herzogs Eugen Erdmann von Würtemberg, des Erbprinzen Karl von Heſſen-Philippsthal und des Grafen Julius von Lippe-Bieſterfeld; Töchter des Kaiſers von Braſilien, der Königin von Großbritannien, des Herzogs von Nemours, des Fürſten von Liechtenſtein und der Prinzen Ludwig von Neapel, Peter von Oldenburg und Auguſt von Sachſen-Koburg-Gotha.

Ferner haben in den ſouverainen Häuſern folgende Vermählungen ſtattgefunden: der Königin Iſabella von Spanien mit ihrem Vetter, dem Infanten Francisco; der franzöſiſchen Prinzen Herzog von Montpenſier und Graf von Chambord (früher Herzog von Bordeaux) reſp. mit Luiſe von Spanien und Thereſe von Modena; des Kronprinzen von Würtemberg mit der Großfürſtin Olga von Rußland; der Prinzeſſin Marie von Holſtein-Glücksburg (Wittwe des Oberſten v. Lasperg) mit Graf Alfred v. Hohenthal-Königsbrück, des Grafen Heinrich II. von Reuß-Köſtritz mit Gräfin Clotilde v. Caſtell, denen noch die Vermählungen des Erbprinzen von Monaco mit der Gräfin Antoinette v. Merode und der Gräfin Mechthild von Waldeck mit dem Grafen Karl v. Bentinck beigefügt werden können.

Endlich iſt die Scheidung des Kronprinzen von Dänemark von ſeiner zweiten Gemahlin (geb. Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz) zu erwähnen.

Des Trappers Braut.

Eine Sage aus den Felſengebirgen,
nach dem Engliſchen, des Percy B. St. John,
von **H. Fr. Oßwald.**

(Fortſetzung.)

Peter und Ephraim waren ſchon lange, ehe die Dämmerung am öſtlichen Himmel anbrach, wieder auf den Füßen, und ſetzten, ohne den ſchlafenden Trappers Lebewohl zu ſagen, über die Furt des Arkanſas, deſſen Waſſer ihnen bloß bis an die Knie reichte, und verfolgten den Geſtaden des Timpafluſſes entlang, die Spuren der heimwärtsziehenden Wilden. Vier Tage lang ſetzten die entſchloſſenen Fußgänger ihren Weg fort, auf dem ihnen die Fährte der Indianer als ſicherer Führer diente, bis am Morgen des fünften die dunkeln Umriſſe der Eutaw-Berge deutlich ſichtbar wurden, und in thürmender Höhe der luftige Gipfel des „ſpaniſchen Berges" ſich zeigte. Dahinter war eine in ungemeſſene Ferne ſich ausdehnende Ebene — unbegränzt, öde und flach wie die arabiſche Wüſte — ohne Buſch oder Baum, Hügel und Höhe, um die erhabene Einförmigkeit zu unterbrechen; vornen am Fuße der Hügelreihe, offenbar eine Verzweigung des Felſengebirgs, lag eine ſteinerne Wüſte, ſchwarz, traurig und abſchreckend. So weit das Auge reichen konnte, bot ſich derſelbe Anblick dar, ein wilder, öder, ſchwarzgraugefärbter Boden, ohne ein Blatt grünen Graſes, um das Auge zu erfriſchen, ein paſſendes Bild jener berüchtigten Region, welche die Geſtade des Acheron bildete.

Schweigend wanderten die beiden Freunde dahin, deren Muth und Entſchloſſenheit der Anblick der Berge, der Heimath ihrer Feinde, neu geſtärkt hatte. Ihr kleiner Vorrath von Lebensmitteln war zum zweitenmale aufgezehrt, und bevor ſie die Berge erreichten, wenig Hoffnung ihn erneuern zu können, denn ſelbſt ob ſie während ihrer Durchwanderung der vor ihnen ausgebreitet liegenden Wüſte einen Tropfen Waſſer finden würden, ſtand ſehr in Zweifel. Keiner von Beiden hatte je zuvor die traurige Einöde überſchritten, wohl aber hatten ſie mit Schrecken ihrer erwähnen hören, ſowol von den weißen Trappern, als den Indianern, welche letztere verſichern, daß ſogar ein Vogel nicht ſeinen Flug über den unwirthlichen Boden hin nehme.

Nun eilten ſie dahin, der Eine getrieben von Liebe, der Andere von Freundſchaft, Beide aber zu ihrem Unternehmen nicht wenig angefeuert durch den die amerikaniſchen Geänzbewohner ſo allgemein charakteriſirenden, raſtloſen Hang zu Abenteuern.

„Dieß iſt doch eine wunderbare Gegend," bemerkte Ephraim nach einiger Zeit trocken; „nicht Land und auch nicht Waſſer, da findet man kein Gras, keine Blume; keine Thiere, keine Flüſſe; und ich will v— ſeyn, wenn ich mir denken kann, zu welchem Zweck ſie eigentlich gemacht worden iſt."

„Ich möchte denn doch ſagen, daß ſie für den einen oder andern Zweck gemacht wurde," erwiederte Peter lächelnd, „und," fügte er mit jener offenen Ehrfurcht bei, welche bei den meiſten wilden Jägern dieſer Gegend vorherrſchend iſt, „wie es meiner Meynung nach die meiſten Dinge ſind, welche von Gott kommen."

„Wohl, wohl, ich glaube Ihr habt Recht, Peter," verſetzte der große Trapper, „aber für was wurde ſie eigentlich gemacht? Dieß möchte ich wiſſen. Auf der ganzen Erde würde man nicht wieder einen ſo mächtig ſchönen Begräbnißplatz für all das indianiſche Geſindel finden."

„Wirklich ein ſehr guter Gedanke, Ephraim," ſagte Peter; „doch horcht, was war das für ein Ton? War es das Brüllen eines Büffels? Iſt uns das Glück ſo günſtig? Wenn ich recht daran bin, ſo werden wir heute eine Abendmahlzeit halten können."

Ephraim drehte ſich rund um und ließ ſeine Augen ſcharf über die weite Ebene hinſchweifen. Ueber ihm war der Himmel blau und rein, während auf allen Seiten leichte, gekräuſelte Wölkchen, die gaſigen Dünſte eines Sommermorgens, ſich träge an dem ſtillen Himmel hinzogen, fliehend vor den Stürmen und Ungewittern, deren Heimath die langedehnten Züge der Felſengebirge ſind, wo die Natur die wilden Orkane zu bilden ſcheint, welche ſo oft über die große Prairie dahinbrauſen, ihre Spur mit unvermeidlichem Verderben bezeichnend, aber auch nicht ohne die Luft von ſchweren und ſchädlichen Dünſten zu reinigen. Der Wind wehte leicht und mild, die erhitzten Geſichter der Wanderer mit balſamiſcher Milde umfächelnd und obgleich kein hoch in den Lüften ſein Morgenlied ſchmetternder Vogel die aufgehende Sonne begrüßte, obgleich kein grüner und von ſaftigem Gras ſtrotzender Wieſenplan die Strahlen des klaren Morgenlichts in freundlichem Wiederſchein zurückgab, obgleich die ſanfte Muſik des Lufthauches in den rauſchenden Zweigen von Pinien und wilden Feigenbäumen ſich nicht hören ließ, um die Seelen der Reiſenden mit dem Gefühle ſtiller Luſt zu erfüllen, ſo erfreuten ſich Peter und Ephraim doch der Lieblichkeit des Morgens. Indeß ein lauter rollender Schall hatte ihre Augen nach dem fernen Horizont gezogen, wo eine kleine Wolke nicht größer als eines Mannes Hand, aber ſchwarz gleich Erebus, in einer Dunſtumhüllung ſich erhob. Näher kam ſie, ſich mit Blitzesſchnelle über den hellen Spiegel des blauen und freundlich herniederlächelnden Himmels ausbreitend; noch vor einer Minute war ſie nichts weiter als ein ſchwarzer Flecken in dem weiten Lichtmeer des blauen Himmels, aber von den mächtigen Schwingen des Himmels getragen, breitete ſich ihre dunkle Maſſe jetzt bereits über den ganzen Oſten aus, die Sonne verdunkelnd und das Himmelsgewölbe wie mit einem trüben Trauertuche überziehend, das ſich in majeſtätiſcher Schnelle den Bergen zuwälzte. Immer näher kamen die in wilder Wuth ſich drängenden ungeheuren Maſſen ſchwarzen Dunſtes, während auf den fernen Bergen ſich Wolken auf Wolken thürmten, welche die ſchrecklichen Donner des Himmels in ſich bergend und bis zum Berſten mit einem Meer von Waſſer gefüllt, die Schrecken des nahenden Naturkampfes verkündeten.

Bald fühlte man lange Windſtöße und gleich darauf fielen auch Regentropfen. Aber lange zuvor ſchon hatten ſich Peter und Ephraim auf das hereinbrechende Ungewitter vorbereitet. Die Mündungen ihrer Büchſen verſtopften ſie mit Kork, den ſie zu dieſem Behuf in der Taſche bei ſich führten, während rund um das Schloß mit der größten Sorgfalt verſchiedene Stücke Leder gewickelt wur-

Digitized by Google

den. Die Pulverflaſchen ſteckten ſie in denjenigen Theil ihrer Kleidnng, wo dieſelben gegen den Regen am meiſten geſchützt waren, zogen ihre Mützen ſo tief wie möglich über die Ohren, gürteten ihre Leibgürtel feſter und wanderten ſodann, dem Sturme ihre Rücken preisgebend, ihres Wegs ruhig weiter; denn ohne Ausſicht auf ein ſchützendes Obdach hatten ſie keine Wahl zwiſchen dem Stehenbleiben und Weitergehen, und ſo war alſo das letztere affenbar das klügſte was ſie thun konnten. Unterdeſſen folgte Donnerſchlag auf Donnerſchlag, der Regen ergoß ſich in kalten, ſchauernden Fluthen, ſchüttete in Strömen, tobte in ſchweren Waſſermaſſen und machte die ſteinige Ebene zu einem weiten Ocean tanzender Pfützen. Schrecklich war der Lärm, mit welchem dieſer Regen gleich einem groſſen Waſſerfall tobend dahinſchoß, und von den wüthenden Winden gepeitſcht im wörtlichen Sinne des Worts auf der Oberfläche der ebenen Prairie dahinflog. Es war ein froſtiger und eiſiger Nordoſtwind, kalt, ſchneidend nnd unbarmherzig. Es nützte die Wanderer nichts, daß ſie ihre Röcke aus Wildpelz dicht um ſich zogen, der Wind ſchnitt ihnen bis aufs Mark ein, machte ſie taub und zugleich, da er alles rings umher in einen dichten Schleier van Schanm hüllte, die Gegenſtände auf die Entfernung von nur wenigen Scheitten hin völlig unſichtbar. In der That konnten ſie auch nach dem erſten Ausbruch des Sturmes unmöglich ſagen, in welcher Richtung ſie fortgingen; nur dadurch, daß ſie ſich dem Winde anvertrauten und Sorge trugen, denſelben ſtets hinter ſich zu halten, kamen ſie nicht weit vom eechmn Wege ab.

Plötzlich machte ein furchtbarer Blitz, der ſie beinahe blendete, das ganze Himmelsgewölbe zu einer hellaufflammenden Hölle; ein durch ſeine Dichtheit wahrhaft ſchrecklicher Feuerſtrahl warf ſeine wüthende Glut über alles, beleuchtete die ganze Scene voll wilder Erhabenheit und machte ſogar den raſenden Sturm auf einen Augenblick ſchweigen. Die Berge zeigten ſich in kühn hervortretenden Umriſſen, die ſteinige Ebene ſah ſich an wie durch ein Feuermikroſkop, und die ganze Natur bekam eine geiſterhafte Färbung. Jetzt erfolgte ein Donnerſchlag, in deſſen Erwartung die beiden Wanderer die Oeffnungen ihrer Ohren mit den Fingern feſt zugehalten hatten, in dem Beſtreben, die Gewalt des Schalles auf alle Fälle etwas zu ſchwächen.

Das gewaltige Dröhnen des Schlachtfeldes, wo hundert Geſchütze toben, kann keinen Begriff geben von dieſer fürchterlichen, wahrhaft infernaliſchen Exploſion der Natur, welche ſogar die Himmel zerſchmettern zu wollen ſchien. Darauf war alles ruhig, der Regen hörte auf, der Wind ſchwieg, die Echos des Donners verhalten dumpf in den fernen Bergen, der Himmel brach hervor, das tiefe Azurblau kam immer mehr zum Vorſchein — ſo kurz ſind die Gewitter in den Prairien.

„Nun, das war einmal fürchterlich groſsartig,“ ſagte Ephraim nach einiger Zeit; „aber jetzt verlangt es einigen Branntwein.“

„Mehr noch Sparſamkeit,“ erwiederte Peter, während ſie durch die Pfützen ſo ſchnell wie möglich fortpatſchten und ihre Kleider unter dem Einfluſſe der warmen Sonnenſtrahlen bereits wieder zu trocknen begannen.

So wanderten ſie dahin über die weite Ebene, dieſen ganzen Tag und den größten Theil der Nacht von Hunger gequält, bis ſie die fruchtbaren Ufer des Rio de las Animas, ſonſt Purgatoire River genannt, erreichten, wo ſie lagerten. In dieſem Fluß gab es Fiſche genug, und ſo aßen ſie denn bald, auf dem von den angeſchwollenen Gewäſſern des Stromes halb überflutheten grünen Ufer ſitzend, eine Speiſe, die für den hungrigen Trapper zwar immer eine armſelige und kärgliche iſt, aber in dieſer Gegend eine wahre Sendung von Gott genannt werden darf. Der nächſte Morgen fand ſie, nach einem angeſtrengten Marſch von einigen Stunden, am Fuß der kleineren Eutaw-Berge. Indem ſie dem Laufe des Fluſſes de las Animas folgten, ſtießen ſie auch bald auf einen Bergpaß, und drangen nun auf dieſem Wege in das Gebiet ihrer Feinde ein. Bei den hohen, jähen und faſt ſenkrechten Ufern, welche an gewiſſen Stellen ſogar noch über den Fluß hereinragten, war nur ein ſchmaler Raum übrig, auf welchem man in die Berge gelangen konnte. Ein von der Natur gebildeter rauher Pfad leitete am Rande des Abhanges hin und brachte die Reiſenden allmählich auf den Gipfel deſſelben. Auf dieſem gingen ſie langſam und vorſichtig fort, und nach einigen Stunden ſchwerer Strapazen erreichten ſie eine Felſenſchichte, wo der Weg in einem finſtern Fichtenwald endete. Unter ihnen lag der brauſende Strom, hinter ihnen die weite Ebene, welche ſie eben erſt überſchritten hatten, und jetzt ſchien kein weiteres Fortſchreiten mehr möglich. In das Wirrſal des dichten Fichtenwaldes einzudringen ohne ſich im mindeſten darin auszukennen, wäre Tollheit geweſen, und doch fühlte ſich Ephraim überzeugt, daß ſie auf dem rechten Wege ſeyen.

„Das iſt jetzt doch eine vertrackte Geſchichte, hier nicht weiter zu können und doch auf dem rechten Wege zu ſeyn,“ ſagte er, indem er ſeine Büchſe ſo ſtark auf den Boden ſtieß, daß es einen hellen Klang gab, und ſich dann ſorglos auf die Mündung derſelben ſtützte; „wir ſind hier vor der rechten Thüre, darauf könnt Ihr ſicher rechnen, aber wir finden kein Loch, das uns hineinführen könnte.“

„Wir wollen am Waldſaum entlang gehen und ſehen, ob wir keine Spuren finden,“ erwiederte Peter, indem er ſich zugleich anſchickte ſeinen Worten die That folgen zu laſſen.

„Wir müſſen ſie finden,“ ſagte Ephraim, „aber man findet nichts, wenn man nicht ſucht. Ich will links gehen, wendet Ihr Euch rechts. Es iſt faſt zu wetten, daß wir ſie in weniger Zeit finden. Je bälder, deſto beſſer. Ich bin ärgerlich, und wenn ich ärgerlich bin, bin ich müde.“

„Dießmal hat Euer Unmuth Eure gewöhnliche Scharfſichtigkeit blind gemacht,“ ſagte Peter lachend; „hier iſt der Pfad, und ſa gewiß ich nicht Ephraim heiße, ſo gewiß ſind wir den Rothhäuten nahe auf dem Nacken.“

Mit dieſen Worten deutete Lancel auf einen Kieſelſtein, der zwiſchen dem geſpaltenen Aſte einer niedern, verbutteten Fichte ſtack.

Ephraim unterſuchte „die Spur“ mit der größten Ernſthaftigkeit, als wenn er hoffte, die Behauptung ſeines jüngern Freundes widerſprechen zu können, und ſagte ſodann — „Wohl, der Gelbſchnabel hat es im Handwerk am Ende gar weiter gebracht als ich. Ich ſehe ſchon, daß ich morgen um eine gute Stunde früher aufſtehen muß, wenn ich nicht eine Meile hinter Euch zurückbleiben und Euch nicht mehr einholen ſoll, und wenn wir wieder in einiger Verlegenheit ſind, werdet Ihr mir gar Unterricht geben.“

„Nein, ich nicht,“ erwiederte Peter ſeines Freundes Hand faſſend und ſie herzlich drückend; „was ich weiß, habe ich von Euch gelernt. Ich bin ohnehin ſchon Euer groſser Schuldner; und helft mir nur, daß Moama die meinige wird, dann bin ich Euch für ewig verbunden.“

„Ja, Ihr macht Eurer Erziehung Ehre; aber da ich die Ruthe gerade zog, warum ſoll ich da nicht böſe werden, wenn ſie über mich hinauswächst. Doch, on avang, wie der Canadier ſagt.“

Jetzt traten die zwei Jäger in den Wald ein, und gingen unter den überhängenden Zweigen verhältnißmäßig bequem hin, indem ſie ihre Augen feſt auf die Bäume zu beiden Seiten gerichtet hielten, denn kleine Steine, nach Art deſſen, welchen Peter entdeckt hatte, mußten ihnen auf ihrem jetzigen Wege als Führer dienen. Auf dieſe Weiſe ſchritten ſie eine geraume Zeit vorwärts, bis endlich ein Lichtſtrahl in der Ferne ihnen ſagte, daß ſie den Saum des Waldes erreicht hätten.

Von jetzt an gingen ſie mit ganz beſonderer Behutſamkeit, ihre Büchſen in den Händen haltend, bis ſie, nach wenigen Minuten an dem äußerſten Baumgürtel angelangt, plötzlich an dem Rande eines fürchterlichen Abgrunds ſtanden, in deſſen Tiefen ſie verblüfft hinab blickten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Frau Kartoffel.

Ein Mährchen.

Ich weiß ein ſtattliches Haus, das iſt von vielen Leuten bewohnt, die ſchon ſeit uralten Zeiten darin ein- und ausgehen; da wird geweint und gelacht, und da wechſelt Glück mit Plagen ab. In dieſem Hauſe hat ein altes Mütterlein als Haushälterin gekocht, gebacken und gebraten, den Tiſch gedeckt und ſervirt. Es war eine treue Magd noch aus der alten Zeit, von Haus- und Nachbarsleuten „Frau Kartoffel“ genannt. Ein ſtilles Mütterlein ohne prunkendes Geſchmeide, war ſie ganz zufrieden mit ihrem ſchlichten Alltagskleid; ſie war unbeachtet, ungeehrt, oft verſpottet, oft vergeſſen, den ganzen Tag am Herd, und hat Nachts in der ſchlechteſten Stube geſchlafen. Kaum gönnte man ihr einen freundlichen Blick, wenn ſie die Speiſe auf den Tiſch brachte, kaum hat ihr zuweilen ein armer Mann verſtohlen die Hand gedrückt.

Geſchlecht an Geſchlecht ging vorbei, doch blieb die alte Hausmagd als Erbſtück allen künftigen Erben getreu. Aber eines Tages, es war gerade Mittagszeit, was geſchieht? Wie Alle um den Tiſch ſitzen, und Jeder nach der Schüſſel ſieht, da war ſie leer, da hatten Alle nichts zu eſſen, denn unſer gutes Mütterlein, Frau Kartoffel — lag krank darnieder. Es iſt kein Wunder, daß die viele Arbeit ihr die Kraft gelähmt hatte, nachdem ſie ſo unermüdlich für's ganze Haus geſchafft. So ging es einige Tage, und man dachte doch bald mit Sorgen an den Zuſtand der armen Patientin. Jedermann brachte Mittel zu ihrer Heilung in Vorſchlag, die Wirthſchaft ſtockte im ganzen Hauſe, die Arbeitsluſt erlahmte, und man ſah wohl ein, daß kein Hofkoch die Kunſt ſo gut verſtünde, alle Welt zu ſpeiſen, wie Frau Kartoffel, und nun erſt erſcholl ihr Lob aus Aller Munde. Die Armen und die Bettler durchſtreiften jammernd die Straßen und drohten ſchon mit Mord und Tod, wenn man die Gute ſterben laſſe. Die Herren des Hauſes ſaßen rathlos an deren Krankenbett in der feuchten Kammer; die Doktoren ſchüttelten die Perücken und konſultirten vergeblich; die Herren des Raths vereinten ſich in pleno, um bei ſo ſchwierigem Falle das Wohl des Staats zu berathen. Täglich verlangte man Bulletins über das Befinden der Frau Kartoffel. Die höchſten Stände, ſogar der König, ließen ſich täglich darnach erkundigen. Alles fürchtete ſich vor dem Geruche des Hungertuchs — die Herren der Feder und des Buchs, die Pfaffen, Küſter und die Prieſter, die Könige und die Miniſter. — Die Frau Kartoffel iſt aber zur Stunde noch immer krank und matt; doch laßt uns hoffen, daß ſie durch Gottes Segen bald wieder geſunde, weniger um der Vornehmen, als um der Armen willen! — Die ſchlichte Magd, ſie kocht für euch, für euch ſteht ſie in Aſch' und Ruße; ſie wirthſchaftet für Arm und Reich — O, thuet vor der Armen Buße!

Pot-Pourri.

Schmuggel-Witz.

Ein humoriſtiſcher Beitrag zu den Verſuchungen und Leiden, welche mit der Schlacht- und Mahlſteuer verknüpft ſind. Ein Schlächter in Stettin kam unlängſt auf die fein ausgeſonnene Idee, zwei von einem von jener Steuer freien benachbarten Städlchen geſchlachtete Schweine mit einem Damen-Anzuge zu verſehen, ſie ſo ausſtaffirt in aufrechter Stellung in eine Droſchke und ſich ſelbſt, als begleitender Herr, dazwiſchen zu ſetzen, auf welche Weiſe er die Schlachtſteuer für die Schweine beim Einbringen in die Stadt unfehlbar ſparen zu können hoffte. Unglücklicherweiſe faßte der Thorſchreiber, beim Anhalten der Droſchke an ſeiner Wohnung und Hineinſehen in dieſelbe, obgleich es ſchon dunkel war, einigen Verdacht. Er fand ſich veranlaßt, die Pſeudo-Damen in der Droſchke handgreiflich zu berühren, und da gerieth denn der Schlächter mit ſeiner fein ausgeſonnenen Idee in ein fatales Dilemma. Das Reſultat war, daß er nicht allein die gewöhnliche Schlachtſteuer für die Schweine, ſondern noch weit bedeutendere Defraudationsſtrafe erlegen mußte und die Koſten für das Ausputzen der zu Damen erhobenen Schweine wie die Koſten für die Droſchke umſonſt aufgewendet hatte.

Die erſte Stadt der Welt.

Ein alter Herr ſprach vor Jahren in London einen engliſchen Grenadier, der Anno 1793 beim damaligen Rückzuge der brittiſchen Armee durch Bremen gekommen war. Der greiſe, ſchnurrbärtige Grenadier war noch ganz begeiſtert von der Erinnerung an Bremen, und wiederholte mehrmals: das ſei doch die erſte Stadt der Welt! — Auf die Frage, warum? — antwortete er: In Bremen bekommt man für eine Guinee beide Hände voll lauter Geldſtücke, und für jedes dieſer Geldſtücke — einen Schnaps!

Falſche Zwanziger.

O, falſche Silberzwanziger
Gibt's nicht allein, mein Kind:
Der alten Mädchen gibt's noch mehr,
Die falſche Zwanz'ger ſind.

Korreſpondenz des „Sammlers.“

‡ München, im Januar 1847.

Bayeriſche Kalender-Literatur.

* Im Verlage von Georg Franz in München erſcheint, (wie wir zuverläſſig wiſſen, auf Veranlaſſung eines hohen Militärfreundes) ein Wandkalender unter dem Titel:

Bayeriſcher Kriegskalender,

welcher nebſt dem gewöhnlichen Kalender auf jeden Tag des Jahres eine merkwürdige Notiz aus der bayeriſchen Kriegsgeſchichte enthält. Man findet darin alle Schlachten verzeichnet, welche die bayeriſchen Heere in den früheſten ſo wie in der neueſten Zeit geſchlagen haben, mit Anführung der kommandirenden Generale ꝛc. Wie viele intereſſante Namen werden uns da dem Gedächtniß zurückgerufen! — Der Kalender iſt in zwei Tafeln getheilt und mit Vignetten, die gleichfalls auf das bayeriſche Kriegsweſen Bezug haben, geziert. Derſelbe eignet ſich nicht nur für Militärs, ſondern hat für jeden Vaterlandsfreund großes Intereſſe.

Im Landwirthſchaftlichen Central-Vereine in Bayern erſcheint ſeit zwei Jahren ein „**Bayeriſcher Haus- und Landwirthſchaftskalender**“, in 4. 8 Bogen ſtark und mit Papier durchſchoſſen zum Preis von 18 kr. Wenn es irgend einen Weg giebt, gemeinnützige Kenntniſſe unter das Volk zu verbreiten, ſo iſt es gewiß jener durch Volkskalender, und ſchon aus dieſer Rückſicht ſollten derlei nützliche Volksbücher keiner Beſteuerung durch den Stempel unterliegen. — Der gegenwärtige gehört nicht nur zu den beſten Kalendern des Inlandes, ſondern auch zu den wohlfeilſten, ſo daß derſelbe bei keinem Landwirth und Oekonomen fehlen ſollte. Der zweite Jahrgang für 1847 enthält wieder, neben vielen andern nöthigen und nützlichen Notizen, eine Reihe vortrefflicher gemeinnütziger und landwirthſchaftlicher Mittheilungen, an deren Spitze mit der glücklichſten Wahl, des berühmten Benjamin Franklins „Mittel reich zu werden“ ſteht; ein wahrer Schatz für jeden Hausvater. Dann folgen vortreffliche, populäre Aufſätze als: über Gärtnerei; Holzerſparung; Nutzen der Gemeinde-Backöfen; Futterbau. (Dieſe Abhandlung iſt voll Belehrung für jeden Oekonomen). Ferner: Ueber Anſäſſigmachung und Verehlichung und was dabei die Pflicht und der wahre Nutzen der Gemeinde iſt. (Ein gediegener Aufſatz, den wir Gemeindebevollmächtigten, Ortsvorſtehern und Pflegern zur Beherzigung empfehlen.) — Ueber das landwirthſchaftliche Dienſtbothenweſen. Ueber Diſtriktsſtraßen. Der Pfarrer als Landwirth. (Eine lehrreiche Abhandlung); endlich Bemerkungen über die Landwirthſchaft im bayeriſchen Hochlande. — Möchte doch dieſer Kalender ſeinen Zweck erfüllen und recht viel ſowol von Bürgern als Landleuten geleſen und für künftige Jahre zum Nachleſen aufbewahrt werden. H.

*) Vorſtehender Kalender iſt in der **Matth. Rieger'ſchen** Buchhandlung in **Augsburg** ſtets in Parthien vorräthig.

Digitized by Google

Nro. 4.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 13. Januar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Des Trappers Braut. — Schießbaumwolle. — Eine wichtigr medizinische Erfindung. — Pot - Pourri. — Buntes.

Des Trappers Braut.

Eine Sage aus den Felſengebirgen, nach dem Englischen, des Percy B. St. John, von H. Fr. Oßwald.

(Schluß.)

Die Scene, welche ſich jetzt vor den Augen der beiden Wanderer aufthat, war in der That erhaben und prachtvoll, eine ſeltene Vereinigung der mächtigeren Elemente mit den ſanfteren Zügen einer Landſchaft. Sie ſtanden, wie ſchon erwähnt, an dem Rande eines mächtigen Abgrundes; eine gähnende Kluft lag zu ihren Füßen, deren Tiefe zu ergründen ihre Augen ſich ſcheuten, während der Kopf bei dem Gedanken daran ſchon ſchwindelte. Doch wir müſſen mehr ins Einzelne gehen und wo möglich die unvergleichlichſte Scene zu beſchreiben ſuchen, welche ſich dem bewundernden Auge des Reiſenden auf dem ganzen amerikaniſchen Continente darbietet. In eine Decke von ewigem Eis gehüllt, weiß glänzend von ſchillerndem Schnee, der, ewig wie die Berge auf denen er liegt, zerfällt und ſich doch immer wieder erneut, erhoben ſich vor den verwirrten und ſtaunenden Reiſenden die mächtigen Höhen des ſpaniſchen Pie, der, wohl 20 Meilen entfernt, nur ſeinen Gipfel ſehen ließ, während zuſammenhängende Bergreihen, in ihrer Höhe allmählig abnehmend, je mehr ſie ſich dem Thale oder vielmehr Abgrunde näherten, an welchem die Freunde ſtanden, plötzlich ſenkrecht abfielen, ſo einen mächtigen, wild zerklüfteten Steinwall bildend, welcher die vierte Wand des Abgrundes ausmacht.

In ein dunkles Gewand von Fichten gekleidet, zwiſchen welche ſich grünere und weniger dunkel gefärbte Bäumen in kleineren Gruppen miſchten, bot der entgegengeſetzte Abhang faſt genau daſſelbe Bild dar, wie der, auf welchem die Jäger ſtanden. Dagegen verlieh weiter zur Rechten eine verworrene Felſen-, Klippen- und Steinmaſſe, über die ſich ein Waldbach in ſchäumenden Wellen ergoß, der Landſchaft ein völlig verändertes Ausſehen. Aus einem anſcheinend mit Gewalt entzwei geſprengten Felſen hervorſprudelnd, ſtürzte der Bach als toſender Waſſerfall über eine Steinklippe, und floß von da an, durch Granitblöcke und andere Steinmaſſen in zwei abgeſonderte, wild dahin rauſchende Bäche getheilt, über Steingeröll und Felſenmaſſen, oft in verborgenen Rinnſalen dahin, entſchwand hier auf einmal dem Blick, trat dort wieder eben ſo plötzlich zu Tag, bildete an der einen Stelle einen breiten, ſeichten Strom, an andern wieder einen dünnen Silberfaden, und verlor ſich zuletzt in einen ſchwarzen Sumpf, der wohl ſeit ungemeſſenen Jahren in dieſen Bergen beſtand. Durch dieſen hindurchſtrömend brachte ein hüpfender Waſſerfall den Bach an den Rand der großen Schlucht, in die er ſodann als Dunſtſtaub hinabſtürzte und unten einen kleinen See bildete, deſſen Ausgang man nicht kannte, da er wohl unterirdiſch ſeyn mochte. Dieſe Seite war großartig wild, und bildete einen prachtvollen Contraſt zu der linken, wo unſere Wanderer ſtanden.

Ein ſanft ſich erhebender, grün bekleideter Hügel, eine tiefe mit dem weichſten Grün gefärbte Maſſe, mit hohem wogendem Graſe und gelben Fichten und Eſpen, eine Fortſetzung des düſtern Föhrenwaldes, lag dem rauhen Berg gegenüber, den wir ſo eben beſchrieben. An einzelnen Stellen hatte ein zarter und niederer Graswuchs Heerden von Rothwild und Büffeln dazu gereizt weiter hinabzugehen, und dieſe bildeten nun, indem ſie die hohe Prairie ſchwarz und grau punktirten, einen angenehmen Contraſt mit der rund herum vorherrſchenden Grasfarbe. Dieſer Seite ſtanden die Jäger am nächſten, ſo daß ſie die zahlreichen, im üppigſten Farbenſchmelz prangenden Blumen, welche in den grünen Grund eine liebliche Abwechslung brachten, genau unterſcheiden konnten.

Allein was der Reiſenden Aufmerkſamkeit mehr als alles Uebrige in Anſpruch nahm, war das zu ihren Füßen ſich hinziehende Thal. Auf den erſten Anſchein hin ſtellte es ſich als eine tiefe Höhle dar, auf deren Grund zu gelangen es kein Mittel zu geben ſchien. Etwa eine Meile lang und halb ſo breit, waren drei ihrer Seiten vollkommen ſenkrecht, und boten dem Auge nichts als zerklüftete Felſenmaſſen dar, indeß die vierte, diejenige, über welcher ſie ſtanden, nothwendigerweiſe einen Zugang zu dem Thale haben mußte, wenn es überhaupt einen ſolchen gab.

Die Oberfläche des Thales war eben und grün, und dicht bei dem weiter oben erwähnten See ſtanden die Wigwams der Eutaws, während weiter rückwärts ihre mit indianiſchem Korn und Bohnen angepflanzten Felder bis zum Fuß der Felſen reichten. Das Dorf mochte aus etwa 200 Wohnungen beſtehen, die in einem Halbkreiſe erbaut, ihre offene Seite dem Waſſer zukehrten. Ihre Form war die gewöhnliche kuppelartige, dabei aber die Bauart eine feſtere als bei den beweglichen Zelten, indem Erde und ſchwere Balken einen Theil des dazu verwendeten Materials bildeten, und von der Höhe aus hätte man das Ganze für eine Biberſtadt halten können, wenn nicht um die Wigwams Männer, Weiber und Kinder herumgeſchwärmt und im Hintergrund zahlreiche Pferde und anderes Vieh ſichtbar geweſen wären.

„Ein ſehr ſchöner Ort das, Peter,“ ſagte Ephraim kopfnickend; „ein mächtiges Theil zu gut für dieſes indianiſche Geſindel. Es wäre ein prächtiger Platz für ein Fort. Im Sommer iſt es wegen des Schnees hier kühl, und im Winter recht warm. Ich habe die Abſicht hier ein Fort Ephraim zu gründen.“

„Ja, und die Eutaws?“ fragte Peter lachend.

„Dieſes Geſindel kommt dabei gar nicht in Rechnung,“ erwiederte Ephraim. „Wenn es einem Chriſten und einem weißen Manne beliebt ſich irgendwo anzuſiedeln, ſo müſſen die Wilden weichen. Es iſt ja ganz natürlich.“

„Wohl,“ rief Peter, „die Sache hat aber dennoch ihre zwei Seiten, allein um was es ſich vor der Hand hauptſächlich handelt, das iſt, was wir jetzt weiter beginnen?

„Ja freilich,“ ſagte Ephraim, „wir müſſen uns tüchtig ans Werk machen. Meiner Anſicht nach iſt Eure erſte Idee die beſte. Ihr werdet das Mädchen holen und ich die Pferde.“

„Zugeſtanden,“ antwortete Peter, „ſobald die Dunkelheit hereingebrochen iſt, wollen wir hinabſteigen. Doch glaube ich, daß wir vorher noch einen Führer bekommen werden. Wenn dieſes aber

Digitized by Google

auch nicht der Fall ſeyn ſollte, jedenfalls entführe ich Moama, und von Euch erwarte ich das Gleiche in Betreff der Pferde, welche uns die Flucht erleichtern ſollen. Pfad ſehe ich keinen, aber da dieſe Beſtien da unten doch auch hinab- und heraufſteigen, ſo meyne ich, wir werden ſchon einen finden.“

Bald legte ſich das Dunkel der Nacht über die umliegende Landſchaft. Die Sonne war hinter den Bergen untergegangen, und das tiefe Thal in dichte Finſterniß gehüllt. Allmählich verbreiteten ſich die Schatten auch über die Berge und Hügel, bis zuletzt die ganze Natur unter dem ſchwarzen Mantel der Nacht verhüllt lag. Jetzt zitterte von der Tiefe der Schein vieler Feuer herauf, aus den ſtets offenen Thüren der Wigwams glänzte die helle Flamme des abendlichen Herdes, indeß die Stille der Nachtluft ſie den Schall mancher Stimmen genau unterſcheiden ließ, ſo das Gebell der wachſamen Hunde, das Brüllen des Viehes, das Wiehern der Pferde und die Töne der munter ſchäckernden jüngern Mitglieder des wilden Völkchens. Um ein hell loderndes Feuer war die Auswahl der Jugend und Schönheit des Dorfes verſammelt, und ſang muntere Rundgeſänge, Trink- und Liebeslieder in den dieſer Race eigenthümlichen Melodien.

Sobald die Dunkelheit die Tageshelle völlig verdrängt hatte, verließen unſere beiden Freunde ihr Verſteck und bereiteten ſich auf ihr nächtliches Unternehmen vor. Peter ſollte allein in das Thal hinabſteigen und ſich wo möglich eine Zuſammenkunft mit ſeiner Geliebten verſchaffen, was wahrſcheinlich nicht vor Morgens ſtattfinden konnte, Ephraim dagegen ſich noch verborgen halten bis zur Zeit, wo mit dem erſten Tagesgrauen die Pferde auf die Bergtriften zur Weide getrieben würden, drei von den beſten ausſuchen, und ſie, die Wachſamkeit der Wächter täuſchend, zu dem Zwecke der ſchnellern Flucht auf die Seite bringen. Eine derartige Handlung würde an einem andern Orte mit einem ſehr harten Namen belegt werden, doch in den Prairien, wo jedermann mit aller Welt im Krieg iſt, werden ſolche Dinge ſtets in dem Lichte einer rühmlichen That erſcheinen, für deren kühne und liſtige Ausführung der Mann, weit entfernt, daß man auch nur annehmen würde, es könne ein vernünftiger Menſch eine ſolche Handlungsweiſe tadeln, vielmehr noch geprieſen wird.

Nachdem beide Gefährten ihren Plan gehörig beſprochen und ſich über alle Einzelnheiten deſſelben genau verſtändigt hatten, legte Peter ſeine Büchſe, Jagdtaſche und Pulverhorn ab, nur ſein Meſſer bei ſich behaltend, und begann den Pfad hinabzutappen, welcher in das Thal führte, und obgleich ſteil und holperig, doch ſo ſcharf bezeichnet war, daß man ihn mit Leichtigkeit finden konnte. Eine Zeitlang führte er am Rande eines Felſens auf der einen und einem tiefen Abgrund auf der andern Seite hin, dann ging er, ſich windend und ſchlängelnd, in einem Graben fort, bald völlig frei, bald mit dichtem Gebüſch überwachſen; hier flach und eben, dann plötzlich in einem Winkel von 45 Grad abſchüſſig, den ermüdeten Trapper häufig nöthigend eine ſteile Höhe hinanzuklettern, ehe er ſeinen Weg abwärts weiter verfolgen konnte.

Da die größte Vorſicht nöthig war, ſo brauchte der junge Trapper faſt eine volle Stunde, bis er bei einer engen Felſenſchlucht ankam, an deren anderm Ende der Pfad plötzlich aufzuhören ſchien. Doch ſetzte Peter ſeinen Weg tappend fort, wobei ihm die Erinnerung an manche ihm von Moama mitgetheilte Umſtände nicht wenig förderlich war, und befand ſich im nächſten Augenblick von der Dunkelheit einer Berghöhle umfangen. Ungleich andern derartigen natürlichen Gewölben war ſie ſo eng, daß man ihre beiden Wände mit den Händen erreichen konnte, und obgleich die Kälte und der Dunſt, welche darin herrſchten, den jungen Trapper ſchauern machten, ging er doch muthig vorwärts, bis er endlich plötzlich um eine Ecke bog, und nun, vor Erſtaunen beinahe ſtarr und von dem plötzlichen Lichtſtrahl halb blind gemacht, vor einem hellen Feuer ſtand, in deſſen Umkreis er beinahe gekommen wäre.

Als Peter nach und nach den Gebrauch ſeiner Augen wieder bekam, fand er ſich ganz nahe bei dem Orte, wo die jungen Tänzer, Jünglinge und Mädchen, Hand in Hand und in weitem Kreiſe lachend, ſingend, kreiſchend auf die ſeltſamſte und wildeſte Weiſe um einen großen Stoß brennender Holzſtämme herumtanzten, und augenſcheinlich blos für das Augen und Sinn hatten, was für den Moment der einzige Gegenſtand ihrer Gedanken war. Beinahe ganz nackt, ihre langen ſchwarzen Haare wild um die Köpfe flatternd, während der rothe Schein des Feuers ihre dunklen Gliedmaſſen beſchien, die Männer alle ſchrecklich bemalt und von Zeit zu Zeit ein gräßliches Geheul und Geſchrei ausſtoßend, war die Scene kein unpaſſender Repräſentant des Pandämoniums, obgleich mit weit zartern Umriſſen in der Geſtalt der ſchlanken Dirnen, welche ſich im Kleide der Natur mit dem ſtärkern Geſchlecht herumtummelten. Peter zog ſich ſo weit in das Innere der Höhle zurück, daß er noch das Indianerlager im Auge behielt, und wartete hier, an die Wand gelehnt, den weitern Verlauf der Ereigniſſe ab, indem er ſein Meſſer feſt in die Hand faßte und ſein ganzer Körper in der Bereitſchaft zum Handeln, wenn er je entdeckt würde, in krampfhafter Spannung war. Da ein Kampf mit der Uebermacht reine Tollheit geweſen wäre, ſo war ſein einziger Gedanke für den Fall, daß man ſeine Anweſenheit bemerkt hätte, auf die ſchnellſt mögliche Flucht gerichtet.

Der Tanz war nun augenſcheinlich bald geendet, und viele traten bereits aus den Reihen. Es wurden keine friſchen Scheite zum Feuer gelegt, das ſomit allmählich abnahm und in ſeiner verſinkenden Gluth alles rings umher in einem weit geiſterhaftern Glanze erſcheinen ließ, als in der hellodernden Flamme. Nach und nach ſchlichen ſich auch die Mädchen weg, und die jungen Burſche waren nicht läſſig ihnen zu folgen. Peter athmete wieder freier, als der Lärm des Tanzes aufgehört hatte und er bald allein Herr des Feldes blieb.

Die Mädchen trippelten zu ihren warmen Wigwams, die Männer folgten mit ihrem immer ſchleichenden und vorſichtigen Tritt, und endlich war das Feuer völlig verlaſſen. Doch nein! eine einzelne Geſtalt weilt noch bei der verlöſchenden Gluth, indem ſie mit träumeriſcher Schwermuth in die feurigen Kohlen blickt. Es ſchien ein Geſpenſt zu ſeyn, ſo leiſe, traurig und feierlich waren ihre Bewegungen. Das Herz des jungen Schweizer Trappers ſchlug heftig, das Blut tobte durch die Adern, und eine ängſtliche Empfindung füllte ſein Herz als er einen gedehnten, faſt unhörbaren Pfiff ertönen ließ, und dann mit angehaltenem Athem die Wirkung deſſelben erwartete.

Die Geſtalt drehte ſich raſch um, nahm aber ſogleich wieder die Stellung tiefen Nachdenkens an und ſchien dem Signale des Jägers keine weitere Achtſamkeit zu ſchenken. Sein Herz ſchlug in fieberiſcher Schnelle, ſeine Zähne waren heftig zuſammengepreßt und ein eiskalter Schauer ſchüttelte ſeinen ganzen Körper, als ihn plötzlich der Gedanke durchzuckte, daß ihn bei dieſem dunkel brennenden Lichte ſeine Augen getäuſcht haben könnten.

Jetzt wandte ſich die Geſtalt wieder um und ging langſam und feierlich auf ihn zu in den Schatten der Höhle, dann aber brachte der elaſtiſche Schritt eines leichtfüßigen Indianermädchens Moama in die Arme ihres angſterfüllten, aber entzückten Geliebten. Die Augenblicke, welche jetzt folgten, waren Minuten des ſüßeſten Entzückens und der berauſchendſten Freude; er, glücklich durch den erwünſchten Erfolg ſeines Unternehmens, drückte ſeine ſchöne Beute an ſein Herz — ſie, ſtolz auf die Beſchwerden und Gefahren, denen er ſich ausgeſetzt um ſie zu gewinnen, legte ihren Gefühlen keine Feſſeln an. So verflog eine Viertelſtunde, und jetzt ſprach Peter deutlicher und zuſammenhängender, als ihm ſeither möglich geweſen war, indem er das Mädchen drängte jetzt mit ihm zu entfliehen. Sie hingegen erhob Bedenklichkeiten, als er des Einfangens von Pferden erwähnte.

„Das Neſt der Moama wird leer ſeyn; das Adlerauge des rothen Mannes wird ſehen, daß das lange Meſſer nahe, und daß

Digitized by Google

die Blume der Eutaw mit dem Bergjäger entflohen iſt. Moama muß noch eine Nacht in dem Wigwam ihres Vaters ſchlafen.“

Die Stimme des Mädchens war klagend und ſchwermüthig, als ob ſie bedaure, die glückliche, ihr ſo lange ſchon bekannte Heimath zu verlaſſen; doch die Stimme der Liebe tönte zu mächtig und unterdrückte jedes andere Gefühl. Peter fand, daß ihr Vorſchlag der beſſere ſey, daß ſie die Nacht noch in der väterlichen Hütte zubringen müſſe, um erſt gegen Morgen die Flucht anzutreten; nach wenigen zärtlichen Worten ſchieden ſie.

Fort! Fort! die Roſſe wieheen muthig, indem ſie die erfriſchende Morgenluft einathmen, und können von dem der ſie hält, nur ſchwer gebändigt werden. Auf dem Felſenabhange unter dem Tannenwald, an dem Ende des Pfades, auf welchem die Reiſenden in die Eutawberge eingedrungen waren, ſtand Ephraim Smith, an rohen, ledernen Riemen drei ungezäumte und ungeſattelte Pferde haltend; es waren drei edle Thiere, große Pferde der Wildniß, von den wilden Indianern gebändigt. Wundervoll gebaut, mit glatten Seiten und feinen Gliedern, ertrugen ſie ihre Gefangenſchaft nur mit Ungeduld, und Ephraim Smith war genöthigt ſeine volle Kraft aufzuwenden, um ihr Entſpringen zu verhindern.

Die Sonne ging jetzt am öſtlichen Horizonte auf; ein ſchöner Tag, ein friſch wehender Wind verſprachen die Flucht der Liebenden zu begünſtigen. Endlich, als des Trappers Ungeduld nahezu völlig erſchöpft war, erſchienen Peter und Moama, worauf alle drei, ohne ein Wort zu ſprechen, haſtig die ungeſattelten Pferde beſtiegen, und ſo ſchnell es immer anging den ſchmalen zur Ebene führenden Pfad hinabritten. Bald war man ohne Unfall glücklich untun angelangt, und nun verſetzte Peter mit einem tiefen Seufzer, als ob er fühle, daß er jetzt frei athmen könne, ſeinem Pferde einen Schlag auf den Nacken und gab ſo, ſeiner ſchönen Braut zulächelnd, das Signal zu einem wüthenden Wettrennen.

„Nun denn, Ephraim, mein Freund,“ rief er freudig aus, „ich habe meine Braut gewonnen, und keine zehntauſend Indianer ſollen ſie mir mehr entreißen — Fort! Fort!“ fügte er mit zitternder Stimme bei, „die rothhäutigen Teufel ſind uns auf der Ferſe.“

Dahin flogen die Renner über die weite Ebene mit der Eile der Angſt, indem ihre Hufe donnernd auf dem harten Boden wiederklangen. Sie ritten dicht beiſammen, indem jedes ſein Pferd ſo viel wie möglich antrieb und von Zeit zu Zeit rückwärts ſah, um den Abſtand zwiſchen ihnen und ihren Verfolgern zu meſſen. Als Peter ſprach, hatte ſein Auge die blitzenden Speere einer Abtheilung Eutaw-Krieger auf der Spitze eines grünen Hügels entdeckt, deſſen Fuß er und ſeine Begleiter erreicht hatten. Im nächſten Augenblick ſprengten zwanzig wüthende Reiter mit lautem Geſchrei, mit einem Geheul, das mit ſchrecklicher Deutlichkeit an die Ohren der Flüchtlinge ſchlug, in heißer Jagd über den Kamm der Höhe herab.

Dahin raſten die edlen Thiere, welche die Liebenden auf dem Wege zum Glück trugen; die guten Pferde ſchienen den koſtbaren Schatz junger Liebe zu kennen, den ſie auf ihrem Rücken trugen, ſo ſtolz, ſo edel galoppirten ſie dahin. Fort! Fort! die hohen Berge ſind jetzt hinter ihnen, und weit über die offene Ebene hin erſieht das ſpähende Auge keinen ſchirmenden Ort oder einen Platz, der mit Erfolg gegen den Feind vertheidigt werden könnte. Immer näher kommen die Indianer, ſchießend und heulend, dahin eilen die Jäger in raſender Schnelle; in drei Stunden legen ſie einen größern Raum zurück, als auf ihrer Fußreiſe in einem ganzen Tage; ſie ſchienen eher zu fliegen als zu reiten. Doch hinter ihnen her raſſeln die wüthenden Indianer mit gleichem Eifer; die Pferde der Flüchtlinge beginnen in ihrer ſeitherigen Schnelligkeit nachzulaſſen, da nimmt Peter mit einem lauten Schrei der Freude ſeine Büchſe von der Schulter, worin ihm Ephraim nachahmte, und ſtellt ſich den Indianern gerade in dem Augenblick gegenüber, als ſie die Ecke eines tiefen Engweges erreichten.

Eine dünne Rauchſäule, die aus der Ebene aufſtieg, welche ſie ſo eben erreicht hatten und die ihrer Ueberzeugung nach von einem Lager weißer Männer herrühren mußte, hatte die Energie der Flüchtlinge neu aufgerichtet.

Die Eutaws hemmten den Lauf ihrer Pferde, als ſie die beiden Jäger die ſicher treffenden Büchſen auf ſie anſchlagen ſahen, und beriethen ſich. Ephraim aber war durchaus nicht aufgelegt, ſie ſo ruhig ſich berathen zu laſſen, ſondern feuerte ſein Gewehr mitten unter ſie ab, und der Schuß brachte der ſchwächern Partei bald auch Hülfe.

Drei Bergtrappers, welche auf dem Wege nach Browns Fort begriffen waren, hatten ſich in dem Hohlweg gelagert, waren auf den Schall der Huftritte und des Schuſſes zu Pferde geſtiegen, und machten alsbald gemeinſame Sache gegen einen Feind, welchen zu fürchten alle Pelzjäger ſo ſchreckliche Urſache haben. Herzlich war die Begrüßung als die letztern ſich erkannten; die rauhen Trappers lachten über die knabenhafte Flucht, wie ſie ſich ausdrückten, Peter Lancels, und ſodann zogen ſie ſich nach ihrem Lagerplatz zurück, ſich auf einen ernſten Kampf mit den Indianern bereit haltend.

Die Eutaws aber, welche bei der Entdeckung von der Flucht Moama's ohne alle Vorbereitungen blos halb bewaffnet, ohne Munition und ohne Lebensmittel, zu Pferde geſtiegen waren, bezeugten keine Luſt ſich in ein Gefecht einzulaſſen, und demgemäß ſetzten unſere Freunde, nachdem ſie und ihre Thiere ſich gehörig erfriſcht hatten, mit ihrer ſchönen Beute ihren Weg weiter fort, während ihre Feinde ſich nach den Bergen zurückzogen.

So gewann Peter Lancel ſein indianiſches Mädchen, das er nach Browns Hole führte und dort förmlich heirathete. Daß er glücklich war, daß das Gemälde, welches in ſeiner Phantaſie vor ihm aufgeſtiegen, ſich bald in ſeinen kleinſten Zügen, halb rothe und halb weiße Miniaturbildchen mit eingeſchloſſen, verwirklichte, werden wenige Leſer bezweifeln. Er war glücklich, und nie während der drei Jahre, welche ſeither bereits über ſein Haupt hingezogen ſind, hat er je nach einem civiliſirtern Weibe geſeufzt, oder die Stunde bereut, welche ihm eine Indianerin zur Braut gab.

Schießbaumwolle.

Die „Allgem. Zeitung“ bringt eine Erklärung des Hrn. Schönbein und Böttger, datirt Baſel u. Frankfurt im Dezember 1846, worin er ſich über die Schießbaumwolle, deren chemiſche Zuſammenſetzung und Eigenſchaften, verglichen mit denen des Braconnot'ſch Xyloidins, ausſprechen. Sie haben, erklären ſie, gefunden, daß das beſte Auflöſungs- und Reinigungsmittel für explodirende Holzfaſer überhaupt, wie für Schießwolle insbeſondere, der Eſſigäther iſt. Mit Hülfe dieſes Löſungsmittels laſſen ſich jene exploſiven Stoffe ſehr leicht in vollkommner Reinheit darſtellen. Die Analyſe ihrer bei + 100° Celſ. im Waſſerbade eine Stunde lang getrockneten Schießwolle lieferte folgendes Ergebniß. In 100 Theilen wurden

Kohlenſtoff	gefunden	27,43,	berechnet	28,1;
Waſſerſtoff	„	3,54,	„	3,1;
Stickſtoff	„	14,26,	„	14,5;
Sauerſtoff	„	54,77,	„	54,3.

Das durch Alkohol vollkommen gereinigte Xyloidin beſteht, einer Analyſe des Hrn. Ballot zu folge aus:

Kohlenſtoff	gefunden	37,29,	berechner	37,31
Waſſerſtoff	„	4,99,	„	4,84;
Stickſtoff	„	5,17,	„	5,76;
Sauerſtoff	„	52,55,	„	52,09.

Bei einer oberflächlichen Vergleichung dieſer Analyſen erſieht man, daß die Zuſammenſetzung unſerer Schießwolle von derjenigen des Xyloidins bedeutend abweicht, und jene eine an Kohlenſtoff ärmere oder an Sauerſtoff reichere Verbindung als die Braconnot'ſche Materie iſt, die Schießwolle ſomit auch bei ihrer Verbrennung mehr Gas erzeugen, eine ſtärkere Exploſivkraft beſitzen und weniger Rückſtand laſſen muß, als das Xyloidin. Auch aus dem Verhalten

Digitized by Google

beider Stoffe gegen andere Agentien erkennt man leicht deren charakteriſtiſche Verſchiedenheit. Was den Einfluß betrifft, welchen die Reibung auf trockene Schießwolle ausübt, ſo haben die vielfachen Schieß- und Sprengverſuche, welche wir damit anſtellten, dargethan, daß die bei den erwähnten Operationen ſtattfindenden Fabrikationen niemals eine Exploſion veranlaſſen. Nur wenn dieſelben ſo heftiger Art ſind, daß die dadurch auftretende Wärme-Entwicklung der Entzündungstemperatur gleichkommt, kann ſich Schießwolle entflammen, was aber bekanntlich auch nach den ſorgfältig angeſtellten Verſuchen der Profeſſoren Reich und Kerſten bei gewöhnlichem Schießpulver der Fall iſt. Mäßig ſtarke Hammerſchläge, gegen auf einem Ambos liegende Schießwolle geführt, verurſachen zwar einen Knall und eine Zerſtäubung der Wolle, ohne daß dieſe ſich entzündet. Reibt man Schießwolle mit gröblich zerſtoßenem Natronglaſe in einem porzellanenen Mörſer anhaltend und ſtark, ſo findet niemals eine Entzündung derſelben ſtatt.

Eine wichtige medizinische Erfindung.

Mehrere Londoner Blätter, namentlich auch die Medical Review, berichten über eine aus Nordamerika eingeführte und in England mehrfach mit Erfolg angewandte neue Entdeckung eines Mittels chirurgiſche Operationen, große wie kleine, ſchmerzlos zu vollziehen. Es handelt ſich nicht etwa um magnetiſche Einſchläferung des Patienten, ſondern dieſer wird durch Einhauchen von Schwefeläther mittelſt eines beſondern Apparats in den Zuſtand von Unempfindlichkeit verſetzt und die Operation, ſey es nun das Ausziehen eines Zahns, oder die Amputation eines Glieds, oder Exſtirpation eines Geſchwürs ꝛc., geht vorüber wie ein Traum. Die Times vom 2. Jan. berichtet über eine Anwendung dieſer Methode im Hoſpital zu Briſtol: „Ein junger Mann mußte ſich, in Folge einer dreijährigen Geſchwulſt, der Amputaton ſeines linken Beins oberhalb des Knies unterwerfen, und auf den Rath des Ober-Spitalarztes Dr. Fairbrother machte der operirende Wundarzt, Hr. Landsdown, den Verſuch mit dem Schwefeläther. Nachdem der Patient dieſen Aether anderthalb Minuten lang eingeathmet, fiel er in Bewußtloſigkeit, und der Chirurg begann ſeinen Einſchnitt. Nach Verlauf von 2 oder 3 Minuten wandte Dr. Fairbrother wieder den Dunſt an, wobei er ſeine Finger an den Puls des Patienten legte und deſſen Reſpiration beobachtete. Wein wurde demſelben abwechſelnd mit dem Aetherdunſt eingeflößt; ſein bewußtloſer Zuſtand währte 15 Minuten. Die Trennung des Glieds vom Leibe erfolgte in einer Minute. Während der Operation drückten die Züge des Kranken nicht den geringſten Schmerz aus, und er verhielt ſich ganz regungslos. Nach der Operation erwachte er vollkommen ruhig, und erklärte, er habe keinen Schmerz empfunden, weder bei Durchſchneidung der Haut und des Fleiſches, noch bei Durchſägung des Knochens, noch auch bei Unterbindung der Blutgefäße, deren einige von den Nerven abgelöſt werden mußten. Seit der Operation hat der Patient beſſer geſchlafen als vorher zehn Nächte hindurch, und ſeine Geneſung ſchreitet günſtig fort." Die Times fügt einen längern beglaubigenden Bericht bei von dem bekannten Briſtoler Chemiker William Herapath, welcher der Operation beiwohnte. Derſelbe zweifelt nicht, daß die Einathmung von Salpeter-Oxidul (Wonne-Gas) die nämliche Wirkung wie der Schwefeläther hervorbringen würde.

Pot-Pourri.

Corſica über Alles.

Aus Bonifacio in Corſica wird dem „Siècle" folgende Geſchichte gemeldet: Der Bandit Decius Viggiani, der ſchon durch mehrere kecke Raubthaten und Entführungen der Schrecken unſerer Stadt geworden iſt, hat dieſelbe durch folgende Drohung in neue Angſt verſetzt. Er ließ an die Kirche Sancta Maria anſchlagen: „Ich erfahre, daß die Stadt Bonifacio 6000 Frcs. für meine Gefangennehmung zahlen will. Es gefällt mir, gerade ſoviel für meine Subſiſtenz zu verlangen. Ich benachrichtige alſo die Einwohner, daß ſie auf ihrer Hut ſeyen und bei Todesſtrafe nicht aus der Stadt gehen, bis mir die 6000 Frcs bezahlt ſind." — Die Einwohner gingen ſeitdem nur bewaffnet und in Gruppen vor's Thor. Doch der Bandit griff noch zu andern Mitteln. Er verbot die Einfuhr von Getreide nach Bonifacio. Ein Bauer, Namens Serro, gehorchte nicht; am 4. December ſtreckten ihn drei Kugeln meuchlings nieder. Der Bandit heftete dem Gefallenen hierauf ein ſchon bereit gehaltenes Blatt auf die Schulter, auf dem ſein Name, Decius Viggiani und der Grund ſtand, weshalb der Bauer den Tod erlitten hat.

Ein ſalomoniſches Urtheil.

Man hat oftmals erzählt, wie Ausſprüche der engliſchen Richter ſich ſtreng nach dem Buchſtaben des Geſetzes richten: ein Gleiches iſt in Amerika der Fall. In New-Orleans wurde vor Kurzem ein Menſch angeklagt, zur Nachtzeit in ein Haus eingebrochen zu ſeyn und einen Diebſtahl begangen zu haben. Er hatte nemlich eine Oeffnung in die Mauer gemacht, durch dieſelbe den obern Theil ſeines Körpers gezwängt, und ſich dann der Gegenſtände bemächtigt, die er zu haben wünſchte. Sein Anwalt behauptete, nicht der Angeſchuldigte ſey in das Haus eingedrungen, ſondern nur ein Theil von ihm. Die Jury gab hierauf das Verdikt, daß die obere Hälfte des Menſchen ſchuldig ſey, und ſprach den übrigen Theil frei. Der Richter verurtheilte darauf die ſchuldige Hälfte zu einem Jahre Gefängniß und überließ es ihrer Wahl, die unſchuldige Hälfte abzuſchneiden, oder mit ſich zu nehmen.

Ein prekäres Einkommen.

Ein Engländer machte den Kommiſſären der Einkommſteuer folgende Angabe: Während der letzten drei Jahre beliefen ſich meine Einkünfte auf etwas weniger als 150 Pfund; in Zukunft werden ſie prekärer ſein, da der Mann geſtorben iſt, von dem ich das Geld borgte.

Eine alte Familie.

Es exiſtirt zu Willemont in Commun Tillet (Luxemburg) eine Familie aus 3 Perſonen beſtehend, welche zuſammen 278 Jahre zählen. Es iſt dies die Familie Hottert; der Vater iſt 102, die Mutter 100 und die Tochter 76 Jahre alt. (Jahresz.)

Buntes.

„Betrachten Sie mich als einen Bettler, der Sie um ein Almoſen anfleht und geben Sie mir zur Gabe einen Kuß," mit dieſen Worten redete einſt ein feines Herrchen ein geiſtreiches ſchönes Mädchen an. „Ich bedaure," erwiederte dieſe, „ich kann nichts geben, denn ich habe ſchon einen Hausarmen."

Auf den belgiſchen Eiſenbahnen hat man jetzt Apotheken in den Waggons eingerichtet. — Nicht ſchlecht! Jetzt fehlt gar nichts, als noch ein kleines Spital, und allenfalls ein Kirchhof — dann aber iſt für das zukünftige Wohl und Wehe der Paſſagiere hinlänglich geſorgt!

Dieſer Tage kam eine gelehrte Emancipationsdame in die Geroldſche Buchhandlung in Wien, und begehrte ſtatt Virgils „Aeneide" — Virgils „Einöde!!" —

Auf einen Heuchler.

Du beteſt, aber nur zum Schein;
O, frommer Mann, wir bitten dich recht ſehr.
Eh' du ein Heiliger wirſt ſeyn,
Sey erſt kein Schurke mehr.

v. Sallet.

Digitized by Google

Nro. 5.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 16. Januar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Eiſenbahn-Alp. — Eine Berliner Gerichts-Scene. — Des Goldſchmieds Töchterlein. — Muſterbild eines Redakteurs. Pot-Pourri.

Der Eiſenbahn-Alp.

(Von einem Londoner Zeitungs-Reporter)

In unſerem eiſernen Zeitalter, wo Alles ſich um Eiſenbahn-Fragen dreht, wo ſich die ganze Welt durch Eiſenbahn-Aktien bereichert oder ruinirt und Europa von Moskau bis Neapel ſich mit einem ungeheuren Eiſenbahnnetze bedeckt, iſt es in der Ordnung, daß wir neben Eiſenbahn-Walzern und Eiſenbahn-Pulka's auch Eiſenbahn-Novellen haben. Eine ſolche findet ſich im neueſten Hefte von **Frazer's Magazine**, und da ihr mithin ein Thema zu Grunde liegt, deſſen Intereſſe heutzutage alle andern verſchlingt, ſo legen wir ſie unſern Leſern in etwas gedrängter Form als einen Verſuch vor, inwieweit ſich den materiellen Tendenzen der Gegenwart eine phantaſtiſche Seite abgewinnen läßt.

„Iſt meine Extra-Lokomotiv bereit?“

„Sogleich, Sir; der Lokomotivenführer wird augenblicklich hier ſeyn. Welche Geſchwindigkeit verlangen Sie?“

„Wenigſtens eine Meile die Minute.“ *)

„Ganz wohl; die Bahn iſt völlig frei, und mit einem einzigen leichten Waggon wird es ohne Mühe angehen.“

„Ich werde ſelbſt den Waggon nicht brauchen; ich habe meine Depeſchen in der Taſche und will auf der Locomotive mitfahren.“

„Sie werden kaum die Augen im Kopfe behalten, wenn Sie es thun. Nehmen Sie lieber einen Waggon erſter Klaſſe.“

„Da haben Sie keine Sorge; ich bin an ſo etwas gewöhnt. Im längſten Tunnel blinzele ich nicht einmal mit dem Auge.“

„Nun wie Sie wollen. Sie haben den Zug beſtellt und können alſo nach Belieben entweder auf der Lokomotive oder in einem der Waggons fahren.“

„Auf der Lokomotive alſo, und machen Sie ſchnell, denn jede Minute iſt verloren, die ich hier zubringe.“

Dieſe Unterredung fand auf dem Perron eines Bahnhofes im nördlichen England ſtatt. Ich hatte im Auftrage der **Times** einem großen Volks-Meeting beigewohnt, und da der Bericht gleich am folgenden Morgen erſcheinen mußte, ſo galt es, in etwas mehr als drei Stunden die 200 Meilen zu durchfliegen, die mich noch von der Zeitungs-Expedition in London trennten. Es war ein ſchöner Sommer-Abend, und die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten das eiſerne Dach des Bahnhofes und das weitläufige Schienennetz, das ſich in allen Richtungen ausdehnte. Zur Linken des Geleiſes ſtand meine Extra-Lokomotive, der Tartarus, ein Feuerwagen von blankem Metall, der mit heiſerem Pfeifen eine lange, wirbelnde Dampfſäule aus der Meſſingröhre emporſchoß, die dem finſtern Qualm zum Schornſteine diente. Einige Packer, Polizisten und Zeitungs-Colporteure warteten in der Nähe, um die Abfahrt mit anzuſehen, und der Heizer, ein Kerl mit wunderbar rußigem Geſicht und von der Flamme gerötheten Augen, kletterte in ſeiner ſchmierigen Plüſchkleidung auf der Lokomotive herum, indem er ihre funkelnden Metallwände mit einer Handvoll Oellappen reinigte. Allmählig war ich unruhig und fing an, die Geduld zu verlieren. Ich blickte aufwärts und ſah, daß die Sonne nicht mehr in die hohen Fenſter hineinſchien — der Bahnhof hüllte ſich nach und nach in die düſteren Schatten des Abends.

„Wo bleibt aber Weſthorpe?“ rief endlich der Inſpektor. „Wenn er ſeinen Pflichten nicht beſſer nachkömmt, ſo iſt er am längſten hier im Dienſt geweſen.“

„Ich habe ſchon zweimal nach ihm geſchickt“, entgegnete ein Bahnwärter. „Er meldete ſich dieſen Morgen wieder als dienſtfähig.“

„Wie ſo? iſt er krank geweſen?“ fragte ich.

„Er iſt ein ganz anderer Menſch geworden, ſeitdem Mary Slane ſo plötzlich ſtarb“, verſetzte der Bahnwärter.

„Der Teufel!“ rief der Inſpektor, „wir können verliebte Ingenieure auf unſerer Bahn nicht brauchen.“

„Aber warum geben Sie mir keinen andern, wenn dieſer Herr Weſthorpe nicht zum Dienſte tauglich iſt? Sie haben Leute genug, ſollt' ich glauben.“

„Das iſt wahr; aber unſer Perſonal hat in der letzten Zeit viel arbeiten müſſen, und da Weſthorpe ſich heute früh meldete, ſo haben wir uns darnach eingerichtet.“

„Es iſt ſieben Uhr vorbei,“ erwiederte ich, indem ich nach der Glocke ſah; „wenn Sie mich nicht in fünf Minuten expediren, ſo werde ich die Lokomotive abſtellen und die Geſellſchaft auf Schadenerſatz verklagen.“

Ehe jedoch die fünf Minuten verfloſſen waren, hatte ſich der ſaumſelige Ingenieur eingeſtellt. Er war in einen dicken Flausrock gehüllt, ein Shawl verbarg den untern Theil ſeines Geſichts, und der Schirm ſeiner Mütze war über die Stirn gezogen, aber ich konnte den ſtieren Blick ſeiner Augen und die leichenhafte Bläſſe ſeiner Wangen bemerken, und ich ſah ſeine Hand zittern, als er mit zerſtreuter Miene den Rock auf- und zuknöpfte. Dieſe Symptome würden mich vielleicht zu einer andern Zeit beunruhiget haben, aber ich war zu ſehr mit meiner Abreiſe beſchäftigt, um beſonderes Gewicht darauf zu legen.

„Höre, Weſthorpe“, ſagte der Inſpektor, „wenn du uns ſo behandelſt, werden wir Dir bald den Laufpaß geben müſſen.“ Der Ingenieur murmelte einige unverſtändliche Worte und beſtieg mechaniſch den Dampfwagen. „Du kömmſt auf der Bramsby-Station an dem Paſſagierzuge vorbei und in Thornley an dem Güterzuge — verſtehſt Du, Weſthorpe? — nimm Dich gut in Acht, ſpare die Pfeife nicht und fahre hübſch langſam durch die Stationen.“

„O, dafür' werd ich ſelbſt ſchon Sorge tragen“, rief ich, auf die Lokomotive ſpringend. „Sie wiſſen, daß ich ein alter Eiſenbahnvogel bin. Gute Nacht! Wir werden das Gras nicht unter unſern Rädern wachſen laſſen. Kommen Sie, Herr Weſthorpe, ſputen Sie ſich und zeigen Sie, was der Tartarus leiſten kann.“

Der Ingenieur legte die Hand an die Mütze, zog einen Hebel nieder, ſtieß einen andern zurück — das Triebrad kam in Be-

*) D. h., wie es ſich von ſelbſt verſteht, eine engl. Meile — eine Schnelligkeit, die in England, namentlich bei Probefahrten, ſchon öfters vorgekommen iſt.

Digitized by Google

wegung, drehte ſich ein Dutzendmal um, ohne vorzurücken, und dann glitten wir ſachte an dem Perron entlang, während der Inſpektor uns folgte und dem Führer nochmals ſeine Ermahnungen zurief. Das laute, keuchende: Tſchi! Tſchi! Tſchi! der Maſchine wurde immer haſtiger, und wir rallten aus dem Bahnhof hervor, indem wir eine lange Reihe Schmelzöfen und ziſchender, dampfender Lokomotiven hinter uns ließen, die ſich, wie immer, raſtlos hin und her bewegten, als ob ſie etwas auf dem Herzen hätten, das ihnen keine Ruhe laſſe. Dann kam der laute, krachende Ruck, mit dem wir unter den Brücken durchflogen — das gellende Pfeifen und ſauſende Geheul, der erſtickende Dampfqualm und feuchte, ſchaurige Luftzug, als wir durch einen kurzen Tunnel dahinbrausten — und bald hatten wir das offene Feld erreicht; hinter uns funkelten die Lichter und thürmten ſich die hohen Schornſteine der großen Fabrikſtadt, und vor uns dehnten ſich die Wieſen an beiden Seiten einer langen Schinenlinie aus, von der Abenddämmerung umflort, die eben einzutreten begann."

„Fahren Sie zu Herr Weſthorpe! Raſch! Ich verſpreche Ihnen ein gutes Abendbrod und eine noch beſſere Flaſche Wein, wenn wir nach London kommen."

„Danke ſchön", antwortete der Ingenieur, ohne mich jedoch anzuſehen; er wandte ſich vielmehr von mir ab, indem er die Augen niederſchlug und mit leiſer Stimme vor ſich hinmurmelte. Es lag etwas Seltſames, Unheimliches in dem Benehmen dieſes Menſchen und ich bemerkte, daß ihn der Heizer mit ſichtbarer Aengſtlichkeit betrachtete und nicht ein Wort mit ihm ſprach. Unterdeſſen ging die Lokomotive immer ſchneller. Das Klappern der Ventile, wie ſie auf- und zugingen, um den Dampf hinauszulaſſen oder abzuſchneiden, wurde mit jedem Augenblick heftiger, bis es dem Rollen einer Trommel glich. Die Hecken an der Seite des Weges flogen in einer langen dunklen Linie vorüber, die wir nicht von einem Holzzaun oder einer ſteinern Mauer unterſcheiden konnten. Die ſchwankende Bewegung der Maſchine verwandelte ſich bald in ein raſches, ſtoßendes Schaukeln; die weißen Pfähle, woran die Drähte des elektriſchen Telegraphen befeſtigt ſind, defilirten wie im Sturmmarſch an uns vorbei; während eines einzigen Moments erhoben ſich Brücken vor uns wie dunkle Streifen am Horizont, und wurden dann mit einem Sprung und einem ziſchenden Dampfſtrom hinter uns gelaſſen. Weiter! weiter! Ein Meilenzeiger ſchwand nach dem andern. Der Dampfrieſe ſchien mit Leben begabt: er bäumte ſich wie ein Wahnſinniger auf den Schienen; die Ketten des Tenders knarrten und ächzten; die Brandröthe des Ofens und der hellere Glanz unſerer großen Laternen ſchimmerten wie Nordlichter über die grünen Flächen; die Funken ſprühten aus dem Schornſtein hoch in die Luft empor, und obgleich ſich kein Lüftchen rührte, ſchienen wir von einem Orkan umrauſcht, deſſen kalter, durchdringender Hauch uns faſt erſtarren machte.

So weit ging Alles nach Wunſch. Wir fuhren zwar mit außerordentlicher aber nicht beiſpielloſer Schnelligkeit, und ich war mit Eiſenbahnreiſen zu vertraut, um ängſtlich zu werden. Ich wußte, daß die Bahn frei ſey, und die Nacht war hell genug, um ein Signal in der Entfernung von einer halben Meile zu erkennen.

Unterdeſſen arbeitete Weſthorpe noch immer an der Maſchine herum, indem er die Hebel hin und herzog, als ob er ihre Schnelligkeit vermehren wollte. Er ſtand keinen Augenblick ſtill, ſondern trampelte und ſcharrte unaufhörlich mit den Füßen. Der Heizer lehnte ſich an das Geländer, welches er, wie es mir ſchien, mit einer unruhigen, erſchreckten Miene feſthielt. Dieſes Alles konnte ich bei dem Licht einer großen, hellen Lampe erkennen, die über dem Pegel hing, der die Höhe des Waſſers im Dampfkeſſel anzeigt.

Weiter, weiter, weiter! Meile nach Meile, Station nach Station! Durch finſtere Baumgruppen — an leuchtenden Dörfern und einſamen Meierhöfen vorbei — längs üppigen Fluren und öden, ſchauerlichen Halden! Wir konnten ſchon fünfundzwanzig bis dreißig Meilen von unſerer Reiſe zurückgelegt haben.

„Tartarus hält ſich brav!" ſagte ich, indem ich meine Stimme anſtrengte und dem Ingenieur die Worte in das Ohr ſchrie.

Der Heizer näherte ſich und lauſchte auf die Antwort. Die Blicke Weſthorpe's ſchweiften raſch von einem zum andern, ſein Auge blickte wie das eines Raubthieres, und dann wandte er ſich plötzlich zu ſeinem Gefährten mit dem Ruf: „Kohlen, Jeffries, Kohlen! Mehr Dampf — mehr Dampf! Der Herr will mehr Dampf haben! Was kümmert uns das Leben — Dampf, Dampf!"

Ich war über dieſen Ausbruch betreten; ebenſo der Heizer, der, wie ich fand, Jeffries hieß. Er zögerte. „Kohlen, Kohlen!" ſchrie Weſthorpe von Neuem; „thu Deine Pflicht, oder ich werfe Dich kopfüber auf die Schienen." Und er ſtieß mit dem Fuß gegen die Thüre des Dampfkeſſels, welche aufflog. Das Rauſchen der wilden Flammen übertönte den heulenden Orkan, der, wie es ſchien, an uns vorüber ſauste.

Ich legte mich jetzt dazwiſchen. „Mich dünkt, ſtammelte ich, „daß wir ganz ordentlich vorwärts gehen."

Jeffeis machte eine zuſtimmende Bewegung. „Sie wollen nicht ſchneller fahren?" fragte Weſthorpe, mit leiſer, aber ſchneidender Stimme.

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Aber ich will es!" brüllte er wüthend. „Kohlen, Jeffries, Kohlen!"

Mit geballter Fauſt verſetzte er dem Heizer einen heftigen Schlag. Einen Augenblick war ich betäubt. Ich würde Alles in der Welt gegeben haben, um mit heiler Haut an dem ödeſten Fleck der öden Halde abgeſetzt zu werden, die wir jetzt durchkreuzten. Jeffries ergriff, ohne ein Wort zu entgegnen, ſeine Schaufel und warf die ſchwarzen Maſſen auf das Feuer, welches von Neuem zu kniſtern begann. Bei ſeinem Schein konnte ich wahrnehmen, daß die Züge des Heizers unter ihrer Rußfarbe die Bläſſe eines Todten zeigten.

Weiter, weiter! Die Lokomotive ſchien zu fliegen. Die Viertel-Meilenzeiger ſchoſſen eben ſo raſch an uns vorbei, als noch vor kurzem die Telegraphenpfähle, und die Schwankung war furchtbar.

„Muſik!" ſchrie Weſthorpe, „Muſik! Wir wollen Muſik haben! Hier iſt meine ſiedende Waſſerorgel!"

Mit dieſen Worten ließ er die Dampfpfeife erſchallen; ihr gellender Laut ging mir durch Mark und Bein. Ich wechſelte einen Blick mit dem Heizer; der Ausdruck ſeines Geſichts war voll Schrecken und Beſtürzung. Plötzlich verſtummte das entſetzliche Pfeifen. „Es könnte zur Warnung dienen", murmelte Weſthorpe, „und warum ſoll auch ſo viel Dampf verloren gehen."

Ich ſchauderte. Auf einmal wandte ſich der Ingenieur von der Maſchine ab und näherte ſich dem Tender, indem er unruhig zurückſchaute. Jeffries benutzte den Zwiſchenraum, um meinen Arm zu ergreifen. „Still!" flüſterte er athemlos.

„Was fehlt dem Menſchen," fragte ich.

„Still! Er iſt wahnſinnig. Ich ahnte es ſchon ſeit einigen Tagen."

Wahnſinnig! ich fühlte den Angſtſchweiß aus jeder Pore hervorſtrömen. Eine Meile die Minute mit einem wahnſinnigen Führer! . . . Mein Blut gerann; eine Schwäche überkam mich.

„Wir müſſen uns ſeiner bemeiſtern!" keuchte Jeffries.

„Es iſt das einzige Rettungsmittel", erwiederte ich. „Auf ihn zu!"

Die Worte waren mir kaum aus dem Mund, als Weſthorpe herbeiſtürzte. „Ha! ha!" ſchrie er, „Verrath! Zwei gegen Einen Aber kommt nur!" (Schluß folgt.)

Eine Berliner Gerichts-Scene.

(Vergl. „Augsb. Abendzeitung Nro. 7.)

Auf der Bank der Angeklagten erblicken wir heute zu unſerem Erſtaunen, ein Kind, einen zwölfjährigen, wohlgebildeten Kna-

Digitized by Google

ben; die Anklagebank iſt zu hoch für ihn, ſo daß er ſie nur mit Mühe erreichen, und ſeinen Platz darauf nehmen kann. Er iſt des ſchweren Verbrechens der Falſchmünzerei angeklagt und geſtändig. Mit einer eben ſo auffallenden als für ihn günſtig wirkenden Offenheit erzählt er Folgendes:

„Mein Vater iſt Droſchken-Kutſcher, und verdient nicht ſo viel, um uns Alle ernähren zu können. So mußte ich denn, nachdem ich vier Jahre lang die Schule beſuchte, vor einem Jahre ungefähr anfangen, auf Arbeit zu gehen, um mir etwas zu verdienen. Ich kam zu dem Buchdruckerei-Beſitzer B. in Arbeit, wo ich an der Maſchine beſchäftigt wurde. In der Druckerei trieben ſich ſehr häufig die Lettern in allen Winkeln umher, und ohne mir etwas beſonderes Böſes dabei zu denken, nahm ich eines Tages ungefähr vierzig Stück derſelben von der Erde auf und ſteckte ſie in meine Taſche; zu Hauſe gab ich ſie meinem kleinen Bruder, um damit zu ſpielen. Es waren ſchon einige Wochen darüber vergangen, da war ich einmal ganz allein zu Hauſe; ich hatte Langeweile, und als mir zufällig die Lettern in die Hand fielen, kam ich, ich weiß ſelbſt nicht wie, auf den Gedanken, daraus Geld zu machen. Zu dieſem Zwecke nahm ich ein Stückchen Gyps, welches auf dem Ofen in unſerer Stube lag, feuchtete es an und drückte darauf ein richtiges Viergroſchenſtück ab, welches ich aus dem Tiſchkaſten hervorlangte. So hatte ich mir eine Form zur Anfertigung des Geldes gemacht; bald fand ich auch einen alten Blechlöffel, in dieſem ſchmolz ich einige von den Lettern, goß das geſchmolzene Metall in die Form, und hatte ein Viergroſchenſtück fertig. Ich hatte mir daſſelbe rein aus Spaß gemacht, und gar nicht daran gedacht, es auszugeben; als es nun aber fertig war, wollte ich doch gerne ſehen, ob die Leute das Viergroſchenſtück wohl nehmen würden. Ich ging deshalb in einen Obſtkeller, kaufte mir für ſechs Pfennige Aepfel und gab das Viergroſchenſtück, in der Hoffnung, vier und einen halben Silbergroſchen darauf heraus zu bekommen. Der Mann im Obſtkeller aber hielt mich feſt, und ich wurde zur Polizei gebracht, obgleich ich anfänglich angab, das falſche Geld von einem Kaufmanne bekommen zu haben.“ Vorſitzender: Weißt Du wohl, wer allein Geld machen laſſen darf? Angeklagter: O ja, der König. Andere Leute dürfen kein Geld machen, das iſt ſtrafbar, das weiß ich wohl. Vorſitzender: Weißt Du wohl, daß Du einen Betrug begangen hätteſt, wenn die Leute das falſche Geld genommen? Angeklagter: Ja, das weiß ich, ich ſehe ein, daß ich Unrecht gethan habe. Der Vorſitzende befragte den Angeklagten ferner über ſeinen Schul- und Religions-Unterricht, worauf dieſer angab, daß er vier Jahre lang die Schule beſucht, Schreiben, Leſen, Rechnen gelernt zu haben, und auch mit den zehn Geboten bekannt zu ſeyn. Auf die ſpecielle Frage nach dem Inhalte des ſiebenten Gebotes nannte der Angeklagte dieſes. Als Belaſtungszeugen waren der Obſthändler W. und ſein Dienſtmädchen erſchienen: Beide beſtätigten das Geſtändniß des Knaben in allen Punkten. Der Zeuge W. erklärte noch insbeſondere, daß, ſeiner Ueberzeugung nach, der Angeklagte die tiefſte Reue über ſein Vergehen empfinde, er ſchließe dies daraus, daß er bei ſeiner Ergreifung nicht ſo viel Furcht vor gerichtliche Strafe, als vor ſeinem Vater gezeigt, und inſtändig gebeten habe, dieſem nichts davon zu ſagen. „Ich bin,“ ſagt der Zeuge, „ſchon ein bejahrter und erfahrener Mann, und weiß ſehr wohl zu unterſcheiden, ob Jemand Reue heuchelt oder wirklich empfindet. Hier bin ich überzeugt, der Knabe bereute ſein Vergehen aufrichtig.“

Nach beendeter Zeugenvernehmung beantragte der Staats-Anwalt gegen den Angeklagten auf eine Züchtigung von zwanzig Ruthenhieben und vierwöchigem Gefängniſſe zu erkennen. Der Gerichtshof erkannte nach dieſem Antrage, ermäßigte aber die Züchtigung bis auf zehn Ruthenhiebe.

Auch hier, wie in tauſend andern Fällen, müſſen wir wieder mehr den Zuſtand unſerer Geſellſchaft, als den Verbrecher ſelbſt für ſein Vergehen verantwortlich machen.

Des Goldſchmieds Töchterlein,

oder:

Wie Liſzt Bräutigam wurde.

Die Franzoſen wiſſen Alles hübſch aufzuputzen; dieß ergibt ſich wieder einmal aus der Art und Weiſe, wie ſie die wahrſcheinlich noch problematiſche Heiraths-Angelegenheit des Pianoſpielers Franz Liſzt ausbeuten. Natürlich kommt es gar nicht darauf an, ob die Sache wahr oder unwahr iſt. Liſzt befindet ſich in Prag. Ein armer Teufel von Muſikus tritt an einem ſchönen Morgen in das Zimmer des berühmten Kollegen und bittet um eine Unterſtützung. Liſzt, der allerdings ein höchſt freigebiger Mann iſt, zieht eine Schublade ſeines Sekretärs auf und findet darin leider nur drei Dukaten. Einen ſolchen Bettel kann er doch unmöglich einem leidenden Mitmenſchen geben. Er geräth darüber in Verlegenheit. Aber ſein Genie hilft ſich raſch, und ſo gibt der „Maeſtro“ ein mit Diamanten reich beſetztes Medaillon mit dem Bildniſſe des Kaiſers. Der Muſikant eilt überglücklich zu einem Juwelier, um das Geſchenk zu verſilbern. Natürlich ſchöpft dieſer Mann Verdacht, wie ſollte auch der Geigenſpieler auf ehrlichem Wege zu einem Medaillon kommen, das unter Brüdern ſeine zwölftauſend Francs werth iſt? Er läßt ihn als verdächtig eines frechen Diebſtahls verhaften. In ſeiner Noth ſchreibt aber der Muſikant an Franz Liſzt, und der macht ſich auf die Beine und ſagt dem Juwelier: „Sie haben einen Unſchuldigen verhaften laſſen; ich habe ihm das Medaillon geſchenkt.“ — „Aber wer ſind Sie denn?“ fragt der Juwelier. Statt aller Antwort ſetzt ſich jener an's Piano und ſpielt, wunderſchön und ergreifend, eine himmliſche Symphonie. Kaum hat er auf die Taſten geſchlagen, ſo läßt ſich ein junges, natürlich wunderſchönes Mädchen mit einem allerliebſten Lockenkopfe blicken. Die Jungfrau ſteht erſt entzückt da, dann ſtarr vor Bewunderung. Als aber die holden Töne verklungen ſind, ruft ſie begeiſtert: „Bravo Liſzt, das war herrlich!“ — „Du kennſt alſo den Herrn?“ fragt der Vater Goldſchmied ſein Töchterlein. — „Nein, ich kenne ihn nicht, aber ſo ſpielen kann nur Liſzt!“ — Natürlich wird einige Tage ſpäter der „Maeſtro“ zum Goldſchmied eingeladen. Mit „deutſcher Unumwundenheit“ fragt dieſer: „Sagen Sie 'mal, wie gefällt Ihnen meine Tochter?“ — „Zum Freſſen ſchön!“ (adorable.) — „Was meynten Sie von einer Ausſteuer von drei Millionen?“ — „Die würde ich nehmen und dazu ſagen: bedanke mich.“ — „Na, Sie haben mich verſtanden. Meine Tochter gefällt Ihnen. Sie gefallen meiner Tochter, die Ausſteuer liegt bereit; ſeyen Sie mein Schwiegerſohn und nun freiet Euch.“

Muſterbild eines Redakteurs.

Saphir ſtellt die Eigenſchaften zuſammen, die der Redakteur einer Zeitſchrift beſitzen ſollte. Derſelbe muß ſeyn ein guter Akteur, denn er hat eine ſchwere Rolle zu ſpielen; er muß viele Ohren haben, weil er bald Dieſem, bald Jenem eins leihen muß; er muß einen großen Sack beſitzen, um manche Grobheiten einſtecken, eine weite Kehle und einen geſunden Magen, um ſo manche bittere Pille hinunterwürgen und verdauen zu können; er muß die Schwimmkunſt verſtehen, um bald mit dem Strome, bald gegen den Strom der Meynungen und Anſichten zu ſchwimmen; er muß ein Wegweiſer ſeyn, um die Richtungen der Zeit und die Kreuz- und Querzüge der Politik anzugeben; ein rüſtiger Fußgänger, um mit der Zeit fortzuſchreiten; ein Telegraph, um jedes Ereigniß auf's Schnellſte zu ſignaliſiren; er ſollte ſtatt der Füße Hufen haben, weil er gut beſchlagen ſeyn muß, d. h. in Kunſt und Wiſſenſchaft; er muß ein gewandter Fechtmeiſter ſeyn, um alle Angriffe zu pariren oder zurückzuſchlagen; ein ſcharfer Schütze, um ſein Ziel nicht zu fehlen; ein geſchickter Jäger, um auf alle Neuigkeiten Jagd zu machen; aber auch ein ſchnellfüßiges Wild, weil er oft mit allen Hunden gehetzt wird; er muß ferner ein Fiſcher ſeyn, um die Gunſt des Publikums durch lockende Köder zu erangeln;

Digitized by Google

ein Barbier, um keck lügen zu können; aber auch wieder ein Wahrſager und Zeichendeuter; ein Nagelſchmied, um ſtets den Nagel auf den Kopf zu treffen; ein Schneider, um die Gedanken in ein hübſches Gewand zu kleiden; ein Maler, um Sittengemälde, Reiſebilder ꝛc. zu liefern, ja ſogar ein bloßer Anſtreicher, um die Artikel in anderen Zeitſchriften für ſein Blatt anzuſtreichen. Item muß er ein Wirth ſeyn, um ſchmackhafte Geiſtesnahrung aufzutiſchen, ein Weinhändler, alſo ein geiſtreicher Mann; ein Gärtner, um poetiſche Blumen zu hegen; ein Sämann, um auch Saamen des Guten auszuſtreuen; er muß aber auch Nachtwächter ſeyn, um zu verkünden, was die Glocke der Zeit geſchlagen habe; auch ſogar ein Scharfrichter, um alles Schlechte ſcharf zu richten ꝛc., kurz, ein Redakteur muß faſt alles Mögliche ſeyn, vor Allem aber ein Lamm an Geduld, denn die Welt läßt gewöhnlich kein gutes Haar an ihm, ſondern nimmt ihn ſelbſt unter das kritiſche Meſſer, wo ſie nur kann.

Pot-Pourri.

Die Rettung der Menſchen aus Feuersgefahr.

Die ſchauderhafteſten Berichte über den Feuertod, welchen mehrere Menſchen bei dem in der jüngſten Zeit in einem Gebäude zu Berlin ausgebrochenen Brande um deßwillen erleiden mußten, weil es ihnen nicht möglich war, ſich über die brennenden Treppen des Hauſes zu retten, weiſen auf die Nothwendigkeit hin, daß neben den Löſchmaſchinen allenthalben auch hinlänglich erprobte Rettungs-Apparate angebracht werden, welche mit Leichtigkeit von Außen an das im Innern von Feuer ergriffene, nicht mehr zugängliche Haus angelegt und zu ſchneller Hülfeleiſtung für die in Todesgefahr ſchwebenden Bewohner desſelben benützt werden können. Ein ſolcher Apparat läßt ſich ſehr leicht herſtellen. Man befeſtigt auf zwei ſcharfkantige Leiterbäume einen auf Rollen laufenden Kaſten, welcher mittelſt Kurbel-Bewegung an einem ſtarken Seile ſchnell in die Höhe gezogen, und bis unter das Fenſter im 2ten oder 3ten Stocke des brennenden Gebäudes gebracht werden kann. In dieſem Rollkaſten kann alsbald ein Mann zur Hülfeleiſtung für Kinder oder andere unbehülfliche Perſonen bis an das zum Einſteigen beſtimmte Fenſter befördert werden. Der Kaſten ſelbſt iſt tief und gegen das Herausfallen hinreichend verwahrt. Der praktiſche Nutzen des bezeichneten Rettungs-Apparats hat ſich bei den wiederholt damit angeſtellten Verſuchen eben ſo bewährt, wie ein zweiter Apparat, der aus einer gewöhnlichen Leiter beſteht, an welcher ein frei hängender Rettungskorb mittelſt einer am Fuße der Erſteren angebrachten Kurbel und eines an dem oberen Ende der Leiter befeſtigten Rades, über welches ein Seil geworfen wird, zur Rettung und Hülfeleiſtung empor gezogen werden kann.

Die Amme des Königs von Rom

iſt in dieſen Tagen geſtorben. Sie war die Tochter eines Weinſchenken, welcher zu Bellue wohnte und erſt vor drei Jahren geſtorben iſt. Die Friſche dieſes jungen Mädchens, die Menge und Reinheit ihrer Milch, zogen die Aufmerkſamkeit der Kommiſſion auf ſie, die mit der Wahl einer Amme vom Kaiſer beauftragt war. Sie trug den Sieg über alle ihre Rivalinnen davon. Der König von Rom wurde ihren Händen anvertraut und ſo ſah ſich die einfache Tochter eines gewöhnlichen Schenkwirths plötzlich an den Hof des mächtigſten Monarchen ſeiner Zeit verſetzt, ſah ſich umgeben von Schmeichlern und Courmachern und umgeben von Luxus und Ueberfluß. Ihre launenhafteſten Wünſche wurden augenblicklich erfüllt und die mächtigſten Würdenträger des Kaiſerreichs buhlten um ihre Blicke und ihre Gunſt. Mehr als einmal ſtreichelte Napoleon ſelbſt, erfreut über das ſichtbare Gedeihen des Prinzen, die Wangen der Amme. Nachdem ihre Dienſte nicht mehr von Nöthen, ſetzte ihr die Kaiſerin eine anſehnliche Penſion aus und ſie heirathete bald darauf einen Herrn Auchard, mit dem ſie herrlich und in Freuden lebte und nur zu bald die Summen, welche ſie am Hofe erſpart, vergeudete. Die Reſtauration raubte ihr auch ihre Penſion und zwang ſie, bei ihrem Vater in Bellue eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen. Louis Philipp gab ihr ſpäter von Neuem eine Penſion von 2000 Francs jährlich und ſie zog ſich nach dem Tode ihres Vaters nach Lagny zurück, wo ſie 59 Jahr alt, kürzlich ſtarb.

Das geſchmolzene Zwanzigfrankenſtück.

Ein reicher Franzoſe, der eine weite Reiſe vorhatte, begab ſich von Paris nach Berlin, wo er ſich für ein Zwanzigfrankenſtück preußiſches Courant geben ließ. Dieſe Münze verwahrte er in einer beſondern Börſe. Von Berlin begab er ſich direkt nach München. Dort angekommen, verwechſelt er das preußiſche Geld gegen bayeriſche Münze; mit gleichem Wechſeln fuhr er dann fort zu Wien, Mailand, Turin, Neapel und Rom. Nachdem er Italien durchreist, begab er ſich nach der Schweiz, reiste den Rhein hinab, durch Holland und Belgien, immer die Münze des Landes, das er verließ, gegen die Münze des Landes, in dem er ankam, verwechſelnd, wobei er ſtets mit Leuten zu thun hatte, die ihn durchaus nicht übervortheilten. Die Börſe mit zwanzig Francs wurde indeß immer leichter, und als unſer Experimentaliſt am Ende ſeiner Reiſe, die ſechs Monate gedauert hatte, die Reſte ſeines Zwanzigfrankenſtücks, von dem er keinen Liard ausgegeben hatte, wieder in franzöſiſches Geld umſetzte, was glaubt man, was ihm geblieben war? Zwölf Sous. — Da ſieht man, was ein Goldſtück auf Reiſen verliert; da ſieht man, wie hoch es den Leuten zu ſtehen kommt, die in der Welt herumreiſen.

Ein neues Blumengewächs

iſt in England eingeführt worden und blühte im Sommer verfloſſenen Jahres zum erſtenmale in London, die „Vanda“ von den Molukken; die Blüthen ſind prachtvoll, goldgelb und carmoiſinroth gefleckt. Die Blätter dieſer Pflanzen können ſich mit den großen deutſchen Journalen meſſen: ſie ſind „in Folio, zäh und lederartig,“ ſie erſcheinen aber nicht „alle Tage,“ ſondern nur ein Mal im Jahre.

Neue Art von Verbrechen.

In den erſten Tagen dieſes Jahres iſt in Berlin ein ganz neues Verbrechen zum Vorſchein gekommen. Man hat nämlich verſucht, einen Menſchen in Brand zu ſtecken. Ein junges, bisher unbeſcholtenes Dienſtmädchen hatte einen glühenden Haß gegen die Schwiegermutter ſeiner Herrſchaft gefaßt und hat, als ſolche zufällig in der Küche beſchäftigt war, ſich bemüht, deren Kleid mit einem Schwefelholz in Brand zu ſtecken. Bei dieſer Gelegenheit iſt man darauf aufmerkſam geworden, daß das Mädchen ſchon früher einmal ein Kleid derſelben Frau in Brand geſteckt hat. Früher hatte man dieſen Unfall einer Fahrläſſigkeit zugeſchrieben. Das Mädchen iſt in Haft und Unterſuchung.

Geſänge der Mädchen nach ihrem Alter.

Vom 12. bis zum 14. Jahr: „Juhe! Juhe! Es blüht der Mai“ ꝛc.
Vom 14. bis zum 16. Jahr: „Blühe, holdes Veilchen“ ꝛc.
Vom 16. bis zum 18. Jahr: „Reich mir die Hand, mein Leben, komm' in mein Haus zu mir!“
Vom 18. bis zum 20. Jahr: „Ach wenn ſie ewig grünen bliebe die ſchöne Zeit der jungen Liebe.“
Vom 20. bis zum 25. Jahr: „Nun, es wird ſich doch nicht trüben, wenn ich auf der Ausſicht bin?“
Vom 25. bis zum 30. Jahr: „Zu Hülfe! zu Hülfe! ſonſt bin ich verloren!“
Vom 30. bis zum 40. Jahr: „Ich hab' mein' Sach' auf Gott geſtellt!“ ꝛc.
Vom 40. bis zum 50. Jahr: „Ach, wie nichtig! Ach, wie flüchtig!“
Vom 50. bis zum 60. Jahr: „Ich bin müde, mehr zu leben!“
Vom 60. bis zum 70. Jahr: „Soll ich leben, ſoll ich ſterben?“
Vom 70. bis zum 80. Jahr: „Komm' o Tod, des Schlafes Bruder!“

Digitized by Google

Nro. 6.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 20. Januar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der öſterreichiſche Lloyd. — Der Eiſenbahn-Alp. — Der Diktator Tyſſowski. — Eheliche Kriegsliſt. — Pot-Pourri. Korreſpondenz des Sammlers.

Der öſterreichiſche Lloyd.

Wer iſt denn eigentlich der öſterreichiſche Lloyd? hört man ſeit einiger Zeit überall fragen, wohin die Kunde von den großartigen Beſtrebungen dieſes Inſtitutes zur Begründung einer brittiſch-deutſch-orientalen Poſt- und Handelsſtraße gedrungen iſt. Wer iſt dieſer Herr Lloyd? redete mich in Wien ein Fabrikant an, als er während der Induſtrie-Ausſtellung an das Redaktions-Bureau der halboffiziellen Berichte im polytechniſchen Inſtitute gewieſen wurde. Wer iſt dieſer Lloyd, fragen die Statiſtiker in Deutſchland, Frankreich, England und Italien, dem wir ſo verläßliche und intelligent zuſammengeſtellte Daten über Welthandel, Schifffahrt und Induſtrie verdanken? Geht zum Lloyd, ſagt man Euch, wenn Ihr in Trieſt das beſte Sorbet zu nehmen wünſcht. Ihr wollt nach Konſtantinopel, nach Trapezunt, Jeruſalem, nach Aegypten, Indien und China reiſen: Ihr müßt Euch an den Lloyd wenden, der auch Poſtanſtalt iſt und die kaiſerliche Poſtflagge führt; Ihr möchtet Viſitenkarten, Annoncen, Reiſekarten drucken laſſen, beim Lloyd, der auch Hofdruckerei iſt, wird das am beſten beſorgt; Ihr wollt auf die Börſe gehen, dort ſteht wohl das Börſengebäude, aber die Börſe ſelbſt wird beim Lloyd gehalten; Ihr wollt das ſchönſte Gebäude in Trieſt ſehen, da müßt Ihr nach dem Lloyd; Ihr wollt wiſſen, wo dieſer oder jener Kauffahrer ſich gerade befindet, beim Lloyd iſt es aus trefflich geführten Büchern zu erfahren; dort rauchen die Eſſen einer Eiſengießerei und ſtampfen die Räder und Hebel einer Maſchinen-Werkſtätte, es iſt das Arſenal des Lloyd; auf jenem Werfte wird ein mächtiges Dampfboot gebaut, es gehört dem Lloyd; jene Offiziere, die Euch begegnen, ſie ſind Lloyd'ſche Schiffskapitaine; dieſe uniformirte Muſikbande, ſie gehört dem Lloyd. Die Kapitalien und das Genie ſeiner Theilhaber laſſen Eiſenbahnen, Theater, Hotels, Molos u. ſ. w. u. ſ. w. entſtehen. Alles in Trieſt hängt mit dem Lloyd zuſammen, und auf jede Frage heißt die Antwort: Lloyd. Doch geht weiter nach allen Hafenſtädten des Mittelmeeres, durch die Dardanellen bis Galacz am Donau-Strande, ja, nach Amerika und beiden Indien, überall begegnet Ihr Lloyd'ſchen Agenten und Korreſpondenten; auf der Landenge von Korinth fahren ſeine Omnibus, und ſeine Couriere fliegen mit unerhörter Schnelligkeit von Trieſt bis London. In der That, es iſt ſchwer, die weltverzweigte Thätigkeit dieſes herrlichen Inſtitutes in ein Syſtem zu bringen, das Schlagwort ſeiner Tendenz zu finden. Geldgewinn iſt es nicht, denn bei der erſten Sektion der Anſtalt gibt es keine Nutznießer, und was gewonnen wird, muß wieder zum allgemeinen Beſten verwendet werden. Bringen z. B. die Abonnements-Gelder und Inſerate der Zeitungen („Journal des öſterreichiſchen Lloyd", „Journale di Lloyd austriaco" und „Osservatore triestino") mehr ein, als die Koſten betragen, ſo muß der Ueberſchuß zur Erweiterung der Blätter verwendet werden. Denn die eigentlichen Eigenthümer ſind die erſten Unterzeichner für Errichtung der Leſeſäle und Einrichtung einer Lokalität als Mittelpunkt perſönlichen Zuſammentreffens, ſo wie die jetzigen einen jährlichen Beitrag zahlenden Mitglieder — die aber alle nur auf freien Eintritt und freie Benutzung der Anſtalt Anſpruch machen, wie bei einem Muſeum. Die von ihnen gewählte Direktion verwaltet. (Das Local beſteht aus einer Anzahl Räume in der großen kreuzförmigen Glasgalerie des „Tergeſteums"; über ihnen ſind die Geſchäfts-Kanzleien der aus einem Präſidenten und vier Direktoren beſtehenden Direktion, die Redaktions-Lokale, die Ateliers der Druckerei — dabei zugleich die Bureaux für die Kommiſſion der Verſicherungs-Geſellſchaften.) Die zweite Sektion, welche die auf Aktien gegründete Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft umfaßt, hat zwar in den letzten Jahren ſehr günſtige Bilanzen gezogen, aber nie die Höhe der Superdividende zum Maaßſtabe ihrer Thätigkeit gemacht, ſondern ſich ſtets den großartigen Standpunkt bewahrt, von dem aus ſie als gemeinnütziges Inſtitut Hebung und Verbreitung des öſterreichiſchen Seehandels ſich als Ziel geſteckt hat. Wie die erſte Sektion theoretiſch durch Vereinigung zerſtreuter Kräfte, durch Wort und Schrift wirkt, ſo fällt der zweiten Sektion die praktiſche Thätigkeit durch Brief-, Paſſagier- und Waaren-Spedition zu. Der öſterreichiſche Lloyd gebietet nun über 21 Dampfſchiffe von 4000 Pferdekraft, während ſich 3 neue auf den Werften erheben, unterhält bei 80 beſoldete Agenten auf allen Handelsplätzen der civiliſirten Welt, er beſitzt eine Buchdruckerei von 12 Preſſen, darunter eine doppelte und zwei einfache Schnellpreſſen; er verfügt über vier Journale, wovon eines in deutſcher Sprache mit einer ausgebreiteten, auch den ganzen Kaiſerſtaat umfaſſenden Korreſpondenz, und beſoldet im Ganzen nicht weniger als 1350 Angeſtellte. Mit der erſten Sektion iſt auch die Kommiſſion von 18 Verſicherungs-Geſellſchaften vereinigt, welche hier einen Centralpunkt für ihre Korreſpondenzen und Schiffsnachrichten finden. In 3 Leſeſälen liegen bei 250 Zeitſchriften in allen Sprachen, und ich zweifle, daß ſich außer der neuen Zeitungs-Halle in Berlin irgendwo ein Leſe-Inſtitut von ähnlichem Umfange befinde. Dieſe Lokalitäten bieten dem Fremden täglich die intereſſanteſten Scenen dar. Eine große Glocke erſchallt. Im Augenblicke ſpringt alles, was von Anweſenden da iſt, auf und eilt in einen der Säle. Hier ſteht einer der Bedienſteten der Anſtalt, einen Brief in der Hand haltend, den er feierlich in conspectu omnium erbricht und dann vorlieſt. Es iſt eine eben eingelaufene Schifffahrts-Nachricht, eine wichtige Handels-Depeſche — ein Dreidecker hat glücklich die Anker geſenkt im Hafen von Santo Thomas — ein Dampfer iſt geſcheitert am Cap Matapan u. ſ. w. u. ſ. w. Wie elektriſirende Schläge treffen ſolche Botſchaften dann die Betheiligten in der Verſammlung, die lebhaften Italiener fangen an zu geſticuliren, hier tönt ein Fluch von einem ſlawiſchen Munde, dort reibt ſich ein vergnügter Deutſcher in ſtiller Gemüthlichkeit die Hände. — Erſt nachdem die Briefe ſo veröffentlicht ſind, gehen ſie an die Redaktion der Journale.

Das iſt nun in wenigen Zügen das Inſtitut des öſterreichiſchen Lloyd; doch woher der ſonderbare Name? — Vor etwa 80 Jahren gab es in London einen Mann Namens Lloyd, der ein Kaffeehaus beſaß, in welchem ſich zu gewiſſen Stunden des Tages Kaufleute, Rheder, Verſicherer und Mäkler einfanden, um ihr Geſchäft zu beſorgen. Alle Neuigkeiten, die aus allen Weltgegenden eintrafen, wurden hier zuerſt vernommen; die Räume wurden bald

Digitized by Google

zu eng, und heute nehmen die Lokalitäten des Londoner Lloyd einen großen Theil des Börſen-Gebäudes ein. In koloſſalen Sälen ſind hier Zeitungen, Briefe, Landkarten und Bücher aufgeſtapelt, und bei 3000 Menſchen wogen in geräuſchvoller Thätigkeit durch einander oder ſitzen ſchreibend und Geſchäfte abmachend an den Pulten. Nach dieſem Muſter entſtanden nun bald ähnliche Anſtalten zu Liverpool, Bordeaux, Marſeille, Havre, Cette, Boſton u. ſ. w. und auch zu Trieſt.

Der eigenthümliche Geiſt ungebundener Bewegung, welcher in dem Freihafen Trieſt herrſcht, die Vereinigung des deutſchen, gründlichen, beharrlichen Elementes mit dem italieniſchen, leicht erregbaren, beweglichen und unternehmenden, ſo wie die glückliche Lage dieſer Stadt brachte es mit ſich, daß die Schranken des urſprünglichen Lloyd bald zu eng wurden und am Ende faſt nur noch der Name übrig blieb, um an den Urſprung zu erinnern. Das alles geſchah in dem kurzen Zeitraume von 12 Jahren. Zuerſt ward ein italieniſches, dann ein deutſches Blatt begründet, die Dampfſchifffahrt begann im Jahr 1835, die Buchdruckerei kam 1842 hinzu, die Lokalitäten erweiterten ſich, die Journale, den engen Kreis der Schiffsnachrichten durchbrechend, fiengen an, ſich zu allgemeinen Organen für Handel, Induſtrie, Schifffahrt und National-Oekonomie zu erheben, und gaben zuerſt in Oeſterreich das Beiſpiel der freiſinnigen Beſprechung inländiſcher Angelegenheiten, freilich nur innerhalb der Gränzen der materiellen Intereſſen. Die Dampfſchifffahrt wurde im Jahr 1845 durch Uebernahme der Seeboote der Donau-Geſellſchaft und Einrichtung des Dienſtes auf der Linie von Alexandrien erweitert, und die Geldkräfte der Anſtalt erhielten durch ein kaiſerliches Darlehen von zwei Millionen Fl. C.-M. einen mächtigen Zuwachs. So iſt nun der öſterreichiſche Lloyd in der Lage, als Repräſentant der deutſchen Intereſſen und europäiſcher Geſittung in allen Ländern des Orients aufzutreten und eine Angelegenheit von ſo welthiſtoriſcher Wichtigkeit, wie die deutſche Ueberlandpoſt, mit kräftiger Hand durchzuführen. (Köln. Z.)

Der Eiſenbahn-Alp.

(Von einem Londoner Zeitungs-Reporter.)

(Schluß.)

Es entſtand eine augenblickliche Pauſe. Keiner von uns Dreien bewegte ſich. Dann bemerkte ich, daß Jeffries die Hand nach einem ſchweren Hammer ausſtreckte, der nicht weit von ihm lag. Die Blicke des Wahnſinnigen ſchweiften von Einem zum Andern; eben wollte Jener den Hammer faſſen, als Weſthorpe ſich mit wüthendem Geſchrei auf ihn ſtürzte — er hatte ſeine Abſicht errathen.

„Das wollteſt Du alſo?" knirſchte der Raſende. „Verſuch' es nur." Und er ſchlang ſeine Arme um den Unglücklichen, der ſich krampfhaft, aber fruchtlos gegen ihn ſträubte.

„Hülfe!" ſchrie er, „Hülfe, um Gott des Allmächtigen willen!"

Aber ich war ſtarr vor Schrecken. Mit übermenſchlicher Kraft riß Weſthorpe den Bejammernswerthen empor und ſchwang ihn unter tollem Gelächter wie ein Kind in ſeinen Armen.

„Hülfe, Hülfe!" flehte Jeffries. „O, meine Frau, meine Kinder!"

Es waren ſeine letzten Worte. „Geh heim zu ihr! brüllte Weſthorpe mit einem neuen teufliſchen Gelächter, indem er ſein zuckendes Schlachtopfer hoch in die Luft ſchleuderte. Noch einen Augenblick, und ich hörte den dumpfen, krachenden Ton, wie der Körper auf dem ſteinigen Boden in Stücke zerſchellte. Da wandte ſich der Mörder plötzlich gegen mich. „Toll!" ſchrie er mit gewaltiger Stimme, „nun gut, ich bin es! Toll! toll!" — Er faßte mich am Kragen — hülflos wie ein Säugling krümmte ich mich unter ſeiner ehernen Fauſt. „Toll!" wiederholte er. „Ja! ich ſuchte lange, es niederzuhalten — O! ich ſträubte mich — ich kämpfte dagegen an. Und ich ſprach zu mir ſelbſt: ich bin es nicht, obwol ich es recht gut wußte — aber jetzt! jetzt fühl ich, welche Luſt ein Wahnſinniger genießt. Ha, ha, ha! Wer möchte bei Vernunft ſeyn, wenn er die Freuden des Wahnſinns kannte?"

Er ſtieß mich mit dieſen Worten von ſich, und ich ſchwankte in einen Winkel vor dem Dampfkeſſel zurück, ohne ein Wort ausſprechen zu können. Der Paroxysmus ſchien auf einen Augenblick nachzulaſſen, und er murmelte nur noch etwas vor ſich hin; dann griff er plötzlich zur Schaufel und begann das Feuer anzuſchüren. Ein Schauer des Entſetzens durchbebte mich; wir fuhren jetzt mit einer Schnelligkeit, wogegen alles Andere Kinderſpiel war. Ich ſuchte mich zu faſſen und meinem Schickſal ruhig entgegenzuſehen. Wenn die Lokomotive nicht aus den Schienen gerieth, ſo war es augenſcheinlich, daß wir bald an das Ziel kommen mußten, das uns mit einem Schlag zerſchmettern und in Staub verwandeln würde.

Von Neuem faßte mich der Wahnſinnige, zog mich an ſich und blickte mir ſtarr ins Geſicht. Der unheimliche Glanz in ſeinen funkelnden, mit Blut durchſchoſſenen Augen, die Todenbläſſe ſeiner gräßlich verzerrten Züge erfüllte mich mit Grauen. Endlich ſprach er langſam, ja gleichgültig: „So raſch als wir, iſt nie ein Sterblicher geflogen, ſeitdem dieſe Welt auf ihren Angeln ruht." Er hielt inne, und das unerträgliche Schaukeln der Maſchine, nebſt dem blitzſchnellen Spiel des raſſelnden Triebwerkes, gab ſeinen Worten die fürchterlichſte Beſtätigung. „Auf wie hoch ſchätzen Sie jetzt unſere Geſchwindigkeit?" fragte er, noch immer, wie es ſchien, mit vollkommener Ruhe.

„Auf nicht viel weniger als hundert Meilen die Stunde", keuchte ich.

„Volle hundert Meilen," verſetzte er. „Glauben Sie wohl, daß Geiſter ſo ſchnell fliegen?"

Nie werde ich den Grabeston vergeſſen, mit welchem er dieſe Frage an mich richtete. Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, heftete er einen langen Blick auf das lodernde und ſprühende Feuer, ſprang dann wüthend auf, ſchlug ſich mit geballter Fauſt vor die Stirn und zog eine kleine Glasphiole aus der Taſche, die er mit abgewandtem Geſicht mir hinreichte. „Leſen Sie das Etikett", ſagte er mit erſtickter Stimme. Ich gehorchte. „Blauſäure! Gift!" war die Aufſchrift.

Er fuhr zuſammen, als ob er einen Dolchſtoß bekommen hätte. „Ich hab' es ihr nicht gegeben! ſie nahm es freiwillig. Aber vor Gott bin ich ihr Mörder, obgleich ich ihr das Gift nicht reichte. Ich habe das einzige Weib gemordet, welches ich je lieben konnte. O Mary, Mary! Aber Du biſt gerächt — Du haſt mich nie ſeitdem verlaſſen — Du ſchwebteſt bei Nacht über meinem Lager — Du wandelteſt bei Tage an meiner Seite — Du faßeſt mit Deiner Geiſterhand in der meinigen, als ich den nagenden Wurm im Buſen durch Wein zu betäuben ſuchte — ſelbſt auf dem Dampfwagen fuhrſt Du neben mir! Immer, überall hab' ich Dich geſehen. Ha, ha! Ich ſeh' Dich jetzt — Du folgſt uns durch die Nacht — aber Du ſollſt uns nicht erreichen! Nein nein!"

Und der Wahnſinnige ſprang auf und warf ſich mit fürchterlichem Geheul auf das Triebwerk, deſſen Räder er hin und herriß, als ob er die Sturmes-Eile ihrer Bewegungen noch vermehren wollte. Völlig eingeſchüchtert, drückte ich mich in eine Ecke. In dieſem Augenblicke flogen wir in einen Tunnel. Der Schimmer von der Laterne und dem halbgeöffneten Heerde flackerte auf dem gewölbten Dach, als wir den finſtern Gang durchſchoſſen, und zeigte mir Weſthorpe, der ſich mit zuckenden Gliedern und krampfhaft verzerrtem Antlitz an die Maſchine klammerte. Noch eine Sekunde, und wir befanden uns wieder unter freiem Himmel. Der entſcheidende Moment war da; jetzt oder nie mußte ich ihn benutzen. Vor uns glimmerten die Lichter von Derby. Sie waren noch Meilen — viele Meilen entfernt, aber bei unſerer gegenwärtigen Schnelligkeit hätten einige Minuten genügt, um uns an den Mauern der Station zu zerſchmettern. Weſthorpe kauerte in ſcheinbarer Beſinnungsloſigkeit auf dem Boden — ich war hinlänglich mit dem

Digitized by Google

Mechanismus der Lokomotive vertraut, um nöthigenfalls den Dampf ablaſſen zu können, und indem ich einen Hebel zurückzog, gelang es mir, das raſende Element zu beſchwichtigen.

Die Räder hatten noch nicht eine einzige Schwingung vollbracht, als Weſthorpe ſich inſtinktmäßig aufrichtete und, ein wüthendes Gebrüll ausſtoßend, mich von der Maſchinerie fortſchleppte. Mit einer Hand faßte er mich bei der Gurgel — ich krümmte mich unter dem Druck ſeiner eiſernen Muskeln, während er mit der andern den Hebel ergriff, und ich fühlte, daß er den Dampf wieder einließ. Ein ſchwaches Stöhnen entfuhr mir. Er ließ meine Gurgel los und zog mich an den Schultern zu ſich. Ich ſtrengte meine letzte Kraft an, um ihm Widerſtand zu leiſten. Indem ich meine Schenkel um die ſeinigen ſchlang, gelang es mir, ihn rückwärts niederzuwerfen; er fiel mit donnerndem Gepolter theils auf den Boden der Lokomotive und theils auf eine Kiſte, zum Aufbewahren von Utenſilien und Inſtrumenten mancherlei Art beſtimmt, die bei Unglücksfällen gebraucht werden. Der Vortheil war jedoch nur einen Augenblick auf meiner Seite; ich fühlte ihn mit titanengleicher Stärke ſich unter mir aufrichten — mit einem Sprung war er auf den Beinen und hielt mich, mein ohnmächtiges Sträuben verlachend, in ſeinen Armen feſt.

„So folge nun dem Andern!" donnerte er.

Meine Muskeln zogen ſich unwillkührlich zuſammen — mir war, als ob ich zu einem Ball einſchrumpfte, während er ſich anſchickte, mich von dem hohen Damm hinabzuwerfen, den wir ſo eben entlang ſchoſſen. Mit einem Mal kreiſchte er auf: „Ha! da ſind die Lichter von Derby! Die Stationslichter! Das grüne Signal zum Anhalten! Halten! Ha, ha, ha! Zur Hölle mit der Station! Quer durch wollen wir gehen! Durch! Durch Mauern, Häuſer, Straßen — Alles ſoll vor uns nieder! Ha, ha, ha!"

Der Athem verging mir; noch immer umſtrickten mich ſeine Arme mit ihrer gewaltigen Kraft. Es war mir ſchwindelnd vor den Augen; blaue und gelbe Funken ſchienen mein Gehirn zu entzünden; die Viertel-Meilenſteine ſchienen einer auf den andern zu fallen; das Schwanken der Maſchine ward immer ſtärker — ſie ſchaukelte, krachte und ſtürzte brauſend den Abhang hinunter, der nach der Station führt. Ich ſah das Glimmern der Lichter in den Außengebäuden des Bahnhofs; ich hörte das jauchzende Gekreiſch des Wahnſinnigen, mit dem Schreien, Pfeifen und Glockengeläut vermiſcht, das von allen Seiten ertönte; ich ſah die dunklen Reihen der Waggons; ich ſah den Schimmer der hell erleuchteten Station; ich ſah die wogenden Gruppen auf dem Perron; ich ſah Pfeiler, Lampen, Maſchinen — Alles in einer verwirrten, formloſen Maſſe! Und immer lauter ſchallte das Gelächter des Wahnſinnigen; mit einem Angſtruf, der die ganze Natur in ein wildes, grauſiges Todengeheul zu verwandeln ſchien, flogen wir weiter — weiter — weiter —

. . . .

„Nun, meine Herren, Ihre Billets, wenn's gefällig iſt! Die Station zu Derby, meine Herren! Zehn Minuten Aufenthalt!

Ich fuhr mit einem Stoßſeufzer in die Höhe.

„Heda! was fehlt Dir? Du haſt ſchon ſeit einer halben Stunde im Schlafe geſtöhnt und gewimmert."

„Weſthorpe! Weſthorpe!" lallte ich.

„Er ſchläft noch immer! Was willſt Du denn mit Deinem Weſthorpe? Wach' auf, Freund! Wir wollen ein Glas Porter und ein Butterbrod nehmen."

Ich ſank auf meinen Sitz zurück. „Es war alſo ein Traum?" flüſterte ich.

„Ja wohl! es war der Eiſenbahn-Alp. Hab' ich Dich nicht vor dem Beefſteak-Pie in Leeds gewarnt? Aber was hat Dir denn geträumt? Gewiß von Deinen Courierreiſen — nicht wahr?"

„Ganz recht! Gott ſey Dank, daß es nur ein Traum — ein böſer Traum war; aber nie werde ich den Eiſenbahn-Alp vergeſſen."

Der Diktator Tyſſowski.

Ueber dieſen Mann, deſſen Name in der neueſten Tagesgeſchichte vielfach genannt wird und der, wie wir kürzlich meldeten, nach mehrmonatlicher Haft auf dem Königſtein jetzt ſeine Freiheit wieder erlangt hat, berichten wir noch nach der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung" Folgendes:

Tyſſowski kam in Dresden im Laufe des vergangenen Jahres zu Anfange des Monats Februar an und wählte das Hotel zur Stadt Wien zu ſeinem Aufenthalte, wo er ſich unter dem Namen Chevalier de Thondt aus Tiſchendorf ins Fremdenbuch eintragen ließ, und zwar nicht ohne Geldmittel, jedoch ohne alle nöthige Legitimation war. Natürlich erregte dieſer letztere Umſtand die Aufmerkſamkeit der Polizeibehörde, und da der verdächtige Fremde, um über ſeine Perſon nähere Aufklärung zu geben, den Chef der Polizeibehörde zu ſprechen verlangt hatte, ſo begab ſich der Polizeidirektor v. Oppell in das Hotel und trat mit dem Diſtriktswachtmeiſter in die Wohnung des angeblichen Chevalier de Thondt. Tyſſowski richtete anfänglich an Hrn. v. Oppell die Frage: ob er ein Polizeikommiſſar ſey, und als dieſer ihn in dieſem Wahne ließ, entgegnete er, daß er den Chef zu ſprechen verlange und wo möglich ohne Zeugen. Auf einen Wink des Polizeidirektors entfernte ſich der Wachtmeiſter, und Hr. v. Oppell, auf welchen Tyſſowski keinen unangenehmen Eindruck gemacht zu haben ſchien, erklärte ihm, er ſey Derjenige, welchen er zu ſprechen verlange, hoffe aber auch, nun von ihm ohne Umſchweiſe zu erfahren, wer er ſey. „Ich bin der Diktator Tyſſowski", entgegnete Jener und theilte nun, indem er um Schutz und Theilnahme bat, offen und ohne das Geringſte zu verſchweigen, dem Polizeidirektor Alles mit, was ſeit dem Uebertritte der Revolutionsarmee auf das preußiſche Gebiet bis zu ſeiner Ankunft in Dresden ihm begegnet war und mit ſeinem Schickſal in Verbindung ſtand. Als Tyſſowski mit 12 — 13,000 M. ſich dem preußiſchen Armeecorps überlieferte, übergab er zuerſt ſeinen Degen und ſein Pferd, ein Gleiches thaten ſeine Reiter. Als er hierauf, ohne näher von dem kommandirenden preußiſchen General erkannt zu ſeyn, zu dem Krakauer Infanteriebataillon trat, es über die Brücke eines Fluſſes, welcher die Gränze bildet, führte und ihm zurief, die Waffen niederzulegen, rief ein Pole, als er ihn ohne Degen auf ſeine Infanterie zukommen ſah: „Wie Diktator! Du ohne Waffen!" worauf allerdings die Aufmerkſamkeit des preußiſchen Generals ſich auf ihn richtete, der ihm näher ritt und indem er ihm ſein Bedauern ausſprach, zugleich hinzufügte, er hoffe die Ehre zu haben, ihn in Neiſſe alle Tage als Gaſt bei ſich zu ſehen. Ohne ſich lange zu beſinnen, ging er, waffenlos und ohne weitere Abzeichen, den geringſten ſeiner Unglücksgefährten gleichend, unbemerkt von dem kommandirenden General an deſſen Seite durch die Colonnen der preußiſchen Regimenter, die ſeine Entfernung nicht hinderten, und ſo Tag und Nacht ſeine Weiterreiſe durch die preußiſchen Staaten fortſetzend gelangte er ſelbſt ohne in Berlin Beobacht zu erregen, glücklich hierher nach Dresden. Der Polizeidirektor v. Oppell, dem das traurige Schickſal des Unglücklichen nahe ging, gab ihm vor der Hand den Rath, keinem Menſchen eine Mittheilung über ſeine Perſon zu machen, eben ſo wenig briefliche Verbindungen zu eröffnen, und erſtattete nun Bericht an die höchſte Behörde, worauf man mit dem öſterreichiſchen Kabinet deshalb in nähere Verhandlungen trat. Dieſes ſcheint zwar Anfangs die Auslieferung ſeines Unterthans verlangt zu haben, ging aber ſpäter auf den Vorſchlag Sachſens ein, Tyſſowski auf den Königſtein in ſichere Haft zu bringen und einen Kommiſſär herzuſenden, der mit dem von Sachſen deßhalb gewählten Kommiſſar, dem verdienſtvollen und wackern Appellationsrath Ertel, die Unterſuchung leitete. Das Reſultat dieſer eben ſo ſchwierigen als höchſt delikaten Angelegenheit war, wie ſchon gemeldet, die Freilaſſung des ehemaligen Diktators von Krakau und die von Oeſterreich höchſt ehrenvoll ausgeſprochene Zufriedenheit über die Leitung und Beendigung dieſer Unterſuchung. Außer dem Polizeidirektor v. Oppell und dem Appellationsrath

Digitized by Google

Trittel erhielt auch der Kommandant des Königſteins, General Birnbaum, ein ſehr werthvolles Geſchenk, ſowie auch mehrere Unterbeamte nicht unberückſichtigt gelaſſen wurden. Tyſſowski wird nun unter Bedeckung durch Oeſterreich nach Trieſt geführt und auf einem öſterreichiſchen Schiffe nebſt ſeiner Gattin nach Nordamerika eingeſchifft.

Eheliche Kriegsliſt.

Ein Herr in Peſth hatte erfahren, daß ſeine Frau ſich auf der Straße ein Rendezvous mit einem Jugendbekannten gegeben. Was thut der Gatte? Er iſt darüber gar nicht traurig, er ſtürzt ſich nicht ins Waſſer, er hängt ſich nicht an einen Strick, noch an eine Andere; im Gegentheil, den ganzen Tag über iſt er in der luſtigſten Stimmung. Abends aber, zur Stunde des Stelldicheins, erſcheint er frühzeitig auf dem beſtimmten finſteren Platz, nimmt die Stimme des guten Freundes an, und fängt einen Zank mit der Geliebten an, den er in roher Weiſe mit Mißhandlung der Frau endet. Die Frau eilt empört nach Hauſe, und liebkost den Mann, wie er nach Hauſe kam, da ſie ihn nun jedem Geliebten vorzieht. Der Gatte aber iſt damit noch nicht zufrieden, er ladet den guten Freund zu Tiſche, und iſt gegen ihn äußerſt zuvorkommend. Nach dem Eſſen entfernt er ſich einen Augenblick, um Cigarren zu holen. Die Frau, in deren Bruſt der Zorn die ganze Zeit über gekocht hatte, fährt nun auf, ſchleudert dem Geliebten das Salzfaß an den Kopf, nebſt einigen entſprechend freundlichen Titulaturen. Ehe es zu einer Erklärung kommen kann, iſt der Mann wieder da. Der Geliebte aber ſchützt Zahnſchmerzen vor, und entfernt ſich mit ſüßlichen Worten und glühenden Blicken. Der Mann lächelte in ſich hinein, er denkt, ich habe mich gerächt, ohne bei Beiden anrüchig zu werden.

Pot-Pourri.

Beſtrafte Eitelkeit.

Dem Leipziger „Volksblatte“ — einem „hengſtenbergiſchſtockgläubigen, proteſtantiſch-jeſuitiſchen und ſerviſen Denunciationsblatte“, wie es die Mannheimer Abendzeitung charakteriſirt, iſt kürzlich ein ähnlicher Streich geſpielt worden, wie früher einigen Bayriſchen Blättern — nur etwas feiner. — Das „Volksblatt“ erhielt nämlich ein Gedicht von Dresden, in welchem es außerordentlich gelobt wird; ſo recht voll inniger Seligkeit druckt die Redaktion das Gedicht ab, ſchreibt in einer Anmerkung, Das komme recht aus dem Herzen des Volkes, und ſchwelgt in der Anräucherung. Da kommt drei Tage ſpäter der boshafte „Dorfbarbier“ (auch ein Volksblatt) und entdeckt, daß das Gedicht ein Akroſtichon iſt und die Anfangsbuchſtaben lauten: „Nur ein Eſel glaubt es!“

Neue Lehrkanzel.

Eine Frau Thereſe Teſchner in Königsberg veröffentlicht durch das dortige Wochenblatt, daß ſie dem Wunſche vieler gebildeten Damen entgegenzukommen glaube, indem ſie einen „Lehrcours im Putzmachen“ zu eröffnen beabſichtige. Jammerſchade, daß uns kein Programm mitgetheilt wird nach welchen Syſtemen ſie über Haubologie, Hutiſtick und Chemiſettenkunde lieſt, und wie ſie die Theorie mit der Praxis verbindet!

Mittel gegen den Zahnſchmerz.

Das ſicherſte Mittel gegen Zahnſchmerz ſoll das folgende ſeyn: Man nimmt den Mund voll ſüßen Rahm und ſchüttelt den Kopf ſo lange, bis er (der Rahm nemlich — nicht der Kopf) zu Butter wird. Der Schmerz ſoll nicht wiederkehren.

In N. bietet ein Weinhändler Weine zum Kaufe an, die er „aus den beſten Quellen bezogen.“

Wie man's nimmt.

Mitgetheilt von G. Bies.

Der Arme lebt ſorglos
Bei Schnee und bei Eis,
Ihm macht ohne Kohle
Der Kummer ſchon heiß.
Und ſieht er die Seinen
In Jammer und Noth,
So fährts ihm zum Magen
Und ſättigt — ſtatt Brod.

Der Arme ruht herrlich
Auf Stroh und auf Stein,
Ihm fällt auch im Schlafe
Von Dieben nichts ein!
Ihn ſticht keine Feder
Erhitzet kein Flaum,
Kein ſchuft'ger Schmarotzer
Erſcheint ihm im Traum!

Der Arme kann lachen;
Sein harrt eine Welt,
Wo er für die Niete,
Den Treffer erhält.
Und wenn ihn das Schickſal
Auch jenſeits verhöhnt,
Der Arme kann lachen,
Er iſt's ja gewöhnt! —

Korreſpondenz des „Sammlers.“

Eine neue Oper von Berlioz.

Paris, im December 1846.

Eine der ſeltenſten und bemerkenswertheſten Erſcheinungen, welche in langen Intervallen am Pariſer muſikaliſchen Horizonte auftauchten, iſt unſtreitig das neue Tonwerk: „Die Verdammung Fauſt's“, Legende-Symphonie in 4 Theilen von H. Berlioz. Die großartige, poetiſche Schöpfung Göthe's, ſchon ſo oft in mancherlei Geſtalten durch die Muſik verarbeitet, iſt hier, was die Abfaſſung des Textes betrifft, unter dem Gewande der Legendenweiſe dargeſtellt, und mit Solis und Chören vom Komponiſten ausgeſtattet. Eine breite, ſchön ausgeführte Einleitung, durch einen beſondern ſchönen melodiſchen Fluß ſich auszeichnend, beginnt den erſten Theil, und iſt von erhebender und ergreifender Wirkung. Ein Bauernchor, der durch glückliche Abwechslung im Rythmus ſehr an Lebhaftigkeit gewinnt und der darauf folgende ungariſche Schlachtmarſch ſind von unbeſchreiblichem Effekt. Der zweite Theil wird durch eine ſchön gearbeitete Fuge, mit Recitativ von Fauſt, eröffnet und der Sylphenchor, der ein Meiſterſtück iſt, bildet ein das Geiſterreich bereicherndes Tongemälde. Der dritte Theil enthält unter anderm die Ballade des Königs von Thule, von Gretchen geſungen, ganz in muſikaliſch-gothiſchem Style gehalten; eine lebhafte pikante Serenade von Mephiſtopheles ꝛc. und ein Irrlichter-Tanz, vom Orcheſter ausgeführt, der ſeines Gleichen in der Inſtrumental-Muſik ſucht. Den Hauptglanzpunkt des vierten Theils bildet der phantaſtiſche Ritt des Fauſt und Mephiſto's, die auf zwei ſchwarzen Roſſen durch die Lüfte gallopiren. Ein ergreifender Moment iſt, wenn ein Chor an einem Kreuze knieender Weiber und Kinder, der während dieſem dämoniſchen Galopp ſich in den Weg ſtellt, vergebliche Klagetöne erhebt, und unter den Pferdetritten zermalmt wird. Dieſe ganze Scene iſt aufs Großartigſte angelegt und auf die dämoniſchſte Weiſe ausgeführt; nur die phantaſtiſche Einbildungskraft von Berlioz konnte ſo etwas Grauſenerregendes, Teufliſch-ſchönes erdenken.

Digitized by Google

Nro. 7.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 23. Januar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Luxemburg-Pallaſt in Paris. — Eine Rechenſtunde in Neuilly. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers.“

Der Luxemburg-Pallaſt in Paris.

Das Luxemburg mit ſeinem herrlichen, ausgedehnten Gärten vertritt die Tuilerien im äußerſten Süden von Paris. Dieſes Palais mit ſeinen aufeinander geſchichteten Bauſtil-Proben, verſchiedenen Façaden und Zugängen, Höfen und Flügelanſätzen iſt zwar nicht mehr der Wohnſitz einer fürſtlichen Perſon, doch die Herren **Puirs de France** „die da ſitzen die Erſten im Reiche“ haben hier ihre weichen Sammetſeſſel aufgeſchlagen und unterhalten ſich, von vergoldeter Pracht umgeben, von der Freiheit und der Gleichheit des Bürgerkönigthums. Indeſſen fehlen auch hier wie in dem Garten der Tuilerien die demokratiſchen Anſiedelungen und Nachbarſchaften nicht, ſo daß mancher gutmüthige Fremde und bösmüthige Heimathsapoſtat gereizt wird, ſein Amen dreinzugeben in die faſt ſchon zu Tode geleiete Freiheitshymne der franzöſiſchen Nation. Andere jedoch, und wer weiß, inwieweit es Wahrheit iſt, wollen triftige Gründe haben, mit ihrem Amen einzuhalten; dieſen ſteht aus der Uebertünchung der neueſten Zuſtände noch der alte, ungetheilte, unvernarbte Riß entgegen, dieſen bietet die neue Skala der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, wie viele Wunder der Veränderung auch darauf verzeichnet ſeyn mögen, noch immer den alten, eiſernen Fundamental-Abſtand dar: Uebermacht und Bedrückung, Habgier und Verkauftheit, Majeſtät und Hunger! — Doch das gehört nicht hierher.

Die wandelnde Bevölkerung im Garten des Luxemburg hat einen beſonderen, ſich von andern ſolchen vorübergehenden Anſiedelungen ſehr unterſcheidenden Charakter. Im Tuilerien-Garten offenbart ſich überwiegend der geſellſchaftliche Habitus: große Parvenü's und kleine Ariſtokraten, abonnirte Politiker und amtliche Aufhorcher, eroberungsbedürftige Bürgerinnen und Amateurs in jeder Gattung — das ſind hier ſo ziemlich die Elemente der bunten Bewegung. Im Palais-Royal hat, ſeitdem die Revolution den fürſtlichen Beſitzer daraus verjagt, „der Demokratismus“ vollends ſeinen Ementen-Markt aufgeſchlagen und ſeine bürgerlichen Anſiedelungen noch erweitert. Das Luxemburg hat nichts von all dem aufzuweiſen. Seine Lage in der Nachbarſchaft des **quartier latin** gibt ſeiner Bevölkerung den beſondern Charakter. Die Nähe ſo vieler wiſſenſchaftlichen Inſtitute, die zu ihnen gehörigen Gelehrten und die ſtudirende Jugend des **quartier latin** laſſen den Garten des Luxemburg nicht nur nicht leer, ſondern ſind fähig genug, dem ganzen Beſuchspublikum einen gewiſſen peripathetiſchen Anſtrich zu geben. Die Pariſer ſtudirende Jugend hat keine Ahnung von der Coterie-Wuth und dem Coterie-Leben auf manchen deutſchen Univerſitäten. Doch nimmt man, wenn man auf die allgemeine Richtung der einzelnen Studirenden ſieht, zwei Klaſſen an: die Piocheurs — Arbeiter, von **Pioche**, Hacke, Karſt, und Bambocheurs — Schwelger, von **Bamboche**, Dickwanſt. Dieſer Unterſchied zeichnet ſich jedoch mehr in der Schrift als im Leben ab, ſo daß man hier, wo ſie neben einander wandeln, ſchwerlich die eine Species von der andern ſondern kann. Neben dieſen Peripathetikern im guten wie im böſen Sinne findet ſich hier noch beſtändig eine Menge kleiner Kinder unter der Aufſicht älterer Frauen oder junger hübſcher Provinzialinnen, welchen letzteren es auf die Länge hin faſt durchgehends zu ſchwer wird, die fremden Kinder zu bewachen und die eigene Unſchuld. Und was bedarf's auch viel, — ein Bambocheur „mit der flammenden Klinge des Wortes“, das wohl trifft, lagert ſich in den herrlichen, majeſtätiſchen Baumgang, der zum Obſervatorium und von dort zur Barrière d'Enfer führt, und was gilt's — nächſten Sonntag wirft uns die Schau- oder Studienluſt nach der Chaumière — und Er und Sie begrüßen uns aus den ungebundenen Touren des Cancan! — Weh dir, junge Provinzialin, wenn es ſich ſo trifft, denn „die da einkehren, kehren nicht wieder zurück“, dein Weg iſt der Weg der Hölle, auf dem ſich in ominöſer Zufälligkeit die Barrière d'Enfer erhebt! —

Noch einen weſentlichen und ergänzenden Theil des Gartenpublikums bilden jene leichtgeſchürzten Sylphiden mit geknickten Lebensflügeln und entfärbten Wangen, die auf keinerlei Wachtpoſten mehr ſtehen, ſondern ſich frei und ungebunden bewegen durch die freien und herrlichen Gänge dieſes Gartens. Man könnte in der That das Luxemburg die Griſettenbörſe von Paris nennen, da zwiſchen der Jugend des **quartier latin** und den Provinzialinnen oder auch Pariſerinnen hier zumeiſt die erſten Beziehungen angeknüpft werden.

Sonntag, Montag, und Donnerſtag, wenn der Tag ſich neigt und die zahlreichen Gasflammen mit den zierlichen Fontainen, Statuen und Gartenſtücken ihr heiteres Lichtſpiel beginnen und als ſtrahlende Wächter zu beiden Seiten der ſtattlichen Baumgänge hervortauchen, iſt das Gewühl am lebhafteſten. An dieſen Tagen feiern Chaumière ſowol als auch die anderen nachbarlichen Barrièren-Wallhalla's, zu denen hier der Hauptweg führt, ihre ſogenannten ländlichen Bälle. Die Allee zum Obſervatorium iſt die längſte und ſchönſte des Gartens, dieſe müſſen die leichtfertigen Wallfahrer paſſiren; und während die Sterne hervortreten und Herr Arago ſich hoch oben auf ſeinen Wachtpoſten ſtellt, um ſie in freudigen Empfang zu nehmen; während er Himmelsbrücken baut und ſich zu Häupten einen hervortauchenden Doppelſtern andächtig begrüßt, zieht ihm zu Füßen ein Doppelſtern um den andern vorbei — aus der Bahn geſunken, erlöſchend und verbleichend — . . . ein Jüngling und eine Griſette.

So iſt Paris, ſo ſchwebt Mancherlei hier zwiſchen Himmel und Hölle; und wahrlich, wer von der rechten Schauluſt beſeſſen, iſt, der muß Herrn Arago ſein erhabenes Fußgeſtell beneiden, von wo aus er ſeine Gedanken kann ſpielen laſſen vom Sirius bis zum Cancan.

Und dennoch — ſo oft man ſich auch hier aus dem lauten Blendwerk des Tages ſcheu und ſtill in die innere Beſchaulichkeit, in die innere deutſche Heimath zurückzieht; ſo oft auch die leiſen und heimlichen Fühlhörner des Gedankens unſere ausgeſchickten Sinne berühren und wie mit einem magiſchen Schlag den Jubel von außen Thür und Thor abſperren, es will nicht viel ſagen; der Tag iſt hier zu laut und zu lebendig, als daß man lange bei dieſen ſchweigſamen innerlichen Prozeſſionen verharren könnte. Es ſind hier alle Lebensäußerungen, ſelbſt die ſtrafwürdigſten, in ſo beredte und beſtechlichen Formen gekleidet, es ſind alle an den Tag kom-

Digitized by Google

mende Anklagepunkte ſo dramaturgiſch bewaffnet, ſo advokatenhaft herausgeputzt, daß unſere innere Gerichtsbarkeit, wie andachtsvoll ſie auch immer begannen, gar oft irre und ſchwankend wird, ein Auge zudrückt und ſich zu den billigſten Capitulationen verſteht; — das Luxemburg iſt ja ſo herrlich und ſo ſchön, das Gewühl ſo bunt und lebendig, das junge Volk ſo menſchlich-frivol, ſo anſtandsbefliſſen, und die Gottloſigkeit ſelber ſo zugeſtändig-offen, ſo ſündhaft ehrlich! . . .

Und dennoch — bei alle dem, unſre Ergebung bleibt getheilt, die Konzeſſion rückhaltig und der Friede unſtät. Es iſt ein ſieghaftes Ding, das Heimweh. Es gibt eine Sangweiſe von den Nixen, Najaden und Meerfrauen, wie ſie die Jünglinge aus der Umarmung des offenen Lebens und der blühenden Natur herausflüſtern und in die geheimnißvolle Tiefe ihres Aufenthalts hinabziehen. In dieſe Sangweiſe hat ſich vornehmlich die deutſche Muſe gar oft und wunderſam eingelullt, denn dieſe Nixen-Siege aus der Tiefe und aus dem Geheimniß über den Tag und ſeinen Jubel — ſie ſind die ganze Feldzugsgeſchichte des deutſchen Gemüthes gegen die Mächte des Augenblicks. Wohl iſt es ein Kampf, ein Zwieſpalt, wer möcht' es leugnen; doch hier wie in jedem anderen walten unabläſſig die Chancen, und es ſind wohl keine Verheerungen und Verwüſtungen zu fürchten, von keiner Seite her.

. . . . Wenn man von der Rue de Vaugirard aus durch den Haupteingang des Luxemburg in den Schloßhof tritt und mit dem rechten Flügel des Hauptgebäudes die Diagonale macht, gelangt man wiederum rechts einbiegend in einen kurzen Baumgang, der wenig beſucht wird, da ihn ein hervorſpringendes Bauwerk, eine Art Flügelanſatz, plötzlich abſchneidet. Wer zufällig in dieſen Baumgang hineingeräth, verfolgt ihn kaum bis zum gegenüberliegenden, unſcheinbaren Gebäude, ſondern vertauſcht ihn ſogleich mit der benachbarten Gartenwelt. Vormals freilich, vor einem halben Jahrhundert, war es anders. In den heute ſo prächtigen Gartenräumen waren damals die Statuen verſtümmelt und umgeworfen, die Fontainen vernichtet und die Alleen menſchenleer. In dieſem abgelegenen Gartentheil aber war ein heimlicher Konvent, ein verſtohlenes Zuſammentreffen. Mütter und Kinder, Greiſe und Jungfrauen kamen und gingen, und wahrlich, damals war nicht Frivolität in den Herzen der Kommenden, noch leichter Sinn in den Gemüthern der Abgehenden. Die kleine Bodenſtrecke, auf der wir uns jetzt befinden, war damals ſo thränengedüngt, ſo jammerbelaſtet, daß für manchen einſamen Beſucher noch heute die Erinnerungen daran wie ein Miasma aus der Erde heraufſteigen, ihm das Haupt ſchwer machen und ihn anſtecken mit dem ganzen tiefen Herzleid, mit dem ganzen tiefen Todesweh längſt zu Grabe gegangener Tage. O, es war eine harte, wohl thränenwerthe Zeit! —

. . . . Während des republikaniſchen Terrorismus hat das vor uns liegende Gebäude zum Gefängniß, und zwar der vornehmern Opfer, gedient.

Man weiß, wie ſelten die Gefängniſſe der damaligen Zeit ihre Opfer aus der ehernen Umarmung frei ließen? das wußten auch die Angehörigen der Verhafteten oder Bedrohten; darum mußte ihnen das Erſcheinen eines Gewaffneten inmitten häuslicher Innigkeit als eine plötzliche Aufforderung zum ewigen Abſchied gelten; darum mußte ſich dieſer Gartenfleck zu den ſprachloſen, traurigen Rendezvous hergeben, doch ſo, daß die nach einander Begehrenden im günſtigen Falle durch eine trübe, unſichere Geſichtslinie, die erſt ihren Weg durch ein dichtes Eiſengitter ſuchen mußte, mit einander verbunden werden konnten. — Wozu Namen aufzählen, es ſind hier der erlauchten und glorreichen genug verunklimpft worden, die ſich in dem Gedächtniß des Verweilenden zu einer erhabenen Todenfeier ſammeln.

Und ſo ſcheiden wir denn andachtheilig von dieſem Friedhof des Schmerzes; und noch einige Schritte — und wiederum kämpfen um uns die Lebendigen mit den Todten! A. Horwitz.

(Magazin f. d. L. d. A.)

Eine Rechenſtunde in Neuilly.

(Nach dem „Magazin f. d. Litteratur des Auslandes.")

Die **Mode**, bekanntlich ein ſehr pikantes, aber ſtreng legitimiſtiſches Blatt der Pariſer eleganten Welt, bringt unter dem Titel **Les leçons de Neuilly ou l'enfant terrible**" (das letzte, mit Anſpielung auf eine bekannte Karikatur „**les enfans terribles**") eine Reihe ſatyriſcher Artikel über den Unterricht, den der kleine Graf von Paris erhält. Wir theilen hier den jüngſten und von denen, die uns zu Geſicht gekommen ſind, intereſſanteſten mit. Uebrigens haben dieſe Artikel außer ihren boshaften und ſatyriſchen Beziehungen etwas, was den Franzoſen ſonſt in der Regel abgeht, nämlich Humor.

Lehrer. Nun, mein Prinz, nehmen Sie gefälligſt Ihr Rechenbuch. — Kind. Ach, was! laß mich mit Deinen Zahlen zufrieden! — Lehrer. Erlauben Sie, mein Prinz; die Wiſſenſchaft der Zahlen iſt wichtiger, als Hoheit denken. — Kind. Und wozu dient ſie, Trognon? — Lehrer. Wenn Sie groß ſind, Monſeigneur, werden Sie es einſehen; Sie werden dann erfahren, wie vortheilhaft es in der Welt iſt, gut rechnen zu können. — Kind. O, wenn ich groß bin, dann werd' ich ja König ſeyn! — Lehrer. Deſto mehr Grund, das Rechnen zu lernen. — Kind. Wirklich? . . . . Trognon, müſſen die Könige auch rechnen? — Lehrer. Gewiß, Hoheit, und noch weit beſſer als einfache Privatleute. Kind. Rechnet Großpapa gut? — Lehrer. Ich bitte Ew. Königliche Hoheit, nicht daran zu zweifeln. — Kind. Es iſt wahr, ich dachte nicht daran; da er in ſeiner Jugend Lehrer geweſen iſt, ſo muß er es wohl können. — Lehrer. Das zeigt Ihnen, mein Prinz, wie die Fähigkeiten, die man bei Zeiten zu erlangen ſtrebt, früher oder ſpäter nützlich werden können. — Kind. Es ſcheint in der That, daß das Rechnen meinem Großpapa keine ſchlechten Dienſte geleiſtet hat! Aber — das iſt ganz gleich, ich habe einmal durchaus keine Luſt zum Rechnen. — Lehrer. Hoheit, Sie haben Unrecht; es iſt ein ſehr angenehmer Zeitvertreib . . . . fragen Sie nur Herrn Montalivet. Und nun, mein Prinz, ein wenig Muth, und dann ſagen Sie mir gefälligſt, wie viel iſt zwei mal zwei? — Kind. Sechs, Trognon. — Lehrer. O, o! Wenn Ihr Großpapa das hörte! Wie kann man ſo rechnen! — Kind. Du langweilſt mich, Trognon; was brauch' ich zu rechnen? — Lehrer. Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſeigneur; ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, daß es das nothwendigſte Erforderniß eines Fürſten iſt, welcher die Ordnung liebt . . . . — Kind. Die öffentliche? . . . . — Lehrer. Und ſeine eigene . . . . In der That, ein Fürſt, der mit ſeinem Privatvermögen gut haushält, thut es auch mit dem ſeines Volkes. — Kind. Glaubſt Du; Trognon? — Lehrer. Das iſt ſo gewiß, wie der achtunddreißigſte Satz des Euklid. — Kind. Je beſſer alſo Herr Montalivet mit Großpapa's Gelde wirthſchaftet, deſſer beſſer ſtände es nach Deiner Rechnung um die Taſchen des franzöſiſchen Volkes? — Lehrer. Offenbar . . . . auch muß man dem Herrn Grafen nachſagen, daß er als ein treuer Verwalter, der vor Allem auf das Beſte des Landes bedacht iſt, die erlauchte Kaſſe Ihres Großpapa's aufs trefflichſte berückſichtigt. — Kind. Deshalb vermindert man auch mit jedem Jahre die Abgaben; nicht wahr, Trognon? — Lehrer. Wie Sie ſagen, mein Prinz . . . . Das Budget beläuft ſich heute Alles in Allem auf ſechzehnhundert Millionen. — Kind. Ach!? . . . . Und ſonſt, unter der Reſtauration, wie hoch belief es ſich da? — Lehrer. Auf tauſend Millionen; nicht weniger, mein Prinz! — Kind. Pfui! das war viel weniger! — Lehrer. Aber bedenken Sie doch! . . . . was wollen Sie! — Frankreich hatte noch nie das Glück, ſich einer wohlfeilen Verwaltung zu erfreuen. — Kind. Das ſieht man wohl . . . . und wie groß iſt denn der Unterſchied, Trognon? — Lehrer. Rechnen Sie doch, Hoheit; ſubtrahiren Sie . . . . — Kind. Ich kann nicht, Du mußt es mir etwas zeigen. — Lehrer. Nichts iſt einfacher; Sie ſetzen erſt eine Milliarde, das heißt eine Eins mit neun Nullen. — Kind

Digitized by Google

(ſchreibend). Da! — Lehrer. Nun ſetzen Sie ſechszehnhundert Millionen; dann ziehen Sie gefälligſt ab, und Sie werden finden, daß Ihnen ſechshundert Millionen bleiben. — Kind. Alſo ſchwerer iſt das Subtrahiren nicht? — Lehrer. Mein Gott, nein, Hoheit! — Kind. Das iſt hübſch; künftig kann das Volk leicht ſelbſt alle die Millionen berechnen, die es unter Großpapa's Regierung gewinnt. — Lehrer. O, nichts iſt leichter .... man braucht nur die erſten Elemente der Rechenkunſt zu kennen. — Kind. Ja, ich weiß .... die Addition und die Subtraction .... man fügt auf der einen Seite hinzu, und dann zieht man auf der andern Seite ab, das iſt das Ganze. — Lehrer. Ganz und gar, mein Prinz. — Kind. Sag', Trognon, kommen im Budget auch bisweilen Additionen vor? — Lehrer. Das verſteht ſich; ohne dieſe würde man ja die Summe nicht kennen. — Kind. Wer macht ſie denn? — Lehrer. Die Herren Miniſter. — Kind. So?.... und die Subtraktionen auch? — Lehrer. Nein, mein Prinz; Subtraktionen können in einem Budget nie vorkommen .... Sie begreifen wohl, daß bei einer Volksvertretung, wie wir ſie haben — Kind. Warum nennſt Du das eine Volkstretung, Trognon? — Lehrer (erſtaunt). Volkstretung!? — Kind. Etwa, weil das Volk getreten wird?*) — Lehrer. Wahrhaftig, mein Prinz, ich weiß nicht, wo Sie Ihre Etymologieen ſuchen? — Kind. Was ſagſt Du? Aus der Mythologie iſt die Volksvertretung? — Lehrer. Wir verſtehen uns nicht mehr, Hoheit .... das gehört ſchon in die Algebra, und wir ſind noch bei den erſten Regeln der Rechenkunſt .... Erlauben Sie mir, Sie zu dem Gegenſtande unſeres Unterrichts zurückzuführen; wir haben geſehen, das Subtrahiren iſt eine Operation, durch welche eine Zahl kleiner gemacht wird, indem man ſie um eine andere vermindert. — Kind. Ich verſtehe ... um alſo das Budget um ſechshundert Millionen zu vermindern, ziehe die Regierung jährlich dieſe Summe ab, nicht wahr? — Lehrer. Das Beiſpiel hätte beſſer gewählt ſeyn können, aber das thut nichts .... Was nun die Multiplikation betrifft, dies iſt eine Rechnungsart — Kind. O, ich weiß .... das iſt die, welche Montalivet immer mit den Fünffrankenſtücken für Großpapa macht. — Lehrer. Was meynen Sie, Prinz? — Kind. Ha! Es ſcheint, als ob Montalivet ganz gut multiplizirte. — Lehrer. Es iſt in der That ein ſehr ausgezeichneter Rechner. — Kind. Wem ſagſt Du das, Trognon? Hat er mich nicht eines Tages geſcholten, weil ich einem Armen eine Handvoll meiner kleinen Fünfſousſtücke gegeben hatte, ohne ſie zu zählen?! — Lehrer. Da hat er ſehr Recht gehabt, mein Prinz; man muß nie geben, ohne zu berechnen. — Kind. Wozu, Trognon? Berechnet Montalivet Alles, was er für Großpapa giebt? — Lehrer. Gewiß, Hoheit; und er rechnet lieber zwei als ein Mal. — Kind. Das iſt ein Vergnügen! Wenn ich an ſeiner Stelle wäre, ich gäbe lieber mit vollen Händen. — Lehrer. Dann würden Sie nicht lange an ſeiner Stelle bleiben .... Sie würden ein großes Haus machen, Hoheit! — Kind. Was iſt das, ein großes Haus? — Lehrer. Das iſt ein Haus, in dem viel Geld iſt. — Kind. So? Ich glaubte eher, das wäre ein Haus, in dem großer Ruhm iſt. — Lehrer. Der Ruhm! .... der Ruhm! .... Sie vergeſſen, daß wir beim Rechnen ſind; damit hat der Ruhm **) nichts zu ſchaffen. Wir waren, wenn ich nicht irre, bei der Multiplikation. — Kind. O nein, bei der Subtraction! Denke doch, wie Du mir geſagt haſt, daß man ſechshundert Millionen zum Beſten des Volkes vom Budget abgezogen hätte. — Lehrer. Sehr wohl; aber nachher waren wir zur Multiplikation gekommen. — Kind. Höre, Trognon, Deine verdammten Zahlen fangen an, mir ekelhaft zu werden. Wenn es Dir gleich iſt, ſo wollen wir exerziren .... Nun, alſo; Du kannſt kommandiren! (Er nimmt ein kleines blechernes Gewehr und bewaffnet ſich.) — Lehrer. Aber ich bitte Sie, Prinz, mich zu entſchuldigen; ich weiß gar nicht mit Waffen umzugehen. — Kind. Gut, ich will es Dich lehren .... ſteh' auf, ſchnell, marſch! — Lehrer. Noch einmal, Hoheit — Kind (ihn zum Aufſtehen nöthigend). Wart', ich will Dir meine Patrontaſche geben .... da .... jetzt nimm mein Gewehr .... Achtung auf's Kommando! — Lehrer. Hoheit, ich will kapituliren! Erlauben Sie mir, Ihnen die Waffen zurückzugeben, ſo verpflichte ich mich, Sie morgen zur Beſichtigung des Artillerie-Muſeums zu führen. — Kind. Was iſt da zu ſehen, Trognon? — Lehrer. Waffen von der ſeltenſten Schönheit, Gewehre, Säbel, Piſtolen .... — Kind. Auch Spielſachen, wie dieſe?.... ich möchte wohl.... aber ſag' einmal, Trognon, muß ich da wieder ſprechen? — Lehrer. Immer, Prinz; aber ſeyen Sie ganz ruhig; ich werde ſchon dafür ſorgen, Sie auf einige glückliche Worte vorzubereiten. — Kind. Ich danke Dir für Deine glücklichen Worte .... ich ſpreche eben ſo gern allein. — Lehrer. Es thut mir leid, Hoheit; aber ich habe gemeſſenen Befehl, dafür zu ſorgen, daß Sie hübſche und treffende Worte ſprechen. — Kind. Ach ſo, wie damals beim Leverrierſchen Planeten, nicht wahr? .... Du willſt alſo, dieſer Beſuch ſoll eine Art offizieller Form ſeyn? — Lehrer. Bedenken Sie, Prinz, daß es gar nicht anders ſeyn kann .... Sie werden mit allen Ihrem Range gebührenden Ehren vom General Gourgaud empfangen werden, der es übernehmen wird, Ihnen ſelbſt alle Erklärungen zu geben, welche Eure Königliche Hoheit nur wünſchen können. — Kind. Wer iſt der Herr? — Lehrer. Ein alter Feldhauptmann des Kaiſers, der in derſelben Eigenſchaft in Ihres Großpapa's Dienſten ſteht. — Kind. Ach ſo, er iſt Hauptmann, wenn Großpapa zu Felde zieht?*) Ja, dann muß er wohl Zeit übrig haben, die Waffen ſeines Muſeums zu putzen! — Lehrer. Sie werden ſehen, in wie gutem Stande er ſeine Sammlung hält! Es wird dann auch gut ſeyn, wenn Sie ihm z. B. gefälligſt erlauben wollten, Ihnen etwas Schießbaumwolle in der hohlen Hand zu verbrennen? — Kind. Was? Er will mich brennen?! — Lehrer. Es iſt nicht gefährlich; fürchten Sie nichts. Ich bin überzeugt, dieſer heldenmüthige Verſuch wird allgemeine Bewunderung erregen. — Kind. Aber, mein Gott, Trognon, warum machſt Du denn jetzt ſo viel her mit mir? — Lehrer. Wie ſo, Prinz, ich verſtehe Sie nicht. — Kind. Es iſt wahr, ſeit einiger Zeit kann ich doch nicht eine Minute ruhig ſpielen. Bald muß man widerwärtige alte Herren empfangen, die mir nichts als Dummheiten ſagen; bald ſoll ich Monumente beſuchen, wo ich dann Deine „glücklichen Worte“ auswendig lernen und herſagen muß; dann läſſeſt Du mich Briefe ſchreiben, die weder Hand noch Fuß haben, wie der über den Planeten .... wenn Du etwa glaubſt, daß alles dies Vergnügen macht! .... — Lehrer. Erlauben Sie, Prinz; Sie ſind, wie ich ſchon die Ehre gehabt habe, Ihnen zu ſagen, nicht auf den Stufen des Julithrones geboren, um ſich zu amüſiren. Ueberdies ſind Sie ſchon acht Jahre alt, und Herr Guizot iſt der Meynung, daß der Augenblick gekommen ſey, die Aufmerkſamkeit, die Theilnahme und die Liebe von ganz Frankreich auf Ihre erhabene Perſon zu lenken. — Kind. Aber ich frage Dich: Was geht das Frankreich an, wenn man mir Baumwolle auf der Hand verbrennt? — Lehrer. Das wird ihm zeigen, wie Eure Königliche Hoheit mit großem Muthe begabt und folglich würdig ſind, über die Franzoſen zu herrſchen! .... Das iſt mathematiſch bewieſen. — Kind. Ah, das iſt eine Berechnung. Danke, Trognon, für heute hab' ich genug von dieſer Mathematik!

*) Im Urtext iſt hier ein durch Ueberſetzung nicht wiederzugebendes Wortſpiel: parlementaire und parlementeur, parceque ceux qui parlent mentent.

**) La Gloire — die ſchwache Seite der Franzoſen.

*) Wieder ein nicht genau zu überſetzendes Wortſpiel: aide-de-camp. — Ah! c'est lui, qui aide bon-papa dans les camps?

Pot-Pourri.

Ein Wiener Fiaker mißhandelte ungerechter Weiſe einen Knaben.

Digitized by Google

Die Umſtehenden wollten ſich eben an ihm vergreifen, als ein feiner Herr einſtieg, und fortzufahren befahl. Wohin, Ew. Gnaden? rief der Kutſcher. — Nach der Polizei. — Was krieg ich? Fünf und zwanzig. Der Herr war ein Polizeibeamter. Das Publikum gab ſich zufrieden.

Der „Punch“ erzählt höchſt anzüglich: Die Bibel, auf welche der Präſident der vereinigten Staaten ſeinen Amtseid abgelegt habe, ſey ſehr elegant in Negerfell gebunden.

Ein Nachtwächter fragte den andern: „Na, wie jeht et?“ „Ach, ſchlecht!“ ſagte der, „ick ſchlafe ſeit einiger Zeit des Nachts ſo unruhig.“ —

Ein Scherzgedicht von Glasbrenner.

Ueber alle Herrſcher groß,
An Macht und Willen beiſpiellos,
Von je bis zu den fernſten Tagen,
Herrſcht der Tyrann: der kleine Magen.
Und hat es auch die Poeſie
Bisher, ſo wie Philoſophie,
Beſonders auch Theologie,
Und alle Wiſſenſchaft vergeſſen,
Ich ſag's zuerſt: wir müſſen eſſen!
D'rum in unſ'rer Sprache iſt
Gleichklingend auch das Iſt und Ißt,
D'rum reduciren alle Fragen
Sich auf den Magen;
D'rum reimt ſich alles Klagen
Und alles Plagen,
Und alles Wagen,
Und alles Zagen,
Behagen,
Ertragen,
Sagen und Schlagen,
D'rum reimen ſich alle Lagen
Auf den Magen!
Und alles Ermeſſen
Und Vergeſſen,
Und alles Erpreſſen,
Auf's Eſſen und Freſſen.

(Das heißt ächt Berliniſch gereimt — Herr Glasbrenner — das!)

Korreſpondenz des „Sammlers.“

Die Augsburger Liedertafel.

* Augsburg, 21. Januar.

Nachdem die denkwürdigen Anſtrengungen des geſammten deutſchen Volkes, die franzöſiſchen Feſſeln zu zerbrechen — einen glücklichen Ausgang genommen hatten; nachdem die Schlacht bei Leipzig geſchlagen worden war und jedes Deutſchen Bruſt freier und höher athmete, verwandelten ſich auch die bis dahin vorherrſchend geweſenen Kriegslieder in Freudenlieder. An allen Orten tönte hoher Feſt-Geſang und die Liedertafeln vermehrten ſich ſchnell; eine neue, ſchöne Epoche begann für dieſelben. Auch unſere Stadt, von jeher der Muſik und dem Geſange hold, blieb hierin nicht zurück. In kleinern und größern Zirkeln wurde das Lied gepflegt; doch nie öffentlich hervortretend bis zum Anfange der 30ger Jahre. Verſchiedene Umſtände jedoch veranlaßten den damals aus 70 Sängern beſtehenden Männerverein ſich wieder in kleinere Abtheilungen zu verlieren, bis vor vier Jahren die Zerſtreuten ſich um das von den ſchönen Frauen Augsburgs geſtiftete Sängerbanner aufs Neue ſchaarten, enge aneinander hielten und die einzelnen Geſangeskräften, die ſich bisher fern hielten — an ſich zu ziehen und feſtzuhalten wußten. So nun ſteht unſere Liedertafel glänzend da. 150 Mitglieder, und darunter Männer, deren muſikaliſch-künſtleriſches Wirken und Streben in weiten Kreiſen Deutſchlands Anerkennung gefunden; ſie ſteht feſt unter dem Schutze kunſtliebender Behörden; feſt ſteht ſie durch das ſchöne Band gegenſeitiger Achtung und Liebe, froher Erheiterung, nützlicher und bildender Beſtrebungen. Und das zeigte wieder die geſtrige Produktion zum Beſten hieſiger Armen, bei welcher ſich das große Publikum zahlreich eingefunden, den vollendeten Vorträgen lauſchend, laute Zeichen des Beifalls ſpendend. Den Cyclus eröffnete würdig ein patriotiſches Gedicht, „Aufruf“ von Herrn Karl Sing, (Cand. jur. an der Univerſität in München), dem Herr Muſikdirektor Donat Müller eine wahrhaft lebenskräftige ſchwunghafte Melodie gegeben, die getragen von den hellen Tönen chromatiſcher Trompeten und Hörner in jedes braven Bayern Bruſt dringt, daß er fortgeriſſen von ihr freudig mit dem Dichter ausruft: „Ja

Zitt're nicht du Thrones-Wächter,
Zage nicht im Schild du Leu,
Trotzt die Schaar der Freiheits-Schlächter —
Wir mit unſerm Schwert ſind frei.
Und umrankt von Immortellen
Steht die Königs-Krone da;
Mit dem freien Blick, dem hellen,
Lächelt mild Bavaria.“

Die zweite Nummer „Wanderers Nachtlied“ von Reiſſiger, dann „Loreley“ von Hübſchmann und das bekannte „Troſtlied“ von Otto ſind freundliche, gern gehörte Compoſitionen. Daß aber der in der Liederwelt rühmlich bekannte Zöllner einen „Krautſalat mit Karpfen und Allerlei mit Henne“ in Muſik ſetzen konnte, iſt, da ſich Speiſenkomik am Allerwenigſten dafür eignet — auffallend. Händel würde dieſes Späßchen ſeinem Koche überlaſſen haben. Dagegen iſt „der Soldat auf dem Poſten“, als Gedicht betrachtet eben ſo gemüthlich und anſprechend als die Melodie dazu — von Straup — ihm freundlich die Hand reicht. Es wurde daſſelbe aber auch mit vielem Zartgefühl vorgetragen. Wenn's vom Herzen kommt, dringt's zum Herzen. Die „Mitternachtglocke“ mit Muſik von Herrn Domorganiſten K. Kempter, iſt tief aufgefaßt. Folgerichtig läßt der Komponiſt bei den Worten: „Lockt aus ihr die Harmonie“ den Chor und zwar forte in den feierlichen es-dur Akkord — eintreten. Das iſt Wahrheit im Ausdrucke. Eben ſo wahr als ſanftfühlend iſt der Eintritt eines kurzen Soloſatzes bei den Worten:

Einer Glocke zu vergleichen
Iſt des Sängers armes Herz.

Nur den Schluß hätten wir weniger düſter gewünſcht, weil der „Glockenſchlag um Mitternacht“, hier keine Tonmalerei mehr zuläßt. Die folgende Nummer „Am Rhein“ von Perfall, aus München, iſt voll heiterer Regſamkeit; die hüpfende Rhytmen paſſen ihm ſehr an, darum auch iſt das „Leben am Rhein“ glücklich dargeſtellt. „Auf Brüder haltet Wacht“ ſo ruft uns Zöllner in ſeinem ſchön und tongewichtig gehaltenen Chore zu. Wir wollen ihm folgen, aber jederzeit den um Beiſtand in Gefahren bitten, den Herr Kapellmeiſter K. Drobiſch in einer Hymne mit prächtig feierlichen Harmonieen preist — „der groß iſt in den Ungewittern, deſſen Wink gebeut dem Meere;“ dann erſt ſtehen wir feſt und dürfen nicht zittern, dann wird es nie „Abend werden.“ Wie die wohlgeordnete Produktion mit einem Chor unter Inſtrumentalbegleitung begann, ſo ſchloß ſie, mit der „Meeresſtille und glückliche Fahrt“, die der Komponiſt Fiſcher für das Würzburger Liederfeſt geliefert. Es iſt ein wahres Prachtſtück, ſowol im Plan, Anlage und in der Ausführung. Die Inſtrumente in as-dur beginnend, zeigen in gehaltenen Tönen und pianissimo die tiefe — ſtille Waſſerruhe. Der Chor tritt eben ſo ein, führt ſich allmählig bewegter fort in verſchiedenen harmoniſchen Wendungen bis zu den Worten: „Die Nebel zerriſſen.“ Nun bricht im ſchnellern Tempo und mit Macht eine überraſchende Akkordenfolge los, die jede Nerve des Zuhörers ergreift und bewegt und ſich fortlaufend brauſend ergießt bis zum herrlichen Schluſſe: „Schon ſeh', ich das Land!“

Digitized by Google

Nro. 8.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 27. Januar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Eine Epiſode aus der Kontinentalſperre Napoleon's. — Chirurgiſche Operationen ſchmerzlos gemacht. — Auch eine Thronrede. — Die neuen Knollengewächſe. — Verſcherztes Glück. — Pot-Pourri.

Eine Epiſode aus der Kontinentalſperre Napoleon's

Es iſt allgemein bekannt, in welcher Abſicht Napoleon es unternahm, die Kontinentalſperre zu organiſiren. Durch verſchiedene Umſtände an ſeinem Projekt, Englands Küſten anzugreifen, verhindert und unaufhörlich gezwungen, die Feinde zu bekämpfen, welche ihm das Kabinet von St. James auf dem Kontinent ſchuf, ſchleuderte der Kaiſer, weil er daran verzweifelte, mit ſeinem glücklichen Widerſacher von Angeſicht zu Angeſicht zu kämpfen, gegen ihn die berühmten Dekrete von Mailand und Berlin, die den Zweck hatten, die Induſtrie und den Handel des engliſchen Volks zu vernichten und ihm auf dieſe Weiſe einen empfindlichen Schlag beizubringen. Es war zu dieſem Zwecke nicht nur unterſagt, Waaren irgend welcher Art mit dem Auslande auszutauſchen, ſondern das Verbot erſtreckte ſich auch auf Perſonen und Korreſpondenzen. Die Abſendung eines einfachen Briefes, der nur von Familien-Angelegenheiten handelte, wurde wie ein Majeſtäts-Verbrechen beſtraft. Alle Küſten waren ſtreng bewacht. Die Geſchichte dieſer Sperre iſt jedoch wenig bekannt. Die Maaßregeln, die man zu ihrer Aufrechterhaltung ergriff, die daraus entſtandenen Leiden, welche noch weit mehr auf dem Kontinent als auf dem Feinde laſteten, den ſie eigentlich treffen ſollten, die Anſtrengungen des ſinkenden Handels zur Vermeidung oder zur Ueberwindung der Gefahr, dieſe und noch viele andere Einzelheiten ſind nicht an den Tag gekommen. Es gab und giebt zwar Leute genug, die alles dies genau kennen; doch waren es nur ſolche, die eine Stellung behaupteten, worin eine derartige Mittheilung ihnen die härteſten Strafen hätte zuziehen können; und ſpäter haben ſie es nicht der Mühe werth gehalten, uns Ergebniſſe zu erzählen, die durch die darauf folgenden Kataſtrophen, welche den Fall des Kaiſerreichs und die Reſtauration herbeiführten, an Wichtigkeit verloren hatten. Die hier erzählte Epiſode hebt einen Theil des Schleiers, der dieſe Epoche bedeckt. Man verſuchte, trotz aller drohenden Gefahren, den Schleichhandel. Die meiſten dieſer Verſuche hatten einen traurigen Erfolg. Derjenige, von dem wir hier eine Schilderung geben wollen, machte eine Ausnahme von der Regel, Dank den Anſtrengungen und der Ausdauer des jungen Mannes, der ſie ohne Autoriſation ſeiner Vorgeſetzten unternommen hatte. Wir wollen ihn jedoch ſelbſt ſprechen laſſen.

* * *

Im Jahre 1797 ſchickte mich mein Vater, der mich für die Handlung beſtimmt hatte, als Lehrling in ein geachtetes Haus zu Genf. Ich zählte damals fünfzehn Jahre, liebte die Arbeit; auch traute man mir einigen Verſtand zu. Da ich mich nun meinen Vorgeſetzten nützlich zu machen wußte, behielten ſie mich nach abgelaufener Lehrzeit als Kommis in ihrem Geſchäft. Jedoch blieb ich nur meinen Eltern zu Gefallen, die mich nicht gern weit entfernt von ſich wiſſen wollten; denn ich hatte nur geringes Einkommen und würde überdies lieber, wenn es nach meinem Geſchmack gegangen wäre, mein Glück im Auslande geſucht haben. So verharrte ich denn in derſelben Stellung bis zum Jahr 1808, als die berühmten Dekrete von Mailand und Berlin erſchienen. Wir beſaßen einige Waaren, die ſchnell vergriffen waren und nun durch kein Mittel erneuert werden konnten. Chefs, Kommis und Lehrlinge kreuzten die Arme und warteten. Zum Zeitvertreib laſen wir Romane von allen Sorten, ſchlechte und gute. Mehr als eine Leihbibliothek verdankt ihr Glück dem Haſſe Napoleon's gegen England, was wahrſcheinlich weder der Eine noch das Andere ſich träumen ließen. Täglich wiederholte man das alte troſtreiche Sprüchwort: „Wenn man den Bogen zu ſehr ſpannt, ſo bricht er.“ Der Bogen ſchien jedoch ziemlich ſtark zu ſeyn. — Im Februar 1809 kündigten die Zeitungen an, daß zu Cherbourg ein Fahrzeug verkauft werden würde, das den Engländern von einem Kreuzer abgenommen war und deſſen Ladung gerade aus ſolchen Artikeln beſtand, deren wir ſchon ſeit langer Zeit entbehrten. Meine Chefs beſchloſſen, mich mit Inſtruktionen und einem Kredit von hunderttauſend Francs auf Paris verſehen an Ort und Stelle zu ſchicken. Froh, mein Pult, meine Romane und meine Unthätigkeit verlaſſen zu können, mache ich mich auf den Weg nach Paris. Hier halte ich mich gerade nur ſo lange Zeit auf, als nothwendig iſt, unſere Korreſpondenten zu ſehen und zu ſprechen. Da begegne ich einem alten Schulkameraden, der mir geheimnißvoller Weiſe ins Ohr flüſtert, daß die Engländer ein Comtoir zu Helgoland errichteten, und daß ſchon ein kleines Fahrzeug an der Küſte Oſtfrieslands gelandet ſey. Mehr theilte er mir nicht mit. Wenig bedeutend, wie mir dieſe wichtige Mittheilung damals erſchien, achtete ich nicht ſehr darauf und nahm Poſtpferde nach Cherbourg.

Kaum hatte ich jedoch Paris im Rücken, als ſich die Bewegung des Wagens meiner Einbildungskraft mittheilte; und während mein Körper ſich der franzöſiſchen Küſte näherte, flog mein Geiſt nach Oſtfriesland und ſchwebte um den Felſen von Helgoland. „Welche Narrheit“, dachte ich bei mir, „in Cherbourg engliſche Waaren zu kaufen, die ich neunmal theurer bezahlen muß, als ſie werth ſind. Ob man den Verſuch wagt, nach London zu gehen? Es wird doch in dieſer lebendigen Hecke von Zollwächtern irgend ein Loch zu finden ſeyn, wo man hindurch ſchlüpfen kann. Aber was werden meine Vorgeſetzten ſagen? Schlagen wir uns das aus dem Sinn. Gelingt's, ſo werde ich ihnen rein wie der Schnee erſcheinen. Gelingt's nicht . . . nun dann? . . . Aber es wird gelingen.“ — Noch mit dem Bau dieſer Luftſchlöſſer beſchäftigt, kam ich in Cherbourg an; doch ganz erfüllt, wie ich war, von meinen großartigen Plänen, gab ich mich nicht damit ab, die vielen Liebhaber, welche von allen Gegenden Frankreichs wie Raubvögel um ihre Beute ſich geſammelt hatten, zu überbieten, ſondern eilte, ohne an das Sprüchwort: „Ein Sperling in der Hand iſt beſſer als ein Dutzend auf dem Dache“ zu denken, nach Paris zurück.

Aber als ich mich den Barrièren näherte, fing ich einigermaßen an, die Schwierigkeiten zu ſchätzen, die ſich der Ausführung meines Planes entgegenſtellten. Wie war es vor allen Dingen möglich, von unſeren Geſchäftsfreunden für ein Geſchäft, deſſen ich gar nicht Erwähnung thun konnte, ohne mich der Gefahr auszuſetzen, ſofort verhaftet zu werden, eine Summe von hunderttauſend Francs zu er-

Digitized by Google

halten, auf die ich allein für den Einkauf zu Cherbourg angewieſen war? Hier galt es, einen Vorwand zu erfinden und allen möglichen Hinderniſſen ſchon vorher zu begegnen. Es gelang. Ich erhielt die Uebertragung meines Kredits und Empfehlungsbriefe auf ein holländiſches Haus. Bald befand ich mich auf dem Wege nach Holland. Noch hatte ich keinen beſtimmten Plan gefaßt, da ich weder die Orts- noch anderen Verhältniſſe kannte. Aber der Würfel war einmal geworfen. Vorwärts mußte ich nun, und hätte ich mir durch die Oſtſee einen Weg bahnen ſollen, oder gar nach Rußland, Archangel oder Torneo gehen müſſen, um mir einen Durchweg zu ſuchen. Indeß bot ſich mir ein kürzerer Weg dar, der aber, genau betrachtet, weder beſſer noch leichter war.

In Rotterdam angekommen, ſtattete ich einem ehrenwerthen Kaufherrn, dem ich empfohlen war, meinen Beſuch ab. Er empfing mich ſo gut, daß ich, dadurch ermuthigt, ihm meine Hoffnungen anvertraute und ihm mein Vorhaben, nach England zu gehen, einfach auseinanderſetzte. In demſelben Augenblick ging mit der Sprache und dem ganzen Benehmen dieſes Mannes eine große Veränderung vor. Sein Ton wurde kalt, ſeine Miene ſtreng, als er, mich mit einem durchbohrenden Blick betrachtend, ſagte: „Sie verlangen Unmögliches. Ihre Unbeſonnenheit würde uns Alle verderben.“ — „„Gut““, erwiederte ich, „„ſo geben Sie mir Briefe nach Oſtfriesland, Hamburg und Bremen mit. Es würde mir leid thun, Sie in irgend einer Weiſe bloßzuſtellen; aber mein Weg führt nach England.““ — „Sie ſind alſo feſt entſchloſſen?“ — „„Durchaus.““ — „Es iſt eine Thorheit!“ — „„Thut nichts; ich muß nach England.““ — „So kommen Sie morgen wieder; ich werde mich mit Ihrer Angelegenheit beſchäftigen.“ Ein kurzer Gruß gab mir den Abſchied.

Am andern Tage, früh Morgens, war ich wieder bei ihm. Er führte mich in ſein Kabinet, ſetzte ſich mir gegenüber und ſprach: „Ich habe Ihre Forderung reiflich erwogen; können Sie daſſelbe von ſich ſagen? Haben Sie alle Folgen Ihres gefährlichen Unternehmens berechnet? Wiſſen Sie, welcher Gefahr Sie ſich und die Ihrigen ausſetzen, wenn Sie darauf beſtehen, ſich einzuſchiffen? Kennen Sie Ihr Loos, wenn, wie es zu fürchten ſteht, es Ihnen nicht gelingt, ſich der Wachſamkeit der zahlreichen Agenten zu entziehen, die den Auftrag haben, die Befehle des Kaiſers zu vollſtrecken?“

„„Ja. Ich weiß ſehr wohl, daß ich Gefahr laufe, gefangen genommen und eingekerkert zu werden, oder irgend eine Kugel zu verſchlucken, wenn ich Miene zur Flucht mache. Aber, wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Ich bin entſchloſſen, nach England zu gehen.““

„Holland iſt vorzugsweiſe überwacht. Man betrachtet es mit deſto größerem Mißtrauen, als die Intereſſen ſeines Handels ſehr gelitten haben. Die Pariſer Polizeigewalt wird hier mit derſelben Genauigkeit und Strenge gehandhabt als im Palais-Royal; und ich darf es Ihnen nicht verſchweigen, daß ähnliche Verſuche ſchon gemacht und ſämmtlich geſcheitert ſind. Die einzige Feſtung Enkhuyſen ſchließt mehr als 250 Perſonen ein, die bei ſolchen Gelegenheiten auf der That ertappt wurden.“

Der gute Mann redete ſo im freundſchaftlichſten Ton zu mir mehrere Minuten lang, bis er ſich zuletzt von der Feſtigkeit meines Entſchluſſes überzeugte. „Wohlan“, ſagte er darauf, „Sie können dieſen Abend reiſen. Ein mir bekannter Fiſcher wird Sie nach Harwich bringen, in Geſellſchaft von zwei Herren, deren Bekanntſchaft Sie am Bord machen werden. Der Patron iſt ein einfacher und harmloſer Menſch; ſein Fahrzeug iſt in ziemlich ſchlechtem Zuſtande; Beides Umſtände, die, in gewiſſer Rückſicht, nicht gerade angenehm, in anderer doch den Vortheil mit ſich bringen, daß ſie den Verdacht vermeiden. Sie werden vierundzwanzig Guineen für die Ueberfahrt zahlen, alle Koſten mit eingerechnet. Gepäck führen Sie wohl nicht mit ſich? — Wohl, ſo finden Sie ſich heute Abend um 6 Uhr vor dem Thorwege Ihres Gaſthauſes mit einem einfachen Mantelſack ein. Sie werden dann ein Kabriolet mit einer ſchwarzen Stute beſpannt bemerken, deſſen Kutſcher ein dicker, unterſetzter Mann iſt. Steigen Sie unbeſorgt ein; und nun reiſen Sie glücklich. Von dieſem Augenblick an kennen wir uns nicht mehr, haben einander nie geſehen. Leben Sie wohl.“ Mit einem Händedruck entließ er mich, ohne mir einmal zum Ausſprechen meines Dankes Zeit zu laſſen. Um ſo feſter nahm ich mir vor, Nichts zu thun, wodurch ich ihn irgendwo bloßſtellen oder in Gefahr bringen könnte.

Am Abend, es fehlten noch einige Minuten an 6 Uhr, war ich auf meinem Poſten, als ich auch ſchon das mir beſchriebene Kabriolet heranrollen ſah. Es war richtig: eine ſchwarze Stute, ein dicker Mann. Ich ſtieg auf, die Peitſche knallte, im ſcharfen Trabe rollten wir dahin. — Schon lange hatten wir die Stadt hinter uns, aber noch immer ging es mit derſelben Eile durch die dunkle Nacht vorwärts. Endlich erreichten wir einen Kreuzweg, wo uns zwei Männer von ziemlich ſchlechtem Ausſehen erwarteten. Mein Führer ſprang vom Bock, reichte meinen Mantelſack den beiden Unbekannten, mit denen er einige leiſe Worte wechſelte, und wandte ſich darauf mit den Worten zu mir: „Folgen Sie dieſen da ....“ Bald war er und ſein Kabriolet aus meinen Augen verſchwunden. Meine neuen Führer ſetzten ſich in Bewegung. Nachdem wir faſt zwei Stunden durch naſſe Wieſen und weite Haiden geſchritten waren, wurde wieder an einem Kreuzwege Halt gemacht, und abermals erſchienen zwei Männer, denen meine bisherigen Führer mein Gepäck übergaben, und ſich entfernten. Die Nacht war kalt und ſehr dunkel. Aber ich fühlte weder Kälte, noch Ermüdung, noch Furcht. Denn mich beſchäftigte nur der eine Gedanke, daß ich mich bald auf dem Meere befinden würde, um nach England zu ſegeln.

(Fortſetzung folgt.)

Chirurgiſche Operationen ſchmerzlos gemacht.

Ein amerikaniſcher Wundarzt, Dr. Jackſon, hat die Erfindung gemacht, chirurgiſche Operationen ſchmerzlos zu vollziehen. Er läßt nemlich die Kranken Schwefeläther einathmen und verſetzt ſie dadurch in einen Zuſtand von Betäubung, während deſſen die Operation vorgenommen werden kann, ohne daß die Kranken Schmerz fühlen. Die neue Erfindung iſt auch bereits in England mit vollkommenem Erfolg erprobt worden. Ein deutſcher Arzt in Paris erſtattet in der „Allgemeinen Zeitung“ einen wiſſenſchaftlichen Bericht über die bisherigen Erfahrungen mit dieſem neuen Mittel. Die Zeit, während welcher der Schwefeläther eingeathmet werden muß, iſt je nach der Individualität des Kranken 1½ bis 3 Minuten; die darauf folgende Bewußtloſigkeit dauert 1 bis 10 Minuten. Bei Operationen, die längere Zeit erfordern — die bisherigen Verſuche wurden mit ſolchen von kürzerer Dauer gemacht —, wäre alſo wiederholte Narkotiſirung nothwendig.

Die „Londoner illuſtrirte Zeitung“ bringt eine Abbildung des dazu erforderlichen einfachen Apparats, und der bekannte Briſtoler Chemiker William Herapath beſchreibt denſelben alſo: „Eine gewöhnliche, aber ſehr große Blaſe wird mit einem Hals verſehen, an welchen ſich ein elfenbeinernes Mundſtück mit großer Oeffnung anſchrauben läßt; ein Hahn iſt nicht nöthig. Man gießt in die Blaſe eine Unze guten gewöhnlichen Schwefeläthers, und blaſe dieſelbe mit dem Mund auf bis ſie beinahe voll iſt. Man drückt den Daumen an das Mundſtück, und ſchüttle die Blaſe, ſo daß ſich die darin enthaltene Luft mit dem Dunſte ſättige. Sobald der Kranke zur Operation bereit iſt, halte man ihm die Naſe zu, und bringe ihm das Mundſtück zwiſchen die Lippen, welche man rings mit den Fingern andrückt. Jetzt muß er mittelſt der Blaſe ein- und ausathmen, und nach einer oder zwei Minuten werden ſeine Lippen ihre Schließkraft verlieren. Dies iſt der Augenblick zum erſten Einſchnitt. In zwei oder drei Minuten wird die Wir-

kung des Aethers zu verſchwinden anfangen; nun muß das Mundſtück wieder eingebracht, und dies ſo oft als nöthig wiederholt werden. Zeigt der Puls ein Schwachwerden des Patienten, ſo ſtärke man ihn mit etwas Wein. Ich zweifle nicht, daß die Eintauchung von Salpeter-Oxydul, oder Wonne-Gas, die nämliche Wirkung wie der Schwefeläther hervorbringen würde, finde daſſelbe jedoch nicht rathſam in chirurgiſchen Fällen, weil es häufig eine unaufhaltſame Neigung zu Muskelbewegungen hervorbringt, wodurch der Kranke unruhig gemacht und der Operateur gehindert würde. Bei der Einflößung des Schwefeläthers muß man natürlich genau darauf achten, daß kein Fluidum in die Lunge eingeathmet werde, denn ſonſt würde, wenn nicht Erſtickung, doch im beſten Fall ein heftiger Huſten erfolgen, welcher die Operation verlängern, und dem Patienten große Ungelegenheit verurſachen würde.“

Der Londoner „Herald“ vom 15. Jan. enthält Folgendes: Guy's Hoſpital war geſtern überfüllt von Aerzten der Hauptſtadt und der Umgegend, die Zeuge ſeyn wollten von dem Erfolge zweier chirurgiſcher Operationen unter dem Einfluſſe des neuen Verfahrens des Naphtaeinathmens. Der erſte Fall betraf einen Knaben von 12 oder 14 Jahren, an dem die Operation des Steinſchnitts gemacht werden ſollte. Als er in den Operationsſaal gebracht und wie gewöhnlich gebunden war, bot ihm Herr Robinſon, der Erfinder des Apparats, das Rohr zum Einathmen an. Anfangs ſträubte er ſich, doch durch einen Handgriff wurde das Rohr in den Mund geführt, die Naſe geſchloſſen, und in zwei Minuten erklärte Herr Robinſon den Patienten für vorbereitet. Die Operation wurde alsdann begonnen und in einer Minute vollzogen. Nachdem der Knabe ins Krankenzimmer gebracht war, beſuchten ihn die Chirurgen, und als ihm der Stein gezeigt wurde, ſagte er: „Den haben Sie mir gewiß nicht herausgenommen, das weiß ich, denn ich fühle nichts davon.“ Der zweite Fall war noch außerordentlicher. Als der Kranke, ein Mann mit angeborenem Bruche, in den Operationsſaal gebracht war, nahm er 5 bis 6 Minuten hindurch die Naphtaeinathmung. Herr Key begann darauf die Operation, und der Patient war 15 bis 16 Minuten unter dem chirurgiſchen Meſſer. Als er von den Umſtehenden gefragt wurde, ob er Schmerz gefühlt habe, antwortete er: „Nicht im Mindeſten. Ich habe jene Herren da draußen angeſehen.“ Er bezog ſich auf eine Menge von Herren, die, als ſie keinen Zutritt erhalten konnten, zu dem obern Lichtfenſter des Amphitheaters Zuflucht genommen hatten. Nach den Zeugniſſen der operirenden Aerzte waren die Reſultate vollkommen befriedigend.

Es erheben ſich indeſſen in Deutſchland ſchon ärztliche Stimmen gegen gedachtes Verfahren, und ſind der Meynung, daſſelbe werde bald der Vergeſſenheit anheimfallen.

Auch die Satyre benützt bereits die neue Erfindung als Geiſel: „Punch“ empfiehlt, den Schwefeläther im Parlament anzuwenden, ſo daß gewiſſe Maaßregeln angenommen oder auch Parteien zu Kochfleiſch verhackt werden können, ohne daß es den Mitgliedern wehe thue. Noch beſſer wäre es, jedes Mitglied mit einer Aetherblaſe zu verſehen, für den Fall, daß einer der vielen langweiligen Geſellen im Haus eine Rede hielte. Wenn Oberſt Sibthorp rede, oder Herr Peter Borthwick, würde dann das Haus ausſehen wie eine Reihe Miethwagen, wo jeder Gaul ſeinen Haberſack anhängen hat. Wie intereſſant wäre es auch, Sir Robert Peel mit einer ſolchen Blaſe am Mund zu ſehen, während Hr. Benjamin d'Iſraeli — ſeinen Charakter amputirt! u. ſ. w.

Auch eine Thronrede,

und zwar eine närriſche, mit welcher der geniale Maler Adolf **Schrödter** den Verein der Karnevalsfreunde zu Düſſeldorf eröffnet hat. Wir finden ſie in der dortigen Zeitung. Düſſeldorf, am 16. Tage des Jahres XVIII. Die närriſchen Kammern wurden heute durch den Präſidenten, umgeben von den Großwürdenträgern des Narrenſtaates, unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten eröffnet. Der Präſident wurde bei ſeinem Eintritt in den Saal mit dreifachem Tuſch empfangen und mit den lebhafteſten Akklamationen begrüßt. Se. Herrlichkeit hielten folgende Rede vom Throne herab:

Meine närriſchen Herren Pairs, Impairs, Compairs und Despairs! Hochanſehnliches Volk der Narren! — Zum zweiten Male haben Wir durch Hanswurſtes Gnade den hellen Thron der Narrheit beſtiegen; zum zweiten Male iſt Uns das Hauptinſignum der Narrheit in die zögernde, ſchwache Hand gedrückt — und iſt Uns Gewalt gegeben zu richten über Narrenspoſſen ſo ſchlechte, als gute, — Unſinn zu machen unter der Kappe, und die Köpfe der erleuchteten Gecken zu regieren! Wir freuen uns beſonders, daß Wir ſämmtlich den Kopf nach oben tragen, trotz Geld- und Kartoffel-Manco, und es gereicht uns zur Freude, ausſprechen zu können, daß die Republik der göttlichen Narrheit keineswegs im Abnehmen, wohl eher im Wachſen begriffen iſt; ja, mit Genugthuung haben Wir wahrgenommen, daß ſich hin und wieder ſelbſt reine Tollheit offenbart hat. — Unſere Staatsaffairen ſtehen excellent. Der Ausgangs des letzten glorreichen Karnevals eingeſetzt geweſene Wohlfahrtsausſchuß iſt nicht müßig geweſen, und hat in der vergleichungsweiſe kurzen Zeit von drei Virteljahren ſich ritterlich durch alle quittirten und unquittirten Rechnungen geſchlagen, und iſt zu dem ſüßen Reſultat gelangt, daß Uns feſt und unveräußerlich noch 30 Thaler bleiben — nämlich zu bezahlen. — Mit den auswärtigen, Uns befreundeten Mächten ſtehen Wir nach wie vor in beneidenswerther entente cordiale — und Wir empfangen fortwährend Beweiſe ihrer zärtlichen Freundſchaft. — Wir haben einen Gewinn verſprechenden Handelsvertrag mit dem Kaiſer von Marokko abgeſchloſſen. Der Kaiſer öffnet uns wieder ſein geſegnetes Land und wir dürfen fortan ungehindert — unter unſerer närriſchen Flagge — die Hauptprodukte ſeines Reiches, als, ſtarken Tobak — und ungewalkte Narrenſtreiche (denn walken thun Wir ſie auf Unſern eigenen Walkereien) exportiren. — Die Mexikaner haben Uns um Hülfe gegen die Nordamerikaner, die keinen Spaß verſtehen, angefleht — worauf Wir beſchloſſen haben, ihnen mit einer Schiffsladung guter Schellenkappen unter die Arme zu greifen. Sollten die Yankee's ſich beikommen laſſen, — ſie wegzukapern, — um ſo beſſer, — ſo ſchicken wir noch eine Ladung. — Unſere übrigen Handelstraktate floriren ebenfalls. Wir haben namentlich mit den Staaten des langen Leim vortheilhafte Kontrakte abgeſchloſſen, nach welchen dieſer Fürſt Uns fernerhin beſſere Twiſte aus ſeinen unterirdiſchen Spinnereien verabfolgt, als früherhin, wogegen er ſich einiges Metall aus Unſeren reichen Silbergruben gefallen läßt. — Wohlgeſponnen Garn, d. h. nur Handgeſpinnſt, wird zollfrei über Unſere Gränze gelaſſen; aber nur kurzes; erweiſen ſich die Fäden gar zu lang und ohne Ende ſo werden ſie konfiszirt und abgeſchnitten. — Dem Handel in großen Aufſchneidemeſſern werden Wir jederzeit hold ſeyn und möglicherweiſe Uns Selbſt daran betheiligen. — Unſern närriſchen Staat zu glorificiren und zu befeſtigen, werden Wir ein vigilantes Auge auf die kleineren Vereine haben, und Uns einen einzuverleiben ſuchen, ehe er ſich deſſen verſieht; und wollen Wir eins Unſirer viliganten Aeuglein zudrücken, wenn die Datzmüller einen ähnlichen Jux für ſich machen wollen; der Nordpol mag ſeinen alten Wallachen, um den er ſchon ſeit mehreren Jahren ſo viel Weſens hatte, nehmen und verkonſumiren. — In weiſer Sorge, daß die Silbergruben Unſeres Reichs des Landes Bedürfniſſe nicht zu decken im Stande ſeyn ſollten, haben wir eine närriſche Bank kreirt, auf die ſich jeder ſetzen kann, der ein breit Geſäße hat; die ſchmalen und dürftigen Geſäße ſollen ſich erſt auf ebener Erde breit rutſchen. — Ein unerwartetes Ereigniß hat den durch den letzten Virtrag gegründeten Stand der Dinge in Europa geändert. Das Kommisbackes, freier, unabhängiger und neutraler Staat, iſt in ſehr abhängiger Gefahr, dem Rhein einverleibt zu werden. Ich habe gegen dieſe Einverleibung proteſtirt! — Und nun, Ihr närriſchen Herren Miniſter, Excellenzen und Geheime Räthe ſowol,

Digitized by Google

als das ganze tolle Narrenvolk — werden Wir Euch, kraft dieſes Zepters, dem löblichen Gebrauch gemäß, in Pflicht nehmen. — Entſteht denn feierlich Euren Sitzen!

Die neuen Knollengewächſe.

Wir haben vor mehreren Monaten berichtet, daß ein Deutſcher, Dr. Gesner auf der Prinz-Edwards-Inſel zwei Knollengewächſe aufgefunden habe, die er für geeignet hielt, die Kartoffel einigermaßen zu erſetzen. Jedenfalls, meynte er, ſey ihr Anbau anzurathen. Dagegen trat, wie gleichfalls von öffentlichen Blättern nachgewieſen wurde, ein Dr. Robb in Frederikten auf, der die Hoffnungen Gesners als vergeblich bezeichnete. Jetzt tritt nun der Letztere wieder auf und ſchreibt aus Charlottetown auf der Prinz-Edwards-Inſel: er habe bereits nicht weniger als vier Büſchel von der Saagaaban an die bekannteſten Ackerbau- und Gartenvereine in Großbritanien geſchickt; auch ſeyen zwei Büſchel Wurzelknollen nach Halifax in Neuſchottland geſandt worden, und Hunderte von Landwirthen hätten Saamen erhalten um Verſuche zu machen. Beide Knollengewächſe, ſowol der Saagaaban als der Musquaſete wüchſen ſowol an der Seeküſte wie an den Flüſſen und Seen von Neuſchottland und Neubraunſchweig, obwol nicht gerade ſehr häufig. Während die Kartoffel dort zu Lande nur 4 pCt. Stärke gebe, habe er vom beſten Saagaaban 21 pCt. erhalten, dieſer ſey alſo nahrhafter als die Kartoffel. Die Stärke gleiche völlig jener der Arrowroot. Auch die Musquaſete enthalte viele Stärke und ſey werth, daß man Verſuche mit ihr mache; aber ſie wachſe nur kurze Zeit und ihre Knollen ſeyen nur klein, während jene größer ſind und auch das ſtrengſte Klima ihnen nichts anhaben kann. Den Botanikern ſind beide Pflanzen bekannt; ſie nennen den Saagaaban Glycine apios und die Musquaſete Claytonia virginica. Hooper in ſeiner Flora borealis americana hat ſie ausführlich beſchrieben. Gesner meynt, der Saagaban werde bedeutende Verbreitung gewinnen und großen Nutzen ſtiften. Profeſſor Eaton in ſeiner Botanik erklärt ihn „für eine ſehr nahrhafte Wurzel, die billigerweiſe aller Orten angebaut werden ſollte.“ Froſt ſchadet ihr nichts und ſie kann den Winter über in der Erde gelaſſen werden, im Herbſt oder Frühjahr gepflanzt werden, ihr Kraut giebt ein eben ſo geſundes als nahrhaftes Futter für das Vieh, iſt alſo jenem der Kartoffel vorzuziehen. Den Indianern wäre in frühern Zeiten unmöglich geweſen, weite Kriegszüge zu unternehmen, wenn ſie nicht dieſe Knolle als Nahrungsmittel bei ſich geführt hätten. Man weiß, welche Vorurtheile der Anbau der Kartoffel noch vor 60 und 80 Jahren erfuhr; ſie wurde für ein giftiges Gewächs erklärt, das kein Menſch eſſen dürfe und auch dem Vieh ſchade. Jetzt kann Europa nicht ohne Kartoffeln beſtehen: die Kartoffelkrankheit iſt ein ungeheures Unglück. Unter ſolchen Umſtänden wird der verſtändige Landwirth allerdings Verſuche machen, um zuſehen, ob der Saagaaban ein Erſatzmittel abgiebt. Die Verſuche koſten ja nicht einmal Geld.

Verſcherztes Glück.

Zu Paris ſtarb in dieſen Tagen in einem Irrnhauſe ein neunundſiebenzigjähriger Greis, Namens Simon, deſſen Geſchichte lehrreich iſt. Als Napoleon bei der Barriere von Paſſi dem König von Rom einen Palaſt bauen wollte, fiel die Bude eines armen Schuſters in die Baulinie und ſollte angekauft werden. Simon, nach genommener Rückſprache mit ſeinen Nachbarn, forderte 20,000 Frk. Die kaiſerliche Domänenverwaltung zauderte einige Tage und beſchloß endlich, die Forderung einzugehen. Allein Simon, der unterdeſſen neuen Rath geſucht, verlangte jetzt 40 000 Frk. Dieſer Preis, der den Werth des Gegenſtandes zweihundertfach überſtieg, ſchien allzu übertrieben; man brach die Unterhandlungen ab und begann den Bau mit einer leichten Abänderung des Planes. Nach einigen Monaten fand ſich's, daß die Erwerbung der Bude faſt unumgänglich nothwendig ſey, und man wandte ſich wieder an Simon, der jetzt mit ſeinen Anſprüchen auf 60,000 Francs ſtieg. Man bot 50,000 Francs; die ſchlug er jedoch aus. Der Kaiſer befahl nun, dabei ſolle es ſein Bewenden haben, und man ſollte, wenn es nöthig wäre, lieber alle Plane abändern und die Bude bei Seite laſſen. Der arme Schuſter hatte es jetzt zu bereuen, das entgegenkommende Glück von ſich gewieſen zu haben. Er kam ſelbſt und bot ſein Beſitzthum um 50,000 Francs, dann um 40,000, 20,000, man hörte ihn nicht mehr, denn andere Anordnungen waren getroffen. Zuletzt wäre es doch noch um einen billigen Preis gekauft worden, da kamen die Ereigniſſe von 1814 dazwiſchen, und der Palaſt des Königs von Rom wie die Bude des Schuſters wurden vergeſſen. Zwei Jahre ſpäter war Simon in ſolcher Noth, daß er die Bude um 150 Francs verkaufte, und nach einigen Monaten brachte ihn der Kummer über ſeine getäuſchten Hoffnungen ins Irrenhaus, wo er den Reſt ſeiner Tage verlebt hat.

Pot-Pourri.

Scherzworte Heine's.

Heinrich Heine geht mitten in ſeinen Leiden der Humor nicht aus. Ein franzöſiſches Blatt erzählt mehrere Bonmots von ihm. Man fragte Heine, wie es Herrn v. Eckſtein gehe, einem Pariſer Correſpondenten der „Allgemeinen Zeitung“, der ſeit dem Jahre 1815 etwa dem berühmten Blatte ſtets denſelben Artikel ſchreibt. „O, der iſt lange todt!“ ſagte Heine, „aber er hat ein Recept nachgelaſſen, um ſeine Artikel anzufertigen und fortzuſetzen.“ — Man wunderte ſich, daß Herr F., Deputirter und Banquier, den Niſcham vom Bey von Tunis erhalten, und zerbrach ſich den Kopf darüber, welche Verdienſte er um Tunis haben könne. „Aber!“ rief der ſarkaſtiſche Dichter — „es ſind ja alte Kameraden.“ — „Wie ſo?“ — „Ganz einfach, Seine Hoheit ſind ein alter Seeräuber.“

Ein Soldat, welcher an ſchlimmen Augen litt, bat kürzlich den Doktor W— um ſeinen Rath, ob er wohl eine Salbe, die ihm ein guter Freund gegeben habe, gegen ſein Uebel gebrauchen könne? Der Doktor unterſuchte die Salbe, fand ſie unſchädlich und gab ſie ihm mit den Worten zurück: „Ihr könnt die Salbe in die Augen ſchmieren, ſie ſchadet nicht; Ihr könnt ſie Euch aber auch in die Haare ſchmieren; Ihr könnt ſie Euch ſogar auf die Stiefeln ſchmieren — es iſt Alles ganz gleich!“

Eine alte, ſehr zierliche Dame von Stande wanderte am Arme eines Offiziers in einem ſehr anmuthigen Parke, da fragt ſie mit allem Schmelz einer zartgebildeten Stimme: „Liebſter B., was liſpelt dort im Mooſe?“ — „'S quoackt á Fruſch, meine Gnäd'ge,“ antwortetete phlegmatiſch der Angeredete in ſeinem Campagnedialekt.

„O ſehen Sie, wie heiter Luna lächelt!“ ſagte mit einer Handbewegung nach dem Fenſter des Ballſaals ein junger Cavalier zu ſeiner Tänzerin. — „Ach nee, das iſt die Frau Aktuarius Schenkeln!“ verbeſſerte ſchnell die Angeredete, welche — im Gebiete der Mythologie etwas fremd — das Synonym des Mondes auf eine am Fenſter ſitzende Dame bezog.

Ein Kaufmann wurde um ſein Urtheil über ein Poſſenmachwerk gefragt. „Ein ſehr gutes Stück,“ meynte er, „36 kr. habe ich Entree bezahlt, und für 100 fl. habe ich mich gelangweilt. Macht 99 fl. 24 kr. reinen Profit.“

Alter Spruch.

Wie einfach du und grad magſt handeln,
Die Maulaffen werden's dir in krumm verwandeln;

Da möchte man denn ſchier vor Aerger erblaſſen,
Soll wegen falſcher Deutung man das Rechte laſſen.

Digitized by Google

Nro. 9.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 30. Januar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Hirtenbrief des hochw. Hrn. Erzbiſchofs von München Freyſing, Karl Auguſt. — Eine Epiſode aus der Kontinentalſperre Napoleon's. — Vermuthliche Witterung des Jahres 1847. — Pot-Pourri.

Der Hirtenbrief des hochw. Hrn. Erzbiſchofs von München-Freyſing, Karl Auguſt,

iſt vom Tage des Feſtes der Bekehrung des heil. Paulus im Jahre des Heils 1847 datirt und beſteht aus zwei Theilen: der eine iſt an den Klerus, der andere an die Diöceſanen gerichtet. Beiden iſt ein längerer Eingang vorausgeſendet, aus welchem wir die Hauptſtellen hervorheben: Der hochw. Hr. Erzbiſchof bekennt im Eingang ſeines Hirtenbriefs, daß die betrübende Kunde von dem Hinſcheiden des ehrwürdigen Greiſes Lothar Anſelm zwar gar viele Herzen der ihm mit vollſtem Rechte Treuen und Dankbaren ſchmerzlich getroffen, Niemand aber ſchmerzlicher als ihn, den Erzbiſchof, der dieſe unerwartete Nachricht inmitten der Zöglinge ſeines vormaligen biſchöflichen Seminars und in einem Augenblick empfangen, wo derſelbe die feſte Hoffnung gehegt den hochw. Jubilar baldigſt feierlich zu begrüßen. Denn nicht bloß daß er, mit allen treuen Angehörigen der heiligen katholiſchen Kirche, in ihm einen Oberhirten betrauert, deſſen 25jährige Diöceſanverwaltung mit den großmüthigſten Opfern chriſtlicher Wohlthätigkeit bezeichnet war, der nachdem er ſeine Erzdiözeſe ohne Seminarien und ſonſtige ausreichende Fürſorge zur Erziehung des Klerus, ohne klöſterliche Inſtitute für die verſchiedenen Zwecke des katholiſchen Lebens und in einem aus den traurigen Zeiten der Zerſtörung der Kirche Bayerns herrührenden Ruin des Glaubens und der Sitten gefunden, der Begründer und Beförderer zahlreicher kirchlicher Anſtalten geworden ſey, und ebenſo weiſe als geſegnete Anordnungen zur Herſtellung der chriſtlichen Zucht getroffen: nein, nicht bloß dieſen Verluſt habe er zu betrauern gehabt, ſondern wie eine ſchwere Laſt ſey es auf ſein Herz gefallen, daß er durch die unerforſchlichen Rathſchläge berufen worden, einem ſolchen Oberhirten zu folgen, einen ſo treu und kräftig geführten Hirtenſtab zu übernehmen. Die Anhänglichkeit ſeiner Untergebenen, die treue Mithülfe des Klerus habe ihm den kleineren Wirkungskreis in ſeiner vormaligen Diöceſe theuer gemacht, wie ſchwer müſſe ihm die Aufgabe erſcheinen von jetzt an einer dreimal größern Diöceſe vorzuſtehen und ihr einen Vater zu erſetzen, der ein ſo treuer Diener im Hauſe des Herren geweſen! Doch Gottes heiligſter und weiſeſter Wille möge jetzt und allezeit an ihm erfüllt werden, in Ehre oder Schande vor den Menſchen, in Ruhe oder Kampf, in äußerlichem Gedeihen oder in Verfolgung. Der hochw. Hr. Erzbiſchof fährt fort: In ſeinem heiligſten Namen allein und auf ſeine Verheißungen bauend, beſteigen Wir heute den biſchöflichen Stuhl, auf dem ſeit den Tagen St. Corbinians eilfhundert Jahre hindurch einundſechzig Biſchöfe Freyſings geſeſſen ſind, und nehmen von dem Bisthum, das nach ſcheinbarem Erlöſchen nur mit deſto mehr Glanz wieder aufgeblüht iſt, und unter Unſerem unvergeßlichen Vorfahren größere Ausdehnung und Würde erlangt hat, als zweiter Erzbiſchof durch den feierlichen Einzug in Unſere Metropolitankirche vollen Beſitz, nachdem Wir das heilige Symbol der erzbiſchöflichen Gewalt von dem oberſten Hirten der Kirche durch die Hände ſeines Stellvertreters in Bayern erhalten haben, und durch dieſen altehrwürdigen und einfach armen Schmuck des Palliums, gewirkt aus Wolle geſegneter Lämmer und genommen vom Grabe des heiligen Apoſtelfürſten Petrus, erinnert worden ſind, daß Wir ein demüthiger Nachahmer des guten Hirten ſeyn und in engſter Verbindung mit dem Nachfolger des heiligen Petrus, dem Mittelpunkt der Kirche, ſtehen ſollen, von wo aus die Fülle der biſchöflichen Gewalt ausſtrömt und die ununterbrochene Reihe der apoſtoliſchen Succeſſion herſtammt. Der Erzbiſchof wendet ſich an die Prieſter der Erzdiöſe, bekennt wie ſehr er ihrer Hülfe und ihres Gebets bedürfe und ſtellt ihnen den Beruf des Klerus vor Augen. Der Prieſterberuf, ſagt er, ſey kein anderer als jener des eingebornen Sohns Gottes ſelber, und zu keinem andern Ende ſey jene fürwahr furchtbare und überirdiſche Gewalt ihnen, den Prieſtern, gegeben worden, als daß in ihnen das Hoheprieſterthum Chriſti nicht leer zurückkehre zu dem, der es verliehen, ſondern daß ſie alles erfüllen wozu ſie geſendet worden und die Erde, d. h. die Herzen der Menſchen, mit dem Thau der Gnade befeuchten; damit das Saamenkorn des göttlichen Lehrers, damit Jeſus ſelbſt im allerheiligſten Sakramente in ihnen aufkeime und Früchte bringe zum ewigen Leben, dazu habe ihnen Gott, die nur von ihm ausfließende Gewalt der Sündenvergebung übertragen, dazu laſſe er ſie in dem anbetungswürdigen Akte der Wandlung an dem ſchöpferiſchen Geheimniß der ſtets gleichſam erneuerten Menſchwerdung theilnehmen. Wenn ſie ſich rühmten mit Jeſus und an Jeſu Statt die Sünder zu retten, die Sünden nachzulaſſen, die erhabenſten Opfer zu bringen, dann werde die göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit auch vor allem an ihnen das Ebenbild Jeſu ſuchen, ſie würden anziehen müſſen den neuen Menſchen, der nach Gott geſchaffen iſt; ſie würden, inſofern ſie in ſeiner heiligen Kirche zu ſeiner Rechten und Linken ſitzen wollen, auch mit ihm den Kelch des Leidens trinken, mit ihm, wie der Apoſtel ſagt, ans Kreuz geheftet und der Welt gekreuzigt ſeyn müſſen. Das ſey eine harte Rede, rufe den ehrwürdigen Mitbrüdern die Welt zu, und dieſe nähere ſich ihnen auf mannichfache Weiſe um ſie in dem ergriffenen Beruf zu irren. Bald nahe ſie ihnen drohend, verfolgend, verläumdend, als ſeyen ſie Verführer des Volks, überſpannte Thoren, Verbreiter von Finſterniß, Trübſinn und Aberglauben, Betrüger und Betrogene zugleich; bald gaukle ſie ihnen in dieſer Zeit der Weichlichkeit und Entnervung als eine verführeriſche Sirene vor, ſpreche ihnen von Ehre vor den Menſchen und Erlangung ausgezeichneter Aemter, von dem Ruhm freiſinniger Denker und aufgeklärter Männer, der ihnen gewiß ſey, und den ſie durch alle Stimmen der Litteratur verkünden wolle; ſie ſpiegele den untern Stufen des Prieſterthums Freiheit von dem Joche der Biſchöfe, den Biſchöfen Uneingeſchränktheit von den Vorrechten des apoſtoliſchen Stuhles vor; dieſe Schlingen, geſteht der Erzbiſchof, dieſe ſchmeichelnde Verfolgung von Corruption ſeyen gefährlicher als Schergen, Schmach und Gefängniß. Der Erzbiſchof fährt fort: Unſere Tage haben uns das traurige Schauſpiel gezeigt, wie glaubensloſe und eidbrüchige Prieſter von ſolchen Verlockungen und vom Taumelkelch Babylons berauſcht in einem bacchantiſchen Zuge durch das deutſche Vaterland gezogen ſind, um ihrer Schande ſich zu rühmen und Apoſtel des Antichriſts zu werden — und die Welt hat ihnen zugeklatſcht

Digitized by Google

und hat ihnen Geld, Ehre und Lüſte gegeben. Aber irret nicht, treue Mitbrüder! Dieſer Jubel der Welt wird den Unſeligen nicht bleiben — denn wenn der Feind alles Guten und die mit ihm verbündeten Menſchen die Verblendeten gebraucht haben zu ihren Zwecken, zu welchen ſie ſeit Judas' Verrath immer gottvergeſſene Prieſter nöthig hatten, dann werfen ſie dieſelben mit Hohngelächter weg und treten das taubgewordene Solz mit Füßen. Wollet alſo nicht verſuchen mit dieſer Welt Friede zu machen, oder denket nicht, daß es möglich ſey durch Nachgiebigkeiten und Freundlichkeiten gegen ſie, durch Verhüllungen und Ausdeutungen der Gebote Gottes und der Kirche, durch liebliche Reden in ihrem Sinn und ihrer Ausdrucksweiſe, durch ihre Wiſſenſchaft und auf ihren Wegen legendetwas für das Reich Gottes zu retten oder zu erwerben. Nein das Wort an die Schlange bleibt ſtehen: ich will Feindſchaft ſetzen zwiſchen dir und dem Weibe (d. h. der Mutter der Lebendigen, der Kirche Gottes), deinem Saamen und ihrem Saamen, ſie wird dir den Kopf zertreten und du wirſt ihrer Ferſe nachſtellen. Der Erzbiſchof ermahnt die Prieſter zum Gehorſam; er, der Erzbiſchof, ſey das Band, das ſie an die große Kirche Chriſti knüpfe, darum fordere er von ihnen nicht ſchmeichelnde Unterwürfigkeit an ſeine Perſon, nicht einen aus menſchlicher Anhänglichkeit oder menſchlichen Rückſichten entſpringenden Gehorſam, ſondern er erwarte zuverſichtlich von ihrer Liebe und Treue in allen Dingen der Kirche und des geiſtlichen Lebens einen heiligen aus übernatürlichen Beweggründen, der Perſon Chriſti ſelber, die er ohne Verdienſt vertrete, geleiſteten Gehorſam, er ſeinerſeits werde, der Ermahnung des h. Apoſtels Petrus (1 Petr. V, 3) ſich erinnernd, den Klerus nicht übermüthig beherrſchen, aber ebenſo wenig die ihm von Gott gegebene Macht vergeſſen und ſich durch unzeitige Nachſicht den Fluch Heli's zuziehen.

Im zweiten Theil des Hirtenbriefes wendet ſich der Erzbiſchof an die Diöceſanen. Er warnt ſie vor den Feinden ihres ewigen Heils, die, mit dem Schein ihr reilgiöſes Leben reinigen und befördern zu wollen, ſtatt des wahren Glaubens ihnen eine aus ſchalen ſagenannten Vernunftgründen gewonnene auf Sand gebaute Ueberzeugung darböten, aber alle andern noch ſo thörichten und irrigen Ueberzeugungen neben ſich als gleichberechtigt beſtehen ließen; die chriſtliche Hoffnung von der Auferſtehung werde in ein unbeſtimmtes Gefühl von jenſeits und Fortdauer über dem Grabe ohne alle Furcht vor den Strafen der göttlichen Gerechtigkeit verweichlicht, die Liebe, welche ohne den wahren Glauben und die Hoffnung gar nicht ſeyn könne, verwandle ſich in ſchwächliche Empfindelei, die keine Sünde mehr zu haſſen vermöge und aus dem ewig gerechten und wahrhaftigen Gott mit wahrer Gottesläſterung nur einen Urheber menſchlichen Vergnügens mache. Wer dieſen Trugbildern folge, ſey kein Chriſt mehr, wenn er noch ſo chriſtliche Worte im Munde führen ſollte. Das Trugbild zügelloſer Freiheit der menſchlichen Vernunft und der ſich gegen alles Göttliche empörenden Hoffart habe in ſeiner Begleitung unerſättliches Verlangen nach den Gütern und dem Beſitze dieſer Welt, neben Lucifer, dem Dämon des Hochmuths, ſtehe der Mammon der Ungerechtigkeit. Je lebendiger dagegen die chriſtliche Hoffnung ſey, deſto geringer achte ſie die Schätze dieſer Welt; im Hinblick auf die Armuth Jeſu werde ihr die Armuth Segen, ja die chriſtliche Hoffnung habe die verachtete Armuth zu einer Tugend erhoben, und zugleich durch Aufopferung aller Art ihre Leiden zu lindern geſucht. Anders die heutigen Apoſtel des Irrthums, die ſich, an den ewigen Gütern verzweifelnd, in das nie ſtillſtehende Triebrad der Gierde nach Erwerb ſtürzen, die mit goldenen Träumen von ausgebreitetem Handel, von ſchwindelnden Unternehmungen, welche überall die einfachen bürgerlichen Gewerbe zerſtören, zu berücken ſuchten: man habe die Kirche beraubt und der Obrigkeit ihre Rechte genommen, aber man ſey dabei ſo arm geworden, daß man von Tauſenden höre, die des Hungertodes ſterben, man habe die Klöſter in Fabriken verwandelt, und ſtehe die eigenen Söhne und Töchter des Landes ſeyen die elendeſten Sklaven des Eigennutzes geworden. Dieſe Prediger der Luſt, die wie offene Rachen des Todes überall bereit ſeyen die arme verblendete Jugend zu verſchlingen, vergiften mit der ſittlichen Fäulniß ihrer Reden und Grundſätze Generationen, und hinterlaſſen das Erbe ihrer mißbrauchten Phantaſie in Schriften und Bildern den nachkommenden Geſchlechtern. „Geliebteſte Diöceſanen!" fährt der Erzbiſchof fort: „Wenn Wir bei dem Gedanken an das Einbrechen des Unglaubens und Ungehorſams Uns damit tröſten können, daß in Euch noch viel von der alten katholiſchen Glaubenstreue lebt, wenn Wir gegenüber dem Geiſte der Habſucht und der Verachtung der ewigen Güter bei Euch noch Barmherzigkeit, Zufriedenheit und Bereitwilligkeit zur Hingabe für Gott und den Nächſten dankbar erkennen, o ſo können Wir Uns doch nicht verhehlen wie zahlreich die Schlachtopfer der Sünde ſind, und wie allmählich durch die Lüſte des Fleiſches bei ſo vielen Tauſenden der Sinn für Gott und alles Höhere erſtickt wird, und die Ehrfurcht für die heiligſten Bande der Menſchheit ſchwindet. O daß Gott Seinen heiligen Geiſt nicht von uns nehme (Pſ. L., 13) daß Er uns nicht von Seinem Angeſicht verwerfe; daß Er ein neues Herz in uns ſchaffe und den rechten Geiſt in unſern Eingeweiden erneuern möge: daß Er das letzte und furchtbarſte Gericht von uns fern halte, das über die Sünder kommen kann, wenn Er ſie nämlich zur Strafe ihrer Mißkennung des Ewigen nach den Worten des Apoſtels (Röm. 1, 24 f.) den Gelüſten ihres Herzens, den Leidenſchaften der Schmach und der Unlauterkeit hingibt, weil ſie den Geſchöpfen mehr dienen als Gott! So ſtehet alſo feſt, geliebteſte Diöceſanen, in Glaube, Hoffnung und Liebe, auf dem Fels der wahren Kirche Gottes. Seyd Unſere Freude und Unſre Krone, wie der Apoſtel ſagt — kommt Uns mit kindlichem Vertrauen entgegen, wie Wir bereit ſind Unſer Leben für Euch zu geben — betet ohne Unterlaß und rufet an die Fürbitte der ſeligſten Himmelskönigin und aller Heiligen, beſonders der heiligen Diöceſanpatronen für die heilige Kirche Gottes, für ihren oberſten Hirten, für Uns in Unſeren ſchweren Sorgen um Euer Heil. Seyd eingedenk der Worte des Apoſtels (1 Tim. II. 2), wo er die Gläubigen beſchwört, Gebete, Bitten und Dankſagungen darzubringen für alle Menſchen, vorzüglich aber für die Könige und die welche erhaben ſind — und bittet Gott, daß Er unſern theuern und geliebten König Ludwig erhalte, ſtärke, erleuchte und zu zeitlichem und ewigem Heile führe, daß Er unſer Vaterland vor allen Feinden des chriſtlichen Glaubens und der öffentlichen Ordnung bewahre, daß Er Alle zu der Erkenntniß der ewigen Wahrheit führe, und in dem Einen Schaafſtall vereinige, damit Ein Hirt und Eine Heerde ſey."

Eine Epiſode aus der Kontinentalſperre Napoleon's

(Fortſetzung.)

Als die erſten Strahlen der Morgenſonne ſichtbar wurden, erblickte ich in einiger Entfernung eine kleine Hütte, die an der Mündung der Maas gelegen war. Meine Führer gaben mir ein Zeichen, daß ich dort erwartet würde, und verließen mich alsbald. Jetzt erſt, als ich am Ziele angelangt war, fühlte ich, daß mich fror, und daß ich müde und hungrig war. Aber der Anblick der weiten Waſſerfläche belebte von Neuem meine Kräfte, und froh trat ich in die Baracke ein, deren Inneres indeß nichts Erfreuliches darbot. Sie war mit Bohlen und Netzen faſt vollgeſtopft. Ein Mann verließ einen Haufen von Netzen, auf dem er geruht hatte, ſchlug Feuer an und lud mich in ſchlechtem Deutſch zum Schlafen ein. Zugleich kündigte er mir an, daß das Fahrzeug, worin wir überſetzen würden, am andern Morgen den Fluß herabkommen werde. Dieſes „wir" rief mir die beiden Herren ins Gedächtniß zurück, die mir in Rotterdam zu Reiſegefährten verſprochen worden waren; und in demſelben Augenblick, wie, um auf meinen Gedanken zu antworten, ſah ich zwei Perſonen hinter den Dielen hervortreten, die ſich eben ſo begierig zeigten, nach England überzuſetzen, wie ich es war. Sie befanden ſich ſchon ſeit fünf langen Tagen in der Hütte

Digitized by Google

und zehrten von den Lebensmitteln, die ſie ſelber mitgebracht hatten. Ich hätte es eben ſo machen müſſen; unglücklicher Weiſe aber hatte ich in dem Glauben, daß es ſich nur um eine Ueberfahrt von 24 oder höchſtens 30 Stunden handelte, nicht viel Lebensmittel mitgenommen, ſo daß es um meinen Unterhalt ſchlecht ausſah. Die Netze dienten uns ſtatt der Betten; es war kein kleiner Abſtand zwiſchen ihren harten, knotigen Maſchen und einem Eiderdaunenlager; doch gelang es uns, darauf zu ſchlafen. Am traurigſten aber war, daß das verſprochene Fahrzeug nicht ankam. Es ließ drei tödtliche Tage auf ſich warten, die wir dazu anwandten, Vermuthungen über die Gründe ſeines Ausbleibens anzuſtellen. Endlich am Morgen des vierten Tages weckte unſer Wirth uns mit der Nachricht, daß es den Fluß eben herunter gekommen ſey und einige hundert Klaftern von unſerer Behauſung angebunden läge. In wenigen Augenblicken waren wir an Bord.

Kaum hatten wir es uns in dem Bote bequem gemacht, als der Patron die Segel aufſpanate. Da konnten wir uns vor Freude kaum halten; wir tanzten, umarmten uns und . . . . ſaßen plötzlich, wie uns ein heftiger Stoß belehrte, auf einer Sandbank feſt. Da keine Gewalt im Stande war, uns wieder flott zu machen, ſo mußten wir fünf lange Stunden warten, bis die ſteigende Fluth uns aus unſerer traurigen Lage erlöste, aber nur, um uns auf den Punkt zurückzuwerfen, von wo wir ausgefahren waren. Hierzu kam ein zweites Ungemach, indem uns der Patron erklärte, daß er nur mit einem Erlaubnißſchein für eine beſtimmte Zeit verſehen ſey, und ſich nicht der Gefahr ausſetzen wolle, bei ſeiner Rückkehr ſein Fahrzeug konfiszirt und ſich ſelber ins Gefängniß geworfen zu ſehen. Ich hielt mit meinen beiden Gefährten Rath. Wären wir bewaffnet geweſen, ſo würde es keinem Zweifel unterlegen haben, daß wir die Widerſpenſtigkeit unſeres Patrons mit der Piſtole in der Fauſt gebändigt hätten. Unglücklicherweiſe beſaß ich nichts als ein kleines Taſchenmeſſer; meine Gefährten aber waren nicht einmal ſo gut bewaffnet. So mußten wir der Nothwendigkeit weichen und ans Land zurückkehren. Jetzt galt es, einen guten Schlupfwinkel ausfindig zu machen. Ich, als der zuletzt Gekommene und Ueberzählige, wurde unter einen großen Haufen von Netzen begraben, während die anderen Beiden ſich in ein Verſteck einſchließen ließen, das in der Wand des Fahrzeugs angebracht war. Nachdem Alles gehörig verſichert war, ſchiffte das Boot wieder ſtromaufwärts bis zu einem ſchönen Dorfe, deſſen Name ich niemals erfahren habe. Nachdem der Anker geworfen und das Fahrzeug am Ufer gebunden war, unterlag es einer Unterſuchung, die jedoch nicht allzu ſtreng war. Ich konnte alle Worte der Zollbeamten hören, faſt erdrückt von der Laſt meiner Netze, unter denen ich den ganzen Tag zubringen ſollte. Gegen Abend endlich, als ich mich ſchon vergeſſen, und dazu verdammt glaubte, die ganze Nacht in dieſer Lage zuzubringen, wurde ich endlich befreit. Ich warf eine Matroſenjacke über und wurde darauf in ein von Nettigkeit und Reinlichkeit glänzendes Haus geführt, wo ich auch meine beiden Freunde bei einem guten Feuer und an einem trefflich gedeckten Tiſche wiederfand. Eine Frau von ſehr gutem Ausſehen bediente uns. Nie habe ich in meinem Leben ein vorzüglicheres Mahl eingenommen; auch hatte man uns ganz vortreffliche Betten bereitet. Leider mußten wir dieſe ausgezeichnete Herberge ſchon vor Tagesanbruch verlaſſen, um unſere Schlupfwinkel wieder aufzuſuchen. Meine Netze waren ganz durchnäßt vom Regen, der die ganze Nacht hindurch gefallen war. Kaum hatte ich mich wieder darunter verkrochen, als auch ſchon die Zollbeamten einen abermaligen Beſuch uns abzuſtatten kamen. Einer von ihnen begann auch an meinen Netzen zu rühren. Ein fürchterlicher Schreck ergriff mich; denn mit der Furcht, entdeckt zu werden, verband ſich noch die Angſt, von einem etwas zu tief eindringenden Sonde- oder Bajonnettſtoß durchbohrt zu werden. Glücklicher Weiſe ſtand er bald von ſeinem Vorhaben ab und warf die Netze wieder auf ihren vorigen Platz zurück, ehe er ſie ganz gemeſſen hatte. So kam ich mit der bloßen Furcht davon.

Gleich nach dieſer Unterſuchung lichtete unſer Patron den Anker und begann von Neuem, die Maas hinabzuſegeln. Jetzt aber, durch ſein erſtes Mißgeſchick belehrt, zeigte er ſich aufmerkſamer und vermied glücklich die Sandbänke. Das Wetter war ſchön, das Meer ruhig, ruhiger als es uns lieb war; aber die vielen Strömungen, die es durchziehen, ließen ihn fürchten, in den Kanal und auf die franzöſiſche Küſte verſchlagen zu werden, weßhalb er ſich nicht dazu verſtehen wollte, die Nacht hindurch zu ſegeln. So kam es, daß wir anſtatt 36 oder 40 Stunden faſt 7 Tage zur Ueberfahrt brauchten; und wir würden noch mehr gebraucht haben, wenn wir nicht einem kleinen engliſchen Schmugglerfahrzeug begegnet wären, das uns auf den richtigen Weg zurückbrachte, da wir uns faſt um 10 Linien ſüdlich von dem Hafen entfernt hatten, den wir erreichen wollten. Während dieſer ſieben Tage mußten wir uns in Rückſicht auf Nahrungsmittel mit der Matroſenkoſt begnügen, die den Appetit nicht ſehr reizte, da ſie gewöhnlich aus einer Zwiebelſuppe mit Bier beſtand, wozu der Capitain, falls er ſeine Leute feſtlich bewirthen wollte, ein Maas Zuckerſyrup hinzufügte. Zu dieſer Suppe verſchlangen unſere Fiſcher noch große Stücke rohen Specks. Vergeblich wollte ich mich zwingen, ihrem Beiſpiel zu folgen. Da die Vorſehung mich nicht mit einem holländiſchen oder grönländiſchen Magen ausgerüſtet hat, ſo litt ich aus Mangel an geſunder Nahrung unbeſchreiblich.

Endlich, ſieben Tage nach unſerer Einſchiffung in der Mündung der Maas, bot ſich die hübſche kleine Stadt Harwich mit ihren ſchmucken Häuſern und ihrem mit Fahrzeugen aller Art angefüllten Hafen unſeren erfreuten Blicken dar. Der Morgen war friſch und heiter; die Sonne ſtrahlte von dem unbewölkten Himmel ſo glänzend nieder, als ich es ſelten in England wahrgenommen. Wir beeilten uns mit der Ausſchiffung; aber ein Polizeibeamter kam zu uns an Bord und bat uns, noch ſo lange zu warten, bis wir die Erlaubniß des alien office erhalten hätten. Indeſſen ſchrieben wir an unſere Londoner Freunde und befanden uns am andern Tage, nachdem alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, in einem der beſten Gaſthäuſer Londons. Ich muß hier einen Zwiſchenfall erwähnen, der einen Begriff von der Strenge gibt, mit der die Gränzbewachung ausgeführt wurde. Bei unſerer Ankunft in Harwich drang eine Menge von Korreſpondenten der vornehmſten Londoner Journale auf uns mit der ſtürmiſchen Frage ein, ob wir nicht Neuigkeiten oder fremde Zeitungen mitgebracht hätten? In der That fand einer von meinen Reiſegefährten in ſeiner Taſche ein halbzerriſſenes und beſchmutztes Bruchſtück einer Zeitung, die aber wenigſtens drei Wochen alt war; nichtsdeſtoweniger wurde ihm auf der Stelle für dieſen Papierfetzen eine bedeutende Summe gezahlt, womit er ſeine Reiſekoſten von Harwich nach London decken konnte.

Die erſten Tage meines Aufenthalts in London widmete ich ausſchließlich den Geſchäften. Vor allen Dingen begann ich über mein Unternehmen, nach Helgoland zu ſchiffen, alle mögliche Notizen zu ſammeln, wozu ich 14 Tage brauchte, ehe ich zu einem wirklichen Reſultate gelangte. Dieſer Plan war bisher ein Geheimniß für das Publikum geblieben; denn die große Maſſe der Kaufleute kannte kein Mittel, Waaren nach dem Feſtland zu ſenden. Endlich entdeckten meine Freunde den Unterhändler, der das erſte Fahrzeug nach Helgoland expedirt hatte, wovon ich ſchon in Paris ein paar Worte gehört hatte. Er hatte in dieſem Augenblick eine zweite Expedition vorbereitet. Sofort machte ich Einkäufe im Betrage der Summe, über die ich gebieten konnte, und ſchiffte nach und nach meine Waarentransporte ein. Das Geheimniß war indeß bald verſchwunden, und alle Welt wollte an dem Unternehmen Theil haben; die Reiſegelegenheiten waren jetzt faſt täglich geworden; und da ich mich davon überzeugt hatte, daß meine Waaren bereits unterwegs waren, ſo beſtieg auch ich bald ein Schiff und eilte ihnen nach, um ihre Einführung auf das Feſtland zu überwachen. Als ich in Helgoland anlangte, befanden ſich meine erſten

Digitized by Google

Sendungen bereits auf dem Feſtlande; Alles ſchien einen glänzenden Erfolg zu verſprechen, als wir eines Tages plötzlich durch die Nachricht aufgeſchreckt wurden, daß 6000 Zollbeamte die Ufer des Rheins verlaſſen hätten, um eine Linie von Düſſeldorf bis Lübeck zu bilden und ſo das Land, wo die Waaren kürzlich eingeführt worden waren, zu umzingeln. Am Vorabend der Schlacht von Wagram hatte Napoleon mit jener Unermüdlichkeit, wodurch er den ganzen Umfang ſeines ungeheuren Reiches überwachte, und mit jener Erbitterung gegen die Engländer, womit er ſie in Deutſchland und auf allen Meeresküſten angriff, dieſen Befehl gegeben, der alle unſere Maßregeln über den Haufen warf. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren; es galt jetzt, die bedrohten Waaren, wenn es noch möglich war, in aller Eile zu retten.

Helgoland iſt ein nackter, etwa 4 Meilen von der Mündung der Elbe entfernt im Meere gelegener Felſen, deſſen Umfang 1/4 Meile beträgt. Seine Ufer ſind faſt überall ſo ſchroff und ſteil, daß er kaum zu beſteigen iſt. In der That gelingt dieſes nur auf der einen Seite, wo der Fels ſich in ein Sand-Ufer von einigen Klaftern Ausdehnung abplattet, und von wo aus man den Felſen auf einer in das Geſtein eingehauenen Treppe beſteigt. Dieſe kleine, von dreißig und einigen Fiſcherfamilien bewohnte Inſel gehörte lange Zeit den Dänen, die ſie jedoch in dem letzten Kriege den Engländern abtreten mußten, weil Letztere darin ein gutes Verbindungsmittel für ihren Handel mit der Küſte Norddeutſchlands erblickten. Als ich dort anlangte, war dieſer bisher ungekannte Punkt der Erde ſeit einigen Wochen mit einer zahlloſen Menge Fahrzeuge umgeben und mit Waaren der verſchiedenſten Art überfüllt. Man würde dort Alles gefunden haben, außer Wohnung und Lebensmitteln. Denn es gab auf der ganzen Inſel nur ein ſchlechtes Wirthshaus und zwei Betten und Niemand hatte daran gedacht, die geringſte Vorbereitung zur Aufnahme der ſchwimmenden Bevölkerung zu machen. Mit 30 Francs auf den Tag konnte man ſich kaum das Nothwendigſte beſchaffen, wofür man in Paris 40 Sous gezahlt hätte. Ein Glück war es, daß die Geſellſchaft ſich unaufhörlich erneuerte, wodurch wenigſtens der Ausbruch einer Krankheit verhindert wurde.

Die Hoffnung, mir ein Bett verſchaffen zu können, hatte ich längſt aufgegeben; ſo machte ich mich denn mit den andern Unglücksgefährten auf den Weg nach dem Leuchtthurm, mit der Abſicht, die Nacht dort zuzubringen. Wir ſetzten uns auf unſere Schlafröcke und Mantelſäcke rings um den ungeheuren, blendenden Lichtglanz; der Himmel war hell, die Luft ſcharf und durchdringend; obwol ſehr gut bekleidet, hielt ich es doch in dieſer Lage nicht länger aus, ſondern kehrte nach dem Dorfe zurück, um noch einen Verſuch zu wagen, ein anderes Nachtlager zu erobern. In der Wohnung meines Korreſpondenten war noch Licht; ohne Zögern klopfte ich an die Hausthür, die auch alsbald geöffnet wird. „Treten Sie ein“, ſagte der Wirth des Hauſes, der mich ſelbſt willkommen hieß, „wir werden uns einzurichten wiſſen.“ Seine Wohnung war nur klein, 6 Fuß lang und 8 Fuß breit; zwei Stühle, ein Tiſch, zwei Koffer und ein kleiner gußeiſerner Ofen ſchmückten das Zimmer. Er lud mich ein, mich zu wärmen, und nahm ſeine Korreſpondenz wieder auf, wobei er ſich einer kleinen mit Thran gefüllten Lampe bediente, deren Qualm den kleinen Raum ſehr unbehaglich machte. Nach einiger Zeit ſtand er vom Tiſche auf und zog zwei Dielen aus der Wand, in der nun eine Vertiefung ſichtbar wurde. „Dieß iſt mein Bett“ ſagte er. „Bedienen Sie ſich deſſelben, ich werde mit meinem Kommis zuſammenſchlafen.“ Nach einigem Zögern nahm ich das Anerbieten an. Das Bett, auf das ich mich ganz angekleidet warf, weil es ſehr fleckig und dunſtig roch, beſtand aus zwei Federmatratzen und einem Strohſack. Zu müde, um viel Reflexionen zu machen, ſchlief ich bald ein. Als ich aber am andern Morgen erwachte, fühlte ich eine ſolche Uebelkeit und ein ſo großes Bedürfniß, friſche Luft zu ſchöpfen, daß ich meinen Wirth einlud, mich zum Strande zu begleiten, um zu ſehen, ob meine Sachen angekommen ſeyen. „Ach, lieber Freund“, erwiederte er zu meinem nicht geringen Erſtaunen, „mein Kommis wird Sie begleiten; ich darf nicht ausgehen, denn es iſt heute mein Fiebertag.“ — „Leider! ſchon ſeit Monaten kann ich es nicht los werden.“ Dieſe Worte machten mich zittern. Ich hatte die ganze Nacht in dem Bett eines Fieberkranken zugebracht. Schnell rannte ich zu dem Strande des Meeres, das mir nicht genug Waſſer zu haben ſchien, um mich von dem Krankheitsſtoff zu reinigen. Meine Furcht war Gottlob, unnütz! ich kam auch dießmal mit dem bloßen Schreck davon.

(Fortſetzung folgt.)

Vermuthliche Witterung des Jahres 1847.

Unter dieſem Titel veröffentlicht **Dr. Otto Eiſenlohr** in Karlsruhe, deſſen Wettervorausſagungen für das Jahr 1846 im Ganzen richtig eingetroffen ſind, eine im November 1846 angeſtellte Berechnung der Witterung des Jahres 1847, „um — wie er ſagt — bei der fortdauernden Theuerung der nothwendigſten Lebensmittel durch die beſonders günſtigen Ausſichten, welche dieſes Jahr gewährt, zur Beruhigung des Publikums beizutragen.“ Wir laſſen die Vorherbeſtimmungen unſeres Gewährsmannes, den ſchon großen Theiles vergangenen Winter übergehend, im Auszuge folgen, diejenigen, welche das Ausführlichere leſen wollen, auf die in Karlsruhe erſchienene Broſchüre verweiſend. Frühling: Bei meiſt hohem Barometerſtand und häufigen N. O. Winden größtentheils ſchön, warm und trocken. Die Wärme nimmt von der Mitte des März an fortwährend zu, und wird durch keine bedeutende Abnahme unterbrochen; daher auch keine gefährliche Nachtfröſte zu befürchten ſind. Sommer. Bei nicht beſonders hohem Barometerſtand anfänglich und eben ſo gegen das Ende ziemlich kühl mit ſtarken Regen; in der Mitte aber mehrere Wochen lang anhaltend heiß und trocken. Herbſt: Bei meiſt hohem Barometerſtande und häufigen N. O. Winden größtentheils hell und trocken, aber nicht beſonders warm; gegen das Ende baldigen Eintritt des Froſtes. Ganzes Jahr: Barometerſtand — bedeutend höher als gewöhnlich; Temperatur — nicht viel über der mittlern; Wind — mehr N. O. Wind als gewöhnlich, wenig Stürme; Himmel — viele helle Tage; Niederſchläge — nicht viel Regen, auch nicht viel Schnee, im Sommer ziemlich viel Gewitter; Regenmenge — ſehr gering. Vermuthliches Gedeihen der Kulturpflanzen: Sehr häufig folgt auf ein vorzügliches Weinjahr ein ſehr reiches Fruchtjahr. Im Jahre 1847 iſt aber mit beſonders großer Wahrſcheinlichkeit eine nicht nur vollkommene, ſondern eine ungewöhnlich reiche Erndte an Getreidefrüchten zu erwarten. Als Weinjahr wird 1847 zu den mittelmäßigen gehören. Futterkräuter und Kartoffeln werden beſtens gedeihen. Alle Obſtbäume, hauptſächlich aber das Kernobſt laſſen einen reichen Ertrag hoffen.

Pot-Pourri.

Schnurren.

Jemand zahlte einen Conto; der Empfänger quittirte die Rechnung wie gewöhnlich ſehr unrichtig mit den Worten: „Mit Dank bezahlt.“ — Das iſt ja eine Unwahrheit ſagte der Zahler; ich habe Ihnen die Rechnung mit Geld bezahlt.

Eine Frau ſchilderte ihrer Freundin in einem Briefe das Glück des Eheſtandes; „nur — bemerkte ſie am Schluſſe — hat mein Mann ſeine trotzige Phyſiognomie nicht abgelegt.“ — Leider hatte die Glückliche bei dem Worte trotzig das **t** vergeſſen.

Sind Sie nicht auf dem letzten Ball gefallen? fragte Jemand einen luſtigen Commis. „I Gott bewahre, dazu iſt es Zeit wenn ich Großhändler bin!“

Digitized by Google

Nro. 10. Sechszehnter Jahrgang **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. **Den 3. Februar.**

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der neuernannte Erzbiſchof von München-Freyſing. — Eine Epiſode aus der Kontinentalſperre Napoleon's. — Das eingefrorne Schiff. — Pot-Pourri. — Buntes.

Der neuernannte Erzbiſchof von München-Freyſing.

Carl Auguſt Graf von Reiſach wurde zu Monheim, einem Städtchen in der Diöceſe Eichſtädt (4 Stunden nördlich von Donauwörth) den 6. Juli 1800 geboren, wo ſein Vater churbayeriſcher Landrichter war. Daß er von Jugend an einen ausgezeichneten Fortgang in den Studien gemacht habe, davon iſt der Umſtand allein ſchon der ſprechendſte Beweis, daß er zu München im Nov. 1816 bereits das Studium der Philoſophie begann. Nachdem er dieſes vollendet, begann er das Studium der Rechtswiſſenſchaften, und wurde auch am Schluſſe derſelben zum Doktor beider Rechte promovirt. Er trat hierauf auch in die juridiſche Praxis ein; aber einige Zeit nachher faßte er den feſten Entſchluß, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, und um ſeine Studien in dieſer Art auf eine erſchöpfende Weiſe zu machen, ſuchte er die Aufnahme in das (1818) wieder errichtete deutſche Collegium in Rom nach, in welches er als Alumnus (der erſte aus Bayern) 27. Okt. 1824 eintrat, und daſſelbe nicht eher als 10. Aug. 1829 verließ, wo er zum Doktor der Theologie promovirt worden war, nachdem er ein Jahr vorher (10. Aug. 1828) in Rom die Prieſterweihe erhalten hatte. Dort wurden ſeine ausgezeichneten Talente alsbald in der Art bekannt und gewürdiget, daß Graf Reiſach (ſtatt ſogleich nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren) eine bedeutende Anſtellung erhielt, indem der hl. Vater Gregor XVI. ihn (1830) zum Rektor des Collegiums der Propaganda, d. i. jenes Inſtitutes ernannte, in welchem alljährlich circa 150 — 200 Alumnen erzogen werden, welche ſich verbindlich machen, nach Vollendung ihrer Studien ſich als Miſſionäre in alle Welttheile ſenden zu laſſen. Dieſem Inſtitute ſtand Graf Reiſach zur vollen Zufriedenheit des heiligen Vaters in der Art vor, daß dieſer, als Se. Majeſtät, unſer allergnädigſter König Ludwig ihn (Febr. 1835) zum Biſchofe von Eichſtädt ernannt hatte, bat, er möge noch länger dem Inſtitute der Propaganda als Vorſtand belaſſen werden, was König Ludwig hierauf genehmigte, und den bisherigen Biſchof von Speyer (Martin von Manl) zum Biſchof von Eichſtädt ernannte. Nachdem aber dieſer wider Vermuthen bald (15. Okt. 1835) geſtorben war, ernannte König Ludwig zum zweitenmale den Grafen Reiſach zum Biſchof von Eichſtädt, und nunmehr vermochte der heilige Vater dem wiederholt erklärten Rufe deſſelben nicht mehr zu widerſtehen, und publicirte den Ernannten im geheimen Conſiſtorium (11. Juli 1836) als Biſchof von Eichſtädt; ja, der heilige Vater ehrte ihn ſo viel, daß er ihm die hohe Gnade und Auszeichnung erwies, ihn mit zwei anderen Erzbiſchöfen alsbald (17. Juli) eigenhändig zu conſecriren. Nachdem er ihn früher ſchon zu Seinem Hausprälaten, und zum Conſultor der heiligen Congregation des Index ernannt hatte, nahm er ihn nunmehr auch unter die aſſiſtirenden Biſchöfe am päpſtlichen Throne (19. Juli 1836) auf, und erklärte ihn zum Qualificator der heil. Inquiſition zu Rom. Noch aber waren der Geſchäfte, die zu erledigen waren, ſo viele, daß ſich die Abreiſe des Grafen Reiſach von Rom bis in den Februar des nächſten Jahres erſtreckte, und ſo kam es, daß der hochwürdigſte Biſchof erſt am 13. März 1837 feierlich in ſeine Domkirche zu Eichſtädt einzog. — Aber auch König Ludwig ehrte die Verdienſte des Mehrerwähnten zu verſchiedenen Malen, indem er Hochdenſelben (1840) zum Ritter des Verdienſtordens der bayeriſchen Krone, und (1842) zum Commenthur des Verdienſt-Ordens vom heil. Michael, ſo wie im nämlichen Jahre (1842) zum Biſchof und Ehren-Großcommenthur des Haus-Ritterordens vom hl. Georg ernannte. — Nachdem der verewigte Erzbiſchof Lothar Anſelm ſein 80ſtes Lebensjahr zurückgelegt hatte, ſtellten ſich bei ihm die Gebrechen des Alters ein, ſo daß er es für gut fand, ſich einen Coadjutor zu wählen, und ſeine Wahl fiel mit Genehmigung Sr. königl. Majeſtät auf keinen andern, als den hochwürdigſten Biſchof von Eichſtädt, der auch im geheimen Conſiſtorium vom 12. Juli 1841 als ſolcher vom Papſte Gregor XVI. publicirt worden war. (Ebötin.)

Eine Epiſode aus der Kontinentalſperre Napoleon's

(Fortſetzung.)

Einige Stunden ſpäter machte ich alle nöthige Vorbereitungen zu einer Ueberfahrt nach Wangeroog, einer an der oſtfrieſiſchen Küſte gelegenen, ſandigen Inſel. Die kleine Schaluppe ſpannte auch bald die Segel auf und ſtach ins Meer. Das Wetter war uns nicht günſtig; wir hatten widrigen Wind, und das Meer war unruhig. Aber die Helgoländer ſind anerkannt die beſten Matroſen der Erde; auch ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Nichts kam der Schnelligkeit und Genauigkeit gleich, womit alle Manöver ausgeführt wurden. Es dauerte auch nicht lange, ſo langten wir in Wangenroog an, wo ich ſogleich einen Führer nahm, der mich bei eintretender Ebbe auf's Feſtland geleiten ſollte. Wir hatten einen ſchmalen Meeresarm zu überſchreiten; aber das Wetter war ruhiger geworden, und das wenig tiefe Waſſer erreichte ſelten unſere Kniee. So gefahrlos dieſe Dünen bei ſtillem Wetter erſcheinen, ſo gefährlich werden ſie, ſobald der Wind ein wenig ſtärker weht. Es erheben ſich dann ungeheure Wellen, zwiſchen denen das Waſſer den Boden faſt ganz frei läßt, ſo daß die ſich bei ſolchem Wetter in dieſe Gegend wagenden Fahrzeuge in wenigen Augenblicken zerſchmettert werden. Man zeigte mir einen Ort, wo kurz vorher zwei Reiſende, die, wie ich, den Uebergang gewagt hatten, mit fünf ſie begleitenden Fiſchern umgekommen waren.

Eine Stunde vor Karolinenſyhl verließ mich mein Führer, nachdem er mir die Richtung, der ich zu folgen hätte, genau beſchrieben hatte. Seinen Anweiſungen folgend, trat ich in das erſte Haus, das ſich meinen Blicken darbot und deſſen Beſitzer mir jener als einen „braven Mann“ geſchildert hatte. Ich fand einige kleine Kinder und eine Frau, von der ich Etwas zu eſſen verlangte. In demſelben Augenblicke trat auch der Mann ein. „Bereite zwei Eierkuchen“, ſagte er, „ich werde unterdeſſen einigen Wein ſuchen.“ In der That brachte er eine halbe Flaſche einer ziemlich trinkbaren Flüſſigkeit, die ich nebſt den beiden Eierkuchen mit großem Appetit

Digitized by Google

verzehrte. Inzwiſchen fragte ich, ob nicht vielleicht eine Gelegenheit nach Aurich, einer 4 Stunden von Karolinenſyhl entfernten Stadt, ginge. — „Wir wollen ſehen“, erwiederte er. „Wie viel bin ich ſchuldig für dir beiden Omeletten?“ — „Zwei Louis.“ — „Wie? Zwei Louis? Das iſt ſehr theuer.“ — „Glauben Sie? Wohlan, ſo erkundigen Sie ſich beim Commiſſair, ob es zu theuer iſt.“ — „O, ich glaube Ihnen ſchon auf's Wort“, antwortete ich, gralmüthig den Beutel ziehend. „Gut; ich ſehe, daß Sie ein „„braver Mann““ ſind; ich werde Sie ſelber nach Aurich bringen. Verziehen Sie noch einen Augenblick, bis ich angeſpannt habe.“

Während ſeiner Abweſenheit, die nicht lange währte, hatte ich Zeit, an jene bekannte Anekdote Joſeph's II. zu denken, dem man auf ähnliche Weiſe zwei Louis für zwei Eier abgefordert hatte; eine Vergleichung, die mir ſehr ſchmeichelte, wenn ich mich auch nicht zu den berühmten, ſondern nur zu den ſeltenen Paſſagieren zählte. Bald jedoch würde ich in meinen Reflexionen durch den Knall einer Peitſche unterbrochen, und durch das Fenſter ſehend erblickte ich meinen Wirth, wie er eben beſchäftigt war, ein hübſches junges Pferd vor einen offenen Bauerwagen zu ſpannen und auf dem Rückſitz ein Bund Stroh und darüber ein gegerbtes Kuhfell zurechtzulegen. Nachdem er ſeine Arbeit vollbracht hatte, trat er wieder ein und forderte mich auf, meinen kleinen engliſchen Hut gegen einen groben Filzhut mit breiten Rändern, den er mir reichte, umzutauſchen. Darauf warf er mir noch einen alten Mantel um und bat mich, den Wagen zu beſteigen. Nachdem wir zuerſt durch das ganze Dorf gefahren, ging es im ſcharfen Trabe ein paar Stunden über die Ebene fort. Bald hatten wir Zollbeamten, Commiſſaire und Gendarmen hinter uns. Ich athmete ſeit langer Zeit etwas freier. Nach Sonnenuntergang erreichten wir Aurich; aber da ich hier Niemanden kannte, ſetzten wir unſere Reiſe weiter fort bis Emden, wo ich Korreſpondenten hatte. Ich erwartete, in Rückſicht auf den Preis der Eierkuchen, für die vier Meilen, welche ich im Wagen zugebracht, 20 — 25 Louis zahlen zu müſſen, die ich übrigens ohne Zögern und gern gegeben hätte, da es ſich hier darum handelte, eine Linie der Zollbeamten zu paſſiren. Aber mein Führer mißbrauchte dießmal die Gelegenheit nicht, ſondern forderte einen ſehr mäßigen Preis.

So hatte ich alſo die Zollgränze glücklich überſchritten. Nun kam es jedoch noch darauf an, meine Angelegenheiten mit der Polizei zu ordnen und vor allen Dingen ein Standquartier zu finden, von wo aus ich die Bewegung meiner Waaren beobachten konnte. Was den erſten Punkt betrifft, ſo verſchaffte ich mir vermittelſt des allbekannten Zauberſtabes, des Goldes, einen Paß unter falſchen Namen, deſſen ich mich von jetzt an immer für meine Korreſpondenzen mit dem Inlande bediente. Einen zweiten brauchte ich für meine Geſchäftsverbindungen mit England und einen dritten für die mit meinem Hauſe in Frankreich. Dieſe mit einigen ſpeziellen Vorſichtsmaßregeln verbundenen Anordnungen mußten jede Nachforſchung in Betreff meiner Perſon, wenn nicht unmöglich machen, ſo doch ſehr erſchweren.

Um meinen Aufenthalt in der Nähe der Küſte nicht zu auffallend erſcheinen zu laſſen, hatte ich mir ein Geſchäft gemacht, unter deſſen ſichtbarer Außenſeite ich ungeſtört meine eigentlichen Zwecke verfolgen konnte; ich etablirte mich nämlich als umherreiſender Uhrenhändler. Einer meiner Freunde aus Holland hatte mich mit einem Lager von Taſchenuhren verſehen, die ich nun dem Erſten Beſten, der mir begegnete, zum Verkaufe anbot. So lebte ich unter dem Schatten meines Titels als Kolporteur freier und ſorgloſer, als irgend einer meiner Schickſalsgefährten, die nichts weniger als geſichert in ihrer Stellung waren. In Rückſicht auf den zweiten Punkt erkannte ich bald, daß ich mich darin getäuſcht hatte, Emden für ein paſſendes Centrum meiner Operationen zu halten, weßhalb ich mein Standquartier nach Meppen verlegte. Da man aber, nachdem die franzöſiſchen Zollbeamten ſchon 14 Tage im Lande ſich befanden, doch noch nichts davon zu wiſſen, oder ſich wenigſtens nichts darum zu kümmern ſchien, ſo war ich gezwungen, die Zollgränze, die ſie gebildet hatten, ſelbſt zu unterſuchen. Dadurch überzeugte ich mich, daß man mit ein wenig Thätigkeit und Umſicht in den verlaufenen 14 Tagen Alles, was Oſtfriesland an Waaren beſaß, hätte ausräumen können. Jetzt war die Sache ſchon ſchwieriger, doch kannten ſich die Zollbeamten noch keine hinlängliche Kenntniß des Landes erworben haben, um einen Verſuch gefährlich zu machen. Ich wagte einen Transport über die Linie; er gelang, und nun folgten bald mehrere. Während dreier Monate habe ich ſo das abenteuerlichſte und bewegteſte Leben geführt, das man ſich nur denken kann; denn ich mußte nicht nur die Ankunft der Waaren übernehmen, und für ihre ſichere Unterbringung Sorge tragen, ſondern war auch genöthigt unaufhörlich die Zollgränze zu ſtudiren, um ihre ſchwachen oder ſchlecht bewachten Punkte herauszufinden und ſtets überall perſönlich zugegen ſeyn, um entweder mit gewaffneter Hand die Waarentransporte zu vertheidigen oder die Unterhandlungen mit den Zollbeamten zu leiten, je nachdem das eine oder das andere Mittel anzuwenden war. Im Grunde war unſere Operationsſphäre nur klein. Zwar hatten wir keinen Mangel an Männern, die ſich für unſere Angelegenheiten intereſſirten, weil ſie dadurch Geld gewinnen konnten; aber die Furcht, ſich bloszuſtellen, lähmte ihren guten Willen.

Später wurden ſie jedoch williger, weil es augenſcheinlich war, daß wir von den Lokalbehörden gegen den Kaiſer beſchützt wurden und ſelbſt bis in die Familie deſſelben hinauf Freunde hatten. Denn der König von Weſtphalen, deſſen Gebiet wir häufig zum Schauplatz unſerer Operationen wählten, hatte es ſehr ungern geſehen, daß ſein älterer Bruder ſein Land mit einer Linie von Zollwächtern durchzogen hatte, ohne ihn vorher davon in Kenntniß zu ſetzen. Er ſandte deßhalb zahlreiche Couriere an Napoleon ab, der ſich damals in Oeſterreich befand, um ſich über dieſe Rechtsverletzung zu beklagen, und während der ganzen Dauer dieſer Korreſpondenz zwiſchen den beiden Brüdern ſahen ſich die franzöſiſchen Zollbeamten auf ihre eigenen Kräfte beſchränkt, da ſie Seitens der Lokalbehörden auf keine Weiſe unterſtützt wurden. Dieſen Zuſtand der Dinge benutzten wir ſo gut, daß wenige Nächte verfloſſen, ohne daß nicht eine oder zwei Karavanen, aus 50 bis 200 Wagen beſtehend, den Durchgang verſuchten. Zwar wurden einige Flintenſchüſſe gewechſelt, auch ging es ſelten ganz ohne Opfer von der einen oder anderen Seite ab, doch war die Anzahl der letzteren immer nur ſehr gering. Auch zielten die „Zeiſige“ — ſo nannten wir die Zollbeamten der grünen Farbe ihrer Uniform wegen — ſchlecht, häufig ſchoſſen ſie nur aus bloßem Zeitvertreib, und nur zweimal wagten ſie es, uns ernſtlich anzugreifen.

Der erſte Angriff fand gleich im Anfange dieſer Periode von Abenteuern ſtatt. Ich hatte eine kleine Unterhaltung mit einem Unteroffizier der Zollbeamten, welcher einen Poſten von fünf Mann befehligte und mir mit vielem Zartgefühl zu verſtehen gegeben hatte, daß er die ganze Nacht mit mir zubringen wollte, ohne die Runde zu machen. Natürlich ging ich dieſen Vorſchlag ein. Wir vereinigten uns über die einzelnen Punkte unſeres Kontrakts und kamen dahin überein, daß er gegen die Summe von ſechzehn preußiſchen Friedrichsd'ors um 7 Uhr Abends mir mit ſeinen Leuten und Waffen einen Beſuch abſtatten werde, der bis auf den andern Morgen ausgedehnt werden würde. Ich ließ nun meinen Unteroffizier nicht mehr aus den Augen und ſchickte einen Expreſſen ab, um die nöthigen Befehle für den Transport der Waaren zu überbringen. Als es ſieben Uhr ſchlug, trat der ganze Poſten zu mir ein und lieferte mir ſeine Waffen aus, die ich in einen Winkel des Zimmers warf. Darauf ſtellte ich einen langen Tiſch quer durch das Zimmer, ſo daß er von dem bewußten Winkel, vor dem ich mich an dem einem Ende des Tiſches niederſetzte, bis zur anderen Seite der Wand reichte, und ich auf dieſe Weiſe mich, meinen Winkel und die Thür verbarrikadirt hatte. Für meine Gäſte war in einer anderen Ecke des Zimmers ein kleiner Tiſch aufgeſtellt, verſehen mit Allem, was

Digitized by Google

ſie zur Unterhaltung bedurften: Wein, Fleiſchſpeiſen, Toback und Karten. „Iſt Alles in Ordnung?“ fragte ich den Führer, und erhielt eine fünffach bejahende Antwort. Hierauf ſchloß ich die Fenſterladen und die Thür zu, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche und ſandte einen zweiten Expreſſen ab, um den Transport, den man unterdeſſen Zeit hatte zum Durchgange vorzubereiten, in Bewegung zu ſetzen. Die Zollbeamten ſetzten ſich indeſſen zu Tiſche, während ich hinter meiner Stegreif-Bruſtwehr zwei Paar Piſtolen vor mich hinlegend, keine ihrer Bewegungen aus den Augen verlor. Ich mußte ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen: ſie waren ganz in ihre Beſchäftigung vertieft und brachten die ganze Nacht mit Eſſen, Trinken, Rauchen, Spielen und ſchlechten Witzeleien zu; aber die Atmoſphäre in der Stube wurde allmälig ſo dick und dunſtig, daß ich aus Mangel an friſcher Lebensluft einer Ohnmacht nahe war. Um drei Uhr Morgens weckte mich ein Schlag an die Fenſterladen aus meiner halben Betäubung; es war das Zeichen, daß der Transport glücklich am Ziel ſeiner Beſtimmung angelangt ſey. Ich war froh, meinen Gäſten ihre Entlaſſung ankündigen zu können, und hatte die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß die Gefahr, der man ſich bei gewaltſamer Durchbrechung der Linie ausſetzte, doch keinen Vergleich mit der grauſamen Lage auszuhalten vermöge, in der ich mich dieſe Nacht hindurch befunden hatte.

(Schluß folgt.)

Das eingefrorene Schiff.

An einem heitern Auguſt-Abend des Jahres 1775 fand ſich Capitain Warrens, der Befehlshaber des „Grönland“, eines Wallfiſchfahrers, im Bereich von ungefähr 77 Grad nördl. Breite, von einer unzähligen Menge von Eisbergen eingeſchloſſen. Auf einer Seite und in der Entfernung einer Meile von ſeinem Schiffe waren dieſelben von unermeßlicher Höhe, dicht zuſammengefügt, und eine Folge ſchneebedeckter Gipfel, die einer hinter dem andern emporragten, erſchien, ſo weit das Auge reichte, ſo daß es klar war, wie das Meer bei dieſer Seite hin völlig umſchloſſen, ja es vielleicht ſchon lange Zeit geweſen war. Dem Capt. Warrens war in ſeiner Lage nicht allzu wohl zu Muth, aber da eine Windſtille eingetreten, ſo war ihm jede Möglichkeit, von der Stelle zu kommen, abgeſchnitten, und er begnügte ſich daher, genaue Wache zu halten, wohl wiſſend, daß er ſicher ſey, ſo lange die Eisberge in ihrer gegenwärtigen Lage blieben.

Um Mitternacht erhob ſich der Wind zu einem Sturm, der von einem dichten Schneegeſtöber begleitet war, während zugleich ſchreckliche Donnerſchläge und ein ſchmetterndes Getöſe keinen Zweifel darüber ließen, daß das Eis ſich in Bewegung geſetzt hatte. Das Schiff erhielt in jeder Sekunde die heftigſten Stöße, da der Nebel in der Atmoſphäre die Leute an Bord verhinderte, in welcher Richtung das offene Waſſer lag, oder ob überhaupt auf irgend einer Seite noch offenes Waſſer zu finden war. Die Nacht ging damit hin, daß man ſo oft ſich eine Gefahr zeigte, umlegte.

Als der Morgen anbrach, fand Capt. Warrens zu ſeiner großen Freude, daß ſein Schiff keinen ernſtlichen Schaden erlitten. Er bemerkte mit Erſtaunen, daß die auf einander gethürmten Eisberge, die ſich am vorhergehenden Abend als ein ſo undurchdringlicher Wall zeigten, von dem Winde getrennt worden waren, und daß ſich zwiſchen ihnen ein Kanal zur offenen See gebildet hatte, der ſich, ſo weit das Auge reichte, fortſchlängelte.

Zwei Meilen jenſeits des Einſchnitts, welchen dieſer Kanal bildete, wurde gegen Nachmittag ein Schiff ſichtbar. Die Sonne ſchien eben glänzend, und ein friſcher Wind wehte von Norden. Anfänglich konnte Capt. Warrens, verhindert durch einige herbeiſchwimmende Eisberge, nichts weiter ſehen, als die Maſte, doch war er betroffen ob der eigenen Art, in welcher die Segel geordnet waren, und über den Anblick der Zerſtörung, den Tau- und Takelwerk bot. Das Schiff trieb mehrere Meilen vor dem Winde her, gerieth dann an einigen der niedrigeren Eisberge auf den Grund und blieb bewegungslos liegen.

Capt. Warrens' Neugier war ſo lebhaft erregt, daß er ſogleich mit einigen ſeiner Leute in ſein Boot ſprang und nach dem Schiffe ruderte. Als er näher kam, gewahrte er, daß der Rumpf deſſelben vom Wetter außerordentlich mitgenommen war, und daß ſich auf dem mit dichtem Schnee belaſteten Deck nicht eine Seele zeigte. Er rief zu verſchiedenen Malen die Mannſchaft an, ohne eine Antwort zu erhalten. Ehe er an Bord ging, fiel ihm eine offene Schiffslucke ins Auge, und als er hineinblickte, ſah er einen Mann, Schreibmaterial vor ſich, zurückgelehnt in einem Stuhle ſitzen; die Schwäche des Lichts jedoch machte Alles ſehr undeutlich.

Er beſtieg nun mit ſeinen Leuten das Verdeck, und nachdem ſie eine verſchloſſene Lucke geöffnet, ſtiegen ſie in die Kajüte hinab. Ein Schauder ergriff ſie, als ſie dieſelben betraten. Ihr Bewohner hatte ſeine frühere Stellung beibehalten; er ſchien die Ankunft der Fremden nicht zu bemerken. Es ergab ſich, daß es ein Leichnam war; grüner, feuchter Schimmel bedeckte ihm Stirn und Wangen und überzog ſeine offenſtehenden Augen. Er hielt eine Feder in der Hand, ein Schiffstagbuch lag vor ihm, und auf einer unvollendeten Seite war folgendes der letzte Satz:

„14. November 1762. Es ſind nun ſiebzehn Tage, daß wir vom Eiſe eingeſchloſſen ſind. Das Feuer iſt geſtern ausgegangen, und der Schiffsmeiſter hat vergebens verſucht, es aufs Neue anzumachen. Seine Frau iſt dieſen Morgen geſtorben. Es iſt keine Rettung —“

Ohne ein Wort vernehmen zu laſſen, eilten Capt. Warrens und ſeine Leute von dieſem Orte des Grauſens hinweg. Als ſie in die Hauptkajüte eintraten, war der erſte Gegenſtand, der ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog, eine weibliche Leiche, die in einer Stellung geſpannter Aufmerkſamkeit an einem Bette lehnte. Ihr Geſicht hat die Friſche des Lebens, aber an ihren zuſammengezogenen Gliedern ließ ſich erkennen, daß man eine lebloſe Geſtalt vor ſich hatte. Auf dem Boden ſaß der Leichnam eines anſcheinend noch jungen Mannes, der in der einen Hand einen Stahl, in der andern einen Feuerſtein hielt, als ſey er im Begriff, mit dem neben ihm liegenden Schwamm Feuer anzuſchlagen.

In dem Vordertheil des Schiffes lagen mehrere Matroſen todt in ihren Räumen, und am Boden der Fallreepstreppe fand man den zuſammengekauerten Körper eines Jungen. Weder Nahrungs- noch Feuerungs-Material war irgendwo zu ſehen, doch wurde Capt. Warrens durch die abergläubiſchen Vorurtheile ſeiner Leute abgehalten, genauere Nachforſchungen anzuſtellen. Er nahm daher das ſchon erwähnte Tagebuch mit ſich, als er zu ſeinem Schiff zurückkehrte, und ſteuerte alsbald ſüdwärts, tief ergriffen von dem entſetzlichen Beiſpiel, welches ihm ſo eben die Gefahren veranſchaulicht hatte, die mit der Schifffahrt auf den Polarmeeren in hohen Breitegraden verbunden ſind.

Nach England zurückgekehrt, ſtellte er verſchiedene Nachforſchungen über verloren gegangene Schiffe an, und durch Vergleichung der Reſultate dieſer ſeiner Nachforſchungen mit den in ſeinem Beſitz befindlichen Dokumenten gelang es ihm, den Namen und die Geſchichte des eingefrorenen Schiffes und ſeines Befehlshabers zu entdecken. Es ſtellte ſich heraus, daß es dreizehn Jahre vorher, ehe es unter den Eisbergen aufgefunden, von ſeinem Schickſal ereilt worden war.

Pot-Pourri.

Ein Ausſpruch Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Als der Biſchof Eylert dem verſtorbenen Könige vorſtellte, die Frühconzerte im Thiergarten hinderten die Leute am Beſuche der Kirchen, erwiederte der alte Herr: „Gehen ſo nicht hin! (ſo — ohne dies). Man kann ſie nicht zwingen, zur Kirche zu gehen. Unter allem Freien iſt und bleibt das Freieſte die Religion, und

Digitized by Google

vorab die chriſtliche. Jeder hat es hier mit ſich ſelbſt, mit ſeinem Gewiſſen und mit Gott zu thun. Man muß das allein dem Menſchen überlaſſen, und hier verträgt er den Zwang nicht.“ Als darauf der Hochwürdige meynte, es wäre denn doch beſſer, die Morgenconcerte zu verbieten, und nur die Nachmittags- und Abendconcerte zu geſtatten, wies er auch dies Anſinnen ab mit den Worten: „Am Abend oder Morgen — iſt daſſelbe! Im Gegentheil: wenn der Menſch friſch iſt, wirkt eine ſchöne Muſik im Freien und unter Bäumen, und wenn der Himmel heiter und noch Alles ruhig iſt, wohlthätig und religiös auf den Menſchen. Sind viele Gegenvorſtellungen, auch von würdigen Geiſtlichen, eingekommen; haben mich aber nicht überzeugen können. Eben ſo iſt mir’s mit den Schriften gegangen, die gegen das Theater geſchrieben ſind. Ja es hat ein Mann, aus Elberfeld, an mich geſchrieben, und mich, da ich ein Chriſt wäre, ums Himmels willen gebeten, nicht mehr in die Komödie zu gehen, um nicht Schaden an der Seele zu nehmen. Der ehrliche Mann meynts gut. Habe das Schreiben Witzleben gegeben und ihm geſagt, was er in meinem Namen höflich antworten ſoll. Die Menſchen ſind erſchrecklich einfeltig. Berlin iſt kein Krähwinkel.“ — So erzählt Eylert in dem kürzlich erſchienenen letzten Band ſeiner „Charakterzügen und hiſtoriſchen Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. Berlin 1846.

Fidibus.

Zur Zeit, als den Studenten noch das Tabaksrauchen verboten war, hielten ſie geheime Tauchgeſellſchaften, wo der Wirth einen lateiniſchen Zettel, auf dem die Burſche ihre fingirten Namen unterſchrieben, folgenden Inhaltes umhergehen ließ:

Fid. Ibus.
S. D. N. H.
Hodie horn VII etc. a. v. s.

Das heißt: **Fidelibus fratribus salutem dicit N. hospes. Hodie hora septima appareiin in museo meo; herba Nicotiania et cerevisia abunde vobis satisfacinm.** Sobald ſie beiſammen waren, ſtellten ſie ſich im Kreiſe umher und zündeten für jene Pfeifen ihre Zettel als ein Fidibusopfer an, woraus dann das Wort Fidibus entſtand.

Schleswig-Holſtein meerumſchlungen.

Die Melodie „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen‘, hat unlängſt in Kopenhagen, bei Hofe, eine eigenthümliche Szene herbeigeführt, ſchreibt man dem „Nürnb. Kurier“ Den königl. Muſikern war der bekannte, der 24ſten Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte dedizirte Kieler Galopp von Canthal zugekommen, in welchem zum Schluß jene Melodie eingeflochten iſt. Die Muſiker in ihrer Unbefangenheit finden den Tanz, wie alle unbefangenen Leute, ſehr ſchön und hoffen auf dem nächſten Hofball damit Furore zu machen. Sobald daher wieder ein Hofball gegeben wird, ſpielt die Muſik den Kieler Galopp. Einer hohen Perſon aber fällt doch der Schluß des Tanzes auf; ſie äußert ſich gegen den Hofmarſchall, daß ihr dieſe Muſik bekannt vorkomme. Auch dem Hofmarſchall ſcheint ſie nicht ganz fremd, und dienſtbefliſſen ſucht er nach dem Text der Melodie; freilich unter den däniſchen Gäſten vergebens, bis endlich ein „treugebliebenes“ Mitglied der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft darüber belehrt, daß eigentlich das ſchlimme Lied „Schleswig-Holſtein“ geſpielt werde. Natürlich muß nun ſofort die Muſik verſtummen.

Ländlich, ſittlich.

Ein Reiſender erreichte hungrig und abgemattet das freundliche Städtchen F......... in Pommern. Mit Freuden vernahm er aus dem Munde der Frau Wirthin die angenehme Nachricht, daß in wenigen Augenblicken eine dampfende Weinſuppe zu ſeiner Erquickung bereit ſeyn würde, welche er denn auch bald mit gutem Appetit verzehrte und nur ein großes Stück Zimmet im Teller zurückließ. Da naht ſich ihm die Frau Wirthin, ergreift oben erwähntes Stück Zimmet, zieht daſſelbe durch den Mund und verſchließt es ſorgfältig in den eichenen Schrank. Erſtaunt erkundigt ſich der Fremde nach dem Grunde dieſes wunderbaren Verfahrens, und folgende Antwort veranlaßte ihn, dieſelbe dem größeren Publikum bekannt zu machen: „Ei mein Herr, dies Stückchen Zimmet hat ſchon manche Suppe kräftig gemacht!“

Bonmots von Saphir.

Im „Humoriſten“ theilt Herrn Saphir’s Bedienter eine Reihe von Witzen und Anekdoten mit, die derſelbe beim Ausklopfen des Fußteppichs ſeines Herrn gefunden haben will. Wir finden unter dieſen „Teppichwitzen“ folgende ergäzliche Einfälle:

Man fragte neulich meinen Herrn, was er von dem Herrn N. halte, der des Tages unter dem Pantoffel ſteht und Abends zu Hauſe bleiben muß, wenn die Frau in Geſellſchaft geht. „Ei!“ antwortete S., „bei Tag iſt er ein Weib und bei Nacht eine Wittwe!“

Jemand wollte ihm im Theater die Uhr ſtehlen, er aber faßte deſſen Hand und ſagte: „Verzeihen Sie, dazu iſt ſie nicht aufgezogen worden!“

Auf der lezten Gewerbeausſtellung ging mein Herr immer herum, und ſchien etwas zu ſuchen. Die Betheiligten fragten ihn, was er denn ſuche? Er erwiederte: „Die Claqueurs haben ja auch ein Gewerbe, warum hängt keiner da?“

Unter den vielen Abſchnitzeln fand ich folgendes: Die jetzigen ſieben fetten und ſieben magern Kühe.“ In jedem Großhandlungshauſe findet ſich am Ende des Jahres, daß die „ſieben magern Kühe“ die „ſieben fetten Kühe“ verſchluckt haben. Die „ſieben fetten Kühe“ ſind die „ſieben dicken Handlungsbücher“: „Hauptbuch“ — „Kaſſebuch“ — „Waarenlagerbuch“ — „Skontra“ — „Wechſelbuch“ — „Conto pro diversi“ — „Strazza.“ — Da kommen die „ſieben magern Kühe“, die ſieben Büchlein der lieben Hausfrau: — „Küchenbüchlein“ — „Waſchbüchlein“ — „Schneiderbüchlein“ — „Schuſterbüchlein“ — „Marchandes-des-Modes-Büchlein“ — „Ball- und Tanzbüchlein“ — und „Badereiſe- und Landpartie-Tagbüchlein“, und dieſe ſieben kleinen Büchlein haben die ſieben dicken Bücher verſchlungen, rein aufgegeſſen!

Zarte Sorgfalt.

Eine Wienerin, welche Anti-Thierquälerei-Vereinsmitglied iſt, wurde von einer Fliege beläſtigt. „Jean!“ — rief ſie ihrem Diener — „fange das Thierchen ganz ſanft und laß es zum Fenſter hinaus!“ — Jean haſchte die Fliege auf der Naſe der Gnädigen und trug ſie ſorgſam zum Fenſter: „Madame, es regnet; ſoll ich ihr vielleicht einen Regenſchirm mitgeben?“

Buntes.

Ein Reiſender, der auf der Eiſenbahn von Leipzig nach Berlin fuhr, ſagte zu ſeinem Begleiter: „Ich trenne mich von Leipzig mit zentnerſchweren Herzen.“ — „Still, ſtill!“ flüſterte ihm dieſer zu, „wenn Jemand etwas von der Schwere Deines Herzens erfährt, dann mußt Du am Ende noch 27 Neugroſchen für das Uebergewicht bezahlen.“ —

Nante erzählte: Neulich fragte mir Jemand: Haben Sie den offenen Brief geleſen? worauf ich ihm antwortete: nein, das is eine Jemeinheit, einen offenen Brief zu leſen, der nich an einen is.

Am 31. Januar.

Gott ſey gelobt! der erſte Berg
Der Jahresreiſ’ iſt überwunden,
Vertrauter ſchon, ſo ſcheint es, nah’n
Der Zukunft unbekannte Stunden.
Der Muth erwächſet mit dem Streite;
Gott gebe weiter das Geleite!

N. Reither.

Digitized by Google

Nro. 11.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 6. Februar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Paar Lebensbilder aus dem Zillerthale. — Eine Epiſode aus der Kontinentalſperre Napoleon's. — Ueber die durch Einathmung von Schwefeläther erzeugte Schmerzloſigkeit chirurgiſcher Operationen.

Ein Paar Lebensbilder aus dem Zillerthal.

(Aus Steub's „Drei Sommer in Tyrol".)

Freunden dieſes Gebirgslandes können wir L. Steub's Buch über Tyrol (München 1846) mit Recht empfehlen, aber auch unſern Leſern mag es nicht unangenehm ſeyn, einige Epiſoden aus demſelben im „Sammler" zu finden:

Als ich einſt ins gemüthliche Zillerthal zog, ging ich von Schwaz herab und vorn herein. Es war in der Frühe des 8. September 1844, eines Sonntags. Wir ſchritten unſer zwei durch den Morgennebel, aus welchem Tratzberg leuchtete, am Ufer des ſchönſtrömenden Inns hinunter nach Margreten, um die Wirthstöchter zu ſehen, deren Schönheit zu Liebe jeder ſinnige Fußwanderer gern ein Seidel Wein trinkt. Von da kamen wir nach Rothholz, an deſſen anſehnlichem Schloſſe, mit Namen Thurnegg, wir vorübergingen, hinaufſchauend an den Berg, wo ſich eben aus dem Dufte die alten Thürme von Rottenburg losrangen — von Rottenburg, wo einſt Nothurga, die fromme Magd, gewaltet. Von Rothholz gingen wir nach Straß, über dem die ehemalige Einſiedelei Brettfall auf einer Felſennaſe ſitzt, warfen einen Blick hinüber auf die herrliche Ruine von Keopfsberg und erreichten Schlitters, das erſte Dorf im Zillerthale. Dort haben wir etwas geraſtet und ſchuldloſen Sinnes ein ſchönes Mädchen bewundert, die erſte der Zillerthalerinnen, die mein Freund im Leben erſchaute. Dieſe kamen von jetzt an ſehr häufig vor, alle in ſtolzer Sonntagstracht, mit dem breitrandigen, hochſpitzigen Hut, an dem die goldene Quaſte prangt, mit dem innthaliſchen Spenſer, der zuweilen von Sammt, mit kurzen Röcken und weißen Strümpfen. Sie nicken freundlich grüßend, und der Pilger ſteht gerne ſtille, um den Geſtalten nachzuſehen.

In Fügen ſprachen wir im Hackelthurm zu und gingen dann im Dorfe ſpazieren. Es war heute ſehr viel Leben auf den Gaſſen, denn man erwartete drei Prinzen, die Söhne des Erzherzogs Franz Karl, die in der Frühe nach Zell gefahren waren und jetzt bald zurück kommen ſollten. Deßwegen und und weil nach den Söhnen auch der Erzherzog Vater angeſagt war, Triumphbögen, Inſchriften und allerlei Zierath an den Häuſern. Unter Anderm fanden wir auch eine ſchöne Jungfrau auf einer Sommerbank ſitzen und ließen uns mit ihr in eines jener harmloſen Geſpräche ein, wie ſie zwiſchen Leuten üblich ſind, die ſich vorher nie geſehen haben. Es ging ſehr leicht, denn die Mädchen ſind hier liebenswürdig und fürchten nicht, es zu ſcheinen. Während wir nun da ſprachen, kam ein ſchmucker Zillerthaler des Weges, im Kriegsgewande, d. h. in der Schlachtenjoppe und dem Schützenbruſtfleck, wie das heute die Aufgebotenen alle trugen, auch mit einem breiten Leibgurt, worauf in Silber das großbritanniſche Wappen zu ſehen. Es war Ludwig Rainer, der in Amerika geweſen iſt und von ſeinem Oheim dieſes Wappen ererbt hat; dem Oheim aber hatte es Georg IV. als Andenken verehrt. Wir ſprachen etwas Engliſch zuſammen, was ihm ohne alle Beſchwer von der Zunge lief. Später beim Einzuge der jungen Erzherzoge ſahen wir ihn wieder als Poſaunenbläſer unter der Schützenmaſik.

Bald knallten nun die Böller, und wir zogen hinaus zum grünen Ehrenbogen, wo die Fügener Schützen-Compagnie aufgeſtellt war, lauter ſchlanke, groß gewachſene Burſchen. Die Schützen-Compagnieen des Landes ſind allenthalben in ihre Thaltracht gekleidet, allerdings ſo, daß dabei noch manches ſchöne Gewandſtück feſtgehalten wird, welches ſonſt außer Uebung gekommen iſt. Im Zillerthale trägt zum Beiſpiele jetzt unterm Jahre kein Burſche mehr den rothen, ſilberbordirten Bruſtfleck, wie er zur Schützen-Uniform gehört, ſondern die neuere Weſte, und in Meran ſieht man die grünen Hüte, die beim Ausrücken erſcheinen, nur noch an den höchſten Feſttagen. Die Fügener führen übrigens zur Zeit grüne ſpitzige Hüte, graue Lodenjoppen, wie ſie im bayeriſchen Gebirge üblich, jenen ſt.herumränderten Bruſtfleck, ſchwarzlederne, weißgeſtickte Gürtel, ſchwarzlederne kurze Hoſen und weiße Strümpfe.

Aus den Schützenreihen wehten zwei Fahnen, eine weiß und rothe, und eine weiß und grüne. Auch führten ſie Muſik, völlige Militärmuſik, mit Trompeten, Poſaunen und vier Clarinetten, welche von Feiertagsſchülern geblaſen wurden, die in der Blüthe der Jugend ſtrahlten. Neben dieſer neueren Einrichtung, die man den Schullehrern verdankt, ſtand aber noch, als ein Denkmal vergangener Zeiten, die alte Schwegelmuſik, zwei betagte Knaben von Anno 9, die noch die alten Märſche wußten, zu denen zwei junge Knaben aus dem vorigen Jahrzehend die Trommel ſchlugen. Es iſt zu fürchten, die Schwegler wachſen auch nicht mehr nach — ſie werden nur ſo Ehren halber noch mitgelaſſen und ſchämen ſich faſt ſelber ihrer frohen Wiſſenſchaft neben den ſinnbethörenden Fanfaren, welche die andern Burſchen zu Tage fördern. Es lohnt ſich kaum noch, ſeine Nebenſtunden auf die Querpfeife zu verwenden und die quiekenden, einförmigen Weiſen zu erlernen, die ehemals der Schrecken der Feinde waren und jetzt das Geſpötte der Kinder ſind. Ja, mir ging ein Stich durchs Herz, als die zwei verjährten Geſellen, fromm und pflichtgetreu und voll des beſten Willens, ihr Schwegeln an den Mund ſetzten und ſämmtliche Schuljugend wie mit einem Schlage zu kichern begann. So war es auch bald darauf zu Meran, als der Erzherzog Franz Karl gekommen war und die Partſchinſer und Algunder neben der Triumphſäule auf dem Sande Parade machten. Da prangten die Schützen in voller Gala und ſtanden in zwei Reihen, mit ihren Fahnen und ihren Spielleuten, zumeiſt Partſchinſern, welchen der Herr v. Goldegg die ſchönen Inſtrumente angeſchafft und durch ſeine Opfer eine wohlgeübte Dorfbande hergeſtellt hat. Etliche „Herriſche" waren auch darunter, die man an den weißen Knieen erkannte, denn die Bauern haben braune. Neben allen dieſen machten aber drei Männer einen abſonderlichen Eindruck: drei alte verwitterte Kriegsmuſikanten — zwei Schwegler und ein Trommler. Der eine der Schwegler, ſo ungefähr der wichtigſte von den Dreien, hatte die Zeit, wo er eine gute Hoſe beſeſſen, ſchon lange hinter ſich und mußte daher willkommen ſeyn, obgleich er eine ſehr abgeſchabte trug. Der Trommler, der Mayer von Verdigen, ſpielte auf einer franzöſiſchen Trommel, die er ſelbſt erbeutet. Wenn er anhob, mit ſeinen zitternden Händen die Schlegel zu rühren, dann ließ er das Haupt faſt bis auf das Trommelfell ſinken, ſo, daß nur der ungeheure ſchwarze Hut zu ſe-

Digitized by Google

hen war, unter dem er ſich lauſchend verſteckt hielt, gleichſam abgezogen von der Mitwelt und nur begierig, die alten, ſeltſamen Töne in nächſter Nähe einzuſchlürfen. Der Dritte, Schmächtige ſtand hinter den Beiden und blies verſchämt, nur ſtellenweiſe ſichtbar auf ſeiner Schweget. Es war ein ſehr wehmüthiges Schauſpiel, wenn die rauſchende Blechmuſik aufgehört hatte und der hüpfende Kriegsmarſch von Anno Neun begann. Dann wendete ſich der ſchäbige Vorſchwegler aufmunternd der Trommel zu, den Fuß mit ſchwerem Schuhe zum Taktſchlage hoch erhebend, und der Andere verſank träumeriſch in den ſummenden Wirbel, und der Dritte blies in ſchüchternem Verſtecke geſchäftig ſeine Weiſe. Die leichtfertige Jugend lachte zwar, wie ſich die Muſikanten ſo abmühten und doch nichts Rechtes zu Wege brachten, aber den Alten mag es durch den Kopf gegangen ſeyn wie ein vergeſſener Traum von Kriegsgeſchrei und Blut und Brand.

Die Offiziere der Schützen-Compagnieen ſind größtentheils noch lauter bewährte Männer aus den Kriegszeiten. Sie werden durch eine andere Farbe des Hutes oder durch einen Federbuſch kenntlich. Manchmal ſieht man ſie mit einem ausländiſchen Orden geziert, die ſie im Krieg erbeutet haben und zur größeren Auszeichnung anhängen. Die Befehlshaber der Fügener hatten große winkende Büſche auf den Hüten und bedenkliche Degen an der Seite, welche ausſahen, als ſeyen ſie ehemals in fremden Dienſten geſtanden. Der Hauptmann ging an der Fronte auf und ab und war ſehr beſorgt, daß Alles ordentlich ablaufe. Wir ſtanden gegenüber und ſchauten ſeinem Walten mit Theilnahme zu. Endlich, kurz vor Ankunft der Prinzen, rief er: Wenn ich Vivat ſchreie, ſo ſchreits es a! Nachdem in dieſer Art die kommende Begeiſterung geregelt war, rollten die jungen Erzherzoge heran, ſtiegen aus, wurden von den Beamten empfangen und gingen ſammt ihren Hofherren an der Linie hinab. Die Schützen präſentirten, und als der Hauptmann Vivat ſchrie, ſchrieen ſie ohne Zögern Alle nach. Danach zogen ſie hinter drein und unermeßliches Volk mit ihnen. Vor dem Landgerichte ſangen die Rainer und alles, was in Fügen die Kunſt des Geſanges treibt, ein prächtiges Alpenlied, und darauf fuhren die Prinzen davon.

Von Fügen aufwärts, eine gute Stunde zu gehen, liegt das Dorf Ried. Hier iſt im vorigen Jahrhundert Peter Proſch geboren worden, ein Bauernſohn, der von Jugend auf im Auslande herumzog, keine großen, aber viele lächerliche Begebenheiten erlebte und ſie ſpäter beſchrieben und herausgegeben hat. Ich wendete einmal viele Mühe daran, das Buch zu erfragen. Eine Frau, die ich auf dem Eiſenhammer bei Uderns kennen lernte, wußte mir zum erſten Male etwas davon zu ſagen. Sie hatte es geleſen und nach eigenem Geſtändniſſe mehr Vergnügen darin gefunden, als an der ſchönſten italieniſchen Oper und dem wohlklingendſten Concerte. Sie wies mich an die Töchter des Peter Proſch, zwei alte Weiber, von denen ich die eine in Uderns fand — die andere war auf dem Felde —, jedoch ohne das Buch erhalten zu können; ſie hatte es einer guten Freundin in Hall geliehen. In Ried erfragte ich abermal ein Haus, aber da hatte es der Rothgerber in Fügen zu leſen. Nach Fügen wollte ich nun nicht mehr zurück, und ſo tröſtete ich mich mit der Hoffnung, daß es mir ein guter Stern vielleicht noch anderswo im Lande entgegenführen würde. Und ſo kam mir denn auch, was ich im Zillerthale nicht gefunden, eines Tages zu Meran vor Augen, und zwar unter dem Titel: Leben und Ereigniſſe des Peter Proſch, eines Tyrolers von Ried im Zillerthale — oder das wunderbare Schickſal. Geſchrieben in der Zeit der Aufklärung. München, 1789. Ich hatte mir eine Art ſpaniſchen Schelmenromans vorgeſtellt, die Abenteuer eines kecken, ſchlauen, überlegenen Schalks, der ſeine Talente unter alpenhafter Naivetät zu verbergen gewußt; aber aus der Selbſtbiographie geht eher hervor, daß der Held gutmüthig und ſehr furchtſam geweſen und dem hingebenden Gleichmuthe, mit dem er die luſtigen Quälereien ſeiner vornehmen Gönner ertrug, bei Weitem mehr zu danken hatte, als der Feinheit ſeines Verſtandes. Er war im Jahre 1745 auf einem Söldenhäuschen zu Ried geboren, als das jüngſte von eilf lebendigen Geſchwiſtern. Im neunten Jahre verlor Peter ſeine Mutter — der Vater war ſchon lange vorher geſtorben —, und der älteſte Bruder hatte ein böſes Weib geheirathet, welches die jüngeren Geſchwiſter ſchnell alle aus dem Hauſe jagte. An einem ſchönen Nachmittage, erzählt die Lebensbeſchreibung, um die Zeit der Weinleſe, wenn die Blätter anfangen gelb zu werden und bei dem geringſten Lüftchen von den Bäumen fallen, wenn alle Getreidefelder leer ſind und die Kühe in kleinen Herden über die Berge und Felder hinweiden, kam der Knabe auf einem einſamen Fußſteige den Berg hinab. Er war barfuß, aber ſeine ſchwarzbraunen Füße hatten ſich ohne Verletzung über ſpitzige Steine hinzugehen gewöhnt. Seine Haut war durch Sonnenſchein, Kälte, Regen und Winde ſo abgehärtet, daß ihn auch das Ritzen der Diſteln und Dörner an den Wegen nicht ſchmerzte. Er war mit einem zerriſſenen, kleinen Hemde und erbettelten alten Kleidern behangen. Den runden, vollwangigen, gelockten Kopf bedeckte ein zerfetzter, alter, grauer, großer Hut, durch deſſen Spalten die hellbraunen Haare häufig herausguckten. An ſeiner Seite hing ein alter Brodſack, und in der Hand trug er einen ſtarken haſelnen Stock, um die Hunde damit abzuwehren.

Als er ſo den Fußſteg am Berge herabkam, ſah er vor ſich eine ſchöne Wieſe und jenſeits der Wieſe einen Wald, in welchem oben auf der Höhe ein dicker Rauch empor ſtieg. Rechter Hand einen Steinwurf von dem Wege lag ein Rübenacker, der rundum mit einem Faden umzogen war, an welchem alte Lumpen hingen, die, vom Winde bewegt, das Wild zu verſcheuchen beſtimmt waren.

Der arme Peter eilte hin in die Wieſe an den Bach, trank und ſetzte ſich neben einer Erlenſtaude auf den Raſen. Da er hungrig war, machte er ſeinen Sack auf, und als er nur einen ſchmalen Biſſen trockenen Brodes fand, gingen ihm die Augen über, und die Thränen begannen zu fließen über die braunen Wangen. Seufzend ſagte er zu ſich ſelbſt: O meine liebe Mutter, nun habe ich dich nicht mehr — du hatteſt immer Brod, und wenn ich hungerte, gabſt du mir. Er guckte wieder in den Sack, ließ alle Broſamen zuſammen rieſeln und letzte ſeinen Hunger daran. O liebe Mutter! weinte er wieder, da liegſt du hinter der Mauer in dem Kirchhofe, und dein armer Peter geht nun allein in der Welt betteln, wie ein armes Küchlein, das ſeine Gluckhenne verloren hat.

Indem er ſo vor ſich hinjammerte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, aber ſeine Mutter hatte ihm oft geſagt, es ſey nicht erlaubt zu ſtehlen.

Nunmehr kam ein Mädchen, welches eine weiße Ziege an einem Bande leitete, um ſie auf der Wieſe neben dem Rübenfelde zu weiden. Es war ein bildſchönes Mädchen, auch beiläufig zehn Jahre alt. Der Knabe machte ſich auf und trat zu ihr. Mädel, ſagte er, ich möchte gern ein paar Rüben eſſen. Gehören ſie dir und deinen Leuten? — Ja, wo biſt du her? — Lieber Gott, ich habe keine Heimat: ich bin ein armer Bue und heiße Petrus. — Schau, Petrus, ſagte das Mädchen mitleidig, du darfſt keine Rüben eſſen. Wenn dich hungert, will ich die Marende mit dir theilen.

Sie zog ſodann ein doppelt geſchlagenes Butterbrod aus der Taſche und reichte es dem Knaben. Aber, ſagte dieſer, ſo haſt ja du nicht genug. — O, ich bin nicht hungrig und eſſe mich den Abend wieder ſatt. — Alsbald nahm ſie auch ein kleines Meſſer hervor und theilte das Butterbrod in zwei ungleiche Theile, den größeren aber gab ſie ihm.

Sie beide ſaßen beiſammen und aßen vergnügt. Während ihrer vertraulichen und kindlichen Geſpräche begann es Abend und kühl zu werden. Peterl, ſagte ſie, wo wirſt du dieſe Nacht ſchlafen? — Darf ich denn nicht mit dir ins Dorf gehen? — Ach nein, wir haben einen böſen Ueberreiter, der jagt dich fort. Aber ſiehſt du den dicken Rauch dort oben am Berge aufgehen? — Dort iſt ein Kohlenbrenner, gar ein guter Mann. Der nimmt alle armen Leute in ſeine Hütte, wenn ſie der Ueberreiter fort jagt; da geh du hin.

Digitized by Google

Jetzt ſtand der Knabe auf, nahm ſeinen Stock, und nun faßte ihn das Mädchen um den Hals, küßte ihn und ging mit ihrer Ziege gegen das Dorf. Er aber wanderte fort und dem Kohlenbrenner zu.

(Schluß folgt.)

Eine Epiſode aus der Kontinentalſperre Napoleon's

(Schluß.)

Ein anderes Mal hatten die Zollbeamten Wind von den Vorbereitungen zu einen großen Teansport (von ungefähr 300 Wagen) bekommen und deshalb alle disponiblen Poſten auf den Punkt des wahrſcheinlichen Durchgangsortes konzentrirt, ſo daß an der einen Seite einer Brücke ſich die Spitze des Zuges plötzlich bei einer Schaar von 53 Gränzwächtern befand, die Miene machten, den ganzen Transport in Beſchlag zu nehmen. Man ruft „Halt!“ und der ganze Zug ſteht. Wir fangen an zu parlamentiren; wir bieten ein bedeutendes Opfer an, zuerſt 200 Louis, nachher mehr; wir ſteigen bis auf 2800 Louis. Vergebens; alle unſere Vorſchläge werden zurückgewieſen. Es war der beſtimmte Befehl gegeben, unſere Waaren unter jeder Bedingung aufzufangen. Glücklicherweiſe war die Ausführung nicht ſo leicht; auch waren wir nicht geſonnen, ohne Kampf eine und eine halbe Million an Werth aufzugeben. Die Hauptſache war jetzt, Zeit zu gewinnen, damit die auf faſt ¾ Meilen ausgedehnte Linie unſeeer Leute ſich zuſammenziehen konnte, was während des vielfachen Hin- und Herredens, des Gehens und Kommens glücklich erreicht wurde. Unter der Führung eines alten Jägers, der als Parteigänger ſchon manchen Kampf beſtanden, entwickelte ſich die ganze Linie nach der linken und rechten Seite und ſetzten ſich in Vertheidigungszuſtand, die Einen beſchützt durch die Wagenreihen, die Andern ſich hinter Baumſtämmen verbergend oder das Rohr ihres Gewehrs aus einem niedrigen Buſch hervorſtreckend. Als nun unſere 53 Zollbeamten von mehr als 400 ſämmtlich gut bewaffneten Männern umgeben waren, änderten wir unſeren Ton und erklärten, daß, da wir einen im Lande geſtatteten Handel trieben, wir uns nicht Geſetze von Fremden vorſchreiben laſſen, ſondern uns an die Behörden von Osnabrück wenden würden, die unſerer Behauptung nach allein ein kompetentes Urtheil hierüber beſäßen. Zugleich wurde Befehl gegeben, den Zug in Bewegung zu ſetzen, und den Zollbeamten der Vorſchlag gemacht, uns bis auf die Präfektur zu begleiten. Obgleich ſie aus lauter entſchloſſenen Männern beſtanden, ſo ſtanden ſie doch von dem Verſuche eines Kampfes ab, der leicht mit ihrem gänzlichen Untergange hätte endigen können, da ſie ſich von allen Seiten umzingelt ſahen. Als der Zug in Osnabrück eintrat, zerſtreuten ſich alle Wagen in die verſchiedenen Straßen; jedes Haus wurde ein Schlupfwinkel für einen Karren, ſo daß die Zollbeamten zuletzt ſich ganz allein auf dem Markte befanden. Wenn ich hierbei noch erwähne, daß ſich unter unſeeen Leuten eine Abtheilung von Garde-Soldaten der Präfektur befanden, die ſich in Bürger verkleidet hatten, ſo reicht dieſer einzelne Umſtand ſchon hin, um die Meynung und Neigung der Behörden in Rückſicht auf die Maaßregeln der Zollbeamten ans hellſte Licht zu ſetzen.

Einige Tage zuvor hatte ich einen Kampf ganz anderer Art zu beſtehen. Da wir damals den kleinen Krieg gegen die Zollbeamten, 40 — 50 Stunden vom Meere entfernt, führen mußten, ſo traten wir mit einem oder zwei Commiſſionairen zu Emden in Verbindung, die es über ſich nahmen, unſere Waaren auszuſchiffen und bis zur Zollgränze zu ſchaffen, mit deren Durchbrechung wir uns beſchäftigten. Dieſe Commiſſionaire kamen auf den Einfall, neben ihrem ſchon ſehr großen Gewinn noch eine kleine ziemlich ergiebige Erwerbsquelle zu entdecken: Von zwei oder drei Schiffen, die von Helgoland abgingen, zeigten ſie eines den Zollbeamten an, mit denen ſie unter Einer Decke ſteckten. Sobald nun das Fahrzeug anlegte, wurde es in Beſchlag genommen, aber ſogleich durch die Commiſſionaire für 150 — 200 Louis zurückgekauft und ſein Inhalt ins Innere des Landes transportirt. Dann ſchrieben ſie an ihre Korreſpondenten, d. h. an uns, einen Brief, worin ſie die Beſchlagnahme des Schiffes ankündigten, bald darauf aber einen zweiten, worin ſie meldeten, daß ſie das große Glück gehabt hätten, es für die Hälfte des Werthes zurückzukaufen. So verſchafften ſich dieſe Herren, die man im eigentlichſten Sinne des Worts „Induſtrieritter“ nennen könnte, einen Nebenverdienſt von 60 — 80,000 Francs bei jedem ſogenannten Mißgeſchick. Ich kannte wohl dieſe neue Art des Gewinnes, hatte jedoch noch nichts davon zu leiden gehabt, als ich von einem Herrn W.... zu Emden eine Rechnung über den Rückkauf eines Waarentransportes im Werthe von 12,000 Francs erhielt, die ſich alſo auf 6000 Francs belief. Da ich aber nicht die Abſicht hatte, mich auf dieſe unverſchämte Weiſe prellen zu laſſen, ſo ritt ich ſelbſt nach Emden hinüber, verſchaffte mir ſogleich die genaueſten Nachrichten über die Angelegenheit und machte darauf meinem Herrn Commiſſionair, die Rechnung in der Hand, einen freundſchaftlichen Beſuch. — „O“, ſagte er zu mir, „ich wünſche mir Glück dazu, daß es mir möglich geweſen iſt, Ihre Ballen wieder zurückkaufen zu können. Sie glauben nicht, mein Herr, wie peinlich und verfänglich dieſe Art von Vergleich iſt. Es liegt für einen ehrlichen Mann die Gefahr, ſich zu kompromittiren, gar zu nahe.“ — Ich ließ ihn ſeinen ganzen Vortrag zu Ende bringen und verſicherte ihn darauf, daß ich das Geſchäft ganz genau kennte, ſo wie auch die Summe, die ihn der Rückkauf gekoſtet hätte, und daß ich nicht aufgelegt wäre, eine ſolche Rechnung, wie er ſie mir zugeſendet hätte, anzunehmen. Da fängt ſich mein Herr Commiſſionair an zu ereifern; worauf ich ihm erkläre, daß ich ihn wie einen gemeinen Dieb behandeln und allen Börſen des Nordens genaue Mittheilungen über ihn zukommen laſſen würde, wenn er auf ſeinem Verlangen beharrte. Darauf verließ ich ihn und erhielt eine Stunde ſpäter eine andere Rechnung, die von 6000 Francs bis auf 200 herabgeſunken war.

Die Zollbeamten fingen zuweilen Waaren auf, die dann nach Hamburg transportirt wurden, wo ſie Herr Bourienne verkaufen ließ. Dieſe auf ſolche Weiſe verkauften Artikel konnten mit gewiſſen Certifikaten nach Frankreich eingeführt werden. Man bot mir eines Tages mehrere von dieſen Certifikaten an, aber ich fand den Preis ſo übermäßig, daß ich mir nicht einmal die Mühe gab, ſie zu leſen; worin ich einen großen Fehler beging, wie ich ſpäter bei meiner Durchreiſe durch Straßburg erkannte. Man hatte ohne Zweifel Herrn Bourienne glauben gemacht, daß alle Kaffee-, Pfeffer- und Baumwollenballen daſſelbe Gewicht hätten, da die Certifikate in dieſer Beziehung keine Andeutung enthielten, ſondern nur die Worte trugen: „Gut für 15... Gut für 25 Ballen“ oder „Kiſten“. Sobald dieſe Lücke wahrgenommen wurde, etablirte man am rechten Rheinufer eine Fabrik von Kiſten, Tonnen und Ballen von dem größtmöglichen Umfang. Die Herrn Commiſſionaire von Straßburg und ſämmtliche Zollbeamten fanden ihre Rechnung dabei, ſo daß der Kaiſer zuletzt davon unterrichtet wurde und — was kaum glaublich iſt — es duldete: bis zu einer ſolchen Höhe war bereits der Mangel an und die Gier nach gewiſſen Artikeln in Frankreich geſtiegen.

Es geht aus dieſen Thatſachen hervor, daß Napoleon, der über die mächtigſten und umfaſſendſten Mittel gebot, wie ſie nie ein Menſch auf der Erde in ſeiner Gewalt hatte, doch den natürlichen Lauf der Dinge nicht völlig aufhalten konnte. Seine Kontinentalſperre war ſehr ſtreng, aber ſie wurde nie abſolut und konnte es nie ſeyn. Je größere Strenge angewandt wurde, deſto mehr Arme und Köpfe warb die allgemeine Entbehrung zum Widerſtande gegen die harten Maßregeln. Es wird vielleicht nicht wieder einen Willen und eine Macht geben, die den Vergleich mit denen des Kaiſers aushielten; aber ſelbſt wenn dieſe beiden Elemente wieder vereinigt auftreten ſollten, ſo glauben wir doch, daß nach der Erfahrung, die

Digitized by Google

man bei der Kontinentalſperre Napoleon's gemacht hat, die Idee deſſelben, in dieſer Ausdehnung wenigſtens, nicht mehr angewandt werden würde.

Ueber die durch Einathmung von Schwefeläther erzeugte Schmerzloſigkeit chirurgiſcher Operationen.

* Die neueſte Entdekung auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften, nemlich die Anwendbarkeit des Schwefeläthers um Kranken welche Operationen unterliegen, den dadurch verurſachten Schmerz weniger oder gar nicht fühlbar zu machen, und eben dadurch dieſen Fällen nicht nur viel von ihrer Schwierigkeit, ſondern auch von ihrer Gefährlichkeit zu nehmen, hat, wie nicht anders zu erwarten war, in allen Kreiſen der Geſellſchaft ungemein großes Aufſehen erregt, und man fragte ſich mit geſpannter Erwartung, ob die Erfolge der angeſtellten Proben den Verheißungen auch entſprechen möchten, und dieſe Erfindung, zu der ſich das Menſchengeſchlecht mit dankbarem Herzen Glück wünſchen darf, zu einer im praktiſchen Leben wirklich anwendbaren machten? Zwar wurden gleich von Anfang an hin und wieder abſprechende Stimmen laut, wohl aus dem Grunde hauptſächlich, weil die Erfindung von keinem deutſchen Katheder herunter mit gewohnter Gründlichkeit und Ausführlichkeit gelehrt worden, ſondern von jenſeits des Oceans, wo die Doktoren bekanntlich keine ſolche rigorosa zu machen haben wie bei uns, nach Europa gekommen war; allein bald wurden ſie zum Schweigen gebracht durch die ſchlagenden Beweiſe der Thatſachen, die wir hier unſeren Leſern mittheilen, und dabei das Verſprechen geben, alles Neuere pünktlich nachzuliefern, ſo wie auch eine Abbildung des bei der Einathmung des Schwefeläthers gebräuchlichen Apparats zu liefern, da dieſe Sache doch ohne Zweifel überall lebhafte Theilnahme findet.

Erlangen, 27. Januar 1847.

(Von einem Arzte.)

Am 21. d. M. erhielt der Vorſtand der chirurgiſchen Klinik, Profeſſor Dr. Heyfelder, durch die neueſten Pariſer medizinischen Zeitſchriften genauere Nachrichten über den in der Aufſchrift bezeichneten Gegenſtand. Noch an dieſem Tage theilte er ſeinen kliniſchen Zuhörern die darin angeführten Verſuche und Reſultate mit, und da einer dieſer Artikel von einem Manne herrührte, der in jeder Beziehung einer der erſten Chirurgen Frankreichs genannt werden muß, von Herrn Malgaigne, deſſen Verſuche gleichfalls einen ſehr befriedigenden Erfolg hatten, ſo nahm man keinen Anſtand, ſogleich Apparate anfertigen zu laſſen, um ſo bald als möglich die Wahrheit zu erproben. Vom Sonntag den 24. bis heute ſind nun täglich auf der chirurgiſchen Klinik des königl. Univerſitätskrankenhauſes unter Leitung des genannten Vorſtandes mehrere Verſuche in Gegenwart eines zahlreichen und kompetenten mediziniſchen Publikums vorgenommen worden. Anfangs hatten dieſelben wegen noch fehlender Erfahrung in der Anwendungsweiſe und wegen einzelner Mängel der Apparate nur wenig befriedigenden Erfolg. Geſtern und heute aber, an welchen Tagen mit offenbar viel zweckmäßigeren und allen Anforderungen entſprechenden Apparaten Proben angeſtellt wurden, ergaben dieſelben höchſt überraſchende und Kranke wie Aerzte vollkommen befriedigende Reſultate. Man hat ſich vorerſt noch auf die Vornahme kleiner Operationen beſchränkt und bis jetzt Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts in verſchiedenem Lebensalter ſchadhafte Zähne ausgezogen, Eitergeſchwülſte geöffnet, eine Thränenfiſtel operirt, eine kleine Geſchwulſt im Geſichte hinweggenommen u. ſ. w. Die Betreffenden hatten nicht die geringſte Schmerzempfindung, wußten überhaupt nicht, wenn ſie erwachten, daß etwas an ihnen geſchehen ſey. Seit die beſſern Apparate angewendet werden, gelang es nur ein einziges Mal nicht, den Schlaf hervorzubringen, da der Patient ſich im höchſten Grade ungeberdig anſtellte. Eine Perſon hatte von dem Herausnehmen eines zweiten Zahnes eine geringe Empfindung, während Dieß bei dem erſten, der wenige Augenblicke vorher entfernt wurde, nicht der Fall war. Auch dieſe hatte ſich ſehr ungeſchickt beim Einathmen benommen und zu geringe Zeit es fortgeſetzt. Gewöhnlich überzeugte nach dem Ausziehen von Zähnen die Erwachten erſt das aus der Zahnlücke kommende Blut und das Befühlen derſelben mit dem Finger, daß ein oder mehrere Zähne auch wirklich ausgezogen ſeyen. Andere merkten erſt an dem Heftpflaſter, daß an dieſer Stelle etwas vorgenommen worden. Nach dem Erwachen war die Empfindung eine ganz angenehme, zuweilen das Benehmen wie im leichten Rauſche, der aber nach einigen Minuten verſchwand und dem gewöhnlichen Befinden Platz machte, das bis jetzt bei Allen ein vollkommen gutes war. Nie trat eine üble Folge, ein bedenklicher Zufall ein. Nur bei einer Perſon war einige Stunden lang der Kopf leicht eingenommen, die Anderen befanden ſich eher wohler, als es ſonſt unter gleichen Verhältniſſen der Fall zu ſeyn pflegt. Ueberhaupt hat das ganze Verfahren durchaus nichts Aengſtliches und Abſchreckendes. Einzelne unterzogen ſich mehrere Tage nacheinander der Einathmung, da die Erfolge der erſten Verſuche ſie wünſchen ließen, daß auch andere kleine Gebrechen und Mängel, wie ſchadhafte Zähne, eine kleine Geſchwulſt ꝛc. auf dieſe Weiſe ſchmerzlos entfernt würden. Auch bei dieſen waren die Erfolge gleich günſtig und durchaus keine üblen Folgen zu bemerken.

Ueber die fortgeſezten Verſuche in Erlangen, wo bereits 36 Experimente an Perſonen von 8 bis 55 Jahren vorgenommen worden ſind, werden wir noch ausführlicheren Bericht nachtragen.

Am 28. Jan. ſind auf der zweiten chirurgiſchen Klinik zu Wien die erſten Verſuche der Wirkung des Schwefeläthers bei Operationen von Profeſſor Schuh vorgenommen worden, und zwar die Amputation des Oberſchenkels. Die Operirte ſpürte gar keinen Schmerz und ſchien nach meiſterhaft vollendeter Operation wie nach einem leichten Rauſch zu erwachen. Den 29. Jan. wurde von Profeſſor v. Wattmann die Reſektion des Unterkiefers unternommen. Wer die Schwierigkeit dieſer Operation kennt, ihre lange Dauer, die nothwendig durch die Lage geſetzten Hinderniſſe bei Einathmung des Aethers, der mußte fühlen daß hier die Wirkſamkeit der neuen ſchmerzſtillenden Methode einer ſchweren Prüfung unterzogen wurde. Dieß geſchah in Gegenwart vieler ärztlichen Notabilitäten Wiens. Troz einiger unangenehmen Zwiſchenfälle als Brechen der Säge, und der 40 Minuten dauernden Operation, bewährte ſich vollkommen der Schwefeläther. Alſo „for ever Jackson.“ Nach dreitauſendjährigem Hin- und Hertappen in der Medizin kennt man heute zwei Anzeigen zur Beſtimmung des ärztlichen Handelns: Hinwegräumung der Hinderniſſe, welche die menſchliche Natur in ihren Heilungstrieben ſtören, und Linderung der Leiden. Und da iſt das aus Amerika gekommene Mittel von unſchätzbarem Werthe. Ja die Folgen davon ſind in ihrer Sphäre ſo unberechenbar, wie es jene wohlthätigen Veränderungen waren welche die Dampfkraft, gleichfalls von Nordamerika herübergekommen, zur Folge hatte. So viel iſt gewiß, die nachtheiligen Folgen, „wenn welche da ſind“, dieſes ſchnell vorübergehenden Rauſches, ſtehen in keinem Verhältniß zur heftigen Erregung des Organismus durch namenloſe Schmerzen. Selbſt manche Operationen, als die Einrichtung bei Luxationen, dürften gerade durch dieſe Aufhebung des Willens leichter ausführbar werden und dadurch gelingen. Doch die Akten ſind nicht geſchloſſen, jedes Ausſprechen voreilig, doch jedenfalls noch einmal „for ever Jackson!“

Wiederholte Verſuche mit Anwendung des Schwefeläthers bei bedeutenden Operationen wurden im Hoſpital zu Lyon, wie man erklärt, mit vollkommenem Erfolg gekrönt. Man hat den Einathmungsapparat bereits bedeutend modifizirt und ſelbſt in gewiſſen Krankheiten angewandt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 12.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 10. Februar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ueber die durch Einathmung von Schwefeläther erzeugte Schmerzloſigkeit chirurgiſcher Operationen. — Ein Paar Lebensbilder aus dem Zillerthale. — Ein Komptoir zur See. — Buntes.

Ueber die durch Einathmung von Schwefeläther erzeugte Schmerzloſigkeit chirurgiſcher Operationen.

(Schluß.)

* Laut der Notiz in unſerm letzten „Sammler“ wurden in Erlangen 36 Verſuche mit Einathmen des Schwefeläthers in der chirurgiſchen Klinik daſelbſt angeſtellt. Herr Profeſſor Heyfelder, unter deſſen Leitung dieſelben vorgenommen, theilt darüber von deren Wirkung im Allgemeinen folgende intereſſante Notizen im „Nürnberger Korreſpondenten“ mit:

Erlangen, 3. Februar 1847.

Von der Zahl der 36 Verſuche wurden 28 zum Behufe operativer Eingriffe, 8 aber als reine Experimente angeſtellt, da die Aerzte der Klinik, die Doktoren und Studirenden der Medizin eine Reihe von Verſuchen an ſich begonnen haben, die nicht wenig dazu beitragen werden, die Erfahrung über den Gegenſtand ſicher zu ſtellen. Bei Allen, die den Schwefeläther einathmeten, Geſunden wie Kranken, trat die Wirkung deſſelben ein, und ſelbſt jener Mann, bei idem, wie mein erſter Bericht erzählt, eine längere fortgeſetzte Einathmung fruchtlos blieb, zeigte bei zwei ſpätern Verſuchen dieſelbe Empfänglichkeit wie Andere. Die Perſonen, bei welchen wir experimentirten, ſtanden im Alter von 8 bis 55 Jahren, die Dauer der Einathmung betrug 2 bis 20 Minuten, die Dauer der Wirkung war von einigen Minuten bis über eine halbe Stunde. Die Aeßerung der Wirkungsweiſe zeigte ſich bei den einzelnen Perſonen ſehr verſchieden. Die Einen werden, wenn ſie einige Zeit eingeathmet haben, ſchlaftrunken, ſchlafen ein und geben kein Zeichen von ſich, wenn man ſie in dieſem Zuſtande operirt. Erwacht, blicken ſie erſtaunt und verwundert um ſich, wiſſen nicht, was mit ihnen vorgegangen, wie und warum ſie an dieſen Platz gekommen ſeyen; endlich ermuntern ſie ſich, ſind aber noch mehr erſtaunt, wenn man ihnen ſagt, daß die Operation bereits vorgenommen iſt, ſie greifen raſch nach der Stelle und überzeugen ſich erſt dadurch von der Wahrheit. Bei Einzelnen kehrt nunmehr der gewöhnliche Zuſtand ſchnell zurück, Andere aber werden nach dem Erwachen ſehr munter und heiter, benehmen ſich wie im leichten Rauſche, ſprechen das Gefühl deſſelben auch aus, ſie wanken, lachen, ſingen, jauchzen, ſchütteln den Umſtehenden die Hände u. dergl. Nach 5 bis 10 Minuten kehrt auch bei dieſen das frühere Befinden zurück. Andere werden ſchon vor dem Eintritt der Betäubung ſehr vergnügt und können vor Lachreiz kaum den Mund zuſammenhalten. Bei einem 55jährigen Manne ſollte wegen eines Hüftleidens das Glüheiſen angewendet werden. Nachdem er mehrere Minuten geathmet, wurde er munter und geſchwätzig; das Einathmen wurde bis 20 Minuten fortgeſetzt, worauf er ſehr beweglich wurde und laut in das Mundſtück des Apparats hineinſang. Man nahm dieſen ab, der Kranke blieb ruhig liegen und ſang ſeine fröhliche Melodie weiter fort. Nun wurden verſchiedene Striche in mehreren Abſätzen mit dem glühenden Eiſen an der Hüfte gezogen, der Kranke ließ ſich in ſeiner Fröhlichkeit nicht ſtören und rief nur dazwiſchen: „Ei, ſchneidet Ihr an mir, ſo lang Ihr wollt, Das thut nichts, ich ſinge fort“, und unmittelbar nach dieſen Worten begann er wieder zu ſingen, während der im höchſten Grade ſchmerzhafte Eingriff an ſeinem Körper vorgenommen wurde. Nach einigen Minuten redete man ihn an und fragte ihn nach dem Vorgefallenen. Er wußte nichts, er ſpürte nicht einmal ein Brennen an der Wundſtelle. Nunmehr erſt wurde er ſchläfrig, gab jedoch auf alle Fragen Antwort, war aber immer gegen die empfindſamſten Reizungen der Hautoberfläche gefühllos, und dieſer Zuſtand dauerte im Ganzen über eine halbe Stunde, ſo daß man während dieſer Zeit eine ſehr große Operation hätte vornehmen können. Bei anderen wird die Beweglichkeit ſtärker, ſie wollen aufſpringen, müſſen daher feſtgehalten werden und werden erſt dann ruhig und gleichgültig. Nimmt man nun die Operation vor, ſo halten ſie geduldig aus und wiſſen von keinem Schmerze. Wie vorſichtig man jedoch in Bezug auf das Verhalten Einzelner ſeyn muß, und wie nothwendig es iſt, bei dem Verſuche ſtets von zuverläſſigen Gehülfen umgeben zu ſeyn, zeigt folgender Vorfall: Ein junger Mann wollte ſich einen Zahn ausziehen laſſen, er athmete einige Zeit lang ein, plötzlich ſprang er auf, riß den Apparat aus dem Munde, ſchwang ihn gegen das Fenſter, ſchlug mit den Armen um ſich und konnte nur mit Gewalt auf ſeinen Platz zurückgebracht werden. Nun wurde er ruhig, und ſein früheres Befinden kehrte ſogleich zurück, ohne daß die geringſte üble Nachwirkung eintrat. Es zeigen übriges mehrere Fälle, daß, wenn auch Einzelne ungſtüm und ungeberdig im Anfang ſich benehmen, ſie doch, beſonders wenn man ſie feſthält und ihnen kräftig entgegentritt, ruhig und fügſam werden, ſo daß die Operation, von deren Schmerz ſie nichts wiſſen, vorgenommen werden kann. Wieder andere ſchlafen gar nicht ein, ſondern befinden ſich in einem halbbewußten Zuſtande, ohne jedoch Schmerz zu fühlen. Ueberhaupt ſchwindet ſelbſt in ſcheinbar feſtem Schlafe die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke ſelten ganz, beſonders bleibt das Gehör lange wach. Die Leute hören auf ihren Namen, öffnen den Mund, wenn man ſie dazu auffordert, aber ſpäter wiſſen ſie weder davon, noch haben ſie Schmerz empfunden; Andere fühlen nur einzelne Akte, wie das Anlegen des Zahnſchlüſſels, das Herausheben des Zahnes u. dergl.; einige Wenige ſagten, daß ſie doch etwas Schmerz, aber ſehr gedämpft, empfunden hätten; Andere wieder fühlen die tiefſten Nadelſtiche nur wie leichte Berührung mit einer zugeſpitzten Schreibfeder. Höchſt intereſſant waren die Fälle, in denen die Perſonen bei vollem Bewußtſeyn blieben, Alles ſahen, hörten, fühlten, was um und mit ihnen vorging, ſpäter jede Bewegung des Operateurs, jeden Akt der Operation genau beſchrieben, ohne jedoch im entſcheidenden Momente auch nur den leiſeſten Schmerz gefühlt zu haben. Solche Fälle ſind mehrere vorgekommen und vor Zeugen beobachtet worden. Bei Andern findet nun gerade das entgegengeſetzte Verhältniß ſtatt, ſie ſchlafen regungslos, und trotzdem greifen ſie im Momente der Operation nach dem Inſtrumente, ſchreien laut auf oder ſtöhnen, aber ſind ſie erwacht und man fragt ſie, ſo wiſſen ſie nichts von Operation und Schmerz. Man ſieht alſo, die Zuſtände ſind ſehr verſchieden, aber doch faſt alle ſo, daß

Kranker und Arzt ſehr zufrieden damit ſind und ſie nicht mit den gewöhnlichen vertauſchen möchten. In Bezug auf Träume findet gleichfalls große Verſchiedenheit ſtatt. Die Einen wiſſen gar nichts zu erzählen. Andere ſchildern den ganzen Zuſtand als äußerſt angenehm und erzählen von herrlichen Träumen; einige Wenige waren beängſtigt, hatten ſchwere Träume, und ihr ungeſtümes Benehmen ſchien damit in Zuſammenhang zu ſtehen. Ueble Folgen, bedenkliche Zufälle ſind nie eingetreten; zuweilen einige Uebligkeit nach dem Erwachen, einige Stunden lang Eingenommenheit des Kopfes, kurze Zeit dauernde Schwere in den Gliedern, Dieß ſind die einzigen bald ſpurlos vorübergehenden Erſcheinungen, die wir beobachten konnten.

Ueber den Verlauf und das Ergebniß einiger in dem Spitale St. Louis in Paris angeſtellten Verſuche hat die Allgem. Ztg. folgende Mittheilungen erhalten. Dieſe Verſuche, deren etwa zwanzig ſeyn mögen, laſſen ſich, wie mir dünkt, in drei Klaſſen eintheilen, je nachdem die Wirkung unläugbar oder zweifelhaft war, oder aber das Mittel gänzlich fehl ſchlug. Auf jede dieſer drei Klaſſen kommt ungefähr ein Drittel der Verſuche.

Die Operationen, in denen der Aether mit dem eben angedeuteten Erfolg angewandt worden iſt, ſind ſehr verſchiedener Art. Unter die gelungenſten iſt eine Bein-Amputation ſowie die Oeffnung zweier Abſceſſe zu rechnen, was allerdings nicht wenig für die Methode der HH. **Jackſon** und **Morton** ſpricht. Ein Arbeiter war unter einen Eiſenbahnwagen gerathen und ſein Bein zerquetſcht worden. Die Trennung des Gliedes vom Leibe erfolgte unterhalb des Kniees nach Einhauchung von Aether, und der Patient erklärte, er habe nicht mehr gelitten als wenn man ihn mit einer Nadel geritzt hätte.

Die Profeſſoren Roux und Velpeau haben es auch an Verſuchen im Hôtel-Dieu und in der Charité nicht fehlen laſſen, doch ſind ſie im Allgemeinen mit dem Ausgang derſelben weniger zufrieden als die Chirurgen des Hoſpitals St. Louis. Der Apparat deſſen man ſich hier zur Einſchläferung bedient, beſteht aus einem gläſernen Gefäß das dem in mehreren chemiſchen Proceſſen, und namentlich bei der Deſtillation der Eſſenzen gebrauchten florentiniſchen Recipient ähnlich ſieht. Man gießt dreißig bis fünfzig Gramme Aether über einige Stückchen Schwamm, deren Poroſität die Verdunſtung der Flüſſigkeit befördert. Die Röhre des Gefäßes wird in eines der Naſenlöcher des Patienten geleitet, das andere mit der Hand zugehalten; ſo oft der Patient einathmet ſtürzt die Luft in den innern Raum der Flaſche, durchdringt den Schwamm und kommt mit Aetherdunſt geſchwängert in die Lunge; das Ausathmen geſchieht durch den Mund.

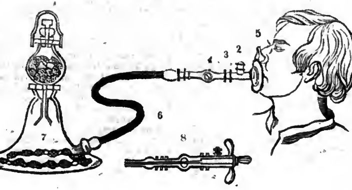
Je nach der nervöſen Beſchaffenheit der Individuen wirkt der Aether ſchnell oder langſam; ſchneller bei den Frauen, langſamer bei den Männern. Im Durchſchnitt braucht man acht oder zehn Minuten, nur ausnahmsweiſe kann das Einflößen des Aetherdunſtes ſchon nach vier oder fünf eingeſtellt werden. Während des Experiments ſind die Pulsſchläge raſcher und etwas ſchwächer; die Reſpiration wird beſchleunigt und unregelmäßig; mehrmals nahm man eine merkliche Erkaltung der Extremitäten wahr. Der Zuſtand von Unempfindlichkeit und Bewußtloſigkeit, in welchen der Kranke fällt, iſt keineswegs vollſtändig, und erreicht bei weitem den Grad der Opium-Narkoſis nicht. Die fragliche Subſtanz ſcheint eher das Gefühls- als das Wahrnehmungsvermögen zu lähmen: den meiſten Patienten bleibt ein wenn gleich verworrener Begriff, eine Ahnung deſſen was um ſie vorgeht, ſie hören die Reden der Umſtehenden, verhalten ſich aber regungslos während der Operation. Einige fühlen Beklemmungen, was wohl der Unzulänglichkeit der mit dem Aether eingeathmeten Luft zuzuſchreiben iſt, andere hingegen werden in einen ſeltſamen Taumel verſetzt, dem durch mäßigen Genuß von Opium erzeugten ziemlich ähnlich, ihre Züge drücken Freude und Wohlbehagen aus, ſie träumen; einer verſicherte eine Schneeſäule vor Augen gehabt zu haben.

Galign. **Meſſenger** erzählt einen neueſten Fall aus der Charité, in welchem die Operation nicht nur ſchmerzlos, ſondern mit einer angenehmen Empfindung für den Patienten verbunden geweſen ſeyn ſoll! Ein Mädchen, welches von der Narkoſe erwachte, rief aus: „Mein Gott, wie war es mir ſo wohl! Ich war bei den Engeln, und nun erwach' ich, um die gräßliche Qual der Amputation zu erleiden!“ Da ſagte man ihr, dieſe ſey ſchon vorbei.

---

* Wir geben hier die Abbildung eines Einſaug-Apparates wie ihn die „Londoner illuſtrirte Zeitung“ darſtellt, deſſen ſich die Aerzte DD. **Boot** und **Robinſon** bedienten. — Es mögen nun wohl inzwiſchen verſchiedene Methoden und Apparate entſtanden ſeyn, wie aus obigen Berichten aus **Paris** erhellt, wo das Einathmen des Aethers durch die Naſe geſchieht. Folgendes iſt der Beſchrieb unſerer Zeichnung:

Mit 1) iſt das Mundkiſſen bezeichnet, welches der Operateur feſthält; mit 2) ein horizontales Ventil zur Entfernung der ausgeathmeten Luft; mit 3) ein vertikales Klappenventil; mit 4) ein Hahn; mit 5) eine Naſenfeder, durch welche der gleichzeitige Eintritt der atmoſphäriſchen Luft in die Mundhöhle verhindert wird; mit 6) eine elaſtiſche Röhre; mit 7) ein gläſernes Gefäß mit Glaskugel, in welcher ſich die mit Schwefeläther geſättigten Schwämmchen befinden; mit 8) der Durchſchnitt des Kiſſens mit dem Mundſtück. Wenn der Apparat in Anwendung gebracht wird, wird der durchbohrte Stöpſel zwiſchen den Glasgefäßen geöffnet, will man dagegen den Patienten friſche Luft ſchöpfen laſſen, ſo muß man dieſen Stöpſel zudrehen, die Naſenfeder wegnehmen und das Klappenventil öffnen, was beſonders bei längeren Operationen erforderlich iſt.



Digitized by Google

Ein Paar Lebensbilder aus dem Zillerthal.

(Aus Steub's „Drei Sommer in Tyrol".)

(Schluß.)

Als Peter durch das Land daherrauſchte und auf den Kohlenbrenner zukam, fragte P.: wollt ihr mich beherbergen? Der Kohlenbrenner erkundigte ſich zuerſt um die Herkunft des Knaben und verſprach ihm dann, was er begehrt. Er führte ihn in ſeine Hütte, gab ihm zu eſſen und zu trinken und machte ihm ein Lager zurecht, in welchem Peter ſehr gut ſchlief. Am andern Tage bedachte ſich der Knabe und bekam einen Ekel am Bettel, ſo daß er ihm ganz zuwider wurde. So nahm er ſeine Sachen zuſammen und trollte damit den Berg hinauf, um nach einem Hirtendienſt umzuſehen. Unterwegs rief ihm aber der alte ehrliche Kohlenbrenner von der Hausthüre zu: Wo gehſt hin, Peterl? Dieſer antwortete: Auf den Berg hinauf, Schafe hüten. Ei, ſagte der Andere, ich kenne ſo viele, die ihr Brod mit einer Handelſchaft außer Landes ſuchen; probier es auch! wer weiß, ob du nicht dein Glück finden kannſt. — Wie ſoll' ich es denn machen? Ich habe kein Geld; und wer wird mir etwas geben? — Ich will dir Bürge ſeyn, ſagte der Kohlenbrenner. Auf ſeine Worte ging der Knabe zurück und zum Bartlme Hauſer, als einem Oel- und Theriak-Fabrikanten. Dieſer borgte ihm um drei Gulden neun Kreuzer ſolcher Waaren.

Peter Proſch ging alſo im zehnten Jahre ſeines Alters außer Landes als herumlaufender Oelträger, errang weniger durch ſeine Handelſchaft, als durch zarte Bitten bei den Bäuerinnen in der Küche, und kam ins Schwabenland und bis nach Diſchingen. Dort hörte der Fürſt Taxis auf der Jagd von dem kleinen weithoſigen Tyroler und verlangte ihn zu ſehen. Darauf ließ er ihn waſchen, in Läuferkleider ſtecken und nahm ihn unter ſein Hofgeſinde. Er lernte dem Fürſten und der Fürſtin den Rock küſſen und bekam viele Teller voll Confekt. Der Läufer Auguſtin hatte ihn in der Lehre und noch drei andere Jungen mit ihm. Sie liefen alle Tage zur Uebung vier Stunden weit ſpaziren nach Dillingen. Peterl war der begabteſte unter den Zöglingen, lief am ſchnellſten und bekam daher am wenigſten Schläge. Aber in all der neuen Herrlichkeit am Hofe befiel ihn doch das Heimweh, und eines ſchönen Morgens ging er auf die Flucht. Ein ſchwarzer trotziger Reiter auf einem weißen Roſſe holte ihn indeſſen wieder ein und brachte ihn an den Hof zurück.

Im Herbſte zog der Fürſt nach Regensburg, und Peter ſah nun auch dieſe berühmte Stadt. Der fürſtliche Rath Kirchmayr hatte eine beſondere Neigung zu dem Knaben gefaßt, und die Frau Räthin ſuchte ihm etwas Bildung beizubringen. Statt: Hoy, was willſt? ſollte er nunmehr ſagen: Was ſchaffen Euer Gnaden? Dies war aber noch zu ſchwer für ſein zartes Alter, und als er einmal beim ſchwarzen Elephanten Salzburger Fuhrleute erfragt hatte, ging er mit ihnen davon und kam wohlbehalten nach Hauſe, wo er keinen Biſſen zu eſſen hatte.

Tauſenderlei Gedanken von großen Herren, von Gnaden und Glücksgütern hatte er von der Reiſe mitgebracht, und nun trat dazu noch auf heimiſchem Boden das Bild der guten Kaiſerin Maria Thereſia, von welcher ſeine Landsleute ſo viel erzählten. Und ſiehe da! als er eines Abends ſchlafen gegangen, träumte ihm ganz natürlich, er ſey bei der guten Kaiſerin mit dem Hut unterm Arm, welchen ſie ihm voll Geld geſchenkt, und ſie laſſe ihm in ſeinem Dorfe eine Wohnung und eine Branntweinhütte bauen. Von da an kein anderer Gedanke mehr, als Maria Thereſia, Hut voll Geld, Branntweinhütte, Haus bauen. Und nach verſchiedenen Begebenheiten und mehreren Wochen ſtand Peter im Audienzſaale zu Schönbrunn. Maria Thereſia kommt herein, der Knabe läuft ihr entgegen, purzelt auf dem glatten Boden rücklings hin, rafft ſich wieder auf, kniet nieder und erzählt der Kaiſerin, die ſich vor Lachen kaum verwußte, ſeinen Traum. Dieſer ging nun nach ſeinem ganzen Inhalte in Erfüllung, und der junge Tyroler kehrte reich beſchenkt in ſeine Heimat zurück. Es war an einem Sonntage, und im nächſten Wirthshauſe ſpielten Muſikanten auf. Dahin ging nun Peter zum Tanze unter die Leute, die ſchon gehört hatten, wie glücklich er geweſen. Er war dreizehn Jahre alt und wurde als ein Wundermenſch angeſehen, weil noch Niemand aus dem Dorfe nach Wien gekommen war. Buben und Dirnen bewillkommten den Freund ihrer Jugend und ſchüttelten ihm die Hände. Unter Andern war ein hübſches Mädchen da, in ſeinem Alter, welches ihm die Hand gab und die ſeinige drückte und ſagte: Gehſt du nicht einmal mit mir tanzen? — O ja, ſagte Peter und fing mit ihr den Reigen an. Unterm Tanze aber flüſterte ihm das Mädchen ins Ohr: Peterl, magſt du keine Rüben und geſchlagenes Butterbrod mehr eſſen? Es war nämlich daſſelbe Dirndlen, das einſt neben dem Rübenacker auf der Wieſe die Ziege hütete, als der Andere von dem Berge mit ſeinem Brodſack heruntergekommen war. Sie blieben nun beiſammen und gingen nach dem Tanze mit einander. Unterwegs umarmten ſie ſich öfters in unſchuldiger Zärtlichkeit, verſprachen einander zu lieben und zu heirathen und kamen alſo nach Hauſe. Als Peter ſein Häuschen ausgebaut und das ſechszehnte Jahr erreicht hatte, hielt er Hochzeit und nahm zur Ehewirthin das nämliche Mädchen, welches auch keinen Vater und keine Mutter mehr hatte, wie er. Sie waren zuſammen einunddreißig Jahre, ſieben Monate und fünf Tage alt.

Ein Complott zur See.

(Aus dem Reiſetagebuche eines Deutſchen mitgetheilt, welcher dieſes Abenteuer auf einer Fahrt von Acapulco nach Oberkalifornien im Juli 1842 beſtand.)

Am 25. Auguſt Morgens war die „California" ſegelfertig und nach der Frühſtückeſtunde war ich im Studierzimmer meines Freundes, einige geſchäftliche Gegenſtände beſprechend; plötzlich ertönte Kettengeraſſel auf der Straße und vor dem Glasfenſter vorbei paſſirte ein Zug Züchtlinge, je zwei und zwei zuſammengeſchmiedet, unter Militärbedeckung, halbnackt, mitunter mit Lumpen bedeckt, ein Bild der Verworfenheit und des Elends: — — es waren die zwei und dreißig Mann, die unſer Schiff nach Californien bringen ſollten! Mein Freund ſagte kein Wort, allein ein Schauder überlief ſein Geſicht; ein Beweis, wie lebhaft er in dieſem Augenblicke für mich fühlte! —

Eine Botſchaft benachrichtigte mich, daß das Schiff bereits unter Segel, nur noch des Bootes wartete, das mich an Bord bringen ſollte. Meine Freunde begleiteten mich an den Werft. Der Schooner kreuzte vor dem Hafen; die Schaluppe des Hafencapitäns war für mich bereit, — aber ich war nicht der einzige Paſſagier; ein kränklicher Offizier mit einem Arm in der Binde, mit einer dürftigen Frau an der andern Seite und drei kleinen Kindern im Nachtrab begrüßten mich als Reiſegefährten: der Mann mehr todt als lebendig; die Frau leichenblaß und ſeekrank von dem Augenblick an, wo ihr Fuß das Boot berührte; die Kinder weinend; ſo machten wir unſern Weg gegen das Fahrzeug, deſſen Verdeck und Bollwerk uns ſchon von Weitem den beunruhigenden Anblick einer Galeere entgegenhielt. Wir erreichten die Seite des Schiffes, beſtiegen das Verdeck; die zurückgelaſſenen Segel füllten ſich mit Wind, und wir ſtanden nach der hohen See.

Welch' eine Scene auf dem Verdeck! Dreißig Männergeſtalten in jeder Abſtufung des Alters und der Farbe vom weißgelben Meſtizen bis zum dunkelbraunen Abkömmling des Negers, vom kupferrothen Indianer bis zum olivenfarbigen Exemplar malayiſcher Abſtammung, — meiſt aber im kräftigſten Mannesalter, in allen erdenklichen Gruppen. Einige mit dem feſten Trotz der Entſchloſſenheit im Blick; andere mit den Zügen der bangen Ungewißheit, — noch andere mit ſtoiſcher Faſſung und hin und wieder ein verhärteter Böſewicht mit dem Kainszeichen auf der Stirn und herausfordernder Miene; — Alle mehr oder weniger verwahrloſt im An-

Digitized by Google

zuge. Einige mit Ueberreſten einer militäriſchen Schutzmontur von grobleinenen Jacken und Hoſen; die meiſten aber halbnackt und nicht ſelten mit Narben von Hieb- und Schußwunden auf den unbedeckten Armen oder Schenkeln. Ich weiß mir ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben, welcher Eindruck bei mir im erſten Augenblick die Oberhand hielt, Abſcheu oder Mitleid; Abſcheu gegen den vorherrſchenden Ausdruck des Verbrechens und der Verwilderung, der tiefſten Herabwürdigung des Menſchen durch Laſter und Verworfenheit, — Mitleid über den Zuſtand der Verwahrloſung dieſer Unglücklichen, die ſo eben ihrer Ketten befreit und dem Gefängniß am Lande entzogen, ſich nun mit Einmal auf einem ihnen fremden Elemente befanden, hülflos, verwildert, unaufhaltſam und unwiederbringlich faſt ihrer Heimath entführt nach einem ihnen unbekannten Verbannungsort, aus dem warmen ſonnigen Klima der mexikaniſchen Südküſte einem rauhen Himmelsſtrich entgegeneilend, mit kaum bedeckten Blößen, gewaltſam entriſſen den Scenen ihrer Jugend! — Nur wer die Anhänglichkeit des Mexikanees an ſeine Provinz, an ſeinen Weiler kennt, kann richtig urtheilen über die Lage dieſer Verwieſenen; — und wirklich waren unter ihnen Geſtalten und Geſichter, die eines beſſern Looſes würdig, wenigſtens zu etwas Beſſerem beſtimmt zu ſeyn ſchienen; Menſchen, die nur Leichtſinn, Andere, die vielleicht ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden, oder eine Verwechslung in dieſe Lage gebrbacht haben mochte.

Ein junges Weib von belebten Zügen ſaß mit aufgelöſ'tem Haare auf einer der Lucken im Schatten des großen Bootes, — all' ihre Gedanken ſchienen nur auf einen Gegenſtand gerichtet, und mit der Sorgfalt ihres Geſchlechts war ſie beſchäftigt, mit der dürftigen Ausrüſtung von ein Paar wollenen Decken einen möglichſt bequemen Ruheplatz zu bereiten. Es lag etwas Unbefangenes, faſt Kindliches in ihrem Ausdruck, ihrem Weſen. „Komm her und ruhe aus!“ rief ſie nach vollendeter Arbeit ihrem Manne zu, der alſobald nichts anderes als Pflicht und Schuldigkeit erkennend, die ihm zugedachte Stelle annahm, während ſie, an ſeiner Seite ſitzend, ihm Kühlung zuwehte. Der Mann ſelbſt war das ächte Bild eines Küſtenbewohners, mit einem Anflug afrikaniſcher Abſtammung, gerade ſtark genug, um ſeine Formen in voller Vereinigung von athletiſcher Kraft und gefälligem Ebenmaaß zu zeigen; es war ein kürzlich verheiratheter junger Mann, der abwechſelnd das Gewerbe des Viehhirten und Branntweinſchmuggels getrieben und auf einem ſeiner Streifzüge bei einem Wortwechſel ſeinem Gegner das Meſſer durch den Leib gerannt hatte. Unbekümmert um die Folgen eines Vergehens, das ihm nichts weiter als eine naturgemäße Aufrechthaltung ſeiner Ueberlegenheit geſchienen, nahm er ſich nicht einmal die Mühe zu fliehen und fiel den Weibern der californiſchen Expedition in die Hände; ſeine Frau ſtand einen Augenblick an, ſein Loos zu theilen. Er hatte etwas Kühnes und Entſchloſſenes und doch Gefälliges in ſeinem Weſen. Unangefochten von der Seekrankheit ſchickte er ſich vom erſten Augenblick an, am Bord behülflich zu ſeyn, gewann ſich ſchnell den guten Willen der Mannſchaft, ſowie ihm ſeine Haltung den Reſpekt ſeiner Genoſſen verbürgte. Seine Frau wurde von Allen mit der ſelbſt dem mexikaniſchen Gauvieh eigenen Aufmerkſamkeit behandelt, und aus der Cajüte kam ihr jeden Tag eine Zugabe zur gewöhnlichen Schiffskoſt zu, die ſie als Leckerbiſſen getreulich mit ihrem Manne theilte.

Unſere zwei und dreißig Mann bildeten einen Theil und gleichſam den Reſt einer Expedition von 300 Mann, die das Gouvernement bei Gelegenheit der Ausſendung eines neuen Gouverneurs und Militär-Commandanten nach Californien beſtimmt hatte, und zu deren Completirung mit Beigabe einer ſehr beſchränkten Anzahl wirklicher Soldaten und mehrmals wiederaufgegriffener Deserteurs man die Gefängniſſe von Guadalajara, Chapala und anderer bekannten Depots von Züchtlingen geleert hatte. Selten oder nie, auch bei früheren Truppenſendungen nach Californien waren andere Beſtandtheile zur Verſtärkung jener Provinzialbeſatzungen gewählt worden, und dieſem Umſtand iſt denn auch die häufige Wiederholung von Meuterei und Gewaltthaten auf der Paſſage und die Demoraliſation der Preſidialtruppen zuzuſchreiben, wogegen von Seiten der Californier ſo oft umſonſt Gegenſtimmen erhoben worden ſind. Einmal aus ſo edlen Quellen her liſtenweiſe completirt, erhielt dieſe Diviſion ihre Marſchroute von Guadalajara aus nach San Blas, en cuerda, unter Bedeckung von Veteranmiliz. — Der größte Theil je zwei und zwei zuſammengekettet, wurden ſie in letzterem Hafen ſofort in einem ihrer wartenden Fahrzeuge eingeſchifft, um nach Mazatlan gebracht und von dort nach Californien weitergeſchafft zu werden. Der Handelsſtand und die Einwohner von Mazatlan, in Befürchtung der Folgen, welche der längere Aufenthalt einer ſolchergeſtalt aus dem Auswurf zuſammengerafften Soldateska vorausſetzen ließ, und in der Stärke der Standgarniſon keine genügende Garantie gegen etwaige Plünderung erblickend, wandte ſich an den dortigen Militair-Kommandanten mit dem Antrag, daß die Truppen der Expedition anſtatt in der Ortſchaft ſelbſt zugelaſſen zu werden, bis zur förmlichen Abfertigung nach Californien an irgend einem iſolirten Punkt außerhalb derſelben bivuaquirt werden möchten, und der Befehlshaber, die Gefahr erkennend, verfügte die Entſendung derſelben auf die kahle Inſel Venado, etwa eine Legue vom feſten Lande entfernt, wo die erforderlichen Sparren und Segel zur Errichtung von Zelten geſtattet wurden, und wohin allwöchentlich zwei- oder dreimal die Lebensmittel vom feſten Lande hinübergeſandt werden ſollten, bis die Schiffe der Expedition ſelbſt, mit allem Nöthigen verſehen, bereit ſeyn würden, die Truppen von der Inſel aufzunehmen. Kaum ſahen ſich jedoch die Ebenausgeſchifften ſich ſelbſt überlaſſen, als ſie auch auf Mittel zur Flucht Bedacht nahmen, und ehe Argwohn am Lande rege wurde, vermittelſt der ihnen anvertrauten Materialien und einer auf der Inſel wachſenden Art Liane Flöße bildeten, um auf das feſte Land der Küſte hinüberzuſetzen und ihre Freiheit wiederzugewinnen. Wirklich gelang es auch den Erſteren unter Begünſtigung der Fluth den Strand zu erreichen, wo ſie ſofort einzeln ihrer Heimath zueilten, aber die Nachfolgenden, weniger von den Umſtänden begünſtigt, trieben ſtundenlang zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande umher und wurden theilweiſe ſogar von der Ebbe nach der hohen See getrieben; mehrere dieſer Flöße waren dem Sinken nahe, andere ſchlecht verbunden gingen auseinander und ein großer Theil der darauf Geflüchteten wäre zweifelsohne verunglückt, wären nicht die in Eile hinausgeſandten Böte der Hafenkommandantſchaft den Ertrinkenden zu Hülfe gekommen: — dreihundert und etliche mehr wurden auf dieſe Weiſe theils aufgefiſcht, theils von der Inſel abgenommen und geſichert, und da um dieſelbe Zeit die Transporte, Dank dem großen Eifer des mit dieſer Kommiſſion Beauftragten, bereits ſegelfertig waren, eingeſchifft in Begleitung einiger ihr Loos theilenden Weiber, denen geſtattet war, ſie nach ihrer Beſtimmung zu begleiten. Der Kommandant-General und eine Kompagnie wirklicher Truppen beſtieg mit ſeinem Stab eines der Schiffe; die übrige Soldateska wurde auf die andern drei Fahrzeuge vertheilt unter ihren reſp. Offizieren, und ſo ſegelte denn dieſe Expedition etwa einen Monat vor unſerer Ankunft nach ihrer Beſtimmung.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Auch ein Kompliment.

Der Pianofortevirtuoſe D. ſpielte einſt im Kreiſe eines ariſtokratiſchen Cirkels. Als er geendet hatte, trat Jemand an ihn heran und ſprach huldreichſt: „Schau'ns, ich hab' den Thalberg gehört — (tiefer Bückling des Künſtlers) — ich hab auch den Liszt gehört, aber — (extremer Bückling des Virtuoſen) — ſo wie Sie hat halt noch keiner — g'ſchwitzt.“

In St. Ulrich (Wien) kündigt ein Krämer „alle Sorten Strumpfwürgerwaaren“ an; und auf der Landſtraße neben dem Invalidenhauſe wird „geiſtiges Gedrange“ den Durſtigen angeboten.

Nro. 14.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 17. Februar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Canton und ſeine Bevölkerung. — Die Einathmungen des Schwefeläthers. — Garrick als Geiſt. — Statuten des neuen Mäßigkeits-Vereins. — Pot-Pourri.

Canton und ſeine Bevölkerung.

(Aus dem Berliner „Magazin für die Literatur des Auslandes.")

Canton, welches die Chineſen Sang-ſchien nennen, iſt die Hauptſtadt der Provinz Kuang-tung; letztere iſt halb ſo groß als Frankreich und enthält 15 Diſtrikte. Canton gehört zwei Diſtrikten an, — eine Eintheilung, welche bei faſt allen großen Städten China's vorkömmt. Eine beinahe viereckige Mauer umgibt die Stadt und eine andere theilt dieſelbe in zwei Hälften, von welchen die nördlich gelegene die alte oder tatariſche Stadt heißt, und dieſer Stadttheil iſt noch immer bis zum heutigen Tage den Fremden verſchloſſen.*) Der zweite Stadttheil bildet die neue oder chineſiſche Stadt, und die Ausländer haben hier freien Zutritt, obgleich ſie noch immer nicht gern geſehen ſind. Die äußere Mauer, welche die Stadt umgibt, hat zwölf Thore, während die innere blos vier hat, durch welche man von der tatariſchen zur neuen Stadt gelangt.

Canton iſt von vielen Kanälen durchkreuzt, und während der Ebbe- und Fluthzeit bilden mehrere Straßen ſelbſt Kanäle. Die geſammte Stadt ſoll 600 Straßen, welche aber meiſtens ſchlecht gepflaſtert und eng ſind, aufzuweiſen haben. An vielen ſind Sicherheitsthore angebracht, welche die Polizei jeden Abend verſchließt, um die Ueberwachung der Straßen beſſer handhaben zu können. Im Winter werden die Dächer durch Bohlen verbunden, von welchen aus die Nachtwächter die Straßen überwachen und von Zeit zu Zeit ein Geräuſch hören laſſen, wodurch ſie den Dieben zu erkennen geben, daß ſie auf ihrem Poſten ſind. Bei Feuersbrünſten verfahren ſie ganz wie unſere Nachtwächter.**)

Die Straßen Cantons haben oft ihren Namen nach dem Geſchäft, welches darin vornehmlich getrieben wird. So gibt es Zimmermann-, Apotheker- und andere nach Gewerken benannte Straßen. In den chineſiſchen Kaufmanns-Straßen ſieht man ungeheuer große Schilder über den Ladenthüren angebracht, auf welchen man mit großen vergoldeten Buchſtaben in chineſiſcher Sprache nach der hier gegebenen Ueberſetzung Folgendes leſen kann: — „Alle ehrbare Perſonen, wenn ſie kaufen wollen, müſſen das Schild dieſes Ladens anſehen. Für die Waaren darin wird garantirt und der Preis iſt billig. Weder Greiſe noch Kinder werden betrogen." Im Innern des Ladens iſt ein Waaren-Tarif angebracht, der wiederum von kommerziellen erbaulichen Sprüchen mit Lobeserhebungen auf die darin befindlichen Waaren umgeben iſt. Die Stellung des Ladentiſches und des Verkäufers iſt ähnlich der unſrigen. Etwa zehn Fuß hoch über dem Platze, wo der Ladendiener ſteht, erblickt man in der Wand eine Niſche mit einem ſchönen, vielfach verzierten, dem Buddha geweihten Altar, neben welchem ſich ein Balkon befindet, von wo aus der Prinzipal ſeine Diener überwacht. Ein Dachfenſter beleuchtet den Laden, und ein zweiter Altar iſt dem Tu-Thei, dem Gotte des Reichthums, geweiht, einem Idol, welches unter den chineſiſchen Kaufleuten nicht minder als unter den europäiſchen immer die größten Verehrer gefunden hat.

Die ſchönſten Läden Cantons befinden ſich in der Medizinalſtraße (Physic-Street), einer der ſchönſten Straßen dieſer Weltſtadt. Die prächtigſten Vaſen und andere Kunſtarbeiten des alten China's, ſo wie Bildſäulen chineſiſcher Götter und Weiſen, Waffen und Münzen der älteſten Dynaſtien — lauter Arbeiten, welche die Geduld und Geſchicklichkeit des chineſiſchen Meiſters im höchſten Grade bewundern laſſen, ſind hier in großen Muſeen und Niederlagen dem Publikum zur Schau geſtellt. In einer anderen Straße erblickt man Kaufmannsläden, in welchen Laternen der verſchiedenſten Form aufgehängt ſind. Dieſelben laſſen ſich vergrößern und verkleinern und präſentiren ſich bald als Cylinder, bald als Sphäroide, bald als Polygone, kurz in allen möglichen mathematiſchen Figuren. Auch findet man hier allerhand heilige Flitterarbeit, womit der Chineſe die Altäre und Tempel ſeiner Hausgottheiten ſchmückt. — In einer anderen Straße verkauft man Porzellan aus der Provinz Kiangſi, ſo wie Stroh- und Rohrarbeiten. Nicht weit davon iſt der Gemüſe- und Fleiſch-Markt, auf welchem letztern ſich auch unter Anderem geräucherte Ratten befinden. Die Naſe hat indeſſen in den Straßen Cantons weniger zu leiden, als das Auge, denn ein harziges Holz und anderes Räucherwerk verbreitet daſelbſt beſtändig Wohlgerüche.

Die Bevölkerung, welche die Straßen Cantons belebt, bietet einen eigenthümlichen Anblick dar. Hier ſieht man eine unzählige Menge von Köpfen, über welche ſchweigende Barbiere ihre großen Raſirmeſſer graviätiſch hinweggleiten laſſen; dort erblickt man ganze Reihen von Wahrſagern vor ihren langen Tafeln ſitzen und umgeben von einer neugierigen Menge, welche von ihrem künftigen Schickſal Kunde haben will. In der Rechten halten die Aſtrologen eine Wetterfahne und in der Linken mathematiſche Inſtrumente und wunderliche Bilder von Göttern und Dämonen. Der Weiſſager hat Papier und Feder vor ſich liegen, um damit ſeine Berechnung anzuſtellen, ſo wie ſtaubige Folianten, die er hin und wieder mit einer myſteriöſen Miene vergleicht oder auch nur berührt. Er ſagt lange Sprüche her, worauf der Gläubige die Hand ausſtreckt, deren Linien und Falten der Prophet deutet. Nachdem Letzterer ſeine Zahlung erhalten, macht er eine Prophezeihung, die in tiefes Dunkel gehüllt iſt. Etwas weiter ſieht man Kranke, welche ſich Fauſthiebe auf den Rücken verſetzen, eine Art homöopathiſches Mittel der Chineſen. Keſſelflicker, Schuhmacher und andere Handwerker treiben ihre Profeſſion auf der Straße. Bettler, mit ihren elenden zerriſſenen Matten auf dem Rücken, ſingen Klagelieder her oder ſchlagen ſich mit dem Kopf an die Erde; ganze Karawanen von Blinden durchziehen an Stäben die Straßen, Almoſen bettelnd. Hinter ihnen ziehen wieder Muſikanten und Sänger her, welche mit beliebten National-Liedern die Menge beluſtigen. Alles iſt auf der Straße vertreten. In dieſem Gewühle fehlt es auch nicht an ſolchen, welche uneingeladen Einem die Taſchen unterſuchen. Beſonders muß der Europäer auf ſeiner Hut ſeyn, denn bei ihm glauben die chineſiſchen Taſchendiebe am meiſten zu finden.

*) Das neueſte Edikt des Kaiſers ſcheint dieſen Stadttheil jedoch den Ausländern zugänglicher gemacht zu haben.

**) Das Verfahren der unſrigen iſt allerdings zuweilen ſehr chineſiſch.

Digitized by Google

Hinſichtlich der Bonart iſt zu bemerken, daß die Häuſer mit runden Ziegeln bedeckt ſind, wodurch das Dach gewölbt erſcheint. Die Bauten ſind im Ganzen mehr geziert als ſolid. Auch iſt China arm an alten Denkmälern. Die Häuſer haben in der Regel nur ein Stockwerk und deren Fenſter ſind eingerichtet, wie unſere mittelalterlichen. — Die Wohnungen der Reichen ſind von Mauern umgeben, um ſie den Blicken der Vorübergehenden, namentlich der äußerſt ſcheelſüchtigen Mandarinen, zu entziehen. Die inneren Wände der Häuſer ſind mit ſchön ausgeputzten Altären, den Vorfahren oder Schutzgöttern gewidmet, ausgeſchmückt. Auf denſelben brennt ſtets eine Lampe, und die Gläubigen ſtecken daran Weihrauch und vergoldetes Papier und andere Opfergaben an. Die Stubenwände ſind gewöhnlich mit moraliſchen Sprüchen beſchrieben. Die Wohnung der Männer iſt natürlich von der der Frauen getrennt, und erſtere heißt Gun-ting, letztere Ka-fnning. Die Zimmer ſind klein, dagegen ſehr zahlreich, und ſind mit großen und viereckigen Divans und Lehnſtühlen möblirt. Maler- und Schnitzarbeiten, welche beſonders die Pflanzen- und Thierwelt vorſtellen, ſind allenthalben angebracht. Die an den Wänden und Möbeln befindlichen allegoriſchen Sprüche ſind oft den Chineſen ſelbſt nicht verſtändlich, was ſie indeſſen lieben, denn ſie halten nur das für geiſtreich, was ſchwer zu begreifen iſt. Oft jedoch ergänzen ſich die Sprüche, wodurch ſie auch verſtändlich werden.

Ueber die Bevölkerung Cantons hat man manche Vermuthung aufgeſtellt. Die Einen nahmen die verhältnißmäßig geringe Häuſeranzahl zum Maaßſtabe und ließen ſo die Einwohner ½ Million ſeyn; andere wollten eine Million herausgerechnet haben; noch andere nahmen den Handwerkerſtand zu 250,000 an, die Schiffsbevölkerung zu eben ſo viel und die übrigen Stadtbewohner zu einer Million, und wollten ſo 1½ Millionen Seelen gefunden haben. Alle dieſe Angaben ſind aber nicht mehr als Vermuthungen, und es wird noch lange dem Fremden ſchwer halten, über die Anzahl der Einwohner Canton's, ſo wie China's überhaupt, auch nur eine annähernde Gewißheit zu gewinnen.

Die Cantoner ſind in der Regel von hoher Geſtalt. Die chineſiſche Menſchengattung hat nicht eine ſo große Mannichfaltigkeit in der einzelnen Abweichung aufzuweiſen, wie die europäiſche. An phyſiſcher Kraft dieſer nachſtehend, iſt ſie minder einer Abnormität ausgeſetzt, welche letztere faſt immer nur eine Folge des Zufalls iſt. Die Geſichtsfarbe der Chineſen iſt gelblich, im Norden jedoch auch weiß. Die Naſe iſt kurz und platt, die Naſenlöcher aufgeworfen, Augenknochen hervorragend, Ohren groß, Augen klein, faſt ohne Augenwimpern, Hände zart, Finger lang, Füße ſehr kurz, das Haar ſchwarz; ſo iſt der Chineſe in ſeiner leiblichen Geſtalt beſchaffen. Die Chineſen raſiren den Vordertheil des Kopfes, die Schläfen und den Nacken, ſo daß im Hinterkopfe eine 4 — 5 Zoll umfaſſende Haarkugel bleibt, von wo aus nun aber ein Schweifzopf herabwirbelt, welcher noch mit falſchen Flechten gemiſcht iſt und bis zu den Ferſen reicht. Das Kopfſcheeren bei den Chineſen iſt erſt ſeit 1644 in Gebrauch gekommen. Auch hat dieſe Sitte ſtets mehr Wurzeln geſchlagen; höchſtens iſt ſie bei den Bettlern, Gefangenen und den unbeſiegten Bergvölkern noch nicht ganz eingeführt. Einem Chineſen den Zopfſchweif abſchneiden, heißt, ihm den größten Schimpf anthun. Diejenigen Gefangenen, welche die Engländer im letzten Kriege dieſes ſeltſamen Kopfputzes vor ihrer Befreiung beraubten, zogen ſich ſo lange zurück, bis dieſes Uebel wieder theilweiſe durch einen Nachwuchs gut gemacht war. Der Bart dagegen wird nicht für eine Zierde gehalten. Man läßt denſelben erſt im Alter wachſen und den Schnurrbart nicht vor dem vierzigſten Jahre.

Die Kleidung der Chineſen iſt gewöhnlich einfach und anſtändig. Reichere und höhere Perſonen tragen zwei Röcke von dunkler Farbe, von welchen der eine länger iſt als der andere. Bei feſtlichen Gelegenheiten tragen die Mandarinen dunkel ſeidene Kleider und mit Treſſen beſetzte farbige Röcke. Die Winterkleidung iſt in der Regel viel eleganter als die des Sommers. In dieſer Jahreszeit pflegen die Reichen 4 — 5 Kleidungsſtücke über einander anzuziehen. Die Fußbekleidung der Chineſen gleicht im Ganzen der unſrigen. Die mittleren Klaſſen ſind gewöhnlich mit einem blauen langarmigen Oberrock bekleidet, welcher bis an die Schenkel reicht und ſich an den Hals feſt anſchließt. Unter demſelben befindet ſich eine kurze, bis an die Kniee reichende, weite Hoſe. Die Kaufleute Cantons gehen im Sommer nie ohne Fächer und Sonnenſchirm aus. Die Tracht der Domeſtiken und untern Volksklaſſen weicht wenig von der letztbeſchriebenen ab. — Was die Abzeichen betrifft, ſo ſpielen dieſe unter den Chineſen eine eben ſo bedeutſame Rolle, als unter uns, indem durch ſie der Rang und die Stellung im Staate ausgedrückt wird. Die Staatsdiener tragen bei feierlichen Gelegenheiten auf der Bruſt und auf dem Rücken zwei mit allegoriſchen Figuren verzierte ſeidene Streifen. Die Miniſter des Kaiſers ſind an dem Bilde eines fabelhaften und mit Schuppen bedeckten Thieres (tschining genannt) erkenntlich. Der Kaiſer trägt das Bild eines Drachen auf der Bruſt, wozu nur er das Recht hat. Die Miniſter werden eingetheilt: in die gelehrten und in die militairiſchen, dieſe nehmen zur Rechten des Kaiſers und jene zu ſeiner Linken, welche der Ehrenplatz iſt, ihre Stelle ein.

(Schluß folgt.)

Die Einathmungen des Schwefeläthers.

Es iſt nicht unintereſſant, daß in der neueſten Zeit zwei chemiſche Subſtanzen, die bis jetzt entweder als Gifte angeſehen wurden oder als Reagentien in der Lehre von den Giften eine Rolle ſpielten, zu zwei der wichtigſten Entdeckungen geführt haben: wir meynen die konzentrirte Salpeterſäure — gemeinhin „Scheidewaſſer“ genannt — durch welche uns die Schießbaumwolle geliefert wird, und den Schwefeläther, dem in der Heilkunde eine ſehr wichtige Rolle zugedacht zu ſeyn ſcheint. Die Salpeterſäure wird allerdings ſeit langer Zeit auch ſchon in mancherlei techniſchen Gewerben mit Nutzen angewandt: der Schwefeläther dagegen iſt — Chemiker natürlich ausgenommen — bisher wohl kaum dem Namen nach bekannt geweſen, wenn nicht etwa der Eine oder der Andere von ſeinem Arzte zufällig weiß, daß die nervenſtärkenden „Hoffmann'ſchen Tropfen“ aus einem Theil Schwefeläther, aufgelöſt in drei Theilen Alkohol, beſtehen.*) Herr Jackſon in Boſton iſt es, deſſen Entdeckung wir die neueſte großartige Anwendung des Schwefeläthers verdanken, ſeine Einathmung nämlich bei wundärztlichen Operationen, die dabei auf die ſchmerzloſeſte Weiſe vor ſich gehen. Und dies hat wiederum zu Beobachtungen geführt, die, wie es ſcheint, nicht blos für die Chirurgie, ſondern auch für die Phyſiologie überhaupt und für die Pſychologie insbeſondere von außerordentlichem Nutzen ſeyn können.

In Paris hat man einen Apparat erfunden, der ſich beſonders zweckmäßig erwieſen hat, indem durch einen beſonderen Mechanismus die Luft, die der Patient ausathmet, nicht in das Flacon, in welchem ſich der Aether befindet, einſtrömt. Das Mundſtück dieſes Apparates, der zugleich mit einer Röhre zur Aufnahme friſcher Luft verſehen iſt, wird an die Lippen angeſetzt, während die Naſenlöcher verſchloſſen werden. Zwei kleine Ventile öffnen und ſchließen ſich abwechſelnd, je nach der Ein- und Ausathmung des Patienten.

Augenſcheinlich ſind es die Nerven, die, gleichwie wir ſie durch den in den Hoffmanns-Tropfen enthaltenen Aether belebt und geſtärkt fühlen, durch Einathmung deſſelben in einen völlig anderen Zuſtand verſetzt werden.

*) Der Schwefeläther iſt ein vollkommen klares, höchſt leichtes und dünnflüſſiges Fluidum von $0,_{730}$ ſpezifiſchem Gewicht. Er hat einen durchdringenden, angenehmen, ſehr flüchtigen Geruch, verdampft mit ungemeiner Schnelligkeit und löſt ſich in Alkohol in jedem Verhältniß, aber nur zu $^1/_{10}$ in Waſſer, reagirt nicht ſauer und wirkt (in gewöhnlicher Art), eingeathmet, nicht huſtenreizend.
(Handbuch der praktiſchen Toxikologie von Sobernheim und Franz Simon. Berlin, 1838.)

Digitized by Google

Herr Prof. Gerdy in Paris hat an ſich ſelbſt, in geſundem Zuſtande, einige Verſuche mit Einathmung des Aethers gemacht, deren Reſultate er veröffentlichte. Kaum war, nach ſeiner Schilderung, das Medikament in die Reſpirationsorgane eingedrungen, als er im Kehlkopfe ein Prickeln empfand, dem bald ein etwas anſtrengender Huſten folgte, ſo daß es einiger Energie bedurfte, um die mit den erſten Athemzügen verbundenen Unannehmlichkeiten zu überwinden. Manche ſtoßen darum auch oft die Hand, die ihnen das Mundſtück des Apparats an die Lippen hält, gewaltſam zurück. Bald fängt jedoch die Benebelung der Sinne an, und die nun ſtattfindenden Einathmungen erfolgen regelmäßig und ohne Beſchwerde. Der abſorbirte Aether iſt in die Blutcirculation übergegangen und verbreitet über den ganzen Körper eine angenehme Wärme und ein wohlthätiges Schlummergefühl. Die Füße und der Kopf zuerſt, alsdann aber auch die Beine und Arme ſind in einer gewiſſen Betäubung, die ſich von der Seite aus verbreitet, wo das Herz ſich befindet. Der ganze Körper empfindet ein eben nicht unangenehmes Kriebeln, ein leichtes Zittern, dem ähnlich, das der Finger bei der Berührung einer tönenden Glocke empfindet. Nach einigen Augenblicken hört das allgemeine Empfindungsvermögen auf, und dieſer Moment iſt es, denn der operirende Wundarzt wahrzunehmen hat. Er kann jetzt in die Muskeln einſchneiden, ohne den geringſten Schmerz zu erzeugen. Mitten in dieſer völligen Benebelung ſind indeſſen die Sinne noch wach. Der Geſichtsſinn iſt nur wenig verändert: die Augenlieder ſind ſchwer, wie zu der Zeit, wo man ſehr ſchläfrig iſt. Das Gehör iſt zuweilen durch ein Brauſen in den Ohren eingenommen, aber der Geſchmacks- und der Taſtſinn ſind völlig ungeſchwächt. Bei Manchen bleiben die Gedanken klar und der Geiſt frei; Andere verlieren das Selbſtbewußtſeyn vollſtändig und gerathen in eine Art von Ekſtaſe. Viele ſagen, daß ſie ein Gefühl von Wohlſeyn gehabt, wie ſie es nie empfunden und wie ſie es gar zu gern auch noch länger behalten hätten; nur einige Wenige fühlten ſich ſo ermattet, daß ſie nach ihrem Wiedererwachen freier aufathmeten und froh waren, von jenem Gefühle befreit zu ſeyn. Alle aber, die den Aether eingeathmet, ſind nachher etwas ſchwer in den Gliedern und haben ein leichtes Kopfweh, das längere oder kürzere Zeit anhält. Während der Dauer des Aether-Rauſches ſind, wie geſagt, die Empfindungen der Einzelnen ſehr verſchieden; es kommen eben ſo wohl Fälle großer Fröhlichkeit, als außerordentlicher Verſtimmungen vor; das Eine wie das Andere ſcheint mit der Lebensweiſe und mit dem Charakter der Patienten wohl zuſammenzuhängen. Jedenfalls aber ſind dieſe Erſcheinungen überaus merkwürdig und verdienen eine nähere und aufmerkſame Beachtung von Seiten der Pſychologie. Manche wollen behaupten, daß eine recht feſte Willenskraft die Wirkung des Medikaments zu paralyſiren vermöge. In phyſiologiſcher Beziehung iſt noch zu bemerken, daß dem Patienten die äußeren Töne allmälig ſchwächer und immer entfernter ſcheinen. Auch die Gegenſtände des Auges ſcheinen ſich nach und nach zu entfernen. Sobald aber der Rauſch verſchwindet, nähern ſich auch die Töne und die Gegenſtände wieder und werden deutlicher, entſchiedener; der Horizont zeichnet ſich wieder klar ab, und die Beziehungen zu der äußeren Welt ſind wieder völlig hergeſtellt. Dieſe Rückkehr zum natürlichen Zuſtande findet in ſehr ſanfter Weiſe, ohne Erſchütterungen und auch nicht ohne ein gewiſſes Wohlbehagen ſtatt. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Garrick als Geiſt.

Der große Schauſpieler Garrick wollte nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich im Jahre 1765 einen alten Freund beſuchen, der in der Nähe von London auf dem Lande wohnte, fand aber die Familie daſelbſt, beſonders die reizende Tochter, in der tiefſten Trauer; ſein Freund war geſtorben und das Vermögen deſſelben, auf das ſchon lange die ganze Familie gerechnet hatte, auf betrügeriſche Weiſe in andere Hände gekommen. Der Schauſpieler nahm an der Trauer der Familie den herzlichſten Antheil, bald aber kam er auf einen ſeltſamen Gedanken. Er erkundigte ſich genau nach dem Verſtorbenen und erfuhr, daß er 60 Jahre alt und gebrechlich geweſen, daß er fortwährend gezankt und eine Perrücke getragen habe, auch immer von Huſten gequält worden ſey. Garrick war Meiſter in der Nachahmung anderer Perſonen; er ließ ſich die Kleidungsſtücke des Alten geben, legte ſie an und rief den alten Bedienten, der eben das Theegeſchirr in den Saal trug und bei der ihm ſo wohl bekannten Stimme des verſtorbenen Herrn ſo erſchrack, daß er todtenbleich wurde und Alles fallen ließ. Die Familie eerieth ſogleich, was geſchah, und eilte hinaus, um den großen Schauſpieler zu ſehen; als ſie aber die große, gebrochene Geſtalt ſah, die an das Treppen-Geländer und einen Stock geſtützt die Treppe herunter kam, fiel Allen die außerordentliche Aehnlichkeit ſo ſehr auf, daß das Lachen ſogleich verſchwand, und der Furcht und dem Entſetzen Platz machte. Garrick begab ſich nun zu dem Erbräuber, einem verſchwenderiſchen Neffen des Verſtorbenen, der ein großes Haus machte, und auf dem beſten Wege war, die Verlaſſenſchaft des Oheims bald durchzubringen. Es war Abend, als er mit einemmale auf ſeltſame Weiſe an ſeine Thüre klopfen hörte. Er erwartete um dieſe Stunde Niemanden und öffnete nicht ſoglich, bis ein wiederholtes Klopfen ihn dazu vermochte. Garrick oder vielmehr der Geiſt des alten Oheims ſtand unbeweglich, auf den Stock geſtützt, auf der Schwelle und blickte ſtier vor ſich hin. William, der Neffe, wurde vom Entſetzen ergriffen. Er wich zurück und vermochte kein Wort zu ſprechen; ſeine Zähne klapperten und die Füße begannen ihm den Dienſt zu verſagen, Garrik ahnte aus dieſem Eindrucke, den ſein Erſcheinen hervorbrachte, einen glücklichen Ausgang ſeines Unternehmens. Nach einigen Minuten ſprach er ſodann in langſamen, hohlen Tönen: „William, William, was haſt Du gethan? Du haſt die Erben meines Gutes beraubt. Du haſt gewagt, meinem letzten Willen ungehorſam zu ſeyn und mein Vermögen denen zu entziehen, für welche ichs beſtimmt hatte. Höre aufmerkſam auf die Worte, die ich zu Dir ſprechen darf, und laß ſie Dir zur heilſamen Warnung dienen. Dein Gewiſſen muß Dir ſagen, was Du zu thun haſt. Wenn Du morgen Deine böſe That nicht wieder gut gemacht haſt, werde ich um dieſelbe Stunde wieder erſcheinen und Dich abholen zu einer langen Reiſe.“ Er begleitete dieſe Worte mit einer ſchrecklichen Geberde, entfernte ſich darauf langſam und verſchwand in dem Dunkel. Der Betrüger hatte geglaubt, ſein letztes Stündchen habe geſchlagen; er war auf ſeine Kniee geſunken, hatte in dieſer Stellung die entſetzliche Rede angehört und ſchätzte ſich glücklich, mit der Herausgabe des unrechten Gutes davon zu kommen. Er ſtand auf, als der Geiſt ſich entfernt hatte, verſchloß die Thüre, ſuchte alle Papiere, aus denen das Erbe beſtand, zuſammen, ſiegelte ſie ein und machte ſich ſogleich auf den Weg, um ſie den rechtmäßigen Erben zu übergeben. Garrick war unterdeß in aller Eile zu ſeinen Freunden zurückgekehrt, hatte den Anzug abgelegt und Platz im Kreiſe der Familie genommen. Er erzählte noch von ſeinem Beſuche bei dem Neffen, als ein Bedienter dieſen anmeldete. „Ich glaubte irrig, ſprach er, das Vermögen des Oheims gehöre mir an, und habe mir daſſelbe deshalb angeeignet. Jetzt bin ich beſſer unterrichtet, ich bringe Ihnen zurück, was Ihnen gehört, und bitte bloß, das Vergangene zu vergeſſen.“ Garrick hatte ſich unterdeſſen entfernt und die Kleider des alten Oheims wieder angelegt. Als William ſich entfernen wollte, trat er ihm entgegen und ſagte: „Ich ſehe, daß meine Warnung nicht vergebens geweſen iſt und daß wir die große Reiſe nun nicht mit einander zu machen haben.“ Der Dieb ſtand verblüfft da; er erkannte jetzt, in welcher Schlinge er ſich hatte fangen laſſen; aber nun war es zu ſpät und er konnte nichts weiter thun, als ſich ſo eilig wie möglich zu entfernen, um dem allgemeinen Spott zu entgehen.

Statuten des neuen Mäßigkeitsvereins.

(Aus dem „Komiker" von J. F. Rüthting.)

Mäßigkeit, Sittſamkeit und Enthaltſamkeit ſind ſeit dem Tode unſerer Voreltern etwas in Verfall gerathen; dieſe Tugenden wieder kräftig aufzurichten, haben die Edelſten ihrer Nachkommen ſich zum Zweck geſetzt und deshalb einen Mäßigkeits-Verein gebildet, und folgende Beſtimmungen getroffen. §. 1. Zum Mitgliede des Mäßigkeits-Vereins eignet ſich jeder Unmäßige; nüchternen Menſchen muß der Beitritt verſagt bleiben, da ſolche ſchon die Stufe der Vollkommenheit erklommen, die als Ziel des Beſtrebens der Verein aufgeſtellt hat; ſie bedürfen daher deſſelben nicht mehr. §. 2. Der ſich dieſem Verein anſchließende Unmäßige verpflichtet ſich feierlichſt, fortan nur ſo viel zu trinken, als es ſein Durſt, ſein baares Vermögen oder ſein Kredit geſtattet; zugleich hat er zu ſtreben, ſich das Trinken abzugewöhnen; hat er dieſes lobenswerthe Ziel erreicht, ſo erhält er fernerhin alle Getränke, welche nicht ſpirituoſer Art ſind, gratis geliefert, und zwar bis zum Zeitpunkt eines Rückfalles. §. 3. Die Statuten ſtehen unabänderlich feſt, ſo lange die Mitglieder ſtehen können; fällt eins oder mehrere um, ſo ſind Abweichungen geſtattet; fallen Alle um, ſo iſt die Sitzung aufgehoben, bis einer wieder aufſteht, — Geſunkene ſollen von den Standhaften wieder aufgerichtet werden, und geben für ihre Bemühung 1 Flaſche Wein, der Wohlthätigkeit wird inzwiſchen keine Gränze geſetzt, und Standesperſonen — nemlich die noch ſtehen, — geben nach Belieben mehr. §. 4. Bei den Sitzungen ſoll dahin getrachtet werden, den Hang zur Unmäßigkeit zu unterdrücken, jedoch nur allmählich, da ein zu raſcher Uebergang vom Laſter zur Tugend Nachtheile für die Behaglichkeit der Mitglieder und für die allgemeine Geſelligkeit befürchten ließe; vorläufig werden daher für die erſten 6 Sitzungen 3 Flaſchen Liebfrauenmilch nebſt andern Gattungen nach deren Trinkſtoff-Inhalt im Verhältniß als **Maximum** der Leiſtungen eines Mitgliedes während vierſtündiger Seſſion feſtgeſetzt. §. 5. Der Präſident hat bei Eröffnung jeder Sitzung Bericht über die Fortſchritte eines jeden Mitgliedes abzuſtatten, es ſind deshalb Prüfungen erforderlich, und zu dieſem Zweck ſoll ein Verführungs-Commiſſarius ihm zur Seite ſtehen, oder liegen, deſſen Streben dahin gerichtet ſeyn ſoll, durch Zureden und Zutrinken ſowol den Zeitgeiſt, als auch die Neigung zur Mäßigkeit bei den einzelnen Mitgliedern zu erforſchen; dieſer Verführungs-Commiſſarius wird aus den eingehenden Strafflaſchen ſalarirt; das Ergebniß ſeiner Wahrnehmung hat er dem Präſidenten mitzutheilen, ſobald er nüchtern iſt. §. 6. Ausgezeichnete Leiſtungen für den Zweck des Vereins werden mit rothen Naſen belohnt, Vernachläſſigung deſſelben mit Kopfſchmerz und Uebelkeiten, oder auch durch Prügelei unter den Mitgliedern beſtraft; ſolche ſich ereignende freundſchaftliche Begegnungen werden Debatten genannt. §. 7. Wird einer von der Geſellſchaft hinausgeſchmiſſen, ſo heißt er auswärtiges Ehrenmitglied. §. 8. Sollte ein Mitglied durch das Streben nach Mäßigkeit ſo in Gedanken ſich vertiefen, daß es darüber vergißt den Athem zu holen, ſo ſoll ein ſolches nicht in einen Sarg, ſondern in ein Faß gelegt werden, und erhält ſtatt eines Leichenſteines eine leere Flaſche auf's Grab geſtellt. §. 9. Der Verein wählt auswärtige correſpondirende Mitglieder ſowol in Deutſchland als in Aſien bis Frankfurt hin; ſie werden Conſuln genannt, erhalten als Beſtellung ein Exemplar dieſer Statuten gegen Erlegung von einer Flaſche Wein, wovon der Pfropf ihnen als Conſulats-Siegel eingehändigt wird. §. 10. Die Conſuln haben zu ſtreben, auswärts Filial-Vereine zu bilden, Leipzig als Mittelpunkt zwiſchen beiden Welttheilen bleibt die Metropole, der ſie Bericht abzuſtatten haben; der größern Verſtändlichkeit wegen ſollen dieſe Berichte mit ſtarken Proben der bei ihnen gangbarſten Sorten Wein begleitet ſeyn.

Pot-Pourri.

Alters-Glück.

Vor einigen Tagen ſtarb zu Jeſſerndorf in Unterfranken der ehemalige Gemeindevorſteher und Gutsbeſitzer Nikolaus Sauer in ſeinem 82ſten Jahre. Ueber 30 Jahre lang verwaltete er dieſes Amt und war allgemein geachtet und geehrt, was ſich auch noch bei ſeiner Beerdigung kund that. 56 Jahre lebte er in ſeiner Ehe und feierte im Herbſt 1841 in Gegenwart ſeiner Kinder, Enkel und Urenkel ſeine goldene Hochzeit, welche ſein jüngſter Sohn Nikolaus, Pfarrer zu Weißenbach einſegnete. Zwölf Kinder erzeugte er er in ſeiner langjährigen Ehe, unter denen ein Zwillingspaar und zwei Todtgeborne waren. Zehn Enkel zog er groß und erlebte von ihnen 71 Enkel 27 Ur-Enkel und im Ganzen; 111 Nachkommen, von welchen noch 86 am Leben ſind.

Der Aether und das Licht.

Ein Berliner Blatt bemerkt: Wenn man in einem Zimmer von gewöhnlicher Größe etwa 1/4 Pfund Schwefeläther ausgießt, ſo wird das ganze Zimmer mit Aetherdunſt erfüllt, und es iſt nun eine Art Knallluft entſtanden. Wer alſo mit einem brennenden Lichte ein ſolches Zimmer betritt, kann auf der Stelle erſchlagen werden, ebenſo die Anderen, die ſich darin befinden. Dieß zur Warnung für alle Diejenigen, welche die Aethertrunkenheit als ein Mittel benutzen, um Leidende ſchmerzlos von ihren kranken Gliedmaßen zu befreien.

Gedächtnißhülfe.

Ein Herr Sainfal hat ſo eben ein Büchlein veröffentlicht, worin Schauſpielern die Kunſt gelehrt wird, in zwanzigmal kürzerer Zeit ihre Rollen zwanzigmal beſſer auswendig zu lernen. So kann das ſchwächſte Künſtlergedächtniß der ſtärkſte Gedächtnißkünſtler werden! Großer Sainvall du biſt zu rechter Zeit gekommen!

Ein Dichter, der täglich 400 dürftige Familien mit Nahrung verſieht.

Dieſer Dichter iſt kein Anderer, als der allverehrte Pyrker' Erzbiſchof zu Erlau, der manchen Tag gegen 1000 Armen Speiſe und Trank verabreichen läßt.

Die Weimarer Theaterintentanz

hatte am Abende des letztverfloſſenen Schiller'ſchen Geburtstages den — „Viehhändler aus Oberöſterreich" aufführen laſſen. Die Taktloſigkeit veranlaßte folgende Parodie:

„Holdes Weimar, Ilm-umſchlungen,
Hoher Dichtkunſt treue Wacht!
Schiller, der dir einſt gelungen,
Hat dem Vieh nun Platz gemacht!"

Ein Troſt.

Ein Presbyterianer in England verließ jedesmal das Zimmer, wenn Hume, der berüchtigte Zweifler, deſſen Grundſätze ihm tief verhaßt waren, eintrat. Einſt, da er ſich eben auch entfernen wollte, faßte ihn Hume bei der Hand und ſprach: „Bleiben Sie immer da, denn einmal müſſen wir doch ewig beiſammen ſeyn und ich fürchte nur zu ſehr, daß wir an einerlei Ort der Verdammniß kommen, ich aus Mangel an Glauben, Sie wegen Mangel der Liebe"

Alter Spruch.

Ein Stand, der ohn' Gefahr iſt,
Ein guter Ruhm, der wahr iſt,
Ein Kapital, das baar iſt,
Ein Eſſen, das fein gar iſt,
Ein Trunk, der friſch und klar iſt,
Ein Weib, das ſanfter Haar' iſt
Und unter zwanzig Jahr iſt, —
Wenn dies zuſammen dar iſt,
Das heißt ein Glück, das rar iſt!

Digitized by Google

Nro. 13.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 13. Februar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Komplott zur See. — Der Polenball zu Paris am 7. Februar 1847. — Pot-Pourri. — Buntes.

Ein Complott zur See.

(Schluß.)

Eine Handvoll der zum Transport Beſtimmten, die immer noch die Hoffnung auf Flucht in ſich nährend, in den Höhlungen der Inſel ein Verſteck gefunden hatten und den Nachforſchungen der Obrigkeit entgangen waren, bis ein ſpäterer Zufall ihren Aufenthalt entdeckte, war denn der zurückgebliebene Ueberreſt der Expedition, deren Transport uns ſo unwillkommener Weiſe zufiel; größtentheils Leute, die außer dem Vergehen oftmals wiederholter Deſertion andere Klagen auf ſich laſten hatten, und deshalb Grund zu haben glaubten, außer dem gewöhnlichen Loos des Preſidialſoldaten an ihrem Beſtimmungsort ſchwerere Strafen erwarten zu müſſen, und ein doppeltes Intereſſe fühlten um jeden Preis, der ihnen zugedachten Verbannung zu entgehen. Neun unter ihnen waren anerkannt Miſſethäter, unter ihnen vier oder fünf bereits vorgerückten Alters, die in ihren abgemagerten Geſtalten die Wirkungen langer Einkerkerung zu erkennen gaben; etwa ein Dutzend andere trugen das Gepräge von Raufbolden, Spielern und Gaunern; mehrere unter ihnen waren bärtige ſtämmige Geſellen, die zu tüchtigen Mitgliedern einer Räuberbande auserſehen ſchienen, und mitunter alle Kennzeichen hatten, dieſem Handwerk angehört zu haben; der Reſt waren Figuren in mehr militäriſchem Zuſchnitt, theils Rekruten mit noch tölpelhaftem Weſen, theils Deſerteurs, unter welchen einer, der mir ſelbſt geſtand, zehnmal, und zuletzt einer zwölfmonatlichen Station auf der Inſel Mescala entſprungen zu ſeyn, ſeines gewandten dienſtfertigen Weſens wegen vom Offizier zum Fourierſchützen und zum Dienſt ſeiner Perſon und Familie auserkoren war. Einem Andern, geſetzten trocknen Weſens, aber mit einem Blick, der mehr Rückhalt gebot als Vertrauen einflößte, war die Oberaufſicht über die Zucht und Ordnung der Uebrigen empfohlen, und wenn ſein ganzes Auftreten und Ausſehen keineswegs der Art war, Sicherheit oder Wohlbehagen bei ſeiner Ernennung zu fühlen, ſo war es doch augenſcheinlich, daß er Energie genug beſaß, um ſich unbedingten Gehorſam von all ſeinen Gefährten zu verſchaffen.

Unſere Reiſe während der erſten 36 Stunden mit raſchen Fortſchritten begünſtigt, ſollte bald darauf von einer jener hartnäckigen Windſtillen heimgeſucht werden, die unter allen Umſtänden ärgerlich, in unſerer ſpeciellen Lage das Unwillkommenſte war, das uns befallen konnte; denn während ein raſcher Lauf des Schiffes, den Fortgang unſerer Reiſe begünſtigend, uns die Hoffnung gewährte, uns unſerm Ziele zu nähern, noch ehe unſere Pflegekinder Zeit hatten, ſich von der erſten Ermattung der Seekrankheit und daraus hervorgehenden Befangenheit zu erholen, ſo bedrohte uns das Anhalten einer jener mißmutherregenden Windſtillen mit dem Doppelnachtheil des Zeitverluſtes für uns und Zeitgewinn für irgend einen Plan der Transportirten, und hielt uns die traurige Alternative des Waſſermangels, oder deſſen Abhülfe durch Einlaufen am Kap oder irgend einem Hafen von Niedercalifornien entgegen, und welche Gefahr war nicht mit einer ſolchen Landung verknüpft?

Hier lagen wir denn, oder trieben vielmehr ſechs lange Tage zwiſchen den Marien-Inſeln und der Südſpitze von Nieder-Californien zwei und fünfzig an der Zahl auf ein kleines, ſpärlich mit Proviant und dem Mangel an Waſſerfäſſern zufolge noch ſpärlicher mit Waſſer verſehenes Fahrzeug gepfropft, mit allen Elementen der Meuterei an Bord, in drückender Schwüle ohne Luftzug, vom Durſt an die Waſſerfäſſer getrieben, und dennoch von der Nothwendigkeit überzeugt, zur Verhütung von Mißbrauch und ſpäterem Mangel ſowol Waſſer als Proviſion auf Ration ſetzen zu müſſen; Seekrankheit auf Verdeck, Seekrankheit im Raume, Seekrankheit in der Kajüte unter der hülfloſen Familie des Offiziers, der ſelbſt mehr heimgeſucht als irgend Jemand, mehr todt als lebendig, in einem Zuſtand gänzlicher Erſchöpfung, an ſein Lager gefeſſelt war.

Am zweiten September erhob ſich endlich die langerſehnte Briſe, und blies unſer Fahrzeug in Tagewerken von zwei bis dritthalb Graden auf die Höhe von 130 Grad Weſtlänge bei 30 Grad Nordbreite, jedoch in einer durch den Wind bedingten, von unſerm Ziel divergirenden Linie, die uns ſchneller nach den Sandwichsinſeln als nach der Küſte von Californien gebracht haben würde. Die friſche Seeluft übte ihren ſtärkenden Einfluß auf alle aus, und auf dem Verdeck wurde es ſehr lebhaft. Ein hingeworfener Scherz, ein leichthin geſummtes Lied in einer der auf dem Verdeck vertheilten Gruppen, welche theils ihre zerlumpten Kleidungsſtücke ausbeſſerten, theils an einer ſchattigen Stelle unter dem Boote gelagert, der launigen Erzählung eines ihrer Bravos zuhörten — ein Provinzialausdruck, ein Impromptu rief tauſend Erinnerungen aus meinen früheren Reiſejahren in mir hervor. Und wie gern hätte ich mich in das Geſpräch gemiſcht, hätte nicht das Wenige, was ich beobachten konnte, mir gezeigt, daß Gefahr vorhanden wäre, und daß ſie in dem Augenblicke ausbrechen würde, wo die Subordination aufhören, wo ein leicht vorauszuſehender Unfall der Scheinautorität unſeres kranken Offiziers ein Ende machen ſollte. —

Am 13. September endlich unterlag der ſieche Offizier ſeinen Leiden, und an Geiſt und Körper erſchöpft, hauchte er den letzten Athemzug aus. Die Scene war ergreifend. Die arme Wittwe, ihres Gefährten beraubt, inmitten dreier unmündiger Kinder — auf einem ihr fremden Elemente, einem ihr fremden Lande zugeführt, unter Umgebungen, die ſelbſt für eine Militärfrau etwas Erſchütterndes haben mußten! Und nunmehr die Vorbereitungen zur Beſtattung des Leichnams, deſſen Heraufbringen auf's Verdeck, um eingenäht und den Wogen übergeben zu werden. — Da erwachte die Arme mit einem Schrei aus dem Uebermaß des Schmerzes, der ſie befangen gehalten hatte; der Gedanke, den Reſten ihres Gatten nicht die letzte kirchliche Ehre am Lande erwieſen zu ſehen, ſchien für ihr fromm anhängliches Gemüth etwas Unerträgliches zu haben; ſie flehte, ſie beſchwor den Kapitain, die Verſenkung aufzuſchieben; acht Tage, ſechs, drei ſchienen ihr Gewinn in der Hoffnung, daß irgend eine beſondere Begünſtigung der Winde uns unerwartet ſchnell der Küſte zuführen könne, um dem Leichnam ein Plätzchen in geweihter Erde zu gönnen. Der Wunſch war thöricht, die Verantwortlichkeit des Kapitains groß; — aber ihr Flehen, (welch' ein Flehen aus der innerſten Tiefe eines jammererfüllten Herzens!) ſo

ergreifend, ſo eindringlich, daß der Kapitain verſprach, den Leichnam auf's Beſte eingenäht und verwahrt, ſo lange an Bord zu behalten, als er nur immer ohne kenntliche Anzeichen der Fäulniß ſich erhalten würde; mehr dürfe und könne er aus Pflicht für die Lebenden nicht verſprechen; die Wittwe, durch dieſe Verſicherung beruhigt, als läge die Erfüllung ihrer Wünſche im Bereich der Möglichkeit, warf ſich in ihre Schloſſtelle zurück, um ſolche auf der ganzen Reiſe nicht mehr zu verlaſſen, und von dieſem Augenblick an ertrug ſie mit ſtiller Reſignation, ohne auch nur eine Klage verlauten zu laſſen, ihren namenloſen Schmerz; wie unendlich groß der Umfang deſſelben, in Berückſichtigung ihrer Lage: wie viel größer und rühmlicher, wie ſchonungsvoll für uns, ihre Faſſung!

Die Leute waren noch nicht mit Einnähung des Leichnams fertig, als mich mein, von Mazatlan mitgebrachter zweiter, zum Aufenthalt in Californien beſtimmter Bedienter, der in der Nähe des großen Raums, den Inhabern deſſelben jedoch nicht ſichtbar, beſchäftigt geweſen war, benachrichtigte, daß er eine Berathſchlagung eines kleinen Comité's derſelben gehört habe, worin von nichts Geringerem als einem Aufruhr in Gemeinſchaft mit dem Schiffsvolk die Rede geweſen ſey. Es handelte ſich um Ueberrumpelung der Cajüte, Auslieferung auf gütlichem Wege oder durch Gewalt, der Koffer des Verſtorbenen, um die in ſeinem Verwahr befindlichen Filiationen und Actenſtücke, ihre Verbannung betreffend, in ihre Hände zu bekommen und zu vernichten, — Wegnahme der in der Cajüte befindlichen Waffen, Anſichreißen der Obergewalt und Veränderung der Richtung des Schiffes, daß ſie im erſten beſten Hafen der Küſte landen ſollte. Sie rechneten auf Einverſtändniß mit der Mannſchaft, — es ließ ſich abſehen, daß ſie nach Erreichung ihres erſten Zweckes, die nicht ohne Gewalthat zu erlangen war, nicht bei ihrem Vorhaben ſtehen bleiben, ſondern vom Aufruhr zum Raub, vom erſten Schritt der Willkür zu Zwangsmitteln, vielleicht zum Mord übergehen würden.

Hinlänglich von der Wahrheit dieſer Eröffnung überzeugt und ſogar der Perſonen der Rädelsführer mehr oder weniger kundig, ſäumte ich keinen Augenblick, meine Gefährten von der bevorſtehenden Gefahr zu unterrichten und zu überlegen, welche Schritte rathſam ſeyen, um wo möglich einem Gewaltſtreich zuvorzukommen. Auf die Gefahr vorbereitet, ſchien es mir, daß es uns bei einiger Uebereinſtimmung im Handeln und unverbrüchlicher Wachſamkeit nicht fehlen könne, dem Ausbruch vorzubeugen, — aber ich erkannte zugleich, daß Alles an der Wahl der Mittel und der Art der Ausführung liege, daß ferner die Gefahr in den erſten Tagen am ſtärkſten und augenblickliche Maaßregeln unumgänglich erforderlich ſeyen. Der erſte Schritt war die Inſtandſetzung der in unſerm Beſitz befindlichen Schießgewehre (acht an der Zahl) ein ſorgfältiges Laden derſelben und Verwahren in einem uns allein zugänglichen Schlupfwinkel. Nachdem dies geſchehen, verfolgten wir unſere Berathung. Wir erkannten, daß es bei Weitem beſſer ſey, dem bisherigen Aufſeher in ſeiner Eigenſchaft als Sergeant das Commando der Bande und gleichſam ſeine Verantwortlichkeit in Kraft zu laſſen, als durch unzeitigen Argwohn ſeine zweifelhafte Treue gegen uns zu wenden. Mir fiel es zu, im Namen des Kapitains mit ihm zu ſprechen, ihn zur Aufrechthaltung der Ordnung aufzufordern, ihm Fortdauer der beſten Behandlung ſeiner Leute von Seiten des Kapitains zuzuſichern und gleichfalls zu verſprechen, daß bei glücklicher Vollendung der Reiſe ſeiner rühmlich und empfehlend dem General gegenüber gedacht werden ſolle. — Hierauf ſchritten wir in Beiſeyn beider Vorſteher zur Aufnahme der Habſeligkeiten des Verſtorbenen und Uebergabe derſelben an die Wittwe, und verabſchiedeten hierauf den Sergeanten, dem Anſchein nach zufrieden mit unſern Anordnungen, vielleicht auch geſchmeichelt durch die Beſtätigung ſeines Vorranges vor den Andern.

Somit war denn Ein Schritt zur Aufrechthaltung der Ordnung gethan, der einzige, den wir vielleicht mit Bezug auf dieſelbe thun konnten, denn wir hatten weder Macht noch Recht, die in der Eigenſchaft als Soldaten Verſchifften auf den Schiffsraum zu beſchränken; und alles Weitere mußte nunmehr unſere eigne Wachſamkeit und ein entſchloſſenes Handeln im Augenblick der Gefahr erſetzen.

Eine Muſterung unſerer Partei gab uns ein zwar ſchwaches Zahlenverhältniß, gewährte uns jedoch in Berückſichtigung unſerer Stellung den Troſt, der wilden Horde, ſelbſt wenn auch mit einem Theil der Mannſchaft verbunden, gewachſen zu ſeyn. Sie beſtand aus Kapitain und Steuermann, zwei Paſſagieren, meinen beiden Burſchen, beide zuverläſſige junge Mexikaner; dazu kom ferner Koch und Steward, die beiden amerikaniſchen Schwarzen, die volles Vertrauen verdienten und zwei tätowirte Südſee-Inſulaner, die wir wenigſtens keines Verraths fähig hielten. Da übrigens die beiden Schwarzen ihrer Beſchäftigung gemäß, nicht Wache hielten und die letzten bei irgend einem Manöver das Verdeck zu verlaſſen hatten, ſo war es augenſcheinlich, daß die erſte beſte Nacht der Meuterei zur Ausführung ihres Vorhabens hätte dienen können, wenn wir nicht darauf bedacht geweſen wären, Nachts die Wachen zu verſtärken. Der Wuche des Steuermanns ſchlaß ich mich an mit einem meiner Bedienten, diejenige des Kapitains verſtärkte der Doktor mit dem andern Burſchen und zweckmäßig war dieſe Vertheilung, denn Niemand war geeigneter als der Doktor, die finſtern Anwandlungen einer früheren Gemüthskrankheit zu dämpfen, die den Kapitain unter ſolch' traurigen Umſtänden überfielen und die uns mehr als einmal für ſeinen Geiſtesſtand beſorgt machten. Die Wachthabenden waren bewaffnet auf dem Verdeck, nur einer ſtand als Vorpoſten in der Nähe der Lucken; die Schlafenden ruhten in ihren Kleidern, um augenblicklich auf Verdeck ſpringen zu können. —

Geſagt, gethan! Die erſte Abendwache war die des Steuermanns, meines Gefährten, und ſo traf uns denn die Reihe von 8 Uhr Abends bis Mitternacht. Wir waren feſt überzeugt, daß die größte Gefahr entweder dieſen Abend oder bald nachher im Augenblick der Beerdigung des Offiziers eintreten werde; und dieß verfehlte denn nicht, uns in einer unangenehmen Spannung zu erhalten. Es war eine düſtere regnigte Nacht, kein Stern ſichtbar und wenig Wind, was dazu beitrug, das Unheimliche der Nachtpartie zu vermehren. Mit Piſtolen im Gurt, Hirſchfänger an der Seite und geladenem Schießgewehr in unſerm Bereich ſaßen wir in unſere Mäntel gehüllt ſchweigend und nachdenklich auf dem Verdeck; die Lampe des Compaſſes warf ihren ſchwachen Schein auf die zweifelhaften Züge des am Ruder ſtehenden Chileno, eines jener Deſeſperados der Mannſchaft, eines in Mazatlan aufgegriffenen Raufbolds, der uns, vielleicht ohne genügenden Grund, verdächtig geworden war; mein Reiſemozo kauerte in der Nähe der großen Wand unter ein Stück Wachstuch gehüllt, wovon der jetzt ſtärker fallende Regen abtroff; ihm gegenüber, am Fuße des großen Maſtes, war eine ähnliche Figur ſichtbar; es war der Vorpoſten der andern Partei, ein lauernder Burſche, der unter dem Vorwand eines feindlichen Verhältniſſes mit einem ſeiner Kameraden, deſſen Rache er ſich entziehen wollte, mehrere Nächte hindurch denſelben Poſten behauptete, und den wir in Verdacht hatten, daß er engliſch verſtehe. Auf den Bänken des großen Boots im Mitteltheil des Schiffs lag in Segeltuch eingeſchlagen der Leichnam des verſtorbenen Offiziers — unter ihm, im Raum, Schutz vor dem Regen ſuchend, lagerten die dreißig Mann, berathſchlagend vielleicht über den Augenblick des Angriffs. So waren beide Parteien, die Wachenden und die Schlafenden unſerer Cajüten-Geſellſchaft, das wachende und ſchlafende Schiffsvolk, die unruhigen Rädelsführer der Transportirten und ſo kürzlich verſtorbene Befehlshaber, die arme Wittwe und ihre ſie umſchlingenden Kinder, das Alter der Unſchuld und das Alter des graugewordenen Verbrechers, auf den geringen Raum von wenigen Spannen zuſammengedrängt, — fünfzig Menſchen lebten ſo zu ſagen auf einer Planke ſchwimmend, auf dem weiten Element, das mächtiger als Menſchengewalt in einem Augenblick uns Alle in ſich verſchlingen konnte, und dennoch dieſe Hand voll Menſchen ſich feindlich gegen-

Digitized by Google

überſtehend, — unſere Waffen in der Cajüte nur durch eine leichte Bretterwand getrennt von den Händen unſerer Widerſacher, unſer Proviant in ihrem Bereiche — Mangel vielleicht binnen Kurzem uns Alle bedrohend! —

Die Meuterer mochten durch unſere Vorkehrungen ſtutzig gemacht ſeyn und für die Ausführung ihres Plans eine andere Gelegenheit gewählt haben. Es blieb alles ruhig. Um Mitternacht wurden wir abgelöſ't und fanden am nächſten Morgen unſere Gefährten nach einer kalten, mit Sorgen durchwachten Nacht, aber doch unverſehrt wieder.

Doch waren die Sorgen nicht vorüber. Es folgte wieder eine jener mehrtägigen Windſtillen, die ungleich peinlicher als die erſte uns ganz das Mißliche unſerer Lage empfinden ließ. Wie auf der weiten Fläche die unbewegliche Wolkendecke ſchwer brütete, ſo brütete im Schiffsraum eine dumpfe, von ſeltenen Lauten unterbrochene Stille. Wie ſehnſuchtsvoll ſahen wir dem erſten Luftzuge, der die Wellen kräuſeln würde, entgegen. Ein jeder Augenblick konnte das gährende Schweigen brechen, das uns umgab, und den Vulkan der Empörung zum Ausbruch bringen.

In 8 Tagen gelang es uns kaum drei Grade nördlich zu kommen, endlich am 27. Sept. ſprang ein friſcher Nordoſtwind auf, der uns in wenigen Tagereiſen bis auf ein Drittheil der bisherigen Entfernung an die californiſche Küſte brachte und unſern von der unausgeſetzten Spannung und den Nachtwachen ermatteten Lebensgeiſtern neue Friſche und Erregung gab.

Und doch wären wir ſchwerlich dem verderblichen Looſe, von dem wir uns bedroht ſahen, entgangen; denn alle Anzeichen ließen vermuthen, daß die Beſtattung der Leiche des Offiziers das Signal zum Ausbruch des Complotts geben ſollte. Die Beſtattung aber ließ ſich nicht länger hinausſchieben, denn deutliche Zeichen der Verweſung gaben ſich kund; auf den folgenden Tag entſchloſſen wir uns, den Todten in ein ſalziges Grab zu verſenken. Da gab die Nacht unſerer Lage eine Wendung.

Eines Morgens, wo wir wie gewöhnlich bisher der hartandrängenden See zum Trotz unter gepreßten Segeln in einem Winkel von vielleicht 45 Graden überliegend, gegen die californiſche Küſte hereinſtanden, gab ein mehrmaliges Knarren der Bramſtange zu erkennen, daß es Zeit ſey, das Segel einzunehmen, und dem Winde darin zuvorzukommen; ein friſcher Südoſt pfiff, einem Orkan gleich, durch das Tauwerk und nach allmählicher Verkürzung von Fock- und Großſegel bis auf das letzte Reef ſtieg der Sturm auf ſolche Gewalt, daß Alles feſtgemacht werden mußte. Ein kleines Sturmſegel mit abgenommenem Untertheil war jetzt Alles, was noch ſtehen konnte, und unſer Schooner ſank und ſtieg, einem Spielballe gleich, auf den hoch aufgethürmten Wogen, die zuweilen über den Vordertheil des Schiffes hereinbrechend das ganze Verdeck mit ihrem Schaume bedeckten. Sonderbar genug war der Himmel klar und fleckenlos, und nicht das kleinſte Gewölk unterbrach das tiefe Dunkelblau des Firmaments; ebenſowenig erſchöpfte ſich den ganzen Tag über die Gewalt des Wehens und ſchien gegen Abend etwa nur an Luſtigkeit zuzunehmen.

Ich hatte mich in der erſten Wache der Nacht gerade niedergelegt und zwiſchen wollenen Decken wohlthätig erwärmt, einem erquickenden Schlafe hingegeben, als ein gewaltſamer Stoß, der die Maſten im Schiffe geworfen zu haben ſchien, mich aus meinen Träumen aufſcheuchte. Das Getöſe war ſo mannichfach verwirrt, daß meine Sinne befangen waren, — ein anhaltendes Poltern auf's Verdeck gab mir zu erkennen, daß etwas losgebrochen ſey, — das Rauſchen von Waſſer über mir und eine augenblickliche Erkältung der Luft, die mich zähneklappern machte, überzeugte mich, daß das Verdeck von vorne bis hinten von der See überſpült werde, — aber Alles um mich her war dunkel. Draußen heulte der Sturm wie ich es nur ſelten gehört — während der Ruf des Steuermanns: „zu den Pumpen!“ von dem Weinen der Kinder übertönt, nicht gerade befreundend in mein Ohr klang. Da erhob ſich über all' dieſem Chaos von Tönen, vernehmlich ſelbſt neben dem Brauſen der wilden Elemente, ein feierlicher vollſtimmiger Geſang wie aus andern Sphären; mächtig und tiefergreifend drang er zur Seele, mir Anfangs unerklärlich und faſt geiſterhaft vorkommend, denn er ſchien von außerhalb des Schiffes aus der Enfernung herzuwallen. Es war das Angſtgebet unſerer Paſſagiere im Raume, die ihr Ende nahe glaubend, auf den Knieen lagen; der Verſchlag der Bretterwand brachte eine wunderbare Täuſchung hervor! Einer derſelben, im Begriff aus dem Raum auf's Verdeck zu gehen, hatte die Lucke erreicht, als eine gewaltige Welle, das Schiff an der Seite erfaſſend und überbiegend, in Maſſe auf das Verdeck hereinbrach, und wirklich hätte wenig daran gefehlt, daß ſolches rein abgewaſchen wäre; etwa anderthalb Tonnengewicht Waſſer, welches ſich unter dem großen Boote brechend ſeinen Weg nach dem Raume bahnte, das Herabſtürzen des armen Teufels auf ſeine Gefährten, die unerwartete Taufe, das Getöſe dieſes auf die leeren Waſſerfäſſer im Raum hereinbrechenden Gewichts, das gleichzeitige Rauſchen des hin- und her ſtrömenden Waſſers auf dem Verdeck, das mit jeder Bewegung des Schiffes gegen das Bollwerk flog, das Losbrechen und Umſtürzen des Kochhauſes, welches weniger gut befeſtigt als das Boot gegen die Seiten ſchlug und glücklicherweiſe an den Banden Widerſtand fand, um nicht über Bord zu gehen und die Einfaſſung mitzunehmen: dieß alles zuſammengenommen erſchreckte die armen Bewohner des Raums und brachte ſie auf die Kniee. Glücklicherweiſe hatte der Schooner ſonſt keinen Schaden gelitten; das in der Tiefe rauſchende nur von oben hereingeſtrömte Waſſer wurde ausgepumpt; die Fluth auf dem Verdeck bahnte ſich einen Ausweg durch das Brechen eines Brettes aus dem Bollwerk, und das Kochhaus war gegen Morgen neu befeſtigt zu unſerer Freude wieder in gutem Stande und in Verfaſſung, den Erwartungen ſo manchen hungrigen Magens Genüge zu leiſten.

Gegen Mittag des nächſten Tages mäßigte ſich der Sturm: zuerſt ein dreifach gereeptes Vorderſegel am Klüver, dann das enggereepte Hauptſegel behaupteten wieder ihre Stelle; der Schooner ſteuerte gegen die Wogenmaſſen und ſetzte während der Nacht ſeinen Cours unter leichten Segeln landeinwärts fort. Am nächſten Morgen (27. Sept.) lohnte uns der erſte Anblick der californiſchen Küſte in freundlicher Beleuchtung — hohe Bergwände, mit Fichten bewachſene Höhen und grünenden Schluchten und Felſengruppen am Ufer. Es war eine Küſtenpartie in der Nähe von San Antonio zwiſchen Santa Barbara und Monterey, etwa 40 Meilen von unſerm Beſtimmungsorte entfernt, dem wir nunmehr bei widrigem Winde entgegenkreuzen mußten. Willkommener hat ſich wohl ſelten dem Seefahrer die Anſicht des Landes gezeigt als uns die californiſche Küſte nach der abenteuerlichen Fahrt! (Weſ. Z.)

Der Polenball zu Paris am 7. Februar 1847

fand mit dem gewöhnlichen Glanze Statt. Ich war nie bei Hofbällen im königlichen Pallaſte, aber ich geſtehe, daß ich mir dieſelben nicht ſchöner denke, als dieſer Ball geweſen iſt — in dem Hauſe eines Flüchtlings, zum Beſten ſeiner Mitgenoſſen heimatloſen Elendes. Schon auf den Treppen begegnete man Hellebardiers in königlicher Hoflivree, mit rothen Röcken, dreieckigen Hüten, langen Schnurrbärten und mit auf dem Rücken herabhangenden geflochtenen Haarzöpfen. Ich denke mir, *das* war die Leibtracht der Schweizer-Garde der letzten Könige Polens. Der Hauptſaal war der Vorhof des „Hotel Lambert“, der wie durch einen Zauber in einen Tanzſaal verwandelt worden war. In der Mitte desſelben ſprudelte ein ſtrahlender Springbrunnen. Rings um dieſen Hof befinden ſich die Nebengebäude des Hotels, deren Fenſter man in Logen verwandelt hatte, aus denen ſchöne, reichgeſchmückte Damen auf die untern Tanzenden hinabſahen. Der Garten des Hotels iſt zum zweiten Hauptſaale umgeſtaltet worden. Das Wunder des Albertus Magnus erneuerte ſich hier; trotz des Winters waren die Bäume grün,

Digitized by Google

mit Blüthen und Früchten zugleich behängt. Neben dieſen zwei Tanzſälen waren auch die gewöhnlichen Wohnzimmer und Empfangſäle des Fürſten Czartoryski und ſeiner Gemahlin geöffnet, in denen gleichfalls faſt königliche Anordnung, wenn auch vielleicht nicht königlicher Reichthum, herrſchte. In einer Hauptgalerie waren Rüſtungen und Waffen aufgeſtellt, im Hintergrunde befand ſich ein Waffen-Stern, in deſſen Mitte das polniſche Wappen prangte. Tauſende und Tauſende von Fremden aus allen Ländern, aus allen Weltgegenden zogen im Feſtſchmucke durch dieſe Zimmer, Säle und Galerieen, und alle Stände waren hier vertreten. Die erſten Männer, die ſchönſten Damen von Paris hatten ſich hier eingefunden, um den Unglücklichſten unter allen dieſen Unglücklichen ein — Almoſen, unter Blumen und Bändern verſteckt, zukommen zu laſſen. Sie zogen ſcherzend, lachend, koſend an der polniſchen Leibgarde — Alles Invaliden der letzten Kämpfe um Polens Selbſtſtändigkeit — vorbei. Von allen Seiten erklang die Muſik der polniſchen Tänze; Mazurka und Polka trieben die jungen Leute im Wirbel durch die geöffneten Reihen der Zuſchauer. Es war ein wunderbares Feſt. Ich ſaß eine Weile ruhig in der Ecke eines Nebenzimmers, durch das ſich der Strom der Anweſenden in ſtets erneuten Wellen durchdrängte. Es würde ein Namenverzeichniß eigener Zuſammenſetzung herausgekommen ſeyn, wenn man alle Vorübergehenden genannt hätte: Fürſten, Miniſter, Generale, Banquiers, Flüchtlinge, Beamte, Spanier, Türken, Amerikaner, Ruſſen, Aegyptier. Aber während ich hier ſaß und die verſchiedenen Tanz- und Jubel-Muſiken ſich von allen Seiten kreuzten, drängte ſich mir unwillkürlich ein anderer Gedanke auf: ein Fürſt, ein Königsſohn fordert hier ein — Almoſen für ſeine unglücklichen Schickſalsgenoſſen! Es liegt in dieſen paar Worten eine Geſchichte bodenloſen Unglückes, und je tiefer dieſer Gedanke ſich in Allem, was hier um mich vorging, ausſprach, deſto greller wurde der Widerſpruch, der zwiſchen dem Feſte ſelbſt, ſeinem Zwecke und ſeiner Veranlaſſung hervortrat. Die Menſchen ſind ſo gedankenlos, daß ſie einem ſolchen Feſte beiwohnen können, ohne ob des Widerſpruches, der hier vor ſie tritt, zu erröthen oder auch nur in ihrer Luſt ſich ſtören zu laſſen!

Pot-Pourri.

Ein gutes Gichtmittel.

Verſchafft euch das Taſchentuch eines 17jährigen Mädchens, das nie den Wunſch gehegt hat, zu heirathen; waſchet daſſelbe in dem Waſſergraben eines ganz ehrlichen Müllers; trocknet es auf der Waſchſtange eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, der kinderlos iſt: zeichnet es mit der Tinte eines Advokaten, der nie einen ungerechten Prozeß geführt hat, gebt es dann einem Arzte, der nie einen Patienten zu Tode kurirt und laßt euch von dieſem die Gichtſtellen damit beſtreichen. Dies Wundertuch wird mehr helfen, als der Gichtflanell.

Pikante Höflichkeit.

Neulich kommt der Herausgeber eines bekannten Blattes zu einem Kaufmann: Nun, mein theuerer Herr, wie geht es Ihnen denn? — Den Kaufmann, der ſich ſo etwas von ſeinen Freunden ſchon gefallen läßt, verdrießt dieſe Traulichkeit, er erwiedert: Nun, mein theurer Herr Profeſſor, wie geht es Ihnen denn? — Der Profeſſor, den dies nun wieder verdrießt, entgegnet: Seit wann bin ich Ihr Theurer? — Darauf jener: Nun, billig werden Sie ſich doch nicht verkauft haben?!

Ein Druckfehler als Satyre.

Vor Kurzem erſchien in einem Journale der öffentliche Dank eines Ehemannes, indem ſeine Frau von einem geſchickten Arzte in einer eben ſo langwierigen als gefährlichen Krankheit glücklich der Geneſung entgegen ging. Dieſe Dankſagung enthielt einen äußerſt drolligen Druckfehler, welcher alle ſchönen Phraſen in's Lächerliche zog. Es hieß nämlich am Schluſſe: „Der geſchätzte Doktor N. hat die Krankheit meiner geliebten Frau mit einer ſolchen Geſchicklichkeit behandelt, daß ſie bald beerdigt (ſtatt beendigt) werden wird.

Bittere Täuſchung.

Ein Mädchen heirathete einen kränklichen aber ſehr reichen Wittwer; acht Tage nach der Hochzeit wurde ſie mißvergnügt; als man ſie nach der Urſache fragte, ſagte ſie: „Ich habe immer gehört, wenn man einen Profeſſor heirathet, wird man Profeſſorin, wenn man einen Doktor heirathet, wird man Doktorin, darum glaubte ich, wenn ich einen Wittwer heirathe, würde ich Wittwe werden, und nun habe ich mich ſo bitter getäuſcht."

Wie Bruder Jonathan fein zu ſticheln weiß!

Ein nordamerikaniſcher Geiſtlicher, der auf freiem Felde predigte, ſtichelte auf eine ſeiner Zuhörerinnen in folgender Weiſe: „Wenn die Dame mit dem blauen Hut, den rothen Haaren und ſchielenden Augen nicht zu ſchwatzen aufhört, ſo werde ich ſie aus der Verſammlung ausweiſen."

Deutſche Amerikaner.

Eine Anekdote, die auf Wahrheit gegründet ſeyn ſoll: Gleich nach der Wahl in 1844 wurde Einer der nordamerk. hochweiſen Geſetzgebung von einem Freunde folgendermaßen angeredet: „Well Meik, ſie hen Dich elekted für die Semity?" „Well was meenſt nau daß es gehe wird mit Texas und Oregon?" „Well Bill, ſell iſt mehner als ich Dir nau ſagen kann; ich kenne ſelle zwei Tſchentelmänn eve noch gar net."

Wortſpiel.

Der „Charivari ſchreibt: Ein altes Sprichwort ſagt: promettre et tenir sont deux (verſprechen und halten iſt zweierlei). In der ſpaniſchen Heirathsgeſchichte heißt es: promettre et tenir ne sont pas d'Eu („ſind nicht zweierlei" aber: „ſtammen nicht von Eu her.")

Buntes.

Ein Spitzbube wurde vor das Criminalgericht geführt, und dort zur Eröffnung der Unterſuchung nach Namen, Stand und Gewerbe gefragt. Auf die Antwort, er ſey Schauſpieler, fragte ihn Inquirent, ob er nicht auch andere Gewerbe treibe. „O ja, ich bin auch Handſchuhmacher." — „Und was noch?" ich ſammle Subſcribenten." — Das iſt doch noch nicht Alles, nur heraus damit, was ſind Sie noch?" — „Mein Gott, wenn Sie es denn durchaus wiſſen wollen; ſo nebenbei bin auch noch ein Bischen Dieb."

Als neulich ein Breslauer Kaufmann mit einem Lemberger Kutſcher in die Nähe von Krakau kam, wunderte er ſich über die hübſche Gegend und ſagte zu ſeinem Kutſcher: „das iſt ja hier recht romantiſch!" „Bitt gar ſchen, Ew. Gnoden," entgegnete dieſer, „nix romantiſch, olles öſtreich'ſch!"

Ein Gläubiger begegnete jüngſt ſeinem Schuldner auf der Straße und bat denſelben ſehr dringend um endliche Befriedigung. Der Schuldner aber fuhr zornig auf und ſchrie den andern an: „Laſſen Sie mich in Ruhe, Sie impertinenter Menſch! Meynen Sie, ich bin Ihnen allein ſchuldig?"

In Ninive ſind viele Alterthümer ausgegraben und in zahlloſen Kiſten nach Paris gebracht worden. Eine würdige Translokation der alten Sündenſtadt in die moderne!

Der berühmte Augenarzt Jünke in Berlin gab einem Manne, der, trotz eines unheilbaren organiſchen Fehlers in dem einen Auge, bei ihm Hülfe ſuchte, den merkwürdigen Troſt: „Theuerſter Freund, zwei Augen ſind Luxus!"

Nro. 15.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 20. Februar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Sonderling. — Canton und ſeine Bevölkerung. — Der Schwefeläther. — Ein merkwürdiger Vergiftungsfall. Pot-Pourri. — Buntes.

Ein Sonderling.

Es leben in Braunſchweig noch heute eine Menge von Männern, die auf der weiland Helmſtädter Univerſität ihre Studien gemacht haben und mit einer unverkennbaren Wehmuth von dieſem „Elm-Athen“ ſprechen. Dieſe Hochſchule iſt nicht wieder hergeſtellt worden, es iſt auch eben kein Unglück, daß unſer ſehr kleines Ländchen ohne ſogenannte Landesuniverſität blieb. Aber Helmſtädt war eine reſpektable Bildungsanſtalt und ſie hat tüchtige Männer erzogen. Das Prüfungsweſen, das nach allen Ecken hin examiniren will, war damals noch nicht ſo weit gediehen, wie leider heutzutage; die Univerſitäten waren auch damals noch nicht ſo ſehr wie jetzt Abrichtungsanſtalten für den bureaukratiſchen Geſchäftsgang, auch war das Leben der Jugend innerlich heiterer. Die moderne Zeit liefert nicht ſo viele joviale Menſchen, es liegt zu große Unbehaglichkeit in allen Verhältniſſen, und die ſcharf beaufſichtigte Armee der Staatsdiener, die ſich gegen den Andrang bürgerlicher Oppoſition zu wehren hat, iſt nicht mehr ſo unbefangen wie früher; es ſind eben andere Zeitläufte eingetreten.

Auch die Originale, die eckigen, auf ſich ſelbſt ſtehenden Geſtalten, die Sonderlinge, verſchwinden mehr und mehr. Noch vor zwanzig Jahren war Braunſchweig in allen Ständen reich daran. Kein Oberſt Girſewald mehr, der freundlich und naiv, ein Abgott der Kinder war; kein „Vaterlandsvertheidiger“ mehr, wie einſt Stanze; was jetzt lebt, iſt geſittet, fein, ordentlich, glatt. Von den Univerſitäten iſt freilich weder die Originalität noch die Marktſchreierei verſchwunden, aber die Charlatanerie hat andere Formen angenommen, als ehemals. Keine deutſche Hochſchule hat einen Mann wie Beireis, der in unſeren Tagen eine lächerliche Figur ſpielen würde, während er vor hundert und noch vor fünfzig Jahren etwas galt, obwol man ihn durchſchaute und in der That auch nichts leichter war, als ihn zu durchſchauen. Von dieſem Hofrath Beireis in Helmſtädt erzählen unſere Sechsziger, die in Elm-Athen ſtudirten, mit großer Vorliebe, und namentlich wußte ein nun verſtorbener Arzt, der Doktor Schmidt, ihn trefflich zu ſchildern. Das Bild, welches er von dem einſt ſo viel genannten Profeſſor entwarf, entſpricht in allen weſentlichen Zügen dem, welches neulich unſer Landsmann Lichtenſtein, der berühmte Reiſende und Naturforſcher in Berlin, (im diesjährigen hiſtoriſchen Taſchenbuche von Raumer) gegeben hat.

Beireis erſcheint uns jetzt wie eine Mumie aus alter Zeit, aber es iſt noch immer nicht ohne Intereſſe, ſie näher zu betrachten; hat doch ſelbſt Göthe den ſeltſamen Mann aufgeſucht. Er war mit reichen Gaben des Leibes und Geiſtes ausgeſtattet, ein Mann von ungemeiner, insbeſondere nachhaltiger Kraft des Willens, von reger Phantaſie, hartnäckig in ſeinen Behauptungen und der konſequenteſte Lügner, der vielleicht jemals gelebt hat. Anfangs ſchnitt er auf, um ſich Anderen gegenüber Wichtigkeit beizulegen, allmälig ſcheint er ſeine Lügen ſelbſt geglaubt zu haben; aber er iſt achtzig Jahre alt geworden, ohne daß man ihn je auf einem Widerſpruche ertappt hätte. Was er 1740 erzählte, berichtete er 1808 beinahe buchſtäblich eben ſo. Dabei war er brav, uneigennützig, menſchenfreundlich, vom Volke geehrt und geliebt, ein gewiſſenhafter Lehrer; nur als Profeſſor war er rechthaberiſch und zankſüchtig, was ja wohl zum gelehrten Metier gehört? Ein Jahrhundert, in welchem ein Caſanova und ein Caglioſtro eine große Rolle ſpielten, konnte auch einen Beireis haben. Das „philoſophiſche“ Jahrhundert war wundergläubig im höchſten Grade und Beireis ſtellte ſich als wunderbarer Mann hin. Man ließ ihn auch dafür gelten, und er war geſcheidt genug, ſeinen Ruf auszubeuten.

Lichtenſtein hat den alten Sonderling mehr in allgemeinen Umriſſen dargeſtellt und ſich weniger auf die meiſt für die Zeit und für den Mann ſehr charakteriſtiſchen Anekdoten eingelaſſen, deren man ſich noch manche bei uns erzählt und die ſich auch in manchen, jetzt meiſt vergeſſenen Büchern befinden. Ich habe immer bedauert, daß nicht, gleich Göthe, auch ein Mann wie Leſſing uns Beireis geſchildert hat, Leſſing, auf deſſen Denkmal wir heute noch lauern und von dem in den achtziger Jahren die frommen Leute bei uns glaubten, der Teufel allerhöchſteigenhändig habe dem verworfenen Freigeiſt den Hals umgedrehet. Sie konnten es dem Wolfenbüttler Bibliothekar nicht vergeben, daß er dem Hamburgiſchen Hauptpaſtor Göze die Perücke ausgeſtäubt und den Kopf zurecht geſetzt hatte.

Beireis war 1729 oder 1730 in Mühlhauſen geboren, und Sohn des dortigen Bürgermeiſters, der im Rufe ſtand, auch die ſtärkſte Feuersbrunſt beſprechen zu können; man ließ ihn deßhalb in mancher Herren Land holen. Der Sohn, Gottfried Chriſtoph, ſollte in Jena Theologie ſtudiren, legte ſich aber auf Naturwiſſenſchaften und Heilkunde. Sein Bruder ſtand in braunſchweigiſchem Militärdienſt; dadurch kam der Student 1757 mit dem braunſchweigiſchen Hofe in Verbindung. Damals erregte er ſchon Aufmerkſamkeit durch Farbenerfindungen und Farbenmiſchungen. Er wurde Doktor der Medizin, Profeſſor, herzogl. braunſchweigiſch-lüneburgiſcher Hofrath, erſter Profeſſor der Anatomie, Medizin, Chemie, Pharmacie, Phyſik, Botanik und Naturgeſchichte, Präſident des Medizinalkollegiums, ſo wie des Gutes Weidenſee Erb- und Gerichtsherr!! Er kündigte im Kataloge täglich dreizehn Vorleſungen an, wie er denn für einen alleswiſſenden Polyhiſtor gelten wollte. Bald nach ſeinem Auftreten in Helmſtädt ſoll er am braunſchweigiſchen Hofe den Tauſendkünſtler geſpielt haben. Der Herzog lud ihn zur Tafel. Beireis kam in einem dunkelblauen Rocke; während des Eſſens wechſelte der Rock die Farbe mehrmals und war beim Nachtiſch ſcharlachroth. Solche Dinge, die man glaubte, brachten ihn bei hoch und niedrig in Ruf, und Guſtav III. von Schweden beſuchte den Wundermann, um ſich mit ihm über die geheime Kunſt des Goldmachens zu beſprechen, für deren Inhaber Beireis weit und breit galt. Denn wie man erzählte, und wie er gern merken ließ, war er in die Geheimniſſe der Weiſen des Morgenlandes eingeweiht, und hatte weite Reiſen bis in die fernſten Länder gemacht; auch wollte er alle Sprachen kennen, ſelbſt die chineſiſche. In Neapel, ſo erzählte er ſelbſt, gab man ihm den Beinamen des Göttlichen, weil er ritt wie ein Gott, und weil er drang, wohin ſonſt kein erſchaffner Geiſt dringt, ins Innere der Natur! Er konnte ja auch Licht aus Dunkelheit ſchaffen und die unedelſten Stoffe in Maſſe

Digitized by Google

verwandeln, gegen welche Gold und Platina leicht und locker waren. Der König von Neapel nahm ihn mit bewunderswürdiger Güte auf, und befahl dem Hofe, Alles aufzubieten, um dem göttlichen Beireis das Leben ſo angenehm wie möglich zu machen. Der Stallmeiſter führt ihn in den Marſtall. Da ſteht ein Roß, ſo edel, wie je eins ſich auf Arabiens Wüſtenſande umhergetummelt. Wie ſchlank der Wuchs, wie zart und doch markig der Knochenbau, wie feurig das Auge! Aber kein Sterblicher kann das edle Thier bändigen, keiner daſſelbe reiten. — Da lächelt der wunderthätige Magus aus Mühlhauſen; ein zweiter Alexander führt er es der Sonne entgegen und ſchwingt ſich auf das Pferd, das er lenkt wie ein Lamm. Das entzückte Volk ruft dem diviuo Beiresio ein Evviva über das andere zu. Daß Beireſis niemals in Neapel war, thut natürlich der Wahrhaftigkeit der Geſchichte keinerlei Abbruch. Der Mann konnte alles. Er war auch ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn. In Deſſau, das ſchon damals jagdluſtige Dynaſtien hatte, rannte beim Treibjagen das Wild in Maſſen auf Beireis zu; er ermüdete zwei Jäger, die nicht genug laden konnten und ſchoß alles todt, was vier Beine hatte. Von allen bewundert, ſuchte er Ruhe im Park unter einer Eiche. Eben iſt er eingeſchlummert, da erwacht er, — der rechte Zeigefinger bekommt den Krampf, — Nachwehen von dem unzähligen Abdrücken des Hahns! Auf dem Gute zu Harbke bei Helmſtädt wollte einſt Graf Veltheim ihm eine Falle legen. Er zeigte ihm eine Etikette von einer Theekiſte vor und bat den großen Kenner des Chineſiſchen, den Inhalt zu erklären. Beireis iſt entzückt über den Inhalt; es iſt ein Bruchſtück aus einem klaſſiſchen Romane des himmliſchen Reichs. Die Anweſenden lachen hell auf, aber Beireis lenkt ein, erfindet im Augenblicke einen Roman, und redet ſo eindringlich, daß die Geſellſchaft bald lacht, bald weint. Bei der intereſſanteſten Situation brach er plötzlich ab, hob das vor ihm liegende Stück Papier auf und ſagte: Hier iſt die Stelle! Jedenfalls hatte er die Geſellſchaft ganz vortrefflich unterhalten, und erzählte nach von ſeinen Reiſen. Graf Veltheim rechnete ihm einmal nach, daß Beireis einige Dutzend Jahre länger auf Reiſen geweſen ſey, als ſein ganzes Leben betrug, und ſeit ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre etwa kannte man ihn in Helmſtädt!

(Fortſetzung folgt.)

Canton und ſeine Bevölkerung.

(Schluß.)

Die verſchiedenen Beamten des Staates (Kuaug), welche die Europäer „Mandarinen“ nennen (eine falſche und den Chineſen unbekannte Benennung), ſind in 9 Klaſſen getheilt, von welchen eine jede die beiden Kategorien, namentlich die der Gelehrten und der Krieger, umfaßt. Das Abzeichen der Gelehrten ſtellt Vögel und das der Krieger vierfüßige Thiere dar. Der Kranich mit ausgebreiteten Flügeln bezeichnet die erſte und zweite Klaſſe der Gelehrten. Pfauen oder wilde Gänſe, ebenfalls mit ausgebreiteten Flügeln, charakteriſiren die dritte und vierte Klaſſe. Der Adler und der Faſan ſind die Zeichen der Gelehrten der fünften Klaſſe. Die wilde Ente, auch die mandariniſche Ente genannt, welche nur in Geſellſchaft leben kann, macht die ſechste und ſiebente Klaſſe erkenntlich. Der Papagay bezeichnet endlich die achte und neunte Klaſſe. Die erſte und zweite Klaſſe, als die vornehmſten, der Mandarinen des Militairſtandes haben einen Löwen zum Abzeichen, die dritte und vierte einen Tiger, die fünfte einen Panther, die ſechste und ſiebente einen Leoparden oder auch eine wilde Katze, und die achte und neunte endlich das See-Einhorn. Die Tracht hat bei den Chineſen eine Gewichtigkeit, die der Europäer nicht vermuthet. So iſt der auf dem Hute angebrachte, und in verſchiedener Geſtalt und Farbe abwechſelnde Knopf ebenfalls ein Abzeichen der höheren und niedern Beamten, ſowohl in der bürger-lichen, wie in der militairiſchen Sphäre. Der Knopf iſt indeſſen eine tatariſche Schöpfung, und ſtellt ſinnbildlich durch einen Stein ihm die Unabhängigkeit der Nation dar.

Der Traueranzug um Vater und Mutter iſt weiß. Der um Schwiegereltern Trauernde bringt drei Monate lang blaue Flechten in dem Zopfe an; nur die Frau trägt in dieſem Falle ein weißes Kleid. Die Trauer um Vater und Großvater dauert drei Jahre. — Die Kleidung der Frauen nähert ſich in China mehr der der Männer als in Europa. Die Schönen des himmliſchen Reiches ſind beſonders darauf bedacht, ein kleines niedliches Füßchen zu zeigen. Dagegen haben die Frauen der unteren Klaſſen um ſo größere Füße aufzuweiſen. Der Kaiſer und die hohen Würdenträger des Staates haben ebenfalls die tatariſche Sitte beibehalten, ihre Füße recht groß und breit auszutreten.

Die chineſiſche Etikette iſt ſprichwörtlich geworden; Alles bietet hier zu feierlichen Handlungen Gelegenheit dar. Wir beſchreiben hier eine Leichenfeier. Wenn ein Kranker in den letzten Zügen liegt, legt man ihm ein Silberſtück auf den Mund und man ſchließt ihm ſorgfältig Naſe und Augen. Kaum hat er ſeinen letzten Athemzug gemacht, als man auch ſchon am Dache des Hauſes eine Oeffnung anbringt, damit ſeine Seele einen bequemen Ausgang findet. Hierauf beeilt man ſich, Prieſter oder Bonzen herbeizuſchaffen, welche, mit langen rothen Mänteln bedeckt, gleich nach ihrer Ankunft ihre Gebete mit greulichem Flötengetön und Geſang gemiſcht, beginnen. Man breitet jetzt ein rothes Tuch über ein Bett aus und legt den Leichnam darauf. Zur Seite bringt man einen Tiſch an und deckt denſelben mit Speiſen, Wachskerzen und Räucherwerk. Eine Art Kapelle wird am Eingange des Hauſes errichtet und mit vergoldeten Papieren und großen Laternen verziert. Die Familie und Freunde des Verblichenen weiß gekleidet und das Geſicht mit Taſchentüchern bedeckt, legen ſich um den Tiſch herum und ſtoßen von Zeit zu Zeit ihre Seufzer aus. Die Bekannten des Todten, welche den Mitleidsbeſuch abſtatten, ſetzen ſich ebenfalls zur Erde, nachdem ſie eine Gabe, z. B. eine Kerze oder Räucherwerk den Trauernden überreicht haben. Mehrere Bonzen nehmen ihren Platz um einen kleinen Tiſch an der Thür und laſſen ſich da mit Thee und Pfeife bewirthen, worauf ſie wiederum ſingen und muſiciren und den Flammen eine große Menge vergoldeten Papiers übergeben. Zu Canton wird das Paradebett einen Tag ausgeſtellt, worauf man den Leichnam, in ſeine ſchönſten Kleider gehüllt, in einen großen, aus Sandelholz verfertigten Sarg legt. Dieſen behält man dann noch mehrere Monate, ja oft mehrere Jahre im Hauſe bei ſich. Die Beerdigung findet erſt dann ſtatt, nachdem die Sterne oder ſonſt ein überirdiſches Zeichen die Zuſtimmung gegeben. Die jungen Leute, ſelbſt aus guter Familie, werden mitbegraben; Kinder unter einem Jahre werden, nachdem man ihre Geſtalt geſchwärzt, einfach ins Waſſer geworfen. Die Reichen liegen auf dem Kirchhofe getrennt von den Armen. Bei der Rückkehr findet im Trauerhauſe ein großes Mahl ſtatt.

Unter anderen giebt es eine Ceremonie in China, die unſerem Taufnamengeben entſpricht. Außer den Familiennamen gibt es noch die Sondernamen, welche mit Stand und Alter des Bürgers abwechſeln. Der erſte dieſer Namen (ming) unterſcheidet die Mitglieder derſelben Familie und gilt für beide Geſchlechter. Das Kind erhält ihn, noch ehe es einen Monat alt iſt. Zu derſelben Zeit wird dem Kinde auch zum erſtenmale der Kopf raſirt. Die Mutter ruft dabei die Gnade der Göttin der Barmherzigkeit auf das Kindeshaupt herab und der Vater ſpricht feierlich vor Zeugen deſſen Namen zum erſtenmale aus, worauf ein Feſtmahl ſtattfindet. Tscho-ming heißt das Kind, wenn es beginnt, die Schule zu beſuchen. Der Lehrer kniet vor einem Pulte, auf dem der Name eines alten Weiſen geſchrieben iſt, nieder, und empfiehlt das Kind dem Schutze deſſelben. Später, nach abgelegtem Examen, nimmt es ſeinen Amtsnamen an (kuang-ming). Bei der Verheirathung geht abermals ein Namenswechſel vor, und jetzt ſpielt der Schwiegervater die Stelle des Pathen. Jetzt treten noch die Geſchäftsnamen ein. Zwe,

Digitized by Google

Individuen geben ſich oft, wenn ſie einen Freundſchaftsbund ſchließen, gegenſeitig ihre Namen. Auch der Wunſch, ſein Glück zu verbeſſern, veranlaßte oft einen anderen Namen.

Das chineſiſche neue Jahr fällt Anfangs Februar. Um dieſe Zeit werden die Werkſtätten geſchloſſen, die Menge begibt ſich auf die Straßen, wobei auch die Diebe nicht fehlen. Als Neujahrsgeſchenk ſchickt man ſich Pampelmusbäume und gebratene Ferkel. Die Bettler nehmen mannichfache Entſtellungen mit ihrer Perſon vor. Auch findet eine öffentliche Neujahrs-Ausſtellung ſtatt, auf welcher der ganze chineſiſche Markt vertreten und wo Alles um das Vierfache billiger iſt, als in den Läden; Verſteigerungen werden auch hierbei vorgenommen, und zwar von reichen Kaufleuten, die es für eine Schande halten, gewiſſe Putzwaaren länger als ein Jahr im Laden zu haben.

Im September findet die Feier des Tai-tſéou, oder des Schutzgattes der Häuſer ſtatt. Die Straßen werden mit farbigen Tüchern behangen, die Erde mit Dielen belegt, auf welchen Götter, Göttinnen, Heilige und Heroen mit ihren Thaten und Kämpfen gemalt ſind. Auch befinden ſich in den Straßen große brennende Armleuchter und geſchmückte Altäre, ſo wie öffentliche Feuerwerke und theatraliſche Vorſtellungen für das Volk. Die Volksmenge auf den Straßen iſt während dieſes Feſtes unüberſehbar; letzteres dauert drei Tage und wird in den verſchiedenen Stadtvierteln nicht auf einmal, ſondern nach einander gefeiert. Die Koſten werden durch Privat-Beiträge beſtritten.

Der reiche Kaufmann Pun-ting-kua, mit welchem wir in Geſchäfts-Verbindung ſtanden, beſitzt mehrere Häuſer, die theils ziemlich europäiſch, und theils ſtreng chineſiſch möblirt ſind. Die Küche aber, die uns das Mahl bereitet, iſt echt chineſiſch, denn es kommen bei demſelben unter Anderm Speiſen vor, wie die Floßfedern eines Hayfiſches, Seeblaſen und andere in Europa nicht geſuchte Leckerbiſſen. Unter anderen beſitzt auch unſer Wirth ein Serail, in welchem jedoch nicht alle ſeine Frauen wohnen; um keine Eiferſucht zu erwecken, hat er zwölf von ihnen zerſtreut in der Stadt einquartirt. Seine Hauptfrau, die er für 2000 Piaſter gekauft, wohnt aber im Serail; alle übrigen Weiber koſten ihm zuſammen etwa 40,000 Thlr. Unter der Reihe von Häuſern, die unſer Kaufmann in der Stadt und auf dem Lande beſitzt, befindet ſich auch eines in ſeinen Garten-Anlagen, in welchem er von Zeit zu Zeit vor ſeinen Freunden Theaterſtücke aufführen läßt. In einem Kabinette dieſes Theatergebäudes befindet ſich eine Puppe, welche in Lebensgröße eine europäiſche Dame vorſtellt. Man ſagt, daß der Beſitzer ſchon lange den Wunſch hegt, in ſein Serail eine Europäerin aufzunehmen, und da ihm dies bis jetzt noch nicht gelungen, ſo begnügt er ſich vorläufig mit ihrem Bilde — jedenfalls ein Beweis, daß unter den Chineſen der Haß gegen alles Europäiſche zu ſchwinden beginnt.

Pun-ting-kua lud auf den 15. November 1844 eine große Anzahl europäiſcher Handelsfreunde zu einem Feſtmahle und einer theatraliſchen Vorſtellung ein. Letztere wurde durch eine unterirdiſche Muſik, wobei eine Pauke, eine Art Trommel, Violinen mit einer Saite, Flöten, Klarinetten und Trompeten thätig ſeyn mochten, eingeleitet. Das Stück war ein in mehreren Akten eingetheiltes Vaudeville etwa folgenden Inhalts: Ein Ehegatte macht in einem Launenanfalle ſeiner Frau den Vorwurf, gealtert zu ſeyn. Letztere geräth darüber in eine verzweiflungsvolle Wuth. Der Mann ſucht ſeine Frau zu beſänftigen und ſein Wort zu widerrufen. Allein vergebens. Die Frau bleibt unverſöhnlich und will dem Gatten in ihrer Wuth das Geſicht zerfleiſchen. Der Mann weint, ſie wird gerührt, der Friede wird wieder geſchloſſen. Das Stück ſoll die Moral enthalten: daß beide Ehegatten wiſſen müſſen, daß ſie beide ohne ihre Schuld durch die Jahre altern, und ſich darum keine Vorwürfe machen dürfen. (R. d. d. M.)

Der Schwefeläther.

Von einem deutſchen Arzte wird dem „Nürnberger Korreſpondent“ aus Paris berichtet: Als hier die erſten Verſuche mit Schwefeläther angeſtellt wurden und unter den Händen ſelbſt der Meiſter in der Chirurgie größtentheils aus verſchiedenen Gründen mißlangen, benützte man zum Angriffe gegen dieſe neue Entdeckung, die man nun mehr oder minder für einen Puff hielt, auch einen chemiſchen Erfahrungsſatz. Man wußte nämlich, daß flüchtig gewordener Aether mit athmoſphäriſcher Luft ein Gasgemiſche darſtellt, das ſehr leicht ſich entzündet und explodirt, und begann nun faſt mit poetiſcher Ausſchmückung die Folgen zu ſchildern, die entſtehen könnten, wenn man in die Nähe eines mit Aether Narkotiſirten ein Kerzenlicht oder ſonſt einen brennenden Körper brächte, wie ſolches in der That gar nicht ſelten bei chirurgiſchen Operationen der Fall ſeyn kann. Man ſah ſchon die armen Opfer der neuen Entdeckung mit geſprengtem Bruſtkaſten auf den Operationstiſchen liegen, ähnlich dem armen Herrn „Mangelbacher“ aus den „Fliegenden Blättern“ der einer andern, gleich wichtigen Entdeckung des Jahres 1846, der Schießbaumwolle, als Opfer fallen mußte. Allein zahlreiche Verſuche, welche in den letzten Tagen hier von mehreren Seiten vorgenommen worden, haben uns überzeugt, wie vollkommen unbegründet dieſe ängſtliche Beſorgniß geweſen iſt, und Experimente an Thieren, welche Herr Landouzy zu Rheims angeſtellt, führten zu nachfolgenden Reſultaten: Nähert man einen brennenden Körper dem Munde eines Thieres, unmittelbar nachdem man ihm den Apparat zum Einathmen des Aethers weggenommen hat, ſo entzündet ſich die athmoſphäriſche Luft allerdings ſogleich und brennt 1 bis 2 Sekunden fort, worauf ſie aber von ſelbſt erliſcht, ohne einen weitern Nachtheil hervorgerufen zu haben, als etwa das Verbrennen einiger Haare. Läßt man aber 2 bis 3 Minuten nach Abnahme des Apparats vergehen, ſo entzündet ſich die ausgeathmete Luft in keinem Falle mehr — gewiß Beweiſes genug, daß die angeführten Befürchtungen nur Hirngeſpinnſte geweſen und nicht im Stande ſind, der wirklich großartigen Jackſon'ſchen Entdeckung nur Etwas von ihrem Werthe zu benehmen.

Ueber die Schwefeläther-Narkoſe wird ferner der A. Z. aus Paris geſchrieben: Die Schuld der früheren mißglückten Verſuche lag zumeiſt daran, daß man bei den erſten Verſuchen eines entſprechenden Apparats zur Entwicklung und Einathmung des Aetherdunſtes entbehrte, von deſſen zweckmäßiger Einrichtung, wie man jetzt erfahren, das Gelingen der Verſuche vorzüglich abhängt. Dann begnügte man ſich mit den oberflächlichſt angeſtellten Verſuchen, anſtatt mit Umſicht den Akt der Reſpiration zu überwachen, die Geſetze ſich zu vergegenwärtigen, unter denen eine Aethernarkoſe ſicher und möglichſt ſchnell zu Stande kommen muß, kurz überging in der Eile eine Menge Dinge, welche bis in ihr kleinſtes Detail Berückſichtigung verdient hätten. Jetzt aber wird hier kein Zahn mehr ausgenommen ohne Aether, keine chirurgiſche Operation mehr vorgenommen, ſelbſt faſt keine geburtshülfliche Operation mehr eingeleitet ohne Beihülfe des Aethers, ja ſchon fangen die Laien in Schaaren an, ſich ihre kleinen menſchlichen Leiden damit zu beſeitigen und Migräne, Hyſterie, Hypochondrie und alle die diaboliſchen Plagen der Aerzte werden nun glücklicherweiſe ihre Univerſalarznei gefunden haben. Wie jetzt die Akten der Jackſonſchen Entdeckung ſtehen, glaube ich verſichern zu können, daß der Aether für alle Zukunft die hohe Wichtigkeit und den unberechenbaren Vortheil für die Chirurgie beibehalten werde, welche man ſchon jenſeits des Meeres ihm beigelegt, ja daß ſogar mit der nächſten Zeit ſchon ſeine Wirkungen weit ausgedehnter und ſegensreicher noch werden dürften, — wenn man ſich gleich auf der andern Seite nicht verhehlen darf, daß es zu jeder Zeit und allen Orts Individuen geben wird, welche, ſey es aus Idioſinkraſie, angeborner Abneigung gegen den Geruch alkoholiſcher Getränke, ſey es aus Nervenſchwäche Lungen- und Luftröhrenleiden, Gehirnleiden u. ſ. w., ſomit aus

Digitized by Google

rein individuellen Gründen, ſich ungünſtig dagegen verhalten werden. Theilt aber dieſen Uebelſtand der Aether nicht mit dem ganzen übrigen Arzneiſchatze?

Ein merkwürdiger Vergiftungsfall.

Vor der Juſtizkanzlei in Oldenburg iſt ein Kriminalfall zur Entſcheidung gekommen, der eines beſonders in gerichtlich-mediziniſcher Hinſicht merkwürdigen Zwiſchenfalles wegen Intereſſe hat. Die „Weſer-Zeitung“ erzählt die Sache ſo: In Barkenhauſen, einem im Amte Wittlage-Hunteburg gelegenen Kirchdorfe, verſchied am 20. September 1843 der penſionirte Wachtmeiſter G. Der Arzt, welcher G. behandelte, ein Dr. med. G. aus Preußiſch-Oldendorf, dieſen Tod nicht erwartend, gab, als er von demſelben Kunde erhielt und gleichzeitig in Erfahrung brachte, wie auch der zweite Mann der jetzigen Wittwe G. plötzlich verſchieden ſey, dem Gedanken einer Vergiftung Raum und theilte dieſen Verdacht mittelſt Schreibens vom 21. September 1843 dem königl. Amte Wittlage-Hunteburg mit. In Folge deſſen wurde eine Unterſuchung angeordnet. Leider ſtellten ſich ſofort einige verdächtige Umſtände heraus, indem nicht nur erweislich Fliegengift im Beſitze der Eheleute G. und ſelbſt im Krankenzimmer des Verſtorbenen geweſen, ſondern auch deſſen Beerdigung lediglich auf Anordnungen des Paſtors, wie ſich erſt ſpäter ergeben) ſchon ſehr bald angeſetzt worden war. In Folge dieſer Indizien ward die Wittwe G. ſofort, unterm 22. Sept. 1843 verhaftet und wurde von jenem Tage an eine durch die Verwickelung der Sache und insbeſondere durch die Schwierigkeit der mediziniſchen und chemiſchen Prüfungen bis zu der traurigen Dauer von dritthalb Jahren ausgedehnte Inquiſition wegen Giftmordes gegen dieſelbe geführt. Dieſer dritthalbjährige Zeitraum bildet einen entſetzlichen Abſchnitt im Leben der Inquiſitin. Der Körper, hinwelkend in einem kellerartigen Verließ, in welches durch eine zwölffüßige Mauer eine kleine Fenſteröffnung nur ein halbdunkles Dämmerlicht wirft, der Geiſt gemartert durch Einſamkeit und Geſchäftsloſigkeit, und mehr noch durch die furchtbarſten Inkriminationen! Wie gewöhnlich in derartigen Fällen, ſo reihete ſich auch hier eine Beſchuldigung an die andere. Nicht allein den G., ſondern auch ihren früheren Mann ſollte die Inquiſitin vergiftet haben. Es würde zu weit führen, hier zu erzählen, wie wirklich in den beiden Leichen der verſtorbenen Ehemänner der Inquiſitin Gift gefunden wurde, demungeachtet aber hieraus kein Beweis für die Schuld derſelben geführt werden konnte und wie die geführte Unterſuchung es höchſt wahrſcheinlich gemacht hat, daß der zweite Ehemann der Inquiſitin durch den verſtorbenen Kantor L. zu Barkhauſen vergiftet und die Spuren der Arſenikvergiftung, die ſich an ihrem dritten Ehemanne zeigten, durch die heroiſchen Doſen von Phosphor, welche demſelben in ſeiner letzten Krankheit gegeben wurden, bewirkt worden ſeyen. Vom größten Intereſſe für die Wiſſenſchaft wird es aber ſeyn, daß die Chemiker Becker und Holthaus in Eſſen, unweit Wittlage, unterm 24. Juni 1845 die unendlich wichtige, durch wiederholte Verſuche zweifellos konſtatirte Entdeckung zu den Akten gebracht haben, daß in einem weiten Umfange des Amts Wittlage der Boden durchgängig Arſenik enthalte, und daß insbeſondere der Barkhauſer Kirchhof als Reſervoir mannichfacher, ſeit Jahrhunderten angeſammelter metalliſcher und nach und nach gänzlich oxidirter Sargbeſchläge — bekanntlich enthält alles Eiſen eine geringe Quantität Arſenik — ſehr reich mit letztgenanntem Metalle und zwar in aufgelöſter Geſtalt geſchwängert iſt. Die Schwängerung iſt ſo bedeutend, daß genannte Experten aus einem Pfund Erde einen glänzenden Arſenikſpiegel gewannen; daß alle von dritten und vierten Plätzen aus dem Kirchhof ausgegrabenen Knochen, je nachdem ſie längere oder kürzere Zeit gelegen, ſtärkere oder ſchwächere Arſenikanflüge ergaben, und daß die Chemiker, unter Berückſichtigung der eben erwähnten Entdeckung, die Möglichkeit und ſelbſt der Muthmaßlichkeit anerkennen, daß ſolcher Roſt nicht bereits bei Lebzeiten, ſondern erſt aufgelöst und entwickelt durch den Leichenmoder nach dem Tode und während der Körper im Sarge ruhete, aus der Kirchhofserde in denſelben gedrungen ſeyn könne. Die königliche Juſtizkanzlei, der Anſicht folgend, daß demungeachtet der Hergang der Sache noch nicht völlig aufgeklärt ſey, hat in ihrem Erkenntniſſe die Inquiſitin von der Inſtanz entbunden und die Unterſuchungskoſten niedergeſchlagen. Die Weſer-Zeitung zweifelt indeß nicht, daß es dem Vertheidiger gelingen werde, in höherer Inſtanz ein völlig freiſprechendes Erkenntniß zu erwirken.

Pot-Pourri.

Ein Soldatenkniff.

In einer mit Garniſon belegten Stadt fanden ſich viele Soldaten, als die Armee meiſtens noch aus Fremden beſtand, an den Markttagen an einem oder dem andern Thor zuſammen, wovon einer den Auftrag erhielt mit einer Angelruthe im Rinnſtein zu fiſchen, während die Andern unbekümmert umher zu gehen ſchienen. Bald zog der betriebſame Fiſcher die Aufmerkſamkeit der zum Thore hereinkommenden Landleute auf ſich. Alle verließen für einen Augenblick ihre Wagen und Karren, um den Spaß mit anzuſehen, und endlich den ſtets ernſthaft fiſchenden Soldaten mit Spott und Witzeleien zu verhöhnen. Dieſer aber fuhr ungeſtört in ſeinem Geſchäfte fort, ſteckte vergebens Regenwürmer an den Angelhacken und wickelte endlich mißmuthig ſeine Angel zuſammen. Der Haufen überhäufte ihn nun lachend mit Spöttereien. Gleichmüthig kehrte ſich der Soldat nun mit den Worten um: „wenn ich auch heute nichts bekam, ſo haben meine Kameraden vielleicht einen beſſern Fang gethan.“ Lauter Jubel und Geſpötte: „ſeht den Narren an“, begleitete den Abgehenden. Bald aber verwandelte ſich dieſe Freude in Wehklagen als die Spötter zu ihren Körben zurückkehrten. Die Kameraden des liſtigen Fiſchers hatten während der Zeit in der That an den Butterfäſſern und Körben der Neugierigen einen guten Fang gemacht.“

Ein Mißverſtändniß.

Ein noch ſehr junger preußiſcher Privatlehrer, welcher ſchon im 19ten Jahre ſich verheirathet und 12 Kinder täglich zu unterrichten hatte, mußte ſich zur Landwehr ſtellen und bat wegen ſeiner vielen Geſchäfte um Urlaub. Man fragte ihn: „wie lange er ſchon verehelicht ſey?“

„Seit zwei Jahren,“ war die Antwort.

Nach ein paar andern ward endlich noch die weitere Frage an ihn gerichtet:

„Wie viel Kinder haben Sie?“

„Zwölf, erwiederte der Privatlehrer.

„Wie iſt das möglich?“ rief der Beamte verwundert aus.

„Ja, ich habe einen Gehülfen.“

„Ja, das iſt was anders!“ lachte der Commiſſär, dem es klar wurde, daß der getroffene Lehrer die ſeinem Unterrichte anvertrauten zwölf Kinder gemeynt habe.

Buntes.

Ein Lehrer wiederholte neulich, was er ſeinen Schülern über die Naturerſcheinungen vorgetragen hatte. Als er auf das Gewitter zu ſprechen kam, fragte er unter Andern auch einen Knaben: „Mein Sohn, an welchen Orten unſers Vaterlandes kommen wohl die meiſten Donnerwetter vor?“ — „Auf den Exerzierplätzen!“ war des Knaben Antwort.

Ein Durſtiger fiel ſich am Faſchings-Dienſtag ein Loch in die Stirn und klebte ein ſchwarzes Pflaſter darüber. Sein Freund fragte ihn nächſten Tages: „Woher die Wolke auf der Stirn?“ — „Vom geſtrigen Nebel!“ war die Antwort.

Welches iſt der größte Trunkenbold in Deutſchland? — Der Rhein, denn er iſt Morgens und Abends benebelt.

Digitized by Google

Nro. 16.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 24. Februar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Sonderling. — Schwefeläther. — Pot-Pourri. — Buntes. — Korreſpondenz des „Sammlers“.

Ein Sonderling.

(Schluß.)

Beireis war von Ruhmſucht und gränzenloſer Eitelkeit beherrſcht, und wehe dem Profeſſor, der ſich ihm etwa in irgend einer Weiſe widerſetzte oder gar von Marktſchreierei ſprach. Seinen Kollegen, den Profeſſor Sander, ſoll er zu Tode geärgert haben, d. h. dieſer Pedant, ſonſt ein ſehr braver Mann, war ſchwach genug, ſich die Sticheleien und groben Ausfälle des göttlichen Beireſio zu Gemüthe zu führen. Der Vortrag des Letztern, gleichviel über welche Wiſſenſchaft es ſeyn mochte, war immer anregend und gewann in einer Zeit, wo ſonſt die Katheberleute nur ſtarre und dürre Gelehrſamkeit ihren Zuhörern zu bieten pflegten, dadurch eine Bedeutung, daß er auch das praktiſche Leben in ſeinen Bereich zog. Darauf verſtand ſich überhaupt unſer Magus; er verkaufte den Tuchhändlern vom Niederrhein auf der Meſſe allerlei nützliche chemiſche Geheimniſſe und wußte überhaupt viel Geld zu machen, aber immer in der rechtlichſten Weiſe, z. B. durch ſeine Vorträge, durch ſeine Erfindungen und beſonders auch durch ſeine ſehr ausgedehnte ärztliche Praxis. Er hatte immer viel baares Geld, wie er ſagte ſtets zehntauſend Thaler als Reſerve. Aber was ſollte das ſagen gegen ein Stück Kobalt, aus dem er für wenigſtens zweimalhunderttauſend Thaler Ultramarin wollte machen können? Er nahm die Goldmacherkunſt in Schutz, führte aber ſeine Zuhörer an der Naſe herum, da er zwar viel von der Verwandlung der Stoffe und zwar in der belehrendſten Weiſe ſprach, aber die Hauptſache immer umging. Er zeigte Produkte ſeiner chemiſchen Gewandtheit vor, und wenn die Studenten in Schaaren herbeiſtrömten, um das Goldmachen zu lernen, ſo lachte er ſie aus, und nannte ſie Thoren, die mit leichter Mühe, ohne alle Anſtrengung, reich werden wollten. Sie ſollten ſeine Vorleſungen fleißig hören, dann werde ihnen ein Licht aufgehen. Manchmal indeſſen gab er Recepte zur Goldbereitung; er rieth den Studenten, Eiſen, Queckſilber und gewöhnlichen Vitriol zu nehmen, alle drei Subſtanzen unter einander zu reiben und das Pulver auszuwaſchen. Das ſolle man in einen eiſernen Kolben thun, einen eiſernen Helm darüber ſetzen und Alles deſtilliren. Ein Quentchen, das im Kolben übrig bleibe, gebe einen Gran Gold. „Aber, fuhr er fort, wenn man dieß Geheimniß (das er vom Katheder predigte) weiß, ſo trage man ſein Gold auf Reiſen immer bei ſich und ſelbſt zur Münze und laſſe es prägen; aber man ſchmelze es ſelbſt; denn ſeine Feuerbeſtändigkeit macht, daß es ein weit größeres Feuer gebraucht als das natürliche Gold und ſeine Farbe, die weit röther iſt, ſind ſeine Verräther. Man laſſe es einige As ſchwerer prägen und reiſe immer weiter, von einem Orte zum andern!“ Um die Studenten, die er in ſolcher Weiſe ganz mephiſtophelisch am Rande der Wiſſenſchaften und an der Naſe herumführte, recht kirr zu machen, fügte er dann ernſthaft hinzu: „Sobald ein Goldmacher behauptet, daß er aus einem Pfunde Blei ein Pfund Gold machen will, ſo iſt es ein Betrüger!“ Aber ſchon in der folgenden Vorleſung ſtellte er ſich, als reue ihn die Offenheit, mit welcher ein ſo wichtiges Geheimniß von ihm ausgeplaudert worden ſey; er wollte deßhalb die Studenten vom Goldmachen abſchrecken. Fürchterliche Vorbereitungen ſeyen nöthig, um volle vierzehn Tage und Nächte ſich allen Schlafes enthalten zu können; er ſchilderte, wie der Goldmacher jeden Augenblick in Gefahr ſchwebe, durch Arſenikdämpfe erſtickt zu werden, auch ſey das Goldmachen gar der Mühe nicht werth, da man in einem Tage höchſtens für einen Dukaten Werth zu Stande bringe. Und dann bat er die paarhundert Studenten himmelhoch, das furchtbare Geheimniß nicht weiter zu plaudern; wer Geheimniſſe ausplaudere, ſey ein ſchlechter Menſch. Und um mit einer recht ſchlagenden Beweisführung und einem Klappſatze zu ſchließen, erzählte er: Es war einmal ein Adept, der ging nach Konſtantinopel. Als der Sultan von ihm wiſſen will, wie man Gold mache, erbietet er ſich, ſtatt deſſen dem Großherrn zu ſagen, wie man ſich hieb-, ſtich- und ſchußfeſt machen könne. Da zieht der muhammedaniſche Wütherich ſeinen krummen Säbel und haut dem Adepten den Kopf vom Rumpfe herunter. Im Munde des Getödteten fand man ein Amulet, worauf zu leſen war: „Den Tod fürchte ich nicht, wohl aber die Schande, ein Geheimniß zu verrathen!“ So, meine Herren, ſprach dann Beireis, ſo würde ich es auch machen; da dieß aber den Potentaten Europa's bekannt iſt, ſo laſſen ſie mich unangefochten.

Beireis heirathete nie. Thales von Milet und der Stifter der chriſtlichen Religion hätten auch nie geheirathet, ſagte er, und fügte hinzu: die Weiber ſeyen voll Herrſchſucht, Eitelkeit (!!!) und Tändelei. Trotzdem mochten ſie ihn gern, und ſtets bat er das ſchöne Geſchlecht mit Aufmerkſamkeit behandelt. Nur über ihre Neugier führte er Klage, und obwol er ſich vermaß, Alles zu wiſſen, ſo fragten ſie ihn doch um weit mehr, als ſelbſt er zu beantworten vermochte. Wenn ſie ihn um Goldmacherei fragten, ſo erzählte er ihnen die Geſchichte von den merkwürdigen Manſchetten; er wollte nämlich die ſchönſten in der Welt beſeſſen haben. Als er ſich in Paris aufhielt, wurde dieß Erzeugniß der wunderbarſten Brüſſeler Kunſt dem Hofe zu Verſailles angeboten. Der König war reich und verſchwenderiſch, aber der Preis für dieß Paar Manſchetten war ihm doch zu hoch. Ganz Paris ſprach von dem Kunſtwerke; Beireis ſah es, kaufte es, trug es, auch in Deutſchland. Aber, o des Jammers! als er im Begriffe ſtand, einſt dem Herzog von Braunſchweig ſeine Aufwartung zu machen, fand er am Eingange zum Schloſſe eine Bude mit wilden Thieren. Er, als Naturforſcher, betrachtet natürlich die fremden Gäſte, läßt ſich mit einem großen Affen erſt in Unterhaltung ein, geräth dann mit ihm in Streit, und das boshafte Vieh iſt frech genug, ihm die unzahlbaren Manſchetten abzureißen und ſie aufzufreſſen!

Einſt hatte er eine bejahrte Dame von einer ſchweren Krankheit geheilt. Er fand ſie weder eitel, noch herrſchſüchtig, noch putzliebend; er wollte ſie heirathen. Die Sache ſchien abgemacht. Da fiel es der Braut ein, den verwilderten Garten des künftigen Gemahls ſäubern zu laſſen. Beireis erklärte dieſe unberufene Geſchäftigkeit für tyranniſch und heirathete nicht. Er mochte weder die Ehe noch die Kartoffeln leiden. Aus den letzteren leitete er alles Un-

Digitized by Google

heil her, ſie galten ihm für die Urſache der meiſten Krankheiten, der geiſtigen Beſchränktheit und Trägheit. In Harbke wurde ihm einſt ein trefflicher Kuchen vorgeſetzt, den er mit Luſt verzehrte. Als die freundliche Wirthin, die ihn gern neckte, verrieth, daß zu dem Kuchen auch Kartoffelmehl genommen worden ſey, nahm Beireis ohne Umſtände ein Brechmittel, um nicht dumm zu werden, wie kartoffeleſſende Menſchen. Nach ihren geiſtigen Fähigkeiten theilte er die Leute in ganze, halbe, Viertel, halbe Viertel, Achtel-Köpfe u. ſ. w. ein. Selbſt Leibnitz galt ihm nur für einen Dreiviertelskopf. Nur dreimal, ſo lange die Welt ſteht, hat der Schöpfer zum Heile der Menſchheit *ganze* Köpfe hervorgebracht. Das Triumvirat beſtand aus Thales von Milet, Chriſtus und Beireis, oder aus Chriſtus, Archimedes und Beireis; auch aus Newton, Friedrich dem Großen und Beireis.

Beireis beſaß eine Gemäldeſammlung, die manche gute Stücke enthielt; er ſelbſt behauptete, von jedem großen Maler beſitze er eins der vortrefflichſten Bilder, von den größten Meiſtern aber zwei, eins aus der Jugendzeit und eins aus der Zeit ihrer höchſten Blüthe. Aus allen Gegenden hatte er Raritäten zuſammengekauft; in ſeinem Beſitze waren die einſt ſo berühmten Vaucanſonſchen Automaten, viele andere Maſchinen, manche zum Theil treffliche Inſtrumente; er hatte eine höchſt werthvolle Bücherſammlung und ein ſchätzbares Münzkabinet. Sein Nachlaß iſt auf etwa neunzigtauſend Thaler geſchätzt worden. Aber den *großen Diamant*, von welchem er ſo viel ſprach, und das *Weltauge* hat man in dieſem Nachlaſſe nicht gefunden. Als einſt der chineſiſche Kaiſer in Geldverlegenheit war und große Summen bedurfte, wandte er ſich an die Kapitaliſten in Holland und bot dieſen Stein zum Unterpfande. Sie wiſſen den Werth deſſelben nicht zu ſchätzen und fragen den weltberühmten Beireis um Rath. Dieſer begreift den Werth des Steins auf den erſten Blick und erklärt: Alles baare Geld der Erde reiche bei weitem nicht hin, dieſen Stein zu bezahlen. Das Geſchäft wird abgemacht; aber da die Holländer mit dem Steine keine Zinſen verdienen können, ſo überlaſſen ſie ihm, Beireis, den Schatz gegen die vorgeſchoſſene Summe. Wonnetrunken zahlt er das Geld; denn das Weltauge gehört ihm, da der Kaiſer von China nicht reich genug iſt, es einzulöſen. „Dieſes mein Weltauge, ſchrieb Beireis, iſt ein kleiner gelb wie halbdurchſichtiger Bernſtein, legt man ihn aber nur eine Minute ins Waſſer, ſo wird er durchſichtig, und es zeigt ſich in der Mitte ein ſehr weißer runder Fleck, welcher die Sonne als die Pupille vom Weltauge vorſtellt, mit genau ſieben concentriſchen Kreiſen und eben in dem Verhältniſſe von einander abſtehend wie die Laufbahnen der ſieben Planeten nach aſtronomiſchen Berechnungen ſtehen. Wurde der Stein ganz trocken, ſo verſchwand dieſe.

Aber was wollte dieſes unſchätzbare Weltauge gegen den *großen Diamant*, dieſes zweite Wunderwerk der Schöpfung, gegen welchen der große portugieſiſche Krondiamant in Nichts verfiel und gegen welchen auch jener des großen Mogul rein nichts war; denn mußten beide nicht die Flagge ſtreichen vor dem Diamanten des Helmſtädter Profeſſors, deſſen Diamant größer wie ein Ei war, und deſſen Werth alle Schätze der Welt nicht erreichten? „Der Diamant, ſchrieb Beireis, gehört nicht unter die Steine, ſondern unter das verbrennliche Waſſer, denn er läßt ſich im Feuer gänzlich verdampfen, ſo daß keine Spur übrig bleibt, und er brennt mit dem ſchönſten hellſten Lichte unter einer Muſchel im Probierofen und ich habe mit Vergnügen Brillanten darunter ſo verſchwinden ſehen, daß wenn ſchon ſechs Achttheile davon verdampft waren, alle geſchliffenen Facetten noch eben ſo deutlich zu ſehen waren, als bei größeren Steinen. Aber mein *größter in der Welt* aus Sembulpor oder Sumulpur bei Bengalen, der über fünfmal ſchwerer als der des Königs von Portugal, dieſer mein Stein hat die wunderbarſte Kryſtalliſation, die ſonſt kein anderer Stein hat, und wovon nur der König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte, zwei, aber nicht den dreißigſten Theil ſo groß, einem bengaliſchen Diamant ähnlich, beſeſſen hat. Dieſer mein Stein iſt viel härter als die braſilianiſchen Steine. Von ihm ſagt der in Holland noch lebende Herr von Meermann in ſeinem, in Holländiſch geſchriebenen und von Herrn Hofrath und Profeſſor Lüder in Braunſchweig in die deutſche Sprache überſetzten Buche S. 89, daß er nicht viel kleiner als ein Ei ſey. Nein! wahrlich er iſt viel größer und noch einmal ſo groß. Von dieſem meinem Diamanten iſt es völlig wahr, daß er nach der bekannten Beſtimmungsart von allen Monarchen Europa's zuſammen genommen nicht bezahlt werden könnte. Dieſen Diamanten hat in Helmſtädt keiner von meinen Kollegen oder Profeſſoren geſehen, wohl aber Herr Abt Henke zu der Zeit, als ihn der verſtorbene Herzog und mit ihm Prinz Heinrich aus Berlin ſahen, nebſt Herrn Hofrath Fein, der mit im Zimmer war.“

Beireis hütete ſich weislich, dieſen „Diamant“ vor Sachkennern, insbeſondere vor Naturkundigen ſehen zu laſſen. Als ihn 1808 Jemand nach dem Schatze fragte, antwortete der Profeſſor, er habe ſich deſſelben entäußert, weil er bei der im Königreiche Weſtphalen einzuführenden Vermögenſteuer deßhalb unerſchwinglich belaſtet zu werden habe befürchten müſſen! Seit Jahrzehnten munkelte man, der große Diamant ſey ein Kieſelſtein aus Madagaskar, aber der Leibmedikus *Brückmann* in Braunſchweig, der ein tüchtiger und verſtändiger Mann war, that dem Steine nicht einmal die Ehre an, ihn ſo weit her ſeyn zu laſſen. Es ſey ein ſchöner, aber gewöhnlicher Quarzkieſel, den er einſt von einer Familie im Halberſtädtiſchen zum Geſchenk erhalten habe. So wird begreiflich, daß dieſe Koſtbarkeit ſpurlos verſchwand.

Beireis war wirklich ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen in den naturwiſſenſchaftlichen Fächern, er ſchrieb das Latein fließend und zierlich, und während ein Pütter von einem gewiſſen **Wielandio** und deſſen **Traktatu de Oberonte** ſprach, folgte Beireis allen Fortſchritten der deutſchen Dichtkunſt. Lichtenſtein, der ihn kannte und einer ſeiner Zuhörer geweſen, ſchreibt: „Es iſt nicht möglich, ein ganzes halbes Jahrhundert einförmiger, gleichmäßiger zu durchleben, ohne Fortſchritt, ohne Verfall, ohne irgend eine Veränderung in der Stellung gegen die Welt, ohne allen Einfluß auf die Wiſſenſchaft, ohne irgend ein bedeutendes Werk oder eine nennenswerthe That, ohne Aenderung des Orts, ja ſogar ohne Krankheit. Man begreift, wie er ſich mit Spielwerken umgeben mußte, um in dem dauernden Einerlei nicht unterzugehen, wie er die Zeitabſchnitte alſo auch allein nach dem Ankauf irgend eines Kleinodes datirte, und von Zeit zu Zeit neue erwerben mußte, um eine Zeitrechnung überhaupt feſt zu halten. So gingen in eitlen Nichtigkeiten die Kräfte verloren, die zu höherer Wirkung beſtimmt ſchienen. Dreißig Jahre ſpäter geboren, würde er mit dieſen Anlagen ſchwerlich auf die Abwege gerathen ſeyn, die nichts als das Andenken an eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung zurückgelaſſen haben; aber eben ſo gewiß hätte ihn noch ein glänzender Nachruhm begleitet, wenn er dreißig Jahre früher aus dem Leben geſchieden wäre.“

Wie er ſich nun in ſeinem Wiſſen und ſeiner Ueberzeugung beharrlich abgeſchloſſen, ſo daß er weder etwas lernen, noch ſich hinwegleugnen laſſen mochte, ſo blieb er auch ſeinen alten Gewohnheiten und den Aeußerlichkeiten, mit denen er ſich von Jugend auf umgeben, bis an ſeinen Tod getreu. Im Jahre 1760 hatte er ſich ſein Haus eingerichtet und nie etwas daran verändert. In ſeiner Jugend ein Haſſer herkömmlicher Thorheiten hatte er die Perücke verworfen. Das Haar zu hohem Toupé aufgeſtreift, ſtark gepudert, an jeder Seite eine einfache horizontale Locke, ein ſtattlicher Haarbeutel im Nacken; der breitſchößige Rock von grauem oder bläulichem Tuch mit großen Stahlknöpfen; die Unterkleider von gleichem Stoff und gleicher Farbe, die Füße in ſchwarzen Strümpfen und hohen Schuhen mit großen ſilbernen Schnallen, der Kopf im Freien mit einem kleinen dreieckigen Tuche bedeckt, — ſo war er 1757 in Helmſtädt eingewandert, ſo trat er noch 1806 den bei ihm einquartirten franzöſiſchen Offizieren als befremdliche Erſcheinung entgegen.

Digitized by Google

Er ſtarb im September 1809. Er ward nicht vermißt und ward auch nicht betrauert; ſein treuer Diener Lehnhardt war ihm ein Jahr früher vorangegangen. Drei Wochen ſpäter verſchwand dann auch die Univerſität Helmſtädt aus der Reihe der deutſchen Hochſchulen. (Brem Zeit.)

Schwefeläther.

Dr. Bergſohn in Berlin beſchreibt die rechte Art, den Aetherrauſch zu erzeugen. Statt des engliſchen Apparats mit Retorte, Glasglocke, doppelten Klappenventilen, Mundkiſſen, Naſendrücker ꝛc. wird eine gewöhnliche niedrige Kryſtallflaſche genommen, auf deren Boden die zerſchnittenen, mit Aether reichlich getränkten Schwammſtücke ſich befinden; man verſchließt den weiten Hals der Flaſche mittelſt eines durchbohrten Korkſtöpſels, durch welchen der Einathmungsſchlauch in die Flaſche hineinführt, und läßt die Aetherdämpfe nicht durch den Mund, wie es bisher geſchehen, ſondern durch die Naſe — den natürlichen Luftweg — einziehen. Dabei wird die andere Naſenöffnung verſchloſſen und durch den Mund ausgeathmet, den man beliebig öffnen und ſchließen kann. Während bei jener Methode die Dämpfe durch den Mund, ſtatt ſie einzuathmen, öfters verſchluckt werden, Uebelkeit und Kopfſchmerz erzeugen, und durch die gehemmte Reſpiration Athemnoth entſteht, werden bei dieſer Methode alle dieſe Uebelſtände verhütet, und der reine, höchſt eigenthümliche und angenehme Aetherrauſch mit der nach und nach einſchlummernden Hautempfindung hervorgerufen.

Dieffenbach in Berlin operirt jetzt auch Aetherberauſchte. Eine Berliner Zeitung erzählt folgendes Beiſpiel, wie man im Schlafe zu einer neuen Naſe kommen kann: Ein Knabe von 16 Jahren ohne Naſe, der noch nie geiſtige Getränke genoſſen, athmete Vormittags eine Minute lang die Aetherdämpfe ein, und wurde davon ſo tief betäubt und bewußtlos, daß man ſich genöthigt ſah, ihn ſchnell der friſchen Luft auszuſetzen und andere Mittel anzuwenden, um ihn der todähnlichen Ohnmacht zu entreißen. Um ſpäter zur Operation unempfindlich zu werden, mußte der Knabe ſchon zwei Minuten die Aetherdämpfe einathmen, und waren Pulsveränderung und die übrigen Erſcheinungen vor der vollſtändigen Ohnmacht die bekannten. Der Kranke ſaß bewußt- und empfindungslos auf einem Stuhle, weil Dieffenbach ihm durch eine Operation die von ſkrophulöſen Geſchwüren in der Kindheit zerſtörte Naſe wieder erſetzen wollte. Es wurde der Hautlappen, der die neue Naſe bilden ſollte, aus der Stirn geſchnitten, der Kranke aber gab kein Zeichen des Schmerzes von ſich; es wurde der Lappen bis auf die Knochenhaut abgetrennt, und ſelbſt bei dieſem ſchmerzhaften Theile der Operation ſchien der Kranke ganz gefühllos; eben ſo verhielt er ſich beim ſchmerzhafteſten Theile derſelben, wo die Reſte der alten Naſe von den Knochen abgelöst wurden. Endlich bei dem Annähen der neuen Naſe, das allein mindeſtens zehn Minuten erfordert, gab der Kranke kaum einige Zeichen von Schmerz von ſich. Als er zu ſich kam, fragte er, was mit ihm geſchehen ſey, und ſaß noch halb im Taumel auf dem Stuhle, mit einer neuen, wohlgebildeten Naſe.

In einem andern Berichte vom 15. Febr. heißt es: Der Schwefeläther hat ſeine Feuerprobe beſtanden! — Heute wurden in der ſogenannten äußeren (chirurgiſchen) Station des Berliner Charitékrankenhauſes, vor einer zahlreichen Verſammlung von Profeſſoren und Medicinalbeamten (den Herren Buſch, Ehrenberg, Wolff, Kothe, Quincke, Hecker, Mitſcherlich, Romberg, Schmidt und Ideler), ſo wie einer großen Menge von Studirenden, ſechs vom Geheimerath Jüngken geleitete Verſuche mit der Einathmung des Aetherdampfes bei geſunden und kranken Perſonen angeſtellt. Alle Operationen gelangen. Die Krone und jedenfalls den beſtimmteſten, Beweis für die erſtaunliche Wirkſamkeit des neuen Mittels bildete aber der letzte Verſuch. Es galt bei einem Kranken, welcher an einer weißen Gelenkgeſchwulſt des Kniees litt, die bereits in den umliegenden Knochen den ſogenannten Knochenfraß erzeugt hatte, durch die Anwendung des Glühſchwammes auf den leidenden Theil eine mächtige Entzündung daſelbſt hervorzurufen, um ſo den Zerſtörungsprozeß von den inneren Gebilden nach Außen abzuleiten. Nach Anlegung des Apparats verfiel der Patient ſofort in einen betäubenden Schlummer, in welchem der Glühſchwamm angezündet, auf die Haut gebracht, und durch einen Blaſebalg im Glühen erhalten wurde. Das Ganze dauerte über fünf Minuten, während welcher der Kranke auch nicht die allergeringſte Empfindung an den Tag legte. Nach vollendeter Operation erwachte er, ſtammelte mehrere Male die Worte: „bewußt, bewußt!“ und brach dann in ein lautes Weinen aus. Erſt nach längerer Zeit kehrte ſeine Beſinnung zurück, und nun bat er um ſofortige Anlegung des Glühſchwammes, er fühle ſich vollkommen dazu aufgelegt; mit welcher Freude bemerkte er hernach, daß die Operation ſchon vollzogen war!

Der franzöſiſche Journaliſt Granier de Caſſagnac, der die narkotiſirende Wirkung des Aethers bereits vor ſiebzehn Jahren durch Zufall entdeckt und ſie ſeitdem öfter an ſich erprobt hat, beſchreibt in dem Journal „Epoque“ den Zuſtand der Narkoſe auf folgende Weiſe: Ich bin ſeit länger als 20 Jahren einer heftigen Migräne unterworfen. Seit 10 Jahren habe ich ſie am 23. eines jeden Monats um 6½ Uhr Morgens bekommen und um 10 Uhr Abends wieder verloren. Da bin ich denn auf den Einfall gekommen, den Aetherdunſt einmal gegen meine Migräne zu verſuchen. Eines Tages, an dem der Anfall noch heftiger als gewöhnlich war, verſetzte ich mich demnach in die Aether-Trunkenheit, und binnen zwei Minuten war der eiſerne Schraubſtock, der mir die Schläfe zermalmte, wie weggeblaſen, ohne daß ich das Gefühl und die Reflexion verloren hatte. Seitdem habe ich, wenn die Migräne mir ſcharf zuſetzte, ſtets zu meiner Panacée, dem Aether, gegriffen. Ich habe den Aetherdunſt als eine Panacée bezeichnet, und will nun noch eine Wirkung von ihm anführen, die vielleicht die allerſtaunlichſte iſt.

Die zu New-York, London und Paris mit dem Aether gemachten Verſuche haben ſeine Eigenſchaft, den phyſiſchen Schmerz zu unterdrücken, bekundet; er hat aber auch die Eigenſchaft, in gleichem Grade das moraliſche Leiden zu heben. Man denke ſich den lebhafteſten Kummer, die größte Verzweiflung: ein wenig Aether beſeitigt Beides in zwei Minuten ganz und gar! Dabei iſt zu bemerken, daß der Aetherdunſt in dieſem Falle nicht das Bewußtſeyn der Urſache des moraliſchen Leidens aufhebt: nein! er läßt der Seele ihre Gefühle, dem Geiſte ſeine Freiheit, trägt aber Denjenigen, deſſen er ſich bemächtigt hat, auf eine den wirklichen Dingen ſo gänzlich unerreichbare Höhe, daß ihm der größte irdiſche Kummer eben ſo wenig als die größten Freuden beikommen können. Der durch den Aether geſchaffene Zuſtand hebt die intellektuellen Funktionen nicht auf; er verwiſcht, unterdrückt nur die materiellen Gegenſtände und macht die Freuden und Leiden des wirklichen Lebens durch die unvergängliche Seligkeit, in welcher er alle geiſtigen Eigenſchaften ertränkt, völlig gleichgiltig. Leute, welchen in dieſem Zuſtande irgend ein Glied abgenommen wird, fühlen es wohl, daß man mit ihnen etwas vornimmt, finden es aber keiner Beachtung werth. Ich muß übrigens geſtehen, daß ich den Zuſtand von Perſonen, die man vermittelſt des Aethers in eine Art von Schlaf verſetzt hat, nur folgerungsweiſe zu beurtheilen vermag. Ich bin in meinem Experimente nie über den Moment hinausgegangen, in welchem die äußeren Gegenſtände ſich verwiſchen und die Schmerzen aufhören, ohne daß ein ſichtlicher Schlaf eingetreten wäre. Ich bin immer an der Schwelle der geheimnißvollen Welt, zu welcher ich mich hingezogen fühlte, ſtehen geblieben, weil ich nicht recht wußte, ob ich daraus heimkehren würde. Die Experimente, welche anderweitig gemacht worden ſind, haben mir den Beweis gegeben, daß der Zuſtand Derjenigen, die ohne Schmerzen operirt worden ſind, bis auf etwas mehr Intenſität, derſelbe geweſen iſt, als der, in welchem ich mich ſelber ſo oft befunden habe.

Digitized by Google

Pot-Pourri.

Eine romantiſche Geſchichte.

Der junge Graf M. ſieht in Genf vor etlichen Jahren eine junge Ruſſin, Fürſtin G.; ſie ſehen und lieben iſt Eins. Zum Unglück muß die junge Dame ſich bon gré mal gré mit einem reichen ruſſiſchen Fürſten D. vermählen, und der deutſche Graf, mütterlicher Seite auch aus Fürſtenblut entſproſſen, muß zurückſtehen. Nun iſt aber Graf M. im verfloſſenen Sommer in Schleſien; er hört, daß der Fürſt D. geſtorben, und die junge Wittwe in einem kleinen Bade in Finnland ſey; ſchnell eilt er durch Schweden dahin, ſtürzt in Finnland mit ſeinem Wagen — ein Geſpenſt hat nicht geſehlt — und ſtürzt halb todt vor der Fürſtin nieder, und im kalten Norden geloben ſich zwei liebeglühende Herzen, ſich nie wieder zu trennen. Das Paar geht nach St. Petersburg, der Vater gibt ſeine Einwilligung und jetzt weilen die Verlobten, in Begleitung der verwittweten Gräfin M. in Nizza, um die Geſundheit zu ſtärken, die bei beiden nicht ſo ſtark ſeyn ſoll, als die Liebe. Im Auguſt ſoll in der ruſſiſch-griechiſchen Kabelle in Berlin die Trauung vollzogen werden. Mitten in unſerem proſaiſchen Zeitalter, unter Dampfwagenbrauſen, unter den herrſchenden Fragen von Twiſt und Garn! u. ſ. w., eine einſame Blüthe der Romantik! Die Moral — man ſoll nicht meynen, daß das menſchliche Herz ſich unter dem Schutte der Tagesfragen begraben läßt.

Buchſtäbliche Juſtiz.

In England wo viele Damen der hohen Ariſtokratie nicht allein die Reitkunſt üben, ſondern ſelbſt Jagdpartieen mitmachen, war vor einiger Zeit die Herzogin von Martborough bei einer Gelegenheit der letztern Art in der Hitze des Gefechts, oder vielmehr des Jagens, auf ein fremdes Jagdrevier gerathen, wo ſie ein Stück Wild erlegte. Sie wurde hier von den Beaufſichtigern des Reviers angehalten und bald darauf wegen Wilddieberei vor Gericht angeklagt, jedoch freigeſprochen, und zwar allein aus dem Grunde, daß im engliſchen Geſetz wegen Wilddieberei ſteht, Derjenige der dem zuwiderhandelt ꝛc. Die engliſchen Richter erklärten, das Geſetz ſey hier nicht anwendbar. Es ſey kein Derjeniger ſondern eine Diejenige.

Neue Vereine.

In Hull hat ſich, auf den Vorſchlag des Geiſtlichen Dobbin — er iſt anglicaniſcher Geiſtlicher, alſo verheirathet und zur Kenntniß ſolcher Dinge berechtigt — ein Verein gegen weibliche Schnürleiber — „Anti-stay-and-corset Society“ — gebildet. Mit einem andern längern Namen heißt der Verein: „Anti-killing-young-women by-a-lingering-death Society (Jungefrauenzimmerdurchſchwindſuchttödtungs-Gegenverein).“ — Letzteres erinnert an den Breslauer: „Künftighinſichnichtmehrbeimbegegnendurchhutodermützeabziehenincommodirenwollender Verein.“

Nicht poetiſch aber herzlich!

Der Jugendfreund eines böhmiſchen Korporals beim Militärfuhrweſen hatte das Unglück auf dem Marſche vom Wagen zu ſtürzen und von den Rädern zu Tode gequetſcht zu werden. Der über dieſen Trauerfall betrübte ihn Ueberlebende beſchloß, dem Andenken des Verſtorbenen ein Epitaphium zu ſetzen und verfertigte zu dieſem Ende folgende poetiſche Grabſchrift:

„Hier liegt der Wenzel Kollowrat,
„Was iſt geweſen
„Meine beſte Kamerad,
„Bei Fuhrweſen;
„Er iſt kommen unter Rad,
„Wie hat Gott wullen
„Das hat er bleiben ſullen
„Gleich auf der Stelle mauſetodt,
„O groſſes Noth!“

Buntes.

Im vorigen Jahr heirathete in Beeſthorn in England eine Frau in ihrem 102ten Jahr (nachdem ſie ſchon bereits ſechs Männer gehabt hatte) einen jungen 24jährigen Mann.

Ein Chemiker in London will eine Flüſſigkeit erfunden haben, mit welcher man den Druck in Büchern vertilgen und die Bogen wieder ganz weiß machen kann. Welche ſchätzbare Erfindung für die Verleger unabſetzbarer Speicherhüter!

Höchſt treffend meynte einſt Roſſini, als man ihn fragte, warum er ſich in neuerer Zeit vom Theater ſo ganz zurückgezogen habe: „Des italieniſchen Bum Bum bin ich müde; Franzöſiſch komponiren mag ich nicht, und Deutſch kann ich nicht.“

Ein Schuſterbube, der einen ſehr böſen Meiſter hatte, fiel die Treppe herunter, als er ſchnell einen Befehl des Meiſters ausrichten wollte. Der Meiſter hörte das Gepolter und ſchrie: „Verdammter Junge, was machſt Du denn für einen Spektakel?“ Der Junge antwortete ſchluchzend: „Na, ich werd' doch wohl noch die Treppe runter fallen dürfen.“

Korreſpondenz des „Sammlers.“

Augsburg, 23. Februar 1847.

(Theater.)

Am Geſtrigen ſchritt das jüngſte Kind der Muſe unſerer genialen Landsmännin, der k. preuß. Hofſchauſpielerin Charlotte Birch-Pfeiffer: **„Eine Familie“**, über unſere Bretter, und lieferte uns wiederholt den Beweis, daß dieſe gefeierte dramatiſche Dichterin zu jeder Zeit und allen Orten das gelehrte wie ungelehrte Publikum, auch ohne alles Haſchen nach theatraliſchen Effekten, für ſich zu gewinnen und Kopf wie Herz angenehm zu beſchäftigen weiß! Waren wir erwartungsvoll, durch die vielen ſchmeichelhaften Urtheile, die wir von allen Seiten her über dieſe neue dramatiſche Arbeit vernahmen, und durch die günſtigen Erfolge der frühern glücklichen Dichtungen der geiſtreichen Verfaſſerin auf die Erſcheinung geſpannt, ſo wurde dieſelbe noch erhöht durch das unerhörte Erlebniß, daß ein bloßes Gemälde des Privatlebens ohne alle theatraliſche Zuthaten von Pomp, Spektakel und dgl. vor allen deutſchen Theatern und vorzüglich vor dem ſtrengen Theaterpublikum Berlins, innerhalb weniger Monate über ein Dutzend Mal Gefallen finden und das ungewöhnliche Talent dieſer Frau gegenüber von einigen abgeneigten Kritikern auch dießmal auf einem ganz neuen Felde des Wirkens, den glänzendſten Sieg erringen konnte! — Wie allerwärts, ſo machte auch hier dieſes treffliche Drama einen tiefen Eindruck, wurde mit inniger Freude aufgenommen und von mehreren ſehr lobenswerthen Mitgliedern der hieſigen Theatergeſellſchaft mit einem Fleiße ausgeführt, in welchem eine offenbare Huldigung für das Schöne lag. Können wir auch nicht — wie es ſo ziemlich mit den meiſten dramatiſchen Erzeugniſſen unſerer Tage der Fall iſt — das Secirmeſſer der ſtrengen Regeln eines Leſſing, Schlegel, Tieck und Anderer an den Bau aller einzelnen Theile des Ganzen legen (weil nun einmal die Jetztwelt anders denkt und fühlt als vor 50 Jahren), ſo müſſen wir offen und gerne geſtehen, daß uns die bühnenkundige Verfaſſerin eine ſo richtige Zeichnung und konſequente Durchführung der Charaktere, eine ſolch lebendige Bewegung im Gedankengange, eine ſo poetiſche Darſtellung der menſchlichen Handlungen zum Beſten gibt, uns ſo tiefe Blicke ins menſchliche Herz, und insbeſondere in die Ausartungen ſozialer Verhältniſſe höherer Stände thun läßt, und ſo mannichfache Reize in die reine Ausprägung ihrer Charakterbilder — einer würdigen Matrone, eines edlen weiblichen Gemüthes, eines vornehmen alten Gecken, eines leichtſinnigen Lebemannes, eines Wüſtlings, eines verächtlichen Geizhalſes ꝛc. — zu legen weiß, daß wir der deutſchen Bühne zu dieſer neuen Bereicherung ihres Repertoirs aufrichtig Glück wünſchen und ihm ein ſtändiges, ehrenvolles Plätzchen, gleich ſo vielen Vorgängern derſelben Verfaſſerin, prophezeihen können, indem das Ganze im Principe, in der Haltung und Sprache, wie in der Handlung gleich ausgezeichnet erſcheint! — . — r.

Digitized by Google

Nro. 17.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 27. Februar.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Roſe von Wisconſin. — Der Schwefeläther. — Der Faſching zu Paris. — Außerordentliche Leiſtung im Leben.

Die Roſe von Wisconſin.

Nach dem Engliſchen des Percy B. St. John,

von **H. Fr. Oßwald.**

(Dem „Ausland“ entnommen.)

Zwiſchen der Prairie du Chien und den berühmten Waſſerfällen von St. Anthony iſt ein kleiner See, der zwar von den Geographen noch keinen Namen erhalten hat, den Indianern aber ſchon längſt als Cedern-See bekannt iſt. Wir ſprechen hier von einer Zeit, die dem Kampfe der Vereinigten Staaten mit England um wenige Jahre vorherging, und wo dieſelben von dem Mutterlande noch abhängig waren.

Der Cedern-See hat einen Umfang von ungefähr vier engliſchen Meilen, eine längliche Form und nimmt an dem äußerſten Punkte ſeiner öſtlichen Erſtreckung die Waſſer des Sycomore-Fluſſes auf, zu welchem wir unſere Leſer im Geiſte verſetzen müſſen.

Es war gegen Ende des Monats Mai zu einer frühen Morgenſtunde; Myriaden jener buntgefiederten Sänger, welche die dichten Wälder des amerikaniſchen Continents bevölkern, ließen ihre Chöre aus voller Kehle erſchallen, während eine Heerde Wild gemächlich auf dem ſammetweichen Raſen weidete.

Plötzlich erhoben die Thiere ihre Köpfe, ſpitzten ihre ſcharfen Ohren, blieben einen Augenblick ruhig ſtehen, ſprangen dann, offenbar erſchreckt durch das Nahen eines Feindes, in einer dem Ufer des Fluſſes entgegengeſetzten Richtung davon, und verſchwanden in einem Gehölz, das ihnen ſchützendes Obdach gewährte. Bevor noch der letzte Nachzügler der fliehenden Heerde die von dem Maulbeerdickicht gewährte freundliche Zuflucht erreicht hatte, trat ein Mann aus den weiten Laubgewölben eines nahen Waldes hervor, ließ ſich raſch auf ein Knie nieder und legte ſeine Büchſe auf das flüchtige Wild an. Da er ſich aber bald von der Nutzloſigkeit eines Schuſſes bei der zwiſchen ihm und ſeinen beabſichtigten Opfern liegenden Entfernung überzeugte, ſo ſparte er ſein Feuer, ſetzte die tödtliche Waffe des Hinterwäldlers von der Schulter ab, und ging langſam über die grüne Ebene fort, indem er die vor ihm ſich aufthuende Scene mit ſcharfem Auge überblickte.

Es war ein junger Mann, eine jener hohen Geſtalten, wie ſie in den weſtlichen Staaten Amerikas vielleicht gewöhnlicher ſind als in irgend einem andern Lande der Welt. Obgleich von gewaltigem Körperbau, zeigte er doch zugleich die ganze Zierlichkeit eines in der Ruhe des Stadtlebens Aufgewachſenen, und das ſonnenverbrannte Antlitz, ſo wie den rauhen Anzug des Jägers. Sein Geſicht war ſchön, denn obwol das Leben im Freien, wo er jeder Unbill der Witterung ausgeſetzt war, ſeine von Natur aus ſchöne Haut gebräunt, ſo hatte ſie doch nicht jenes wetterzerſchlagene Ausſehen, welches Jahre der harten Arbeit in freier Luft allein geben, das ſich jedoch bei Niemand ſo ſchnell zeigt, als bei denen, welche die Wirkungen der ſchnell wechſelnden Hitze und Kälte, von Sonne, Regen und Wind, auf den trügeriſchen Wellen des Oceans an ſich erfahren. Ein Rock aus Hirſchfell, auf der Bruſt offen und ſo das rothe Jagdhemd ſehen laſſend, an den Näthen mit blauen Franſen verziert; eine Kappe aus Hundsfell, keck auf einer Seite des Kopfes ſitzend und durch einen ledernen Riemen unter dem Kinn befeſtigt, dunkelbraunes Haar, das in dichten Locken darunter hervorquoll und über die Schultern herabhing; Gamaſchen und Sandalen, nebſt Pulverhorn, Jagdtaſche, Branntweinflaſche und einer kleinen Axt — dieß waren die äußern Zierrathen des Fremden. Gutmüthigkeit und Verſtand ſprachen aus ſeinen Zügen, während in dem Ausdruck des Mundes ſich ein kleiner Anflug von Eigenſinn bemerklich machte. Inwieweit dieſe Phyſiognomie ein treues Bild ſeines wirklichen Charakters gab, wird man übrigens bald ſehen.

Der junge Mann war indeſſen, mit der Büchſe auf der Schulter, langſam dem Fluſſe zugewandelt. Als er nur noch etwa ein halb Duzend Yards von deſſen Ufer entfernt war und ſein Auge ſich von dem Boden, auf welchem ſie eine Zeitlang geruht, erhoben, drückte ſein Geſicht zuerſt Erſtaunen aus, und überzog ſich dann mit jenem Blick der Vorſicht und des Schreckens, welchen ſelbſt der Beherzteſte bei der Annäherung einer zu gleicher Zeit unerwarteten und großen Gefahr unwillkührlich fühlt. Ueber dem Ufer des Fluſſes, und augenſcheinlich von jenſeits aufſteigend, kräuſelte ſich nämlich ein kaum bemerkbares Wölkchen dünnen, bläulichten Rauchs, das für jedes andere als das geübte Auge eines Hinterwäldlers unſichtbar geweſen wäre.

Henry Folthorpe, — dieß iſt der Name des jungen Jägers, — unterdrückte nur mit Mühe ein leichtes Pfeifen, welches im erſten Augenblick über ſeine Lippen wollte, und ſetzte dann ſeinen Weg nach dem Ufer des Fluſſes fort, indem er ſich ſorglichſt hinter den Gebüſchen verbarg, die übrigens nicht ſo hoch waren, daß ihm irgend etwas von dem hätte entgehen können, was auf dem jenſeitigen Ufer vorgieng. Jetzt hielt er einen Augenblick ſtill, entledigte ſich ſodann langſam und ohne die mindeſte Spur von Angſt zu verrathen, aller Geräthſchaften, ſo der Büchſe, Kappe, Axt, des Meſſers, Pulverhorns u. ſ. w., welche ihn in ſeinen Bewegungen hätten hindern können, und ſchickte ſich nun an, der Urſache ſeiner Beſorgniß auf den Grund zu kommen. Er legte ſich zu dem Ende flach auf den Boden, kroch langſam und geſchmeidig wie eine Schlange unter dem Gebüſch hin und gelangte ſo bald wieder ins Freie, wo ihn nur noch wenige Büſchel Gras vor einem etwa hier herumſpähenden Auge verbargen, und er, ſeinen Körper regungslos wie einen gefällten Baum haltend, die Scene vor ihm langſam überblickte.

Der Ort, an welchem der junge Jäger ſich jetzt befand, lag einige zwanzig Fuß höher als das jenſeitige Ufer, und ihm gegenüber machte das Land einen kleinen Vorſprung, der mit Ausnahme eines Plätzchens rings um eine weit verzweigte Eiche, überall von dichtem Wald eingefaßt war. Unter dieſer Eiche ſaß ein Indianermädchen, allein und augenſcheinlich in trüber, nachdenklicher Stimmung.

Etwa 16 Jahre zählend und ſchöner als die Mädchen ihrer Race gewöhnlich ſind, ſchien ſie, nach ihrer Geſichtsbildung ſowol als ihrer Farbe zu ſchließen, weißes Blut in den Adern zu ha-

Digitized by Google

ben. Ihr Anzug war jedoch völlig indianiſch, und ihr Kopf bloß, während ſie über eine Schulter und unter dem andern Arm hindurch einen zierlichen Mantel von Schafpelz gezogen hatte, der die eine Hälfte ihres Nackens und der Bruſt frei ließ. Stachelſchweinkiele dienten dieſem Kleide zur Einfaſſung, das ſanſt noch mit Wildzähnen und anderm dergleichen Schmuck überreich verziert war. Wenn ſie ſaß, bedeckte der Ueberwurf ihre Kniee, und von da abwärts vollendeten Gamaſchen und Sandalen ihren Anzug.

Es war eine liebliche und ruhige Scene, deren belebender Genius das indianiſche Mädchen zu ſeyn ſchien. Hinten und zu Henry Folthorpe's Rechten lagen die zahlreichen Wigwams der Eingebornen in einiger Entfernung vom Waſſer, augenſcheinlich eine feſte Niederlaſſung, da die Zelte aus Büffelhaut von einer Palliſadenreihe umgeben waren. Außerhalb dieſer Umwallung ſaßen um ein kleines Feuer 32 Indianer, die eben von einem Kriegszuge zurückgekehrt ſchienen, da viele von ihnen verwundet waren, alle aber die Merkmale langer und bedeutender Strapazen an ſich trugen. Henry Folthorpe erkannte ſie alsbald für Sioux. Weiber und Kinder, die erſteren mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt, die letzteren ſpielend, füllten den Hintergrund aus.

Die Gefühle des jungen Jägers bei dieſem Anblick laſſen ſich kaum beſchreiben. Ganz in der Nähe eines Trupps Indianer, ſeiner Erb- und Todfeinde, war ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen dieſen und dem halbblütigen Tuscarora-Mädchen — denn für ein ſolches hatte er es erkannt, — getheilt, indem er immer noch bewegungslos da lag und nur mit ſeinen Augen ringsum ſpähte. Etwas vor ihm ragte ein dicht belaubter, ſchief gewachſener Baum weit in den Fluß hinein und diente den Indianern allem Anſchein nach beim Ueberſetzen über das Waſſer. Dieſer feſſelte einen Augenblick die Aufmerkſamkeit des Jägers, doch nicht lange, denn bald wurde dieſelbe durch andere wichtigere Dinge wieder abgezogen.

Als Folthorpe die Indianer anſichtig wurde, beſprachen dieſe offenbar eine Frage, über welche eine bedeutende Meynungsverſchiedenheit zu herrſchen ſchien, denn obwol ſie all' die Ruhe und Zurückhaltung bewahrten, um derentwillen ſie mit Recht ſo ſehr gerühmt werden, ſo war der Streit doch lebhaft und warm. Endlich aber verließ ein Krieger, welcher der Häuptling des Trupps, aber in dieſem Augenblick überſtimmt zu ſeyn ſchien, die Verſammlung und lenkte ſeine Schritte feierlich nach der Gefangenen zu, während die andern ſich den Tänzen und Ceremonien überließen, welche nach der Rückkehr von einem Kriegszuge viele Tage hindurch währen.

Der Krieger war ein Mann von mittlerem Alter und ſtrengem, abſchreckendem Antlitz, das ſich, während er dahin ſchritt, noch mehr verfinſterte. Mit Ausnahme eines Tuchs, das um ſeine Schultern hing, war er völlig nackt, dafür aber am ganzen Leibe mit Farben beſchmiert, was ſeine von Natur aus ſchon rohen Züge wirklich fürchterlich machte. Eine tiefe Narbe über dem linken Auge und eine Binde um den Arm auf derſelben Seite bewieſen, daß er nicht unverſehrt aus dem Kampfe gegangen, der erſt kürzlich ſtattgefunden haben mußte. Aus ſeinen Zügen ſprach tiefe Verſchlagenheit. Mit einem Wort, er war einer jener ſtarken, geiſtvollen aber bösartigen Indianer, welche man unter den herumſchwärmenden Horden ſo häufig trifft.

Als der Häuptling in den Hain trat, welcher das Mädchen verbarg, gab nur ein plötzliches Zuſammenſchrecken, ein ängſtlicher Blick nach hinten Zeugniß davon, daß ſie ſein Nahen bemerkt habe; dann ſchnell wieder in ihren vorigen Ernſt zurückfallend, fuhr ſie fort auch dann noch ſchwermüthig in das Waſſer zu blicken, als der indianiſche Krieger bereits eine Zeit lang neben ihr ſtand und die reizende Geſtalt des Tuscarora-Mädchens mit unverhehlter Bewunderung betrachtete.

„Meine Schweſter iſt ſehr betrübt. Sie trauert um das ferne Wigwam ihres Volkes. Es iſt gut. Sit-ſe-be-a iſt ein kluges Kind. Sie wird traurig ſeyn bis die Sonne ſchlafen geht, dann wird ſie träumen und wachen in dem Zelt eines Sioux, und fröhlich ſeyn.“

„Die Mittagsſonne kann nie mehr fröhlich ſeyn. Das Blut ihres Volkes wurde vergoſſen gleich Waſſer. Ihr Vater, ihre Mutter, ihre kleine Schweſter ſind in dem glücklichen Jagdland. Sit-ſe-be-a iſt bereit, laßt ſie auch dahin gehen.“

„Junges Blut iſt ſehr heiß,“ erwiederte der Häuptling, „und meine Tapferen würden meine Tochter dem großen Geiſte geopfert haben. Sie ſagten: wir haben keine Gefangenen an das Feuer zu ſetzen und die Squaws werden uns auslachen. Doch Roth-Hand iſt ein großer Häuptling, und die Roſe von Wisconſin war ſchön in ſeinen Augen. Ich habe geſprochen.“

„Roth-Hand iſt ein Sioux, Mittagsſonne eine Tuscarora. Seine Hand tödtete den Vater ſeiner Gefangenen.“

„Aber die Mittagsſonne hat keinen Stamm mehr; ſie iſt allein. Ein großer Satſchem bietet ihr ſein Wigwam an.“

„Die Mittagsſonne iſt betrübt, ihr Herz kann nichts ſehen als brennende Dörfer, ihr Ohr iſt offen und Geſchrei erfüllt es, ihre Augen ſind blind.“

„Roth-Hand iſt ein großer Krieger, er hat viele Pferde; ſein Zelt iſt ſehr warm; die Mittagsſonne ſoll Arznei ſeyn; Roth-Hand hat vier Weiber. Die Roſe von Wisconſin ſoll Wampum machen.“

„Das Reh paart ſich nicht mit dem Wolfe. Ich ſehe einen Vogel, einen kleinen Vogel, und er flieht; ein Habicht jagt ihn. Es iſt ſchlimm.“

„Die Mittagsſonne,“ rief nun der Indianer rauh, „iſt ſehr klug. Aber kann ſie auch ein heißes Feuer ſehen? zeigt ihr Auge ihr rothglühende Flintenläufe? und wird ſie wählen? Die jungen Männer verlangen ihren Tod. Ein großer Krieger ſagt: Sie iſt meine Squaw. Ich habe geſprochen.“

„Ein Sioux iſt ein Hund,“ erwiederte Mittagsſonne, „und das Tuscarora-Mädchen kann ſterben.“

Der Sioux Krieger ſtierte jetzt das Mädchen mit einer Wuth an, die ihm für einen Augenblick ſeine Selbſtbeherrſchung raubte, allein er faßte ſich ſchnell wieder, warf das Tuch um ſeine dunkle Geſtalt und ſagte dann:

„Das Wigwam eines großen Kriegers iſt offen. Es iſt ſehr warm. Roth-Hand wird die Roſe von Wisconſin willkommen heißen. Morgen, wenn die Sonne am höchſten ſteht, wird er ſeine Augen öffnen und in ſein Zelt hineinſehen. Er wird da ein junges hüpfendes Reh erblicken, und ſein Herz wird fröhlich ſeyn.“

„Wenn nun aber Roth-Hand ſein Wigwam leer findet?“ ſagte das Mädchen höhniſch.

„Wird Sit-ſe-be-a ſterben.“

Mit dieſen Worten drehte ſich der Häuptling kurz um und ging von dannen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Schwefeläther.

* Nachdem ſchon in engliſchen Journalen berichtet wurde, daß Schwefeläther mit den entſprechendſten Reſultaten bei **Geburten**, namentlich bei Schwergeburten angewendet worden ſey, iſt man auch in Deutſchland nicht zurückgeblieben, und wir leſen in der „Mannheimer Abendzeitung“ bereits einen ausführlichen Bericht des Dr. Hammer über eine am 18 Febr. d. J. daſelbſt vorgenommene Probe, welche ein ſo glückliches Reſultat lieferte, daß Dr. Hammer die Ueberzeugung ausſpricht, „es habe für das weibliche Geſchlecht die Erlöſungsſtunde von den peinlichſten der Qualen geſchlagen“. Weiter lautet der Bericht wie folgt: „Mannheim, 19 Februar. Geſtern Abend wurde ich zu einer Kreißenden gerufen, die in den fürchterlichſten Schmerzen lag. Die Perſon, 18 Jahre alt, von ſehr kräftiger Konſtitution, war das erſte Mal in geſegneten Umſtänden, und ich entſchloß mich, den Schwefeläther anzuwenden. Schon zwei Mi-

Digitized by Google

nuten nach der Einathmung war ſie in den ſchlafähnlichen Zuſtand verfallen und alles Jammern und Wehklagen beſeitigt. Anfänglich fürchtete ich, die Wehen möchten, da ſie 6 bis 7 Minuten ausſetzten, nicht leicht wiederkehren, allein ſie ſtellten ſich wiederum mit derſelben Kraft ein, wie vor der Anwendung des Aethers, jedoch ohne Schmerzen zu verurſachen, und etwa nach 20 Minuten war Alles beendigt. Gleich nachher bekam die Perſon ihr volles Bewußtſeyn wieder, fragte mich und die Umſtehenden, ob Dieß ihr Kind wäre, und äußerte, als wir ihre Frage bejaheten, eine unbeſchreibliche Freude. Auf meine an ſie gerichteten Fragen erklärte ſie auf das Beſtimmteſte: „Von dem Augenblicke an, als ich den Aether einathmete, verfiel ich in einen traumähnlichen, höchſt glücklichen Zuſtand, verſpürte weder Wehen noch Schmerzen, und wurde erſt durch das Wimmern und Weinen meines Kindes aus der Betäubung erweckt.“

Auch die zu Paris angeſtellten phyſiopathologiſchen Verſuche mit dem Schwefeläther an Thieren zeigten ſich in der That von weſentlichem Vortheil für die neue Erfindung und von allgemeinem Intereſſe. Profeſſor Flourens gelangte zu nachfolgenden Reſultaten: Durch Verſuche mit dem Aether an einem Hund und an einem Huhn fand er, daß beide nach einigen Minuten der Einathmung des Aethers vollkommen bewußt- und empfindungslos zuſammenfielen. Man konnte ihnen ſofort das Rückenmark bloßlegen, ohne daß ſie auch nur die mindeſten Schmerzäußerungen bei dieſer ſonſt ziemlich grauſamen Operation kundgaben; ja man konnte ſogar das Rückenmark zwicken, quetſchen, durchſchneiden, zerreißen, ohne auch nur eine Spur von Empfindung in ihnen zu bemerken. Kneipte und ſchnitt man die hintern Nervenwurzeln ab, welche bekannterweiſe der Empfindung vorſtehen — kein Zeichen von Gefühl; kneipte und ſchnitt man in die vordern der Bewegung dienenden Nervenſtämme —, auch nicht das leiſeſte Zeichen von Bewegung in den entſprechenden Muskeln. War die Einwirkung des Aethers an ihnen vorübergegangen, und waren ſie wieder zu ſich gekommen, ſo erhielt auch das Rückenmark vollkommen ſeine verlornen Kräfte wieder, ausgenommen an den Stellen wo es zu ſehr mißhandelt oder gar durchgeſchnitten worden war; diejenigen Theile des Körpers, welche unterhalb ſolcher ſchwerverletzten Stellen des Markes lagen, blieben gelähmt. — Dr. Gruby ſtellte durch ſeine Verſuche feſt: 1) Der Aether wird, in den thieriſchen Organismus aufgenommen, ebenſo wie die alkoholiſchen Flüſſigkeiten, wie ſolches ſchon längſt von Magendie und Orfila gezeigt worden iſt. 2) Die willkürlichen Muskeln der durch Aether berauſchten Thiere finden ſich immer in einem Zuſtand von Erſchlaffung. 3.) Der Tod in Folge zu langer fortgeſetzter Aethereinwirkung iſt begleitet von Lähmung der Reſpirationsmuskeln und Anhäufung des Blutes in den Venen faſt ſämmtlicher größeren Eingeweide, namentlich denen des Gehirns und der Lungen. 4) Die Fröſche ſterben nach 60 Minuten der Einathmung des Aethers, die Mäuſe nach 5, Kaninchen nach 12, junge Hunde nach 18 und erwachſene Hunde nach 44 Minuten. (Der Menſch?)

Auch außerhalb Frankreich wurden, wie z. B. in Liverpool, von einem Veterinär-Chirurgen Namens Lucas, in Camden-Town und Bury, Veterinär-Schulen in London von Taylor ꝛc. an Hunden, Schafen, Eſeln, und Pferden die gelungenſten Verſuche und Operationen angeſtellt.

Schwefeläther-Lied.

Von Ludwig Hub.

(Aus der Frankfurter „Didaskalia“.)

Ein Zaubertrank voll ſelt'ner Kraft,
Beſchwicht'gend alle Wunden,
Ward kürzlich von der Wiſſenſchaft
Zu unſerm Heil erfunden.
Wie waren weiland doch ſo blind
Die guten alten Väter! —
Der Fortſchritt hoch! Sein jüngſtes Kind,
Es leb', der Schwefeläther!

Kaum ſchlürfſt du ihn, — im Augenblick
Wird Blendwerk dich bethören;
Es ſchallt Geſang, du glaubſt Muſik
In deiner Näh' zu hören;
Man trennt vom Leib dir Arm und Bein,
Dir meldet's kein Verräther,
Du wähnſt im Paradies zu ſeyn:
Es leb' der Schwefeläther!

Das leid'ge Zahnweh' wird ſich dir
Jetzt nicht mehr nahen dürfen;
Sobald es kommt, geh' zum Barbier,
Er läßt dich Aether ſchlürfen.
Bald fängſt du ſüß zu träumen an,
Und zwei Sekunden ſpäter
Hat ſchon der Brecher deinen Zahn:
Es leb' der Schwefeläther!

Durch ihn kann zu der Krankheit Sitz
Man ſchmerzlos Hülfe ſenden,
Auch wird die löbliche Juſtiz
Ihn künftig oft verwenden;
Auf ſeinem letzten Gang erlaubt
Sie ihn dem Miſſethäter,
Hold träumend fliegt vom Rumpf das Haupt:
Es leb' der Schwefeläther!

Die ärgſten Wunden ſchmerzen nicht,
Du fühlſt nur Wohlbehagen;
Ob man dich kneipt, ob man dich ſticht
Hat Alles nichts zu ſagen.
Ob Blei dich, ob ein Dolch dich traf,
Ob dich zermalmet Räder,
Wenn du ihn ſchlürfſt, naht Zauberſchlaf:
Es leb' der Schwefeläther!

Könnt' nur beim Druck der jetz'gen Zeit
Er ſeine Kraft erproben,
Die uns von allem Schmerz befreit,
Wollt' ich ihn doppelt loben;
Doch gegen Das, was Alle drückt,
Den Landmann, wie den Städter,
Gibt's keinen Trank, der uns entrückt:
Hier hilft kein Schwefeläther!

Der Faſching in Paris. Le Boeuf gras.

(Aus dem „Nürnberger Korreſpondenten.“)

Paris, am Aſchermittwoch.

Wäre an den drei eben vergangenen Tagen ſo ſchönes und wahrhaft frühlingsartiges Wetter geweſen, wie heute (noch Nachmittag $4\frac{1}{2}$ Uhr haben wir $+ 17^{0}$ Celſius im Freien), gewiß, ich könnte Ihnen weit mehr und weit buntere Geſchichten vom hieſigen Faſching erzählen, als mir eben jetzt möglich iſt; doch wer wollte mit dem Himmel rechten, wenn er ſich einmal vorgenommen hat, der Menſchen lange erwartete Freuden zu Waſſer werden zu laſſen? Haben doch ſelbſt die Pariſer ſich darein ergeben, und Sonntags und Dienſtags trotz Wind und Regen unverdroſſen ihren altherkömmlichen Faſtnachtsumzug mit dem boeuf gras gehalten. Viele Tauſende von Menſchen, Jung und Alt, ſtrömten in dichten Schaaren dem Feſtzuge nach oder bildeten Spalier in den Straßen, durch welche derſelbe ſich bewegte, und obwol dieſe aus den älteſten Zeiten ſtammende Feier jedes Jahr ſich wiederholt, freuten doch alle

Digitized by Google

ſich auf den dießjährigen gehörnten Helden des Feſtes, von dem ſie bereits ſehr viel gehört und geleſen hatten. Allein Herr „Monte Chriſto“ — ſo war nemlich der Faſtnachtsochſe nach dem bekannten Romane des Herrn Alexander Dumas getauft worden — war auch ein ganz ſtattlicher Ochſe, den zu ſehen es ſich ſchon belohnte, ein wenig ausgewindet und durchnäßt zu werden. Erzogen auf den fetten Weiden der Normandie, war er ſchon in ſeinen zarten Jugendjahren ein Gegenſtand des Neides bei ſeinen Kallegen in den Ställen des Herrn Goupil zu Pontfoit in dem Departement Calvados, und ſein jetziger Eigenthümer, der Fleiſchermeiſter Barbé-Marlet, hatte gewiß kein ſchöneres Thier auf ſeiner weiten Rundreiſe durch Frankreich finden können. Vom Kapf bis zum Schweiſe maß er 8 Schuh, von der Fußſpitze bis zur Kreuzhöhe 5 Schuh, und ſein Körperumfang betrug 10 Schuh. Dazu wog er nicht weniger als 3976 Pfund, ein für franzöſiſche Ochſen gewiß ſehr anſtändiges Gewicht. Kopf, Hals und Füße waren blendend weiß und das matte Grau- und Schwarzroth ſeines übrigen Körpers ſtach gar herrlich ab gegen die buntſammtene Decke mit goldenen Franſen und dem goldenen Namenszug des Herrn Barbé-Marlet, die ihn ſtattlich ſchmückte. Sonntags und Dienſtags von 10 bis 4 Uhr hielt er feſtlichen Umzug und machte Statianen bei den Pairs und Deputirten, bei der Präfektur und dem Stadthauſe, bei Herrn Guizat und Lord Normanby, bei allen Miniſtern und Geſandten, ja ſelbſt vom Könige und der königl. Familie war er geſtern Mittags zwiſchen 12 und 1 Uhr feierlichſt empfangen worden. Louis Philipp, im ſchwarzen Fracke und umgeben von faſt allen Gliedern ſeiner Familie auf dem Balkon des Pavillon de l'Horloge, ließ ſich ihn im Hofe der Tuilerien herumführen und empfing ſelbſt Herrn Barbé-Marlet, den Eigenthümer, und Herrn Goupil, den Erzieher des ausgezeichneten Thieres, in den königl. Gemächern, wofur er aber auch das ſchönſte Stück Filet von dem geſtern noch gefeierten, heute ſchon geſchlachteten Faſchingsheiden erhält. Die Ordnung des Feſtzuges war etwa folgende: An der Spitze deſſelben befanden ſich eine Abtheilung berittener Munizipalgardiſten und zwei Läufer in den franzöſiſchen Nationalfarben; dann ein Muſikkorps und eine Abtheilung Tambours im Koſtüme der Regentſchaft. Ihnen folgten paarweiſe, in zwei Reihen gehend, Muſketiere, Lanzenknechte, Ritter und Hofherren aus der Zeit Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV., dann zwei Stadtſchultheißen der Stadt Paris in hiſtoriſchem Koſtüme, zwei geharniſchte Ritter des Mittelalters, und in der Mitte dieſes Spaliers zu Pferde die Herren Barbé-Marlet und Goupil, gefolgt von mehreren Mitgliedern der bürgerlichen Fleiſcherzunft im Civilkleide. Nun kam Herr Monte Chriſto ſelbſt, mit vergoldeten Hörnern und einem Federbuſche auf dem Kopfe, auf dem Rücken eine karmoſinrothe, ſammtene und mit Goldtreſſen beſetzte Decke, den Schweif mit den bunteſten und ſchönſten Blumen verziert. Sein Cornac führte ihn, und 9 Schlächtergeſellen, in antikem Koſtüme und mit den Emblemen ihrer Zunft geziert, bildeten ſein Cortege. Dieſer Gruppe folgte ein buntgeſchmückter ſechsſpänniger Wagen mit mehreren recht lieblichen allegoriſchen Figuren, die nur leider in Folge des Windes und Regens, dem ſie ſtundenlang unbarmherzig preisgegeben waren, etwas froſtig ausſahen. Eine zweite Abtheilung berittener Munizipalgarde beſchloß den Zug. Sie ſehen, gewiß ein ganz anſtändiges Schauſpiel, dem ſchon etwas mehr ſchönes Wetter zu vergönnen geweſen wäre, als ein Paar kleine Stunden am Faſchingsdienſtage, zumal da Herr Barbé-Marlet mit wahrhaft fürſtlicher Freigebigkeit keine Koſten geſcheut hatte, das Ganze ſo ſchön und koſtbar als möglich auszuſtatten. Indeß, was die Pariſer an vergnüglichem Faſchingsleben im Freien und am Tage verloren, brachten ſie redlich bei der Nacht und in den Ballſälen wieder ein. Am Faſchingsdienſtage waren allein innerhalb der Barrieren 500 und etliche Maskenbälle, und von den Herren Muſard und Strauß — nicht zu verwechſeln mit dem Wiener Strauß — bis herab zu den Herren Boſiſio und Pilodo und vielen noch obſkureren Namen waren alle Muſiker in vollſter Beſchäftigung, um durch alte wie neue Quadrillen, Walzer und Polka's ihr tanzluſtiges Publikum bis ſpät hinein in den Aſchermittwoch aufs Beſte zu unterhalten.

Außerordentliche Leiſtung im menſchlichen Leben.

S u l z b e k.

Wer war in München und kennt ihn nicht, den Mann mit ſeinem dreiſaitigen Inſtrumente, womit er Häuſer erzittern, Fenſter klirren und Steine beben macht? Wer kennt ihn nicht, jenen grauſamen Disharmoniſten, der mit ſeinen furchtbaren Bogenſtrichen alle Nerven convulſiviſch in Bewegung ſetzt? Wer kennt nicht den privilegirten Inſtrumenten-Tyrannen Sulzbek? Aber wie dieſer Sulzbek einzig daſteht als Inſtrumentiſt, eben ſo einzig ſteht er da als Bier-Conſument und das weltberühmte Heidelberger-Faß iſt ein kleiner Flüßigkeits-Behälter im Vergleich zu ihm. Niemand wird mehr daran zweifeln, dem nachfolgende Berechnung nach eigenen Angaben und den renommirenden Geſtändniſſen des Sulzbek zu Geſicht kommt. — Nach eigener Ausſage trinkt Sulzbek ſeit ſeinem 15ten Jahre Bier; Sulzbek iſt nun 74 Jahre alt und trinkt ſohin 59 Jahre lang Bier; wie er ſelbſt angibt, trinkt er ſeit dem Beginne ſeiner Trink-Praxis im Durchſchnitt täglich 20 Maaß und zwar, wie er ſich rühmt, eher mehr als weniger, denn ſagt er: „Ich habe bei einem gewiſſen Holzapfel eine Wette gewonnen, wo ich einen Eimer im Verlaufe eines Tages trinken mußte, da ich aber noch vor dem Ablauf des Tages mit dem Eimer fertig wurde und ich mich noch nicht entſchließen konnte nach Hauſe zu gehen, ſo kaufte ich mir für mein Geld noch 10 Maaß; ein andersmal trank ich bei einer Wette zu Trudering an einem Nachmittage 100 Halbe — und ſo kleinere Wetten, zum Exempel halbe Tage lang in jeder Viertelſtunde eine Maaß Bier zu trinken, ſolche Wetten gieng ich gar oft ein und hab aber nie eine Wette verloren.“ — Es ſtellt ſich nach ſolchem Ergebniß folgendes Rechnungs-Exempel heraus. Da nun Sulzbek 59 Jahre lang im Durchſchnitt täglich 20 Maaß Bier getrunken, ſo verzehrte er in dieſer Zeit 431,000 Maaß oder 7183 Eimer 20 Maaß. Die Maaß zu 5 kr. berechnet, ergibt ſich die Summe von 35,916 fl. 40 kr. — Zu dieſem Quantum Bier haben die Brauer 1306 Schäffel Malz verſotten und hiefür die Summe von 9142 fl. Aufſchlag bezahlt; eine Dampfmaſchine, welche per Minute 300 Maaß ſchöpfet, hat 23 Stunden und 56 Minuten zu arbeiten um dieſes Quantum Bier, das Sulzbek verſchlungen, zu produziren, und um es auf einmal zu transportiren, brauchte man 287 Pferdekraft, auf das Pferd 30 Zentner gerechnet. — Gewiß iſt Sulzbek der größte Flüßigkeits-Behälter, der 431,000 Maaß enthält und immer noch nicht angefüllt iſt. (Münchner Tagblatt.)

Eine ächte Kaffeeſchweſter.

In einem ſächſiſchen Städtchen ſtarb jüngſt eine 75jahrige Frau, die als ächte Kaffeeſchweſter renommirt war. Sie geſtand es oft, daß ſeit 60 Jahren der weſentlichſte Theil ihrer Nahrung der Kaffee war. Wenn man nun annimmt, daß ſie während dieſer 60 Jahre täglich ein Seitel Kaffee getrunken habe, — was jedenfalls ſehr wenig iſt — ſo macht die Quantität des genoſſenen Kaffees nicht weniger als 137 Eimer und 15 Maaß. Die Quantität in eine Grube geſchüttet, würde hinreichen, um darin ein Pferd ſammt dem Reiter zu ertränken. — Nimmt man an, die gedachte Kaffeetrinkerin habe täglich 1 Loth Kaffee und 2 Loth Zucker conſumirt, ſo gibt dies 6 Centner 84 Pfund Kaffee und 13 Centner und 68 Pfund Zucker. Um dieſe Quantität zu transportiren, bedarf es nach der gewöhnlichen Norm einer Beſpannung von 5 Pferden. So leiſtet ſelbſt der unbedeutendſte Menſch, wenn er lange lebt, immerhin Großes!

Digitized by Google

Nro. 18. Sechszehnter Jahrgang **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 3. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Roſe von Wisconſin. — Bilder aus dem preußiſchen Huſarenleben im Jahre 1804 und 1805. — Pot-Pourri.

Die Roſe von Wisconſin.

Nach dem Engliſchen des Percy B. St. John,

von **H. Fr. Oßwold.**

(Dem „Ausland“ entnommen.)

(Fortſetzung.)

Die Gefühle Henry Forthorpe's während dieſer kurzen Unterredung waren von einer Art, daß zu deren Verſtändniß einige Erläuterung nothwendig iſt. Zehn Jahre vor der Zeit, wo die von uns erzählten Thatſachen ſtattfanden, lebte der junge Mann in den Gränzniederlaſſungen, an dem glücklichen Herde ſeiner geliebten Eltern. Eines Abends wurde die Beſitzung von einem Trupp Sioux angegriffen, und H. Folthorpe und ſein Weib, die ihrer Gewohnheit nach ihren Abendſpaziergang machten, ermordet, ehe ſie das Haus hatten erreichen können. Henry, der von ſeinen Leuten nur mit Gewalt abgehalten werden konnnte, daß er nicht in das Freie hinaus ſich unter die Feinde ſtürzte, focht, die Rache im Herzen, wie ein Verzweifelter und die Indianer wurden zurückgeſchlagen, aber nicht ohne daß ſich das Bild des Mörders ſeiner Eltern tief in Henry Folthorpe's Herz eingegraben hätte. In dem Krieger, welcher mit der Mittagsſonne ſprach, erkannte der junge Jäger dieſen grauſamen Wilden wieder.

Zurückzukriechen um ſeine Büchſe zu holen, auf ſeinen Poſten zurückzukehren und von da aus Roth-Hand niederzuſtrecken, war Henry's erſter Gedanke. Allein er ſah bald ein, daß eine ſolche That den unmittelbaren Tod des Tuscarora-Mädchens zur Folge haben würde, deſſen Liebreiz und Charakterfeſtigkeit den weißen Mann bereits ſo ſehr eingenommen hatten, daß er beſorgt war, nicht nur ſeine Rache an dem Zerſtörer ſeiner Heimath und dem Mörder ſeiner Eltern zu nehmen, ſondern zu gleicher Zeit auch ſeinen Krallen ein anderes Schlachtopfer zu entreißen.

Die oben erwähnte Unterhaltung war noch nicht halb zu Ende, als der junge Mann ſchon auch den feſten Entſchluß gefaßt hatte, das junge Mädchen auf jede Gefahr hin aus der Gewalt ihrer Quäler zu befreien. Er war von edelmüthigem, uneigennützigem Charakter, und wenn das Leben eines Mitmenſchen in Gefahr war, ſo dachte er an ſeine bei dem Verſuch zu deſſen Rettung gefährdete perſönliche Sicherheit immer zuletzt. Da er übrigens die ernſte Entſchloſſenheit der ihm feindlichen Sioux kannte, ſo wußte er auch, daß ihm zur Ausführung ſeiner Plane wenig Zeit bleibe. Er wußte beſtimmt, daß er in der freien Stirne und dem trotzig aufgeworfenen Munde der Gefangenen unveränderliche Feſtigkeit geleſen habe, es war klar, daß ſie den Tod einer Verbindung mit dem Mörder ihres Stammes vorziehe, und je größer ihr ſtoiſcher Gleichmuth war, deſto mehr wurde Henry Folthorpe darauf bedacht ſie zu retten.

Der junge Jäger kannte die Kunſtgriffe der Indianer genau genug um zu wiſſen, daß, obwol die Roſe von Wisconſin oder Mittag-Sonne, wie man ſie verſchiedentlich genannt hatte, dem Anſcheine nach unbewacht war, ſich ihrer augenblicklichen Flucht doch ungeſehene Hinderniſſe in den Weg ſtellen würden. Er gab deßhalb für jetzt jeden Gedanken an ein ſolches Unternehmen auf, wollte ſich aber doch nicht entfernen, ohne ſich zuvor in ein kurzes Verſtändniß mit dem Indianermädchen geſetzt zu haben. Zu dieſem Behuf kroch er langſam am Ufer hin, um den vorerwähnten Baum zwiſchen ſich und die etwa 50 Yards entfernten Sioux zu bringen, und war auch bald vor jeder Beobachtung von dem jenſeitigen Flußufer aus geſchützt. Nachdem er ſich von dieſer Thatſache genau überzeugt und den Häuptling mit lauter Stimme den Befehl hatte ertheilen hören, man ſolle das Mädchen allein laſſen und ſie in dem Nachdenken über die ihr gemachten Vorſchläge nicht ſtören, richtete er ſich nach und nach in eine ſitzende Stellung auf und ſchickte ſich an ein Geräuſch zu machen, das ihre Aufmerkſamkeit erregte. Seit ſeines Vaters Tode hatte Henry Folthorpe meiſtens in den Wäldern und lange Zeit mit einem Trupp Tuscaroras gelebt, denen er durch ſeinen Muth, ſeine Freigebigkeit und ſeinen Haß gegen die Sioux ſehr werth geworden war. Er kannte deßhalb auch alle ihre Zeichen ganz genau.

Plötzlich blitzte das Auge des Mädchens auf, ihre Naſe dehnte ſich aus, und obgleich ſich bei ihr nicht eine Muskel mehr bewegte als vorher, ſo war es doch klar, daß ein ganz neuer Geiſt in ihre Bruſt gefahren war. Es war eine rauhe Nachahmung des Tones, wenn ein Biber mit ſeinem Schweif um ſich ſchlägt, was das Tuscarora-Mädchen ſo aufgeregt hatte.

„Pſt!“ ſagte Henry in ihrer eigenen Sprache; „möge das Herz der Roſe fröhlich ſeyn, denn Roth-Hand wird ſterben. Offen-Hand iſt ein weißer Krieger, aber mit den Tuscaroras iſt ſein Herz ganz roth. Wenn die Sonne ſo hoch ſteht als die Gipfel des fernen Maulbeerbaums, wird Offen-Hand kommen. Dann möge die Roſe bereit ſeyn.“

„Offen-Hand iſt ein großer Krieger,“ erwiederte das Indianermädchen mit gedämpfter, aber volltönender und wohlklingender Stimme, ſehr verſchieden von der, welche ſie gegen Roth-Hand angenommen hatte, „und die Mittagsſonne hört was er ſagt. Es iſt ſehr gut. Das Herz des Tuscarora-Mädchens iſt fröhlich. Die Sonne hat die erſten Knoſpen der Roſe geöffnet.“

Henry hätte gern noch weiter mit dem Mädchen geſprochen, allein da er die Verſchlagenheit der Indianer und die faſt unglaubliche Schärfe ihrer Ohren wohl kannte, ſo ſetzte er die Unterhaltung nicht weiter fort, ſondern kroch wieder, ſeine Rechte dräuend gegen Roth-Hand zu ballend, unter das Gebüſch zurück.

Alle ſeine Bewegungen wurden jetzt mit einer Vorſicht ausgeführt, die gegen die Sorgloſigkeit, mit welcher er ſich dem Fluſſe genährt hatte, auffallend abſtach. Bei dem Orte angelangt, wo er ſeine Geräthſchaften abgelegt hatte, nahm er dieſe wieder um, unterſuchte ſeine Büchſe und trat dann den Rückweg nach dem nahen Walde an, indem er mit größter Sorgfalt bemüht war in ſeine früheren Fußſtapfen, die er in dem langen niedergetretenen Graſe leicht wieder fand, zu treten und dieſelben zu gleicher Zeit ſo viel wie möglich zu verwiſchen. Sobald er das Gehölz erreicht, und nun den Verdacht der Indianer nicht mehr zu fürchten hatte, beflügelte er ſeine Schritte und gelangte bald an die Ufer des Sees,

Digitized by Google

etwa 200 Yards unterhalb des Waſſerfalls, wo ein Kahn verborgen lag, welchen er flüchtigen Schrittes betrat und, eben in das Waſſer hinausſtoßen wollte, als ein unvorhergeſehenes Ereigniß ſeine Abſicht plötzlich änderte, er wieder an das Land ſprang, ſich hinter dem Geſträuch verbarg, ſeine Büchſe ſpannte, ſein Meſſer lüſtete und ſeine Axt nahe zur Hand legte.

Es war das Geräuſch mehrerer in dem Waſſer plätſcheender Ruder, was den jungen Jäger ſo erſchreckt hatte. Daſſelbe näherte ſich immer mehr, und als Henry vorſichtig durch die Zweige hinausſpähte, erblickte er ein mit zwölf Indianern beſetztes Boot, das aus der Richtung des Dorfes kam. Es war ein kleiner Trupp von einem andern Stamm, und aus ihren finſtern Mienen ſchloß der junge Folthorpe, daß ſie mit ihren Verbündeten Streit gehabt. Auf dem Vordertheil des Nachens ſaß ein junger Häuptling, deſſen Geſicht Henry mit geſpannter Neugierde betrachtete, und nachdem er ſich augenſcheinlich über einige Zweifel, die in ihm aufgeſtiegen, vergewiſſert und das Fahrzeug am Ufer angelegt hatte, trat er plötzlich aus ſeinem Verſteck heraus und geraden Weges auf die Wilden zu. Die Letzteren blieben regungslos ſitzen, und nur in ihren dunklen Geſichtern drückte ſich Ueberraſchung und Staunen aus, während Henry, nachdem er ſich überzeugt, daß ſie vom Dorfe her nicht geſehen werden konnten, ſich gegen den jungen Häuptling wandte, und deſſen Hand in ſpaßhafter und luſtiger Weiſe faßte.

„Und wie kommt Tanz-Bär in dieſe Gegend, und wie mit Roth-Hand zuſammen?“ fragte auf engliſch der weiße Jäger, welcher keine Gründe hatte nicht gleich zu zeigen, daß er etwas Feindſeliges gegen den Sioux-Häuptling im Schilde führe.

„Roth-Hand iſt ein ſchleichender Panther,“ erwiederte Tanz-Bär trotzig, während ein leichtes Runzeln der Stirne ſeine Ueberraſchung darüber verrieth, daß Henry ſo genau unterrichtet war; „und die Winnebagos waren Weiber, einem Sioux Hunde zu trauen.“

„Roth-Hand iſt ein Hund,“ ſagte Henry lebhaft, obgleich ſeine Bewegung noch immer bemeiſternd; „er nahm die Scalps von Offen-Hands Vater und Mutter, und Offen-Hand kann ihn nicht leben laſſen. Möchte der Tanzbär gerne gerächt ſeyn?“

Der junge Häuptling erwiederte nach einem kurzen Stillſchweigen auf dieſe Frage ruhig und ernſt:

„Meine junge Männer ſind hungrig und frieren. Das Waſſer iſt ein übler Ort für ein Lager. Sogleich werden Tanz-Bär und ſein Freund die Friedenspfeife rauchen und dann weiter reden.“

„Mein Lager befindet ſich am Ausfluß des Sees; wollen die Winnebagos mit ihrem weißen Bruder eſſen?

„Offen-Hand iſt nicht allein.“

„Nein; ſeine Freunde ſind mit ihm,“ erwiederte der junge Mann ziemlich erſtaunt, daß der Indianer um dieſen Umſtand wußte.

„Weiße Freunde und Tuscarora-Freunde,“ ſagte Tanz-Bär mit einem leichten Lächeln und in engliſcher Sprache; aber Winnebagos geht wie die Sonne unter. Liegen jetzt ſtille, betrügen die Sioux-Hunde.

Henry Folthorpe war ernſtlich beunruhigt bei der Entdeckung, wie wenig verborgen ſeine und der Seinen Anweſenheit im Walde war. Der Indianer beruhigte ihn indeß gleich wieder, indem er ihm zuflüſterte, daß er allein im Beſitze dieſes Geheimniſſes ſey. Die Männer traten nun ans Land, machten ein Feuer an und labten ſich an einem üppigen Mahle von gebratenen Fiſchen und Wildpret, nach deſſen Beendigung Henry und der junge Häuptling ſich zuſammenſetzten, ihre Pfeifen anzündeten und eine ernſte Unterhaltung begannen.

Der junge Jäger war nicht wenig erſtaunt zu erfahren, daß ſein Freund Rothhaut ein Bewerber um die Hand der Mittags-Sonne geweſen, aber von dem mächtigern Roth-Hand ausgeſtochen worden war, weshalb ſich der Tanz-Bär auch mit denen vereinte, welche den Tod des Mädchens verlangten. Dieß nahm Henry um ſo mehr Wunder, als die Tuscaroras früher einmal den Indianer gefangen genommen, ihm aber, hauptſächlich auf Folthorpes dringende Verwendung Leben und Freiheit geſchenkt hatten, woher auch ihre gegenſeitige Bekanntſchaft rührte. Doch Tanz-Bär hatte ſeither immer erklärt, daß er ſich den Tuscaroras zu keinem Dank verpflichtet halte, ſondern dieſes Gefühl ausſchließlich auf ſeinen weißen Freund übertrage.

Henry theilte ſeinem Freunde nun die oben erwähnten Ereigniſſe mit. Als aber der Jäger ſeine Urſachen zum Haß gegen Roth-Hand wiederholte, verfiel der Wilde in einen ſtoiſchen Ernſt, und zog ſich, in dem Maaße als der Weiße warm und leidenſchaftlich wurde, hinter ſein kaltes Aeußere zurück. Endlich ſchloß Henry mit dem Wunſche, daß Tanz-Bär ihm zu ſeiner beabſichtigten Rache an dem Mörder ſeiner Eltern beiſtehen möchte.

„Und die Mittags-Sonne,“ fragte der Indianer, ſeine Augen durchdringend auf das Geſicht ſeines Freundes heftend, „was will mein Bruder mit ihr beginnen?“

„Ihr Leben retten,“ erwiederte Henry mit der größten Kaltblütigkeit, „und ſie Tanz-Bär geben, wenn ſie freiwillig zu ihm geht.“

„Mein Bruder fand ſie alſo nicht ſchön; die Roſe von Wisconſin wird nicht ſeine Squaw werden?“ ſagte der Indianerhäuptling den jungen Jäger mit einem Blicke ängſtlicher Neugierde betrachtend.

„Offen-Hand hat noch keine Squaw,“ erwiederte Henry, indem ſich ſeine Stirne plötzlich verdüſterte, „aber der Neumond wird ihm Alice Murray zur Braut geben. Keine Rothhaut, die Mittags-Sonne wird nicht mein Weib werden.“

„Ah!“ rief Tanzbär jetzt mit augenſcheinlicher Zufriedenheit; „dann wird die Rothhaut und ihr weißer Bruder gegen die Sioux kämpfen; die Winnebagos und Tuscaroras die Axt vergraben und die Friedenspfeife zuſammen rauchen.“

Nachdem ſo der wichtigſte Punkt in ihren Unterhandlungen einmal feſtgeſtellt war, unterhielten ſich die beiden jungen Männer eine Zeit lang freundlich mit einander und beſprachen ihren Plan noch näher, worauf Henry ſeinen Wunſch ausſprach ein wenig zu ruhen. Der Winnebago gab durch ein Kopfnicken ſeine Einwilligung hiezu, und bald war nicht nur der weiße Jäger, ſondern auch der Häuptling in tiefen Schlaf geſunken.

Henry Folthorpe ſchlief geſund und lang, und erwachte erſt als ſich ihm eine Hand ſchwer auf die Schulter legte. Er ſprang raſch auf und blickte rund um ſich. Tanz-Bär und Offen-Hand waren allein, und die Schatten der Nacht hüllten bereits alle Gegenſtände ringsum in ein allmählich zunehmendes Düſter. Nur ein kleines Feuer brannte noch, bei deſſen Scheine der Indianer-Häuptling ſeinem weißen Freunde ein Zeichen machte, das größte Stillſchweigen zu beobachten, Harry gehorchte und folgte ſeinem Freunde nach dem Ufer, wo ſie nebſt den übrigen Indianern ein Canoe beſtiegen und bald ſo geräuſchlos wie möglich über die ſtillen Gewäſſer des Severn-Sees hinglitten. Es war dunkle Nacht, der ſanfte Mond warf keine ſeiner mildblauen Strahlen auf die tanzenden Wellen, und da während der ganzen Fahrt kein Wort geſprochen wurde, ſo konnte Henry mit aller Gemächlichkeit, ſo weit es die Dunkelheit geſtattete, die pittoreske Scenerie rings um zu betrachten.

Nach etwa zwanzig Minuten kamen ſie in die Nähe des Lagers der weißen Männer, das ſie bei dem hellen, durch die Bäume hindurchſchimmernden Scheine eines großen Feuers nur zu deutlich ſahen; die einzige Entſchuldigung für dieſe Unvorſichtigkeit wäre allenfalls geweſen, daß man ſich von einem Anfalle feindlicher Indianer völlig ſicher glaubte: allein Tanz-Bär ſchüttelte ſehr unwillig den Kopf und auch Henry tadelte, während er das Boot in dem Dickicht barg, die Sorgloſigkeit ſeiner Freunde. Vor dem Orte, wo der junge Jäger und ſeine Gefährten jetzt ſtanden, konnte man das Lager der Weißen in allen ſeinen Einzelnheiten überſchauen.

Digitized by Google

Daſſelbe befand ſich in einer ziemlich tiefen, rings von hohen Bäumen umgebenden Schlucht, die von allen Seiten, mit Ausnahme der nach dem See zu, durch äußerſt dichtes Gebüſch und Unterholz verdeckt war. Den Mittelpunkt der Nachtlandſchaft bildete ein hell aufloderndes Feuer, über welchem an drei ſtarken Stangen ein eiſerner Keſſel hing, aus welchem die wohlriechenden Düfte ſiedenden Fleiſches aufſtiegen. Rechts davon ſah man eine Gruppe weißer Männer und Weiber, die Erſtern vierzehn an der Zahl, die Letztern halb ſo viel. Auf einem Holzſtoß ſaß ein hochgewachſener ältlicher Mann von mildem Antlitz, der aufmerkſam in einem dicken Buche — augenſcheinlich der Bibel — las, und hinter dieſem hatte auf einem gefällten Baumſtamm ein Pärchen Platz genommen, das man, wenn nicht ein Schatten trüber Schwermuth auf ihren Geſichtern gelagert geweſen wäre, unbedenklich für glücklich Liebende erklärt hätte. Von dieſen beiden ſaß Henry zunächſt ein liebreizendes Mädchen von achtzehn Jahren, deren Aehnlichkeit mit dem alten Manne ſo auffallend war, daß man ſie augenblicklich für deſſen Tochter erkennen mußte. Ihre etwas blaſſen Wangen rötheten ſich leicht, wie ſie den offenbar leidenſchaftlich bewegten Worten des neben ihr ſitzenden Mannes lauſchte, eines ſchlanken, bleichen, hübſchen Jünglings von etwa 20 Jahren. Henry runzelte die Stirne und biß ſich in die Lippen, als ſein Auge auf dieſes Paar fiel, ſchwieg aber ſtill, obgleich der Indianerhäuptling aus dem Zucken in ſeinem Geſichte bemerkte, welch' heftige und gewaltige Bewegung ſein Inneres erſchütterte. Die übrigen weißen Männer waren meiſt Jünglinge von eiſenkräftigen Geſtalten, dem Anſcheine nach Dinſtboten. Zur Linken des Feuers ſaßen acht Indianer, lauter Männer gemächlich rauchend; doch glaubte Henry, wie er ſein ſcharfes Auge raſch über die nächſten Bäume und Büſche hinſtreichen ließ, verſchiedene dunkle Geſtalten hinter denſelben zu unterſcheiden. Der junge Jäger ſchauderte bei dem Gedanken, in welch' tiefe und unheilvolle Sicherheit ſich ſeine Freunde hatten wiegen laſſen, und wie ſchrecklich deren Folgen hätten ſeyn können.

„Ho ho! Will Murray," rief er laut, indem er mit ſeinem Begleiter vortrat; „Ihr habt ja da ein prächtiges Feuer und haltet ungemein ſcharfe Wacht, während die Sioux im Walde herumſchwärmen. Hurtig, Männer, nieder das Feuer, wenn ihr hier nicht fünfzig Teufel von Rothhäuten mehr beim Abendeſſen haben wollt, als euch lieb iſt."

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem preußiſchen Huſarenleben im Jahre 1804 und 1805.

Es war am 22. Mai des Jahres 1804, als mich mein Schickſal nach Ansbach führte, und am folgenden Tage ſah ich die dort garniſonirende ſchöne preußiſche Huſarenſchwadron in Parade und trat als Volontair in dieſelbe ein. Ein lebensluſtiger Jüngling von 22 Jahren, wie ich damals war, überlegt nicht lange. Der Glanz der Uniformen, das rüſtige und luſtige Ausſehen der Huſaren waren für mich ein unwiderſtehlicher Zauber und darum Entſchluß und Ausführung das Werk eines Augenblicks. Die Huſarenſchwadron kaſernirte nicht, ſondern war bei den Bürgern einquartiert, die uns alle gern hatten, denn ſie erhielten Quartiergeld und hatten dafür nichts als ein Bett zu geben. Das Infanterie-Regiment Tauentzien war aber in der Kaſerne und in ſtrenger Disciplin. Nach dem Zapfenſtreich durften ſich nur die ſogenannten Vertrauten mit beſonderer Erlaubniß noch in der Stadt ſehen laſſen; dagegen konnten wir uns herumtreiben, ſo lange wir wollten, und nur Diejenigen, die ſich Unfugs ſchuldig gemacht hatten, mußten ſich nach der Retraite im Quartier befinden und wurden viſitirt. Die Huſaren ſchätzten dieſe Freiheit ſehr hoch, und wurden von der Infanterie nicht wenig darum beneidet, was ſogar in Haß überging, der nicht ſelten zu blutigen Händeln führte. Es iſt eine längſt bekannte Sache, daß Militär verſchiedener Waffengattungen in Einer Garniſon ſich nicht ſelten anfeindet und reibt. Schon die beſſere Bekleidung der Huſaren gegen die der Infanterie in Ansbach erregte bei dieſer einen ſehr verzeihlichen Neid. Die Montirung der letzteren war gar zu dürftig; der Rock ein ungemein knapp zugeſchnittenes blaues Fräckchen, in welchem vorne zwei Vordertheile einer weißen Weſte ohne Rückenblatt angenäht waren. An die kurzen weißen Hoſen ſchloſſen ſich ſchwarze lange Tuchgamaſchen. Das Tuch ſelbſt war unſtreitig von der gröbſten Sorte, die es gab, und nicht einmal ſtark, die blaue Farbe ſchlecht, ſo daß immer ſehr bald weißgelbliche grobe Fäden durchſchimmerten, und das weiße Hoſen- und Weſtentuch war zumal eine furchtbare Plage für die armen Burſche. Sie mußten es unaufhörlich mit einem Teig von weißer Thonerde anſtreichen, um die gelbliche Grundfarbe zu verdecken. Der dann an der Luft oder am Ofen getrocknete Thon mußte zum größten Theil wieder ausgeklopft werden. Dazu kam der Anſtrich des weißen Lederzeugs, das Wichſen der Patrontaſchen, Putzen der Gewehre und Knöpfe, das Zopfbinden und Pudern des Kopfes, die Kaſernen- und Wachdienſte und dergleichen mehr. War es da zu verwundern, wenn die Leute allgemein das Soldatenleben verabſcheuten und ſich demſelben durch Deſertion zu entziehen ſuchten? Nebenbei regnete es Prügel bei den geringſten Vergehen und hauptſächlich bei Aeußerungen von Unzufriedenheit. Selbſt mißvergnügte Mienen wurden nicht geduldet, und ich ſah einmal, wie ein achtzehnjähriger Sekondlieutenant einen großen, ſchönen Mann wegen ſeiner Stellung im Gliede, die in der That ganz tadellos war, mehrmals grimmig vor- und rückwärts ſchob, und als dieſer allerdings darüber ein ſehr mürriſches Geſicht ſchnitt, in die Worte ausbrach: „Kerl, ich glaube, Du willſt in Gedanken räſonniren? Warte nur, Das will ich Dir ſchon noch vertreiben!" Daß die Huſaren nicht ſo geplagt wurden, hatten ſie einzig dem ritterlichen Chef der Schwadron, Prinzen Friedrich von Solms-Braunfels, zu danken, der die damals allgemein herrſchende kleinliche Zopfdreſſur im Herzen verachtete und, ſo weit es nur immer geſchehen konnte, ohne mit dem Bataillonskommando in zu große Spannung zu kommen, zu erleichtern ſuchte. Er hatte darüber ſelbſt mit ſeinem ihm untergebenen Stabsrittmeiſter mancherlei drollige Debatten, denn dieſer, ein geborner Schleſier, war zwar ein ſehr ehrenwerther Mann, allein mit dem Gamaſchendienſt ſo arg verwachſen, daß ihn Alles, was dagegen verſtieß, in ſchreckliches Mißbehagen und ängſtliche Unruhe verſetzte. So hatte z. B. der Prinz den Leuten geſtattet, im gewöhnlichen Dienſt, wenn nicht eben große Parade war, ſtatt der ſteifen Kommißhalsbinden von Etamine gewöhnliche ſeidene Halstücher zu tragen. Dieſes war dem Rittmeiſter eine ſchreckliche Ketzerei gegen den Dienſt, gegen die er nicht unterlaſſen konnte, wiederholt beſcheidene, aber dringende Vorſtellungen zu machen. „Durchlaucht", hörte ich ihn einmal ſagen, „durch die Galanteriehalstücher verwöhnen ſich die Leute! Sie werden 'mal ſehen, 's thut nicht jut. Wenn wir 'mal vor dem Herrn Oberſten exerziren, ſind die Leute die Dienſtbinden nicht jewohnt und machen Böcke über Böcke."

So läſtig auch das Regiment des Rittmeiſters war, ſo wurde es doch noch viel lieber ertragen, als das des zweiten Lieutenants der Schwadron, dem es in Abweſenheit des Rittmeiſters und erſten Lieutenants auch in die Hände fiel. Der Rittmeiſter war ein Mann von geſetzten Jahren, den man gewähren ließ, weil man fühlte, daß ihn Temperament und Gewohnheit nöthigten, ſich ſo und nicht anders zu geben; der zweite Lieutenant aber war noch ſehr jung und hatte einen herausfordernden Stolz in Geſicht und Blick. Dieſer Lieutenant ließ halbe Tage hindurch den ſogenannten Gänſemarſch, das A B C des Kavalleriſten, reiten, was für Rekruten zwar ſehr gut, für bewährte tüchtige Reiter aber eine unnöthige Qual und Herabwürdigung iſt. Je deutlicher ſich aber auf den Geſichtern der Veteranen der Verdruß darüber zeigte, deſto heiterer wurden die Züge des Lieutenants. Es war gut, daß der zweite Lieutenant ſelten und nur auf kurze Zeit an das Regiment kam; alle läſtige und gehäſſige Zwiſchenregentſchaft aber wendete die Herzen der Leute um

Digitized by Google

ſo mehr dem Prinzen zu, der, ungeachtet ſeiner hohen Stellung, ſtets väterlich mit Jedem verkehrte, und den blödeſten Burſchen freundlich zu Hilfe kam, wenn ſie ihm eine Angelegenheit vortragen wollten, die nicht recht von der Zunge ging. Dieſer Prinz Solms war überhaupt einer der ſchönſten und ritterlichſten Soldaten, die ich je geſehen, und der letzteren ſind nicht wenige. Ich kann ihn blos mit Murat, dem beau sabre Napoleon's, vergleichen, nur daß er nicht die Liebe zum theatraliſchen Schmuck mit dieſem theilte. Auch ohne dieſen Prunk imponirte die Perſon des Prinzen ſchon hinreichend. Er hatte eine große athletiſche Figur und war vollkommen regelmäßig gewachſen. Sein Angeſicht war voll und trug edle Züge, die ſich zu einem kühnen ſoldatiſchen Trotz vereinigten. Der Kopf war mit dichten, hellblonden Locken bedeckt, und die Lippen verbarg ein großer, ganz lichter Schnurrbart. Durch den Ernſt ſeiner Züge ſchimmerte ein Anflug von Ironie und gutmüthigem Spott, und ſeine Stimme war ein ſo kräftig tönender Baß, daß auch im größten Pferdegetrappel kein Wort ſeines Kommando's verloren ging. Er war der Schwager des Königs Friedrich Wilhelm III. und bewohnte als ſolcher das königl. Schloß in Ansbach. Die Exerzierübungen hatten viel Langweiliges, wurden aber bisweilen durch joviale Scherze erleichtert und gewürzt. Auf die Uebungen im Piſtolenſchießen zu Pferd wurde viel Fleiß verwendet. Die vier Züge der Schwadron ritten dabei einzeln, erſt im Schritt, dann im Trott und endlich im kurzen Galopp einen Zirkel im Radius der Schußweite um den im Mittelpunkt haltenden Offizier und zielten auf dieſen, ſobald ſie ihm gegenüber kamen. Ein flotter Burſche und tüchtiger Reiter, den der Prinz ſehr gern hatte, der Rittmeiſter aber ſeines kecken Weſens wegen nicht leiden konnte, wurde von dieſem bei einer ſolchen Uebung einmal hart angelaſſen. „Ein Scheuerthor wirſt du wohl treffen, aber keinen Menſchen!“ rief er ihm zu. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ohne Kugeln geſchoſſen wurde. Ergrimmt über den unverdienten Tadel, lud der Huſar nun einen gekauten ſtarken Papierpfropf auf die Pulverpatrone und brannte damit, als er dem Tadler wieder gegenüber kam, denſelben dermaßen auf die Schenkel, daß er aufzuckte. Das war ein Attentätchen, das dem Exerzieren ſchnell ein Ende machte und dem Huſaren 8tägigen Arreſt zuzog, für den er ſich aber damit entſchädigte, daß er ſich nach deſſen Beendigung zum Rapport melden ließ und in Gegenwart des Rittmeiſters bei dem Prinzen um die 4 Groſchen bat, welche dieſer als Prämie für den beſten Schuß eines jeden Zuges ausgeſetzt hatte, indem er das Zeugniß des Rittmeiſters dafür in Anſpruch nahm, daß er dieſen gethan habe. Der Prinz mußte ſehr an ſeinem Bart drehen, um ſeine Lachluſt zu verbergen. Er ließ dem Burſchen die Prämie bezahlen und brach den Rapport ſchnell ab. Von allen Garniſonsplagen war der Zopf die beſchwerlichſte. Waren Pferde, Reitzeug, Waffen und Alles geputzt, dann blieb noch die mühſame Kopftoilette übrig, und gerade bei dieſer mußte die größte Pünktlichkeit und Sorgfalt beobachtet werden. Jeder Reiter hatte das beſtimmte Maaß für die ganze Länge des Zopfes, für die Länge der Bandwickelung und wie weit dieſe vom Nacken entfernt ſeyn durfte. Sogar die Länge des am Ende befindlichen Haarbüſchels war genau beſtimmt. Die hinter den Ohren herabhängenden, nicht in den Zopf eingebundenen Seitenhaare mußten genau bei den Ohrläppchen abgeſchnitten werden. Wer ſie nur ½ Zoll länger wachſen ließ, war ein „Seiltänzer“, „Scheerenſchleifer“ und „Komödiante.“ Das waren aber nur die Ehrenprädikate, das gewöhnliche hieß: „verd...... Windbeutel.“ Die Huſaren friſirten einander ſelbſt, aber es gab unter zehn kaum einen, der einen tüchtigen, parademäßigen Zopf mit einem ſchönen Kammſtrich von Pommade zuwege brachte. Da mußten nun Manche ſtundenlang warten, bis die Reihe an ſie kam. dabei verlief die Zeit, wo zur Parade oder zum Exerzieren ausgerückt wurde, und es ſaß oft noch mancher arme Teufel in Höllenangſt, ohne daß ſein Zopf gemacht war, und ein Kamerad erbarmte ſich endlich noch ſeiner und wickelte ihm ein ſchlechtes Ding zurecht, bei deſſen Vollendung oft nicht ſo viel Zeit übrig blieb, um den überflüſſigen Puder aus dem Geſicht zu entfernen, was gewöhnlich ein Paar Fuchteln mit den allzeit fertigen Klingen des Wachtmeiſters oder Lieutenants eintrug, gegen welche keine Appellation ſtatt fand. Mit dem Putzen der Waffen wurde es bei Weitem nicht ſo ſtreng genommen, wie mit den Zöpfen, und hier ließ ſich der Wachtmeiſter eher eine Entſchuldigung, mitunter auch einen Schwank, gefallen, wenn er nur originell war.

Pot-Pourri.

Trinkſpruch.

Bei der neulichen 32ſten Jahresfeier der Schlacht von New-Orleans gab in Newyork eine Dame folgenden Trinkſpruch: „Unſer Land im Krieg! ob recht oder unrecht! Die Partei, welche ſich ihm widerſetzt, ſollte zu ewiger Schande verurtheilt werden.“ — „Emigration! Der Genius, der die ganze Menſchenfamilie vereint und aus den Nationen der Erde zuletzt eine große Brüderſchaft bilden wird. Wir bewillkommen ihn als den Verkündiger einer glorreichen Epoche, in der die ganze Menſchheit ſich vermiſchen wird, wie gleiche Tropfen ſich in einander auflöſen.“

Eine Geiſtererſcheinung.

Am 20. Febr. ſtarb in Braunſchweig der Abt Dr. Weſtphal. Nach einer allgemein verbreiteten und von ſeinen Bekannten beſtätigten Erzählung ſoll ihm ſchon ſeit langen Jahren der 20. Februar 1847 als ſein Todestag bekannt geweſen ſeyn. Früher Landprediger, wird er in einer Nacht durch Klopfen an der Thür aus dem Schlaf geweckt und ſieht vor derſelben einen Mann mit einer Laterne ſtehen. In der Meynung, daß ein Kranker oder Sterbender ſeinen Beiſtand verlange, eilt er hinunter, wo der Mann auf ſeine Fragen nicht antwortet, ſondern Zeichen macht und immer voran geht, bis er ſich plötzlich zu ſeiner Ueberraſchung auf dem Kirchhof vor der offenen Kirchthür befindet. An dieſer ſteht in deutlicher Schrift: „Abt Weſtphal, geſtorben 20. Febr. 1847.“ Während er Dies lieſt, iſt ſein Begleiter verſchwunden; er macht aber einige Zeichen, um ſich zu überzeugen, daß er nicht geträumt habe, welche er auch am andern Tage wiederfindet, übrigens aber die Begebenheit ſofort ſeiner Familie mittheilt, ohne jedoch das Jahr des Todes zu nennen. Viele Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, er iſt wirklich zum Abt ernannt, der Monat Februar iſt ſeitdem für ſeine Familie eine Zeit der Angſt geweſen, und mag es nun als ein Fieberbild oder wie ſonſt zu erklären ſeyn: — er iſt am 20. Februar 1847 geſtorben.

Ein Erzengel im Schlitten.

Ein alter Yankee mit nüchternen, kalt berechnenden Sinnen, deſſen Weib jedoch als entflammte Milleritin von nichts mehr als dem Weltuntergange träumte, wurde jüngſt in einer ſtürmiſchen Nacht von ſeiner beſſeren Hälfte mit den Worten aus dem Schlafe gerüttelt: „Mann! Mann! haſt du das Geräuſch gehört? Es iſt der Erzengel Gabriel, er kommt! Es iſt das Raſſeln der Räder ſeines Triumphwagens!“ „O, pah, du alte Närrin!“ antwortete der Geſtörte ärgerlich, „meynſt du, Gabriel ſey ein ſo großer Eſel, um auf Rädern zu kommen, wenn es ſo gute Schlittenbahn giebt? Ich ſag' dir, er iſt's nicht — leg dich aufs Ohr und ſchlafe!“

Ein kluger Schulmeiſter.

Das Dorf Limekilla bedurfte eines Schulmeiſters und unter den Bewerbern befand ſich auch ein kleiner aufgeblaſener Kerl. „Warum,“ fragte dieſen einer der Prüfenden, „wird Milch zum Thee geſchüttet.“ „Well,“ entgegnete der Gefragte, „die kugelförmigen Theile des Rahms die ſpitzen Winkel des Thee's mehr abrunden.“ Er wurde erwählt.

Digitized by Google

Nro. 19. Sechszehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 6. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Roſe von Wisconſin. — Ausgezeichnete Hülfeleiſtung bei dem Theaterbrand in Karlsruhe am 22. Februar 1847. — Der Brand des öſterreichiſchen Geſandſchaftshotels zu Paris im Jahr 1810. — Grimaldi und ſeine Frau. — Pot-Pourri.

Die Roſe von Wisconſin.

Nach dem Engliſchen des Percy B. St. John,

von H. Fr. Oßwald.

(Fortſetzung.)

Als Henry dieſe Worte rief, ſtand er mit ſeinem Indianer-Freunde mitten unter der Gruppe und heftete dabei ſeine Augen fortwährend auf Alice Murray, die ihm verlobte Braut, und auf den jungen Mann, der augenſcheinlich kein unwillkommener Bewerber um ihre Gunſt war. Der alte Mann ſtand, als er ſeines Neffen Stimme vernahm, raſch auf, ſeinem Beiſpiele folgten die jüngern Männer, raſch zu den Waffen greifend, und die Tuscaroras muſterten die ſtolze Geſtalt des jungen Winnebago-Häuptlings von der Seite. Alice Murray und Eduard Fulton trennten ſich aber haſtig; beider Wangen überzogen ſich mit einer brennenden Röthe, und ſie verriethen gegenſeitig die größte Verwirrung.

„Du machſt wohl Spaß mein Junge?“ fragte der alte Murray, „oder ſtünde uns wirklich etwas Schlimmes bevor? Wir ängſtigten uns alle ſehr ab deiner langen Abweſenheit; Alice hat zweimal einen Indianer abgeſchickt, um Dich aufzuſuchen, das Mädchen war natürlich ſehr unruhig.“

„Ich ſpaße nicht,“ erwiederte Henry mit einem bittern Lächeln, und immer noch Alice mit Blicken des Vorwurfs betrachtend, „ſondern ſpreche in fürchterlichem Ernſte. Ich und mein Freund Tanz-Bär da haben ein Dutzend Rothhäute bei uns. Der Feind, von welchem ich ſpreche, iſt der Bluthhund von Roth-Hand, der meinen Vater erſchlug, und an dem ich Rache nehmen will, ehe die morgige Sonne am weſtlichen Himmel untergeht.“

„Die Rache iſt mein, ich will vergelten, ſagt der Herr,“ lautete Will Murray's ruhige Antwort, „und obgleich die Nachricht, welche Du bringſt, ſchrecklich iſt, ſo wollen wir doch ruhig ſeyn und Deiner Erzählung lauſchen.“

Ein Blick des Schreckens und der Furcht war durch die ganze Verſammlung gefahren, als der Name des ſchrecklichen Wilden, der die Eltern des jungen Jägers gemordet, genannt wurde; die Tuscaroras blickten einander grimmig an, während der Patriarch der Truppe Henry aufforderte, ſein heutiges Abenteuer ausführlicher zu erzählen. Zuerſt benachrichtigte dieſer nun ſeine Gefährten von der Anweſenheit der eilf Winnebagos, welche ſodann in ſein Lager hereintraten, und ſich, nachdem zuerſt eine kurze Conferenz ſtattgehabt, neben ihren neuen rothhäutigen Verbündeten niederließen. Henry berichtete nun über die Ereigniſſe des Tages. Als er zu dem Theil der Geſchichte kam, wo des Indianermädchens Erwähnung geſchah, hefteten Alice und Eduard ihre Augen mit geſpannter Neugierde und einem Ausdrucke unbeſtimmter Hoffnung, über die ſie ſich ſchwerlich ſelbſt hätten Rechenſchaft geben können, auf ihn. Was aber auch in ſeinem Innern vorgehen mochte, der junge Jäger verrieth nicht die mindeſte Bewegung, die ihnen irgend einen Aufſchluß hätte geben können, ſondern ſprach mit der größten Gleichgültigkeit und Ruhe über dieſen Gegenſtand, und endete ſeine Erzählung damit, daß er ſagte, einer der Gründe, warum er einen Angriff auf die Sioux ſo ſehr wünſchte, ſey, die Mittags-Sonne in das Wigwam ſeines Freundes Tanz-Bär zu führen.

Die Häuptlinge der Winnebagos und Tuscaroras, welche indeß eine Friedenspfeiſe zuſammengeraucht hatten, erklärten ſich aus Haß gegen den gemeinſchaftlichen Feind ſogleich zur Mithülfe bereit, und einſtimmig wurde Henry zum Anführer des bevorſtehenden Kriegszugs erwählt und ſodann die Vorbereitungen zu demſelben getroffen. Während dieß geſchah, hatte der junge Folthorpe Alicen ein Zeichen gegeben, worauf Beide in dem Walde verſchwanden.

Alice Murray und Henry Folthorpe waren, ſeit dem Tode der Eltern des Letztern, mit einander aufgezogen worden, und ſo hatte ſich zwiſchen den beiden jungen Leuten ein inniges Verhältniß gebildet, das, wie der Vater des ſchönen jungen Mädchens ſchon längſt gewünſcht, allmählich ſich zu gegenſeitiger Liebe ſteigerte. Vor zwei Jahren waren ſie förmlich mit einander verlobt worden, und nur noch ſechs Monate fehlten zu dem Zeitpunkt, wo ſie auf immer mit einander verbunden werden ſollten. Vor Kurzem nun hatte ſich der alte Murray entſchloſſen, ſein Landgut in der Nähe einer raſch emporblühenden Stadt zu verkaufen und den Gefahren des Lebens in den Urwäldern noch einmal zu trotzen. An dieſem Entſchluſſe war hauptſächlich der junge Jäger Schuld, welcher die grünen Forſte und die lieblichen Prairien am hellen Wisconſin ungemein liebte. Als Hr. Fulton in New-York, ein alter Freund der Murrays, von dieſem Entſchluſſe hörte, beſchloß er deren Sorge ſeinen Sohn anzuvertrauen, in der Hoffnung es werde ſich deſſen ſchwache Geſundheit durch einen längern Aufenthalt im Weſten ſtärken. Eduard kam. Es war ein hübſcher, liebenswürdiger, braver Junge, voll geiſtigen Feuers, wohl beleſen und von einem von dem des herzlichbraven aber etwas rohen Jägers völlig verſchiedenen Weſen. Anfangs war Alice ſeine Krankenpflegerin, und lauſchte ſeinen begabten Geſprächen mit geſpanntem Intereſſe. Man braucht wohl nicht zu erzählen, wie ſo nach und nach ein Verhältniß inniger Freundſchaft zwiſchen ihnen entſtand; wie, während Henry's Abweſenheit um eine zu einer Anſiedlung paſſende Oertlichkeit im Weſten aufzuſuchen, das Herz des ihm verlobten Weibes, ihr ſelbſt faſt unbewußt, geſtohlen ward. Es verging einige Zeit bis er dieſe Entdeckung machte; aber dann ergriff ſie ihn auch um ſo ſchmerzlicher, machte ihn um ſo viel unglücklicher. Im erſten Auflodern ſeines Zorns hätte er Eduard beinahe ſeiner wüthenden Eiferſucht geopfert, allein als der Jüngling ſein Vergehen eingeſtand und verſprach, nicht mehr in daſſelbe zurückzufallen; — als Alice mit thränendem Auge ſeine Vergebung erflehte und betheuerte daß ſie ihn noch immer liebe und ſein Weib werden wolle, da wurde er gefaßter und ließ die Sache auf ſich beruhen. Als Alice bei dem erwachten Gefühle des großen Fehls, welches ſie an ihrem treuen Geliebten begangen, erklärte, daß ſie ihn noch immer liebe, ſprach ſie im Augenblick die Wahrheit, denn bei dem Anblick ſeines leidenſchaftlichen Schmerzes fluthete ihre ganze frühere Liebe über ſie herein, doch nicht länger als nur für eine kurze Zeit. Nicht ſobald hatte ſie das Wort ausgeſprochen, das ſie wieder an den Mann feſſelte, für welchen ſie nicht mehr jene tiefe Neigung fühlte wie

ſonſt, als ihr Herz ihr im Buſen zuſammenzuſchauern ſchien. Doch das Wort war über ihre Lippen gegangen, und von dieſem Tage kämpften Alice und Eduard, um jene Gefühle zu unterdrücken, die ſich übrigens nicht ſo leicht bewältigen laſſen.

Als Alice das Zeichen bemerkte, welches ihr Henry Folthorpe gegeben, ſtarrte ſie ihn eine Zeit lang an und zitterte wie ein Eſpenlaub, und nur mit einem tiefen Gefühle der Furcht bewilligte ſie die von ihrem Bräutigam verlangte Zuſammenkunft; denn obgleich weit entfernt ſich irgend eines Vergehens ſchuldig gemacht zu haben, war es ihr doch, als ob eine ſchwere Sünde auf ihrer Bruſt laſte, als ſie ſich dem Orte näherte, wo die Unterredung ſtatt finden ſollte.

Der junge Folthorpe war bereits da und ſtand, mit übereinander geſchlagenen Armen und blaſſen Wangen gegen einen Baum gelehnt, als Alice zögernd zu ihm trat und ihn mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme fragte, ob er ihr etwas Beſonderes mitzutheilen habe. Der junge Mann antwortete nicht ſogleich, aber nach einer kurzen Pauſe drehte er ſich raſch um, nahm ihre Hände in die ſeinigen und rief leidenſchaftlich: „Alice! Alice! Ich habe dich lange und innig geliebt, und iſt dies die Erwiederung, welche meine Liebe von Dir erfährt?“

Doch was bei dieſer Zuſammenkunft ſtatt fand, iſt zu geheiligter Art, als daß man es hier wiederholen könnte.

Indeſſen hatten die jungen Männer ihre Vorbereitungen zu dem ihrer wartenden nächtlichen Werke getroffen. Unter ihnen befand ſich auch Eduard Fulton, deſſen Geſundheit nun wieder völlig hergeſtellt war und der ſich vollkommen im Stande fühlte, an einem Kampfe Theil zu nehmen, wie er in naher Ausſicht ſtand. Die Empfindungen des jungen Mannes während der Abweſenheit des jungen Jägers und ſeiner Braut waren übrigens äußerſt erregt. Im Bewußtſeyn, daß er nicht recht gehandelt, ſchmerzte es ihn tief, daß Alice den Tadel und die Strafe dafür tragen ſollte, denn als ſolche mußten die gerechten Vorwürfe Henry's betrachtet werden. Er fühlte ſeine Bruſt daher auch ungemein erleichtert, als er das reizende Mädchen mit rothgeweinten Augen langſam aus dem Walde kommen und ihr Henry Folthorpe ernſt und ruhig folgen ſah. Eduard hoffte von Alicen einigen Aufſchluß über das was vorgefallen, zu erhalten, allein zu ſeinem größten Erſtaunen vermied ſie ihn abſichtlich, ja gab ihm nicht einmal Gelegenheit einen Blick mit ihr zu wechſeln, ſondern machte ſich fortwährend um Henry herum zu thun, indem ſie dieſem emſig alles reichte, was ihn nach den Anſtrengungen des Tages erfriſchen und zu dem in Ausſicht ſtehenden Werke ſtärken konnte. Dem jungen Manne ſank das Herz, er war überzeugt, daß des jungen Jägers edles Weſen Alicen zu ihrer Pflicht zurückgeführt habe, ſelbſt wenn nicht das Bewußtſeyn des Unrechts bei ihr die reine, glückliche und innige Neigung wieder erweckt haben ſollte, welche ſie einſt für ihn gefühlt. Eduard Fulton ſeufzte, doch er gehorchte den Eingebungen eines Gewiſſens, das die Ehre ſelbſt war und ſprach für ſich hin: „Wenn ſie die Seinige werden ſoll, ſo lenke es Gott, daß er ihre Liebe beſitze!“

Henry Folthorpe war in wenigen Minuten gerüſtet, worauf der alte Murray und die Frauen ſich in das ſeither am Ufer verborgene und nun wieder ins Waſſer gezogene große Boot verfügten. Auch die beiden jungen Männer und Tanz-Bär traten in daſſelbe, und bald bewegte ſich nun der ſchwere Nachen über den Spiegel des Sees dahin, bis er zwiſchen zwei Eilanden, auf deren einem die Frauen geborgen werden ſollten, anhielt.

Man ſtieg nun raſch ans Land und folgte dem Indianer etwa zwanzig Schritt weit unter dicht überhängenden Bäumen zu einer kleinen Schlucht oder vielmehr Höhle, denn es ſchien ganz unmöglich, ſich dem Orte von einer andern Seite zu nahen, und machte ein Feuer auf. Auch Geräthſchaften zur Errichtung eines Zeltes wurden ſo fort ans Land geſchafft, den Frauen Flinten übergeben, und dann nahmen Henry und Eduard Abſchied, wobei Alice den erſtern bat, doch ja ſein Leben zu ſchonen. Aber eine ähnliche Bitte, in einen haſtigen Blick gekleidet, verfehlte die Augen, für die ſie beſtimmt war, und ſo ſchied der junge Fulton, tiefe Trauer im Herzen. Ein leichter Nachen, welcher an das größere Boot angehängt geweſen war, brachte die drei Männer bald wieder zu ihren Gefährten, die nun zu ihrem Kriegszuge aufbrachen. Das erſte Boot wurde bemannt mit acht Weißen unter Henry's Befehl, das zweite mit den Winnebagos unter Tanz-Bär und Eduard Fulton, nebſt vier Weißen, das dritte endlich beſetzten die von Schwarz-Keſſel befehligten Tuscaroras.

Alle waren mit Gewehren und hinreichender Munition verſehen. Raſch glitt die kleine Flotille in tiefem Schweigen über das Waſſer hin und hielt nicht bälder an, bis ſie in die Nähe des Lagers der Sioux gekommen waren. Nun wurde ein kurzer Halt gemacht, den Folthorpe dazu benützte, die von ihm früher ſchon ertheilten Befehle den Weißen wie den Indianern nochmals auf das Schärfſte einzuprägen. Die Sioux ſollten wo möglich lebendig gefangen genommen und Weiber und Kinder, unter Androhung der Todesſtrafe für den Uebertreter des Verbots, geſchont werden. Nachdem die Zuſtimmung hiezu in wenigen Worten gegeben war, erfolgte die Landung, worauf ſich der ganze Zug unter Henry's Leitung mit der größten Stille dem Orte näherte, von wo aus dieſer in der Frühe das Lager der Sioux entdeckt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Ausgezeichnete Hülfeleiſtungen bei dem Theaterbrande in Karlsruhe am 28. Febr. 1847.

Ueber die außerordentlichen Anſtrengungen und Ausdauer der bei dieſem ſchrecklichen Brande von allen Seiten herbeigeeilten Hülfe haben wir uns bereis in unſerem erſten Bericht (welcher auch in der „Augsburger Abendzeitung“ Nro. 62. zu finden iſt) ausgeſprochen; es herrſcht darüber nur Eine Stimme, und wir dürfen wohl ſagen, daß in dem Maaße, als das Unglück groß und die Gefahr drohend war, es auch die Hülfe geweſen iſt, und daß Viele, ja gewiß Viele faſt über ihre Kräfte ſich angeſtrengt haben. Ohne den Muth und die kühne Entſchloſſenheit Einzelner wäre die Zahl der Opfer unſtreitig bedeutend größer, wenn nicht gar noch einmal ſo groß. Es iſt Thatſache, daß eine große Anzahl Menſchen durch die erſte raſche Hülfe gerettet wurden. Wir erachten es als eine heilige Pflicht der Preſſe, die uns bekannt gewordenen Beiſpiele aufopfernden Muthes und kühner Todesverachtung — um Menſchenleben zu retten, unſern Mitbürgern bekannt zu machen. So hat der Sänger Rieger mehrere Mädchen — man ſagt 5 bis 6 — welche ſich durch eine Fenſteröffnung nach dem innern Hofraum zu retten geſucht, auf dem Dache des anſtoßenden niederen Gebäudes aufgefangen, und während ſich die Flammen rings um ihn verbreiteten und er ſelbſt, ein Familienvater, jeden Augenblick in Lebensgefahr war, in Sicherheit gebracht; es war eine heldenmüthige Anſtrengung, in der ihn Schauſpieler Hock unterſtützte und in einem entſcheidenden Augenblick Hrn. Rieger ſelbſt vom Sturze in die Flammen errettete. Auf der andern Seite ſtiegen Oberlieutenant v. Peternell und Hauptmann von Degenfeld, beide Familienväter, auf Leitern im innern Hofraum, als das Gebäude ſchon lichterloh aufbrannte, an der äußern Mauer hinauf, um in größter Selbſtverläugnung und edelmüthiger Aufopferung einen Verſuch zur Rettung des Arbeiters aus der Keßler'ſchen Fabrik zu machen, der in einem Fenſter des vierten Stockes in den Kniekehlen hängend ſpäter langſam verbrannte; ſie mußten darauf verzichten, ihn zu retten, da der Unglückliche von Innen von andern Opfern an den Beinen feſtgehalten wurde und ſich nicht losmachen konnte, während unter ihnen die Flammen zu den Fenſtern herausſchlugen. Der Geiſtesgegenwart und muthigen Entſchloſſenheit des Rechtspraktikanten Guſtav Kärcher verdanken mehrere Perſonen ihre Rettung. Derſelbe wußte ſich nämlich eine Axt zu verſchaffen und kam, durch eine ſeltene Fügung des Him-

Digitized by Google

meis mit den Gängen vertraut, die er Morgens erſt hatte kennen lernen, an eine verſchloſſene Thüre, hieb ſie ein, eilte troz Dampf und Qualm eine Treppe hinan und brachte eine Anzahl Menſchen glücklich durch. In gleicher Weiſe hat Rechtspraktikant Karl Kärcher mit Hülfe eines entſchloſſenen Artilleriſten einen Mann, der bereits in den Flammen ſich befand, herausgeholt und in's Freie gebracht. Der Israelite Iſaak Reutlinger rettete einem Unteroffizier das Leben und Kaufmann Adolph Hirſch war unter den Muthigſten voran und brachte während 3 vollen Stunden die Waſſerbütte nicht mehr vom Rücken. Das kleine Seitengebäude (Dienſtwohnungen) des Theaters wurde lediglich durch die unermüdete Anſtrengung des Lieutenants Julius Sachs, Kommandant der Schloßgartenkaſerne, erhalten. Als ſolcher leitete er die Spritze und hielt das Haus von der Seite des botaniſchen Gartens ſo unter Waſſer, daß es völlig geſchützt war, troz der unmittelbaren Nähe des brennenden Haupigebäudes. Oberlieutenant Emil Schwarz leitete ebenſo eine Spritze der Artillerie von dem Innern des Theaterhofes aus und dieſer doppelten Anſtrengung verdankt daſſelbe ſeine Erhaltung. Hofſchauſpieler Jels d. ä. leiſtete die thätigſte Hülfe auf der Bühne ſelbſt und rettete durch ſeine Geiſtesgegenwart viele der mitſpielenden Kinder und Choriſten. — Von den Bemühungen und Anſtrengungen mancher Andern ließe ſich noch Vieles berichten, wie überhaupt eine Reihe der edelſten Züge, der rühmenswertheſten Handlungen mitten in den Flammen ein erhebendes Bild gewähren. Des neugebildeten Pompiers-Korps von Durlach haben wir bereits erwähnt; ihm allein verdankt man die Rettung des Kouliſſen- und Intendanz-Hauſes. Von dem Polytechniker Arens aus Köln werden Beiſpiele der thätigſten Hülfe, ungewöhnliche Beweiſe der Kraft und Energie erzählt. Selbſt viele Frauen und Kinder zeigten bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart; — ſo ſprang Frau Jeis, als rings die Garderobe brannte, mit gleichen Füßen durch's Fenſter in den botaniſchen Garten, ohne Schaden zu nehmen. Der kleine Sohn des Oberſten Schwarz war im Parterre, wo es plötzlich dunkel ward; der Knabe fand den Ausweg nicht; da ſprang er in's Orcheſter, kroch auf die große Trommel und von da auf die Bühne, wo ihn ein fremder Mann, der franzöſiſch ſprach, mit hinaus zog. — Der alte Hofſchauſpieler Brock leerte noch einen Theil der Damen-Garderobe, als vor ihm der brennende Plafond herabſtürzte; mit Mühe konnte er ſich durch's Fenſter retten. Die zwei Militärpoſten auf der dritten Gallerie, zwei Soldaten vom erſten Infanterieregiment, warfen ihre Gewehre auf die zweite, ſprangen dieſen nach und ſind ſo glücklich entkommen. Ebenſo iſt der Polytechniker Walchner, ein guter Turner, von der dritten auf die zweite, von da auf die erſte und dann in's Parterre geſprungen.

Der Brand des öſterreichiſchen Geſandſchafts-Hotels zu Paris im Jahr 1810.

Eine Feuersbrunſt, von welcher kürzlich bei einem von der Herzogin von Galliera zu Ehren des jungen Montpenſierſchen Ehepaars veranſtalteten Balle das Feſtlokal durch das Brennendwerden einer Gardine bedroht war, hat dringend an die Kataſtrophe gemahnt, welche im Jahr 1810 bei einem ähnlichen Anlaſſe das Hotel des öſterreichiſchen Geſandten in Paris betraf und, außer der Zerſtörung des Gebäudes, der Gemahlin des Fürſten von Schwarzenberg den Flammentod bereitete. (Auch der Karlsruher Theaterbrand erinnert daran!) Appert in ſeinen Memoiren, aus welchen wir ſchon mehrmals Auszüge geliefert, beſchreibt dieſes ſchreckenvolle Ereigniß mit ſo lebhaften Farben, daß es auch für Diejenigen, welchen daſſelbe ſchon zur Genüge bekannt iſt, von Intereſſe ſeyn wird, ſeine Schilderung zu leſen. Er erzählt: Die Prinzen und Prinzeſſinnen der kaiſerlichen Familie, die Marſchälle, Miniſter, Großwürdenträger, die Geſandten der fremden Nationen, die Senatoren, die Damen der Hofwelt, die Kammerherren, Pagen u. ſ. w. drängen ſich in den reich verzierten Gemächern, um jeder einen guten Platz zu gewinnen. Sofort gruppiren dieſe bunt durch einander wogenden Maſſen, die Damen bedeckt mit Allem, was Gefallſucht und Reichthum nur irgend Koſtbares erſinnen können, nehmen auf den Erhöhungen Platz, Alles ordnet ſich, denn von Außen ertönt der Ruf: „Es lebe der Kaiſer, es lebe die Kaiſerin!“ und verkündet die Ankunft Napoleons und ſeiner Gemahlin. Der öſterreichiſche Botſchafter, die Prinzen und Prinzeſſinnen eilen nach der Thür, um das erlauchte Fürſtenpaar zu empfangen und zu bewillkommnen. Des Kaiſers Benehmen iſt ungemein liebenswürdig, und auch die Kaiſerin, welche im reichſten Glanze ſtrahlt, ſcheint glücklich über ihren Aufenthalt in Frankreich, glücklich beſonders an der Seite ihres Gemahls zu ſeyn. Die kaiſerlichen Majeſtäten durchwandeln die verſchiedenen Gemächer, bewundern die Pracht der Ausſchmückung und geben ihre hohe Zufriedenheit zu erkennen. Der Ball wird eröffnet, es ſcheint, als ob man Rang und Titel, als ob man Ernſt und Würde des Amtes, das man bekleidet, vergeſſen wolle, um ſich rein dem Vergnügen hinzugeben. Doch nicht lange ſollen Freude und Genuß an dieſem Feſte währen. Durch ein Fenſter, das man geöffnet, um Luft einzulaſſen und die übermäßige Hitze zu vermindern, wird ein bedeutender Zug verurſacht. Eine Gardine nähert ſich den Wachskerzen eines Kronleuchters, und in weniger als einer Sekunde ergreift das Feuer die Behänge von Mouſſeline und Gaze, die Kränze von gemachten Blumen; mit Blitzesſchnelle theilt es ſich mit, und bald bietet der ungeheure Saal, der aus Holz aufgebaut iſt, das theils mit Farbe angeſtrichen, theils mit leicht entzündbaren Stoffen bekleidet war, den Anblick einer ungeheuren Feuersbrunſt dar. Schrecken und Furcht ergreifen die Gäſte und bringen eine unbeſchreibliche Verwirrung und Unordnung hervor. Das Feuer erfaßt die Kleider der Damen, die ſich in ihrer Angſt in andere Gemächer ſtürzen und jenen furchtbaren Feind auch dorthin verbreiten. Kein Mittel, dieſem paniſchen Schrecken, welcher die Gefahr noch vermehrt, Einhalt zu thun; die Thüren ſind nicht groß genug, die Menge, welche ſich auf ſie losſtürzt, hinauszulaſſen, man rettet ſich durch die Fenſter! Kaum gelingt es dem Kaiſer, der Marie Louiſe in ſeinen Armen hält, ſich einen Weg zu bahnen und die Straße zu erreichen. Er beſteigt den Wagen, um die Kaiſerin nach den Tuilerien zurückzubringen. Während dieſer Zeit hat das Feuer im Geſandtſchaftshauſe unaufhaltſam zugenommen, iſt die Verwirrung noch größer geworden. Diebe haben die Gelegenheit benützt, ſich in das Hotel einzuſchleichen, um die Koſtbarkeiten und Juwelen zu entwenden, die überall förmlich herumgeſäet ſind. Die Fürſtin Schwarzenberg, Gemahlin des öſterreichiſchen Botſchafters, wird ein Opfer der Flammen. Mehrere andere Damen gerathen in Lebensgefahr oder werden verwundet, bald bietet der Ort dieſer glänzenden Feſtlichkeiten nur noch ein Schauſpiel der Verwüſtung und Zerſtörung dar. Ganz Paris geräth bei der Nachricht von dieſem Unglück in Bewegung. Die Spritzenleute, die Truppen, die Polizei wetteifern hülfreiche Hand anzulegen, und dieſen vereinten Anſtrengungen gelingt es endlich, der Flamme Meiſter zu werden. Am folgenden Tage nach dieſem furchtbaren Unglück erblickt man nur noch Ruinen, Trümmer und Bruchſtücke von all den Herrlichkeiten, welche kurz zuvor daſelbſt geglänzt hatten.

Grimaldi und ſeine Frau.

Der bekannte Londoner Bajazzo Grimaldi lebte mit ſeiner Frau nicht in der beſten Ehe. Sie zankten ſich oft mit einander, und die Feindſeligkeiten nahmen endlich einen ſo feindſeligen Charakter an, daß ſie nach einer Berathung über ihre Unverträglichkeit über das einzige Mittel übereinkamen, das ihrem Zuſtande ein Ende machen könnte, und ſich demnach entſchloſſen, ſich das Leben zu nehmen. Grimaldi ging in eine Apotheke in der Nähe, und verlangte eine Unze Arſenik, „um Ratten zu vergiften.“ Der Apotheker gab dem ihm wohlbekannten Grimaldi die Doſis, die, wie er glaubte, hinreichen werde, ihn von allen Erdenübeln zu befreien.

Digitized by Google

Die beiden Eheleute theilten ehrlich das Gift, nahmen es in einem Glaſe Waſſer ein und umarmten einander. Die Frau legte ſich im Schlafzimmer auf das Bett, der Mann auf das Sopha in der Wohnſtube. Die Thüre zwiſchen beiden ließen ſie offen ſtehen. Thränen füllten Beider Augen; es folgte eine lange feierliche Pauſe; — man hörte kein Stöhnen; nicht einmal Seufzer der Angſt; alles war ſtill wie das Grab. Endlich richtete Grimaldi, dem vom langen Warten die Geduld ausging, den Kopf empor und rief im allerleiſeſten Tone ſeiner Stimme: „Liebe Frau, biſt Du todt?“ — Madame Grimaldi antwortete darauf in dem möglich höchſten Tone: „Nein, Grimaldi!“ Der Mann brummte etwas wie „verflucht“ in den Bart. Es verging wieder eine halbe Stunde, die Neugierde quälte die Frau, da ſie keinen Laut in dem Nebenzimmer hörte, und ſie fragte: „Lieber Grimaldi, biſt Du todt?“ — Grimaldi antwortete verdrießlich: „Nein, Frau!“ — So wurde zwei Stunden lang periodenweiſe hinüber und herüber gefragt, bis endlich Grimaldi ſagte: „Ich glaube nicht, daß ich dieſe Nacht ſterbe, ich müßte denn verhungern, ich habe fürchterlichen Appetit, ſtehe auf und hole etwas zu eſſen.“ So endete die Geſchichte. Der Apotheker, der von den fortwährenden Zänkereien des Ehepaars gehört, hatte ihm ſtatt des Arſeniks Magneſia gegeben, welche die Beiden getheilt zu ſich genommen hatten.

Pot-Pourri.

Raupenfall mit Schnee.

In der Nähe des Dorfes Röthen bei Münſtereifel fand man am Morgen des 30. Januar dieſes Jahres unzählige lebendige Thierchen, die man für kleine Raupen hielt, auf der, einen halben Fuß hohen, geſchloſſenen Schneedecke in etwa fußbreiter Entfernung von einander. Sie waren, wie Augenzeugen berichten, mit dem Schnee aus der Luft gefallen; auch ſollen 1½ Zoll lange Raupen und Spinnen, alle lebendig, dabei geweſen ſeyn. Dieſer Raupenfall iſt von Röthen ab in einer Länge von anderthalb Stunden nach Blankenheim zu an demſelben Tage bemerkt worden. Es herrſchte ziemlich heftiger Nordweſtwind bei ſchwachem Schneefall und die Temperatur mochte etwa 3 Grad R. unter Null betragen haben.

Die Kunſt, Geld zu machen.

„Frau, es hilft nichts, ich muß ſterben.“ „Ja, Chriſtian, wenn Du meynſt, ich glaube, es iſt noch das Beſte.“ Dieſes eigenthümliche Zwiegeſpräch hielt, ſeine Pfeife ruhig rauchend, der ehemalige Dirigent, Direktor und Eigenthümer des Polichinell-Theaters vor dem Millernthor in Hamburg, während des Winters 1843 mit ſeiner liebwertheſten Ehehälfte. Beſagter Theaterunternehmer, der im Winter für ſeine klaſſiſche Bühne, ihrer luftigen Conſtruktion wegen, kein Publikum fand, hatte nämlich, als einſt ſein Waizen blühte, d. h., in jener glücklichen Zeit, wo die Theaterdirektoren noch reiche Leute wurden, den vernünftigen Einfall gehabt, ſich in eine Todtenlade einzukaufen. Seit jener glücklichen Vergangenheit, und beſonders, ſeitdem er durch Eröffnung des Thaliatheaters einen gefährlichen Concurrenten erhielt, kam der gute Mann mehr und mehr zurück, und dieſe Geldklemme ſteigerte ſich im Winter 1843 aufs Höchſte. Der Mann ſchlug alle möglichen Wege ein, Geld zu bekommen, umſonſt; endlich kam er auf den koloſſalen Einfall, zu ſterben, um dadurch die Beerdigungsgebühren zu erhalten. Er wird mit Kreide bemalt in ſein Bett gelegt und unter das Bett ein halb vermoderter Hund geſteckt. Der Leichenbote kommt, weinend empfängt ihn die Frau und deutet in ſprachloſem Schmerz auf die Kammerthür. Der Leichenbote öffnet, aber entſetzt ob des vermeintlichen Leichengeruchs, ſchließt er ſchnell die Thür, in die Worte ausbrechend: „Der iſt gewiß todt.“ Er zahlt hierauf die feſtgeſtellten Beerdigungskoſten aus, und entfernt ſich, die Wittwe tröſtend. Kaum iſt er fort, ſteht unſer Freund auf, wäſcht ſich die Kreide aus dem Geſicht, und froh, auf ſo geniale Weiſe Geld gemacht zu haben, läßt er ſich einen guten Doppelkümmel holen, um ſich für die gehabten Leiden zu entſchädigen. Der Leſer kann ſich denken, daß der Betrug nur zu bald herauskam. Vor Gericht citirt, erklärt jedoch der komiſche Mann: „Er hätte doch über kurz oder lang ſterben müſſen, und es bleib ſich mithin gleich, ob die Todtenlade jetzt oder ſpäter Zahlung leiſte.“ Richter und Kläger lachten, und der Polichenell-Direktor ging frei aus. (Jahrez.)

Neue Mode.

Statt der Viſitenkarten haben einige der eleganteſten Damen in Paris ihren Freundinnen beim Jahreswechſel einen Edelſtein geſandt, in welchem ihr Name und ihre Wappen eingegraben war. Dieſe Steine in ovaler Form befanden ſich in einem rundlich erhabenen Schilde von dunkelblauem Email, das an die Gürtelkette gehangen wird. Einige vornehmen Herren folgten dieſem Beiſpiele und ſo hat ſich allmälig ſtatt der Blumenſprache eine koſtbare — Juwelenſprache ausgebildet, da die verſchiedenen Farben der Steine zur Bezeichnung verſchiedener Gefühle ꝛc. benützt werden. Der Lapislazuli z. B. bedeutet die unerſchütterliche Treue, der Malachit ſchüchterne Hoffnung, der weiße Karneol heilige Freundſchaft und der Baumagat bezeichnet die launenhafte, unbeſtändige Dame, welche ſich nicht feſſeln läßt. Der Luxus der Schildchen, welche dieſe ſchönen Steine einſchließen, die man visiteuses nennt, wird, wie es ſcheint, in der hohen Ariſtokratie bald allgemein modiſch werden.

Zur Erkenntniß des Scheintodes

wird von einem Arzte das ſehr einfache Mittel vorgeſchlagen, an einer beſtimmten Stelle des Körpers eine Brandwunde 2ten Grades anzubringen, deren Erfolg, ob nemlich ein Waſſerblätterchen entſteht oder nicht, über die Frage, ob noch Leben vorhanden oder dasſelbe wirklich entflohen ſey, entſcheidend ſeyn müſſe.

Die ſteigende Kultur in Lemberg.

Die „Prágske Nov.“ will ſelbe daraus herleiten: weil dort im Jahre 1846 laut Ausweis um 522 mehr — — Ochſen hingeſchachtet wurden als im Jahr 1845.

Die Unglückszahl Dreizehn.

Als ein bekannter Komiker kürzlich in einer Geſellſchaft war, in welcher Dreizehn zu Tiſche ſaßen, und die Hausfrau Dieß mit Entſetzen bemerkte, äußerte der Komiker: „Haben Sie keine Angſt, meine Gnädige — ich eſſe für Zwei.“

Reichthum der deutſchen Sprache.

Wie reich wir in Deutſchland an Johannes oder Hanſen ſind, mag zum Beweis dienen, daß man mit den verſchiedenen provinciellen Verwandlungen ein vollſtändiges Diſtichon machen kann:

Hanneßle, Johannes, Johannesle, Hanſele, Hänsle,
Hanſel, Hansle, Johann, Hänſelchen, Hänschen und Hans.

Ein Logogryph.

Die „Signale“ enthalten Folgendes: Aus Würzburg wird geſchrieben: Unſer Tenor heißt Abler, früher hieß er Gabler, hat aber ſchon lange das hohe G. verloren, bald verliert er auch noch das A. und dann heißt er „Bler.“

Die Stationen des Lebens.

Das Leben iſt nur eines Wintertages Reiſe:
Hier frühſtückt Mancher bloß, und damit fort!
Viel' Andere bleiben Mittags dort
Und reiſen, wohl gefüllt mit Trank und Speiſe,
Erſt wieder ab. Das Alter bleibt zum Abendeſſen
Und nimmt das Nachtquartier.
Groß iſt die Rechnung Deſſen,
Der einen vollen Tag ſich hier
Verweilt und bleibt bei allen Mahlen.
Wer zeitig ſtirbt, hat wenig zu bezahlen.

Digitized by Google

Nro. 20.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 10. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein brennendes Theater. — Die Roſe von Wisconſin. — Lichtbilder der Erde. — Frauenwerth. — Pot-Pourri.

Ein brennendes Theater.

Elegie von Ferd. Aug. Oldenburg.

Rheinthal, Garten deutſcher Lande
Von des Gotthards Gletſcherthron
Bis zur Dün' am Meeresſtrande
Leiteſt du den Alpenſohn.

Siehſt, ſo weit die Blicke ſchweifen,
Schön belohnet Fleiß und Müh'n,
Hier die gold'nen Aehren reifen,
Dort das Blut der Traube glüh'n.

Von dem Oelzweig ſchön umſchlungen,
Lange ſchon ein Friedensport,
Schien die Furie bezwungen,
Klang die Freude fort und fort.

„Aber mit des Schickſals Mächten,“
Eh' der Mund vom Lethe trank,
„Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,“
Tönt des neuen Barden Sang.

Weh des Tages! Weh der Stunde!
Wo das Unglück ſich befreit,
Schreck und Tod im grauſen Bunde,
Wehe dieſer trüben Zeit!

— Langgeſchaart ſieht man die Reihen,
Hoffnung in den Augen lacht:
„Bald wird Comus ſich befreien;
Mit des Scherzes Zaubermacht!“

Doch es wuchert aus dem Boden,
Statt der Luſt die ihr geſät,
Des Verderbens Feuerodem
Und die ſcharfe Sichel mäht

Schrecklich, denn die Halme ſtehen
Dicht gedrängt, wie reiche Saat,
Flammen ziſchen, Stürme wehen,
Und der Todesengel naht.

Ringsum ſpeit es Qualm und Funken,
An die Ferſen leckt der Brand,
Und ihr ſitzt von Schauluſt trunken,
Starrt, zur Bühne hingewandt?

Weh' des Zaubers der euch bindet
Und in Tod verkehrt die Luſt,
Alſo ſtürzet der erblindet
In den Abgrund unbewußt.

Zeit noch wär es, ſich zu retten,
Doch das Schweigen herrſcht im Raum,
Jeder Fuß liegt wie an Ketten
Das Bewußtſeyn wie im Traum.

Manchen half die edle Liebe,
Manchen ſchöne Bruderpflicht,
Goldene Früchte heilger Triebe,
Unſ're Zeit vergilt euch nicht.

Ach es waren trübe Stunden,
Wo des Unglücks Sturm getobt,
Dennoch, ob auch gramumwunden,
Beten wir: Gott ſey gelobt.

Kann die Zeit uns Leid erpreſſen,
Gießt ſie Balſam auch ins Herz,
Dieſer Balſam heißt: Vergeſſen,
Und die Luſt folgt auf den Schmerz.

Zu dem Wand'rer ferner Fluren,
Den der Fuß zum Allgau trägt
Und nach Flamm und Thränenſpuren
Wohl in dieſer Weiſe frägt:

„Spie im Rheinthal Heckla's Krater
In die trübe Winternacht?“
Sprecht: ein brennendes Theater
Hat das Trauerſpiel gemacht.

Digitized by Google

Die Roſe von Wisconſin.

Nach dem Engliſchen des Percy B. St. John,

von H. Fr. Oßwald.

(Fortſetzung.)

Die Wolken hatten ſich am Himmel verzogen, und obgleich der Mond nicht am Firmament ſtrahlte, ſo glitzerten doch einige Sterne und warfen ein ſchwaches Licht auf die nächtliche Landſchaft. Henry hielt nur einen kurzen Augenblick an und ſchlich ſodann langſam vorwärts, den Uebrigen ein Zeichen gebend, ihm zu folgen. Alle gehorchten, indem ſie den Athem anhielten und ihre Gewehre ſchußfertig trugen. Bald hatte der junge Jäger den früher erwähnten Baum erreicht, der, wie er richtig vermuthet, dazu diente den Uebergang über den Fluß zu erleichtern. Indem Henry langſam über denſelben hinkroch und jeden Augenblick anhielt, um zu lauſchen, ob er nicht irgend ein Geräuſch im Lager der Sioux vernehme, gelangte er an das jenſeitige Ufer, und wenige Minute darauf war der ganze Trupp in dem kleinen Erdvorſprung verſammelt, wo der weiße Jäger zuerſt die Mittags-Sonne geſehen hatte. Noch hörte man nicht das mindeſte Geräuſch vor den Wigwams der Feinde, und bereits begann Henry zu hoffen, daß die Gefangennehmung Roth-Hands und die Befreiung der ſchönen Roſe von Wisconſin ohne Blutvergießen gelingen werde.

Die Oberfläche der Prairie zwiſchen dem Wald und den Wigwams war eben und weich, ſo daß ſie raſch und mit ſchußfertigen Gewehren auf derſelben fortkriechend, ohne merkliches Geräuſch bis zu der Umzäunung des Sioux-Dorfes gelangten. Noch hörte man nichts von Innen. Henry erhob jetzt ſeinen Finger als Zeichen des größten Stillſchweigens, und kroch ſodann allein in das Lager der Sioux.

Bald befand er ſich am obern Ende einer doppelten Reihe von Wigwams, die auf einen offenen Platz ausgingen, wo die ſchwachen Ueberreſte eines Feuers glimmten und er einen dunkeln Gegenſtand aufrecht fand, den er für einen Pfoſten hielt. Er kroch demnach näher an das Feuer hin, oftmals aufhorchend, ob er nicht irgend einen Laut vernehme; ſeine Augen waren einige Minuten lang argwöhniſch auf den Gegenſtand gerichtet geweſen, den er anfänglich für einen Pfoſten gehalten. Er hält an, holt einen langen Athemzug und faßt Büchſe und Meſſer feſter. Es iſt ein Indianer, der ſein Geſicht gerade ihm zukehrt, und obgleich er, aus Furcht ſich zu verrathen, ſeinen Kopf nicht zu erheben wagt, ſo fühlt er doch, daß deſſen Augen funkelnd auf ihm ruhen. Henry ſank raſch zu Boden wie ein Stück Holz, doch behielt er die Roth-Haut immer im Auge und verſuchte ſein laut klopfendes Herz zu beruhigen. Henry ſah ſich entdeckt und in der Gewalt des Indianers, welchen der aufgehende Mond in all ſeinem Glanze beſchien. Noch rührte er ſich nicht. Endlich aber bewegte ſich die Geſtalt, kehrte ihr Profil dem Lichte zu, in demſelben Augenblick drang das dumpfe, halbleiſe Lachen des amerikaniſchen Wilden zu Henry's Ohren, und, ſchnell aufſpringend, befand ſich der junge Jäger alsbald neben Tanz-Bär.

„Hiſt!“ rief Henry flüſternd: „ſollen wir unſere Leute herbeirufen?“ Der Winnebago antwortete mit einer in ihrer tiefen Schwermuth melodiſch klingenden Stimme: „Zu ſpät, Sioux davon.“

„Die Sioux davon!“ donnerte Henry Folthorpe mit einer Stimme, welche die Außen Harrenden ſchnell herbeiführte; „davon! und ſo iſt alſo all mein Mühen umſonſt geweſen? ſoll meine Rache auf dieſe Weiſe vereitelt werden?“ — Tanz-Bär erwiederte nichts, ſondern befahl einem ſeiner Leute nach den Canoes der Sioux zu ſehen. Indiſſen traten die Männer in die Wigwams, in der eiteln Hoffnung, etwa einen Nachzügler, einen altersſchwachen Greis oder ein krankes Weib zu finden. Doch jede Spur der Feinde, mit Ausnahme der Wigwams, war verſchwunden. Henry war wüthend — einen Augenblick überwältigten ihn Wuth und Zorn völlig; doch bald faßte er ſich wieder und wartete mit Tanz-Bär und Eduard Fulton die Rückkunft des jungen Winnebago ruhig ab. Nicht lange, und derſelbe ſtand wieder vor ihnen mit der Nachricht, daß auch die Fahrzeuge verſchwunden ſeyen. Ein Gedanke durchblitzte Henry. Seine Wange wurde bleich, und den Arm des Winnebago-Häuptlings leidenſchaftlich drückend, ſagte er zähneknirſchend, „die Siouxhunde haben Augen, ſie haben die Weiber geſehen.“

„Gütiger Gott!“ rief Eduard Fulton, „was wollt Ihr damit ſagen, Henry? Welchen fürchterlichen Gedanken ſprecht Ihr da aus?“

„Wir werden bald ſehen,“ lautete des jungen Jägers ſchmerzlich bittere Antwort. „Zu den Booten! Zu den Booten! Komm, Tanz-Bär, wir wollen die Teufel von Sioux aufſpüren.“

„Weißer Mann jetzt gehen, Winnebago hier bleiben,“ ſagte der Indianerhäuptling kaltblütig; „Offen-Hand zu hitzig für einen Anführer. Laßt Tanz-Bär allein — geht zurück zu den Squaws.“

„Roth-Haut, Du haſt Recht,“ rief Folthorpe, „ſey Du der Anführer. Ihr Eingeborne kennt euch in euern Teufeleien aus und wißt auch zu betrügen. Voran, wir folgen.“

Der Winnebago erwiederte nichts hierauf, ſondern wandte ſich und ging langſam dem Ufer des Fluſſes zu, gefolgt von dem ganzen Trupp, der bald wieder in den Booten war. Tanz-Bär und Henry traten zuſammen in einen Nachen und hielten hier über ihren fernern Kriegsplan eine geheime Unterredung, die damit endete, daß der weiße Jäger ſich und die Seinigen ganz der Leitung ſeines rothhäutigen Freundes überließ, der völlig überzeugt ſchien, daß die Frauen ſich in der Gewalt der Sioux befinden, ja, mehr als das, der nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß jede ihrer Bewegungen von einigen derſelben ſtrenge bewacht werde. Dieſe Spione zu täuſchen war vorerſt alſo ihr hauptſächlichſtes Bemühen.

Tanz-Bär fuhr auf das Eiland zu, wo Henry und er am Tag zuvor gelagert hatten, und dort angekommen, lenkte der Indianer ſeinen Nachen durch überhängendes Geſtrüpp hindurch geräuſchlos in einen innern Kanal, zum großen Erſtaunen Henry's und der Uebrigen, die nun Befehl erhielten, hier zu landen, ein Feuer anzuzünden und ſtrenge Wacht zu halten. Nachdem dieſe Befehle gegeben und Eduard Fulton und Schwarz-Keſſel zu einſtweiligen Anführern beſtellt waren, ſchifften die beiden Freunde ſelbſt den ſchmalen Kanal hinab, welcher die Inſel in zwei Theile ſchied. Wir müſſen übrigens Henry jetzt einen Augenblick verlaſſen und uns zu den Gegenſtänden ſeiner ängſtlichen Sorge und ſeiner Befürchtungen wenden.

Eine halbe Stunde nachdem die Frauen und der alte Murray ſich ſelbſt überlaſſen worden, waren bereits einige Zelte aufgerichtet und alle Vorbereitungen getroffen, um die Nacht ſo bequem wie möglich zuzubringen. Der Vorſicht halber hielt man das Feuer ſehr nieder, und rund um dasſelbe ſaß die ganze Geſellſchaft, welcher der Schlaf natürlich ferne blieb; denn jede der Frauen hatte entweder einen Liebhaber, einen Gemahl oder einen Bruder, deſſen Leben bei dem Kampfe in Gefahr ſtand, und für deren Wohl feierliche und brünſtige Gebete gen Himmel emporſtiegen. Alice und ihr Vater ſaßen etwas abſeits und ſprachen in flüſterndem Tone von den Abweſenden. Dann und wann ſchwiegen übrigens alle Stimmen, und jedes Ohr ſtrengte ſich an, das geringſte Geräuſch des erwarteten Kampfes zu vernehmen, doch kein Laut drang zu ihnen, obwohl man den Schall der Feuergewehre zu dieſer Stunde genau hätte unterſcheiden können.

„Wer weiß,“ ſagte Alice ängſtlich, „ob ſie die Sioux nicht überrumpelt und ohne Blutvergießen gefangen genommen haben? Wollte Gott dem wäre ſo, und kein Leben in Gefahr!“

„Amen!“ erwiederte der alte Murray brünſtig; „doch ich fürchte dem ſey nicht ſo. Dieſe Rothhäute ſind aller Teufeleien voll, wenn es darauf ankömmt ihre Feinde zu täuſchen, und es wäre wohl möglich, daß ſie den beabſichtigten Angriff ſo wie unſer Verſteck entdeckt hätten; in dieſem Falle möge uns der Himmel beſchützen, mein Kind!“

Digitized by Google

„Ach! mein lieber Vater,“ fuhr Alice fort, indem heiße Zähren über ihre Wangen herabrollten; „es iſt doch etwas Fürchterliches um das Leben in dieſen Wäldern. Ich wollte wir hätten die Stadt niemals verlaſſen; dort waren wir doch auf alle Fälle vor den gräßlichen Indianern ſicher. Huſch! wer geht da? Vielleicht ein Bote von den Unſrigen?“

„Wer iſt da?“ rief Will Murray laut, ſeine Büchſe ergreifend und horchend, während das Kniſtern der abbrechenden dürren Zweige Jemands Annäherung verrieth. „Sprecht, oder ich ſchicke Euch eine Kugel entgegen. Zu den Waffen, meine Jungen.“

Die Frauen duckten ſich in demſelben Augenblick mit ihren Gewehren in der Hand zu Boden, und man hörte das Knacken der Hahnen. Doch der ſich näherte, blieb ſtehen und rief ihnen laut zu, ſich an ſeiner Stimme als einen Indianer verrathend; „nicht ſchießen — ich Freund — Tuscarora — kommen vom Sioux Lager.“

„Eine Botſchaft von unſern Freunden, Gott ſey gelobt!“ rief die ungeſtümme Alice, gerade als, ehe noch eine Muskete hatte abgedrückt werden können, zwanzig Indianer ſchreiend und heulend über ſie herfielen. Jeder Widerſtand war vergeblich, da er nur den augenblicklichen Tod zur Folge gehabt hätte, und in weniger denn fünf Minuten war die ganze Sioux-Bande, Männer, Weiber und Kinder, um die unglücklichen Weißen verſammelt. Unter ihnen befand ſich auch Roth-Hand, vor allen Uebrigen bemerkbar durch ſeine abſchreckende Häßlichkeit und die aus ſeinen Zügen leuchtende thieriſche Wildheit. Für die Weiber ein Lager aufzuſchlagen und den Gefangenen, worunter auch Sit-ſe-be-a ſich befand, ihre Seite anzuweiſen, war das Werk weniger Minuten, und dann verſchwanden alle Krieger eben ſo plötzlich wieder als ſie erſchienen waren.

Dieſe auf wenige Minuten ſich zuſammendrängenden Ereigniſſe, welche Will Murray und ſeine Geſellſchaft völlig in die Gewalt der Sioux brachten, waren mit einer ſolch ſtaunenerregenden Geſchwindigkeit ausgeführt worden, daß Alice unter dem Einfluſſe der innern und äußern Aufregung ihre Gedanken erſt dann wieder etwas zu ſammeln im Stande war, nachdem die Sioux-Krieger bereits wieder einige Zeit fort waren. Als ſie aber endlich die Augen öffnete, welche ſie geſchloſſen hatte aus Furcht, es möchte ihr Blick auf irgend eine ſchauderhafte Scene fallen, fand ſie ſich in einem Zelte allein mit der Mittags-Sonne, welche ruhig an ihrer Seite ſaß und ihr Geſicht mit keiner geringen Neugierde betrachtete. Auch Alice war verwundert, als ſie bei dem durch die enge Zeltöffnung hereindringenden Scheine des Feuers die Roſe von Wisconſin ſah, denn als ſolche erkannte ſie dieſelbe aus der beredten und wohl in ihrem Gedächtniß behaltenen Schilderung Henry's.

„Auch Ihr ſeyd eine Gefangene, Mittags-Sonne,“ ſagte Alice, faſt ganz unzuſammenhängend ſprechend und an allen Gliedern zitternd, „daher, wie ich hoffe, eine Freundin. Sagt mir, habt Ihr etwas von den weißen Männern geſehen? Haben dieſelben das Lager der Sioux angegriffen?“

„Offen-Hand nicht Fuchs genug für die Sioux. Indianer ſcharfe Augen haben — ſehen ſeine Spur — wiſſen ſie kommen um zu fechten — eilen fort,“ erwiederte Mittags-Sonne in gebrochenem Engliſch, indem ſie einen gewiſſen Ausdruck des freudigen Stolzes über die größere Liſt der Indianer vergebens zu unterdrücken ſich bemühte.

„Es hat alſo kein Kampf ſtatt gefunden?“ rief Alice mit erleichtertem Herzen aus; „ſie fanden demnach die Sioux nicht?“

„Wenn weißer Mann finden die onassn hunwa (Wigwam),“ die Sioux-Krieger fort. Alles leer. Kein Kampf.“ Und dann fuhr ſie fort, als ſie den ängſtlichen Blick des jungen Mädchens bemerkte: „Liliengeſicht, Offen-Hand Kaunuh wah? Ihr Offen-Hand's Squaw?“

„Nein!“ erwiederte Alice lebhaft, indem ihre Wangen ſich mit einer tiefen Röthe überzogen und ein Schatten über ihre ſchöne Stirne hinzog; „ich bin keines Mannes Squaw, und bitte Gott es nie zu werden, wenn ich den Mann nicht liebe.“

„Nicht lieben Offen-Hand? Liliengeſicht nicht lieben Offen-Hand?“ rief die Roſe von Wisconſin lebhaft. „Offen-Hand brav, Offen-Hand ſchön, nehmen viele onah ray (Skalp); Offen-Hand Tuscarora!“

„Offen-Hand ſehr brav und gut,“ fuhr Alice fort, ihre Augen auf den Boden heftend, „und Alice liebt ihn wie einen Bender, aber nicht genug um ſein Weib zu werden. Doch warum reden wir davon? Bin ich nicht eine Gefangene, mein Schickſal ungewiß, vielleicht dem baldigen Tode verfallen?“

„Liliengeſicht ſehr ſchön,“ erwiederte die Roſe von Wisconſin mit einer Trauer im Tone, die Alice erſchreckte, „und nicht ſterben. Roth-Hand großer Sioux-Krieger und viele Squaw lieben.“

„Was meynt das Mädchen?“ rief Alice raſch aufſtehend, indem ihre blaſſen Wangen noch mehr erbleichten und dann, als der fürchterliche Sinn dieſer Worte ihr klar wurde, ſich mit dunkler Röthe überzogen. „Eher will ich ſterben! Sagt mir, ſprecht, ich bitte, wo iſt mein Vater? Ich will zu ihm gehen!“

„Vater ganz wohl,“ ſagte die Mittags-Sonne theilnehmend, und Liliengeſicht hier bleiben. Vorgeben zu ſchlafen, und dieß vielleicht gut kommen.“ Mit dieſen Worten blickte ſie zum Zelt hinaus und zeigte Alicen ihren an einen Baum feſtgebundenen Vater, nahm ſofort einen Brand von dem Feuer, zündete damit in dem Zelte etwas dürres Holz an, und ſchloß dann den Eingang des Zeltes. Mittags-Sonne bedeutete hierauf Alicen ſich auf einer Seite niederzulegen, während ſie die andere einnahm und mit gedämpfter Stimme eine jener einförmigen Versſammlungen zu ſingen begann, die nur den Indianern allein bekannt ſind. Doch waren ihre Ohren ſcharf auf jedes Geräuſch aufmerkſam, und es kam Alicen vor, als ob ſie etwas Außergewöhnliches zu hören erwarte.

Alice lag ſtill da, dem Sange der reitzenden Tuscarora lauſchend, und in ihrem Innern von Zweifeln und Angſt beunruhigt. Henry's und Eduard's Schickſal war jetzt, da man ihren beabſichtigten Angriff entdeckt hatte, mehr als zweifelhaft, und wie immer, wenn man von geſchehenen Dingen nichts erfahren, ſo tauchten jetzt auch in dem Kopfe des armen Mädchens ſo fürchterliche Phantaſiegebilde auf, wie ſie von der Wirklichkeit kaum erreicht werden konnten. Noch immer ſang indeß die Roſe von Wisconſin ihre endloſe Ballade, eine Kriegs- und Liebesſage, in melodiſchen Tönen, die, obgleich monoton, dennoch unendlich reitzend und ſüß lauteten.

(Fortſetzung folgt.)

Lichtbilder der Erde.

Unter dem Tittel: „Die Sterne und die Erde, oder Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit“, iſt kürzlich in London eine kleine Schrift erſchienen, die, auf der bekannten Theorie von der Fortpflanzung des Lichtes beruhend, die Raumverhältniſſe der Planeten und Fixſterne zu unſerer Erde durch einen Blick auf die Zeiträume zu erläutern ſucht, die, den aſtronomiſchen Berechnungen zufolge, das Licht gebraucht, um von dieſen Weltkörpern bis zu uns zu dringen. So braucht das Licht der Sonne acht Minuten, das des Jupiter 52 Minuten, das des Uranus zwei Stunden, das eines Sterns erſter Größe 3 bis 12 Jahre, zweiter 20 Jahre und ſo weiter bis zu den Sternen zwölfter Größe von welchem ein Lichtſtrahl, um zu uns zu gelangen, angeblich nicht weniger als 4000 Jahre Zeit gebraucht. Unſer Engländer fügt nun hinzu, wenn dieſe Beobachtungen des Lichtes umgekehrt werden, d. h. wenn man ſich das Licht und die Erſcheinungen der Erde denkt, wie ſie von einem Bewohner anderer Planeten oder eines Fixſternes beobachtet werden, ſo folge daraus auch nothwendig, daß die Sündfluth in dieſem Augenblicke noch auf einem Sterne zwölfter Größe beobachtet werden könne, während die Bewohner eines anderen, uns etwas näheren Sternes in dieſem Augenblicke vielleicht das Schauſpiel der Zerſtö-

Digitized by Google

rung Sodoms und Gomorrha's haben, noch Andere, uns wieder etwas nähere, mit Plinius dem Aelteren zuſammen die Einäſcherung von Herculanum und Pompeji beobachten, und endlich gar die Bewohner der „Vega“ die große ſonnenhelle Illumination jetzt bewundern, die bei Gelegenheit der Thronbeſteigung der Königin Victoria in London ſtattgefunden. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Frauenwerth.

In welchem Anſehen eine gute Hausfrau (ſie brauchte nicht gerade zugleich eine Hausbeſitzerin zu ſeyn), ſchon im Alterthume und namentlich bei den Iſraeliten ſtand, zeigen mehre bibliſche Beweisſtellen: „Ein wackeres Weib iſt ihres Mannes Krone.“ (Sprichw. 12, 4.) — Haus und Gärten erbt man von den Vätern, aber ein verſtändiges Weib iſt ein Geſchenk von Jehova.“ (Sprichw. 19, 14.) „Ein tugendhaftes Weib hat einen höheren Werth, als Perlen.“ (Sprichw. 31, 10 — 31.) — „Scheide dich nicht von einer vernünftigen und guten Frau, denn ihre Anmuth geht über Gold.“ (Sirach 7, 21.) — „Was die aufgehende Sonne an Gottes Himmel iſt, das iſt die Schönheit eines tugendhaften Weibes in ihres Hauſes kleinen Welt.“ (Sirach 26 — 21) — „Wer ſich eine Frau nimmt, der legt den Grund zu ſeinem Vergnügen, er erhält eine treue Gehülfin und eine Stütze ſeiner Ruhe.“ Wer ohne Frau iſt irret umher und ſeufzet.“ (Sirach 36, 22 — 25.) Dieſe Wahrheiten haben heute noch ihre volle Gültigkeit und unſere gefeiertſten Dichter, namentlich Schiller, beſingen den Werth der Frauen. Uebrigens war das Verdienſt der Frauen im Alterthume kein gar ſo hohes, als man auf den erſten Anblick glauben mag; denn dazumal gab es noch keine Kaffergeſellſchaften, keine modernen Piknik's, keine Gecken und Lions, keine Putzmacherinnen, keine Bälle, keine weibliche Schriftſtellerei, keine Salons — kurz, die Frau fand nur in der Erfüllung ihrer Berufspflichten als Gattin und Mutter ihre Unterhaltung und Zerſtreuung; jetzt iſt es ſchon bedeutend ſchwerer geworden, den Namen einer wackeren Hausfrau zu verdienen!

Pot-Pourri.

Ein engliſcher Prahlhans.

Kürzlich wurden dem Bedienten des Hrn. Ingles von den Pferden des Lord M. die Beine abgefreſſen! Die Sache trug ſich nämlich folgendermaaßen zu: Herr J. ſpielt gerne den Edelmann und zu einem ſolchen gehört vor Allem ein Bedienter. Es fehlt Hrn. J. jedoch das dazu nöthige Geld und er kommt auf den genialen Einfall, ſich einen Bedienten mit Hülfe von Heu und Stroh ſelbſt zu fabriciren. Er iſt ſchlau genug, nur im Dunkeln mit dieſem improviſirten Bedienten zu erſcheinen, indem er ihn hinten auf ſeinen Wagen placirt. Eines Abends fährt er zur Oper, ſein Bedienter fehlt nicht. Man gibt Balfe's neue Oper und der Zudrang iſt ungeheuer, Mr. J. iſt daher genöthigt, mit ſeiner Equipage in der Queue zu halten, bis die Reihe an ihn kommt, Lord M. folgt unmittelbar ſeinem Wagen. Die Pferde des Lords wittern das Heu in den Beinen des Bedienten und freſſen dieſelben zur nicht geringen Beluſtigung der Umſtehenden auf. Den andern Tag ſendet Lord M. an Hrn. J. einige Bund Heu, und indem er für das von ſeinen Pferden angerichtete Unheil um Entſchuldigung bittet, erlaubt er ſich, anbei den Stoff zu ein paar neuen Beinen zu überſenden. (Jahresz.)

Ein Legitimiſt comme il faut.

Auf dem Convoi von Orleans nach Paris befand ſich vor Kurzem ein Mann, der aus einer rieſigen Schnupftabaksdoſe mit einer wahrhaft ängſtlichen Sparſamkeit eine Priſe nahm. Einer der Mitreiſenden, dem dieſes Betragen auffällt, wendet ſich endlich an denſelben, um über dieſe Sonderbarkeit Aufklärung zu erhalten. „Sehen Sie, mein Herr, ich bin Legitimiſt mit Leib und Seele; früher, als noch mein König über das ſchöne Frankreich herrſchte, als noch nicht der Bürgerkönig den Thron uſurpirt hatte, ſchnupfte ich ſehr ſtark, ich rauchte ſehr ſchöne Cigarren, trank ſehr oft Malaga und Portwein, denn ich erhöhte durch die auf dieſen Luxusartikeln laſtenden Steuern die Einnahme meines Königs. Seit der Parvenu König geworden, rauche ich nicht mehr, ich trinke keine fremden Weine mehr und weil ich das Schnupfen nicht ganz laſſen kann, ſo ſchnupfe ich ſehr ſelten und ſtets ſehr wenig, damit ich den Juli-König nicht mit bereichern helfe.“

Auch eine von den vielen Schwachheiten der Nordamerikaner.

Es iſt eine Manie der Nordamerikaner, auf ihre Kutſchenſchläge Wappen malen zu laſſen, obgleich die guten Leute kaum zu wiſſen ſcheinen, was Wappen bedeuten. Ein vornehmer Engländer brachte ſeine Staatskutſche aus London mit nach der Union. In Newyork geſchah etwas am Wagen, und er ſchickte ihn zum Ausbeſſern. Bald darauf ſah er ſelbſt in der Werkſtätte nach, und fand mit Erſtaunen alle Arbeiter beſchäftigt, ſein Wappen auf wenigſtens ein Dutzend Kutſchenthüren zu malen. Erzürnt darüber, fragte der Britte nach der Urſache. „Verzeihen Sie,“ ſagte der Kutſchenfabrikant, „das Muſter iſt allerliebſt, und hat allgemein angeſprochen. Ich habe wenigſtens dreißig Beſtellungen darauf annehmen müſſen.“

Kettenbrücke über den Niagarafluß.

Die Bill für die Errichtung dieſer Brücke hat die Genehmigung der Königin von England erhalten und dem „Toronto Koloniſt„ zu Folge werden die Kommiſſäre nächſtens die Bücher für Unterſchriften eröffnen. Dieſe Brücke wird 800 Fuß lang werden und 200 über dem Spiegel des Fluſſes wegführen.

Erfindung.

Bisher ſtand der Bereitung von Papier aus Holz die Koſtbarkeit der Zerſetzung der Holzfaſern auf chemiſchem Wege entgegen; Dr. Oſchatz, der gelehrten Welt durch ſeine mikroſkopiſchen Unterſuchungen wohl bekannt, hat die Erfindung gemacht, dieſe Zerſetzung auf mechaniſchem Wege zu bewerkſtelligen und ſo ein Papier herzuſtellen, das an Billigkeit, Dauerhaftigkeit und Schönheit das bisher gebräuchliche weit überflügelt. Einer näheren Auseinanderſetzung dieſer Erfindung iſt noch entgegenzuſehen. (Düſſ. Z.)

Neue Raſirmethode.

Stolle's „Dorfbarbier“ erzählt folgende Barbier-Anekdote. Ein Reiſender trat in einem Gaſthofe ab und ließ ſich einen Barbier holen. Letzterer erſchien und brachte einen ſchwarzen Pudel mit. Bei Einſeifung des Fremden ſtellte ſich der Hund plötzlich auf die Hinterbeine und fing an zu bellen. „Was fällt denn dem Pudel ein?„ — fragte der Reiſende. — „Halten zu Gnaden,“ verſetzte der Barbier, „wenn ich raſiere, fällt manchmal ein Stückchen vom Backen ab, das frißt er gern. Heute ſcheint er gerade rechten Appetit zu haben. Es iſt ſonſt ein gutes Thier,“ aber Hunger thut weh!“

Trinkgründe

Sunt si, quid video, causae tibi quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas, et quaelibet altera causa.

Täuſcht nicht Alles, ſo giebt's zum Trinken nur fünferlei Gründe:
Erſtlich Freundesbeſuch, dann Durſt, den man ſpürt und befürchtet.
Endlich die Güte des Weins, und irgend andere Urſach.

Aus der Theaterwelt.

„Die Bühnenwelt“ von G. Winter ſchreibt: Der wackere Sänger, Herr Pichler, wird ſich mit der gleich verdienſtlichen Sängerin Dem. Wiegand verheirathen. Wenn hier das Sprichwort eintrifft: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“, ſo haben Dieſelben eine ſehr klangreiche Nachkommenſchaft zu erwarten. (Die Trauung dieſes Künſtlerpaares hatte zu Augsburg am 8. März d. J. ſtatt. — Wir gratuliren!)

Digitized by Google

Nro. 21.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 13. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Roſe von Wisconſin. — Ueber Schwefeläther und ſeine neuere Anwendung. — Eine Löwenjagd-Scene in Algerien. Hamburger Großmuth. — William Clowes — todt. — Ein bayeriſcher Veteran.

Die Roſe von Wisconſin.

Nach dem Engliſchen des Percy B. St. John,
von H. Fr. Oßwald.

(Fortſetzung.)

Plötzlich hielt ſie inne, und machte Alicen ein Zeichen zum Aufhorchen, während ſie zu gleicher Zeit ihren Finger auf den Mund legte, damit andeutend die größte Stille zu beobachten. Das junge Mädchen gehorchte, allein ſo ſehr ſie auch ihre Ohren anſtrengte, ſie konnte keinen andern Laut entdecken als den Lärm des Lagers, bis ſich etwas an dem hintern Theile des Zeltes ſanft rieb. Alice zitterte, allein da die hell aufglänzenden Augen des Indianer-Mädchens ſie bald beruhigten, ſo bemeiſterte ſie ihre innere Bewegung und fragte flüſternd nach der Bedeutung dieſes Zeichens. Die Mittags-Sonne erwiederte jedoch nichts auf dieſe Frage, ſondern hob, ihren Geſang wieder anſtimmend, den untern Saum des Zeltes auf, und ließ zwei Männer hereintreten, deren Geſichter mit Moraſt und Blut, den Spuren des dornichten Gebüſches um das Lager herum, das jede Annäherung ſo ſehr beſchwerlich machte, bedeckt waren. „Alice!“ flüſterte Henry Folthorpe mit gedämpfter Stimme, während die Roſe fortfuhr ihre Ballade zu ſingen; „dem Himmel ſey Dank, daß ich Euch wohl antreffe, und auch Dich, Sit-ſe-be-a,“ fuhr er fort, ſich an das Tuscarora-Mädchen wendend, deſſen Augen mit Bewunderung an ſeiner männlich ſchönen Geſtalt hingen. „Wenn es dem Himmel gefälle, ſo werde ich euch Beide befreien.“

„Es hat alſo noch kein Kampf ſtattgefunden und alle ſind unverſehrt?“ rief Alice ängſtlich und des jungen Mannes Hände krampfhaft in den ihrigen drückend. — „Bis jetzt befinden ſich noch alle wohl und geſund. Doch wir haben jetzt keine Zeit zum Sprechen, in einer halben Stunde bricht die Morgendämmerung an, und dann beginnt der Kampf.“ Tanz-Bär erhielt durch einige wohlgeſtellte Fragen von der Roſe jede Auskunft die er wünſchte, und wandte ſich dann zum Fortgehen, indem er ſeines Freundes Geſpräch mit Alice kurz abbrach. „Offen-Hand in den Büſchen bleiben,“ ſagte er, „Bär ihm Indianer zuſenden, die Sioux von hinten angreifen, Winnebago voran fechten.“ Nachdem Henry ſeine Einwilligung hiezu gegeben, verſchwand der Indianer, und auch der weiße Jäger folgte, nachdem er noch einige Worte der Beruhigung an Alice und des Dankes an die Roſe gerichtet hatte.

Die beiden Mädchen ſaßen nun, tief in Gedanken verſunken, eine Zeitlang ſtill beiſammen. Plötzlich aber ſprang die Roſe von Wisconſin, auf deren Zügen ſich eine tiefe, innere Bewegung kundgab, raſch auf, umſchlang Alicen mit ihren Armen und brach in einen Thränenſtrom aus.

Obgleich Alice ſah, daß die Indianerin ſowol ihrem Blut als Weſen nach eine halbe Franzöſin war, ſo war ſie doch ſehr überraſcht über eine ſo mächtige Bewegung bei einem Mädchen, das unter lauter Indianern aufgewachſen war; ſie ſagte daher erſtaunt: „Was fehlt meiner rothen Schweſter? iſt ihr Herz ſehr betrübt?“

Die Roſe von Wisconſin erhob ihre feuchten Augen zu dem Antlitz der ſchönen Alice und flüſterte: „Die Mittags-Sonne nicht ganz roth, ſie hat auch weißes Blut; aber,“ fügte ſie kopfſchüttelnd bei, „Liliengeſicht ganz weiß, und weißer Mann lieben weißes Weib als Squaw.“ — „Nein!“ erwiederte Alice, deren bleiche Wange ſich mit einer dunklen Röthe überzog und in deren Innern ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl zu ſchimmern begann, „weißer Mann nicht immer weißes Weib lieben. Kann auch ein rothes lieben und ſehr glücklich ſeyn. Doch warum weint die Roſe von Wisconſin? Liebt ſie einen weißen Mann?“

Die ſchöne Mittags-Sonne erhob ihr mildes und liebreizendes Geſicht ſtolz. „Offen-Hand großer Krieger, tapfer; Sit-ſe-be-a gefangen, ſterben wenn die Sonne hoch,“ nach dem Himmel deutend; „Offen-Hand das Leben wagen, Sit-ſe-be-a retten, Sit-ſe-be-a ſehr dankbar. Gut, nehmt an, das Tuscarora-Mädchen ihn lieben! nein, nicht das Tuscarora-Mädchen, ſondern ihre weiße Hälfte; wohl, nehmt an, das halbweiße, das halbe Tuscarora-Mädchen Offen-Hand lieben; Offen-Hand tapferer Krieger, und die Roſe von Wisconſin hat Recht.“

Alice drückte das Indianermädchen mit Wärme an ſich, ohne zu antworten, und als ſie eben im Begriff war ihr zu erwiedern, ſtürmte Roth-Hand in das Zelt. In demſelben Augenblick hörte man an der hintern Zeltwand zum unausſprechlichen Schrecken der beiden Mädchen einen leiſen Schlag. Ehe noch der Sioux ſprach, flüſterte das Tuscarora-Mädchen Alicen einige Worte zu, die, obgleich durch die geſtellte Forderung noch mehr erſchreckt als zuvor, doch kein verneinendes Zeichen machen konnte.

„Roth-Hand großer Krieger,“ ſagte der Sioux mit einem wilden Blick auf das indianiſche Mädchen. „Roth-Hand zwei neue Squaws haben — Tuscarora Squaw, Langmeſſer Squaw.“

„Sioux dſchir! Sioux Hunde!“ erwiederte die Mittags-Sonne trotzig. „Sit-ſe-be-a hat geantwortet, ſie wird ſterben; Lang-Meſſer-Mädchen auch ſterben, der Tuscarora weiße Schweſter ſterben, beſſer ſterben als Roth-Hands Squaw.“

„Das Tuscarora-Mädchen und die Tochter der bleichen Geſichter ſollen ſterben,“ rief der Häuptling nach kurzem Sinnen aus, indem er ſich umwandte, um ſeine Waffen zu holen. Doch in demſelben Augenblick warf ſich die Mittags-Sonne auf ihn, und rief Alicen zu ihrem Beiſpiele zu folgen. Der Sioux-Häuptling war eine Minute lang vor Erſtaunen ganz ſtarr, allein als er zu gleicher Zeit Henry's Kopf unter der ſich erhebenden hintern Zeltwand erſcheinen und die Mündung einer Büchſe drohend auf ſich gerichtet ſah, ſchien er ihre Abſicht zu begreifen, ſprang mit einem fürchterlichen Satz und das gellende Kriegsgeſchrei der Sioux ausſtoßend, aus dem Zelt hinaus in das Freie, und rannte von da pfeilſchnell in den nahen Wald. Bevor er denſelben noch erreicht hatte, waren ein Dutzend Gewehre auf ihn abgefeuert worden, allein ohne ihn zu treffen.

Die Sioux-Weiber wurden nun ihrerſeits gebunden und in ſichern Gewahrſam gebracht, die Zelte niedergeriſſen, und dann eilten Henry mit vier weißen Männern, ſo wie Schwarz-Keſſel mit ſämmtlichen Tuscaroras zur Verfolgung der Sioux fort. Es war indeß Tag geworden; über dem ganzen Himmelsgewölbe lag die

Digitized by Google

graue Dämmerung ausgebreitet, und man konnte alle Gegenſtände genau unterſcheiden. Henry drang mit ſeinen Begleitern in den Wald und erreichte das Ufer des Eilandes gerade noch zur rechten Zeit, um den letzten Sioux-Krieger auf der andern Seite des Kanals verſchwinden zu ſehen. Daß Tanz-Bär zur Hand ſey, erſah man aus dem rollenden Feuer, welches die Indianer bei der Ankunft in ihrem Verſteck begrüßte.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Schwefeläther und deſſen neuere Anwendung.

Bei den vielfältigen Verſuchen, welche gegenwärtig Aerzte mit Schwefeläther zur Beſeitigung des Schmerzes bei Operationen veranſtalten, iſt es nicht zu wundern, daß das dadurch ſo nahe berührte Publikum ſich ſehr lebhaft dafür intereſſirt. Die Journaliſtik hat das Thema ergriffen, und jeder Tag bringt uns in allen allgemeinen und lokalen Blättern wiederholte, weiter nichts ſagende Mittheilungen, als daß dieſer oder jener Arzt, Wundarzt und Zahnarzt es auch probirt habe. Gewiß wird es aber jetzt an der Zeit ſeyn, anderen Neuigkeiten dieſe ätheriſchen Stellen einzuräumen, um ſo mehr, da ja wohl kein Arzt mehr in Deutſchland exiſtirt, der nicht ſchon Verſuche damit gemacht hat. Häufig hört man übrigens, ſelbſt viel unter dem gebildeten Publikum die irrigſten Begriffe über chemiſche Zuſammenſetzung und Wirkung des Schwefeläthers, wodurch manche leicht in großen Nachtheil für ihre Geſundheit kommen könnten, und zwar um ſo leichter, wenn ſelbſt Wundärzte, welche doch wenigſtens genauere Kenntniß der gröberen Umriſſe der Chemie haben ſollten, aus Unwiſſenheit ſolche Irrthümer zu verbreiten, ja ſogar zu begründen ſuchen. So hört man z. B., daß Schwefeläther aus Schwefeldämpfen und Weingeiſt, oder daß er aus einer Miſchung von gleichen Theilen concentrirter Schwefelſäure und Alkohol beſtehe und durch Deſtillation gewonnen werde, und hört von der Wirkung des Schwefels und der Schwefelſäure im Schwefeläther ſprechen. Ich erlaube mir nun darauf hin darüber für Diejenigen, welche über die Zuſammenſetzung des Schwefeläthers keine nähere Kenntniß haben, ſo gende Mittheilung zu geben. Im gereinigten Schwefeläther iſt keine Schwefelſäure und kein Schwefel enthalten; derſelbe iſt eine eigenthümliche ternäre organiſche Verbindung von 4 Th. Kohlen-, 10 Th. Waſſer- und 1 Th. Sauerſtoff, welche von Liebig Aethyl-Oxid genannt wird. Er wird aus Weingeiſt, der aus Schwefeläther (oder Aethyl-Oxid) und Waſſer (2 Th. Waſſerſtoff und 1 Th. Sauerſtoff) zuſammengeſetzt iſt, durch warme Deſtillation mittelſt der Einwirkung der Schwefelſäure gewonnen und heißt bloß dieſer gebräuchlichen Methode der Anwendung wegen Schwefeläther; dieſelbe hat nämlich die Eigenſchaft, mit dem Weingeiſte zuſammengebracht, dieſem unter großer Erhitzung ſeinen Waſſergehalt zu entziehen und in ſich aufzunehmen, daher denn das flüchtige Aethyl-Oxid (Schwefeläther) frei wird und aus dem Ballon, in welchem die Miſchung von 5 Th. Weingeiſt von 90° und 9 Th. rectifiz. Schwefelſäure enthalten war, in die vorliegende Retorte entweicht. Weingeiſt und Waſſer, mechaniſch noch mit fortgeriſſen, befinden ſich dann mit ihm gemiſcht und werden durch die Reinigung entfernt. Iſt in dem Ballon kein überſchüſſiger Weingeiſt mehr, ſo geht auch ſchwefelige Säure mit über, iſt aber auch nur mechaniſch, nicht chemiſch mit dem Schwefeläther gebunden. Der in den Apotheken vorräthige iſt von dieſen Verunreinigungen chemiſch rein. Schwefeläther kann indeſſen auch durch andere Körper, ohne daß Schwefel, wie in der Schwefelſäure, dabei vorhanden iſt, gewonnen werden, wie z. B., wird Kohlenwaſſerſtoff mit einer hinreichenden Menge Waſſer verbunden, ſo bildet ſich Schwefeläther und Alkohol.

Was nun den Werth deſſelben für den Heilzweck anbelangt, ſo kann man darüber noch nicht ganz abſchließen, trotz dem, was auch Alles darüber ſchon geſagt iſt, indem die Folgen der Einathmung nach Conſtitution, Temperament, Alter, Geſchlecht und Zeit der Einwirkung ꝛc. doch ſehr individuell erſcheinen. Ich habe Betäubung nach ½ bis erſt nach 20 Minuten entſtehen und bloßes Hinſinken, wie in der Ohnmacht, ſowie heftiges Aufgeregtſeyn, ja in einem Falle bei einer nervöſen Dame Convulſionen und Schreikrämpfe mit Aſthma, nach ½ Minuten Einwirkung, eintreten ſehen. Hier, wie bei den andern Fällen, war keine Erinnerung von dem Vorgefallenen, und dieſe Dame namentlich fühlte ſich, trotz dem ſtarken Anfalle, ganz wohl, was nach dem gewöhnlichen Eintritte ihrer Krämpfe nie der Fall war. Die Empfindung iſt nicht abſolut aufgehoben, ſondern nur mehr oder weniger bedeutend; der Blutumlauf wie die Athmung weniger beſchleunigt und die Pupille in der Regel erweitert. Der Zuſtand erſcheint als eine Hinneigung zu Scheintod, ausgezeichnet durch gänzliche Willenloſigkeit und Schlaffheit der Muskulatur, in den Fällen, welche einer Ohnmacht ähnlich ſind, während da, wo Bewußtloſigkeit mit Muskelreizung, welche ſich in unwillkührlichen Bewegungen kund gibt, vorhanden iſt, ein höherer Grad der Einwirkung ſtattzufinden und beſonders die bewegende Nervenfaſer in gleichzeitigen Reizungszuſtand verſetzt zu haben ſcheint. Die nächſte Urſache iſt Anhäufung des venöſen Blutes in dem Gehirne und den Lungen, wahrſcheinlich durch das Vermögen des Aethers hervorgerufen, die Lebensenergie der Gehirn- und Nerventhätigkeit herabzuſtimmen, durch deren Einfluß das Blut in ſeinen Gefäßen fortgeführt wird. Franzöſiſche Phyſiologen haben dieſe Anhäufung oder Stockungen des Blutes durch Unterſuchungen an Thieren auch erwieſen. Der höhere Grad der Einwirkung, mit gleichzeitiger Muskelreizung tritt bei ſehr ſenſiblen Perſonen nach kurzer Zeit, bei robuſten nach längerer Zeit der Einwirkung ein. Ob das Rückenmark, als Mittler des bewegenden Prinzips, dabei viel oder nur wenig venös überfüllt iſt, werden weitere Unterſuchungen herausſtellen. Je länger die Einwirkung, deſto länger dauert die Berauſchung, in welche man verſetzt war. Ich beobachtete ſie von faſt keiner Nachdauer bis zu einer Dauer von fünf Stunden, wobei gleichzeitig Eingenommenheit des Kopfes bis zu heftigem Kopfſchmerz. Durch ſchwarzen ſtarken Kaffee wurde ein ſolcher Zuſtand bedeutend erleichtert. Bei zu lange fortgeſetztem Einathmen kann Apoplexie, Schlagfluß entſtehen. Ein Arzt in M. hat den Schwefeläther zur Erleichterung und Beſeitigung der Schmerzen bei Geburten empfohlen; ich halte ihn aber ſowol für die Geburt als auch für die Stillung des Kindes, für Wochenbett, ja für das Kind ſelbſt für unpraktiſch, ſelbſt für gefährlich. Nur bei einigen operativen Eingriffen und nur unter gewiſſen Umſtänden dürfte die Anwendung Entſchuldigung finden.

In den Händen gewiſſenhafter Aerzte erſcheint die Anwendung des Schwefeläthers bei chirurgiſchen Operationen auf jeden Fall fördernd und nutzbringend, für den Kranken erleichternd; nichtbefugten Perſonen aber ſollten die Regierungen dieſelbe ſtreng unterſagen, und Wund- und Zahnärzten nur nach ſpeciell abgelegter Prüfung erlauben. Dr. med. et chir. Pauli, L. Heſſ. Hofrath.

Ein deutſches Blatt bemerkt ferner: Der Enthuſiasmus für das neue Heilmittel weicht in Paris bereits der ruhigen Ueberlegung und Prüfung: man hat ſchon jetzt eingeſehen, daß es thöricht iſt, es bei kurz dauernden Operationen, wie Zahnausreißen, anzuwenden; denn wenn die Folgen der Aetherathmung gefährlicher ſeyn können, als ſolche unbedeutende Operationen ſelbſt, ſo wird an ſich ſchon einer Maſſe von Pfuſchern und Quackſalbern ein für die Patienten gefährliches Mittel anvertraut. Aber auf bedeutendere erheblichere Mißſtände hat Herr Magendie die Akademie aufmerkſam gemacht. In ſehr vielen Fällen, ſagt er, erzeugt die Aethereinathmung viel bedeutendere Schmerzen als ſelbſt die langwierigſte Operation: Schmerzen die durch die fürchterlichſten Träume und Viſionen entſtehen, die um ſo grauſamer ſind, da der Kranke weiß oder träumt, er könne nicht rufen, nicht ſchreien, ſich bei Niemand beklagen. In andern Fällen entſteht aus der Einathmung eine

Digitized by Google

völlige Tobſucht, die jede Operation unmöglich, oder nur noch gefährlicher macht. Wieder in andern Fällen, von denen Herr Magendie einen mit dem tiefſten Ausdruck des Schmerzes berichtet, erzeugt der Aether eine Art Satyriaſis, eine bachantiſche Begehrlichkeit, die roheſten Geſchlechtsausbrüche ſelbſt bei den wohlerzogenſten, ſchamhafteſten Jünglingen und Mädchen. Noch in andern Fällen zeigt ſich einige Zeit nach ſonſt ganz glücklichen Operationen ein fürchterlich aufgeregter Zuſtand, der bereits in mehreren Fällen in ſchwere entzündliche Krankheiten umgeſchlagen iſt. So erzählt Herr Magendie, daß ein kräftiger im Uebrigen ganz geſunder junger Menſch in die Charité gekommen war, um ſich ein Drüſengeſchwür aufſchneiden zu laſſen; er gedachte dann ruhig wieder an ſeine Arbeit zu gehen. Man läßt ihn Aether athmen und macht die höchſt einfache Operation. Alsbald nachher ſtellt ſich ein krampfhafter Huſten ein, das Blut ſtrömt zum Munde heraus, der Kranke kann nicht ſprechen, aber er ſtößt die jämmerlichſten Schmerzenstöne aus und ſtürzt dann unter Konvulſionen zuſammen. Erſt zwei Tage nachher konnte er wieder das Spital verlaſſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſolchen Ausnahmen gegenüber, denn ſo darf man ſie getroſt nennen, die günſtigſten, ſegensreichſten Reſultate der Aetherathmung vorliegen; aber daß bei der Anwendung dieſes Mittels mit höchſter Vorſicht und Unterſcheidung der zu operirenden Individuen verfahren werden müſſe, und daß ſich die Aerzte deſſelben mit Maaßhaltung und wahrer Menſchenfreundlichkeit zu bedienen haben, iſt hier, wie bei allen neuen Hülfsmitteln der Heilkunde nicht genug zu empfehlen. Ueberall iſt das Generaliſiren neuer Erfindungen gefährlich; hoffentlich aber wird dieſe Gefährlichkeit jedem vernünftigen Menſchen doppelt groß und ſchwer verantwortlich erſcheinen, wo es die Geſundheit und das Leben gilt.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Löwenjagd-Scene in Algerien.

Der bekannte franzöſiſche Spahis-Wachtmeiſter, Jules Gerard, welcher mit Genehmigung ſeiner Vorgeſetzten, nur aus Leidenſchaft für die Löwenjagd, bereits im vierten Jahre die Gegenden im Süden des Atlasgebirges unabläſſig durchſtreift, ließ ete unterm 4. Febr. d. J. aus Ghelma in der Provinz Conſtantine nachſtehenden Bericht: Am 2. Januar Nachts verwundete ich in der Schultergegend mit drei Bleipfoſten einen Löwen, dem ich nach ſeinem Brullen von Mezez-Amar-Lager aus gefolgt war. Am nächſtfolgenden Tage ſuchte ich in Begleitung des Spahis Roſtain und des Scheikh Muſtapha die Spuren des Thieres auf. Wir ſchritten etwa eine halbe Stunde den Blutſpuren nach, und hörten endlich in einem am rechten Ufer des Bu-Hamdenfluſſes liegenden Dickicht das Brullen des Löwen. Da der Wald hier faſt undurchdringlich war, ſo ſtellte ich Roſtain und ſieben oder acht Araber, die ſich uns angeſchloſſen hatten, am Saume des Gehölzes auf, mit der Weiſung, Steine hineinzuwerfen, ſobald ich den Grund des Hohlweges, etwa fünfzig Schritte weit von ihnen, erreicht haben würde. Ich vermuthete nämlich, daß das tödtlich verwundete Thier dadurch bewogen werden würde, auf mich herabzuſteigen.

Da trotz dem einfallenden Steinregen der Löwe nicht von der Stelle wich, ſo winkte ich Roſtain zu, davon abzuſtehen; als das Thier keinen Lärm mehr vernahm, ſchlich es langſam aus ſeinem Verſtecke hervor, um zu horchen. Abermals mahnte ich Roſtain durch ein Zeichen der Vorſicht, als Muſtaphas Hunde, welche ſich plötzlich im Angeſichte des Löwen befanden, die Flucht ergriffen, auf der Seite Roſtains und ſeiner Gefährten über Stock und Stein hinwegſetzend. Der Löwe, welcher den Ruf der mit den Spahis fliehenden Araber vernommen hatte, ſetzte ihnen bald in Schwungſätzen und bald kollernd nach, und eine Kugel, welche ich ihm in dieſem Augenblicke in den Leib jagte, hätte die Fliehenden bald aus ſeinem Bereiche gebracht, wenn zufällig Roſtain nicht gefallen wäre. Der Löwe faßte ihn, als er ſich eben aufraffte, an, rollte mit ihm auf dem Boden, die Hüfte des Unglücklichen zwiſchen den Zähnen haltend, während er ihm mit den Klauen die Seiten aufriß. Wenige Schritte darnach verließ das Thier ſein Opfer und ſchleppte ſich mühſam nach dem Hohlwege. Trotz meines ſchnellen Dahineilens war der Löwe ſchon verſchwunden; ich traf indeſſen Mittel, um Roſtain nach dem Spital von Ghelma zu bringen, wo er noch liegt, ohne daß ſich ſeine Wunden geſchloſſen hätten.

Am folgenden Tage kehrte ich mit etwa dreißig Arabern in den Wald zurück. Nachdem wir den Punkt erreicht hatten, wo er Roſtain angefallen, gingen wir etwa zwölfhundert Schuh lang den Blutſpuren nach, und ſahen ihn zuletzt in eine von Gebüſchen gebildete kleine Halbinſel dringen, welche den Bu-Hamdenfluß von dem Elbaz-Dickichte trennt. Nachdem ich ſelbſt die Ueberzeugung erlangt hatte, daß der Löwe in dem beſchränkten Raume des Buſchwerks lag, ließ ich die Araber bei der letzten Spur des Thieres zurück, mit der Weiſung, ſo viel Lärm als möglich zu machen, um es zu bewegen, ſich nach ſeinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte im Elbaz-Dickichte zu begeben. Da nur zwei Wege dahin führten, ſo ließ ich den einen durch fünf wohlbewaffnete Araber beſetzen, während ich den andern allein hütete.

Nachdem der Löwe trotz des Steinwerfens und Rufens der Leute nicht von der Stelle wich, ſo näherte ſich einer der Araber den Gebüſchen, und gewahrte ihn unter großem Laubwerke liegend, er ſchießt und verfehlt ihn. Der Löwe ſpringt auf, da er aber ſich nicht kräftig nachſchwingen kann, ſo hat ſein Feind Zeit, zu entkommen. Ein Anderer erblickt ihn ebenfalls und legt an: der Löwe legt ſich auf die Erde und lauert. Der von dieſer Haltung des Thieres eingeſchüchterte Araber ſieht ſich eben um, als der Löwe auf ihn losſtürzt. Mit einem Klauenſchlage öffnet er ihm die Wange, zermalmt den Schaft ſeiner Flinte und ſeine Hand, und nachdem er ihn um die Mitte des Leibes gepackt, ſchleudert er ihn auf zehn Schritte in die Hecken hin. (Dieſer Araber kam, Dank dem erſchöpften Zuſtande des Thieres, mit einem achttägigen Aufenthalte im Krankenhauſe davon.) Mittlerweile ſucht der Löwe das Gehölz zu erreichen, er ſtößt unterwegs auf einen mit einer Bajonnet-Muskete bewaffneten Araber. Ohne ſtille zu ſtehen, biegt er das Bajonnet krumm, ſchleudert den Araber durch einen Schwanzſchlag einige Schritte davon, und erreicht endlich das Flußufer der Fährte gegenüber, welche die fünf Araber beſetzt hielten. Dieſe fliehen davon, und der Löwe zieht ungehindert fort. Tags darauf kehrte ich (nachdem die Tragbahre zum Transporte Roſtains angelangt war und ich ihn nach Ghelma begleitet hatte) an Ort und Stelle zurück, und bewachte noch zehn Tage lange das Gehölz, um mich zu verſichern, daß der Löwe weder auf Speiſe noch Trank ausgezogen war. Aber ſchon nach einigen Tagen ſah ich die Geier über dem Dickichte kreiſen; ein ſicheres Zeichen, daß derſelbe in irgend einem unzugänglichen Gebüſche verendet hatte.

Wir fügen noch bei, daß Gerard kurz vor dieſem Vorfalle aus der Hand des Generals Bedeau in Conſtantine ein ſchönes Jagdmeſſer empfing, welches ihm die Geſellſchaft der Jagdfreunde aus Paris als Geſchenk beſtimmt hatte. Gerard hat in weniger als drei Jahren ſiebzehn der durch ihre Raubzüge gefürchtetſten Löwen ſelbſt aufgeſucht und getödtet, und die Häute derſelben vertreten gegenwärtig die Stellen von Decken bei den Söhnen Ludwig Philipps, bei Marſchall Bugeaud, dann bei den Generalen Lamoricière, Changarnier, Bedeau, Herbillon, Cavaignac und Marey, wenn ſie ein Lager beziehen.

Hamburger Großmuth.

Als Hamburg durch ſein großes Brandunglück betroffen wurde, betrugen die Sammlungen in Würtemberg für die verunglückten Landsleute viele Zehntauſende. Da nun im Jahre 1846 ein großer Theil der Landſchaft von Hagel und Mißwachs getroffen wurde und das Elend durch dieß und Anderes über die Maaßen ſtieg, faßte der gutmüthigen Schwaben Einer das Herz, ſich an die „Börſen-

halle“ zu Hamburg mit der beſcheidenen Bitte um eine Collekte zu wenden, in Hoffnung, der Millionenſtadt ſchwere Geldtonnen ſeyen zu ſolcher Zeit nicht ganz verriegelt. Die Antwort ließ auch nicht lange auf ſich warten. Aber was war ihr Inhalt? Natürlich Geld und wiederum Geld und abermals Geld! — Ja wohl — dreifach Geld! denn es fielen heraus drei preußiſche Thaler — ſage —:. 5 fl. 15 kr. für die Hagelbeſchädigten in Würtemberg. — Man weiß nicht, ſoll man lachen oder weinen über ſolchen Lohn, den die ſchwäbiſche Gutmüthigkeit draußen erndtet, bemerkt der „Stuttgarter Beobachter“.

William Clowes — todt.

Der berühmte Londoner Buchdrucker William Clowes iſt am Abend des 26. Jänner d. J. nach einem kurzen Krankenlager geſtorben. Er war der Eigenthümer der größten Druckerei in Europa, die vollkommen einer Stadt gleicht und am ſüdlichen Ufer der Themſe liegt. Aus ſeiner Offi,in ging zum erſten Male im Jahre 1828 der „Spectator“ hervor, der denn auch folgende intereſſante Notizen über den Verſtoebenen gibt: William Clowes war der Schöpfer ſeines eigenen Glücks; er kam vor etwa vierzig Jahren nach London, nachdem er ſeine Lehrzeit bei einem Buchdrucker in ſeiner Vaterſtadt Chichester überſtanden hatte. In einem kleinen Style begann er bald darauf ein eigenes Geſchäft, und durch unermüdeten Fleiß und Ausdauer trat er nach und nach in achtbare Verbindungen. Er gehörte mit zu den Eſten, welche vor etwa 25 Jahren erkannten, daß der Buchdruckerkunſt durch Einführung der Schnellpreſſen eine neue Aera eröffnet werde, und ſeine Maſchinen zu Northumberland-Court waren die erſten, welche für den Bücherdruck angewendet wurden. Die Forderung nach wohlfeiler Literatur, als deren außerordentliches Beiſpiel das „Pfennig-Magazin“ galt, gab der Energie William Clowes eines neuen Impuls, und in Folge großer Arbeiten für Rechnung der Regierung gründete er nach und nach die koloſſale Buchdruckerei, die ſo oft beſchrieben und gerühmt worden iſt, wohin nur engliſche Blätter drangen. Sein Geſchäft von einem ſo kleinen Anfange zu ſolcher Höhe empor zu ſchwingen, erforderte die Anſtrengung eines nicht gewöhnlichen Mannes. Clowes ſtrebte nicht nach der Ehre, ein gelehrter Buchdrucker zu ſeyn, aber er beſaß im höchſten Grade die Fähigkeit, ein Geſchäft zu organiſieen und führte in vielen Fällen auch Unternehmungen aus, die wahrhaft bewunderungswürdig ſind. In einer Woche eine halbe Million Seiten zu drucken, in derſelben Zeit tauſend Folioſeiten Parlamentsberichte ſetzen und drucken zu laſſen, und in 16 oder 17 Tagen den „Nautiſchen Almanach“, der 5 bis 600 Seiten mit Figuren enthält, zu vollenden, ohne daß auch nur ein einziger Fehler vorgekommen wäre, gehören unter die erwähnten Wunder der Offizin von Clowes. Die Arbeiten dieſes Mannes werden immerdar eng verknüpft ſeyn mit der intellectuellen Entwicklung und beharrlichen Energie, welche die hervorragenden Kennzeichen unſerer Zeit ſind, und ſein Verluſt wird von einem zahlreichen Kreiſe von Freunden, denen er durch ſeinen liebenswürdigen und edlen Charakter theuer war, tief betrauert werden.

Ein Bayeriſcher Veteran.

Augsburg, 11. März. Geſtern wurde die irdiſche Hülle des am 7. d. geſtorbenen verdienſtvollen und älteſten Veteranen des bayeriſchen Heeres, Stabsprofos Schläfer zur Erde beſtattet. Schläfer trat am 13. Juli 1789 beim churfürſtl. bayer. 10ten Füſilier-Regimente Joſeph Hohenhauſen freiwillig in Kriegsdienſte, und wurde wegen pünktlicher Erfüllung ſeiner Pflichten und ſeiner ſonſtigen rühmlichen Eigenſchaften am 1. Sept. 1792 zum Korporal, den 1. Dez. 1798 zum Seegeanten, und den 1. Okt. 1805 zum Feldwebel befördert. Im Jahre 1790 machte er den Exekutionszug eines kurfürſtl. Truppencorps gegen die Lütticher Inſurgenten, 1794, 1799 und 1800 die Feldzüge gegen Frankreich mit. Die für Bayern ewig denkwürdigen und rühmlichen Feldzüge im Jahre 1805 gegen Oeſterreich, 1806 und 1807 gegen Preußen, 1809 wieder gegen Oeſterreich machte Schläfer mit ſolcher Auszeichnung mit, daß er durch Armeebefehl vom 14. Febr. 1807 mit der ſilbernen Tapferkeits-Medaille belohnt wurde. Vorzüglicher Erwähnung verdient der Beiſatz zu dieſer Verleihung in jenem Armeebefehl, eine beſondere Auszeichnung des Belobten, es heißt nämlich: „Die „ſilberne Militär-Verdienſt-Medaille erhält Feldwebel Mathias „Schläfer, welcher, obgleich verwundet, das Schlachtfeld bei Strehlen nicht verlaſſen, ſondern mit ſeinen Kameraden Mühe und Ge„fahr bis zum Ausgang des Gefechtes getheilt hat.“ Im Treffen bei Neumarkt am 24. April 1809 wurde Schläfer abermals ſchwer verwundet, nachdem er ſich zuvor wieder ausgezeichnet hatte, ſo daß er durch Armeebefehl vom 3. Sept. abermals belobt wurde. Mit gleicher Tapferkeit kämpfte er die blutigen Schlachten des ruſſiſchen Feldzugs im Jahre 1812 mit, und gerieth auf dem grauenvollen Rückzuge in Kriegsgefangenſchaft. Was er in dieſer Lage für ſeine Offizleee und Kameraden mit ſeltener Auſopfeeung und unter den unglücklichſten Verhältniſſen leiſtete, bezeugen die ſchönen Zeugniſſe jener zum Theil noch lebenden Offiziere.

Erſt im Frühling des Jahres 1814 kam er aus ruſſiſcher Gefangenſchaft zurück. Im Jahre 1818 wurde er als Stabsprofos bei der Kommandantſchaft Augsburg angeſtellt, und verſah dieſen Dienſt mit ſtets gleicher Pflichttreue bis zu ſeinem nach kaum viertägigem Krankenlager erfolgten Tode. Im Jahre 1830 wurde er nach 50 ehrenvoll zurückgelegten Dienſtjahren mit Einrechnung der Feldzugsjahre, durch die Ehrenmünze des königl. Ludwigordens ausgezeichnet. Schläfer erreichte ein Alter von 76 Jahren; während einer 58jährigen Dienſtzeit als Soldat und Unteroffizier (ohne Einrechnung ſeiner 9 mitgemachten Feldzüge) hatte er nicht eine Beahndung erhalten; dagegen ſich außer der ſchon erwähnten öffentlichen Auszeichnungen ſtets die vollſte Zufriedenheit und Achtung aller ſeiner Vorgeſetzten, ſo wie die Liebe ſeiner Kameraden und Untergebenen zu erwerben gewußt.

Worte des Troſtes

bei dem Hintritt des würdigen

k. b. Generalmajors

Johann Nepomuck Schmidt.

Augsburg, am 8. März 1817.

Wie Du als Held im Kampfe nie gewankt,
Und treu für König, Vaterland geſtritten,
So haſt Du ſterbend nun die Ruh' erlangt,
Mit der Du muthig lang im Schmerz gelitten
Du gingeſt gläubig ein in Gottes Ruh'
Und beteſt ſanft dem Engel Deine Hand,
Der Dich der Heißerſehnten führte zu
In jenes beſſ're, ew'ge Heimathland.
Erblickt haſt Du in jenen lichten Höh'n,
Was ewig treu im Herzen Du getragen,
Verklärt haſt Du die Gattin nun geſeh'n,
Sie wird nach den Verlaſſ'nen Dich jetzt fragen.
O, Geiſt des Vaters, komm! ſie zu umweh'n
Für die auf Erden einzig Du gelebt,
Sieh' troſtlos ſie Dein off'nes Grab umſteh'n,
Die keiner Eltern Schutz mehr liebend hebt
Du, Vater haſt die Seligkeit errungen,
Indeſſen ſehnend ſie nach Oben ſchau'n
Du haſt durch Leiden Dich zu Gott geſchwungen
Zu Ihm, auf den die Waiſen hoffend bau'n!
Vereinet Eltern, Eure heil'gen Bitten
An Gottes Thron für Eure Kinder Ruh,
Dann ſeyd gerrieſen, die Ihr ausgelitten,
Du, Vater, lächelſt ſelig nun der Mutter zu! —

Nro. 22.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 17. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Roſe von Wisconſin. — Ueber Schwefeläther und deſſen neuere Anwendung. — Jackſon hoch! — Die beſte Köchin. Pot-Pourri. — Buntes.

Die Roſe von Wisconſin.

Nach dem Engliſchen des Percy B. St. John,
von H. Fr. Oßwald.

(Fortſetzung.)

Der von den Sioux beſetzte Platz war ein langer und ſchmaler Streifen Waldes, der den zwiſchen den beiden Eilanden liegenden Kanal wiederum in zwei Hälften theilte. Henry ſtellte ſeine Leute längs dem Ufer auf, und zwar ſo, daß ſie daſſelbe ſo weit wie möglich umfaßten, und dann trat eine tiefe Stille ein, während welcher beide Parteien Athem ſchöpften und ſich gegenſeitig beobachteten. Ein ſchmaler, gegen die Stellung der Sioux zu vorſpringender und mit hohen Bäumen bewachſener Streifen Landes bildete die Stellung Henry's und Schwarz-Keſſels, indem ſie verſchiedene gefällte Baumſtämme als ſchützende Bruſtwehr benützten.

Einige Minuten lang war alles ruhig, und die größte Stille herrſchte über der Scene. Vergebens ſpähte Henry mit ſcharfen Augen zwiſchen den hohen Bäumen hindurch; kein Sioux war zu erblicken, und daß ſie auch von der andern Seite her eben ſo wohl verſteckt ſeyen, ging aus der Thatſache hervor, daß ſeit der Ankunft der Sioux auf dem ſchmalen Streifen Landes kein einziger Schuß mehr gethan worden war. Schwarz-Keſſel, welchen dieſe Unthätigkeit verdroß, und der ihr gern ein Ende gemacht hätte, ſtieg endlich auf einen nahen Maulbeerbaum, in deſſen dichteſtem Gezweig er ſich ſorglichſt verſteckte, um von hier aus die Stellung der Feinde auszukundſchaften. Henry, der allen ſeinen Bewegungen mit geſpannter Aufmerkſamkeit folgte, glaubte eine Zeitlang er habe ſeine Abſicht nicht erreicht, ſah ihn aber dann plötzlich ſein Gewehr in Anſchlag nehmen. In demſelben Augenblick erregte ein Praſſeln in den nahen Büſchen Henry's Aufmerkſamkeit; er kroch daher ſchnell wieder hinter die Baumſtämme, von welchen aus er ſehen konnte ohne geſehen zu werden.

Auf derſelben Seite des Kanals, auf welcher ſich die Verbündeten befanden, kniete hinter einem Buſch, wo zuvor ein Tuscarora geſtanden, ein Indianer, der eben ſein Gewehr auf Schwarz-Keſſel richtete. Es war ein Sioux. Schnell wie der Blitz feuerte Henry ſeine Büchſe auf dieſen ab, und in demſelben Augenblick unterbrach der Schall von drei zugleich abgefeuerten Schüſſen die Stille, welche ſeither geherrſcht. Als der junge Jäger ſchoß, geſchah es ohne zu zielen, denn dazu hatte er keine Zeit mehr, allein er verwundete nichtsdeſtoweniger den Indianer an dem Handgelenk und vereitelte ſo deſſen Abſichten. Im nächſten Augenblick warf ſich der Sioux in das Waſſer, ſein gräßliches Kriegsgeheul ausſtoßend und einen noch blutenden Scalp über ſeinem Kopf haltend. Ein lautes Wehegeheul von Seiten der Tuscaroras und das Abfeuern aller ihrer Gewehre verkündeten, wie genau ſie die gräßliche Trophäe bemerkt. Bei näherer Unterſuchung fand man den Leichnam eines Tuscarora an dem Platz, wo Henry eben erſt den Sioux bemerkt hatte, der indeſſen das jenſeitige Ufer wohlbehalten erreichte, mittelſt eines niederhängenden Baumzweiges raſch ans Land ſprang und eben ſo ſpurlos wieder verſchwand, wie er gekommen.

Wie die Sachen jetzt ſtanden, waren die Sioux im entſchiedenen Vortheil, denn ihr Häuptling hatte es gewagt, den Feind in deſſen eigener Stellung anzugreifen, hatte einen Tuscarora getödtet und war mit dem Scalp glücklich entflohen. Schwarz-Keſſel und ſeine Begleiter ſchäumten vor Wuth, und beſchloſſen nach einer kurzen Beſprechung mit Henry den Kampf raſch und entſcheidend zu Ende zu führen. Nachdem Erſterer zuvor noch einige wenige Worte mit Henry gewechſelt, eilte er nach dem Innern des Eilandes und verſchwand bald in dem Gehölze. Mittlerweile ſtrengte ſich Henry vergeblich an einen Feind zu entdecken, denn das Geſtrüpp und Unterholz auf dem jenſeitigen Ufer war ſo dicht, daß auch nicht einmal ein Schatten von einem Sioux geſehen werden konnte.

So trat wieder eine Stille von etwa zehn Minuten ein. Da erhob ſich plötzlich eine dicke Säule ſchwarzen Dampfes, ein lautes Krachen ward gehört und auf praſſelte die Flamme mit tauſend Zungen. Der Waldſtreifen, welchen die Sioux beſetzt hatten, ſtand in Flammen.

„Zu den Booten! zu den Booten!“ rief Henry, als Lanz-Bär wie ein Raſender in ſeinem Canoe den Kanal heraufgefahren kam, wo er und ſeine Leute vor Rauch beinahe ſchon erſtickten. In dieſem Augenblick drang ein lauter Nothſchrei zu Henry's Ohren, und bevor noch der Winnebago ihn erreicht hatte, ſprang der junge Jäger zurück in der Richtung nach den Frauen. Die Uebrigen eilten in die Boote und folgten dem Häuptling zur Jagd auf die Sioux, die ſich gleichfalls in ihre Boote geflüchtet hatten, da das Feuer und der Rauch des in vollen Flammen ſtehenden Waldes ſie nicht länger in demſelben litt.

Je näher Henry den Frauen kam, deſto ſchrecklicher war das Rufen. Doch in einem Augenblick war er am Platz, und raſch überſah nun ſein Auge die Scene vor ihm. Die Sioux-Weiber, den weißen an Zahl weit überlegen, waren bei Henry's Ankunft mit dieſen im Kampf begriffen, deſſen Zweck augenſcheinlich der war, ihre ſeitherigen Wächterinnen jetzt ſelbſt zu Gefangenen zu machen, während ein halb Dutzend anderer den alten Murray zu überwältigen ſuchten. Henry's Ankunft veränderte übrigens dieſen Stand der Dinge ſchnell, indem die Sioux-Squaws mit lautem Geſchrei davon flohen. Doch ſie kümmerten Henry nicht, deſſen Auge ſtarr nur auf einer Gruppe hafteten. Roth-Hand, der Alicen auf der Schulter hatte, ſuchte ſich nämlich von den ihn feſthaltenden Armen der ſchönen Roſe von Wisconſin loszumachen, die, ſeines erhobenen Tomahawk nicht achtend, ſeine Füße umklammerte und ſo ſeine Flucht verhinderte. Henry ſprang wie ein gereizter Tiger vorwärts, ſeine Axt hoch ſchwingend, während die Roſe nun den Wilden fahren ließ. Roth-Hand warf ſeine ſchöne Bürde zu ſeinen Füßen nieder, dem jungen Jäger zugleich laut zurufend ſtehen zu bleiben und des Mädchens Leben mit dem erhobenen Tomahawk bedrohend. Die Gruppe bot einen eben ſo intereſſanten als ſchrecklichen Anblick dar. Alice lag bewußtlos auf dem Boden, ihr langes Haar um die Finger des Indianers gewickelt, während über ihr der fürchterliche Tomahawk zum tödtlichen Streich erhoben ſchwebte. Zur Linken ſtand die Roſe von Wisconſin, mit flammendem Auge ſich

Digitized by Google

an einen Baum lehnend, wo auch des Wilden Gewehr ſtand; rechts befand ſich der Vater, in ſprachloſem Schmerze die Hände faltend und den Indioner anflehend ſeines Kindes zu ſchonen; Roth-Hand gerade gegenüber ſtand Henry mit geſchwungener Axt, aber vor Schrecken wie in den Boden gewurzelt.

„Halt, Indianer, Teufel, verfluchte Rothhaut! krümme nur ein Haar auf ihrem Haupte und keine Qual ſoll gräßlich genug ſeyn, um dir dein ſchändliches Herz aus deinem verworfenen Leibe zu reißen.“

„Bleichgeſicht-Mädchen ſterben oder zu Sioux Wigwam gehen,“ erwiederte der Häuptling kaltblütig; „Roth-Hand muß eine weiße Squaw haben.“

„Nie!“ rief Henry ganz außer ſich vor Wuth; „nie! kamm heran, Rothhaut, und laß uns in offenem Kampfe um ſie ſtreiten; komm heran, ſage ich!“

„Sioux Häuptling ſchon einen Scalp haben,“ ſagte Roth-Hand, auf ſeine gräßliche Trophäe deutend: „genug. Den Scalp von Vater und Mutter haben, nicht den von Sohn brauchen. Indianer ſchnell wie der Blitz; ſoll Bleichgeſicht-Mädchen ſterben oder mitgehen?“

Henry's Herz ſchlug mit fürchterlicher Gewalt, als der Indianer die ſchreckliche Axt erhob. Er wußte nicht was er thun ſollte. Eine Weigerung Alicen gehen zu laſſen hieß deren Tod beſiegeln, ſich auf Roth-Hand zu werfen war ein gewagtes Unternehmen von ſehr zweifelhaftem Erfolge. Während er ſo unentſchloſſen zögerte, beſchrieb ein dunkler Gegenſtand einen wirbelnden Kreis in der Luft, und fiel dann auf des Indianers Arm nieder, denſelben beinahe zerſchmetternd, und den Tomahawk weit weg ſchleudernd. Der Sioux ſtieß ein gräßliches Geheul aus und ſprang eiligſt in den Wald.

„Gott ſey gelobt!“ rief Henry; „wer that das?“

Es erfolgte zwar keine Antwort auf dieſe Frage, aber die Roſe von Wisconſin, welche mit ungewöhnlich gerötheter Wange, mit wie von einer heftigen Anſtrengung wogendem Buſen gegen den Baum gelehnt ſtand und das Gewehr des Sioux noch in ihrer Hand hielt, verrieth ſich als die Retterin Alicens. Henry ſtieß einen Schrei des Entzückens aus und dankte der Mittags-Sonne in ſolch warmen und gefühlvollen Worten, daß man ihr Blut durch ihre dunkle Haut hindurch eben ſo durchſchimmern ſah, wie bei dem weißeſten und zarteſten Mädchen des Nordens.

Henry bat Sit-ſe-be-a und den alten Murray mit wenigen Worten, ſich der immer noch ohnmächtigen Alice anzunehmen und flog dann in eiligem Laufe zur Verfolgung des Sioux davon, den er zwar gerade noch ſah wie er auf einem Nachen in den See hinaus fuhr, aber deſſen Vereinigung mit ſeinen, im blutigen Kampfe mit den Winnebagos, Tuscaroras und den weißen Männern befindlichen Leuten er nicht mehr zu verhindern mochte.

Henry blieb nun ſtehen und blickte auf die vor ihm ſich eröffnende Kampfſcene. Tanz-Bär und Eduard Fulton, welche zuſammen in einem kleinen Nachen waren, und zwei Sioux ſich gegenüber hatten, machten plötzlich eine Finte als wollten ſie vordringen, wandten aber, durch einen meiſterhaften Ruderſchlag des Indianers, raſch um und fuhren Roth-Hand entgegen. Die getäuſchten Sioux folgten jedoch ſchnell nach und Henry ſchauderte als er ſeine beiden Freunde in dieſer Gefahr ſah. Die Feuerwaffen waren ſchon ſeit geraumer Zeit weggelegt worden; Eduard handhabte einen Hirſchfänger, Tanz-Bär einen Tomahawk und die Sioux dieſelbe Waffe. Im nächſten Augenblick trafen die drei Nachen zuſammen. Eduard wandte ſich um das Hintertheil des Schiffes zu vertheidigen, während der Bär einen wüthenden Streich auf Roth-Hand führte. Eduard war jedoch den zwei Indianern nicht gewachſen, und wäre im nächſten Augenblick als deren Opfer gefallen, hätte nicht die allezeit fertige Büchſe Henry's ihn in dem Augenblick, wo die Sioux in einer Linie ſtanden, ihn von ſeinen beiden Angreifern mit einem Mal befreit. Indeſſen waren auch Tanz-Bär und Roth-Hand zuſammengetroffen, aber keinem von ihnen gelang es im erſten Anlauf den andern zu überwältigen. Sie waren einander völlig gewachſen; beide Krieger von ungemeiner Muskelkraft, und wie ſie ſich gegenſeitig bei dem bewaffneten Arme packten, ſtarrten ſie einander einige Minuten lang mit Blicken voll Wuth und Haß an. Eduard benützte dieſe kurze Ruhe um den Nachen der Sioux gegen das Ufer hinzuſtoßen, während Henry damit beſchäftigt war ſeine Büchſe wieder zu laden.

Der junge Fulton ergriff nun das Ruder und ſuchte ſeinem Freunde durch eine Reihe entſprechender Bewegungen des Schiffes ſo viel als möglich zu helfen, aber nur mit Mühe konnte er es vor dem Umſchlagen bewahren, als die beiden Indianer mit Aufbietung aller ihrer Kräfte mit einander rangen. Endlich packten ſie einander feſter, die beiden Fahrzeuge kamen näher, und dieſen Augenblick benützend ſprang Tanz-Bär mit gewaltigem Satze zu Roth-Hand in ſeinen Nachen, zu gleicher Zeit den Fultons weit fortſchleudernd. Allein dieſes kühne Wagniß drohte für den Häuptling der Winnebagos ſehr unglücklich auszufallen, denn er glitſchte aus und fiel auf ſeinen Rücken, während der Sioux mit einem gellenden Triumphgeſchrei ſeinen Tomahawk hoch ſchwang und im nächſten Augenblick — todt neben ſeinem Feind hingeſtreckt lag. Die Büchſe Henry Folthorpe's hatte den Mörder ſeiner Eltern getödtet.

Die drei Freunde eilten nun ihren Genoſſen zu Hülfe, allein der Kampf war bereits zu Ende. Roth-Hands Tod und ihre jetzige Minderzahl entmuthigte die Sioux dergeſtalt, daß ſie ſich auf Henry's Aufforderung, der ihnen, ganz gegen den Gebrauch der Indianer, Schonung ihres Lebens verſprach, ruhig ergaben.

(Schluß folgt.)

Ueber Schwefeläther und deſſen neuere Anwendung.

(Fortſetzung.)

Paris, 28. Februar. (Aus der „Allgem. Ztg.“)

Nicht bloß in Frankreich, ſondern auch an einzelnen Orten in Deutſchland und England hat man bereits die ſchönſten Erfolge bei geburtshülflichen Vorgängen durch Anwendung des Schwefeläthers geerntet, und ich glaube, daß dieſelben wohl in kürzeſter Zeit zu zahlreichern Verſuchen die Geburtshelfer ermuthigen und ſodann die eitlen Widerſacher verurtheilen werden, welche noch jetzt theils aus un haltbaren theoretiſchen Gründen, theils perſönlicher Vortheile wegen dieſes ſchätzbarſte der Arzneimittel bei ſeiner weitern Ausbreitung zu verdächtigen ſuchen. Bei der erſten Anwendung des Schwefeläthers im Bereiche der Geburtshülfe hatte man zweierlei Abſichten damit, einmal den allzu langſamen, höchſt ſchmerzhaften, natürlichen Geburtsvorgang, insbeſondere bei Erſtgebärenden zu erleichtern, und dann die meiſt ſehr heftigen Schmerzen bei künſtlicher Entbindung, ſey es mit der Zange oder mittelſt der Wendung u. ſ. w., entweder ganz aufzuheben oder auf wenige kaum ſchmerzhafte Empfindungen zurückzuführen. Die Chirurgen Velpeau und Bouvier waren die erſten in Frankreich, welche in den erſten Tagen dieſes Monats in der königlichen Akademie der Medicin ihre ſanguiniſchen Hoffnungen auf die Wirkung des Schwefeläthers zu erwähnten Zwecken ausſprachen, und die Geburtshelfer Fournier-Deschamps und Paul Dubois an der hieſigen Maternité zogen um dieſelbe Zeit genanntes Mittel in der Geburtshülfe in wirkliche Anwendung. Dabei kamen nun vor allem folgende höchſt wichtige Fragen in Betracht: 1) Kann der Schwefeläther wirklich gewiſſe Hinderniſſe bei der Entbindung beſeitigen? 2) Kann derſelbe die Schmerzen ſowol der natürlichen als künſtlichen Entbindung mindern oder gar aufheben? 3) Welches ſind ſeine Wirkungen während und nach geſchehener Entbindung? 4) Vernichtet er nicht, durch die Lungen in den weiblichen Organismus aufgenommen, die den Wänden der Gebärmutter ganz eigenthümlichen und zum normalen und günſtigen Geburtsvorgange unerläßlichen Kräfte, und 5) iſt ſeine Einwirkung wirk-

Digitized by Google

lich weder für Mutter noch für Kind nachtheilig? Dieß waren die Fragen, welche ſich beiläufig auch P. Dubois bei ſeinen erſten Verſuchen ſtellte, und welche er nun wirklich größtentheils gelöst, und zwar zur größten Freude der noch immer ängſtlichen Geburtshelfer gelöst, der Akademie der Medicin in letzter Sitzung vorgelegt hat. Zwar iſt die Zahl der von ihm zur Löſung obengeſtellter Probleme vorgenommenen Verſuche noch gering, allein dieſelben geben doch ſchon ſo zuverläſſige und ſo ſtaunenswerthe Reſultate, daß man wenigſtens über die Hauptfragen, d. h. die vollkommene Unſchädlichkeit und den gewiſſen Vortheil von dem Einathmen des Aethers während der Entbindung, ins Reine kommen kann. Ich will Ihnen zum Beweis des Geſagten einiges über die Verſuche, welche P. Dubois ſowol an der königlichen Maternité als in ſeiner Privatpraxis anſtellte, ſowie die daraus gleichwie aus andern Mittheilungen ſich ergebenden, für die Geburtshülfe höchſt wichtigen Schlüſſe mittheilen. Dubois' erſter Verſuch betraf eine noch ſehr jugendliche Erſtgebärende, bei der man nach zu langer, höchſt ſchmerzhafter und dennoch erfolgloſer Geburtsarbeit zur Anwendung der Zange ſchreiten mußte; nach einigen Minuten des Aethereinathmens ward ſie gefühllos, und das Kind wurde ſodann leichter zur Welt gefördert und ſchneller, als dieß in ähnlichen Fällen früher möglich war. Die erſten Klagetöne des neugebornen Weltbürgers brachten ſie augenblicklich zu ſich ſelbſt zurück, und in der heiterſten Freude verſicherte ſie gar nichts bei der Geburt gelitten zu haben. Der zweite Verſuch geſchah gleichfalls während einer Zangenentbindung bei einer Mehrgebärenden; die Einathmung des Aethers nahm derſelben ſonderbarerweiſe alle intellectuellen Fähigkeiten, nur das Gefühl vermochte er ihr weder zu verringern noch aufzuheben. Sie ſchrie deßhalb und gebärdete ſich lebhaft im Verlauf der künſtlichen Entbindung, nachher aber vollkommen zum Bewußtſeyn gekommen, hatte ſie durchaus keine Erinnerung an ſo eben erlittene Schmerzen. Dieſe beiden Fälle zuſammengehalten mit noch mehreren andern von P. Dubois citirten, ſowie mit dem bekannten von Fournier-Deschamps und von Dr. Hammer in der Mannheimer Zeitung vom 19. d. M. mitgetheilten Fall, vollkommen gleich in ihren Details dem erſtern der eben erzählten, laſſen nun deutlich erkennen; daß die den Geburtsvorgang begleitenden phyſiſchen Schmerzen durch Einwirkung des Schwefeläthers aufgehoben werden.

Aus dem Erzählten geht bereits unverkennbar hervor, daß der Schwefeläther die phyſiſchen Schmerzen der ſowol natürlichen als künſtlichen Entbindung mindern oder ganz aufheben kann, dabei aber keineswegs die Contractionen der Gebärmutter und der Bauchdecken beſeitigen muß, welche zum Geburtsgange unerläßlich ſind. Trotzdem möchte ich nicht, wie jetzt noch die Akten ſtehen, zum übereilten, unvorſichtigen und allgemeineren Gebrauche deſſelben in der Geburtshülfe rathen, ſondern vorerſt noch zahlreichere Verſuche, namentlich auf deutſchen geburtshülflichen Kliniken, abwarten, zumal da noch ein großer Theil unſerer Geburtshelfer in die Kaſte unwiſſender Bader und pflichtvergeſſener Charlatane gehört, denen freilich der Himmel zur Bemäntelung ihrer Unwiſſenheit nicht leicht etwas Erwünſchteres hätte ſchenken können!

Auch in Jena hat man mit dem Schwefeläther nicht allein gelungene Verſuche bei mehreren ſchmerzhaften Operationen gemacht, ſondern auch die Bedeutung der Aetheriſation insbeſondere hinſichtlich der geburtshülflichen Operationen vollkommen gewürdigt. Dazu hat namentlich eine glückliche Anwendung des Aethers zur Beruhigung und Schmerzlinderung bei der Wegnahme einer angewachſenen Nachgeburt viel beigetragen, welche in der geburtshülflichen Klinik des Profeſſors Martin vorgenommen worden iſt. Der Fall betraf eine 28 Jahre alte, zarte, erethiſche Frau, welche, oft mit Kongeſtionen nach der Bruſt und mannichfaltigen Nervenzufällen behaftet, ihr drittes Kind vor 24 Stunden glücklich zur Welt gebracht hatte und jetzt in der größten Angſt und Unruhe den Arzt herbeikommen ſah, weil ſie bereits einmal bei ihrem zweiten Kinde, auch einem Knaben, eine ähnliche Operation unter ſehr heftigen Schmerzen überſtanden hatte. Die gegenwärtige Aufregung ließ Schlimmes befürchten, und es wurde deßhalb das andauernde Riechen an einem weithalſigen Glaſe mit ½ Unze Schwefeläther, ſo wie das Einathmen der durch öfteres Umſchütteln des Glaſes erzeugten Dämpfe angeordnet, wozu ſich die Leidende als zu etwas Erquickendem gern entſchloß. Nach fünf Minuten erſchien ſie ruhiger und nach einer Viertelſtunde in einem Zuſtande von Abſtumpfung der Sinne wie des Gemeingefühls, welcher zur Vornahme der Operation geeignet erſchien. Dabei äußerte die Kranke ſo gut wie gar keinen Schmerz, während ſie doch auf die an ſie geſtellten Fragen richtig antwortete und nach der binnen wenigen Minuten vollendeten Operation verwundert fragte, ob dieſelbe vorüber ſey. Auf Bejahung dieſer Frage ſprach ſie ihr Erſtaunen aus, lag noch längere Zeit ruhig und ermunterte ſich allmälig von dem halbſchlafähnlichen Zuſtand, in welchen ſie durch die Aetherdünſte verſenkt war. Der weitere Verlauf des Wochenbettes war bis zum dritten Tage ganz normal und wahrſcheinlich auch ſpäter, da weitere Nachrichten nicht gegeben worden ſind. Abgeſehen von der in dieſem Falle unverkennbaren heilſamen Wirkung der Aetheriſation iſt auf die weit bequemere und einfachere Anwendungsweiſe des Mittels ein Gewicht zu legen, da mancher Kranke Widerwillen gegen das Einathmen der Dämpfe haben dürfte, während, wie dieſer und ein anderer hier beobachteter Fall erweiſen, auch das anhaltende Riechen an einem mit Aether gefüllten Glaſe die volle Wirkung gewährt.

Zu Erlangen wurden in der daſigen Entbindungsanſtalt an einer Gebährenden, nachdem dieſelbe durch Einathmen von Schwefeläther nach Verlauf von vier Minuten in vollkommen bewußtloſen Zuſtand gebracht war, eine äußerſt ſchwierige Zangenoperation mit Erhaltung des Lebens des Kindes vollführt, ohne daß die Entbundene ſich des ganzen Vorganges irgend bewußt geworden wäre oder während der Operation den geringſten Schmerz geäußert hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Jackſon hoch!

(Hymne.)

Wer iſt der Held, dem dieſe Töne klingen
Und welches iſt der Grund zum Lobgeſang?
Er ſchiffte wohl zum Licht auf Aetherſchwingen?
Wo liegt der Feind, den ſeine Fauſt bezwang?
Saht ihr, daß er, wie Weiden, Felſen bog
Und ſprecht ihr deßhalb dieſes: Jackſon Hoch!

Hat er ein neues Kirchenfeſt votiret?
Erfand er eines Pulvers Wunderkraft,
Die unſer Kriegsſyſtem regeneriret
Und im Galop die pallor mortis ſchafft?
Bewies er, daß der alte Glaube log
Und ruft man deßhalb dieſes: Jackſon Hoch!

— Nicht alſo! ſchön'ren Ruhm gibts als zerſtören!
Denn ſtündlich weinen wir am Aſchenkrug?
Ein freud'ger Ziel iſt, Schmerzenspfeile wehren,
Die ſchon das Schickſal in dem Köcher trug.
Er athmet noch, der dieſes klug erwog,
Und deßhalb klingt dieß laute: Jackſon Hoch!

Er ſog den Balſam aus der Gnade Bronnen,
Den ſüßen Tropfen in die bitt're Fluth,
Den Lichtſtrahl, den die Menſchheit neu gewonnen,
Den kühlen Hauch, in Sand und Wüſtengluth.
Verehrt den Mann, der ihn aus Eden ſog,
Verehrt die Gottheit, rufet: Jackſon Hoch!

Digitized by Google

Es wallt in mir, als ob die Hippokrene
Durch Götteenaß zum Dichter mich entzückt!
Der Aether raucht und ſtillt die Schmerzensthräne,
Indeß der Leidende durch ſüßen Traum beglückt.
Drum ihm, der uns um manchen Schmerz betrog,
Ertöne, dankerfüllt, nie endend: Jackſon Hoch!

Ferd. Aug. Oldenburg.

Die beſte Köchin.

In Wien hat ſich eine originelle Wette ergeben. Drei reiche Bürgersfrauen, die jede für einen wohlbeſetzten Tiſch zu ſorgen verſtehen, haben unlängſt in einer Geſellſchaft jede mit ihrer Köchin geprahlt, und jede hat behauptet, ſie allein beſitze die beſte Köchin. Sie haben daher beſchloſſen, Probe-Tafeln zu geben, und einen in Wien wohlbekannten Gourmand hiezu einzuladen, dem ſolle der Ausſpruch über den Preis, den die Köchinnen zu erringen hätten obliegen, und wem dieſer Feinſchmecker die Palme reiche, der möge auch die Wett-Summe, von 20fl. C. M., zufallen. Die Namen der Köchinnen ſind folgende: Suſanna Süßmeyer, von Wien; Klara Barlnger, von Regensburg, und Franziska Powollny, von Prag. Die Tafeln ſelbſt, wozu immer zwölf Perſonen geladen wurden, fanden an drei aufeinander folgenden Sonntagen ſtatt: Zuerſt kam Suſanna Süßmeyer an die Reihe; ſie hatte in einer herrſchaftlichen Küche kochen gelernt, und ihre Gerichte waren vortrefflich; hierauf erſchien am darauf folgenden Sonntage Klara Barlnger, ſie ließ keinen Wunſch zu machen übrig; ſie war in dem Hauſe eines reichen Banquier in München Köchin, ſie machte ihrem Rufe alle Ehre. Der Preisrichter ſchwankte zwiſchen dieſen Beiden. Da kam am dritten Sonntage die Böhmin an die Reihe. Franziska Pnwollny, welche in einem der erſten Gaſthöfe in Wien fünf Jahre Köchin geweſen, und der keine, wie immer Namen habende ſeltene Speiſe ein Geheimniß war, kochte, und man aß von ihren Gerichten mit Begeiſterung, allein, ſie kochte nur nach einfacher Weiſe, und ſchon triumphirten die Köchin-Beſitzerinnen der „Sandel“ und „Klari“, doch, der Preisrichter entſchied für die Letztere, er ſagte: Wer einen bürgerlichen Tiſch ſo delicat zu kochen verſtehe, der müſſe ein Meiſter in der Kochkunſt ſeyn: die Suppe, das Ragout, der Braten ſtünden weit über dieſelben Gerichte der frühern; alle geladenen Gäſte waren derſelben Meynung, und lautes Lob und 60 fl. C. M. dann noch insbeſondere Geſchenke der geladenen Gäſte, waren der Lohn, den die Böhmin empfing.

Pot-Pourri.

Originelle Korreſpondenz.

In dieſen Tagen iſt in Paris folgende originelle Korreſpondenz gewechſelt worden. Der erſte Brief lautet in der Ueberſetzung: „Mein Herr! Sie haben mich geſtern in der Deputirtenkammer beleidigt. Ich ſende Ihnen deßha'b meinen Freund, den Herrn Viennet, Pair von Frankreich und Präſident der Geſellſchaft für ſchöne Wiſſenſchaften. Sie werden demſelben Ort, Tag und Stunde beſtimmen, wo“ — doch wir müſſen den Schluß im Original geben: — où il vous convient que nous nous couperons la gorge. A. Dumas, Marquis de la Pailleterie.“ — Auf dieſe artige Einladung erließ der Geforderte die verbindliche Antwort: „Mein Herr! Für das mir gewordene Vergnügen und die Ehre, die Bekanntſchaft des Herrn Viennet zu machen, danke ich Ihnen von Herzen. Aber es thut mir in der Seele leid, daß ich auf den herrlichen Vorſchlag, welchen Sie mir durch d'eſen ehrenwerthen Herrn zu machen ſo freundlich waren, im Augenblick nicht eingehen kann, weil ſich derſelbe mit den Pflichten nicht verträgt, die mir als Mitglied eines Vereins gegen die Thierquälerei obliegen. Ich habe nicht die Ehre ein gentlemun zu ſeyn.“ Maleville. H.

Papſt Pius IX. ein Violinſpieler.

Ein italieniſcher Komponiſt, Namens Peeuglni, hatte mit dem jungen Maſtai-Ferretti, gegenwärtig Papſt, in einem und demſelben Kollegium ſeine Studien gemacht. Vor Kurzem erhielt Pius IX. folgenden Brief: „Heiliger Vater! Ich weiß nicht, ob Sie ſich noch erinnern, daß ich die Ehre hatte, Ihr Mitſchüler zu ſeyn, und daß Euer Heiligkeit mir oft die Gnade erzeugten, Duette mit mir zu ſpielen, deren Ausführung gerade nicht, wenigſtens von meiner Seite, ganz tadellos geweſen, worüber Euer Heiligkeit ſo viel Verdruß hatten, daß Sie mich oft auf die Finger klopften. Ich wage es, mich in Ihrer Erinnerung hervorzurufen und zu bitten, einen Mann in Ihren Schutz zu nehmen, der niemals die glücklichen Augenblicke vergeſſen wird, welche er einſt an der Seite Desjenigen zugebracht, den ſeine apoſtoliſchen Tugenden bis auf den Thron St. Peters geführt haben.“ Der Papſt antwortete auf dieſes Schreiben: „Niemals habe ich Ihren Namen vergeſſen, mein Sohn. Kommen Sie zu mir nach Rom, wir wollen wieder Duette miteinander ſpielen, und wenn Sie keine Fortſchritte gemacht haben, werde ich Sie wieder auf die Finger klopfen.“ Nach ſolchen Zügen iſt es wohl natürlich, daß der heilige Vater immerfort ein Concert von Lobeserhebungen um ſich herum hören muß.

Schwefeläther als Friedensſtifter.

* (Eingeſandt.) Wie überall dieſes unvergleichliche Mittel zur Beruhigung beiträgt, ſo hat ein geplagter „Herr vom Hauſe“ in A — Z auch ein ſchwefeläth eriſches Riechfläſchchen bei ſeiner redſeligen Ehegeſponſin angewendet, und die befriedigendſten Reſultate erlangt. Sobald dies nun in der Stadt bekannt wurde, geriethen die Stubenjungfern, Köchinnen, Haus- und Kindsmägde auf den unſeligen Gedanken, dieſes Mittel bei ihren zänkiſchen Hausfrauen gleichfalls anzuwenden. Sollten auch hier wider Erwarten die Reſultate günſtig ſeyn, ſo wäre das ſchwierigſte Peoblem gelöst und die neue Erfindung feierte ihren glänzendſten Triumpf!

Gezwungene Deviſe.

Als einſt am Geburtstage des Königs Hieronymus Napoleon Abends die Reſidenz erleuchtet werden mußte, hatte ein Bäcker die transparente Deviſe über ſeiner Hausthüre: Z W A N G. Er wurde arretirt und befragt was das bedeuten ſolle? Ohne ſich lange zu beſinnen, ſagte der Schlaukopf: „Ich ehre meinen König und will damit ſagen: „Zur Weihe An Napoleons Geburtstage.“ Man konnte daraus kein Vergehen machen, und ließ ihn frei gehen.

Großes Brod.

In X. ſchickte kürzlich eine Schuſterin ihren Lehrburſchen in ſpäter Nacht um einen Groſchenwecken. Der Burſche klopfte an den Laden des Bäckers, der ihm jedoch erwiederte, es lohne ſich nicht der Mühe, für einen Groſchen den Laden zu öffnen. „Nun ſo ſtecken Sie das Brod durch's Schlüſſelloch hinaus; es geht ſchon durch,“ entgegnete der witzige Schuſterbube.

Kaſſa-Eröffnung.

Einem reichen Iſraelite wurde Nachts durch gewaltſamen Einbruch eine nicht unbedeutende Summe Geld geſtohlen. Andern Tags las derſelbe den Theater-Zettel auf welchem ſtand: Kaſſa-Eröffnung Punkt 6 Uhr. „Bei mir, ſagte der Beſtohlene, wurde ſie Morgens um 2 Uhr geöffnet.“

Buntes.

Auf Dr. Giehne machte neulich Jemand folgendes Wortſpiel: Gebe Gott, daß wenn Dr. Giehne die Redaction der neuen „Badiſchen Staatszeitung“ übernimmt, das i in ſeinem Namen ſich nicht in ein a verwandle.

In den auserleſenen Anmerkungen zur „Historia arcana Lutheri“ wird erzählt: „Wenn Luther gegen ſeine Widerſacher geſchrieben, ſo habe man draußen vor der Thüre die Feder kratzen hören.“

Digitized by Google

Nro. 23. Sechszehnter Jahrgang **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 20. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Frühlings-Reiſe-Briefe im Winterpelze. — Die Roſe von Wisconſin. — Der Menſch und ſeine Jahre. — Nekrologiſche Ueberſicht des Jahres 1846. — Geheime Korreſpondenz. — Pot-Pourri.

Frühlings-Reiſe-Briefe im Winterpelze.

Von M. G. Saphir.

(Eilwagen, Station „Finſter.")

Die Station „Finſter" im Eilwagen iſt meinen verehrlichen Leſern wohl- und allbekannt. Es iſt ein hübſcher Ort, liegt einige tauſend Fuß hoch über dem Meeres- und Sitten-Spiegel. Die Einwohner der Station „Finſter" ſind liebe, gute Leute, es ſitzt jeder ſtill in ſeiner Ecke, oben auf dem Kopfe eine Bärenmütze, die Füße in Filz, den Leib in Flanell, ſo kann man um ſich finſter ſeyn laſſen, daß es eine Freude iſt!

Ich habe letzthin eine Berechnung geleſen, wie lange das Licht braucht, bis es zu uns d. h. zu unſerem Planeten „Erde" gelangt! von der „Sonne" ſo und ſo lang, aber von einem gewiſſen Stern, der dort ſteht, wo die Welt ein Eck hat, braucht das Licht nur tauſend Jahre bis es zu uns gelangt!

Von dieſem Stern wird unſer Licht kommen! Wir Deutſche ſind gut daran, wir haben die Tugend der Geduld, und die Geduld der Tugend; wir können's erwarten; aber die Chineſen! die Chineſen! das iſt ein hitziges, aufflammendes Volk; wie werden die's ertragen, bis das Licht zu ihnen kömmt?

Indeſſen, iſt das meine Sorge? Die Chineſen haben Opium, ſie können ſchlafen, wenn's finſter iſt, aber wir haben kein Opium, können nicht ſchlafen und haben doch finſter! Ich ſpreche nämlich von uns, die wir hier im Eilwagen ſitzen, von ſieben Uhr Abends, bis Morgens ſechs Uhr, und nichts haben als rechts Europa, links Europa, vor uns Europa, hinter uns Europa, über uns Europa, unter uns Europa, und nichts als zwei Laternen am Eilwagen, wovon die Eine noch immer auf ihren Diogenes wartet, der ſie anzünden ſoll, und die Andere aus langer Erfahrung die Welt durch trübe Gläſer anſchaut!

Und die Laternen wollten mir einreden, ſie ließen ihr Licht für mich leuchten, ſie brannten für mich! O, es iſt ſchon lange her, daß Keine mehr für mich brennt! Mich foppen ſie nicht, die Laternen! Für mich haben ſie ihr Licht nicht leuchten laſſen, bloß für die Poſtpferde und für den Poſtillon, und das wollen ſie mir als Licht anrechnen!

All mein Lebtag iſt mir ein Moralſatz dunkel geblieben, ein Moralſatz, der über die Böſen und Laſterhaften ſagt: „Ihr Weg wird finſter und ſchlüpfrig ſeyn und ein Engel wird ſie verfolgen." Das ſchien mir zu hart! Wenn der Weg eines Menſchen ſchon „finſter und ſchlüpfrig" iſt, zu was braucht ihn noch ein Engel zu verfolgen? Er wird ſchon von ſelbſt ausrutſchen und fallen!

Allein darin unterſcheiden ſich ja eben die Guten und Tugendhaften von den Böſen und Laſterhaften: Die Guten ſtolpern bedeutend, wenn der Weg finſter und ſchlüpfrig iſt, die Böſen aber kommen gerade am Beſten vorwärts da, wo der Weg finſter und ſchlüpfrig iſt!

Aber keine Finſterniß iſt ſo dicht, daß nicht ein Lichtſtrahl ſie durchdringe, auch die Station „Finſter" im Eilwagen wurde mir von einem Lichtſtrahl erhellt, der Lichtſtrahl hieß:

„Eine halbe Million!"

Das waren nämlich die letzten Worte der Literatur, die mit leuchtenden Buchſtaben an der Alten-Fleiſchmarkt-Ecke (in Wien) mir entgegenflammten, als ich mit dem Eilwagen Abends vorüberrollte.

„Morgen iſt eine halbe Million zu gewinnen!" Dieſe Halbe-Million-Hoffnung ging wie eine Feuerſäule mit mir und durchflammte die Station „Finſter." Wenn ich nun ſo von Wien abreiſ'te als gar nichts, und käme als ein „Halber" zurück! d. h. als ein „halber Millionär!" Die Wiener würden mich gar nicht mehr erkennen, und im Adami'ſchen Kaffeehauſe wäre großer Thee mit Butterbrod und Journal-Schnitten!

Ein „halber Millionär"! Närriſcher Ausdruck, faſt ſo närriſch wie die Sache ſelbſt! Der Menſch muß nichts Halbes ſeyn! Wieviel Mal hätte ich ſchon ein „halber Millionär" ſeyn können! Aber nein, „ganz muß ich ſie haben!" Zu dieſem Zwecke werde ich nächſtens eine Vorleſung in Brünn halten, Mitarbeiter an meinem „Humoriſten" werden und die Theater-Direktion in Baden bei Wien übernehmen; ſo iſt das Ding beiſammen! So leicht iſt die Geſchichte!

An einem Freitage ſoll der Menſch nichts unternehmen, und keine Reiſe antreten, der Freitag iſt ein Unglückstag, Columbus iſt an einem Freitage ausgeſegelt, dafür hat er nicht nur das Unglück gehabt, Amerika zu entdecken, und dafür in Ketten gelegt zu werden, ſondern er iſt auch noch von Herrn Werder in Berlin auf die Bühne gebracht worden!

Der Sonnabend iſt ein Tag, geſchaffen, abzureiſen, denn am Sonnabende werden gewöhnlich die neuen Theaterſtücke zum erſten Male gegeben: das Theater beginnt präcis 7 Uhr, der Conrier geht ab präcis 7 Uhr — die Stunde kann nicht günſtiger ſeyn!

Und dieſe herrliche Conſtellation benützte ich und reiſete!

Der Monat März iſt auch der günſtigſte zum Reiſen, denn hat man keine Wintergarderobe mitzunehmen, ſo ſagt man: „Bah! Es iſt ſchon Frühling!" Und hat man keine Sommergarderobe, ſo ſagt man: „Ah! es iſt noch bedeutend Winter!"

Da ſitz' ich alſo und geh' nach München! Es war Winter, tiefer Winter, als ich zum erſten Male nach München kam — 1830. Und nun 17 Jahre ſpäter iſt wieder Winter! Merkwürdiges Spiel der Natur!

Dreizehn Jahre habe ich München nicht geſehen, dreizehn Jahre hat München mich nicht geſehen: ich bin neugierig, wenn wir uns wieder ſehen, wer früher lachen wird!

Man weiß gar nicht, wie lieb man ſich behält, wenn man ſich alle dreizehn Jahre ein Mal ſieht — das iſt ein probates Mittel zur Erhaltung der gegenſeitigen Liebe! Man kömmt ſich gegenſeitig ordentlich ſchöner und geiſtreicher vor.

Als ich nach einer Abweſenheit von ebenfalls dreizehn Jahren nach Wien zurückkam, ging's mir auch ſo. Ich erinnere mich eines Mädchens, welches, als ich Wien verließ, gar nicht hübſch, mager und bleich, aber liebenswürdig, froh und unbefangen war; als ich zurückkam, fand ich ſie verheirathet, hübſch, „mollet" u. ſ. w., aber etwas geziert und vornehm. Sie ſagte mir: „Saphir, ſagen Sie mir aufrichtig, finden Sie mich verändert?" Ich antworte:

Digitized by Google

„Gnädige Frau, Sie wiſſen, ich bin wahr, aber es iſt keine Schmeichelei, ich muß Ihnen ſagen Sie haben ſich ſehr zu Ihrem Nachtheile verſchönert!“ — Werde ich, werden die Münchner auch ſo ſagen? (Aus Saphirs „Humoriſten“.)

Die Roſe von Wisconſin.

Nach dem Engliſchen des Percy B. St. John,
von H. Fr. Oßwald.

(Schluß.)

An dem Nachmittag des Tages, der für alle in dieſer Geſchichte erwähnten Perſonen ein ſo ereignißvoller geweſen war, ſah man eine Gruppe abſeitten des Lagers, in welchem die Sioux jetzt wohl bewacht wurden, beiſammen. Es waren Heney, Alice, Eduard und der alte Murray. Alice ſaß neben Henry auf einem der Baumſtämme, welche ihm zu Anfang des Kampfes als Bruſtwehr gedient hatten, wäheend Eduard bleich und mit angſterfülltem Hirzen an einem Baum lehnte, und der alte Murray, welcher von allem, was ſeit Monden vorgegangen, nicht das Geringſte ahnte und erwartungsvoll der Entwicklung der Urſache dieſer ſo geheimnißvellen und feierlichen Verſammlung entgegenſah, ſtillſchweigend daſaß.

„Will Murray,“ ſagte Henry nach einer kurzen Pauſe, während welcher er ſeine Gedanken zu ſammeln ſchien, „Eure Tochter und ich haben uns ſchon ſo manches Jahr geliebt, und wir rachten uns in wenigen Wochen zu heirathen und häuslich niederzulaſſen.“

„So iſt es,“ erwiedeete Will Murray lächelnd, „und ich vermuthe, Ihr wollt mich, in Betracht daß Ihr ſo lange Zeit ſchon auf einander gewartet, um eine Abkürzung dieſer Feiſt bitten. Ihr möchtet wahiſcheinlich gerne alsbald mit einander vermählt werden. Wohl, Henry, Du biſt ein braver Junge, haſt mir heute mehr als mein Leben gerettet, und wenn Alice nicht nein ſagt, ſo ſollſt Du ſie morgen ſchon haben. Das Leben iſt hier ſo unſicher, daß es vielleicht ſo beſſer ſeyn düefte.“

Eine tödtliche Stille folgte auf dieſe Worte, welche ſo wenig nach dem Sinne des Dreiblatts waeen, an welches Will Murray ſie richtete.

„Wie Henry! — Alice! — Ihr blickt erſchreckt — beunruhigt! — wie, was ſoll das heißen, Kind? ſpeich.“

Alice murmelte zwar einige unveeſtändliche Worte, allein es war unmöglich deren Sinn zu eerathen.

„Nein, Will Murray, mein gütiger Beſchützer und mein beſter Freund, Ihr mißverſteht mich völlig,“ ſagte Heney, einen tiefen Seufzer ausſtoßend, „Alice und ich hatten in der letzten Nacht eine Unterredung zuſammen, und — und — wir kamen da überein nicht mehr an einander zu denken, ausgenommen als Freunde. Das iſt es, was ich Euch ſagen wollte, mein theurer Freuno, und jetzt da es heraus iſt, fühlt ſich mein Herz von einer großen Laſt befreit.“

Will Murray war einen Augenblick lang ſprachlos, dann aber ſich faſſend ſagte er: „Wie, meine Kinder, was meynt Ihr damie? Habt Ihr Streit zuſammen gehabt und könnt Euch nicht wieder verſtändigen? Kommt! Kommt! Unſinn, meine theuern Kinder! Weßwegen war es? Sagt es mir, und wir werden der Sache bald ein Ende gemacht haben.“

Heney ſah nun, daß er deutlicher ſprechen müſſe; er fuhr daher fort: „Alice liebt mich nicht länger ſo wie ein Weib ihren Gemahl lieben muß.“

„Ach was! lauter Mädchenunſinn. Sage, iſt es nicht ſo, Alice, daß, während Du noch in der Wiege lagſt, Deine künftige Verbindung mit Henry der liebſte Wunſch meines Heezens war?“

Alice ſeufzte laut, doch ſprach ſie kein Wort.

„Vater!“ rief Henry, „ich ſehe die Wahrheit muß heraus. Alice liebt einen andern, und dieſer andere iſt Eduard Fulton.“

„Ihr ſcherzt, Mann!“ fuhr der alte Murray heftig auf. „Gewiß, Ihr ſcheezt?“

„Dann hat dieſer Scherz jetzt wenigſtens ſchon ſechs Monate gewährt,“ erwiederte Henry einigermaßen bitter. „Doch, Will Murray, hört mich. Es war mein eigener Fehler, ich verdiente es und muß nun meine Thorheit bezahlen. Ich vernachläſſigte ſie, um meinen wilden Neigungen nachzuhangen, meiner Liebe zur Jagd und dem Leben in den grünen Wäldern. Ich war ſtets abweſend, und wenn auch bei Euch, machten mich meine Gewohnheiten doch roh und unhöflich. Eduard hier dagegen beſitzt alle Eigenſchaften, um eines Weibes Herz zu gewinnen, und er gewann das Eurer Tochter.“

„Möge ihn des Himmels und eines greiſen Mannes —“

„Vater! Vater! Flucht ihm nicht,“ rief Alice, auf die Kniee niederſinkend.

„Will Murray,“ ſagte Heney gleichmüthig, „flucht nicht dem, der Eures Kindes Gemahl werden wird. Ich ſagte, daß er Eure Tochter gewonnen habe. Ich ſah es klar, allein ich ſah noch mehr; ich ſah, daß ſie kämpfte um ihr Herz mir zurückzuführen, und daß er es verſuchte, das ſeinige von dem ihrigen loszuſagen. Und jetzt, Will Murray, gebt Ihr mir Eure Tochter mit Eurem Segen, für welchen Gott Euch lohnen moge! Mit iheer Liebe wäre es das Süßeſte geweſen, was die Erde mir hätte bieten können, denn der Himmel weiß wie ich ſie liebte!“ und eine bittere Thräne rollte über des jungen Mannes Wange herab. „Doch das iſt jetzt vorbei. Ihr gebt ſie mir, und, Will Murray, erlaubt mir im Namen der geheiligten Freundſchaft, die Ihr mir ſtets bewieſen, im Namen jener Liebe, die ich für Eure Tochter noch unverändert hege, daß ich Eure Tochter mit des Vaters heiligem Segen dem Manne gebe, den ſie liebt.“

Will Murray zögerte einen Augenblick und ſagte dann: „Heney, mein Sohn, Du biſt ein edler Mann; Aliee, Du biſt eine undankbare Dirne. Doch ich kann ihm nichts abſchlagen. Hier, Eduaid Fulton, nehme ſie mit dem Segen des Vaters, und alles was ich hinzuſetzen kann, iſt: ſeyd ihr ein ſolcher Gemahl, wie Heniy Foithorpe geweſen wäre.“

„Ich will es verſuchen,“ war alles, was Eduaed erwiedern konnte, indem er ſeinem Nebenbuhler die Hand drückte und Alicen an ſein Herz zog.

„Doch, fuhr der junge Jäger fort, indem er ſtill lächelte, — denn teotz ſeiner tief erregten Gefühle, machte ihn das Bewußtſeyn ſeiner Handlung ſtolz und glücklich — „ich bin mit dem Verheirathen noch nicht zu Ende.“ Damit ließ er einen ſchrillen Pfiff ertönen, der den Tanz-Bär und die Roſe von Wisconſin ſchnell zu der kleinen Geſellſchaft brachte. Sit-ſe-be-a, die zum Erſtaunen aller, Alice ausgenommen, nicht länger mehr ihre indianiſche Kleidung, ſondern ein hübſches Baumwollkleid und ihre ſchönen Haare auf engliſche Art geflochten trug, ſtand mit zu Boden geſchlagenen Augen da. Ein leichtes Lächeln auf den Lippen ſeiner Baſe, ſo wie das heftige Eeröthen und der engliſche Anzug der Mittags-Sonne erweckten bei Henry plötzlich einen Gedanken, und im nächſten Augenblick war er mit Alicen allein.

„Was ſoll dieſe Veränderung bedeuten?“ fragte der junge Mann unruhig, indem er zugleich die Hand ſeiner Baſe faßte.

„Es wäre veegeblich, es Euch verheimlichen zu wollen. Das aeme Mädchen, ohne Freunde, eine Waiſe, von allen verlaſſen, fühlt eine Anhänglichkeit an den, der ſie gerettet. Tiefe Dankbarkeit iſt zur Liebe geworden. Und oh, Heney! obgleich indianiſches Blut in iheen Adern rollt, iſt ſie doch ein höchſt reitzendes Weſen. Auch edel, denn wie aufopfernd und muthig rettete ſie mir das Leben!“

„Ja, das that ſie,“ erwiederte Heney mit Wäeme; „ſie rettete Euch, Alice, und allein um deßwillen liebe ich ſie mit einemmale. Ihr gehört nun einem andern; doch laßt mich Euch noch einmal ſagen, daß mein Herz für Euch nie anders fühlen kann als ſeither. Doch will ich jemand haben, der von mir abhängt, der mein Leben theilt. In dem Waldleben, zu welchem wir beſtimmt ſind, iſt ein

Digitized by Google

Weib nothwendig. Ich will die zu meiner Frau machen, welche das Leben meiner Alice rettete.“

„Gott ſegne Euch, Henry!“ rief Alice tief bewegt aus; „wollte Gott, ich wäre vor ſechs Monaten die Eure geworden.“ — „Nichts mehr davon,“ verſetzte der junge Jäger, und führte die Braut zu der Geſellſchaft zurück, bei der ſich das Indianermädchen noch befand.

„Tanz-Bär,“ ſagte Henry ernſt und leiſe, „ſprich, die Mittags-Sonne wird antworten. Doch mein Freund iſt ſehr brav und wird ſich nicht betrüben, wenn das Tuscarora-Mädchen nein ſagt.“

Tanz-Bär erwiederte nur durch ein Grunzen, denn anders kann man den Laut nicht bezeichnen, welchen er von ſich gab, und wandte ſich dann an das Indianer-Mädchen.

„Der Tanz-Bär großer Krieger, Häuptling, Winnebago! Wigwam in einem Thale — grün, voller Fiſche, wo Wild ſchläft ſo friſch wie die Blätter der Bergeſche, Wigwam warm, mit Pelzen wohl verſehen. Tanz-Bär großer Jäger, nie müde — ſechs ſchwarze Bären ſind vor ihm gegangen in das glückliche Jagdland, ihn einen großen Krieger zu nennen. Doch der Wigwam iſt leer, und der Winnebago braucht eine Squaw.“ Ich habe geſagt.

Dieſe Worte waren engliſch geſprochen, denn der Winnebago-Häuptling war zu ſtolz um zuzugeſtehen, daß er die Mundart der Tuscarora verſtehe, und die Roſe war eben im Begriff zu antworten, als Henry ein Zeichen zum Stillſchweigen machte.

„Es iſt nicht die Sache eines weißen Mannes zu prahlen, allein hier ſtehe ich, wie mich der Himmel geſchaffen. Mein Wigwam iſt leer, und wenn die Roſe von Wisconſin einen Mann nehmen will, welcher lernen wird ſie zu lieben, ſo wird Henry Folthorpe ſie zu ſeinem Weibe machen.“

Eduard und Will Murray waren durch Alice auf dieſe überraſchende Handlung Henry's vorbereitet worden, deßwegen äußerte auch Keiner von ihnen ein Erſtaunen. Der Tanz-Bär ſtand unbeweglich. Nur die Roſe von Wisconſin zitterte.

„Offen-Hand großer Krieger, Tuscarora-Mädchen nichts; Offen-Hand gerettet das Leben der Mittags-Sonne, Mittags-Sonne ſehr dankbar, aber —“

„Ihr wollt mich alſo nicht haben?“ fragte Henry ganz überraſcht.

Das reizende Mädchen erhob ſeine ſchönen Augen mit einem Ausdruck der Angſt und ſagte —

„Mittags-Sonne nicht gute Squaw für Offen-Hand, doch verſuchen es zu werden.“

Henry faßte ihre Hand liebreich; doch die über alle Maßen entzückte Alice ſprang auf und führte das Tuscarora-Mädchen, das froh war ſein Glück und ſeine Verwirrung verbergen zu können, raſch hinweg.

Wir haben jetzt nur noch wenig zu ſagen. Der Ort, wo ſeither das Sioux-Lager geſtanden, wurde zu einer Anſiedelung gewählt, wo ſich Will Murray, ſeine Tochter und deren Gemahl niederließen, während die früheren Beſitzer von Tanz-Bär und Schwarz-Keſſel in die Gefangenſchaft fortgeführt wurden. Allein da der Platz doch zu tief im Herzen des Indianer-Landes lag, ſo verließ ihn die Familie bald wieder und ſiedelte ſich zuletzt in einem reizenden und fruchtbaren Thale in der Nähe anderer Niederlaſſungen an. Alice und Eduard waren äußerſt glücklich und lebten lange genug, um eine ihrer Töchter mit dem älteſten Sohne Henry Folthorpe's und der ſchönen Roſe von Wisconſin verbunden zu ſehen.

Nekrologiſche Ueberſicht des Jahres 1846.

Im verfloſſenen Jahre endete eine der längſten Regierungen, welche die Geſchichte des chriſtlichen Rom's aufzuweiſen hat. Gregor XVI., ein würdiger Nachfolger ſo mancher großen Päpſte, entſchlummerte im Frieden, denn er konnte ſchon im Voraus ahnen, auf welches edle Haupt die dreifache Krone kommen würde. Faſt zu gleicher Zeit verlor Italien ein regierendes Mitglied des erlauchten Erzhauſes Oeſterreich, Franz IV., Herzog von Modena. Unter den Verſtorbenen aus regierenden Häuſern vom vorigen Jahre ſind noch anzuführen: Die Großfürſtin Marie von Rußland, Tochter des Großfürſten Michael; der Prinz Heinrich von Preußen, Oheim des Königs; die Prinzeſſin Amalie von Heſſen, Wittwe des Prinzen Wilhelm von Preußen; die Herzogin von San Fernando, Tochter eines Infanten von Spanien und Schweſter des Kardinals von Bourbon; die verwittwete Herzogin von Anhalt-Deſſau, und der einzige Sohn des Prinzen Friedrich der Niederlande. Auch Napoleons's Bruder, der vormalige König Louis, ſtarb im Jahre 1846. Das Kardinal-Kollegium hat im verfloſſenen Jahre drei Mitglieder verloren: den Kardinal Bernet Erzbiſchof von Aix, den Kardinal Erzbiſchof von Mailand, Grafen Gaisruck, und den Kardinal Mangelli. Unter den ausgezeichneten Generälen, Staatsmännern, Künſtlern und Gelehrten, welche im verfloſſenen Jahre ſtarben, verdienen vorzüglich folgende einer beſonderen Erwähnung: Marſchall Bourmont, Marſchall Valée, Admiral Duperré; Philipp Dupin; die beiden berühmten ruſſiſchen Seefahrer Kruſenſtern und Otto v. Kotzebue; der nicht minder berühmte Reiſende Bonpland, Alex. v. Humboldt's Begleiter; der berühmte, engliſche Chemiker James Marſh; die Aſtronomen Beſſel und Benzenberg; der indiſche Reiſende Dwarkanauth Tagore, der in London ſtarb; der italieniſche Reiſende Acerbi, bekannt durch ſeine Entdeckungsreiſe an den Nordpol; der dän. Marine-Kapitain Kline, verdienſtvoller Geograph; der franzöſiſche Contre-Admiral Baron de Bougainville; der berühmte Biſchof Iſaias Tegnér; Dr. Friedrich Liſt; der ſchweizeriſche Schriftſteller Töpfer, die franzöſiſchen Literatoren: de Jouy, Villenave, d'Herbigny, Graf de Sabran, Le Tellier, Tourtnemine, de Sénancourt ꝛc. ꝛc.

Der Menſch und ſeine Jahre.

(Eine Legende.)

Als der ewige Schöpfer ſeine Schöpfung ſah, daß ſie wohlgemacht ſey, rief er den Menſchen und alle Creaturen vor ſich, über die Lebensart und die Jahre zu beſtimmen, die ſie auf Erden zu leben haben. Der Menſch trat hin vor den Ewigen und dieſer ſprach: „Du Menſch biſt der König der Schöpfung, dir verleihe ich die aufrechte, edle Geſtalt. Dir wird die Gabe des Denkens und des Sprechens, dir iſt Alles unterthänig, das Gewilde des Feldes, das Geflügel am Himmel, das Gewürm der Erde und Alles, was im Waſſer lebt. Du beherrſcheſt jedes lebende Weſen; das Kraut der Felder und die Früchte des Baumes ſind dein Eigenthum und deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſeyn 30.“ Da trat der Menſch murrend zur Seite: „Soll ich der König der Schöpfung ſeyn und genießen des Daſeyns Reiz und Fülle, was nützet mir die kurze Spanne Zeit von 30 Jahren?“ So murrte der Menſch und betrachtete neidiſch die Thiere, von denen vielen der Ewige ein weit längeres Leben ſchenkte. Da kam auch der Eſel an die Reihe und Gott ſprach: „Du ſollſt Plagen und Mühen erdulden, du ſollſt Laſten ſchleppen und tragen, erliegen unter den Streichen des Treibers, ſollſt ſchwitzen und keuchen und wenig Ruhe dir gönnen, magere Koſt aus Dornen und Diſteln iſt deine Speiſe und deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſeyn 50.“ Da fiel das arme Thier auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer! ſoll ich ein ſo elendes Leben dulden, ſoll für Schweiß und Streiche Dornen eſſen und Diſteln und ein ſo langes Leben führen? O, nimm mir 20 Jahre von meinem Leben.“ Und der Menſch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Eſel nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Nun kam die Reihe auch an den Hund, und der Ewige ſprach: „Du ſollſt das Haus hüten und auf den Schätzen gefeſſelt liegen, du ſollſt ſelbſt dem Monde nicht trauen und jeden Schatten anbellen, Beine ſollſt du nagen und Knochen, und deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſeyn 40.“ Da fiel der arme Hund auf die Kniee und flehte: „Barmherziger Schöpfer! Sollen meine Lebensjahre ſo elend ſeyn, ſoll ich das Haus und den Schatz nur bewachen, Knochen

Digitized by Google

nagen, Schatten anbellen, o, ſo verringere meine Lebensjahre um 20.“ Und der Menſch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die 20 Jahre, die der Hund nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Da traf die Reihe endlich den Affen, und der Ewige ſprach: „Du ſollſt bloß ausſehen wie ein Menſch, aber du ſollſt blöde ſeyn und kindiſch, ſollſt mit gekrümmtem Rücken einhergehen, du ſollſt ein Spiel ſeyn der Kinder und eine Beluſtigung der Leute und deine Lebensjahre auf Erden ſollen ſeyn 60.“ Da fiel der arme Affe auf die Kniee und flehte: „Barmherziger Schöpfer! ſoll ich bloß ausſehen wie ein Menſch, blöde ſeyn und ein Spiel der Kinder und Thoren, o ſo mindere die Zahl meiner Jahre um 30.“ Und der Menſch, der Lebensgierige, trat wieder heran und bat um die 30 Jahre, die der Affe nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer gewährte die Bitte.

Als alle Thiere zogen von dannen nach ihrer Beſtimmung, lebte der Menſch, wie ein König der Schöpfung, ſeine 30 Menſchenjahre ſorglos in heiterer Jugend. Da nahen die von 30 — 50 heran, und der Menſch muß ſich mühen und plagen, er muß hinein tragen den Betrag, kärgliche Speiſe genießen, ſchwere Streiche erdulden, und zuſammenſchleppen ſein Bischen Brod. Das ſind die Eſelsjahre. Und hat er bis 50 Jahre etwas geſammelt, dann liegt der Menſch auf ſeinem Schatze und bewacht das Haus, traut dem Monde nicht, jeder Schatten iſt ihm verdächtig, er bellt jeden Nahenden an und gönnt ſich kaum ein paar Knochen. Das ſind die Hundejahre. Lebt der Menſch über die 70, ſo verliert er nach und nach die Vernunft, er wird blöde und kindiſch, geht mit gekrümmtem Rücken und wird ein Spiel der Kinder und Thoren. Und das ſind die Affenjahre!

Geheime Korreſpondenz.

Eine junge Frau, die erſt kürzlich geheirathet hatte, und ihrem Manne jeden Brief zeigen mußte, den ſie abſendete oder empfing, ſchrieb einer Freundin die folgenden Zeilen:

„Ich kann mich nicht zufrieden geben, theure Freundin! ſo glücklich fühle ich mich in meiner jungen Ehe, bis ich in Deinen bewährten, treuen Freundesbuſen, der ſtets in Uebereinſtimmung mit dem meinen ſchlug, die verſchiedenen Gefühle ausgeſchüttet habe, die mit dem Vergnügen der ſüßeſten Aufregung mein beinahe brechendes Herz erfüllen. Liebe Freundin, mein Mann iſt der liebenswürdigſte Ehemann; ich bin jetzt ſieben Wochen verheirathet, und fand noch nicht die kleinſte Veranlaſſung, zu ſagen: ich bereue den Tag, der uns verband. Mein Mann iſt ſowol von Perſon als in ſeinem Benehmen nicht etwa häßlich, widerwärtig, alt und eiferſüchtig, kurz, wie jene Ungeheuer, die denken, ſich durch Tyrannei zu ſichern: die Frau, ſo iſt es ſein Grundſatz, muß man wie einen theuren Buſenfreund, und nicht etwa wie ein Spielzeug, eine gemeine Sklavin, behandeln; ſie hat mit dem Manne gleiche Rechte, und Keines von Beiden, ſagt er, muß blind und unbedingt gehorchen, ſondern Eines dem Anderen gefällig zu ſeyn ſtreben — Eine unverheirathete Tante, beinahe ſiebenzig Jahre alt, eine freundliche ehrwürdige heitere Matrone, lebt bei uns im Hauſe; — ſie iſt in der That der Troſt, die Freude für Alt und Jung, und nicht ſo ein Satan, wie die meiſten alten Jungfern; dabei wohlthätig und freundlich gegen die Armen.

„Ich bin überzeugt, mein Mann liebt nichts ſo ſehr, wie er mich liebt; er hält viel mehr auf mich, als auf ſein Glas, und ſein Rauſch, ſeine Trunkenheit (denn ſo muß ich das Uebermaaß ſeiner Liebe nennen), macht mich oft erröthen, über die Unwürdigkeit des Gegenſtandes, und ich wünſche, ich wäre würdiger des Mannes, deſſen Namen ich trage — — — Um Alles in Einem Worte zu ſagen, und um das Ganze zu krönen: Mein früherer Liebhaber iſt jetzt mein nachſichtiger Gatte; — meine Zärtlichkeit iſt zurückgekehrt, und ich hätte — ganz gewiß — nie — hätte ich auch einen Prinzen geheirathet, — ſo glücklich ſeyn können, wie mit ihm. — — — — Ach, wie bereue ich meine frühere Thorheit!

„Lebe wohl; möchteſt Du ſo glücklich ſeyn, wie ich unfähig bin, von mir anders zu ſagen, als: Ich bin ſehr glücklich!“ — — —

Wie liebevoll und zärtlich klingt dieſer Brief! Sollte man die Schreiberin nicht für die glücklichſte aller jungen Gattinnen halten? Wie ganz anders aber geſtaltet ſich die Sache, wenn man die erſte Zeile lieſt und dann jede zweite überſpringt!

Pot-Pourri.

Ein königlicher Sonnenſchirm.

Die Königin Victoria erhielt von einem reichen Fabrikherrn der City gewiß den koſtbarſten Sonnenſchirm der ganzen europäiſchen Damenwelt zum Geſchenk. Außer einem neuen künſtlichen Mechanismus, ſich auf den leiſeſten Wink der ſchönen Hand zu öffnen und zu ſchließen, zeichnet ſich dieſer unentbehrliche Toilettengegenſtand durch die geſchmackvollſte Pracht aus. Goldene Stäbe halten das weiß und kirſchroth gewäſſerte Seidenzeug; der Handgriff iſt von ciſelirtem Golde und bildet an ſeinem unteren Theile einen Kranz emaillirter Lorbeerblätter, der ſich um die Krone mit der königlichen Chiffre ſchlingt, welche in Brillanten ausgeführt iſt. Der Stiel iſt ebenfalls von Gold, umſchlungen von einem in blauer Emaille und Edelſteinen ſpiralförmig gearbeiteten Bande, den Hoſenbandorden andeutend und mit dem bekannten Motto deſſelben endend. Eine zierlich emaillirte Hand hält dieſen prächtigen Stiel; um das Gelenk derſelben ſteht in Diamantſchrift: Ich regiere; gewiß eine unbeabſichtigte Ironie auf die Hand, in der dies koſtbare Spielzeug gleich einem Scepter liegen wird. Ganz am Ende iſt noch das königliche Wappen in einen großen Topas geſchnitten, abermals mit Edelſteinen umgeben, unter denen ſich ein Rubin befindet, der durch einen Druck eine allerliebſte Riechdoſe zu Tage fördert, die auf die künſtlichſte Art in dem Knauf des Stiels angebracht iſt. Sechs Monate waren erforderlich, um dieſen königlichen Sonnenſchirm herzuſtellen. Die engliſche Delikateſſe verſchweigt die aufgewendete Geldſumme. Der Seidenſtoff wurde beſonders dazu gewebt in Spitalsfield, die Spitzengarnitur ebenfalls in dem berühmten Honiton, und der erſte Juwelier der Hauptſtadt übernahm die Faſſung der Edelſteine.

Berliner Enthuſiasmus

Die berühmte Tänzerin Fanny Cerrito, welche gegenwärtig in Berlin gaſtirt, hat ſich für das Ballet „Esmaralda“ als Spielgefährtin eine weiße Ziege aufgezogen, die ſo zahm und von ihrer Erzieherin ſo geliebt iſt, daß ſie in alle Geſellſchaften, in welche die ätheriſche Fanny eingeladen wird, mitgehen darf. Der Berliner Kunſtenthuſiasmus trägt bereits Fannycerritoesmeraldaziegenbartſeidenhaarfingerringe.

Ein merkwürdiges Inſerat.

Ein deutſches Blatt bringt unter ſeinen Anekdoten auch die Abſchrift eines an daſſelbe gelangten Inſerats. Es lautet wörtlich: „Ein Handlungs-Gummi, der eine ſchöne Hand ſchreiben dhut, die Franzeeſiſche Sprache verſchdeht, und berfekt im Röchnen und Buch Halten iſt, kann in einem gebildeten Schpezerei-Geſchäfft eine ſtäthige Stehle finten. Das Nehere im Ferlag zu erfahren.“ Ein ſauberer Prinzipal.

Nro. 24.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 24. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Brodverächter. — Der Schmied und ſeine Braut. — Fürſt Waldeck als Student in Leipzig. — Pot-Pourri.

Der Brodverächter.

Von M. G. Saphir.

Geſprochen von Fräulein Denker im k. Hoftheater zu München am 20. März.

Der Nordwind heult und tobt durch öde Gaſſen,
Der Boden rings iſt ſtarr bedeckt mit Eis,
Es wirbelt Schnee herab in dichten Maſſen,
Die Fenſter ſind von Froſtesblumen weiß,
Doch in dem Zimmer, in dem traulich hellen,
Sitzt ein gar reicher Mann am Abendtiſch,
Geſchäft'ge Diener, goldberändert, ſtellen
Gerichte auf im prunkenden Gemiſch.
Es laden, dichtgeſchaart, Getränk' und Speiſe
Die Eßluſt ein zum ſchwelgeriſchen Schmaus,
Und für die Kinder, die herum im Kreiſe,
Sucht Mutterlieb' die beſten Speiſen aus.
Die Kinder doch, — wer hat's nicht ſelbſt erfahren?
Wer hat nicht ſelbſt mit ihnen ſeine Noth? —
Die Kinder laſſen Braten, Torten fahren,
Und greifen ſtets am liebſten nur nach Brod.
Der reiche Mann in ſeinem Uebermuthe
Sieht, daß die Kinder nur zum Brode Luſt,
Da ſiedet's ihm ſogleich im heißen Blute,
Denn Stolz und Hochmuth füllen ſeine Bruſt.
„Was habt Ihr doch," ruft er mit zorniger Geberde,
„Was habt Ihr doch für armer Leut' Manier!
Hab ich darum den beſten Tiſch der Erde,
Daß Ihr nach dem verhaßten Brod habt Gier?"
Und rafft all' Brod zuſamm' in ſeinem Grimme,
Und reißt das Fenſter auf mit einem Stoß,
Und wirft's hinaus, und ruft mit lauter Stimme:
„So bin des trock'nen Bettels ich doch los."
Und wie er fortgeſchleudert Krum' und Rinde,
Und jeden Abſchnitt, der ſich dar ihm bot,
Tönt leiſ' empor die Stimm' von einem Kinde:
„Ich bitte um ein kleines Bischen Brod!
Mich friert, die Mutter liegt im Grabe,
Ich habe nichts gegeſſen lange Zeit.
Ein Bischen Brod, des Himmels ſchönſte Gabe,
Ein Bischen Brod, Ihr lieben, reichen Leut'!"
Da läuft's dem Mann' wohl eiſig über'n Rücken,
Doch Mitleid füllt die ſtolze Bruſt ihm nicht,
Aus Wohlthat nicht will er das Kind beglücken,
Des Goldes Dünkel einzig aus ihm ſpricht:
„So komm' herein, Du kleiner Hungerleider,
Und fütt're Dich von meinem Ueberfluß,
Von meinen Kindern trag' die alten Kleider,
Die haben Alles bis zum Uebrerdruß!
Und eſſen kannſt Du Braten, Kuchen,
Nur bleib' mit Deinem „Brode" mir vom Hals,
Und willſt Du Brod in meinem Hauſe ſuchen,
So ſuch's bei Hunden allenfalls!"
Ein Diener bringt das Kind hinein in's Zimmer,
Ein kleiner Knabe iſt es ſiech und blaß,
Wie bleich ſteht's da im vollen Kerzenſchimmer,
Wie ſind die Wänglein ihm von Thränen naß!
Und von des Hauſes allerjüngſtem Kinde
Wird ihm ein neues Kleidchen angethan,
Und von den beſten Speiſen ißt geſchwinde
Das arme Kind ſich überweidlich an.
„So ſollſt Du's haben morgen, übermorgen,"
Sagt ihm der Reiche, Backwerk, weiß und roth,
Bei meinem Reichthum ſollſt Du ſeyn geborgen,
Damit vergiſſeſt Du das dumme Brod!"
Tags d'rauf, als er das Kind erblicket wieder,
Iſt's bleich noch immer, hager, ſiech und matt,
Doch größer wurden plötzlich ſeine Glieder,
Daß es im Kleid von geſtern Raum nicht hat.
„Der Junge wächst!" ſagt drauf der Mann mit Lachen,
„Mit *einem* Füttern iſt's nicht abgethan!
Man gebe ihm auch heut' die beſſern Sachen
Und zieh' vom größern Kind ein Kleid ihm an!"
Und wieder ſättigt ſich der fremde Knabe,
Mit Allem, was des Reichen Haus nur beut,
Und von des größern Kindes Kleiderhabe
Zieht es ſich an ein völlig paſſend Kleid.
Als Tags darauf der reiche Mann will ſchauen,
Wie's mit dem fremden Kinde iſt beſtellt,
Bemächtigt ſeiner ſich ein inn'res Grauen,
Als er das Kind ſo bei den Händen hält!
Noch länger iſt's, als geſtern, bleich wie Kreide,
Der hag're Körper ein Geripp' aus Bein,
Und aus dem geſtern ihm ganz rechten Kleide
Ragt Hand und Fuß hervor, es iſt zu klein!
Unheimlich ſchaut's ihn an, mit gier'gen Blicken,
Und wimmert hohl und dumpf: „Ein Bischen Brod!"
Und wieder wird ihm vorgeſetzt in reichen Stücken,
Was nur das Haus an Leckerbiſſen bot,
Und von ſich ſelbſt ein Kleid ganz weit und lange,
Zieht er ihm an und paßt's ihm ganz genau,
Und harrt die ganze Nacht, geängſtigt, bange,
Bis an des andern Tages Morgengrau.
Und bei des Tages erſtem Morgengrauen
Erſcheint der Knabe ſelbſt vor ſeinem Bett',
Zu eng iſt ihm das Kleid, die Knochen ſchauen
Daraus hervor, wie Glieder vom Skelett;
„Ein Bischen Brod!" er bittet, und von Neuem
Wird ihm im Ueberfluſſe Kleid und Speiſ' und Trank,
Doch nicht will Speiſ' und Trank an ihm gedeihen,
Stets gieriger verſchlingt er Alles, ohne Dank.
Des Reichthums Quell' muß bald verſiegen,
Und Gold und Silber ſind ſchon fortgebracht.
Verſchlungen hat er Alles, in den Zügen

Digitized by Google

Des Angeſichts geh'n Gier und Hunger auf die Jagd!
Da endlich faßt die Wuth, ganz wildgeſtaltig,
Den reichen Mann in ſeinem tiefſten Seyn,
Er ſtürzt ſich auf den Knaben zorngewaltig,
Schleppt ihn zum Fenſter hin dann ganz allein,
Und reißt es auf, und hebt den Knaben wieder,
Zum Fenſtersturze hoch und wild empor!
Das Fenſter iſt zu klein! Des Knaben Glieder,
Sie dehnen rieſiger ſich noch als je zuvor!
Da ſchleift er ihn zur Thür, mit Angſt und Pochen,
Die Flügel reißt er auf, und ſtoßt den Knaben hin,
— Entſetzen! — es wachſen rieſenhaft die Knochen
Zur Decke auf, die Thüre iſt zu klein für ihn!
Da ſtürzt der Mann zerknirſcht zu Boden,
Und klammert an des Unhold's Knie ſich an:
„Wer biſt Du Dämon, Kobold, Hyder?
Biſt Du der ſchwarzen Hölle unterthan?
Was iſt denn Dein Begehr? Was iſt Dein Sinnen?
Was nagſt, Du Nimmerſatt, an Haus und Herd?
Laß ab von mir und hebe Dich von hinnen,
Du haſt, ein Wolf, mir Hab und Gut verzehrt!“
Da ſtreckt ſich mächtig hoch empor der Knabe,
Und ſpricht mit höhniſch wildem Ton:
„Du riefſt ja ſelber mich, warſt ſelbſt Dein Rabe,
Als Du der Gottes-Gabe „Brod“ ſprachſt Hohn!!
Ich bin der „Mangel,“ komme unanſehnlich,
Wo man die kleinen Gottesgaben von ſich weiſ't;
Dann wachſ' ich nach und nach ganz ungewöhnlich,
Und aus dem Kinde wird ein Rieſe meiſt!
Durch's Fenſter komm' ich kaum bemerkt geflogen,
Und durch die kleinſte Spalt' dring ich in's Haus.
Doch werden Fenſter, Thür und Thoresbogen
Zu klein, wenn ich zum Hauſe ſoll hinaus!
Das „täglich Brod“ iſt eine Götterblume,
Die in dem heiligſten Gebote ſteht;
Trittſt Du mit Füßen nur die kleinſte Krumme,
Trittſt Du mit Füßen auch Dein Tags-Gebet!“
Zerknirſcht fühlt ſich der Mann, die heißen Zähren
Entſtrömen ſeinem Aug, er faßt ſich kaum;
Da plötzlich naht ein Strahl, und bald verklären
Viel gold'ne Strahlen ſeines Zimmers Raum,
Es ſchwebt ein Weib herein im Lichtgewande,
Gewoben ſcheint aus Duft ſie und aus Licht,
Die Palme bringt ſie mit aus ſchönem Lande,
Gar lieblich blüht ihr holdes Angeſicht!:
„Wohlthätigkeit“ bin ich,“ ſo ſpricht ſie leiſe,
Den „Mangel“ zu bezwingen, bin ich ausgeſandt,
Denn „Geben“ bloß iſt Wohlthat nicht, die Weiſe
Allein macht ſie, mit der ſie angewandt;
Das Brod, von Dir verſchmäht, in kleiner Gabe,
Bannt in der Wohlthat Hand den Mangel fort;
Jedoch nicht Hochmuth reich' ihm kalt die Gabe,
Die Güte reich' ſie dar mit mildem Wort!
Die kleine Gab' im Geben ſchon verachtet,
Rächt am Verächter ſich zur böſen Zeit,
Das Größte ſelbſt ſorgſam betrachtet,
Iſt Kleines nur, das ſich an Kleines reiht.
Die kleinſten Freuden ſind's, die wiederkehren,
Die großen Freuden kehren zwei Mal nicht,
Die kleinen Strahlen ſind es, die verklären,
Die großen Strahlen geben grelles Licht!
Zum Segen wird der Gaben allerkleinſte,
Wenn man mit Luſt dem Armen hin ſie hält.
Die Thräne iſt auf Erden hier die reinſte,
Die auf die Gabe von dem Geber ſelber fällt!
Ein Engel ſtehet unſichtbar dazwiſchen,
Wo nur doch just ein Bittender erſcheint,
Und lächelt mild, wenn ſich die Thränen miſchen,
Die der Empfänger mit dem Geber weint!
Dann trägt er fort gleich glänzenden Agraffen,
Die beiden Thränen hin zur Himmels-Huth,
Und freuet ſich, daß Gott die Welt erſchaffen,
Und ſegnet ſie und ſpricht: „Der Menſch iſt gut!“ (Humoriſt.)

Der Schmied und ſeine Braut.

Sage aus dem Lahnthale. Von W. H. Riehl.

Der junge Grobſchmied Tönges vom Weyher ſtand vor dem Amboße. „Tummle dich, Geſell! den Takt gehalten!“ rief er lachend, indeß er den ſchweren Hammer leicht und ſicher durch die Luft ſchwang, daß die Funkengarben beim Niederſchlag den ganzen dämmerigen Raum durchſprühten und erleuchteten.

Dem Geſellen ging's nicht ſo flink ab — denn er war eine nette zwanzigjährige Bauerndirne. Aber ſie führte wahrhaftig ihren Hammer auch nicht ſchlecht. Das war eine nervige Muſculatur an dem ſonngebräunten Arme und doch zugleich in gar anmuthigen Linien ausgerundet!

War eine Reihe tüchtiger Streiche geführt, dann ſtellte der Schmied den Hammer auf den Amboß, ſtützte den linken Ellbogen auf den Stiel, bog ſich mit dem rechten Arm hinüber zu dem Mädchen, küßte ſie, und gleich ging's wieder luſtig fort in der Arbeit. Manchmal nannte er ſie zärtlich beim Namen, und fügte er auch kein Wort hinzu, ſo lagen doch ganze lange Sätze in dem Tone, der auf dem einſchmeichelnden Worte „Leiſa“ ruhte — alſo ſagte man in alten Zeiten in jener Gegend ſtatt Eliſe. Doch — wir wiſſen ja noch nicht, in welcher Gegend wir eigentlich ſind. Wenn Ihr gerade ausſchaut vom Eingange der Schmiedewerkſtätte, die auf einer Anhöhe vor dem Dorfe Löhnberg liegt, deſſen ſechszig Familien auf die alte Ringmauer und die Stadtprivilegien nicht wenig ſich zu Gute thun, ſo ſeht Ihr die Lahn zu Euren Füßen ſtrömen. Sie hat eben die Grafſchaft Solms (wir leben im Jahre 1652) verlaſſen, um in ein Gebietstheilchen der Grafen von Naſſau-Katzenellnbogen einzutreten. Das Gebirg beginnt ſteiler das Flußthal einzuengen, in faſt ſenkrecht jähem Fall ſteigt ein bewaldeter Berg der Werkſtätte des Schmiedes gegenüber zu dem ſtillen, dunkelgrünen, ſchilfgeſäumten Waſſerſpiegel nieder, und rechts im Vordergrunde erhebt ſich auf Felsklippen das Jagdſchloß, welches Herr Graf Georg von Dillenburg vor Jahren ſtattlich hatte wiederherſtellen laſſen. Schmähet mir dieſen Landſtrich nicht, die rauhe Schönheit dieſer Gaue, den armen, ehrenfeſten Menſchenſchlag! Wir wollen ein wenig vortreten vor des Schmiedes Thür, dann blicken wir links in ein weites, luſtiges Wieſenthal, und ſehet! die wohlgeſchützte Mittagsſeite ſeiner Berghänge deckt ein Rebgelände. Dort wächſt der Löhnberger Rothe, der war berühmt in alter Zeit, und noch mehrere Menſchenalter nach den Tagen, da Tönges mit Leiſa, ſeiner Braut, am Amboß ſtand, bewirthete Graf Wilhelm von Braunfels die Herren des Wetzlarer Reichskammer-Gerichtes mit einem Weine, den er eine Stunde über Löhnberg ſelbſt gezogen im heißen Jahre 1719, und als der gräfliche Wirth nach der Tafel den Gäſten zu errathen aufgab, was für Wein man wohl getrunken, vermeynten die Herren, das ſey ein koſtbarer Burgunder geweſen.

Es war früh Morgens zwei Uhr, da die Beiden in der Schmiede ſchon ſo ſcharf drauf los arbeiteten. Hätte ihm ſein Schatz nicht den ſeltſamen Liebesdienſt geleiſtet, ſo würde Tönges ſchwerlich einen Geſellen haben auftreiben können. Ein Gericht Gottes, ſo ſagten fromme Leute, war über das Land gekommen; als ein böſer Engel mit dem Schwerte zog die Peſt durch Städte und Dörfer. Faſt alle Handtierung ſtockte, der Verkehr lag darnieder; wie mit dämoniſcher Gewalt hatte der Schreck über die jähe Gefahr Geiſt und Sinn des Volkes gefangen genommen, ſo daß ſich jener Epidemie

Digitized by Google

eine zweite, die der verzweifelnden Muthloſigkeit, zuzugeſellen drohte. Wer ſtarb, der war durch Gottes Finger als ein Schuldiger bezeichnet, und man ſtritt, ob ihm ein ehrlich Begräbniß zu gönnen ſey. Vor drei Wochen noch hatte Tönges ſeinen verſtorbenen Vetter auf einer Leiter ſelbſt aus dem Hauſe tragen müſſen. Jetzt aber erging ein geiſtliches Rundſchreiben an alle Gemeinden, darin mit kräftigem Bibelwort bewieſen ſtand, daß man auch in dieſen allgemeinen Sterbensläuften dem Tode freudig ſich fügen müſſe, und wer in gegenwärtiger Plage nur in dem Herrn abſterbe, der werde auch künftig in Chriſto wieder auferſtehen, und alſo ſey er nicht bei Nacht ohne kirchliche Ceremonien unter die Erde zu ſcharren.

Der Schmied war faſt der Einzige im Dorfe, der ſich den friſchen Muth bewahrt, und wie der allgemeinen Todesangſt zum Trotze, liebte er ſein Mädchen heißer und fröhlicher als jemals.

Fürchteſt du dich nicht mehr, Tönges? fragte Leiſa lächelnd und legte den Hammer nieder.

Unſer Stündlein kommt, ehe wir's uns verſehen, antwortete Tönges. Dazu braucht's die Peſt nicht. Sollte ich aber ſterben müſſen, dann denke ich an dich und ſpreche: ich habe wohl gelebt.

Ei, nicht die Peſt meyne ich! rief Leiſa, ich meyne den Schultheißen. Ja, Tönges, du haſt mir ein Großes zu Lieb' gethan, da du um meinetwillen ſchon vor der Morgenglocke die Kohlen einzulegen wagteſt und nicht in mich drangſt, dir zu ſagen, weßhalb ich des Nachmittags nicht ſchmieden kann und wo ich mich zu dieſer Zeit umhertreibe. Daran habe ich recht erkannt, daß du mich über Maßen liebeſt.

Leiſa ſchmiegte ſich an die breiten, kräftigen Schultern des Schmiedes. Dann flüſterte ſie ganz heimlich: Als ich heute früh durch die Gäßchen zur Schmiede ſchlüpfte, hat der Ortsdiener aus dem Fenſter geſchaut und mir zugerufen: Jüngferchen, ich will Sie verwarnt haben! Der Schultheiß will's juſt nicht wiſſen, daß Ihr mit Eurem Tönges vor der Morgenglocke die Kohlen einlegt; wenn er's aber einmal wiſſen **will**, dann läßt er euch Beide in den Thurm ſtecken!

Es war nämlich ſelbiger Zeit ein ſtreng Geſetz ergangen in den naſſau-oraniſchen Landen, daß kein Schmied ſeine Eſſe heizen ſolle, bevor die Glocke vier geſchlagen und das Morgenglöcklein geläutet habe. Denn auf den Dörfern brachen wiederholt Feuersbrünſte aus, denen man bei den ſtrohgedeckten Lehmhütten des Gebirges kaum wehren konnte, veranlaßt durch das Schmieden in der Frühe, wann die Nachbarn noch im Schlafe lagen; und zudem riß die Unſitte, ſchon um zwei Uhr vor dem Amboße zu ſtehen, meiſt doch nur deßhalb ein, weil Meiſter und Geſellen des Nachmittags, der Arbeit ledig, in den Schenken umherſchlendern wollten.

Tönges und Leiſa machten ſich übrigens wenig aus des Ortsdieners Warnung. Sie hätten freilich wegen des Schultheißen in Unruhe ſeyn dürfen; allein in Zeiten, wo der Tod zu jeder Stunde über unſere Schwelle ſchreiten kann, fürchtet man ſich nicht vor dem Schultheißen von Löhnberg.

Es iſt wohl traurig, einſam in der Fremde zu erkranken, wo man verlaſſen liegt, ein ungefreundeter Mann, wo kein liebender Mund uns Muth einſpricht, wo keine Hand einer Mutter oder Gattin beſorgt das Kiſſen uns glatt ſtreicht. Da fühlt man recht, was „vergeſſen“ und „verlaſſen“ für ſchreckliche Worte ſind. Aber es gibt ein noch ſchrecklicheres Wort, das heißt „verſtoßen“.

Leiſa ſchlüpfte ſcheu durch den Garten hinter des Schulzen Haus, der wüſte lag in dieſer traurigen Zeit, die Beete von Neſſeln, Quecken und Nachtſchatten überwuchert, die Obſtbäume durch Moos und Flechten verderbt. Leiſa's Auge blickte ernſt, aber der Abglanz einer ſtillen, ſeligen Freude ſpiegelte ſich darin; das war der heimliche Gang — die Sonne ſtand etwas über Mittag —, von dem Tönges nichts wiſſen durfte und um deßwillen ſie Morgens ſo früh ſchmiedeten.

Sie trat durch eine Hinterthür in die Scheuer. Auch hier ſah es öde genug aus. Die Räume oben und unten waren leer. Nur in dem dunkelſten Winkel fanden ſich noch ein paar Gebund Stroh aufgehäuft, und zwiſchen dieſen etwas altes Bettwerk. Leiſa ſchlich ſacht hinzu. Ein altes, krankes Weib lag in den Strohbündeln und Kiſſen.

Wie geht es Euch, Frau Catharina? ſprach das Mädchen in mildem, herzlich theilnahmvollem Tone. Da erhob ſich die hinfällige Geſtalt ein klein wenig und erwiederte mit matter Stimme: Die Menſchen haben mich verlaſſen, aber bald nimmt der Herr mich auf!

Leiſa ſtellte das Körbchen, welches ſie mitgebracht, nieder und bot der armen Frau eine Erfriſchung. Sie winkte aber abwehrend mit der Hand und ſprach: Thu mir nur noch Einen Liebesdienſt, Leiſa, und ſchicke mir den Pfarrer her. Darauf erwiederte Leiſa: Der Pfarrer iſt ins Heſſenland geflohen vor der Peſtilenz; aber weil Ihr's geſtern ſchon gewünſcht, habe ich den Glöckner beſtellt, der hält in dieſer Noth die Kirche und reicht die Sacramente.

Frau Catharina zog aus einem Täſchchen, welches ſie in ihrem Kleide verborgen hatte, zwei ſtarke ſilberne Armſpangen und ſprach: Merke auf, Leiſa! Da ich noch eine Jungfrau war, ſchenkte mir der Schultheiß, mein Verlobter, dieſe Spangen. Mit Jubel empfing ich ſie — unter Kummer und Sorgen habe ich ſie wie ein Heiligthum bewahrt während der langen traurigen Ehe. Als mein Eheherr, ſchon lange meiner müde, mich endlich gar verlaſſen, krank und hülflos, meynte er, ich müſſe es noch gnädig nennen, daß er mich nicht vollends hinaus geſtoßen unter den freien Himmel, in die Wildniß, wie in meinen jungen Jahren wohl Viele an ihren Kranken gethan! — Du allein haſt dich meiner angenommen, mich getröſtet und erquickt in dieſen bangen Tagen. Nimm dieſe ſilbernen Spangen zu meinem Gedächtniſſe. — Was war mein Leben, daß mir's vor dem Tode bangen ſollte? Es muß doch einmal geſtorben ſeyn, und wenn ja ſelbſt Kaiſer und Könige daran müſſen, darf ſich unſer eines nicht zu hart beklagen. Und ich darf wohl ſprechen: es iſt beſſer, in des Herrn, als in der Menſchen Hand fallen.

Leiſa nahm die Spangen mit thränendem Auge und wickelte ſie in ihr Halstuch. Da ſprach Frau Catharina: Es flimmert mir vor dem Geſicht! Leiſa, ich weiß nicht, wie ich dir danken ſoll, was du um Chriſti willen an mir gethan!

Redet nicht davon, flüſterte Leiſa. Seht, ich kannte Euch freilich kaum, bevor Ihr ſo elend waret, aber da ich ſah, daß Euer Mann und die ganze Freundſchaft recht wie Heiden Euch verlaſſen, mußte ſich wohl mein Herz erbarmen.

Mich packt etwas eiskalt an den Füßen, ſprach Catharina in gebrochenem Tone. — Das muß der Tod ſeyn, dachte Leiſa entſetzt. Rafft Euch zuſammen, gute Frau! Eben ſehe ich den Glöckner durch den Garten kommen.

Liebſter Herr Jeſus, du wolleſt's meinem Ehegemahl nicht anrechnen, daß er mich in der letzten Noth verſtoßen! murmelte Catharina und faltete betend die Hände und ſank zurück und ſprach im Verſcheiden: Die Menſchen haben mich verlaſſen, darum nimmt mich der Herr zu ſich auf!

Das Mädchen blickte ſchweigend auf die Leiche. Sie wollte ſich eben entfernen, als der Glöckner in die Scheuer trat. Er ſchaute in den dunkeln Winkel. Sie iſt todt! ſagte er, und Leiſa wiederholte: Sie iſt todt! Ihr iſt's wohl! Da aber packte ſie plötzlich der Schauer des Lebens vor dem Tode, die bis dahin ungekannte Furcht vor der Peſt kam über ſie, ſie ſchaute die entſtellte Leiche an, die ſo unheimlich zwiſchen den Strohbündeln und dem alten Bettzeug tief zurück geſunken lag, und wollte entfliehen. Der Glöckner aber griff ſie feſt beim Arme. Bleibe Sie, Jungfer Leiſa, ſagte er, was fürchtet Sie Sich? Der Himmel will es nicht, daß wir Beide an dieſer Seuche ſterben ſollen! Und das ſprach der Glöckner wie ein Prophet, und ſeine kleine Geſtalt erſchien dem Mädchen groß und ehrwürdig; das von Noth und Arbeit und frühen Kriegsſtrapatzen tief gefurchte Geſicht nahm einen wunderbar ſchwärmeri-

Digitized by Google

ſchen Ausdruck an. Es iſt, als ſey auf ſeiner Stirn zu ſchauen, daß ihm gar ſeltſame Gedanken und ein groß Geheimniß eben durch die Seele gehen. Die Bauern flüſterten ſich zu, der Glöckner ſey von Gott oder, wenn dies nicht, zum Wenigſten vom Teufel vor andern Menſchen begnadet.

Setze Sie Sich neben mich! ſprach der Glöckner mit ſchneidendem Ernſt und führte Leiſa auf einen Wellbaum, der mitten in der Scheuer lag. Sie wird jetzt bald Frau Schultheißin werden, ſagte er mit bitterer Ironie und blickte das Mädchen durchdringend an. — Das verhüte der Himmel! rief Leiſa. Ihr müßt nicht glauben, was die böſen Menſchen reden. — Aber ich verſichere dir, Kind, der Schulteiß hat ein Auge auf dich, fuhr der Glöckner prüfend fort. Nimm jetzt Zeit und Stunde in Obacht, bei Windſtille iſt gut Haſer ſäen. Da wandte ſich Leiſa ab, Thränen des Zorns im Auge, und ſprach: Der Himmel weiß es, daß ich ſeinem ehrvergeſſenen Anſinnen niemals ein Ohr lieh! — Du liebe Unſchuld! Ich glaube in ſo einfältigem Herzenstone kann Keine lügen! Wahrlich — und Rede und Ton des Alten ward bewegt —, wahrlich, Sie iſt ein gutes, treues, reines Kind, Leiſa, eine Zierde aller Jungfrauen!

Der Glöckner trat näher an die Leiche. Er ſprach feierlich: Du haſt den Troſt des Evangelii nicht mehr vernehmen können! Mädchen, wir wollen vor der Todten niederknieen und beten. Dann ſprach er geheimnißvoll und leiſe mit gefalteten Händen:

Die Nacht kommt ſacht gegangen,
Herz dir beginnt zu bangen!
Sie ſenkt ins ſchwarze Grab die helle fröhliche Erden
So kommt der Tod gegangen,
— Menſch, dir beginnt zu bangen! —
Schwarz nachtet's, da ſie dich zu Gräbern begraben werden.
Der Morgen iſt ankommen,
Was iſt das für ein Wonnen!
Ein Glühen, Blühen und Siegen über der fröhlichen Erden
So wird ein Morgen kommen,
Der Freudetag der Frommen,
Wann die ſel'gen Engel die Schläfer zum Himmel aufwecken werden!

Es war ein ſeltſam unheimliches Bild, der alte ſchwärmeriſche Kirchendiener, das blühende, tief ergriffene Mädchen und die Leiche im Helldunkel der verödeten Scheuer!

(Fortſetzung folgt.)

Fürſt Waldeck als Student in Leipzig.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſtudirte ein Fürſt Waldeck in Leipzig, welcher während ſeiner Studiezeit nicht bloß einen Wechſel von 80,000 Thlr. brauchte, ſondern auch noch eine gleiche Summe bei ſeinem Abgange als Schulden hinterließ. Daß er bei dieſer Geldconſumtion auch Andern nicht wenig von ſeinem Ueberfluſſe zukommen ließ, verſteht ſich von ſelbſt. So hielt er unter andern einen Schneider von vier Geſellen bloß für ſich, und dieſe fünf hatten vollſtändig Tag für Tag zu thun, denn immer mußte etwas Neues für den Fürſten angefertigt werden. Die Kleidungsſtücke, welche ihm nicht mehr gefielen, und wenn er ſie auch kaum einen Tag getragen, verſchenkte er an ſeine Commilitonen, denen die fürſtliche Garderobe natürlich ſehr gelegen kam. Ein ander Mal veranſtaltete er auf der großen Funkenburg einen Commers, der ihm beinahe 1000 Thaler koſtete. Eines Tages kam er in das grüne Schild (jetzige Stadt Gotha in der Fleiſchergaſſe), und beſtellte bei dem Wirth für den folgenden Tag ein Gaſtmahl von einigen 60 Converts, zu dem Couvert 2 Flaſchen guten Wein, mit der Bemerkung, daß man auch mehr verabreichen könne, er ſelbſt aber werde dem Feſte nicht beiwohnen. Der Wirth freut ſich über die gute Einnahme und läßt Alles zum Feſte beſtens vorbereiten. Der beſtimmte Mittag rückt heran, die Tafeln ſind ſervirt und der Geruch der Speiſen duftet aromatiſch aus der Küche des grünen Schildes. Die Kellner ſtehen, ſchneeweiße Servietten in der Hand, Schlag 1 Uhr an der Thüre in Erwartung der eingeladenen Gäſte. Auf einmal kommen neun bis zehn Eſſenkehrerjungen mit ihren Beſen in ihrem gewöhnlichen rußigen Coſtüme um die Ecke und rücken gegen das grüne Schild los. „Marſch, marſch, heute wird nicht gekehrt,“ ruft ihnen einer der Kellner entgegen. Trotzdem aber laſſen ſich die Jungen den Eingang nicht wehren, indem ſie erklären, ſie ſeyen zu Tiſch geladen; und während dem ſtellen ſich von allen Seiten noch andere ſchwarze Gäſte ein, ſo daß man in Zeit von 10 Minuten im Speiſeſaal über ſechszig Eſſenkehrerjungen zählen konnte. Der Wirth mußte wohl oder übel in den ſauern Apfel beißen, und klagte nur über die ſchönen weißen Servietten und Tiſchtücher, die bald eben ſo ſchwarz ausſahen als die, welche ſich deren bedienten. Das ſchwarze Corps haute ein wie die Türken — ſolche Mahlzeit war ihnen bisher noch nicht vorgekommen und auch Wein hatte ihre Lippen noch nicht berührt. Um ein Uhr hatte das Mal begonnen und um zwei Uhr war der Teufel ſchon los; der ungewohnte Wein hatte ihre Köpfe nicht wenig erhitzt, es ging Alles drunter und drüber, und kaum war noch eine Stunde vergangen, als zwiſchen zerbrochenen Gläſern, Flaſchen, Schüſſeln und Tellern die Gäſte in ſehr deſolatem Zuſtande und ſonderbarer Verwirrung lagen und ſchnarchten, daß man es auf der Straße hören konnte. In dieſem Augenblicke erſchien auch der Fürſt Waldeck und wollte ſich ausſchütten vor Lachen bei dem ſonderbaren Anblicke und dem trüben Geſichte des Wirthes, das ſich auch erſt erheiterte, als der fürſtliche Gaſtgeber die Tiſchdecke mit Goldfüchſen belegte.

Später beſtellte ſich unſer Waldeck einmal 2 Chaiſenträger und fragte, ob ſie ihn nach Connewitz tragen wollten, da er aber ſehr ſchwer ſey, ſo beſtimme er für jeden fünf Thaler. Als die Chaiſenträger ſich zur beſtimmten Zeit einſtellten und ihre Chaiſe abgeſetzt hatten, ſchickte ſie der Ladendiener — der Fürſt wohnte bei einem Kaufmanne — hinauf, da ſie noch ein Frühſtück bekommen ſollten. Während dem ſie oben ſind, ſtellt der Diener auf Befehl des Fürſten zwei Centnergewichte in die Chaiſe; bald darauf kommen die Träger mit dem Fürſten herab, nachdem ſie zur Stärkung eine Flaſche Wein zu ſich genommen. Als ſie jedoch die Chaiſe heben wollten, fällt es ihnen außerordentlich ſchwer; endlich gelangen ſie mit vieler Mühe bis zu dem ehemaligen Poſthorn. Während ſie ſich unterwegs ſchon beiderſeitig heftige Vorwürfe gemacht, daß ſie nicht in den Gang kämen, ſetzen ſie hier die Chaiſe hin und fangen an, ſich recht gemüthlich zu prügeln. Der Fürſt rief ihnen nun zu, er ſehe wohl, daß ſie ihn nicht vors Thor, geſchweige denn bis Connewitz tragen könnten, ſie möchten nur wieder umkehren und ihn wenigſtens nach Hauſe tragen. Dort angekommen gab er Jedem die verſprochenen fünf Thaler und erzählte, welche Laſt er ihnen aufgebürdet habe.

Pot-Pourri.

Wohlthat des ſtarken Schnürens.

Ein Doktor der Philoſophie beweiſt die Wohlthat des ſtarken Schnürens dadurch, daß er ſagt: „Es nimmt alle albernen Frauenzimmer von der Erde und läßt nur die Vernünftigen darauf zurück, damit dieſe gute Frauen werden.“

Amerikaniſcher Puff.

Kürzlich, erzählt ein Blatt von Neuorleans, wetteten ein Franzoſe und ein Kentuckier, welcher von Beiden am längſten zu ſprechen vermöchte. Es ſammelten ſich viele Neugierige bei dieſem eigenthümlichen Wettkampfe, der dreizehn Stunden dauerte. Alle Anweſenden, auch die neugierigſten und ſelbſt die Kampfrichter, waren eingeſchlafen, und als ſie früh erwachten, lag der Franzoſe — todt am Boden, der Kentuckier aber kniete neben ihm und — ſchrie ihm in's Ohr.

Digitized by Google

Nro. 25.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 27. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Schmied und ſeine Braut. — Das Strafarbeitshaus in der Vorſtadt Au bei München. — Erſter Verſuch mit dem Schwefeläther beim Wundſtarrkrampfe. — Elephantenjagd auf Ceylon. — Der würtembergiſche Wolf. — Oeffentliche Anzeige.

Der Schmied und ſeine Braut.

Sage aus dem Lahnthale. Von W. H. Riehl.

(Fortſetzung.)

Als Leiſa aus des Schulzen Hausthür trat, kam er ſelber die Straße herab. Er hielt das Mädchen an und that ihr freundlich, etwas maſſiv, ſo was die Bauersleute „freundlich thun“ nennen. Nie war ihr ſeine Freundlichkeit widerwärtiger erſchienen.

Du haſt rothe Augen, Schätzchen, ſprach er. Du ſollſt nimmer verweint ſeyn, ſondern allzeit hell und fröhlich ſehen, weil du das ſchönſte Mädchen im Dorfe biſt. — Leiſa aber wandte ſich mit zürnendem Auge gegen das Haus und rief: Herr Schultheiß, da drinnen liegt ein Todtes! Unſer Herrgott ſpricht nicht, aber er richt't!

Während der Schulze, von einem Schreck überlaufen, ſchweigend vor ſich hinſtarrte, ſchritt Leiſa raſch davon.

Der Schultheiß ermannte ſich und knirſchte in die Zähne, um durch den Zorn die Bangigkeit zu bändigen. Ich will's dem hoffärthigen Ding ſchon einbrocken! Ihr Tönges ſoll mir tüchtig in die Brüchte genommen werden, er ſoll's erfahren, daß Gerichtsſäcke keinen Boden haben!

Mir iſt nicht wohl bei der Sache, ſprach der Schmied. Leiſa, ich will dir Alles zu Lieb' thun, aber wir ſtehen heute zum letzten Male vor der Morgenglocke am Amboß.

Habe Dank, daß Du's bis hieher gethan, erwiederte das Mädchen, nun iſt's auch nicht länger nöthig: heute Abend wird Frau Catharina begraben.

Wie! rief Tönges erſchrocken, ſo iſt alſo, was die Leute munkeln, wahr? Du biſt es geweſen, die des Schulzen Frau, da er ſie verſtoßen, bis zum letzten Stündlein gepflegt?

Und wäre es denn ſo Arges, Chriſti Gebot zu thun, daß du darüber erſchrecken magſt? fragte Leiſa mild und doch feſt.

Der Schmied blickte ſie lange ſchweigend an, dann küßte er ſie und ſprach: Du haſt Recht, mein Mädchen, du mein Herz, meine Krone! Dennoch wird es hart an uns Beide kommen. Der Schultheiß haßt dich ſchon, weil du nichts auf ſein Schönthun geben wollteſt; nun aber wird er uns Beide auch verfolgen. Ein ſchlechter Kerl läßt ſich Alles gefallen, nur nicht, daß andere Leute ſo geradezu unter ſeiner Naſe beſſer zu ſeyn wagen, als er.

Da ſprach Leiſa plötzlich ganz begeiſtert: Es iſt ein Gott im Himmel! Und ſie hob den ſchweren Hammer auf und begann luſtig die Arbeit. Aber ſchnell ließ ſie auch den Hammer wieder ſinken, ward ſehr nachdenklich und flüſterte vor ſich hin: Doch hab' ich juſt vergeſſen, daß der liebe Gott nicht Schultheiß in Löhnberg iſt.

Man iſt zu dieſer Zeit gar ſtreng und ängſtlich geworden wegen des frühen Feuerns, ſagte Tönges, vornehmlich ſeitdem Dreidorf niederbrannte. Das Feuer loderte früh Morgens ſo reißend ſchnell in den Strohdächern des Städtchens auf, daß man die Schießſcharten der Stadtmauer in verzweifelter Eile weiter ausbrechen mußte zur Rettung des nackten Lebens; denn ehe man ſich's verſah, ſperrte die Flamme die beiden Thore.

Leiſa ſchaute träumeriſch in die rothe Glut der Kohlen, in dieſes heiße Leben, das leuchtend und ſprühend ſich ſelbſt verzehrt. Der rothe Abglanz ſchien ihre Züge zu verdüſtern.

Gerechter Himmel! Blick um dich, Mädchen! rief plötzlich der Schmied. Da ſchlägt ja Rauch und Flamme aus dem Gebälke! Wo kommt der dicke Qualm und das Feuer her? Das kann nicht von der Eſſe kommen!

Leiſa ſchrie im erſten Schreck hell auf — ſo weit mußte ſie ihrem Geſchlechte den Tribut zahlen —, dann aber faßte ſie ſich. Stille! Tönges, lange den Kübel Waſſer her! Wir müſſen's vertuſchen. Es iſt ja gleich gelöſcht. Wenn's nur keinen Lärm gibt!

Aber ſchon war's zu ſpät. Als Tönges vor die Thür trat, ſah er die ganze Dachfirſte vom Feuer ergriffen. Es geht nicht mit rechten Dingen zu! rief er verzweifelt. Dort oben haben unſere Kohlen nicht gezündet.

Die Leute im Dorfe, die ſich in den hohen Sommertagen gar zeitig zur Feldarbeit rüſten, hatten das Feuer ſchon bemerkt und eilten herbei. Das Waſſer mangelte. Die Lahn iſt allzu entfernt. Eine große Lache unten neben dem Backhauſe war von der Hitze halb ausgetrocknet; ein naher Ziehbrunnen hatte nur Eine Rolle, ſo daß man nicht gleichzeitig den vollen und den leeren Eimer konnte auf- und niedergehen laſſen. An kräftiger Hülfe fehlte es anfänglich, das allgemeine Elend hatte die Leute für ein ſo geringes Unglück ſtumpf und gleichgültig gemacht. Tönges ſah kaum, was vorging; aber als er aufblickte, kam ſchon der Schultheiß ordnungsmäßig angeritten auf ſeinem ſtattlichen Rappen, eine alte Hiebwaffe zum Zeichen der Amtswürde im Ledergehänge tragend. Er tritt hart an Tönges und rief kurz und trocken: Ihr habt Kohlen eingelegt vor der Morgenglocke, dafür ſollt Ihr mir in den Thurm, und habt's nicht angezeigt und um Hülfe gerufen, da der Brand ausgebrochen, dafür ſollt Ihr nach der Feuer-Ordnung um zehn Gulden geſtraft werden.

Man mußte geſtehen, der Schultheiß war ein ſtrenger Mann, der die Bürgerſchaft gut in der Zucht hielt. Denn kaum war er auf dem Platze erſchienen, ſo regten ſich ſchon alle läſſigen Hände. Ein paar ſtarke Maurergeſellen ſtiegen auf die Feuerleitern und riſſen mit dem Haken den brennenden Dachſtuhl zuſammen. Männer und Weiber bildeten flugs doppelte Reihen nach dem Ziehbrunnen hin und nach der Pfütze am Backhauſe; die eine Hälfte langte die vollen Eimer heraus, die andere reichte die leeren zurück.

Die Knechte des Schultheißen arretirten inzwiſchen den Schmied, da eben die Flamme am hellſten über ſeiner Schmiede zuſammenſchlug und das Gebälk niederzukrachen begann. Da drängte ſich ein Mann aus der Menge vor — es war der Glöckner — und rief: Habt ihr denn nicht geſehen, daß dort in der Schmiede noch ein Weib ſteckt? Laßt mich durch! Als wir Anno zweiunddreißig unter unſerem gnädigſten Oberſten, dem Grafen Ludwig, das Schloß Braunfels petardirten und mitten im Brande ſtürmten, focht ich mit drei braven Kerls an die zwei Stunden im dickſten Rauche, bis wir den Sturmhaspel am Thore zerſtört hatten. Ich will das arme Ding da drinnen nicht ruhig verbrennen laſſen. Laßt mich durch

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Der Rauch hat mir Anno zweiunddreißig nichts weiter angehabt, als daß ich den ganzen Tag heiſer war und triefäugig umherlief.

Die Menge gaffte, aber der Glöckner Konrad ſprang muthig hinein und trug Leiſa auf dem Arme heraus, die, vom jähen Schreck übermannt, ſich nicht mehr zu helfen gewußt und die Beſinnung verlaren hatte.

Thörichtes Kind! ſprach er ſcheltend, als die Gerettete auf der Straße niederkniete, du wäreſt dach wahrlich noch zu gut und zu jung und ſchön für das unvernünftige Feuer und drn garſtigen Rauch! Waſche dir die Augen aus, Töchterchen, und ermuntre dich.

Der Kirchhof zu Löhnberg iſt ſtill und friedlich gelegen in der Thalrbene über dem Dorfe, mitten im Ackerland. Zwiſchen den hölzernen Krruzen ſteht die alte Todtenkirchr, ein kahler, trauriger Bau; aber der Platz rundum iſt recht freundlich. Es zieht ſich ein weiter Wieſengrund zur Lahn hinab, der iſt ſo friſch und ſaftig grün, ſelbſt jetzt im hohen Sommer, und die Wälder hüben und drüben ſind ſo majeſtätiſch, ſo prachtvallen, üppigen Wuchſes — ich wollte, ich könnte es Euch ganz ausſagen, was droben an der Lahn für ein wunderſchönes Land iſt!

Jetzt hallt eine Glocke van Löhnberg in jenen reizenden Gründen wiedet. Die Todtenglocke war in eine Warnglacke verwandelt, ſie ward gezagen vor den beiden Begräbnißſtunden (um ſieben Uhr Morgens und genau im Mittag), damit ängſtliche Leute, welche es entſetzte, einer Peſtleiche zu begrgnen, zu Hauſe bleiben möchten. Der Himmel war wolkenleer, die Luft ſo ſchwül, daß ſie im Sonuenlichte über die Fläche des Bodens hin zitterte, kaum daß ein Gräschen nickte, aber daß unhörbar faſt die Halme und Aehren in den Kornfeldern geknarrt hätten, ſo bleiſchwer lag die Todesruhe auf allem Lebendigen.

Ein kleiner, armer Leichenzug kam langſam ohne Sang und Klang vom Dorfe herüber. Das Gefolge ging mit kluger Vorſicht voraus, den Sarg trug man hintendrein. Auf den Kirchhof gelangt, ſtellte man denſelben am Grabe ab. Dir Nachbarſchaft und Freundſchaft der verſtorbenen Frau Catharina — jetzt ein gar kleines Häuflein — begab ſich in die Todtenkirche, wo Konrad, der Glöckner, der verwitterte alte Kriegersmann, der recht wir ein Glied der ſtreitenden Kirche ausſah, die Gebete und Einſegnungen ſprach. Am Chore der Kirchhofs-Kapelle iſt ein kleines Gitterfenſterchen. Dort kniete außen, mitten im Geſtrüpp von Neſſeln, Diſteln und Brombeerſträuchen, die das alte Gemäuer umwuchern, Jungfer Leiſa und betete andächtig mit; denn es war ihr nicht erlaubt — weil ſie zuletzt um die Verſtorbene geweſen —, anders als vor dem Leichengefolge verſteckt der Feier beizuwohnen. Drinnen in der Kapelle gingen ſie raſcher auseinander, wenn auch nicht minder mächtig ergriffen als ſonſt. Da die erſten Schollen auf den Sarg rollten, hatten ſchon Alle, außer Leiſa und dem Todtengräber, den Kirchhof verlaſſen.

Nachdem ſich das kleine Geleite langſam gegen das Dorf zurück bewegt hatte, ſchlüpftr das Mädchen, ſcheu umher blickend, aus ſeinem Verſtecke hervor und eilte querfeldein nach dem ſtillen Waldthale hinüber, welches ſich von Niedershauſen her dem Lahnbette zuwendet. Die Berghänge ſind kahl und felſig auf der einen Seite, nur von mageren Wachholderſträuchen überwuchert; auf der andern aber deckt ſie der prächtigſte Hochwald. Die Mittagsſonne kochte ſa recht die Luſt in dem engen Thalgrunde. Leiſa ſetzte ſich am Bachr in den Weidenbüſchen nieder. Sie weinte ſacht und halb verhalten, aber bitterlich. Doch mitten im Schmerze ruht man ſich oft mit wehmüthigem Behagen gleichſam aus auf dem Bewußtſeyn, auf dem feſten Beſitze eines ganz geringfügigen Genuſſes, der ſonſt kaum empfunden an uns vorüber gegangen wäre. So lächelte Leiſa mitten im bitterſten Gram vor ſtiller Freude, als von Zeit zu Zeit ein Lüftchen den kühlenden Athem des Waſſers ihr zutrug und dir Blüthen der gewürzigen Bachkräuter kräftiger aufduften machte. Das bekümmerte Herz hält ſalch eine kleine Labe mit ſo rührender Innigkeit feſt, weil ſie ihm beweist, daß es immer noch nicht ganz arm geworden ſey.

Ich weiß, warum du weinſt, Mädchen! ſprach plötzlich eine bekannte Stimme und ſchreckte die Betrübte aus ihrer Einſamkeit. Es iſt der Glöckner, der Leiſa nachgegangen war. Sie fühlte ſich wahlthuend überraſcht durch die Erſcheinung des ſeltſamen Mannes; denn van Kindesbeinen an hatte ihr dieſer immer ein rechter Tröſter gedäucht. — Ich weiß, warum du weinſt. Du weinſt über die Bosheit dieſer Welt. Sey ruhig, Kind! Sie können einem frammen Mädchen doch nichts anhaben und ſeinem Schatz.

Ach, Konrad, Ihr wißt lange nicht Alles, ſprach Leiſa ſchluchzend. Der Schultheiß ſagt, ich hätte ſeiner Frau die ſilbernen Armſpangen geſtohlen, da ſie mir dieſe doch auf dem Tadtenbette als ein Andenken geſchenkt! Ich habe keinen Zeugen!

Der Glöckner that einen ſchweren Fluch und ballte ungeduldig die Fauſt. Es iſt ein Jammer und eine Pein, daß man nicht alles Unrecht ſogleich mit drn Händen erwürgen kann! Mädchen, wenn Niemand für dich zeugt, ſo will ich ein großes Zeugniß für dich ablegen!

Ach, Ihr könnt es ja nicht, Konrad, Ihr ſeyd nicht zugegen geweſen.

Geh nur getroſt hin, ſprach er mit wunderbar feſter Stimme und begeiſtertem Blicke, vertheidige dich muthig; ſie werden dich nicht verderben, wenn ich für dich zeuge! Aber, Kind, wie ſiehſt du blaß und abgefallen aus! Der Hunger ſitzt dir auf den Lippen. Ich will mich niederſetzen zu dir und mein Mittagsbrod aus der Taſche ziehen, und du mußt mein Gaſt ſeyn.

(Schluß folgt.)

Das Strafarbeitshaus in der Vorſtadt Au bei München.

(Eingeſandt.)

München, den 10 März 1847.

Geſtern beſuchte ich im Gefolge eines Prinzen, bei dem Alles, was menſchliches Glück und menſchliches Elend betrifft, eine im tiefſten Grunde ſeines Herzens liegende Saite anſchlägt, Seiner königl. Hoh des Prinzen Maximilian von Bayern, das Strafarbeitshaus in drr Vorſtadt Au. Der Eindruck auf mein Gemüth war bei dieſem Beſuche, ſo wie bei den früheren Beſuchen dieſer Anſtalt unter der jetzigen Direktion, tief und mächtig. Ich war gerührt und erſtaunt über die reichen und ſegensreichen Früchte eines Prinzips, das gleich einer unſichtbaren, milden und liebevallen Macht, ohne alles Geräuſch die Triebfedern dieſes pſychologiſchen Wunderwerkes in Bewegung ſetzt. Ich habe viele Sträflinge — unter der Herrſchaft anderer Grundſätze — geſehen und nie in meinem Leben werde ich den Ausdruck von Gram, van Verzweiflung, ja van Rachſucht nud menſchenfeindlicher Wuth vergeſſen, der mich häufig erſchütterte, der mich vor Entrüſtung über ſo hoch geſteigertes Elend erſtarren, ja bisweilen ſogar für meine eigene Sicherheit erſchrecken machte. Ich mußte erſchrecken, wenn ich einen Menſchen, abgeſperrt von aller menſchlichen Geſellſchaft, mit Ketten angeſchmiedet, mit ſchweren Kugeln niedrrgedrückt, von biſſigen Fanghunden und der Peitſche brwacht und bedroht, mit Beſchimpfungen überſchüttet, und gleich einem wilden Thiere oder einem Wahnſinnigen voll Zorn und Wuth, mir ins Auge ſchauen ſah. Ich wandte mich ſtets mit Entſetzen und Mitleid von einem ſo furchtbaren Anblicke ab. Wie ganz anders geſtern! Ich befand mich in einer mit muſterhafter Ruhe und Ordnung betriebenen, äußerſt reinlichen, luftigen und geſunden, ſtill und friedlich betriebenen Fabrik. Ich erblickte keinen Hund und kein Strafinſtrument, ich hörte kein rauhes Wort, ich ſah — einige Thränen zwar — aber kein verzweiflungsvolles, kein wildes Geſicht; ich ſah nur, wie die Arbeiter alle von ihrer Arbeit weg höchſtens einen Blick voll von Achtung, Anhänglichkeit, und Vertrauen auf den Vorſtand der An-

Digitized by Google

ſtalt warfen. Ich ſah Zuchthaus- und Kettenſträflinge, ich ſah Mörder, ruhig und fleißig an ihrer Arbeit, und in ihrem Blicke erkannte ich Ergebenheit in ihr Schickſal und moraliſche Beſſerung. Ich gebe mich hier keiner Uebereilung und keiner Illuſion hin, da ich ſelbſt über 600 Criminal-Unterſuchungen geführt und Tauſende von Verbrechern zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Ich behaupte auch nicht, daß alle von mir geſtern beobachteten Verbrecher radical und aufrichtig gebeſſert ſind; ich bilde mir keineswegs ein, bei allen die dunkle und verborgene Mannichfaltigkeit deſſen, was in ihrem Innern vorging, klar und umfaſſend durchſchaut zu haben; aber das Gemüth der entſchiedenen Mehrheit, die Phyſiognomie der Geſellſchaft im Ganzen — liegt jedem Beobachter, namentlich Jedem, der Erfahrung in dieſem Fache, der ſelbſt ſchon viel mit Unterſuchungen und mit Sträflingen zu thun gehabt, und ganz beſonders demjenigen, der ſchon mehrere Strafhäuſer und Sträflinge unter andern Umſtänden — — geſehen hat, klar und unzweideutig vor Augen, nichts zu erwähnen von den in Druck erſchienenen und durch amtliche, offizielle Zeugniſſe einer Menge von Polizei-Behörden dokumentirten Nachweiſungen über die dem Vorſtande der fraglichen Anſtalt ſeit vielen Jahren vollkommen gebeſſert entlaſſenen Sträflinge. Das Prinzip, nun, das ich oben andeutete, das Prinzip, durch das dieſer Vorſtand ſo ein moraliſches Wunderwerk zu Stande brachte, das Prinzip, das minder ſichtbar, als die die größten Maſſen bewegenden Kräfte in der phyſiſchen Welt, eine ſo unglaubliche moraliſche Umgeſtaltung hervorrief, dieſes Prinzip — es iſt das der Humanität, es iſt die Gewalt der Liebe, wozu der humane Vorſtand durch zugleich ſtreng geſetzliche und dennoch liebevolle Behandlung, durch Verbannung jeder unnöthigen Härte und durch die in jedem Sträfling hervorgerufene Ueberzeugung, daß er ſelbſt und nicht der Vorſtand die Schuld an der Beſtrafung trage, daß dieſer nur ſeine Pflicht erfülle, aber es mit jedem Sträflinge gut meyne, daß er jeden gleich einem in der Erziehung verwahrlosten und deßwegen unglücklichen Kinde zu erziehen beabſichtige, daß jeder durch Fleiß und ordentliches Betragen ſeine Lage verbeſſern, daß der Vorſtand ihn gegen jedes Unrecht der Mitſträflinge und des Perſonals der Anſtalt ſchützen wolle und könne ꝛc., dieſe tiefgeſtellte Menſchenklaſſe zu nöthigen wußte. Dieſes Prinzip der Humanität, der Liebe und des Vertrauens zum Vorſtande wirkt zuſammen mit der muſterhafteſten Ordnung und Reinlichkeit (zwei unberechenbar wichtigen moraliſchen Hebeln) mit dem geweckten Sinn für Sparſamkeit, da jeder Sträfling nach Ablauf ſeiner Strafzeit oder begnadigt mit nicht unbedeutenden Erſparniſſen die Anſtalt verlaſſen kann, und mit der Gewißheit, daß die entſchiedenſte Mehrheit der Sträflinge dem Vorſtande, als dem Repräſentanten der Ordnung, des Geſetzes und der Milde, anhänglich iſt, ſo daß jeder einzelne Bösgeſinnte den Verſuch, Andere zu verführen, nicht wagen kann. Wem in dieſem Gemälde die Farben zu heiter aufgetragen ſcheinen, der ſehe die Anſtalt ſelbſt und urtheile, wenn er ſie geſehen hat!

Heil daher und Ruhm dem Schöpfer dieſes jedem Menſchenfreunde höchſt erfreulichen Reſultats, dem Vorſtande der Anſtalt, dem edlen Menſchenfreunde **Obermair!** Heil dem weiſen **Monarchen**, der ihn an ſeinen wichtigen Platz geſtellt hat, an den Platz, von dem aus er die ſchwerſten Verbrecher der menſchlichen Geſellſchaft als gebeſſerte, fleißige und arbeitſame Menſchen zurückgibt! Und mir ſey es noch vergönnt, zum Schluſſe zwei Wünſche auszuſprechen, die ſich immer und immer mir aufdrängen, ſo oft ich an dieſe Muſter-Anſtalt denke: daß nämlich einerſeits Obermair, der ſo Großes in ſo kurzer Zeit gewirkt, ſeine Anſichten, ſeine Kunſt, möchte ich ſagen, theils durch öffentliche viel verbreitete Druckſchriften und Aufſätze in öffentlichen Blättern recht oft und beharrlich der Welt kund geben und erläutern, auch Jünger und Nachfolger in großer Anzahl heranziehen, und daß andererſeits die Machthaber in der Welt ihr beſonderes Augenmerk eifrig, unverrückt und mit allen Mitteln auf die Erziehung der Jugend zum Mitleide richten möchten, zum Mitleide, als dem Hauptbeförderungsmittel deſſen, was alle und ſelbſt die beſten Strafanſtalten an Wichtigkeit noch übertrifft, nämlich der Verminderung der Verbrechen und des menſchlichen Elends überhaupt!!

Hofrath Dr. Werner.

Erſter Verſuch mit dem Schwefeläther beim Wundſtarrkrampfe.

(Von einem deutſchen Arzte dem „Nürnberger Korreſpondenten“ eingeſandt.)

Paris, 13. März. Gleich in der erſten Zeit, als die heilbringenden Eigenſchaften des Aethers bekannt wurden, tauchte an verſchiedenen Orten die Hoffnung auf, daß dieſes Zaubermittel bei Nervenkrankheiten und namentlich beim Starrkrampfe ſegensreich zu wirken im Stande ſeyn möchte. Man hatte nemlich bei den angeſtellten Verſuchen erfahren, daß der Aether, durch die Lungen ins Blut aufgenommen, die Bewegungsnerven betäubt und hiedurch die willkürlichen ſowol als die unwillkürlichen Muskeln in einen Zuſtand mangelnder Zuſammenziehung und Erſchlaffung verſetzt, und erblickte in dieſer ſeiner eigenartigen Wirkung ein langerſehntes Heilmittel gerade für den Starrkrampf, deſſen vorherrſchendes Symptom krampfhafte äußerſt gewaltſame Zuſammenziehung im geſammten Muskelſyſteme iſt. Konnte doch die Aufhebung oder wenn auch nur Verminderung dieſer unnatürlichen Zuſammenziehungen, ihr Uebergang in mehr oder minder erhebliche Muskelerſchlaffung gewiß ohne alle ſanguiniſche Uebertreibung als erſter Schritt zur Heilung betrachtet werden! Allein — der erſte Verſuch beſtätigte leider die Theorie nicht. Es war nemlich in den letzten Tagen am hieſigen Hôtel Dieu ein Verwundeter, der ſehr heftig vom Wundſtarrkrampfe befallen und deßhalb bereits dem Tode nahe gekommen war, vom Profeſſor Roux der Aetherberauſchung ausgeſetzt worden, und ſiehe — ſtatt der erwarteten heilvollen Wirkung erfolgte alsbald der Tod, und Profeſſor Roux ſelbſt, der gewandteſte und geiſtreichſte der franzöſiſchen Operateure, trug kein Bedenken, im Schooße der Akademie der Wiſſenſchaften eben ſo gut wie vor ſeinen kliniſchen Zuhörern ſich dahin auszuſprechen, daß der Schwefeläther den Tod des Kranken beſchleunigt habe. Ob er Recht hatte, und ob der Aether deßhalb nicht weiter, namentlich in der erſten Zeit gleich, beim Wundſtarrkrampfe in Anwendung kommen dürfe, bezweifeln wir, und wollen hiebei nicht überſehen, daß Profeſſor Roux ſehr lange zögerte — vielleicht zu lange — bis er im vorliegenden Falle zur Anwendung des Aethers ſich entſchloß, weil ihn einigermaßen die Erfahrungen des Dr. Morean am Bicètre davon abſchreckten. Letzterer verſuchte nemlich die Einathmung des Aethers in der anfallsfreien Zeit bei einem Fallſüchtigen, und ein krampfhafter, faſt tetaniſcher Anfall war die unmittelbare Folge davon.

Die fortgeſetzte Anwendung der Schwefeläther-Narkoſe hat in Venedig wieder zu einigen ſehr intereſſanten Erſcheinungen Gelegenheit gegeben. Am 2. März wurde eine Taglöhnerin von einer Kolik befallen, die ſie ſich durch Erkältung zugezogen hatte. Der nach einer ſchmerzvollen Nacht am Morgen herbeigerufene Arzt fand die Kranke in einem fürchterlichen Zuſtand, eine Beute des wüthenden Schmerzes, der ſich in dem queren und abſteigenden Grimmdarme nachwies. Nach mehreren fruchtlos verſuchten Mitteln ſchritt man zur Einathmung des Schwefeläthers, deſſen augenblickliche Wirkung aus den Zügen der Leidenden ſprach, die nach vier Minuten vollkommen hergeſtellt, von Wundern und Zaubereien ſprach, die man an ihr verübt habe. Dieſelbe Heilmethode wurde auch an einer 50jährigen Frau, nervöſen Temperamentes und zarter Leibesconſtitution angewendet, die ſchon ſeit zehn Tagen an einer ſchmerzvollen rheumatiſchen Neuralgie gelitten, welche die Oberkiefer-, Stirne- und Schläfen-Nerven angegriffen hatte. Alle für ähnliche Leiden bekannten Heilmittel blieben wirkungslos, bis endlich die Einath-

Digitized by Google

mung des Schwefeläthers nicht nur das Uebel binnen drei Minuten gänzlich hob, ſondern der Kranken die ſprechendſten Zeichen angenehmer Empfindung entlockte, und ihr nach entferntem Leiden bloß die Erinnerung an das behagliche Gefühl zurückließ, das ſie noch lange nachher durch Worte zu ſchildern ſuchte.

Das „Münchener Tagblatt" erzählt: Kürzlich wurde ein junger Menſch der ſich bei einem hieſigen Chirurgen einen Zahn in Schwefeläther-Betäubung ausreißen ließ, auf dem Wege nach Hauſe, (in der Nähe der Joſephſpitalgaſſe) von einer Art Blutſturz befallen, und mußte, unfähig zu ſtehen und zu gehen, nach Hauſe geführt werden. Möchten doch dergleichen Vorfälle beitragen, die von den Regierungen eingeſchärften Vorſichtsmaaßregeln auf's Gewiſſenhafteſte zu beobachten und vor einer gänzlichen Aufklärung über das Weſen und die Folgen des Schwefeläthers mit Anwendung desſelben ſparſam zu ſeyn!

Von der komiſchen Seite wird dem Stuttgarter „Beobachter" berichtet, daß ein würtembergiſcher Dorfbarbier an ſeinen Patienten anſtatt des berühmten „Schwefeläthers" Schwefelleber in Anwendung zu bringen verſucht habe. Der Herr Korreſpondent bringt die erbauliche Hiſtorie in folgende Verſe:

„Vom Wirthshaus kam der Dorfbarbier
Ganz exaltirt zurück,
Laut ſchrie er auf, ich werde ſchier
Ung'ſcheid; — bedenkt das Glück!
Das Mittel hat man jetzt gefunden
Für jeden Schmerz auch meinen Kunden,
Es heißt: — O weh, ich hab's vergeſſen!!
Er ſann dann hin und ſann dann her,
Bis es ihm eingefallen,
Raſch darauf verſchreibt ſich er
Den Stoff mit Wohlgefallen;
Man ließ ihn holen in der Stadt,
Weil morgen auszuziehen hat
Er einen Zahn dem Bittel.

Aber ach der Arme ſchrie
Bei dem Operiren,
Wie im ganzen Leben nie —
„Ich kann's nicht preſſiren,
Ich fahr' vor Schmerzen aus der Haut
Und riechen thut ſie überlaut,
Die Kur mit Schwefelleber."

Elephantenjagd auf Ceylon.

In einem engen Thale bereitet man eine ſtarke Einzäunung, etwa 6 Morgen umfaſſend; ſchon monatelang ehe der Kraal (das iſt das claſſiſche Wort) beginnt, werden die Elephanten der Umgegend auf dieſe Stelle zugetrieben, und wenn ſie endlich nahe genug beiſammen ſind, beginnt das eigentliche Treiben mit Schießen, Trommeln, angezündeten Feuern ꝛc. Die erſchrockenen Thiere drängen ſich nach der Falle, und ſobald eine hinreichende Anzahl eingetreten iſt, ſchließt man die Oeffnungen. Nun werden einige zahme Elephanten mit ihren Mahouts oder Führern in die Umzäunung eingelaſſen; ſie nähern ſich den wilden Elephanten, nehmen ſie in die Mitte, und die Mahouts binden ſie (unter dem Beiſtand der zahmen Thiere) an letztere und ſpäter an Bäume feſt, wo ſie etwa drei Tage lang durch Hunger und Schläge in die Freuden eines civiliſirten Zuſtandes eingeweiht werden. Die Jagd auf den wilden Elephanten gilt in Ceylon für wenig gefährlich; das Thier iſt an ſich ſehr ſchüchtern und harmlos, und ſelbſt verwundet ſoll es unter zehn Fällen neunmal die Flucht ergreifen. Tödtlich iſt nur ein Schuß unter das Ohr oder zwiſchen die Augen, und man nimmt in der Regel eiſerne oder bleierne Kugeln. Sehr gefährlich ſind aber die einzelnen Elephanten; man behauptet, daß dieſe Individuen wegen ſchlechten Benehmens aus der Heerde verſtoßen und immer ſehr bösartig gegen den Jäger ſind. Der größte Elephantenſchütz in Ceylon war Major Rogers, welcher 1100 erlegt haben ſoll. Er wurde etwa zehnmal von verfolgenden Elephanten eingeholt, blieb mehrmals für todt liegen, und hatte faſt jedes Glied ſeines Körpers gebrochen. Dieſer außerordentliche Jäger fand ein ungewöhnliches Ende — er wurde voriges Jahr vom Blitze erſchlagen. Eine ſinnreiche Methode haben die Cingaleſen um den Elephanten zu jagen. Sie lauern ihm auf und ſchießen einen Pfeil in ſeine Fußſohle, wenn er die Vorderfüße aufhebt. Dieſe Wunde macht ihn bald lahm und bringt ihn früher oder ſpäter in die Gewalt des Jägers.

Der würtembergiſche Wolf

hat bekanntlich ſeine Rolle ausgeſpielt und zu manchem Witz in den Blättern Anlaß gegeben. Den Schluß macht folgende im Stuttgarter Tagblatt enthaltene „Todes-Anzeige. Tief erſchüttert benachrichtigen wir unſere Freunde und Blutsverwandte, daß unſer geliebter Gatte, Vater, Groß- und Urgroß-Vater, Sohn, Enkel und Urenkel, auch Bruder, Schwager, Oheim und Neffe, ein geb. Wolf, vieljähriger Fußreiſender des Hauſes Schafkopf und Comp. den 10. März Eintauſend achthundert vierzig und ſieben ſeinen vielbewegten Erdenlauf geendet hat. — Von einem neidiſchen Schickſal verfolgt, lebte der Vielgeprüfte ſeit Jahren entfernt von ſeinem Vaterlande und ſeiner Familie in den gaſtfreundſchaftlichen Gauen Schwabens, die ihm eine zweite Heimath boten, von Nahrungsſorgen befreit, ganz ſeinem Berufe. Doch auch hier fand ihn der Haß ſeiner Feinde endlich, und die mörderiſche Kugel traf ſein Herz, als er gerade auf einer Geſchäftsreiſe in Wolleangelegenheiten begriffen war. — Wer ſeine außergewöhnlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten in dieſem Fache, wer ſeinen Unternehmungsgeiſt, ſowie ſeine unermüdliche Thätigkeit kannte, die er in ſeinem umfangreichen Wirkungskreiſe entwickelte, wird unſern großen Verluſt zu bemeſſen im Stand ſeyn. Im Namen der Hinterbliebenen: Die trauernde Wittwe: Wolf, geb. Wölfin. — Nachſchrift: „Für die zahlreichen Beweiſe der Theilnahme, die ſo viele Hunderte durch ihren Beſuch an ſeiner Todesſtätte kundgaben, herzlich dankend, mache ich die ergebenſte Anzeige, daß ich das — von meinem ſ. Mann betriebene Geſchäft auf Rechnung des gedachten Hauſes Schafkopf u. Comp. fortſetze und empfehle mich einem hohen Wild-Adel und verehrungswürdigen Schaf-Publikum beſtens, mit der Bitte, diejenige gütige Nachſicht, die ſie mit dem Verblichenen hatten, auch auf mich und meine Kinder übertragen zu wollen. Die Obige."

* * *

Sonderbarerweiſe bringt der neueſte Stuttgarter „Beobachter" folgende frappante Nachricht: „Oberndorf, 22. März. Der Wolf iſt todt, es lebe der Wolf! So eben iſt die amtliche Anzeige durch Extraboten hier angekommen, daß zwiſchen Röthenberg und Röthenbach hieſigen Amtsbezirks ein Wolf geſehen worden iſt.

Oeffentliche Anzeige.

Eine neue Weiſe, Jemanden eine intereſſante Familiennachricht mitzutheilen, wurde unlängſt im Theater des Variétés gebraucht. In einem Zwiſchenakte trat der Komiker Cuzot in's Proſcenium und wandte ſich an's Publikum — das ſchon die Anzeige von plötzlicher Erkrankung eines der Mitſpielenden zu hören fürchtete, mit folgenden Worten: „Meine Herren, ſo eben iſt Madame Renard von einem dicken, geſunden Knaben entbunden worden; ſollte ſich ihr Gemahl im Saale befinden, ſo wird er erſucht, ſich ſchleunigſt nach Hauſe zu verfügen." Der glückliche Vater, der ſich auf einem Sperrſitze befand, folgte ohne Aufſchub der empfangenen Weiſung.

Digitized by Google

Nro. 26.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 31. März.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Schmied und ſeine Braut. — Erſte Aufführung der „Räuber“ von Schiller. — Noch ein ungedruckter Brief Schillers. — Lubinche. — Ein Schneider. — Pot-Pourri.

Der Schmied und ſeine Braut.

Sage aus dem Lahnthale. Von W. H. Riehl.

(Schluß.)

Eine Trommel ging lärmend durch die Gaſſen von Löhnberg und rief die neugierigen Bauersleute ans Fenſter. Aber die Alten, die haſtig die Scheiben öffneten, und die jungen Burſche und Mädchen, die ſich an den Straßenecken und an den Brunnen verſammelt hatten, ja, ſelbſt die kleinen Kinder, die vors Hofthor gelaufen kamen, fuhren ſchen zurück, und es war, als hätte es Jeden eiskalt überlaufen, da ſich der ſeltſame Aufzug näherte. Auch den Roheſten ſchüttelte ein unwillkürliches Entſetzen, das jene geheime Freude nicht aufkommen ließ, welche leicht ein öffentliches Schauſpiel, ſey es auch noch ſo traurig, in dem gemeinen Manne rege macht. — Der Ausrufer zog mit dem Trommler voran, und hinterdrein ſchritt von zwei Amtsdienern begleitet, mit einem Strohkranze um die Stirn — Leiſa als des Diebſtahls überwieſen. So ging der Zug langſam durch alle Gaſſen. In gemeſſenen Zwiſchenräumen ſchwieg die Trommel, und dann verkündete der Ausrufer Verbrechen und Urtel der also Beſtraften. — Leiſa war blaß, ihre Kniee zitterten, die ſchönen Lippen zuckten und zwinkerten bloß manchmal, wie wenn das Weinen hervorbrechen wollte. Aber über dieſe Züge voll tiefer Schaam und mächtigen Schmerzes war der verklärende Lichtſchimmer der Unſchuld ausgegoſſen, welcher durch den bewußten Ausdruck der unverdienten Schmach zu einem Glanze der Hoheit ſich ſteigerte, daß der beſchimpfende Strohkranz faſt wie ein Heiligenſchein die Stirn zu ſchmücken ſchien.

Der Schultheiß hörte in ſeiner Stube die Trommel von fern. Der Aufzug mußte bald um die Ecke biegen und aus den Fenſtern des Hauſes ſichtbar werden. Da ging plötzlich die Thür auf und Konrad, der Glöckner, trat herein. Sein Geſicht war von wilder Zornesglut übergoſſen, ſeine Geberden waren die des natürlichen Menſchen, der ganz und gar nicht gewohnt iſt, in ſeiner Leidenſchaftlichkeit an ſich zu halten.

Herr Schultheiß! rief er — und er hatte nicht einmal die Mütze abgezogen —, Ihr habt mein Zeugniß für der armen Leiſa Unſchuld verworfen. Ich will Euch jetzt nur noch eine kleine Geſchichte erzählen. — Seht, da Ihr Euer Eheweib freventlich verſtoßen und in der Scheuer elend hattet umkommen laſſen, ward Eure Catharina von dem Mädchen, das ſie eben austrommeln, getreu verpflegt. Das wißt Ihr. Da Eure Frau kaum verſchieden war, ſchlich ich unvermerkt hinter dem Mädchen drein, das durch Euren Hausgang auf die Straße eilte, und ich ſah, wie Ihr ſie auf der Treppe anhieltet und wolltet ſchön mit ihr thun. Wißt Ihr noch, wie da Leiſa auf das Sterbehaus zeigte und ſprach: Herr Schultheiß, es liegt ein Todtes drinnen! Unſer Herrgott ſpricht nit, aber er richt't! — Ihr wißt das noch. Kommt her ans Fenſter — und er riß den Widerſtrebenden mit ſtarkem Arme hin —, ſeht hier, Herr Schultheiß: Die Trommel voran — das bleiche Mädchen mit dem Strohkranze in den Haaren — die gaffende, betroffene Menge ſtumm hintendrein, — Herr Schultheiß, unſer Herrgott ſpricht nit, aber er richt't! — Ich ſage Euch, habt Ihr binnen heute und vierzehn Tagen nicht Alles gut gemacht an Leiſa und ihrem Tönges, dann wird Gott bis zur ſelben Zeit auch Eure Frevel gerichtet haben!

Der zornesmuthige Prophet ſchritt nach dieſen Worten raſch aus der Stube.

Dem Schultheißen ward es heiß vor Angſt. Was der Glöckner verkündet, ſprach er, ſoll noch immer in Erfüllung gegangen ſeyn. Vielleicht daß ich in vierzehn Tagen zum Teufel fahre! Doch iſt ſo etwas leicht prophezeihen in dieſen Sterbensläuften!

Allein bald ward der Schultheiß nachdenklich. Wenn dieſe Hitze, die ſeinen ganzen Körper durchglühte, ſchon das Fieber der Krankheit wäre? — Als die Nacht kam, konnte er kein Auge zuthun. Er hielt gar oft die Hand an die Stirn und den Puls und fragte ſich, ob er denn wirklich ſchon von der Peſt befallen ſey, und dazwiſchen riefen ihm unheimliche Stimmen aus jeder Ecke des dunkeln Kämmerleins entgegen: Unſer Herrgott ſpricht nit, aber er richt't!

Doch der Schultheiß war kein Schwachkopf. Des andern Morgens, da er ſich den Schlaf aus den Augen wuſch, wuſch er auch die böſen Träume und Ahnungen aus der Seele weg. Dem Ortsdiener trug er auf, er möge ſich einmal vorſichtig nach dem alten Glöckner umſehen; wo er ihn aber fände, möge er ihn feſthalten, ſanft oder unſanft, wie ſich's paſſe, und denſelben aufs Rathhaus bringen; denn der Konrad ſcheine Wahrſagerei oder noch Schlimmeres zu treiben.

Der Konrad aber war nirgends mehr zu finden.

Ich weiß nicht, hatte der Schultheiß dem Ortsdiener, ſeinem Vertrauten, etwas ins Ohr geſagt, oder wie es ſonſt geſchehen war — nach zwei Tagen ſprach man in ganz Löhnberg von nichts Anderem, als daß der Glöckner dem böſen Schulzen prophezeiht habe, binnen vierzehn Tagen müſſe er um ſeiner Sünden willen an der Peſt ſterben. Allein ſo ſcharf man auch von Stund' an des Schultheißen Mienen und Reden bewachte — er ſchien ſo ſorglos und unbekümmert zu leben wie Einer! Freilich, wie es ihm vielleicht in einſamen Stunden, in bangen Nächten zu Muthe geweſen, das hatte Keiner ergründet. Unterdeſſen ſaßen Tönges und Leiſa in verſchiedenen Räumen deſſelben Thurmes — Beide ſtark und muthig, gottvertrauenden Sinnes. Es war das mittlere Geſchoß eines der runden Befeſtigungsthürme (deren Reſte Ihr heute noch an der Nordſeite des Dorfes erblickt), welches Leiſa beherbergte. Aus dem vergitterten Fenſterchen konnte ſie nach dem weiten Wieſengrunde längs der Lahn hinunterſchauen und nach dem Kirchhof mit ſeiner Todtenkirche und dem Niedershäuſer Waldthale mit den öden Klippenhängen auf der einen und dem prachtvollen Hochwald auf der andern Seite. Dieſer freundliche Anblick aber freute ſie zumeiſt deßwegen, weil ſie wußte, auch das Fenſterchen ihres Tönges führe nach derſelben Landſchaft, und ſie ſo ein näheres geiſtiges Zuſammenſeyn in dem Gedanken fand, daß nun ihr Auge auf demſelben Bilde ruhe, auf welchem jetzt auch das ſeinige ruhen könnte.

Digitized by Google

Der Schultheiß ſtand früh Morgens in der Hausthür, als er mehrere Männer in ſtädtiſcher Tracht ins Dorf einreiten ſah. Sein ſcharfes Auge ließ ihn bald zwei gräfliche Amtleute erkennen mit mehreren Schultheißen und Geſchwornen aus den nächſtliegenden katzenellnbogiſchen Aemtern. Er erſchrack ein wenig, aber als er hinauf in die Stube geeilt war, den Kalender von der Wand genommen und gefunden hatte, daß heute St. Bartholomäi ſey, ſprach er beruhigt zu ſich ſelber: Sie werden jetzt, da die Peſt nachläßt, den lange ausgeſetzten Rugtag wieder einmal halten wollen, und das iſt mir eben ganz bequem. — Der Ortsdiener, welcher eintrat, beſtätigte die Muthmaßung mit dem Zuſatze, der Herr Schultheiß möge es ſchnell der Gemeinde kund machen laſſen und binnen einer halben Stunde auf dem Rathhauſe erſcheinen. Einen Rugtag aber nannte man in den naſſauiſchen Landen eine ſehr löbliche, von verſammelter Gemeinde vorgenommene Prüfung der Thätigkeit der örtlichen Gerichte durch ein Obergericht, welches ſowol regelmäßig in beſtimmten Terminen, als auch gefliſſentlich unangemeldet ſolche Viſitationen anſtellen mußte. Als der Schultheiß unterm Beiſtande des Ortsdieners ſich in ſein Amtskleid warf, fragte er denſelben: Was redet man von mir im Dorfe? — Das war aber ſeine tägliche ſtehende Frage; denn er ließ ſich gern eine Schmeichelei ins Geſicht ſagen, ſey's auch nur von dem eigenen Untergebenen. Der Ortsdiener erwiederte: Die Leute lachen und ſpotten über den verrückten alten Glöckner; ſie meynen, derſelbe ſey doch ein ſchlechter Prophet, da heute ſchon der vierzehnte Tag . . . — Schweig Er! rief der Schultheiß, leicht erröthend. Von ſolchen Dingen muß Er mir nicht erzählen, oder Er iſt ein ſo ſchlechter Ortsdiener, wie der Konrad ein ſchlechter Prophet.

Als der Schultheiß ſich umgekleidet hatte, ging er in die anſtoßende Kammer und ſchloß die Thür hinter ſich ab. Den Ortsdiener plagte die Neugierde, daß er durchs Schlüſſelloch gucken mußte. Da ſah er den Schulzen niederknieen und mit der Inbrunſt eines Verzweifelten beten. Das hätte ich nimmer gedacht, daß ſo ein grauer Sünder noch ſo heftig beten könne! ſprach er zu ſich ſelber.

Die Herren vom Ruggericht, Amtleute, Schultheißen, Heimberger und Geſchworene, ſaßen im Rathszimmer; wer von der Gemeinde in der engen Stube nicht mehr Raum finden konnte, der ſtand horchend vor der Thür. Der geſchworene Schreiber verlas die ſechszehn Rugartikel, in welchen gefragt wurde, ob einer in der Gemeinde ſey, der geſtohlen oder betrogen oder Gottes Wort verachtet habe, und was ſonſt überhaupt zu den Polizeivergehen gehörte. Auf jeden Artikel mußte der Schultheiß Antwort geben, und der Schreiber nahm ſie zu Protokoll. Als der Schultheiß die Anklagen gegen Tönges und Leiſa vorbrachte, ward eine lautloſe, ängſtliche Stille bei den Bauersleuten — denn auch in Löhnberg gab es etwas wie eine öffentliche Meynung. Allein kein Einſpruch erfolgte; mit eherner geſchäftlicher Gleichgültigkeit trug der Schreiber die Anklagen ins Protokoll ein. Schon war der ſechszehnte und letzte Artikel verleſen, der merkwürdiger Weiſe die für Löhnberg ſehr unverfängliche Frage enthielt, ob Jemand in der Gemeinde ſey, der verbotene, ehrenrührige Bücher verbreitet habe, und die Gemeinde wollte aus einander gehen, indem man die Schlußformel der Rugartikel für eine leere Formalität anzuſehen gewohnt war, als ein Amtmann Stille gebot und dem Schreiber langſam und vernehmlich den Schluß-Paragraphen vorzuleſen befahl. Derſelbe lautete: „Würde ſich aber bei unſern Schultheißen und Heimbergern einige Partheilichkeit befinden, oder daß ſie Jemanden mit Wiſſen fälſchlich in Recht und Ehren gekränkt, ſo wollen wir ſelbige mit ſonderlichem Ernſt hierum anſehen und zur Rechenſchaft ziehen laſſen.“

Als der Schreiber dieſe Worte verleſen, öffnete der Amtsdiener einen Weg durch die verſammelten Bauern und führte den Schmied mit ſeiner Leiſa in die Rathsſtube, vom Glöckner gefolgt. Man hätte wohl ſehen können, wie den Schulzen ein Schreck durchzuckte, aber er faßte ſich auf der Stelle. Der Glöckner trat gegen den Protokoll-Tiſch vor und ſagte: Mit Verlaub! Ich klage unſern Schultheißen an, daß er dieſe Beiden falſch verurtheilt. — Der Schultheiß fuhr von ſeinem Stuhle auf und rief: Man laſſe dieſen Menſchen nicht reden, der ein verfluchter Wahrſager und Hexenmeiſter iſt, reif zum Verbrennen! — Konrad aber trat keck ganz nahe vor den Wüthenden und ſprach kalt: Herr Schultheiß, ich will Euch ein Sprüchlein ſagen, das führen ſonſt die Hexenmeiſter nicht im Munde! und er erhob donnernd ſeine Stimme: Unſer Herrgott ſpricht nit, aber er richt't! — Da brach mit Einem Male die ganze bewundernswerthe Selbſtbeherrſchung des Schultheißen zuſammen, und das tiefſte Geheimniß ſeines gemarterten Geiſtes lag offen am Tage. Schafft mir dieſe drei Geſtalten aus dem Geſichte! rief er, wie in Fieberhitze erglühend und zitternd, ſchon ſeit vierzehn Tagen verfolgen ſie mich, und wo ich mich hinwende, da deutet dieſer Zauberer auf die beiden Gefeſſelten und ruft mir ſeinen verruchten Spruch ins Ohr! Die Geſchworenen ſahen ſich bei dieſer Scene ſtaunend an; der Amtmann aber hieß den nach dem Wuthanfalle vor Ermattung faſt zuſammenbrechenden Schultheißen in ein Seitenſtübchen führen. Er ſträubte ſich nicht. Dann befahl man dem Glöckner, wahrhaftig, daß er's beſchwören könne, zu erzählen, was er wiſſe. Konrad erzählte in ſchlichten Worten, wie der Schultheiß ſo ſchändlich die kranke Frau von ſich geſtoßen, Jungfer Leiſa aber aus freier Chriſtenpflicht der Verlaſſenen ſich angenommen und deßhalb ihren Tönges dahin vermacht habe, die Eſſe vor der Zeit zu heizen. Er ſprach dann weiter von den ſilbernen Armſpangen, von des Schulzen unehrenhafter Neigung und ſeiner Rachſucht, und er berichtete das alles mit ſo rührender Treuherzigkeit, daß es noch ganz andere Leute als dieſes ungelehrte Ruggericht hätte bewegen müſſen. Das ganze Dorf legte Zeugniß ab für Tönges und Leiſa. Sie ſind unter dem Jubel aller Bauersleute freigelaſſen worden. Wie ein Triumphator ging der alte Glöckner mit ihnen durch die Gaſſen von Löhnberg, eine Schaar kleiner Kinder zog jauchzend hinterdrein, und in der Freude ſeines Herzens mußte Konrad, die ihm gerade in die Beine liefen, auf den Arm heben und abküſſen.

Mit dem Schultheißen aber iſt's wunderbar ergangen. Als man beim Schluß des Gerichtes die Thür jenes Seitenſtübchens öffnete, fand man ihn vom Schlage getroffen todt am Boden liegen; der Zufall hatte es gefügt, daß dieſes Gemach, wohin man ihn in der Eile gebracht, das Armenſünder-Stübchen war. Die Bauern bekamen einen gewaltigen Reſpekt vor der Sehergabe des Glöckners, als ſich die Kunde von dem plötzlichen unheimlichen Tode des Schultheißen verbreitete, und vergebens mühte ſich Konrad, darzuthun, daß er dem alten Sünder ja gar nicht den Tod prophezeit, ſondern nur Vergeltung binnen vierzehn Tagen, weil er gewußt, daß man in dieſer Friſt ein Ruggericht zu Löhnberg halten werde. Darauf hin ſey er nach Dillenburg geeilt und habe dem Amtmann, einem alten Kriegskameraden, Alles geoffenbart.

Was ſoll ich Euch noch von dem Schmiede und ſeiner Braut erzählen? Als nach wiedergekehrten beſſeren Zeiten Tönges und Leiſa vor dem Altare ſtanden, da rief der Pfarrer warnend und ermuthigend allen Verſammelten das Wort ins Gedächtniß zurück: „Gott ſpricht nit, aber er richt't!“ Der alte Glöckner aber zog an dieſem Tage mit ſeinem nervigen Arme gar mächtig die Kirchenglocken, und niemals ſollen ſie wieder ſo voll und ſchön in das ſtille Lahnthal hinaus geklungen haben.

Erſte Aufführung der „Räuber“, von Schiller.

In dem Nachlaſſe eines in Mannheim verſtorbenen Schauſpielers der alten Schule fand ſich das Original des Zettels von der erſten Aufführung der „Räuber“ im Jahre 1782 vor, durch deſſen ganz getreuen Abdruck man den Verehrern Schillers um ſo mehr eine Freude zu machen glaubt, da die hier beigedruckte Nachricht des Verfaſſers an das Publikum in ſeinen Werken fehlt:

Digitized by Google

Sonntag den 13. Jänner 1782
wird
auf der hieſigen National-Bühne
aufgeführt:

„Die Räuber."

Ein Trauerſpiel in ſieben Handlungen; für die Mannheimer National-Bühne vom Verfaſſer Herrn Schiller neu bearbeitet.

Perſonen.

Maximilian, regierender Graf von Moor		Herr Kirchdörfer.
Karl	ſeine Söhne	„ Beck.
Franz	ſeine Söhne	„ Iffland.
Amalia, ſeine Nichte		Mad. Toscani.
Spiegelberg	Libertiner, nachher Banditen	Herr Böſchl.
Schweizer	Libertiner, nachher Banditen	„ Beil.
Grimm	Libertiner, nachher Banditen	„ Remiſchüb.
Schufterle	Libertiner, nachher Banditen	„ Frank.
Roller	Libertiner, nachher Banditen	„ Toscani.
Razmann	Libertiner, nachher Banditen	„ Herter.
Koſinsky	Libertiner, nachher Banditen	„ Beck.
Hermann, Baſtard eines Edelmanns		„ Mayer.
Eine Magiſtratsperſon		„ Gern.
Daniel, ein alter Diener		„ Backhaus.
Ein Bedienter		„ Epp.

Räuber. Volk.

Das Stück ſpielt in Deutſchland im Jahre, als Kaiſer Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutſchland ſtiftete.

Die beſtimmten Eingangsgelder ſind folgende.	fl.	kr.
In die vier erſten Bänke des Parterres zur linken Seite	.	45
In die übrigen Bänke	.	24
In die Reſerve-Loge im erſten Stocke	1	.
In eben eine ſolche Loge des zweiten Stockes	.	40
In die verſchloſſene Gallerie des dritten Stockes	.	15
In die Seitenbänke allda	.	8

Wegen Länge des Stückes wird heute präziſe fünf Uhr angefangen.

Der Verfaſſer an das Publikum.

„Die Räuber" — das Gemälde einer verirrten großen Seele — ausgerüſtet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloſes Feuer und ſchlechte Kameradſchaft verdarben ſein Herz, riſſen ihn von Laſter zu Laſter, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande ſtand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund ſtürzte, in allen Tiefen der Verzweiflung — doch erhaben und ehrwürdig, groß und majeſtätiſch im Unglucke, und durch Unglück gebeſſert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchleriſcher, heimtückiſcher Schleicher — entlarvt und geſprengt in ſeinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzuſchwacher, nachgebender Vater, Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elende ſeiner Kinder. In Amalien die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe und die Folter herrſchender Leidenſchaft.

Man wird auch nicht ohne Entſetzen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glückes den innern Gewiſſenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angſt, Reue, Verzweiflung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. — Der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne Unterricht von dem Schauſpiele, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht auch den Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Abſicht und Gerichte brauchen, und den verworrenen Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne. (Saphirs „Humoriſt".)

Noch ein ungedruckter Brief Schillers.

Aus Rom wird dem „Nürnberger Korreſpondenten" von dem Maler Reinhart, einem Jugendfreunde Schiller's, folgender Brief des Letzteren an den Erſteren zur Veröffentlichung übergeben. Schiller und Reinhart hatten ſich in dem Kreiſe von jungen geiſtvollen, gleichgeſtimmten Freunden kennen gelernt, die im Anfange der achtziger Jahre ſich in Gohlis bei Leipzig zuſammengefunden hatten und die, um ſich der damals üblichen krankhaft-ſentimentalen Weiſe auch äußerlich zu entziehen, ſich das Wort gegeben, ſich gegenſeitig mit dem derben Er zu tituliren. Schiller und Reinhart behielten dieſen traulichen Ton bis zu ihrer durch des Erſtern frühes Hinſcheiden herbeigeführten Trennung bei, und ihr Verhältniß blieb das innigſte, das ſich denken läßt. Nach dieſer kurzen Vorbemerkung theilen wir Schiller's Schreiben ſelbſt mit.

Weimar, 7. März 1803.

Uhden hat mir Seinen Brief überbracht, lieber Alter; und mir durch ſeine Berichte von Ihm große Freude gemacht. Wie rührt es mich, daß Er meiner noch gedenkt u. mir durch Zeit und Entfernung ſeine Liebe bewahrt hat! Auch ich denke Seiner mit herzlicher Liebe und freue mich, von Jedem, der Rom beſucht hat, Sein Lob zu hören, denn Er hat Freunde genug, die Ihn ehren und lieben. Wenn ich nur wüßte, was ich in Rom ſolle; ich käme gerne einmal dahin, aber ich bin ein Barbar in Allem was bildende Kunſt betrifft; für die Poeſie iſt dort nichts zu finden, und den phyſiſchen Zuſtand will Niemand rühmen, der von dorther kommt. Daß ich mich innigſt freuen würde, Ihn dort wieder zu ſehen, wird Er mir gern glauben, aber es iſt ſo gar ſchwer, ſich mit einer Familie in Bewegung zu ſetzen. Wir wollen uns alſo einſtweilen im Luftſchiff der Phantaſie beſuchen, und ich will ſehen, daß ich Ihm zuweilen durch poetiſche Werke auf Geiſterart erſcheinen kann. Kommt einmal wieder eine Gelegenheit, ſo gebe Er doch einem Wanderer ein bemaltes Papier von Sich mit, denn Er ſoll trefflich malen, höre ich von Jedermann, und möchte gern ſelbſt einmal ein Werk Seines Pinſels ſehen. Adieu lieber lieber Alter, ich umarme Ihn mit der herzlichſten Liebe. Schiller. (Erhalten den 4. April.)

Lablache.

Der große und namentlich ſehr dicke — Sänger Lablache, der ſo viele Länder geſehen, ſo viele berühmte Männer gekannt, ſo viele pikante Anekdoten ſelbſt erlebt hat von der Zeit an, wo er die Fäden an den Marionetten von San Carlino zog, bis zu der, in welcher ihn Kaiſer und Könige vertraulich auf die Schulter klopften, hat unter andern Manien auch eine große Vorliebe für die Einſamkeit. Auf dem Pauſilipp hat er ſich eine prächtige Villa bauen laſſen, in welcher er, wie man ſagt, ſeine Tage beſchließen will. Zu Ende des vorigen Jahres litt es ihn nirgends mehr, und er ſetzte es durch, daß ihm ein dreimonatlicher Urlaub gegeben wurde, den er in ſeiner lieben Villa verbringen wollte. Mit wahrhaft kindiſcher Freude reiste er ab, und kam in der Villa an, aber ſchon nach einem Monate langweilte er ſich da, und nach zwei Monaten reiste er weiter fort. Er gedachte recht bequem zu reiſen. Nach der erſten Tagreiſe wollte er in einem Wirthshaus übernachten, aber da erzählte man ihm die Geſchichte von einem Bajazza, der in der Nähe von Räubern mißhandelt worden war, und nun litt es den armen Lablache nicht mehr. Er ließ ſofort anſpannen, und fuhr die halbe Nacht. Da erreichte man ein hübſches Städtchen und in dem erträglichen Gaſthauſe deſſelben ſollte ausgeruht werden. Man wies dem Reiſenden mit ſeiner Frau ein Zimmer an, und um daſſelbe zu empfehlen, erzählte man, in dem einen Bette habe noch vor zwei Tagen der Geiſtliche geſchlafen, den die Räuber am vorigen Morgen erſchlagen hätten.

„Fort!" ſchrie Lablache mit ſeiner Donnerſtimme, denn es überlief ihn kalt. Er ließ wieder einpacken, und fuhr, ohne ſich

Digitized by Google

in Rom aufzuhalten bis nach Bologna zu ſeinem alten Freunde Roſſini, denn er glaubte immer von Räubern verfolgt zu werden. Als er neben dem Meiſter ſaß, und mit ihm Maccaroni verſpeiſte, erſchrack er, daß er faſt vom Stuhle fiel, als er auf der Straße pfeifen hörte.

„Was iſt das?“ fragte er mit Entſetzen.

„O nichts,“ antwortete Roſſini. „Man gibt in Paris Robert Bruce.“

In Paris erſt iſt er ganz wieder der Alte geworden. Am liebenswürdigſten, ſagt man, iſt er in ſeinem Hauſe in einem Kreiſe von Freunden. Nie aber kommt er nach Hauſe, ohne die vielen, fabelhaft großen Taſchen ſeines Paletots ſo vollgepfrapft von Einkäufen zu haben, daß er noch einmal ſo groß ausſieht und ſeine Frau ſeufzend gen Himmel blickt. Alle Tage kauft er Tabaksdoſen, Muſcheln, Statuetten, Spielereien, die er unterwegs ſieht und über die er ſich freut wie ein Kind. Haben alle Anweſenden die Einkäufe bewundert, dann geht es zu Tiſche, und da iſt es, wo er ſeine Anekdoten zu erzählen pflegt. Als kürzlich alle Welt huſtete und den Schnupfen hatte, ſagte er einmal: Das beſte Mittel gegen Heiſerkeit und Schnupfen iſt folgendes: Ich war in Wien bei einem Concert am Hofe. Als ich an das Piano trat, war ich plötzlich ſo heiſer geworden, daß ich keinen Ton aus der Kehle bringen, und mich auch des Nießens nicht enthalten konnte. Der König von Neapel, der alte Ferdinand, der mir immer viel Zuneigung bewieſen hatte, nahm mich bei Seite und fragte: „Willſt du ſogleich geſund werden?“ — „Ach, gebe es der Himmel!“ „Majeſtät, retten Sie mich.“ (Und ich nießte wieder). — „Du nimmſt ſchwarzen Rettig. Kennſt Du Rettige?“ — „Sehr gut.“ — „Den ſchneideſt Du in ſehr dünne, ganz gleiche Stückchen, beſtreu'ſt dieſe mit Zucker und läßt etwa 2 Stunden lang den Saft herausziehen.“ — „Vortrefflich.“ — Einen Theelöffel davon nimmſt Du, wenn Du zu Bette gehſt und einen andern am nächſten Morgen früh.“ — „Dann?“ — „Das iſt Alles; dann biſt Du geſund.“ — „Ich danke Ew. Majeſtät unterthänigſt.“ — Zwei Tage darauf ſang ich im Theater und war nie beſſer bei Stimme geweſen. Der König Ferdinand, der in ſeiner Loge war, applaudirte vorzugsweiſe und nach dem erſten Akte ließ er mich rufen. — „Nun, was hatte ich Dir geſagt?“ begann der König mit triumphirender Miene; „Du haſt doch mein Mittel benutzt? — „Ja, Sire,“ antwortete ich. — „Und wie haſt Du es gemacht?“ fragte der König weiter, dem außerordentlich viel an der Sache zu liegen ſchien. „Nun,“ erzählte ich, „zuerſt ließ ich mir einen ſchwarzen Rettig holen, den zerſchnitt ich, dann that ich viel Salz, Pfeffer, Oel und Weineſſig daran und — aß ihn als Salat.“ — „Spitzbube!“ entgegnete der König, der bös werden wollte, aber doch lachen mußte.

Ein Schneider.

Der Schneider Molin der ſeinen Laden im Palais Royal hatte, war eines Morgens beſchäftigt, ſeine fertigen Kleidungsſtücke daran aufzuhängen, als ihn Jemand derb auf die Achſel klopfte. Aergerlich drehte er ſich um und ſah einen großen ſtarken Mann im Generalshute und großem Mantel vor ſich ſtehen, unter welchem die goldgeſtickte Uniform und das große Band der Ehrenlegion ſichtbar wurden. „Wie geht's Molin?“ fragte der Soldat. — „Nicht ganz ſchlecht,“ antwortete der Schneider in großer Verlegenheit und ohne es zu wagen, die Hand zu berühren, die ihm der Soldat entgegenhielt. „Nun, biſt Du ſo reich geworden, daß Du Deine alten Freunde verachteſt?“ fuhr der Andere fort. — „Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, Herr General, aber ich habe nicht die Ehre . .“, ſtammelte der Schneider. — „Was, nach zehn Jahren kennſt Du Deinen beſten Freund nicht mehr, mit dem Du ſo manches Glas Wein getrunken haſt, den Franz Joſeph Lefebore? Ziere Dich nicht, Alter! Komm an mein Herz, wenn ich auch Marſchall und Herzog von Danzig bin . . Ich lade mich zum Frühſtück bei Dir ein; laß was Gutes holen. Wir trinken auf unſere Jugend und morgen Mittag kommſt Du zu Tiſche zu mir; meine Herzogin iſt auch nicht ſtolz, denn ſie hat es nicht vergeſſen, daß ſie das Marketenderfäßchen getragen hat.“ Molin war außer ſich vor Freude; er lief hin und her, rief ſeinen Geſellen jubelnd zu: Seht, das iſt mein Freund Franz! und gab tauſend verkehrte Befehle zum Frühſtück. — Der Herzog von Danzig hatte ſich unterdeß an eine Säule gelehnt und erſchrack faſt nicht weniger als vorher ſein Freund, als ihn jetzt Jemand auf die Achſel klopfte. Er riß ſogleich den Hut herunter und ſtammelte einige Worte, als der eben Angekommene ſagte: „Ich habe meine Börſe vergeſſen, oder man hat ſie mir geſtohlen. Ich trat in ein Kaffeehaus und als ich bezahlen wollte, hatte ich kein Geld. Helfen Sie mir aus der Verlegenheit und bezahlen Sie den Kellner da, der mir gefolgt iſt.“ Der Mann, der ſo ſprach, war noch ziemlich jung und trug einen eben ſo ſchlechten blauen Rock als alten runden Hut. Als der Kellner befriedigt war, nahm der Mann den Arm des Marſchalls und führte ihn ohne Umſtände fort. „Und unſer Frühſtück?“ rief der Schneider ſeinem Freunde nach, der ihn durch geheimnißvolle Winke zum Schweigen zu bringen ſuchte. Während der Schneider in ſeinen Laden trat und ſeine üble Laune an ſeinen Geſellen ausließ, ſagte der Unbekannte zu dem Marſchall: „Ich treffe Sie zu gelegener Zeit. Sie werden mich begleiten und eine intereſſante Bekanntſchaft machen. Ich gehe zu Berthollet, um ihm 100,000 Thaler zu überbringen!“ — „Ich kenne den Mann nicht.“ — „Gleichviel; er iſt ein berühmter, verdienter Mann, ein großer Chemiker, der eben eine wichtige Entdeckung gemacht hat.“ — Das war dem Herzog von Danzig ſehr gleichgültig, denn dieſer kannte kein Verdienſt als das militärliche, aber er mußte mitgehen und eine lange für ihn langweilige Unterredung ſeines Begleiters und des Chemikers mit anhören. Nach Beendigung derſelben nahm der Unbekannte wieder den Arm des Marſchalls, ſtieg mit ihm in den erſten beſten Fiacre und brachte ihn in das Palais Royal zu dem Schneider zurück. „Hier bringe ich Ihnen Ihren Gaſt wieder,“ ſagte er zu Molin. „Er ſieht dem Frühſtücke mit Ungeduld entgegen.“ — „Wollen Sie uns Geſellſchaft leiſten?“ fragte der Schneider höflich. — „Ich danke; Geſchäfte nöthigen mich, ſogleich nach Hauſe zu gehen.“ — „Nun, ich habe für Delikateſſen geſorgt,“ fuhr der Schneider ſtolz fort, „die Sie wahrſcheinlich nicht alle Tage haben.“ — „Es thut mir leid; laſſen Sie mir nur den Fiacre näher kommen.“ — Das geſchah und der Fremde entfernte ſich. — „Wer iſt denn der Mann in dem abgeſchabten ſchlechtgemachten Rocke?“ fragte der Schneider ſeinen Freund. „Du könnteſt ihn auffordern, ſich bei mir einen neuen machen zu laſſen.“ — „Du würdeſt da einen berühmten Kunden haben . . Aber wie ſteht es mit dem Frühſtück?“ — „Es kommt ſogleich; ſage mir nur, wer der Mann iſt.“ — „Der Kaiſer,“ antwortete der Marſchall. — Der Schneider wäre vor Schrecken beinahe umgefallen, als er das hörte. „Der Kaiſer Napoleon?“ fragte er ſtaunend. Aber bald erholte er ſich und ſetzte hinzu: „Das hätte ich nicht geglaubt . . Ein ſo großer Mann und hat einen ſo ſchlechten Rock! Er muß bei einem erbärmlichen Pfuſcher arbeiten laſſen.“

Pot-Pourri.

Scherz und Ernſt.

Kürzlich ſind die Bürgermeiſter von Korneuburg und von Kloſterneuburg an Einem Tage geſtorben. Der Eine hieß Ernſt, der Andere Scherz. (Das war Ernſt aber kein Scherz!)

In dieſer Schule ſind noch mehr Leute krank.

Zu einem Arzte in Berlin kam eines Tags ein Stutzer und meldete, er ſey nicht wohl. Als nun der Arzt ihn fragte, was ihm fehle, ſagte: „I, mit dem Appetit is et ſo übel nich beſtellt, aber ick habe immer unjeheuren Durſcht und enen unüberwindlichen Ekel vor die Arbeit.“

Digitized by Google

Nro. 27.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 3. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Sklavenhandel in Afrika. — Zweimalige Todesgefahr. — Eine Doppelheirath. — Pot-Pourri.

Der Sklavenhandel in Afrika.*)

An der Oſtküſte Afrik's, ungefähr unter dem ſiebenten Grad ſüdlicher Breite, liegt eine große Inſel — Zanſibar. Das Land iſt faſt wüſt. Die ſonſt ſo reiche, tropiſche Vegetation erſcheint dort nur ſelten, und zwar in großer Entfernung von der Küſte. Die Gegend wird nicht, wie bei andern Inſeln dieſes Himmelſtriches, vom Meeresſtrande ab bergig. Faſt überall flach, bleibt ſie den heißen Sonnenſtrahlen beſtändig ausgeſetzt. Wenige Dattelbäume zeigen ſich hier und da, ohne Schatten gewähren zu können.

Nichtsdeſtoweniger iſt Zanſibar von den aus Mascate zuletzt auf Eroberung ausgewanderten arabiſchen Stämmen anderen herrlichen Gegenden als Hauptſitz vorgezogen worden. Viele Ländereien, die alle Naturſchönheiten darboten, welche Bernardin de St. Pierre's phantaſiereiche Einbildungskraft in den Kolonieen darſtellt, wurden Zanſibar's wegen vernachläſſigt.

Woher dieſe der traurigen Oede ertheilte Bevorzugung? Wäre ſie dem Zufall zuzuſchreiben, der die planloſen Seefahrer erſt nach Oſten getrieben hätte, ſtatt ſie etwas weiter nach Weſten zu führen? Konnte ſie aus Gewohnheit entſtanden ſeyn, oder in der den ſüdindiſchen Bewohnern eigenthümlichen Trägheit ihren Grund haben? Wie iſt alſo der Andrang ſo vieler nach Zanſibar kommenden Araber zu erklären, nachdem neuere und angenehmere Beſitzungen bereits erobert waren?

Der Araber handelt nie ohne Grund. Scharf iſt ſein Verſtand, richtig ſein Sinn in Beurtheilung der ihm zuſagenden Lebensverhältniſſe. — Eine Staats-Abſicht, ein Staats-Vortheil, ein bewährtes Lucrum für die Regierung Zanſibars, ſo wie für jeden einzelnen Unterthan, erklärt alſo am Beſten dieß Beharren.

Vom feſten Lande durch einen kaum drei Meilen breiten Kanal getrennt, ſtellte die Inſel eine Art Feſtung dar, aus welcher die Krieger alljährlich mehrere Male nach dem Continent hinüberrückten, und in welche ſie ſich zurückzogen, wenn es Noth that.

Rache, Eroberungs- oder Verwüſtungsſucht beſtimmten nicht ihre Züge. Sie gingen lediglich auf einen eigenthümlichen Fang aus, bei welchem es ihnen wirklich wichtig war, ſich mit der Beute bald in Sicherheit zu begeben.

Sehr koſtbar mußte übrigens der Fang ſeyn, der auf ſo verſchiedene Weiſe mehrere hunderttauſend Menſchen (Zanſibar ſoll 3—400,000 Einwohner haben) in ſchlechten Wohnſitzen, bei wenig fruchtbaren Feldern anzog.

Die Ländereien, die Diamanten enthalten, ſind — wie man ſagt — immer von traurigem Ausſehen, ungeſunder Lage, unergiebiger Produktion. Verſtand und Geſundheit, zugleich den Hungertod wagt der Menſch, der ſich dort anſiedelt. Deſſenungeachtet ziehen Schaaren hin, um ſich habſüchtig niederzulaſſen. Mit den ärgſten Entbehrungen kämpfen ſie unermüdet. Erſt dann, wenn ihr Zweck erreicht iſt, wenn ihre Gier nach unermeßlichem Reichthum geſättigt worden, ziehen ſie fort.

Nicht Perlen, nicht Diamanten fanden Zanſibar's Bürger auf Afrika's feſtem Lande; die Schätze, denen ſie nachſpürten, waren indeß für ſie in gleichem Werthe. Sie ſuchten Sklaven. Und in der That, wenn ihr Trachten auch kein edles war, ſo liefen ſie deßhalb dem Schickſal doch nicht vergebens nach.

Welches iſt für den Kaufmann — vom chriſtlich geſetzlichen und ſittlich-menſchlichen Standpunkt abſtrahirt — die billigſte Waare? — Iſt es diejenige, welche er, mit Gewißheit des vortheilhaften Wiederverkaufs, gegen einen ſehr mäßigen Preis erhalten kann? Iſt es die, welche er, bei gleichen Ausſichten, nur die Mühe hat, zu nehmen oder zu fangen? — Es iſt unſtreitig letztere; — zumal, wenn die auf ſolche Art erhaltene Waare ſo geſucht wird, daß ihr durch Konkurrenz erhöhter Preis tauſendfach die Mühe und Gefahr des Erwerbes lohnt.

Bis zu dem Augenblicke des Beginnes unſerer Geſchichte war dieß mit dem Sklavenhandel der Fall.

Deshalb begnügten ſich die Zanſibarer nicht, ſelbſt Krieg zu führen. Sie hatten außerdem mit einigen ihnen unterwürfig gewordenen afrikaniſchen Stämmen des Continents Verträge geſchloſſen, nach welchen dieſe ſich verpflichteten, der Regierung der Inſel nach Bedürfniß Gefangene zu liefern. In dieſer Angelegenheit unternahmen die Verbündeten Zanſibars regelmäßige Streifzüge nach dem Innern des Landes. Gut bewaffnet und zahlreich, kamen ſie nie ohne ergiebige Reſultate zurück. Oft geſchah es, daß die Anzahl der Eroberten die Lieferungs-Bedürfniſſe übertraf. Einem ſolchen Uebel abzuhelfen, bediente man ſich dann des, nach afrikaniſchen Ideen, einfachſten Mittels der Welt: die übriggebliebenen Sklaven wurden von ihren bisherigen Wächtern und Depoſitoren — aufgegeſſen.

Es war ſolch ein Mahl ſtets die Veranlaſſung zu großen Feſtlichkeiten, zu Tänzen, die Tage und Nächte lang dauerten, zu Ausſchweifungen aller Art, welche durch die Beiträge der europäiſchen Händler an Arrack und Rum nicht wenig befördert wurden. — Die an den Opfern des Feſtes verübten Grauſamkeiten verurſachten aber den Hauptjubel. Von den um ſie herumſpringenden Tänzern empfingen ſie, nach der Reihe, allmählig und langſam, den Tod.

*) Die Redaktion des „Mag. f. d. Lit. des Auslandes“, welchem wir dieſe Skizzen entnehmen, bemerkt: Verfaſſer der anziehenden Skizzen iſt Herr Dr. Delöner-Monmerqué, der ſich zu wiſſenſchaftlichen Zwecken längere Zeit auf der Inſel Bourbon und in anderen überſeeiſchen Kolonieen befunden, und der daher die Zuſtände des Sklavenweſens aus eigener Anſchauung auf das Genaueſte kennt. Es bilden dieſe Skizzen zugleich Epiſoden eines größeren Werkes, mit deſſen Vollendung der Verfaſſer beſchäftigt iſt, und das die Sklaverei in den Colonieen vor dem Jahr 1830, ſowie die ſeitdem eingetretenen Veränderungen, darſtellt. Es beruht dieſes Werk, obwol der Verfaſſer es nicht als ein rein hiſtoriſches will gelten laſſen, doch faſt überall auf Thatſachen, denen nur hier und da eine romantiſche Ausſchmückung gegeben iſt, ſo daß es nicht minder belehrend, als unterhaltend ſeyn wird. Herr Delöner-Monmerqué iſt übrigens, wie ſein Name, Deutſcher und Franzoſe zugleich. In Paris, als der Sohn des im J. 1828 verſtorbenen berühmten Publiziſten und preußiſchen Diplomaten Delöner, geboren, hat er natürlich ſeine Anſprüche auf deutſche Nationalität und Bildung nicht aufgeben wollen, wie denn auch die nachfolgenden Darſtellungen ein ehrendes Zeugniß dafür ablegen.

Digitized by Google

Ein jeder der Gäſte hat darnach zu trachten, den an den Marterpfahl gebundenen Leidenden mit der Lanze, dem Dolche oder der Axt, zwar ſchmerzhaft, aber doch nicht tödtlich, geſchickt zu treffen.

Mögen nun die Gegner der Philanthropie behaupten, daß das Aufhören des Sklavenhandels dergleichen Grauſamkeit vermehrt hat, daß nun alle Kriegsgefangene Afrika's auf dieſe Weiſe geopfert werden, während früher eine Menge derſelben durch den Kauf der Europäer gerettet wurde, dieſe Behauptung iſt nicht allein ungegründet, ſondern jedem Menſchlichkeitsſinn und der Logik zuwider. Eben ſo thöricht iſt die Berechnung, nach welcher man, ſeit Abſchaffung des Sklavenhandels, aus den Knochen der in Afrika aufgezehrten Beſiegten einen Damm erbauen könnte, der die Erde umfaſſen würde. Durch Aufhebung des Sklavenhandels iſt die Hauptveranlaſſung zu den Kriegen der Schwarzen unter einander aufgehoben worden. Daß die Kriege ſelbſt nicht auf einmal wegfallen werden, daß jede Streitfrage zwiſchen rohen Völkern zugleich mit dem Sklavenhandel nicht verſchwinden wird, iſt eine Folgerung, die jedem Verſtändigen von ſelbſt einleuchtet. Das Problem des allgemeinen Friedens wird ja in Europa, von civiliſirten Nationen, erſt ſeit 30 Jahren, und zwar nicht ohne Ausnahme, durchgeführt. Wie konnte man vor Jahrhunderten ein ſolches Reſultat von Schwarzen fordern? Es iſt genug, daß mit dem Verbote des Sklavenhandels ſich ihre Kriegsluſt ſchon gewaltig gelegt hat, wie dieß aus dem jetzigen Treiben der größten damaligen Sklavenhändler, der Zanſibaeer ſich ergibt, die ſich jetzt meiſtens mit Schifffahrt und Handel beſchäftigen; die ihre Datteln, ihren Gummi, auch Produkte des Continents, nach den benachbarten Inſeln und nach den verſchiedenen Theilen der Staaten des Imam befördern; die ſich ſogar öfter in den Gegenden von Mauritius und Bourbon mit erlaubter Waare zeigen. — Hätten übrigens die Philanthropen nur den Zweck erreicht, die Chriſtenheit dem abſcheulichen Verbrechen des Menſchen-Verkaufs zu entfremden, und die ganze Verantwortlichkeit dieſer greulichen Sünde alſo, vor Gott und der Welt, den Afrikanern aufzubürden, ſo wäre dadurch ſchon der Ehre und der Moralität Europa's ein unermeßlicher Dienſt geleiſtet worden.

Als der Sklavenhandel durch Englands Schiffe ſtreng verfolgt zu werden anfing, nahmen, vielleicht aus Zwang, andere Nationen, — die ſich über die Emancipation ſelbſt noch nicht erklären wollten, — doch das Princip an, das zu dieſer endlich führt. Die Franzoſen hätten ſich namentlich geſchämt, von Amts wegen weniger menſchlich zu erſcheinen, als die Engländer. Deshalb ſah man bald an der Küſte Afrika's, im indiſchen Meere ſowol als im Ocean, franzöſiſche Kriegsſchiffe. Ob ſie Anfangs ihre Pflicht ſtreng erfüllten, iſt eine Frage, die man dahingeſtellt laſſen kann. Nach der definitiven Promulgation des Abſchaffungs-Traktats wurde jedoch die Gegenwart der Geſchwader den Negerhändlern ein reelles Hinderniß. Die Sklavenſchiffe mußten von nun an ungewöhnliche Vorſichtsmaaßregeln gebrauchen. Der Handel, — der durch das ſtets wiederkehrende Bedürfniß an Schwarzen und durch die unleugbare Schwierigkeit, ſich welche zu verſchaffen, für die Fracht-Unternehmer gefährlicher, indeß auch einträglicher geworden war, — hörte auf, den erſten Lieferanten, den Negerfängern, die frühere glänzende Einnahme zu gewähren. Die durch den freien Verkehr einſt herbeigeführte Concurrenz exiſtirte faſt nicht mehr. Die Kriege lieferten jedesmal einen ſolchen Ueberfluß an Gefangenen, daß dieſer gewaltige Speiſevorrath Ekel einflößte. Der Wohlſtand, den das Geld und die Tauſchwaaren der Europäer verbreitet hatten, drohte zu verſchwinden. In Zanſibar vorzüglich war die Angſt groß. Um ſo größer war aber die Freude, wenn ein Schiff, das den Kreuzern entgangen war, ſich am Horizont zeigte.

Im Jahre 1829, an einem ruhigen Abend, Ende Novembers, — wenn die Nachthelle einer förmlichen Tageshelle gleicht, ſo daß man von der Küſte aus die Gegenſtände ſeewärts weit hinaus deutlich unterſcheiden kann, — erblickten die auf Zanſibar's Wachtthurm geſtellten Soldaten ein Segel in der Ferne. Das engliſch-franzöſiſche Geſchwader hatte ſich des Morgens nach Norden entfernt, um verdächtige Fahrzeuge zu verfolgen. Das ſich zeigende Schiff kam aus Süden. Unſtreitig war es ein Freund; je mehr es ſich näherte, deſto mehr konnte man einen ſchlanken Bau, ein hohes Segelwerk erkennen. Bald gab es keinen Zweifel mehr. Es war das in Zanſibar wohlbekannte Negerſchiff „Satan“.

Dem „Satan“ waren alle Lieferanten hold. Schön und groß, 500 ſtarke Laſten haltend, vermochte es durch die geſchickte Erfindungs-Gabe und Neger-Praxis ſeines Supercargo Taltar, ſo viele Schwarze auf einmal zu nehmen, als nur ein oſtindiſches Compagnie-Schiff. Dabei war dieſer Taltar, deſſen Härte gegen die Sklaven ſprichwörtlich geworden, für die Zanſibaren ein gar guter Menſch. Nie gab er weniger für eine Ladung als den verlangten Preis. Wenn nur einigermaßen ſeinen Anforderungen Genüge geleiſtet war, konnte man ſicher außerdem auf anſehnliche Geſchenke an Branntwein, Pulver und Baumwollen-Zeuge rechnen. Demnach beſtrebten ſich Alle, ihn nach Herzensluſt zu befriedigen.

Der Name des ankommenden Schiffes wurde ſchnell allgemein bekannt. Der erſte Gedanke eines jeden Intereſſirten bei dieſer Nachricht betraf die Gefangenen. Seit einer Woche hatte man ſich keine Sendung vom feſten Lande beſorgt. Die in Zanſibar vorräthigen Sklaven waren vernachläſſigt worden. Nahrungsmittel hatten ſie ſeit länger als 48 Stunden nicht erhalten. Mehrere bekamen noch in dem Augenblicke die übliche Züchtigung mit eiſernen Ruthen, vermöge welcher man, nach dortigen Landesſitten, die Ankunft der Käufer zu befördern glaubte. Kaum konnte ihr erbärmlicher Zuſtand hoffen laſſen, daß ein geübter Kenner, wie Taltar, ſie annehmlich finden würde. Um ſo wichtiger war es, den Muth nicht zu verlieren und der Waare wenigſtens den möglichſt beſten Anſchein zu verſchaffen. Keine Zeit durfte man aber dazu verlieren. Ohne Zweifel würde mit Anbruch des Tages der „Satan“ ſich ſeine Ladung ausbitten, auswählen und mitnehmen.

Wie verabredet eilte nun Alles zu den Gefangenen. Dieſelben Menſchen, die vor wenigen Minuten gegen die Klagen der armen Schwarzen taub geblieben waren oder ihnen höchſtens durch Peitſchenhiebe geantwortet hatten, kümmerten ſich jetzt mit väterlicher Sorge um ihr Wohl, reichten ihnen Stärkungsmittel, forderten ſie zur Labung auf, beſorgten mit Sorgfalt die Reinigung ihres Körpers, die Heilung ihrer Wunden. Nichts fehlte bei dieſer Pflege, nicht einmal der künſtliche Putz. Den Greiſen wurden die weißen Haare ausgeriſſen, den ſchon ältlichen Frauen die Brüſte aufgeblaſen, denjenigen, deren Augen durch die Sonnenſtrahlen ſehr gelitten hatten, ein Saft aufgelegt, deſſen beizende Wirkung ſogleich jede Spur der Verletzung tilgt, obwol unfehlbar nach kurzer Zeit die Blindheit erfolgt.

Bekannt iſt des Schwarzen Lebensverachtung. Wenn er einmal zu ſterben beſchloſſen hat, ſo hält es außerordentlich ſchwer, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Freiheit iſt das Einzige, was für ihn hienieden nach Werth hat. Nach Verluſt der Freiheit bemächtigt ſich ſeiner Seele zunächſt die Abſicht des Selbſtmordes. Viele Gefangene bleiben auf Afrika's Küſte, weil ſie entweder durch Verſchluckung ihrer Zunge oder Erwürgung mit ihren Ketten ihrem Leiden ein Ende zu machen verſtehen.

Bei dem Ueberfluß, bei der Auswahl an Subjekten, die in Zanſibar früher zu Gebote ſtanden, hatten mehr oder weniger Todesfälle weiter keine Bedeutung gehabt. Gegenwärtig aber, wo man zweifeln konnte, daß man für den Bedarf des „Satan“ ausreichend verſehen ſeyn würde, ſtellte ſich die Frage anders. Es wurde alſo den Sklaven Alles verabreicht, was das Land hervorbringt, was ein Sklave ſich nur wünſchen kann; es wurden die flehendlichſten Bitten an ſie gerichtet, ja nicht die Nacht, — während welcher man ſie faſt kettenlos laſſen würde, damit ſie am anderen Morgen friſcher ausſehen möchten, zu benutzen, ſich das Leben zu nehmen; lieber damit zu warten, bis ſie auf dem Schiffe ſeyn würden.

Unkoſten, Anſtrengungen und Ueberredungs-Aufwand würden

Digitized by Google

ſich Zanſibars Lieferanten gewiß erſpart haben, wenn ſie am Abende ſchon die Nachricht, die ihnen im Laufe der Nacht zukam, gehabt hätten; die Verbündeten vom feſten Lande ſeyen eben ſiegreich zurückgekehrt. Sie brächten aus dem Innern vierhundert wohlbeſchaffene, dem gefürchteten Stamme der Bibi's angehörige Gefangene. Dieſe konnten ohne Zaudern nach der Inſel gebracht werden.

Der Neger iſt gewöhnlich klein, unanſehnlich, ſchwächlich. Der Bibi macht eine Ausnahme. Er iſt groß, ſtark, imponirender Natur. Von ſtolzer Haltung, pechſchwarzer Haut, am ganzen Körper tätowirt, vermehrt er noch den widrigen ſchreckenerregenden Ausdruck ſeines Geſichts durch eine, aus großen künſtlichen Warzen zuſammengeſetzte Linie, die ſich von dem Haarwuchs aus, über die Stirn weg, gerade herunter bis an die Naſenſpitze erſtreckt. Es werden einem jeden Bibi, bald nach der Geburt, regelmäßige, einen Viertelzoll von einander entfernte, quadratartige Einſchnitte auf Stirn und Naſe gemacht. Das alſo abgeſonderte, aber nicht abgeſchnittene Fleiſch wird dann in kleine heißgemachte Schalen einer einheimiſchen Frucht, von der Größe einer Erbſe, hineingezwungen, worin es heilt und vernarbt. Wenn die Schalen vor Fäulniß abfallen, iſt auf Lebenszeit dieſe fürchterliche Warzen-Abſtufung gebildet.

Weiße, ſehr lange, in dreieckige Form gefeilte, ſpitzige Zähne, ſind noch ein beſonders Kennzeichen des Bibi's. Der Gebrauch, ſich Zähne zu ſchärfen, iſt ihm zu ſeiner größeren Bequemlichkeit eigenthümlich geworden. Er unterſcheidet ſich von allen Schwarzen des Südkontinents Afrika's dadurch, daß er das Fleiſch ohne irgend eine Zubereitung und ſeine Feinde wo möglich lebendig verzehrt.

Unter den Negern genießen die Bibi's einen wohlverdienten Ruf der Tapferkeit und der Grauſamkeit. Man greift ſie nur mit ungleich ſtärkeren Maſſen als die ihrigen an. Noch als Beſiegte und Gefangene fürchtet man ſie. Ein Transport von Bibi's war ſtets, ſelbſt für Europäer und auf europäiſchen Schiffen, ein bedenkliches Geſchäft.

Nach aller Wahrſcheinlichkeit ſollte der „Satan“ die Löſung einer ſolchen Aufgabe am nächſtfolgenden Tage bekommen, denn alle Bibi's waren noch vor Sonnen-Aufgang in Zanſibar.

(Fortſetzung folgt.)

Zweimalige Todesgefahr.

Wie man jetzt erſt erfährt, ſchwebte der ausgezeichnete franzöſiſche Maler L. Robert bei ſeinem Aufenthalte in Rom zweimal in der entſetzlichſten Todesgefahr. Einmal war er in die bekannten Katacomben gegangen, um die Freskogemälde zu beſehen, die ſich in jenen labyrinthiſchen Gängen befinden, und in ſeinem Kunſteifer hatte er den Faden verloren, welchen er mitgenommen, um den Rückweg zu finden. Vierundzwanzig Stunden ſchwebte er ſo in der qualvollſten Angſt, den Ausgang nicht wieder zu finden und den Hungertod in dieſer düſtern Höhle ſterben zu müſſen. Lange ſuchte er im Lichte einer Fackel ſeinen Weg und den Faden, aber die Fackel erloſch endlich und er tappte nun in vollſtändiger Finſterniß umher, ohne zu wiſſen, nach welcher Seite er ſich zu wenden hätte. Der Hunger, die Müdigkeit und die Angſt hatten bereits ſo ſehr auf ihn gewirkt, daß er alle Hoffnung aufgab, als er am Morgen des zweiten Tages endlich zufällig den langeſuchten Faden ergriff, während er unter den Todtengebeinen matt umhertaſtete. An dieſem Faden fand er den Ausgang, aber die überſtandene Todesgefahr hat er ſein ganzes Leben hindurch nicht vergeſſen.

Ein anderes Mal hatte er die Kuppel der Peterskirche beſtiegen und ſah da einigen Arbeitern zu, welche mit Ausbeſſerungen beſchäftigt waren. Um das Waſſer, das ſie brauchten, bequemer in dieſe bedeutende Höhe hinaufſchaffen zu können, hatten ſie ein Paar Bretter über die Kuppel gelegt und zogen von da aus an Seilen Waſſereimer aus dem Innern der Kirche empor. Dieſe gebrechliche Brücke war ungefähr zwei Fuß breit und gar nicht beſonders feſt, weil es Niemanden eingefallen war, daß ſie einen Menſchen tragen ſollte. Lud. Robert fühlte, als er an dieſer Stelle ankam, mit einem Male den unwiderſtehlichen Trieb, über dieſe ſchmale ſchwankende Brücke hinüber zu gehen und erſt als er vier Schritte auf derſelben gethan hatte, wurde er ſich der gräßlichen Gefahr bewußt, der er ſich ausgeſetzt hatte. Es war jedenfalls gleich gewagt, weiter vorwärts oder weiter zurück zu gehen. Das Einzige, was er zu thun vermochte, um ſich vor dem Hinunterſtürzen zu retten, da ihn der Schwindel ergriff und überdieß die Flüche erſchreckten, welche die Arbeiter über ihn ausſchütteten, als ſie ihn erblickten, beſtand darin, daß er die Augen ſchloß und unbeweglich ſtehen blieb. Als er ſich wieder geſammelt hatte, nahm er ſeine ganze Entſchloſſenheit zuſammen und ging ruhig weiter. So kam er in die Mitte der ſchwankenden Bretter und da fühlte er, daß ſie unter ſeinen Füßen zu knacken anfingen.

„Das Brett iſt morſch, der arme Herr wird ..“

So fing einer der Arbeiter an zu reden, aber er wurde durch eine ungeheure Ohrfeige, die ihm ſein Kamerad gab, zum Schweigen gebracht. Athemlos hatte unterdeß der Künſtler die andere Seite der Kuppel auf dem gebrechlichen Brücke glücklich erreicht und er ſank da, Gott für ſeine Rettung dankend und faſt beſinnungslos, auf ſeine Kniee. Erſt Püffe und Scheltworte, die er von den Arbeitern erhielt, weil er ſie in große Angſt verſetzt hatte, brachten ihn ganz wieder zu ſich. Anfangs reizte ihn dieſe Behandlung zum Zorne, als er aber einen der Arbeiter mit blutendem Geſichte vor ſich ſtehen ſah, fragte er, was ihm fehle.“ „Ich habe ihm eine Ohrfeige gegeben, um ihm das Reden zu verbieten, denn wenn er in ſeiner Art weiter geſchwätzt hätte, würden Sie die Beſinnung vollends verloren haben und gewiß hinuntergeſtürzt ſeyn,“ antwortete der Andere. Das entwaffnete natürlich den Zorn des Künſtlers, der nun um ſo wärmer ſeinen Dank für die Theilnahme der Arbeiter ausſprach.

Eine Doppelheirath.

Ein kurioſes Ereigniß trug ſich am 12 März im Theater von Glasgow (Schottland) zu. In den Szenen, in welchen die Schauſpielerin Mad. de Burgh die Hauptperſon war, ſchien ein Mann im Parterre mit gutem militäriſchen Ausſehen ganz beſonders und ängſtlich beſchäftigt mit der Heldin des Stückes, er erhob ſich mehrermale um ſie beſſer und genauer ſehen zu können. Nachdem er ſie gehörig gemuſtert und in allen Wendungen wie durchſchaut hatte, rief er mit lauter Stimme: Bei Gott ſie iſt's, meine theure Eliza! Die Stimme drang durchs ganze Theater; alle Augen, auch die der Schauſpieler richteten ſich nach dem wie eine Bildſäule aufrechtſtehenden Mann. Die Schauſpielerin indeſſen wankte und fiel in Ohnmacht. Der Schauſpieldirektor, Herr Miller, kam ins Parterre um ſich über dieß Geheimniß Aufſchluß zu erfragen. Wer ſind Sie? fragte er den Mann. „Ich bin Lieutenant Lewiß, ich komme ſo eben von Liverpool, war 19 Jahre in ausländiſchen Dienſten; ich kam mit meinem Sohne, der 21 Jahre alt iſt, dieſe Frau iſt meine Frau und meines Sohnes Mutter. Ich glaubte ſie längſt todt. Sie iſt meine Eliza, Eliza Stanley.“ Und ſo war es. Lewis hatte als gemeiner Freiwilliger die Bekanntſchaft einer Schauſpielerin Miß Stanley gemacht. Als ſein Regiment ins Ausland verſetzt wurde, ward ihm, da nur eine gewiſſe Anzahl Frauen in einem Regiment erlaubt werden, die Mitnahme ſeiner Frau unterſagt. Nach einer Reihe von Jahren wurde er, als in einem Gefecht gefallen, öffentlich angekündigt. Sie verheirathete ſich mit einem gewiſſen de Burgh. Vor anderthalb Jahren ſtarb dieſer. Auch Lewis hatte Todesnachrichten von ſeiner Frau gehabt, und ſo laſſen ſich ſeine Gefühle im Theater zu Glasgow leicht beurtheilen. Lewis wurde in den Couliſſen zugelaſſen; Ströme von Freudenthränen floſſen beiderſeits. Eine neue Vermählung hat bereits durch Hrn. Gordan, den Geiſtlichen, ſtatt gefunden! Alle die genauer mit dem Paar bekannt ſind, geſtehen, daß ſie nie glücklichere Menſchen geſehen, wie dieſes altneue Brautpaar.

Digitized by Google

Pot-Pourri.

Einige Züge aus dem Leben der berühmten Schauſpielerin Demoiſelle Mars.

Sie iſt an demſelben Tage geboren, wie die Herzogin von Angoulême. (6 Aug. 1775.) Im Augenblicke, wo die Mutter de Dem. Mars, im Begriffe niederzukommen, das Geläute und Donnergetöſe der Kanonen hörte, ſoll ſie geäußert haben: voilà la reine, qui va faire comme moi, während der Vater lächelnd ausrief: Alles dieſes Getöſe und Geräuſch iſt für meine Tochter. Im J. 1792, d. h. in ihrem 13. Lebensjahre, trat ſie zum erſtenmale auf die Bühne, und von dieſem Augenblicke an wurde ihr dramatiſches Genie bewundert. In ihrem Leben war ſie höchſt einfach und anſpruchlos, in ihrer Unterhaltung ſarkaſtiſch geiſtvoll. So erzählt man, daß ihrer politiſchen Geſinnungen halber die Garde-du-Corps ſie öffentlich auf dem Theater zu beſchimpfen gedachten. Als man ſie von dieſen Drohungen in Kenntniß ſetzte, antwortete ſie höchſt gereizt: Wahrhaftig, ich merke wohl, daß die Gardes-du-Corps und Mars nichts mit einander gemein haben. Der größte Verdruß, der ihr im Leben wiederfuhr, war bekannter Weiſe der Diebſtahl ihrer Diamanten. Man rieth ihr, dieſelben durch falſche zu erſetzen, in einer ihrer beſten Rollen, wo ſie als Kokette auf der Bühne erſcheinen ſollte. „Nein“, antwortete ſie, „ich hoffe, daß wenn ich ſpiele, das Publicum nicht meine Diamanten applaudiren wird. Und was Molière anbetrifft, ſo braucht er ja keine Diamanten.“ Den andern Tag erſchien ſie ohne Diamanten und wurde mit einem donnernden Beifall aufgenommen. Dieſer Zug erinnert uns an Mad. Georges, jene andere bekannte Schauſpielerin, die auf ihren Kunſtreiſen in den verſchiedenen Städten der Provinz allenthalben ankündigen läßt; Md. Georges jouera avec tous ses diamants. Mademoiſ. Mars hinterläßt einen Sohn, der ſich mit Finanz-Arbeit beſchäftigt. Er iſt während der ganzen Krankheit ſeiner Mutter nicht von ihrer Seite gewichen.

Ein Seitenſtück zu dem Karlsruher Theaterbrand.

Als Gegenſtück zum Brande des Theaters in Karlsruhe ſteht nur jener des Theaters in Amſterdam im Jahre 1772, aber noch ſchaudervoller, in der Reihe der ſo häufigen Theaterbrände. Das Feuer kam während der Vorſtellung der Oper: „Der Deſerteur“, aus, indem bei einer Verfinſterung der Bühne der Lampendämpfer in Flammen gerieth und in einigen Minuten ſchon der Bretterboden, die Courtine und ſelbſt Logen und Gallerien ergriffen waren. Die Verwirrung war gränzenlos, und das Unglück wurde noch dadurch vermehrt, daß die Ausgangsthüre nur nach Innen zu öffnen war. Alles drängte ſich an die Thüre, und es war unmöglich, dieſelbe zu öffnen; ſie mußte von Außen mit Aexten eingehauen werden. Unterdeſſen war bereits das ganze Haus in Flammen, und der Dampf und Rauch hatte den größten Theil der darin Befindlichen ſchon betäubt. Viele ſprangen von den Gallerien ins Parterre und zerſchmetterten ſich und die unten Befindlichen. Der Stadtingenieur war unermüdlich in Rettungsverſuchen; fünfmal wagte er ſich auf die gefährlichſten Punkte, um die Betäubten der Gefahr zu entreißen, was ihm auch mit Vielen gelang; das ſechste Mal ſtürzte eine Gallerie unter ihm ein, und er verbrannte mit einer großen Menge Unglücklicher, die er retten wollte. Ein Kaufmann, der mehrere Millionen beſaß, flüchtete ſich noch glücklich aus dem Brande, indem er an einer Hand ſeine Kinder führte und im andern Arme ſeine Frau zu haben vermeynte. Als er aber ins Freie kam, erkannte er den Mißgriff, den er im Gedränge gemacht hatte. Er bot Demjenigen eine Million, der ihm ſeine Frau retten würde, — allein vergebens, — Niemand wagte es. Da ſtürzte er ſelbſt in die Flammen zurück — aber er kam nicht wieder. Beim Hinwegräumen des Schuttes fand man ihn, ſeine Frau umſchloſſenhaltend, verkohlt; an den Schmuckgegenſtänden erkannten die Kinder ihre Eltern. Im Ganzen ſollen damals über 300 Menſchen verbrannt und eben ſo viele beſchädigt worden ſeyn. (Allg. Theaterz.)

Militäriſches.

Der „Commerce“ erzählt folgende Anekdote in einem leitenden Artikel über eine königliche Ordonnanz, die eine Vermehrung der Armee von 10,000 Mann verfügt. Das Blatt glaubt, dieſe Vergrößerungen bei gehöriger Verwendung der vorhandenen Truppen unnütz und führt die Anekdote zur Unterſtützung dieſer Behauptung an, daß ſie ſich täglich unter Jedermanns Auge wiederhole, ohne daß Einer daran denke. Vor etwa zwanzig Jahren erhielt ein Stabsoffizier das Kommando einer Feſtung im Elſaß, und dienſteifrig und für die Soldaten beſorgt, begann er, ſich mit jedem Detail des Dienſtes bekannt zu machen. Bei einer ſeiner Inſpectionen fand er eine Schildwache ohne bekannten Zweck neben einem wurmſtichigen und in Trümmer fallenden Stacket, das einen Hof ohne nachweisbaren Zweck in zwei Theile abtrennte; der Kommandant erkundigte ſich beim Major nach der Nothwendigkeit, hier eine Schildwache aufzuſtellen; man antwortete ihm, daß ſie immer da geweſen ſey und daß ſein Vorgänger ſchon ſie dort gefunden und beibehalten. Das war kein Grund, — um den hartnäckigen Commandanten zu befriedigen muß man endlich Nachforſchungen anſtellen; man durchſtöbert die Regiſtraturen, alten Papiere, Tagebücher, die ſich in der Feſtung finden, und endeckt endlich, daß vor fünfunddreißig Jahren jenes Stacket, welches damals zu etwas diente, wieder hergeſtellt und angeſtrichen worden war. Die Schildwache ſollte verhüten, daß die friſche Oelfarbe berührt werde. Seitdem war der Poſten an dieſer Stelle geblieben, und ſechs Soldaten auf je vierundzwanzig Stunden gerechnet, hatten 95,600 Mann die friſche Oelfarbe bewacht.

Die gute alte Zeit!

Nach einem kürzlich erſchienenen trefflichen ſtaatsökonomiſchen Werke gab es im Jahre 1796 nicht weniger als 500,000 Friſeuren dieſe verbrauchten in einem Jahre 18,250,000 Pfund feines Mehl zu Haarpuder, aus dieſer Quantität hätten 5,300,000 Laibe Brod im Werthe von 12 Millionen Gulden gebacken werden können. — Wie würden wohl die Korn-Wucherer jubeln, wenn die Mode des gepuderten Haares jetzt bei uns wieder auftauchte!

Nichts Neues unter Sonne.

Die neueſten Erfahrungen mit dem Schwefel-Aether haben zu Köln Erinnerungen hervorgerufen, welche darthun, daß die geprieſene Eigenſchaft des Naphtas früher, wenigſtens theilweiſe, ſchon bekannt war, indem die im ſiebenjährigen Kriege ſogenannten Rothmäntler, welche ohne Gehalt dienten, ſich in Feindesland ſelber beköſtigen mußten, die in Freundesland eben vom Raube lebten, ſchon weiland das Vieh, welches ſie ſtehlen und unbemerkt ſchlachten wollten, mit dieſem Naphta in dortiger Gegend zu betäuben pflegten.

Wäßriges.

Ein Spezereikrämer in der Nähe Stuttgarts hatte von ſeinem Lieferanten ein beſtelltes Fäßchen Carotten erhalten. Bei der Eröffnung deſſelben fand er den Tabak ſehr naß, und gebot daher ſeinem zehnjährigen Sohn, er ſoll deßwegen dem Kaufherrn ſogleich zurückſchreiben, und ihm die Näſſe des Tabaks ja recht deutlich zu verſtehen geben. Der junge Correſpondent ſetzte ſich nun ſogleich ans Pult und ſchrieb:

„Geehrter Herr

Hiemit thue ich Ihnen zu wiſſen, daß der naße Taback, welchen Sie mir zu naß geſchickt haben, ein wenig zu naß iſt; ein wenig naß dürfte er wohl naß ſeyn, aber allzunaß iſt zu naß.

Ihr ergebenſter J. M.“

Digitized by Google

Nro. 28.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 7. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Muſiker von Augsburg. — Der Sklavenhandel in Afrika. — Pot-Pourri.

Der Muſiker von Augsburg.

Eine Sage.

Vor langen Jahren lebte in der Stadt Augsburg ein Muſiker, deſſen Name Nießer war. Es gab kein Inſtrument das er nicht verfertigen und das er nicht ſpielen konnte. Er war auch Komponiſt, und obgleich jezt keine von ſeinen Kompoſitionen mehr vorhanden iſt, ſo meldet nns doch die Chronika, daß ſein Ruf in dieſem ſo wie in den obengenannten Fächern ſich durch ganz Deutſchland verbreitet hatte. Sein Ruhm ward noch durch andere Gegenſtände vermehrt: er beſaß große Reichthümer, welche — wie man munkelte — nicht auf dem rechtlichſten Wege gewonnen worden waren. Die einzige Erbin dieſer Reichthümer war eine Tochter, deren Schönheit und Unſchuld, auch ohne die reizende Ausſicht auf ihres Vaters Beſitzthümer, eine hinreichende Mitgift geweſen wäre. — Eſther war eben ſo berühmt durch die Lieblichkeit ihres Lächelns, die Schönheit ihrer blauen Augen, und ihre vielen guten Werke, als der alte Nießer durch ſeinen Reichthum, die Vortrefflichkeit ſeiner Saiten-Inſtrumente und ſeine wenigen guten Werke.

Der alte Nießer war troz ſeines Reichthums und des Anſehens, in welchem er dadurch ſtand, troz ſeiner muſikaliſchen Berühmtheit, von Herzen betrübt. Eſther, ſeine einzige Tochter, die alleinige Repräſentantin einer langen Reihe muſikaliſcher Ahnen, konnte kaum die Noten von einander unterſcheiden, und eine traurige Ahnung, daß er für das Talent, welches er ſeinen Reichthümern beinahe gleich achtete, keinen Erben hinterlaſſen würde, beſchlich den alten Mann. Als aber Eſther völlig zur blühenden Jungfrau herangewachſen war, tröſtete er ſich damit, daß er, wenn auch nicht Vater, doch wenigſtens Großvater einer Nachkommenſchaft von Muſikern werden könnte. Zu dieſem Zwecke faßte er den ſonderbaren Entſchluß, ſeine Tochter nebſt einer Mitgift von zweimalhunderttauſend Gulden demjenigen zu geben, welcher die beſte Sonate komponiren und die erſte Stimme darin ſpielen würde. Dieſen Entſchluß ließ er öffentlich bekannt machen, und ſezte einen Tag der Preisbewerbung feſt. Er betheuerte mit einem heiligen Eide, daß er ſein Verſprechen halten würde, und wenn der Teufel ſelbſt die Sonate komponiren und ſpielen ſollte. Dies wurde, wie Einige ſagten, im Scherze geſprochen, es wäre aber für Nießer beſſer geweſen, er hätte es gar nicht geſagt; jedenfalls iſt ſo viel gewiß, daß er ein böſer alter Mann war, der gar keine Ehrfurcht vor der Religion hatte.

Kaum war das Vorhaben des alten Muſikers in Augsburg bekannt, ſo gerieth die ganze Stadt in Gährung. Viele, welche es nie gewagt hatten, ihre Augen ſo hoch zu erheben, ſahen ſich jezt als Mit-Freiwerber um die Hand der ſchönen Eſther, denn neben Eſthers Reizen und Nießers Gulden galt es auch den Künſtlerruf, und wo dieſer fehlte, trat Eitelkeit an die Stelle. Kurz und gut, es gab keinen Muſiker in Augsburg, der ſich nicht, aus einer oder der andern Urſache, berufen fühlte, in die Schranken zu treten, um den Preis der Schönheit zu erkämpfen. Morgens, Mittags, Abends, ja die ganze Nacht hindurch wiederhallten die Straßen Augsburgs von melodiſchen Disharmonieen. Aus jedem Fenſter ſchallte der Klang von Sonaten-Embryonen; man redete von nichts Anderem als von der bevorſtehenden Preisbewerbung und deren Reſultaten. Ein muſikaliſches Fieber hatte alle Stände befallen, die beſten Arien wurden im Sinne behalten, und in jedem Hauſe geſpielt und geſungen; die Schildwachen an den Thoren brummten, auf- und abmarſchirend, Sonaten; die Kaufleute in den Läden ſangen, unter ihren Waarenballen ſitzend, Lieblingsſtellen; Kunden, welche in den Laden traten, vergaßen, was ſie kaufen wollten, fielen mit ein, und ſangen über den Ladentiſch hinüber Duette mit den Verkäufern.

Bei dieſer allgemeinen Bewegung gab es Einen, der die allgemeine Aufregung nicht theilte. Es war dieß Franz Görtlinger, ein Jüngling, der neben einem gleich geringen muſikaliſchen Talente, als das Eſthers war, eines der beſten Herzen und das ſchönſte Aeußere im ganzen Schwabenlande beſaß. Franz liebte die Tochter des Muſikers, und ſie hörte ihren Namen von Franzens Lippen, mit ſüßen Schmeicheltönen gelispelt, lieber als die ſchönſte Sonate, die je zwiſchen dem Rhein und der Oder komponirt worden war. Nießers Entſchluß war alſo gleich betrübend für Eſther wie für Franz.

Der Tag vor dem der Entſcheidung war herangekommen, und Franz hatte noch nicht einen Schritt zur Erreichung ſeiner Wünſche gethan, — wie wäre das auch möglich geweſen? Er hatte nie einen Takt Muſik komponirt, und ein einfaches Lied auf dem Spinet zu ſpielen, erſchöpfte ſein ganzes Talent. Spät Abends verließ er ſeine Wohnung und ging auf die Straße. Die Läden waren bereits geſchloſſen, die Straßen menſchenleer; aus einem oder dem andern Fenſter ſchimmerte noch Licht und tönte der Klang der Inſtrumente zur Vorbereitung für die traurige Begebenheit, welche ihm ſeine geliebte Eſther auf ewig entreißen ſollte. Mitunter blieb er ſtehen und lauſchte, dann konnte er die vor Freude über den erwarteten Triumph ſtrahlenden Geſichter der Muſiker ſehen.

Er ging weiter und immer weiter, bis er ſich endlich in einem Stadtviertel befand, welches ihm, obgleich er ſein ganzes Leben in Augsburg hingebracht hatte, gänzlich unbekannt war. Ihm waren in der Ferne alle Töne der Muſik verklungen, vor ihm murmelte der Fluß und dazwiſchen ſchlugen von Zeit zu Zeit leiſe Töne einer wunderbaren Melodie an ſein Ohr. Ein einſames, fernes Licht zeigte ihm, daß noch nicht alle Bewohner der Stadt in den Armen des Schlafes lagen, und Franz muthmaßte, daß irgend ein beſorgter Muſiker ſich noch auf den folgenden Tag vorbereitete. Franz Görtlinger ſezte ſeinen Weg fort, und als er ſich dem Lichte näherte, vernahm er ſo himmliſche Harmonieen, daß die Töne einen ſolchen zauberhaften Eindruck auf ihn, ſo wenig muſikaliſch er auch war, machten, daß ſeine Begierde, zu wiſſen, woher ſie kämen, zunahm. Schnell und geräuſchlos ſchritt er vorwärts, bis er das offene Fenſter, aus dem der Lichtſchimmer und die Töne drangen, erreicht hatte.

In einem gewölbten Gemache ſaß ein alter Mann an einem Inſtrumente; ein Manuſcript lag vor ihm; er hatte den Rücken gegen das Fenſter gekehrt, aber ein alter, halb blinder Spiegel verrieth dem Lauſcher die Züge des Muſikers.

Es war ein Antlitz, auf dem eine ſo unausſprechliche Milde und Güte lagen, wie Franz noch nie geſehen hatte. Der Greis

ſpielte mit wunderbarer Fertigkeit, von Zeit zu Zeit hielt er inne, änderte in der Handſchrift, und bekundete dabei ſeine Zufriedenheit durch Ausrufungen in einer fremden, dem Jünglinge unbekannten Sprache.

Franz konnte zuerſt bei dem Gedanken, daß dieſer kleine, alte Mann es wagen würde, als einer von Eſthers Freiern aufzutreten, kaum ſeinen Zorn bezwingen, als er aber immer länger ſchaute und hörte, ſchwand ſeine Erbitterung immer mehr und mehr im Anſchauen des ehrwürdigen Antlitzes, und ſeine Aufmerkſamkeit ward von der Schönheit und Seltſamkeit der Muſik gefeſſelt. Endlich bemerkte der Muſiker am Schluße einer brillanten Paſſage, daß er einen Theilnehmer an ſeinen Freude-Aeußerungen habe, denn Franz überſchrie in ſeinem Enthuſiasmus die leiſeren Ausrufungen des Greiſes. Sogleich erhob ſich der Alte, öffnete die Thüre, und rief: „Guten Abend, Franz, kommt herein und ſetzt Euch; ſagt mir wie Euch meine Sonate gefällt, und ob Ihr ſie wohl für tüchtig haltet, Rießers Tochter zu gewinnen?“

Es lag in dieſen etwas verfänglichen Worten doch etwas ſo Herzgewinnendes, daß Görtlinger keine Feindſchaft fühlte, ſondern ſich ſetzte und dem Virtuoſen zuhörte.

„Euch gefällt alſo die Sonate?“ fragte der Alte, nachdem er die letzten Takte derſelben vorgetragen hatte.

„Ach!“ entgegnete Franz, „wäre ich doch fähig, eine ſolche zu komponiren.“

„Hört mich an,“ fuhr der Greis fort, „der alte Rießer hat gottvergeſſen einen Eid geſchworen, daß er ſeine Tochter Dem gäbe, welcher die beſte Sonate komponirte, und würde ſie vom böſen Feinde ſelbſt gedichtet und vorgetragen. Dieſe Worte wurden nicht unbelauſcht geſprochen, die Nachtwinde trugen ſie auf ihren ſchwarzen Flügeln fort, flüſterten ſie durch die Wälder, und trugen ſie zu den Ohren Derer, welche da ſitzen in dem ewig finſtern Thale und das Gelächter der böſen Geiſter ſchallte höhniſch jubelnd durch die Stille der Mitternacht, und wurde aus den Tiefen von hundert Bergen wiederholt; — aber auch die guten Geiſter hörten des alten Mannes Worte, und obgleich ſie den Frevler nicht bemitleideten, ſo erbarmte es ſie doch Eſthers und ihres Geliebten. Nehmt dieſe Rolle Noten, und geht morgen in Rießers Haus; ein Fremder wird ſich um den ſchönen Preis bewerben, und zwei Andere werden ihn begleiten. Die Sonate, welche dieſe Rolle enthält, iſt die nämliche, welche der Fremde vortragen wird, hat aber eine ganz eigenthümliche Kraft: wartet einen günſtigen Augenblick ab, und verwechſelt dieſe Muſik hier mit der ſeinigen.“

Als der Alte dieſe ſonderbare Rede geendet hatte, faßte er Görtlingers Hand und führte ihn auf unbekannten Wegen bis an eines der Stadtthore, wo er ihn verließ.

Des jungen Mannes Seele war auf dem Heimwege mit der ſonderbaren Art, auf welche er die Sonate erhalten hatte, und mit Entwürfen, Ahnungen und Befürchtungen für den morgenden Tag erfüllt. Trotz allen Nachdenkens konnte er nicht begreifen, wie er durch Verwechslung der Sonaten zum Ziele gelangen könne, da er ſelbſt doch nicht der Komponiſt war. So kam er heim, legte ſich zur Ruhe und entſchlief, während Eſthers blaue Augen und die Töne der Sonate, welche der unbekannte Greis geſpielt hatte, die einzigen Gegenſtände ſeiner Träume bildeten.

Am nächſten Abend war Rießers Haus für die Preisbewerbung geöffnet, und als die feſtgeſetzte Stunde herankam, ſah man alle Muſiker Augsburgs, ihre Noten in der Hand, und von Andern, welche verſchiedene muſikaliſche Inſtrumente trugen, gefolgt, dem Rießer'ſchen Hauſe, vor dem großen Haufen neugieriger Gaffer verſammelt waren, zuſchreiten. Auch Franz Görtlinger nahm zur beſtimmten Stunde ſeine Noten, und ſtand bald vor Rießers Thüre, wo viele der Anweſenden, welche ihn kannten, ihn bemitleideten, denn ſeine Liebe zu Eſther und ſeine Unkunde in der Muſik waren kein Geheimniß.

„Was will Franz Görtlinger,“ ſo hieß es allgemein, „mit einer Notenrolle in der Hand? er hat ſich doch nicht in einen Wettkampf mit den Muſikern eingelaſſen?!“

Als Franz in den großen Saal trat, fand er denſelben bereits mit Muſikern und Muſikliebhabern, welche Rießer eingeladen hatte, angefüllt. Der alte Muſikus ſelbſt ſaß am obern Ende des Zimmers auf einem Seſſel, wie auf einem Richterſtuhle, und neben ihm die, wie zu einem Opfer geſchmückte Eſther. Als Görtlinger durch das Gemach ſchritt, überflog ein Lächeln die Geſichter aller Muſiker, die einander ſämmtlich kannten und gleichfals wußten, daß Franz kaum einen Marſch ſpielen, wie viel weniger eine Sonate komponiren und vortragen konnte. Rießer lächelte gleichfalls; Eſther aber blickte ihn trübe und beſorgt an, und eine Thräne ſtahl ſich aus ihrem Auge.

Die Freiwerber wurden aufgefordert, ihre Namen einzutragen, und die Reihefolge ſollte dann durch's Loos entſchieden werden. Der Letzte, der ſich zum Einſchreiben meldete, war ein Fremder, der ſich Lefuet nannte, und dem alle unwillkührlich, als er näher trat, Platz machten. Niemand kannte ihn oder wußte, woher er kam, und ſo abſtoßend war ſein Geſicht, ſo ſeltſam ſtechend ſein Auge, daß ſelbſt Rießer ſeiner Tochter zuflüſterte: er wünſche, die Sonate dieſes Menſchen möge nicht die beſte ſeyn.

„Der Wettkampf möge beginnen!“ rief Rießer, „ich ſchwöre, daß ich meine, hier an meiner Seite ſitzende eheleibliche Tochter nebſt einer Mitgiſt von 200,000 Gulden Dem geben will, der die beſte Sonate komponirt hat, und die Hauptſtimme darin ſpielt.“

„Und Ihr wollt Euren Eid halten?“ fragte der Fremde, dicht vor den Alten hintretend.

„Ich werde ihn halten,“ wiederholte der Muſikus von Augsburg, „und wenn die Sonate vom Teufel komponirt, und von der Hand des Böſen ſelbſt geſpielt würde.“

Ein allgemeines Schweigen folgte dieſer Rede, nur ein fernes, ſchwaches Hohngelächter erſchallte. Jedermann ſchauderte, der Fremde allein lächelte.

Das erſte Loos fiel auf den Unbekannten, welcher ſogleich ſeinen Platz einnahm und ſeine Sonate entrollte. Zwei Andere, welche Niemand vorher bemerkt hatte, nahmen ihre Inſtrumente zur Hand, ſetzten ſich neben den Komponiſten und erwarteten das Zeichen zum Beginnen. Das Zeichen ward gegeben, und als die drei Muſiker ihre Häupter erhoben, um in die Noten zu ſehen, bemerkten die Anweſenden mit Entſetzen, daß ihre drei Geſichter ganz und gar in allen Theilen gleich waren. Allgemeines Grauen ergriff die Verſammlung; Niemand ſprach oder flüſterte ſeinem Nachbar etwas in's Ohr, aber wie auf Verabredung hüllte ſich Jeder in ſeinen Mantel und ſchlich fort. Bald war Niemand im Saale, ausgenommen die drei, welche, ohne ſich ſtören zu laſſen, immer weiter ſpielten, und Franz, welcher den Auftrag des Greiſes nicht vergeſſen hatte. Auch der alte Rießer ſaß auf ſeinem Stuhle, er hatte gleichfalls das Grauenhafte geſehen und zitterte, ſeines gottesläſterlichen Eides gedenkend, aber er war nicht vermögend, ſich vom Platze zu rühren.

Franz ſtand neben den unheimlichen Muſikern, und als ſie nicht weit vom Schluſſe der Sonate waren, riß er kecklich ihre Noten fort, und ſchob die ſeinigen an deren Stelle hin.

Da überflog ein finſterer Schatten die Geſichter der drei Muſiker und ein entferntes Wehegeheul ließ ſich hören.

Um Mitternacht führte der milde Greis, welcher Franz die Sonade gegeben hatte, dieſen ſo wie Eſther aus dem unheimlichen Hauſe; hinter ihnen ſank das Haus in die Erde. Eſther und Franz wurden bald darauf Mann und Weib.

Jahre vergingen. Kinder und Enkel weinten an Eſthers und Franzens Grabe. Auf dem Platze, wo Rießers Haus geſtanden hatte, war längſt ein neues errichtet, aber die unbekannten drei Muſiker ſpielen noch immer ihre Sonate; zur Nachtzeit vernimmt man noch öfters dieſe Töne aus der Erde ſchallen. Auch der alte Rießer ſitzt noch immer in ſeinem Seſſel und will aufſpringen,

Digitized by Google

muß aber feſtgebannt ſitzen bleiben, und die Muſik ſeiner unheimlichen Gäſte mit anhören.

So endet die Sage vom Muſikus von Augsburg. (Humoriſt.)

Der Sklavenhandel in Afrika.

(Fortſetzung.)

Das Schiff „Satan“ war glücklich angelangt. Eine zwiſchen hohen Felſen gelegene Bucht gewährte ihm Sicherheit und Ruhe. Die Kreuzer konnten es dort ſelbſt bei Tage kaum wahrnehmen.

Als die Segel zuſammengezogen, als die Anker geworfen waren, verſammelte ſich auf dem Verdecke um einen aus verſchiedenen Brettern improviſirten, mit Branntweinflaſchen reichlich verſorgten Tiſch die Mannſchaft, — achtzig rüſtige Leute, deren Geſichter die Spuren aller brutalen Leidenſchaften und der fortwährenden Ertragung der Strapazen eines bewegten Lebens zeigten. Dieſe Sklavenhändler, unſtreitig Europäer, waren durch die beſtändige mehrjährige Wirkung der Sonnenſtrahlen ſo braun oder ſchwarz geworden, daß man ſie leicht für Neger aus den Maldiven oder aus Madagaskar hätte halten können. Ihr Anzug, die gewöhnliche Matroſentracht, fiel nur durch einen mit zwei Piſtolen und einem langen Dolche verſehenen Leibgürtel auf. Offiziere und Matroſen ſaßen, um die glückliche Ankunft des Schiffes in Zanſibar zu feiern, am Tiſche bunt durch einander. Die exceptionelle Beſtimmung des „Satan“ allein erklärte kaum eine ſolche auf der See nicht leicht vorkommende Vereinigung der Vorgeſetzten mit ihren Untergebenen. Nur die Geſchichte ſeiner eigenthümlichen Bemannung konnte hierüber genügende Auskunft geben.

Seit dem Frieden hatte die Freiſeeräuberei aufgehört. Viele der früheren Korſaren waren Anfangs Piraten geworden. Bald nahm dies während der erſten Jahre der Reſtauration noch ſehr ergiebige Handwerk bedeutend ab. Zahlreiche, wohlgerüſtete franzöſiſche und engliſche Kriegsſchiffe waren auf ſtrenger Hut. Ohne weiteren Prozeß ließen ſie die ertappten Verbrecher augenblicklich, an Ort und Stelle der Gefangennehmung, erſchießen oder aufhängen. Das eingeführte ſummariſche Verfahren half. Den meiſten Piraten mißfiel die ihrer faſt ſicher harrende traurige Zukunft. Nachdenken führte ſie dahin, eine andere, ihren Anlagen eben ſo angemeſſene Laufbahn, — bei welcher ebenfalls viel zu gewinnen und nicht ſo viel zu wagen war, — zu verfolgen. Sie wurden Schmuggler zwiſchen den engliſchen und franzöſiſchen Kolonieen, Freihändler auf Madagaskars oder Afrika’s Küſte. Viele ſuchten auch Dienſt auf Negerſchiffen. So konnten ſie wenigſtens ſicher ſeyn, daß für den Fall der Ergreifung bei Ausübung ungeſetzlicher Handlungen ihre etwanige Hinrichtung nur nach dem rechtskräftigen Urtheil eines auf dem Lande befindlichen regelmäßigen Tribunals erfolgen würde.

Nach Verbietung des Sklavenhandels ſuchten die Negerſchiffs-Unternehmer vorzugsweiſe ehemalige Piraten als tüchtige Mannſchaft auf. Die Kaperei von Schwarzen war kein Spiel mehr. Es kam nicht allein darauf an, ſich gegen die Zufälle und Launen des unbändigen Meeres und gegen die immerwährende Möglichkeit der Neger-Verſchwörungen am Bord zu ſchützen, — man mußte noch, wenn es Noth that, zur eiligen Flucht oder, — ausnahmsweiſe zwar, aber bei der Ausſicht möglichen Sieges, — zu tapferen, harten und unverſöhnlichen Kämpfen bereit ſeyn.

Der „Satan“ trug auffallende Beweiſe derartiger kriegeriſcher Geſinnung. Wer auf deſſen Verdeck hätte blicken können, würde einige zwanzig im ſchönſten Zuſtande erhaltene Feuerſchlünde wahrgenommen haben. Der hohe Bord des Schiffes, deſſen Oeffnungen ſtets geſchloſſen blieben, erlaubte ſchwerlich einem anderen Schiffe dieſen Rüſtungs-Apparat, ſelbſt in einer mäßigen Entfernung auf der See, zu erkennen. Im Falle des Angriffes und des Widerſtandes aber durfte die ſo verſteckte Batterie nicht lange ihr Inkognito beibehalten. Ihre Kugeln pflegten ſchnell zu zeigen, daß keine unerfahrene und zu verachtende Hand das Geſchütz richtete. Die Uebereinſtimmung der Leute, beim Abſegeln ſowol als bei der Vertheidigung, ließ keinen Zweifel darüber, daß dieſe Seemänner ſich ſeit Jahren kannten, daß ſie ſeit Jahren Gefahren und Verbrechen theilten.

Zwiſchen ehemaligen und jetzigen Mitſchuldigen konnte es in gewöhnlichen Augenblicken wohl keinen Unterſchied des Ranges geben. Bei Schlacht und Sturm verſchwand jedoch auf manchen Negerſchiffen der Zuſtand der Gleichheit. Je loſer die Disziplin geweſen war, deſto eiſerner wurde ſie dann. Wer nicht ohne Zaudern gehorchte, wer ſich erlaubte, ein Kommando nicht zu verſtehen, hatte ſichere Anwartſchaft auf eine Kugel, ohne Redensarten, durch den Kopf. Sobald das Wohl des Schiffes und ſeiner Ladung in Erwägung kam, gab es keinen Grund zur Nachſicht des Befehlshabers. Freundſchafts-Dienſte, die Erinnerung an glücklich verlebte geſellige Stunden verloren ihre Bedeutung.

An Gefahren und Strafen war in der Bucht von Zanſibar nicht zu denken. Man dachte vielmehr nur daran, die Gläſer weder voll noch leer zu laſſen. Demzufolge hatten auch nach einer halben Stunde die wechſelſeitigen Converſationen eine unbändige Heftigkeit erlangt. Man rühmte die Geſchicklichkeit des „Satan“ den Kreuzern zu entgehen, man verſprach ſich, noch öfters ihren Schlingen Trotz zu bieten; man brachte die Geſundheit der Sklavenkäufer und Verkäufer aus.

Das ſonſtige Toben der auf die nahen Felſen ſich ſtürzenden und zerſplitternden Wellen war nicht mehr zu hören, als eine ſcharfe pfeifende Stimme das Getöſe durchdrang. Sie übte auf alle übrigen Redner einen entſchiedenen Einfluß aus. Sämmtliche Lungen-Anſtrengungen hörten auf.

Einem ſtarken, pockennarbigen, vierzigjährigen Mann gehörte die Stimme.

Hauptmann Grivély war eigentlich von Haus aus kein Seemann. Italiener und früher Studirender der Rechte, wurde es ihm von Jugend auf unmöglich, fremdes Gut von dem ſeinigen zu unterſcheiden. Des angeborenen Gebrechens halber gerichtlichen Verfolgungen ausgeſetzt, — mußte er das Vaterland verlaſſen. In Mauritius, wo er zuerſt anlangte, war er als Lehrer und Muſter der Frömmigkeit und der Moral aufgetreten. Nach Bekanntwerdung ſeiner Unfähigkeit und Sittenloſigkeit ſchimpflich entlaſſen, war ein Negerſchiff Grivély’s Zufluchtsort geworden. Wegen einiger mathematiſcher Kenntniſſe zum Lieutenant auserkoren, machte er ſich nie durch eine vorzügliche Herzhaftigkeit bemerklich. Er erſetzte indeß den Mangel an großer Tapferkeit durch eine gewiſſe Ruhe, die auf Selbſtbeherrſchung hindeutete, und durch die ganz beſondere Gabe, eine grauſame Liſt zu erſinden, welche faſt beſtändig den Feind in gefährliche Fallen verlockte. Dieſer Eigenſchaft verdankte er ſeine letzte Erhebung. — Der Supercargo Taitar, der einen bedeutenden Antheil an dem Schiffe beſaß, hatte ihn vor fünf Jahren zum Anführer der für den „Satan“ gedungenen Banditen auserwählt. Seitdem hatte man ihn ſchätzen, aber nicht genug fürchten gelernt.

„Iſt es den Herren gefällig, mir einige Aufmerkſamkeit zu gönnen?“ — ſchrie der wo möglich immer höflich bleibende Hauptmann.

Ein allgemeiner Bejahungsruf war die Antwort.

„Die für morgen zu treffenden Vorkehrungen wünſchte ich mit euch, ehe ihr alle betrunken ſeyd, zu beſprechen. Das feindliche Geſchwader wird wahrſcheinlich bald wieder hier eintreffen. Es wäre Thorheit, das Abſegeln bei Tage in ſeinem Angeſichte zu verſuchen. Meiner Anſicht nach, ſollten wir die nächſte Nacht hier abwarten und dann erſt die hohe See zu gewinnen ſuchen. Wohl weiß ich, daß ein großes Hinderniß dieſem Plane entgegenſteht; daß der Landwind, der allein unſer Abſegeln möglich macht, erſt mit Sonnenaufgang zu wehen anfängt. Könnten wir aber nicht mit Hülfe einiger einheimiſchen Boote unſer leicht fahrendes Schiff bis zum nächſten, eine Meile nur entfernten Kap bugſiren? So wären wir in Sicherheit, ohne ſelbſt des Feindes Verfolgung befürchten zu dürfen.“

Wie alle durch Grivély vorgelegte Pläne, wurde dieſer Vorſchlag angenommen, wonach der Hauptmann, ehe man ſich wieder

Digitized by Google

zu den Gläſern hatte begeben können, noch folgende unangenehm klingende Bemerkung ſeinen früheren Worten folgen ließ:

„Wenn unſer Vorhaben gelingen ſoll, iſt hauptſächlich Vorſicht nöthig. Kein Geräuſch, kein verdächtiger Lärm darf von hier aus vernommen werden. Hierzu müßt ihr nüchtern bleiben. Kein Grog darf folglich mehr, binnen 24 Stunden, auf dieſem Tiſche erſcheinen. Weg damit!“

Den Durſt der Banditen bändigen zu wollen, war ein kühnes Unternehmen. Die Berührung ihrer reizbarſten Seite konnte geradezu zur Empörung führen. Auch fingen ſie bereits an, ihren Widerſtand durch Toben und Schreien kund zu geben.

„Weg damit!“ — wiederholte der in ſeinem Kommando-Rechte durch die feindſelige Demonſtration gekränkte Grivély. — „Schweigt!“

Ohne Rückſicht auf dieſen Befehl, erhob ein alter, faſt bieder ausſehender Bootsmann ſofort die Stimme, und zwar um Worte der Verſöhnung auszuſprechen.

„Capitain“, ſagte er, „ein ſchweres Opfer verlangt ihr; gehorchen werden wir dennoch; dafür bürgt euch euer alter Thomſon; nur erlaubt eine Bitte. Seit Jahren iſt der Mann, dem dieß Schiff gehört, uns ein Räthſel. Sein Weſen, ſein Treiben, die Sorgfalt, mit welcher er uns ausweicht und ſich durch Vermummung unkennbar zu machen ſtrebt, — haben unſere Galle und zugleich unſere Neugierde im höchſten Grad gereizt. Ihr kennt ihn, Ihr wißt ſeine Geſchichte. Benutzt den paſſenden Augenblick, befriedigt unſere Laune und erzählt; wir werden horchen und entbehren. Ihr könnt, auf Piratenwort, auf unſere Verſchwiegenheit bauen.“

Inzwiſchen hatte ſich der Lärm gelegt, denn Thomſon's Idee ſchien Allen zu gefallen.

„Was ihr verlangt,“ erwiederte der Capitain, „dürfte für euch und für mich die nachtheiligſten Folgen herbeiführen. Dem Manne gehört das Schiff, nicht uns. Sammt und ſonders ſind wir ſeine Miethlinge. Zwar hat er mir kein Stillſchweigen anempfohlen; da er aber euch meidet und dafür wahrſcheinlich ſeine Gründe hat, ſo mag er wohl wünſchen, daß ich über ihn ſchweige. Ueberlegt dieß; heute jedenfalls gebe ich eurem Wunſche nicht nach, denn es iſt Zeit zum Schlafen. Wenn ihr aber morgen noch ſämmtlich bei eurem Verlangen beharrt, werde ich freilich, aller daraus zu befürchtenden Unannehmlichkeiten ungeachtet, nachgeben müſſen. Geht nun nach euren Hängematten.“ —

Faſt jeder Seemann iſt einem Kinde gleich, das den lebhafteſten Wunſch vergißt, ſobald man ſeine Aufmerkſamkeit auf neue Gegenſtände zu lenken verſteht.

Grivély's zweideutiges Verſprechen genügte. Die Mannſchaft vertheilte ſich in den verſchiedenen Gegenden des Schiffes. Die Mehrzahl begab ſich zur Ruhe.

Um die übliche, unausbleibliche vierſtündige Wache abzuhalten, blieben zehn Männer auf dem Verdeck.

(Fortſetzung folgt.)

Pot-Pourri.

Paſſende Replik.

Salomon Maimon hatte einſt einen Hund für einige Thaler gekauft. Er gefiel ihm aber nicht, und es fand ſich kurze Zeit darauf ein Liebhaber, der ihm drei Thaler dafür wieder gab. „Mir ſcheint es,“ ſagte Jemand zu ihm, „Sie haben mehr Glück mit dem Hundehandel, als mit Bücherſchreiben.“ — „Das kommt daher,“ verſetzte Maimon, „weil es mehr Hundekenner, als Bücherkenner gibt.“

---

* Als der berühmte Lavater ſeine erſten Schweizerlieder herausgeben wollte, wurde deren Druck Anfangs von der Büchercenſur in Zürich verboten, weil man „den alten Miſt nicht wieder aufwärmen wolle.“ (Das heißt doch wenigſtens deutlich geſprochen.)

Fortſchritt.

Es beſtätigt ſich, daß der kleine Pianiſt Papendieck die ſiebenjährige Violiniſtin Neruda heirathen wird. Da die Kindelein in der Muſik ſo frühe Fortſchritte machen, warum nicht auch in der Ehe, die doch das Werk der Harmonie iſt!

---

* Die „Deutſche Allg. Ztg.“ umſchreibt das Wort: „Entbindung“ mit: „Schließliche Entwickelung eines intereſſanten Zuſtandes!“

Scherzräthſel.

Was iſt das?

Mit F ſinds Fliegen,
Und ohne F bleibt's liegen.

Die erſten drei Errather erhalten die Erlaubniß eine Halbe Salvator Bier trinken zu dürfen; die übrigen können trinken ſo viel ihnen beliebet!

Auf das Hinſcheiden

Seiner Hochwohlgeboren

Titl. Herrn

Wilhelm Freiherrn von Gumppenberg,

Gutsbeſitzer auf Wallenburg bei Miesbach,

königl. bayer. Major à la Suite und Abgeordneter zur bayeriſchen Ständeverſammlung.

Am 2ten April 1847.

(Eingeſandt.)

Ach! in jene ſtillen, ſchönen Auen
An der Schlierach lieblichem Geländ', —
Wallenburg! in deine holden Gauen
Drang des Todes Schauer ſo behend!

O, wie oft klang dort zur trauten Feier
Meiner Muſe frohes Saitenſpiel;
Ach! und jetzt — tönt ſchaurig meine Leier
Grabgeſang und ſchmerzliches Gefühl!

Saß ſo oft in Seiner holden Nähe,
Horchte Seinem tiefdurchdachten Wort, —
Fühlte glücklich mich, — dacht' an kein Wehe
[illegible] das Haus und ſeinen treuen Hort.

Ach, und jetzt — zwar bin ich in der Ferne, —
Dreimal nun verjüngte ſich das Jahr —
Doch der Schmerz, er drang auch in die Ferne,
Mir in's Herz, das Ihm ergeben war.

Ach! „Sophiens-Ruh'“ vermißt das Leben,
Das aus Wilhelm's Blicken ihr entquoll;
Und die Kinder, — ach! ſie weinen, beben,
Weil der Vaterlaut für ſie verſcholl.

Und der Diener, — ſeine greiſen Lider,
Die voll Treue nach dem Herrn geblickt,
Trübt die Schmerzensthrän', er ſchaut nicht wieder
Den, deß Freude ſtets auch ihn entzückt'. —

Ach! es ſtirbt die Freud'! — die ſchönſte Blüthe
Knickt der Tod mit grauſer, kalter Hand! —
Doch, vertrauet Gottes Vatergüte!
Hofft auf jenes ew'ge Vaterland!

L. Anzengruber,
vormals Hofmeiſter bei Titl. Hrn. Baron v. Gumppenberg.

Digitized by Google

Nro. 29. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 10. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Uriel da Coſta. — Der Sklavenhandel in Afrika. — Münchner Briefe. — Pot-Pourri.

Uriel da Coſta.

* Dieſer gelehrte, aber unglückliche Philoſoph von ſpaniſch-iſraelitiſcher Abkunft, der unter dem Namen Acoſta von Karl Gutzkow zum Helden eines faſt auf allen deutſchen Bühnen (mit Ausnahme der Berliner) bereits aufgeführten Trauerſpiels gemacht worden, gehörte einer auch jetzt noch in Holland blühenden jüdiſchen Familie an. *) A Conta war die lateiniſche Ueberſetzung ſeines Namens, und da er als philoſophiſcher Schriftſteller Mehreres in lateiniſcher Sprache geſchrieben hatte, unter Anderem ſein berühmtes „Vorbild des menſchlichen Lebens“, in welchem er die eigenen Kämpfe nach innen wie nach außen mit Meiſterhand dargeſtellt, ſo haben namentlich ausländiſche Literarhiſtoriker (unter Anderen Bayle) ſeinen Namen häufig wie jetzt Gutzkow, aber natürlich immer unrichtig, geſchrieben. **) Uriel da Coſta ward gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Spanien geboren, wo ſeine Vorfahren bereits in mehreren Generationen dem äußeren Leben nach Katholiken ſchienen, im Innern aber und dem in häuslicher Stille feſtgehaltenen Bekenntniſſe nach Juden geblieben waren. Solcher geheimen Juden gab es im ſechzehnten Jahrhundert viele Tauſende, ſowol in Spanien als in Portugal, wo ſie mit dem Namen Nuevos Christianos (Neu-Chriſten) bezeichnet wurden, in die höchſten Staatsämter eintraten und mit den vornehmſten Familien des Landes ſich verſchwägerten. Einer derſelben; Don Diego d'Eſpinoza, ein Großoheim Benedikt Spinoza's, war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Präſident von Caſtilien und bekleidete ſogar von 1566 — 1572 das Amt eines General-Inquiſitors von Spanien. Häufig wurden jedoch die Nuevos Christianos ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an das Judenthum; immer ſchon der Inquiſition verdächtig, fielen ſie derſelben, wenn ſie ſich nur im geringſten äußerlich verriethen, ſofort anheim. Der berühmte Arzt Dr. Iſaac Orobio, der ſelbſt ein Nuevo Christinno geweſen war, als ſolcher auf der Univerſität Salamanca einen Lehrſtuhl der Phyſik bekleidet hatte, nachmals in Sevilla von der Inquiſition des heimlichen Judenthums angeklagt wurde und darauf nach Frankreich, ſo wie demnächſt nach Amſterdam entfloh, wo ſich bereits eine ganze Gemeinde ehemaliger Nuevos Christinnos niedergelaſſen hatte, hat die Verfolgungen, die er in Spanien erlitten, in Limborch's (Profeſſors in Leyden) Historia Inquisitionis beſchrieben. Dieſer Gemeinde in Amſterdam ſchloß ſich auch mit ſeinen jüngeren Brüdern da Coſta an, der als Katholik den Vornamen Gabriel geführt, bei ſeinem öffentlichen Zurücktritt zum Judenthum aber den Namen Uriel annahm. Faſt gleichzeitig finden wir im Schooße jener Gemeinde, die mit philoſophiſchen Forſchungen durch traditionelle Fortpflanzung der ariſtoteliſch-arabiſch-kabaliſtiſchen Metaphiſik vertraut war, die pantheiſtiſche und die deiſtiſche Richtung der Religionsphiloſophie vertreten, und zwar durch Lehren, die auch heutzutage noch maßgebend in dieſen beiden Richtungen ſind. Spinoza war zwar noch ein Knabe, als da Coſta ſtarb, aber er hatte dieſen perſönlich gekannt, und die Lehren ſo wie die traurigen Schickſale des letzteren ſind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Uriel da Coſta, der in Spanien katholiſche Theologie und das kanoniſche Recht ſtudirt und ſich darin ſo ausgezeichnet hatte, daß er bereits im 25ſten Lebensjahre zu einer der einträglichſten Pfründen, zum Säkelmeiſteramt einer Stiftskirche, befördert worden war, hatte Amt und Einkünfte aufgegeben, um ſich ſeiner Neigung zu Forſchungen ſchrankenlos überlaſſen zu können. Seine Richtung war eine weſentlich deiſtiſche, und mit Unrecht hat man ihn zu den Sadducäern gezählt, die nicht blos die Geiſterwelt und die Unſterblichkeit der Seele, ſondern auch die göttliche Vorſehung leugneten, welche aber in dem Syſteme da Coſta's die Spitze bildete, obwohl er die Göttlichkeit des moſaiſchen Geſetzes, wie des Evangeliums, und die Autorität des Talmuds in Abrede ſtellte. Weil er aber ſeine Gegner oft „Phariſäer“ nannte, wie dies namentlich in ſeiner portugieſiſch geſchriebenen Abhandlung „Examen das tradiçoens phariseas conferidas con a Ley“ (Prüfung der mit dem Geſetze überlieferten phariſäiſchen Traditionen) geſchieht, ſo hat man ihn und ſeine Lehren häufig als „ſadducäiſch“ bezeichnet. Zweimal ward er ſeines Deismus wegen in den großen jüdiſchen Bann gethan, von welchem er ſich das erſtemal durch einen theilweiſen Widerruf zu befreien gewußt hatte. Das zweitemal unterwarf er ſich der Buße. Lebhaft ſchildert er in ſeiner Autobiographie, wie man ihn in die Synagoge brachte, entkleidete, an die Säule band und unter Abſingung von Pſalmen mit neununddreißig Geißelhieben züchtigte, wie er dann gezwungen wurde ſich an der Schwelle der Synagoge niederzuwerfen, wie ſie über ihn hinwegſchritten, den Fuß erhoben und auf den untern Theil ſeiner Schenkel ſetzten, und zwar Knaben ſowol als Greiſe. „Kein Affe könnte abgeſchmacktere Bewegungen oder lächerlichere Gebärden machen“, ſetzte Acoſta ſeinem Bericht über dieſe entwürdigende, dem gräulichſten Fanatismus entſprungene Behandlung hinzu. Acoſta läßt dieſer thatſächlichen Darſtellung noch allgemeine Betrachtungen folgen, auch einzelne treffende Bemerkungen über jenen fanatiſchen Unſinn der geiſtig Blöden und Blinden, welche durch eine ſo abſcheuliche Buße den Mißhandelten ſofort für gereinigt und geſühnt und dieß ganze teogiſche Poſſenſpiel für ein Gott wohlgefälliges Werk anſehen konnten. Da aber ſeine ſpäteren Schriften nicht blos gegen den Talmud und die Autorität der Rabbinen, ſondern auch gegen jede poſitive Religion gerichtet waren, ſo ſchritt auch der Rath von Amſterdam — damals bekanntlich eine ſouveraine Behörde — gegen ihn ein und verurtheilte ihn zur Gefängnißſtrafe und zu einer Geldbuße von 300 Gulden. Das dadurch für ihn herbeigeführte Ungemach, insbeſondere aber der Umſtand, daß er ſich ſogar von ſeinen Verwandten und Freunden verlaſſen ſah, brachten ihn zur Verzweiflung, und er jagte ſich im Jahre 1639 (nicht 1647, wie Bayle ſagt), bald nachdem er jene obenerwähnte lateiniſche Schrift: „Exemplar humanae vitae“ vollendet hatte, im 53 Lebensjahre eine Kugel durch den Kopf. Die vorſtehenden Data ſind zum Theil H. J. Koenen's (Magiſtratsraths von Amſter-

*) Iſaac da Coſta-Athias war im J. 1798 ein ſehr thätiges Mitglied der „National-Verſammlung“ der Bataviſchen Republik.

**) Die Verwechslung iſt um ſo erklärlicher, als es wirklich mehrere ſpaniſche Schriftſteller Namens Acoſta gab, unter Anderen den Jeſuiten Joſé Acoſta († 1600), der eine Historia natural y moral de las Indias und ein lateiniſches Buch De natura novi orbis geſchrieben.

dam) „Geschiedenis der Joden in Nederland“ (Utrecht, 1843) aus dem Magazin f. d. Literatur d. Auslandes entnommen.

Nachdem wir vorliegend eine kurze geſchichtliche Skizze über da Coſta oder, wie Gutzkow ſchreibt, Acoſta gegeben haben, wollen wir zu der Tragödie ſelbſt übergehen und dieſelbe kurz beleuchten.

Wie leicht aus dem bisher Geſagten erſichtlich, iſt das Drama den Thatſachen nach ein hiſtoriſches und es ſtellt ſich hieraus für den Dichter die Forderung, daß er auch die Perſonen ſo viel wie möglich wahr behandle. Dieß iſt aber bei dem Gutzkow'ſchen Stücke nicht der Fall, denn um ſeinen Helden zum Liebhaber zu ſtempeln, macht er den alten Mann zum Jüngling. Es ließe ſich dieſe Abſchweifung rechtfertigen, wenn die Nothwendigkeit hiezu vorläge. Allein wir vermögen dieſe um ſo weniger anzuerkennen, als die tragiſche, der Dichtung Gutzkow's ſo nahe liegende Geſchichte des Abeillard und der Heloiſe einen hiſtoriſch begründeten Halt dafür abgeben, daß ein Mädchen von höherer Begabung auch an einem älteren Manne mit der innigen Glut feuriger Geſchlechtsliebe hängen kann, was Gutzkow ſelbſt ausſpricht, indem er den Ben Jochai, Judith's Verlobten, die Worte in den Mund legt, daß ein Mädchen den Mann, welchen es bewundere, auch liebe. Der Dichter hätte alſo füglich den da Coſta hiſtoriſch treu geben können, ohne darum die aus der tiefen Liebe Judith's und da Coſta's hervorgehenden Bühneneffekte aufheben zu müſſen.

Wir ſind ſogar der Anſicht, daß dieſelben dadurch noch weit ergreifender geworden wären, da ſich die Dichtung an dieſen Stellen mehr zum Geiſtigen aufgeſchwungen, und die Helden des Stücks in einem höheren ſittlichen Lichte hätte erſcheinen laſſen. Es entſpringt übrigens aus dieſer Conceſſion, welche der Dichter der phyſiſchen Liebe gemacht, noch ein weit größerer Uebelſtand, der auf die Dichtung von dem entſchiedenſten Einfluſſe iſt.

Uriel erſcheint nemlich in ſeinem Kampfe gegen die ſtarre Satzung nicht in der ſittlichen Höhe, welche wir einen ſo hervorragenden und geiſtvollen Streiter der freien Forſchung unwillkührlich gerne einnehmen ſähen. Er verliert dadurch die aus dem innern Bewußtſeyn des Wahren hervorgegangene Entſchiedenheit des Charakters, indem ſeinem Handeln die Liebe zum Weib, ſtatt die Liebe zur Wahrheit unterlegt wird, welcher Mißton dadurch keineswegs verloren geht, daß er zu wiederholten Malen durch die Erinnerung an Gallilei ſeine Seele zu ſtärken ſucht. Dagegen iſt die Art, wie er ſich zu einem Mitgliede der Judenſchaft bekennt, eben ſo rührend als männlich ſtolz und wir können uns in den innerſten Einklang mit dem Gefühle des tiefen Denkers ſetzen, wenn dieſer ſagt, er wolle nicht mit der herrſchenden Klaſſe ſeine Glieder faul in dem üppigen Graſe unter Schatten fächelnder Waldesbäume ſtrecken. Er, der Skeptiker, der den „Zweifel auf des Glaubens Thron erhoben“, er mochte auch dem heißgeliebten Mädchen die äußere Gemeinſchaft mit einer ſtarren Satzung, deren Geſetze ſein forſchender Geiſt längſt verworfen, um ſo mehr zum Opfer bringen, als er auch in der Kirche der Chriſten nicht jene innere Befriedigung gefunden, welche den Verband mit ihr zum ſittlichen Bedürfniß und Geſetz erhoben hätte. So weit über die Hauptperſon des Stücks.

Judith, das zweite Ich da Coſta's, ſein geiſtiges Supplement, iſt ein mit großer innerer Conſequenz durchgeführter Charakter, ein durchaus edles Mädchen, das die innere Selbſtſtändigkeit mit der zarten Gränzlinie, welche dem Schönen im Handeln des Weibes geſetzt iſt, nie über ihrer verklärten Leidenſchaft für den angebeteten Mann vergißt, und ſelbſt da, wo ſie denſelben mit blutendem Herzen verläßt, als der Rabbi den Fluch über ihn geſprochen, nur den ſtrengen Anforderungen des Sittlichen entſpricht. Weniger motivirt und nicht im gehörigen Zuſammenhang erſcheint ihre Einwilligung zum Bunde mit Ben Jochai, welche Condescendenz gegen den Willen des Vaters um ſo auffallender iſt, als ihr gleich darauf der Selbſtmord folgt.

Störend wirkt das Auftreten des Knaben **Spinoza**, der nur erſcheint, um ein Stückchen frühreifer Philoſophie zum Beſten zu geben und ſich neben ſeinem Verwandten da Coſta um ſo befremdlicher ausnimmt, als eine ſtarke Illuſion dazu gehört, um zu vergeſſen, daß ein Weib es iſt, die hier ſpricht.

Im Allgemeinen iſt der letzte Akt von überraſchender Mattigkeit; von hohem Intereſſe dagegen das Gericht der Rabbi über da Coſta und die ſchöne Allegorie des „Acher“ oder des „Andern“.

Betrachtet man übrigens den „Uriel Acoſta“ als Ganzes, und den Werth der Idee, welche dieſer Tragödie zu Grunde liegt, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß mit ihm unſerer Bühne eine treffliche, ihr ſo nöthige Bereicherung zu Theil geworden iſt und Gutzkow einen entſcheidenden Schritt auf dem Gebiete des Drama vorwärts gethan hat, der bei ſeiner großen Strebſamkeit um ſo mehr zu ſchönen Erwartungen berechtigt, als aus ſeinem neueſten Werke erſichtlich, wie er ſich von der Couliſſenreißerei der Dichtung nachgerade zu emancipiren ſtrebt.

O.

Der Sklavenhandel in Afrika.

(Fortſetzung.)

Die Nächte ſind in den tropiſchen Ländern den Tagen an Länge faſt immer gleich. Morgen- und Abend-Dämmerung ſind eigentlich dort unbekannte Dinge. Der Uebergang vom Tage zur Nacht und von der Nacht zum Tage iſt kaum wahrnehmbar. Der Aufgang der Sonne iſt der Aufziehung eines Theater-Vorhanges in ſeiner Erſcheinung ähnlich. Die ganze Natur tritt plötzlich aus der Dunkelheit hervor. Land und See, glänzend und friſch, überraſchen das Auge. Mit Mühe gewöhnt es ſich an das Licht. Nur nach und nach unterſcheidet es die mannichfaltigen Gegenſtände, die ſich ihm darbieten. Das Großartige der einmal in ihren verſchiedenen Abſtufungen empfangenen Vorſtellung, die Beklemmung, die ſie dem Herzen einflößt, fordern zur Erhebung des Geſchöpfes zu dem Schöpfer, zum Gebete, auf.

Den abgehärteten, an Natur-Erſcheinungen aller Art gewöhnten Leuten des „Satan“ waren ſolche Phänomene ziemlich gleichgültig. Offiziere und Matroſen, welche Quartwache hielten, kümmerten ſich wenig um den baldigen Aufgang der Sonne. Sie hatten lediglich ihren Zweck im Sinne. Seit Stunden horchten ſie, ob kein Geräuſch die Ankunft der Sklavenbande an der Küſte ankündigen werde. Vom Sehen konnte nun nicht mehr die Rede ſeyn. Die Abendhelle, welche das Anlanden des „Satan“ befördert hatte, war gegen ein Uhr Morgens einer pechſchwarzen Aequator-Nacht gewichen. Beinahe wurde es unmöglich, ſich Mann an Mann auf dem Schiffe zu erkennen.

Während man horchte und nichts zu vernehmen war, ſchlich ſich auf der Meeresfläche gegen den „Satan“ hin, ruhig, langſam vorwärts, einem Schatten gleich, ein Monſtrum eigenthümlicher Beſchaffenheit. Es ſchien 17 Fuß lang, 3 Fuß breit. Ein Theil davon ragte in diagonaler Richtung aus der See empor. War es ein rieſenhafter Fiſch, oder ein fiſchartiger Rieſe? Die Dunkelheit hinderte, dies zu beſtimmen. Uebrigens wäre es ſelbſt bei Tage vielleicht ſchwierig geweſen, daſſelbe, außer in nächſter Nähe, genau zu erkennen.

Ein doppelter ſchwarzer menſchlicher Kopf, der ſich an den Hintertheil des Körpers anſchloß, — ungeheure Floßfedern, deren methodiſche, ſtille, dem Gehör nicht vernehmliche Bewegung das Schreckbild unleugbar vorwärts brachte, gaben nicht eben Auskunft über die Natur des Monſtrums.

Mehrere Weſen gleicher Art folgten dem erſten nach. Das Schiff war endlich von ihnen erreicht und umgeben. Mit Blitzesſchnelle hatten ſich ſämmtliche Köpfe von wahrſcheinlich künſtlichen Hüllen getrennt. Zwanzig Menſchen erkletterten „Satan's“ Wände ſo unverhofft und geſchickt, daß ſie auf deſſen Verdeck wirklich unangemeldet erſchienen.

Digitized by Google

Bei afrikaniſchen und aſiatiſchen Völkern hat die Kunſt des Baues großer Schiffe ähnliche Fortſchritte, wie den Europäern gelungen ſind, bei weitem nicht gemacht. Das Zurückbleiben in dieſer Hinſicht iſt nicht allein aus dem Mangel an Kenntniſſen, ſondern auch aus der Entbehrung derjenigen dringenden Bedürfniſſe, welche zur Erlangung dieſer Kenntniſſe das Motiv ſind, zu erklären.

Die Schwarzen und Aſiaten unternehmen ſelten bedeutende überſeeiſche Fahrten. Die Küſten-Navigation oder die Fahrten von Inſeln zu Inſeln genügen ihnen. Da ſie ſich weniger in friedlicher Abſicht auf die See wagen, als um Feinde zu überraſchen oder Feinden zu entfliehen, ſo trachtete ihre Einbildungskraft vorzüglich darauf, die kleinen Fahrzeuge, deren ſie ſich bedienen, ſo zweckmäßig als möglich einzurichten. Die Beſchreibung der verſchiedenen, zu beſonderen Beſtimmungen erfundenen Gattungen von Booten, die von der Küſte Mozambique's bis in die Sunda-Gegenden gebräuchlich ſind, würde mehrere Bände füllen.

Indeſſen verdienen die Fahrzeuge, auf welchen zwanzig ungebetene Nachtgäſte das Negerſchiff erreicht hatten, einige Worte.

Jedes beſtand aus einem Stück. Große Bäume, — ausgehöhlt ohne Verletzung ihrer Rinde, mit Ausnahme eines anderthalb Quadratfuß breiten Fleckes, — bieten zwei Menſchen ziemlich bequemen Zugang. Die Höhle iſt alſo berechnet, daß die Körper bis an den Hals ſich hinein verlieren. Mit den ſehr breiten, langen und dünnen Rudern, welche ſich von Innen nach Außen, vermöge gewiſſer in der Wand des Boots angebrachter Oeffnungen, frei bewegen laſſen, können die Schiffer daſſelbe fortſchaffen. In mäßiger Entfernung ſehen in der That dieſe Ruder wie mächtige Floßfedern aus, ſo wie der über das Waſſer ſehr erhabene Vordertheil des Bootes dem vollkommenen Anſchein großer Fiſche hat.

Der Zweck ſolcher Boote leuchtet ein. Ihre Farbe, ihr Anſehen, die ſchlanke Geſtalt ihres Rumpfes, ihr feſter Bau beſtimmen ſie, — raſch und ſicher, unbemerkt bei Tage wie bei Nacht, — zu abenteuerlichen Unternehmungen. In der Nachbarſchaft der Sunda-Inſeln iſt die Annäherung der ſtets räuberiſch geſinnten Einheimiſchen auf dergleichen Fahrzeugen ſo gefährlich, und ſo wenig durch ſtrenge Aufmerkſamkeit oder überhaupt durch ſinnliche Wahrnehmung zu vermeiden, daß die den Pfeffer- und Nelken-Handel treibenden europäiſchen Schiffe eiſerne Netze führen, mit welchen das ganze Fahrzeug, vom Rande des Verdecks bis zur Mitte der Maſten, an welche die Netze ſich anſchließen, umgeben wird.

Am Bord des „Satan“ war eine ſolche Vorſichtsmaßregel unterlaſſen. Man vertraute auf die freundſchaftlichen Geſinnungen der Bewohner der Küſte von Zanſibar. Man irrte auch nicht. Die neuen Gäſte waren keine Feinde; es waren Lieferanten.

Der Capitain wurde gerufen; er kam. Nach genauer Rekognoszirung führte er ſechs von den Ankömmlingen, — die Häuptlinge, — in die Hauptkajüte des Schiffes ein. Die 12 oder 14 anderen Araber, die das Gefolge bildeten, blieben draußen. Seitens der Orientalen wird nämlich nie die Förmlichkeit der Repräſentation außer Acht gelaſſen. Da, wo ſie auch am meiſten läſtig, ſchädlich und gefährlich wird, findet ſie dennoch ſtatt.

Zu dem Hauptmann Grivély, — der ſeine Geſellſchaft mit Grüßen, Schmeicheleien und Anerbietungen aller Art bewirthete, — geſellte ſich bald ein kleiner, dicker, bejahrter Menſch. Eine unermeßliche, kupferfarbige Naſe und aufgedunſene braunrothe Backen verriethen in ihm die vereinigten Gewohnheiten des Zornes und des Trunkes. Sein ſchneeweiß gewordenes Haar beſchirmte große blinzelnde Augen. Er hatte ſonſt kein ehrwürdiges Aeußere.

Der Mann mußte den Lieferanten wohl bekannt ſeyn. Als er erſchien, begrüßten ſie ihn mit beſonderer Ehrfurcht, nach ihres Landes Sitte durch Kopfneigung und Küſſewerfen mit der Hand.

„Dank Allah und ſeinem Propheten“, — ſagte einer, — „wir ſehen Dich, Licht, Edelſtein unſerer Gegend, mit Deinem Schiffe wieder! Du magſt von den Unmenſchen viel gelitten haben, denn Du warſt lange abweſend. Beharre aber; und Du wirſt den Augenblick erleben, wo des Himmels zorniger Donner die Ungeheuer, die uns unrechtmäßig verfolgen, — die Engländer und Franzoſen, — treffen wird. Wohl weiß ich, daß Du der letzteren Nation angehörſt. Für mich und meine Gefährten biſt Du jedoch ein Portugieſe, ein Braſilianer, kurz einer von denjenigen braven Menſchen, die den Sklavenhandel noch begünſtigen, befördern.“

„Großer Bey“, — erwiederte Taltar (ſo hieß der kleine Mann), — „Dein Vertrauen und Deine Freundſchaft machen mich ſtolz. Sie würdig zu erkennen, habe ich den beſten Alkohol und Sorbet, die ſchönſten blauen Stoffe, die vorzüglichſten Flinten Dir und Deinen Freunden mitgebracht. Demgemäß werden wir, falls es Dir gefällig iſt, ſogleich Khabar über unſere Angelegenheiten halten.“

So wie der Chilum, — zu deutſch, die Pfeife, — ſtets der unentbehrliche Begleiter der Muſelmänner iſt, ſo giebt es kein Khabar in Zanſibar, — d. h. keine Geſchäftsbeſprechung, — ohne Beobachtung gewiſſer Förmlichkeiten, bei welchen die berathende Verſammlung wenigſtens die koſtbare Zeit zu verlieren pflegt. Namentlich muß eine halbe Stunde, oft eine Stunde, in größter Stille zugebracht werden, wahrſcheinlich, um der Inſpiration eine gehörige Eintrittsfriſt zu geſtatten. Nach Ablauf derſelben kommt es nach einem jeden der Unterhandelnden darauf an, das Stillſchweigen nicht zuerſt zu brechen.

Grivély, der ſeine Zeit ungern verlor, dem der geſpannte Zuſtand eines gedankenloſen, ſcheinbaren Nachdenkens außerdem mißfiel, warf die erſte Frage auf. — Er wollte erfahren, wie viel Stück Neger, welche Racen, welche Qualitäten zu Gebote ſtänden. Die Antwort war, daß ihm 1000 — 1200 Schwarze geliefert werden könnten; daß zwei Drittel dieſer Ladung zwar lange gelegen hätten, jedoch noch wohl erhalten ſeyen; daß indeß 400 ſtarke, rüſtige ohne Schaden eben angekommene Bibi's das Geſchäft zu einem vorzüglichen machten.

Der Name Bibi übte offenbar auf Taltar einen unangenehmen Eindruck, und zwar aus folgendem Grunde. Muth war eigentlich ſein Element nicht. Er machte gern große und gute Geſchäfte ohne große Gefahr. Seitdem der Sklavenhandel mit vorzüglichem Eifer von Kriegsgeſchwadern verfolgt wurde, ging er mit der Idee um, ſich gänzlich zurückzuziehen. Die jetzige Reiſe ſollte ſeine letzte ſeyn; er war ja Millionär. Demnach konnte in der That der bedenkliche Transport einer bedeutenden Anzahl Bibi's ihm nicht ſehr angenehm erſcheinen.

Dem ſtets vorſichtigen Grivély hatte der Vorſchlag ebenfalls nur wenig gefallen. Was war aber zu thun? Die Ladung mußte vollſtändig ſeyn, und das Schiff konnte wirklich 1000 — 1200 Neger aufnehmen. Zwar ging beinahe ein Viertel davon während der Fahrt mit Tode ab. Um ſo nothwendiger aber war es, eine gehörige Anzahl Leute mitzunehmen, um durch die überlebenden drei Viertel die Reiſe zur längſt berechneten, erziebigſten aller Speculationen zu geſtalten.

Beſorgniſſe über die Natur der Ladung fielen den Lieferanten nicht auf. Sie theilten die Ueberzeugung der Nothwendigkeit großer Vorſicht in dem vorliegenden Falle; meinten aber, es gebe ein ſicheres Mittel, ſich gegen die Bibi's und ihren Unternehmungsgeiſt zu ſchützen. Dieſes Mittel vereinige den doppelten Vortheil, ſie abſolut unſchädlich zu machen und ſie zugleich faſt in die Unfähigkeit zu verſetzen, Selbſtmord an ſich zu verſuchen. Es beſtehe in einer von den Negerhändlern aus Amerika öfters auf gefährliche Schwarze angewandten kleinen Operation. Man verſtümmele ihnen bei der Einſchiffung Hände und Füße ſo, daß keine edlen Theile angegriffen werden, daß jedoch durch die Wunde der Gebrauch der Glieder höchſt beſchwerlich und ſchmerzhaft werde. Damit keine frühzeitige Heilung den zur Empörung Geneigten das Vermögen zu ſchaden gäbe, ſorge man natürlich dafür, daß das Fleiſch während des größten Theils der Fahrt wund bleibe.

Ein ſo ſchätzbares, leicht auszuführendes und der Qualität der Waare, bei gehöriger Vorſicht, ſo wenig ſchädliches Auskunftsmittel

Digitized by Google

erhielt Grivóity's und Taitar's vollkommenen Beifall. Es wurde als Prinzip angenommen und die Ausführung in Bezug auf die Bibi's beſchloſſen.

Beruhigt konnte man nunmehr zu den Bedingungen des Handels übergehen. Für jeden Schwarzen ſollten in Bauſch und Bogen zwei Pfund Pulver, zwei Quart Branntwein, fünf Ellen baumwollener Stoff und ein ſpaniſcher Piaſter gegeben werden. Außerdem bekamen die Lieferanten, als Baktschis (Trink- oder Handgeld), hundert Flinten, hundert kleine Spiegel und funfzig Flaſchen Rum.

Es war Tag geworden. Der aus den ruhigen Schwarzen beſtehende Theil der Ladung lag an der Küſte. Eine Beſichtigung derſelben ſchien nöthig. Taitar, nachdem er eine Perrücke und einen großen Bart ſich angelegt, und Grivóity, nachdem er das Kommando des Schiffes einem Lieutenant übergeben, beſtiegen mit einigen Matroſen die Hauptſchaluppe und landeten bald darauf. Die Lieferanten folgten ihnen nach.

(Fortſetzung folgt.)

Münchner Briefe.

Von M. G. Saphir.

(Vergleiche „Sammler" Nr. 23.)

München hat mich überraſcht, — es brachte mir einen — neuen Winter entgegen! Einen friſchen, nagelneuen Winter! Und ich ſitze und ſtiere den Kalender an: „Am 21. März Frühlings-Anfang!" Ja, aller Anfang iſt ſchwer! Der Frühling weiß auch: „Wer A ſagt, muß auch B ſagen," und da ſagt er lieber gar nicht A. Ob's in meinem lieben Wien auch kalt iſt?

Reiſe-Abenteuer hatte ich wenig oder gar keine. Ich pflege immer ſo viel Rückſicht für meine Reiſegeſellſchaft zu nehmen, ſogleich einzuſchlafen, wie ich mich in den Wagen ſetze.

In Wien ſchlief ich ein, und in München erwachte ich, erinnere mich einiger lucida intervalla, in welchen ich „Kalbsbraten" aß.

Reiſe-Bemerkungen habe ich nicht viel gemacht, bloß die, daß man anſtatt in einundfünfzig Stunden, ſehr gut in vierzig Stunden von Wien nach München kommen könnte, allein festina lento, Eile mit Weile! Auf zehn Stunden kömmt's nicht an! Unter allen Poſtpferden, die ihrer philoſophiſchen Bedachtſamkeit wegen berühmt ſind, ſtehen die „Salzburger" Poſtpferde oben an. Ich habe ſchon oft das Vergnügen gehabt, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und fand ſie immer in ihrer unerſchütterlichen Ruhe, in ihrem unzerſtörbaren Phlegma!

Da der Salzburger Poſtmeiſter ſich von dem bayriſchen Kondukteur die Verſäumniß der Zeit für den Poſtillon nicht abziehen läßt, ſo benützt der Poſtillon dieſe Station gewöhnlich, um ſo langſam als möglich vorwärts zu kommen.

Die Salzburger Poſtpferde ſind aber auch weit und breit berühmt; und ich freute mich ſchon im Voraus darauf. Es war ein reizendes Paar! Sie waren ſchon ſo alt, daß ſie, als der liebe Himmel die Pferde erſchuf, zu ſpät kamen, und da ſagte der Himmel: „Wer zu ſpät kömmt, kriegt die — Beine!" und dieſe haben ſie noch! Sie ſehen aus, wie die getrockneten Najaden der Salzach! Sie waren kaum zu bewegen, über die bayriſche Gränze zu gehen, denn man muß in ſeinen Gränzen bleiben! Der Poſtillon, ein Mitglied des Anti-Thierquälereivereines, erleichterte ihnen die Mühe, er ging ſtets zu Fuß neben ihnen, und ſagte ihnen viel Zauberſprüche in's Ohr von der Verderbniß der Sitten, die Alles „in Eile" machen will, von der Ruchloſigkeit der Koffer und Felleiſen, daß ſie nicht abſteigen und auch zu Fuß gehen u. ſ. w.

Ich erfuhr nachher, daß die beiden Pferde Zeitgenoſſen von Theophraſtus Paracelſus waren, daß er ihnen einmal einige Tropfen Lebens-Elixir unter den Hafer miſchte, und daß ſie ſeitdem verbannt ſind, das eine als „ewiger Braun," und das andere als „ewiger Schimmel" zwiſchen Salzburg und zwei Meilen in der Runde herumzuwandern! Die armen Seelen!

Es war zehn Uhr Abends, als ich in München ankam, und ſchon ſtockdicht! Ich fuhr über die Iſarbrücke, ſuchte mich in den alten Erinnerungen zu orientiren, und der „große Chriſtoph" im „Hahn Petri" ſchien ſich von der Mauer herabzuneigen, und zu ſagen: „Salem aleikum!" Im Poſthofe erwarteten mich einige Freunde, unter Andern der Luſtſpieldichter Feldmann. Ich fragte ihn: „Warum allein? Warum gar keines von Ihren Stücken mit?" — „Wie ſo?" fragte Feldmann. „Nun," ſagte ich, „warum keine „ſchöne Athenienſerin," oder „ein Mädchen vom Theater?" Sie wiſſen, man liebt den Künſtler in ſeinen Werken!" — Darauf zogen wir in ein altes „Seidalger" in den „goldenen Hahn."

Als ich am 23. Dezember 1829 zum erſten Male nach München kam, wohnte ich auch im „goldenen Hahn", wir ſind alſo alte Bekannte. Als ich allein war, öffnete ich das Fenſter, da ſtand der „goldene Hahn" in ſeiner Lebensfülle, gerade an der Ecke; es war derſelbe Hahn, er alterte nicht ein Bischen. Wir ſahen uns lange an, und ſagten faſt auf ein Mal: „Sie haben ſich gar nicht verändert!" Ich erwiederte, daß ſich eigentlich kein Menſch verändere, die Andern ändern ihn, die Umſtände; und es ſollte eigentlich heißen: „Der Menſch verändert ſich!" „Aber," ſo fragte ich weiter, „apropos, mein lieber Hahn, ich habe jetzt ſiebzehn Jahre die Ehre, Sie zu kennen, und habe noch nicht das Vergnügen gehabt, Sie krähen zu hören, woher kommt das?" Der Hahn fächerte ſein Goldgefieder auf und fragte: „Wann krähen die Hähne?" — „Wann? Wann es Tag wird." — „Alſo, ſehen Sie, lieber Saphir, ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, zu krähen." — „Aber, mein lieber Hahn, Sie ſchauen immer da hinaus nach dem „Rindermarkt" zu, von da wird der Tag nicht kommen!" Der Hahn guckte verblüfft darein und fragte: „Wann wirſt Du denn endlich einmal krähen? — „Ich? Wie meynen Sie das?" — „Ich meyne, wann wirſt Du endlich darleſen?" — „Das geht Sie nichts an, denn da kräht kein Hahn darum!" („Humoriſt". — Wird fortgeſetzt.)

Pot-Pourri.

Ein Reim auf Deutſchland.

A. Schnezler hat das Verdienſt, ſo wie die erſten gereimten Hinkjamben, auch den erſten Reim auf Deutſchland erfunden zu haben. In ſeiner humoriſtiſchen Rhapſodie: „Delirium rimans" (ſiehe Seite 259 ſeiner Gedichte, 2te Aufl.) kommt u. a. folgende Stelle vor:

„O daß reimen ſich auf Erden
Alles Ungereimte ließe!
Bald zu einem Paradieſe
Würde ſie den Menſchen werden,
Der doch ſelbſt vor allen Dingen
Iſt in keinen Reim zu bringen;
Und vor Allem, du o Deutſchland,
Dem ſo mancher Funkelſtern,
D'rauf du ſehnlich dich gefreut, ſchwand
In ein ödes Dunkel fern!
Mögſt du von des Nordmeeres Sunde
Bis zum Saum des Alpenkranzes,
Dich zu Einem Rieſenbunde
Einen als gereimtes Ganzes!"

Sonderbare Juſtiz.

Die Polizeidiener im Kanton Luzern üben auf eigene Fauſt eine höchſt ſonderbare Art von Juſtiz. Sie ſchneiden nemlich ſolchen weiblichen Individuen, welche ſie auf dem Bettel ertappen, die Zöpfe ab. (Ulm. Kr.)

Digitized by Google

Nro. 30. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 1[illegible]. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Sklavenhandel in Afrika. — Die Noth im badiſchen Schwarzwald und in Irland. — Neuer Brodſtoff. — Pot-Pourri.

Der Sklavenhandel in Afrika.

(Fortſetzung.)

Der Himmel war blau, ruhig war das Meer, die Luft noch kühl. Ein leiſer ſanfter Wind wehte von den fernen Bergen herab. Die Dattelbäume blühten, und aus ihren zweigartigen Blättern ertönte des Kardinalvogels Morgenlied.

An Händen und Füßen mit Wacua-Stricken gebunden, befanden ſich am Ufer der Bucht, auf der trockenen Fataka, — dem Graſe der tropiſchen Gegenden, — 800 Neger. Sie lagen ganz entblößt und bildeten auf dem Boden acht Reihen, deren Bewachung nur einige Soldaten erforderte, denn dieſen ſtand ein unumſchränktes Recht über Leben oder Tod der Gefangenen zu. Auch war es ihnen nie eingefallen, bei der leiſeſten verdächtigen Bewegung, Gnade für Recht ergehen zu laſſen oder, bevor ſie den vermeintlichen Schuldigen niederſtachen, irgendwie zu prüfen, ob er wohl beſtraft zu werden verdient hatte?

Man kann dem Schwarzen verbieten ſich zu rühren, — und er wird Tage lang aus Furcht vor einer ihm drohenden Züchtigung bewegungslos bleiben. Das klagloſe anhaltende Ertragen einer ungemein peinlichen Qual kann man ebenfalls von ihm durch Androhung noch größerer Schmerzen erlangen. Weder Furcht noch Drohung werden den Neger zum Stillſchweigen verleiten. — Wenn er allein iſt, ſpricht er laut mit ſich ſelbſt. Er ſpricht mit Landsleuten, ſobald Landsleute um ihn ſind. Lieber würde er zehnmal ſterben, als einmal ſchweigen. — Die Lieferanten wiſſen das. — Um ſich demnach durch unnütze und vergebliche Tödtungen keinen zu großen Schaden zuzufügen, geſtatten ſie der „Bande" das Sprechen. Der Redende und die Zuhörer können ſich dabei gegenſeitig nicht ſehen; ſie liegen neben einander auf dem Rücken. Es wird ihnen verboten, den Kopf rechts oder links zu wenden. Vermöge ihrer Lage würden ſogar die heißen Sonnenſtrahlen, bei dem gewöhnlichen vollſtändigen Mangel an Schatten in dieſer Hemiſphäre, ſie geradezu des Geſichts berauben, wenn ſie nicht deshalb faſt ſtets die Augen geſchloſſen hielten und den Kopf ſo tief als möglich in die Fataka hineindrückten. Aber ſprechen dürfen ſie; das Hauptbedürfniß wird befriedigt.

Man kann ſich kaum eine richtige Vorſtellung von der Angſt machen, welche den tropiſchen Afrikaner befällt, wenn er ſein Vaterland verläßt. Dieſe Angſt hängt einerſeits mit ſeinen religiöſen Meynungen, andererſeits mit ſeinem tief eingewurzelten Aberglauben zuſammen. Die Lehre von einem beſſeren Leben iſt ihm bekannt. Die Zukunft nach dem Tode bildet, ſelbſt in der Einöde, die Grundlage ſeiner ſchönſten Hoffnungen. Sie erklärt theilweiſe ſeine Gleichgültigkeit gegen Gefahr. Indeſſen hängt die Verwirklichung ſeines ſehnlichſten Wunſches von einer Hauptbedingung ab. Und hier fängt der Aberglaube an: In Afrika ſelbſt muß der Schwarze bleiben. Sobald er andere Länder betritt, leiſtet er, für den Fall des Todes, dort auf die ihm eigenthümliche Unſterblichkeit Verzicht. Er ſieht dann jenſeits die Verwandten nicht wieder. Der Genuß der ewigen Geſellſchaft gewiſſer theuren Freunde wird ihm dann drüben entzogen. Die Weiber, die er nach und nach hier unten geliebt und die dort oben gleichzeitig und immerwährend ſeinen unerſchöpflichen Umarmungen ſich preisgeben würden, ſind ebenfalls auf immer verloren. Gräuliche, körperliche Schmerzen, welche ihm der Sklavenſtand noch vor Abſegelung auf Negerſchiffen zuzieht, — ſind alſo kaum der Erwähnung würdig, verglichen mit dem moraliſchen Kampfe ſeiner Seele, bei dem Gedanken der Auswanderung. Daher die ſo unendlich wenigen Beiſpiele freiwilliger Auswanderungen aus der an ſich troſtloſen, der Mäßigkeit ihrer Bewohner ungeachtet, oft nichts Anderes als Hunger und Durſt darbietenden Wüſte.

Ihren Thränen, ihren Klagen ließen die 800 Menſchen bitteren Lauf, nur nicht zu laut. Die Soldaten waren angewieſen, jeden die Ladung gefährdenden Lärm zu hindern. Kind und Mutter, Vater und Sohn, Freunde und Bekannte, Unglücksgenoſſen, die ſich nicht kannten, aber Nachbaren waren, theilten ſich ihre Beſorgniſſe mit. Hier und da ſang ein alter Krieger, — in ſeine Trauer ſtolz eingehüllt und allein, — ein Sterbelied.

Anderswo herrſchte Grabesſtille. Gegen die Sitte ſchwiegen nahe neben einander zwanzig, dreißig Leute; jedoch nicht ohne Grund. Sie ſchenkten einem Redner ihre Aufmerkſamkeit. Dieſer, ein geachteter Greis, erzählte ſeit länger als einer Stunde, auf anziehende, rührende Art. Er ſprach von der Freiheit, von den Mitteln, dieſelbe beſtändig in der Gewalt zu haben, ſelbſt unter den Ketten der gräßlichen Weißen. Bald würde er für ſeinen Theil, zu einer ſolchen Hülfe ſeine Zuflucht nehmen und darin nur ſeinem Vater nachahmen. — Vor langen Jahren nämlich wäre dieſer, in einer Schlacht beſiegt, gefeſſelt nach der Küſte geſchleppt worden. Auf dem Schiffe hätte man mehrere Monde zugebracht. Während der Zeit, — keine Gelegenheit zu ſterben; kurze Ketten, — unmöglich, ſich die um den Hals zu knüpfen; beſtändige Aufmerkſamkeit auf Mund und Genick, ſeitens der Wächter, — folglich ebenfalls Unmöglichkeit, die Zunge nach hinten hinunter zu ſchlucken, ein Unternehmen, das doch einige Anſtrengung und zuletzt gewiſſe bemerkbare krampfhafte Zuckungen erfordert. Endlich als der Vater fühlte, daß das fremde Land wohl nicht mehr entfernt ſeyn könnte, und daß, wenn er es beträte, er ſein liebes theures zweites Schwarzenleben verlieren würde, — ſo hungerte er, was man auch that ihn zu füttern, ſo anhaltend und ſo wacker, daß bald der erwünſchte Tod eintrat. Den Weißen konnte ſein Leichnam zu nichts dienen. Sie warfen ihn ins Meer. Das gute Meer aber, wie es dies immer thut, brachte ihn nach dem Vaterlande zurück. — Auf die Frage, wie er ſo genau über den Tod ſeines Vaters unterrichtet ſeyn könne, antwortete der Erzählende, daß er den ganzen Vorgang von ſeines Vaters Geiſt, der ihn gleich nach der Rückkehr heimgeſucht, erfahren habe. — Groß war der Verzweiflungs-Jubel der Zuhörer nach dieſer Geſchichte und nach der Angabe ihrer Quelle. Alle nahmen ſich vor, dem Beiſpiele des glücklichen Seligen zu folgen. — In demſelben Augenblicke erſchien Taltar mit ſeinen Leuten.

Große Thätigkeit fand unterdeſſen auf dem Negerſchiffe ſtatt. Aus dem Raume wurden Hunderte von Zwangshalsbinden heraus-

Digitized by Google

geholt, um eiligſt die nöthigen Ausbeſſerungen daran vorzunehmen. Jedes dieſer Inſtrumente war auf folgende Weiſe beſchaffen. Es war ein drei Zoll breites, aus zwei in einander geſchraubten Gliedern zuſammengeſetztes, nach hinten zu mit einem Schloß verſehenes eiſernes Halsband. Nahe am Schloſſe, rechts und links, befanden ſich zweizöllige Ketten mit feſten Handſchellen, und nach dem Vordertheile der Binde zwei andere, drittehalb bis drei Fuß lange Ketten, dieſe mit Fußſchellen. Der mit einem Schmucke dieſer Art Ausgerüſtete konnte weder den Kopf bewegen, noch die Arme und die Beine anders als am Leibe angeſchmiedet halten. Mit den Händen konnte er nicht einmal an das Kinn, an den Mund, an die Augen oder an die Stirn faſſen.

So war die gewöhnliche Rüſtung der Sklaven während der Reiſe. Nur bei ſchönem Wetter, und bei vollſtändiger Sicherheit gegen Verfolgungen, wurde ihnen geſtattet, ihre Glieder täglich eine halbe Stunde auf dem Verdecke auszuſtrecken. Gefährliche Schwarze, wie die Bibi's, wurden natürlich von dieſer Begünſtigung faſt ausgeſchloſſen. Kleine Kinder und junge Weiber, welche zur Beluſtigung und zur groben Befriedigung der Seeleute dienten, genoſſen allerdings mehr Freiheit. Waren ſie geneigt, Alles zu ertragen, ſo konnten ſie nach Belieben bei Tage feſſellos umher laufen.

Die durch die Ketten bewirkte fortdauernde Zwangslage würde allein ſchon eine hinlängliche Erklärung der bedeutenden Sterblichlichkeit auf Negerſchiffen geben, wenn die ungleich grauſamere Behandlung im unteren Schiffsraume nicht wo möglich noch mehr dazu beitrüge. Dieſe Raum — ein großmächtiger, langer, tiefer Keller — hat die Breite des Schiffes, nimmt deshalb von oben nach unten allmälig ab. Der unterſte Theil enthält Steine oder ſchwere Waaren, wie Eiſen. Das iſt Ballaſt. Vom Ballaſt an bis nach dem Boden des Verdecks werden mehrere drei und ein halb bis vier Fuß über einander geſtellte Abtheilungen ſtarker Bretter befeſtigt. In der Mitte des Raumes, von Pfeiler zu Pfeiler, ſind ebenfalls dergleichen Abtheilungen ſo angebracht, daß nur die zu Durchgängen und zur Beaufſichtigung für die Wächter nöthigen Räume frei bleiben. In den Abtheilungen werden die Neger dicht, Mann an Mann, hineingezwungen und feſtgerammt. Je mehr Körper in eine Reihe geſchoben werden können, deſto beſſer für die Wächter, die eine tägliche Prämie, nach der Anzahl der ihnen anvertrauten Köpfe, erhalten. Der Anblick einer einmal geordneten, vollſtändigen Ladung gleicht einer Bibliothek, deren Repoſitarien mit ſchwarzen, nur noch an den Augen Leben verrathenden Schädeln beſetzt wären. Zu der gezwungenen Lage und der moraliſchen Pein kommen noch: die Seekrankheit und ihre Folgen, die Wunden der Schwarzen, die erſtickende Hitze, der Mangel an Luft, die mephitiſche Atmoſphäre, die ſchlechte ihnen eingeflößte Nahrung und Mißhandlungen aller Art von den Matroſen.

Kein Wunder, wenn 3 — 400 Schwarze während einer dreibis vierwöchentlichen Fahrt auf dem „Satan" ſtarben. Ein Wunder war es vielmehr, daß ein Einziger überhaupt noch am Leben blieb. Stark kontagiöſe, gräßlich epidemiſche Krankheiten werden durch geringere phyſiſche Urſachen hervorgerufen.

Keine Anzahl von Sterbefällen konnte übrigens Taitar von ſeinem Syſtem der größtmöglichen Anhäufung von Negern abbringen. So waren die früheren Ladungen des „Satan" beſchaffen geweſen, ſo ſollte auch die jetzige wieder beſchaffen ſeyn. Taitar meynte, der Schwarze wäre zäher als die Katze, unbändiger als der Panther, liſtiger als der Affe, bösartiger als ein durch die Laſter der Civiliſation verdorbener Menſch. Er wäre nur in Zucht zu halten durch Schmerz und Leiden. Ihn mit Qualen zu belegen, ſey die beſte Bürgſchaft der Sicherheit für das Schiff und ſeine Mannſchaft.

Aus Gewohnheit und auch aus Neigung zur Grauſamkeit theilte die Mannſchaft dieſe Anſichten. Deshalb wurde die größte Sorgfalt bei Ausbeſſerung der Ketten angewendet. Deshalb waren ſämmtliche Schiffsleute zum feierlichen Empfange bereit, als die breiten unbedeckten Neger-Transportfahrzeuge von Zanſibar, in welchen die Waare Stück auf Stück über einander lag, gleich Wollſäcken, vollgepropft anlangten.

Ein ſchätzenswerther Mann war wirklich Taitar. Einige Minuten genügten ihm, zu thun und zu laſſen, was bei Anderen lange Ueberlegung erfordert hätte. Der klägliche Zuſtand ſeiner 800 neuen Pflegebefohlenen war ihm beim erſten Blicke aufgefallen. Das Maaß der von ihnen erlittenen Entbehrungen, ihrer übriggebliebenen Kräfte, das Verhältniß ihres zukünftigen Ablebens, Alles hatte er ſich gleich vollſtändig berechnet. Warum indeſſen dingen, zanken? Die Bibi's ſollen ja den Hauptgewinn des Unternehmens beſtimmen. Bemerkungen, Tadel auszuſprechen, war noch Zeit, wenn die Qualität dieſes letzteren Theils der Ladung mit den Ausſagen der Lieferanten nicht übereinſtimmte. Die Bibi's bald in's Auge zu faſſen, beſchleunigte er folglich die Abſendung der erſten Schwarzen. Seinem Befehle gemäß, geſellte ſich zu den vorhandenen Soldaten eine anſehnliche Verſtärkung, und die zweite Bande erſchien ohne Zeitverluſt und ohne Widerſtand.

Bei dem Anblicke der ſtarken Glieder dieſer rüſtigen Geſtalten vergaßen Hauptmann und Supercargo ihre Beſorgniſſe. Vierhundert Mann ſolchen Schlages waren mehr werth, als 1000 andere. Eine durch Habgier erweckte Idee der Menſchlichkeit fuhr durch Grivély's Sinn. Sollte es nicht möglich ſeyn, bei ſtrenger, anhaltender Aufmerkſamkeit dieſen ſchönen Leuten die ihrer Qualität vielleicht doch ſchädliche amerikaniſche Operation zu erlaſſen? — Taitar, ohne die Meynung vollſtändig zu theilen, gab zu, daß es noch Zeit wäre, auf dem Schiffe dergleichen vorzunehmen und die Operation, etwa theilweiſe auf einzelne, zur Warnung für die übrigen, anzuwenden. — Vorläufig möchte man ihnen nur, bei der Einſchiffung, die Fußſchellen, die des Gehens halber abgenommen worden waren, wieder anlegen.

Zu dem Zwecke mußten ſich die Bibi's in vier Reihen auf den Boden legen. Nach Knebelung der erſten Reihe, aus 100 Mann beſtehend, wurde dieſelbe in den Böten, welche nicht mehr auf einmal einnehmen wollten, vertheilt, gepackt und abgeſchickt. Taitar mit ſeiner Mannſchaft folgte ihnen in ſeiner Schaluppe zur Bedeckung nach.

Bis dahin hatten die Neger ihre übliche Bewegungsloſigkeit und Gleichgültigkeit beobachtet, Unterhaltung geführt wie immer und Alles geſtattet, was man nur mit ihnen anfing. Im Augenblicke der Entfernung ihrer Brüder aber hoben ſämmtliche Bibi's die Köpfe empor, ſahen ihren Ihenren ſtarr nach und ließen einen allgemeinen eintönigen düſtern Laut erſchallen, der Seitens der Fortziehenden durch einen ähnlichen traurigen Laut beantwortet wurde.

Die Wächter erſchraken. Sie dachten daran, zu ſtrafen; wen aber ſtrafen? Alle Schwarzen zuſammen waren ja ſtrafbar; auch gehörten jetzt die Bibi's den Europäern, nicht mehr den Lieferanten.

Man begnügte ſich, aus den Gefangenen einen Kreis zu bilden, in deſſen Mitte Soldaten und Lieferanten, mit Lanzen und Säbeln drohend, ſich ſtellten, — indem wenige andere außerhalb des Kreiſes blieben. Durch die landesübliche ſtrategiſche Vorkehrung war die Ruhe, ſcheinbar wenigſtens, wiederhergeſtellt. — Beinahe in völliger Sicherheit erwartete man die Rückkehr der Böte.

Das Geräuſch der Ruder ließ ſich ſchon vernehmen, ſchon konnten die Ladungs-Beamten angeredet, befragt werden, als, in dem Augenblicke wo auf die Ankömmlinge die ganze Aufmerkſamkeit der Soldaten gerichtet war, eine hochragende Feuersfluth, vor und hinter ihnen, an ihrer Seite und zu ihren Füßen ausbrach. Feuer und Flammen ſchienen aus der Erde zu kommen.

Ein Bibi, dem es gelungen war, in ſeinen auf dem Rücken mangelhaft gebundenen Händen, zwei Stücke Holz eigenthümlicher Art, bis Brand erfolgte, aneinander zu reiben, hatte die, wie Schießbaumwolle entzündbare Fataka (das hohe Gras der Tropenländer) angezündet.

Feuer und Flamme erſtreckten ſich vom Ufer an bis weit in die Gegend und hörten nur da auf, wo ſie keine Nahrung mehr fan-

Digitized by Google

den. Ohne Rettung und ohne Wahl verzehrten Feuer und Flammen die gefeſſelten Sklaven und die freien Sklaven-Züchter. Aus der Feuersbrunſt erhob ſich froh und rüſtig gen Himmel der Bibi's Siegesgeſchrei. Ein Angſtruf der unwiderruflich beſiegten Tyrannen hallte jenem kläglich nach.

Der Himmel war blau, ruhig war das Meer, die Luft noch kühl. Ein leiſer, ſanfter Wind wehte von den fernen Bergen herab. Die Dattelbäume blühten, und aus ihren zweigartigen Blättern ertönte des Kardinalvogels Morgenlied.

(Fortſetzung folgt.)

Die Noth im badiſchen Schwarzwald.

Auch Baden hat ein nothleidendes Gebirge, wie aus einem Schreiben des Abgeordneten Buß hervorgeht, worin es heißt: „Ich komme vom obern Schwarzwalde; die Noth hat mich hinaufgerufen und meine Pflicht: beide haben die Vollmacht erweitert, die mir dieſes fromme, biedere, arme Volk für den Landtag gegeben. Und vertreten will ich es in ſeinen gegenwärtigen Leiden auch bei euch, liebe Landsleute und bei euern Herzen. Ich ſelbſt habe den Jammer geſehen und die Noth in den Hütten der Armuth und die dumpfe Ergebung dieſes an ſo mannichfache Entbehrung gewöhnten, ſonſt ſo ſtarken Waldvolks; ich habe ſelbſt geſehen, wie da im Hungerfieber liegt eine Mutter, neben ihr Kinder in ſolcher Schwäche, daß ſie nicht mehr aufſtehen können vom Lager des Jammers, wie dort ganze Familien kaum das ärmliche Bett verlaſſen, weil ſie, ohne Heizung, Nahrung und Arbeit, darin noch am leichteſten den Mangel überſtehen zu können glauben; ich habe an Ort und Stelle gehört, wie vor Hunger die Kinder geſchwankt in der Schule, in welche ſie ohne Schuhe und Strümpfe durch tiefen Schnee aus ihren Zinken gewandert; wie Bettler vor der Thüre erſchöpft umgeſunken, wo ſie den Biſſen für ihren Hunger erwartet; ich habe ſelbſt geſehen und vernommen, wie da in einem Orte die Armen, oft die Hälfte der Einwohner, leben von ausgebrühtem Mangoldkraut ohne Salz und Schmalz, in andern von Kleie, mit heißem Waſſer angegoſſen und mit höchſtens etwas Milch verſetzt, oder von einer Brühe aus einem Sprötchen Mehl in warmem Waſſer ohne Fett und Salz angerührt, von Brod keine Krume und von Fleiſch keine Spur, ſeit man die alten zuſammengekauften Pferde geſchlachtet und verzehrt.

So elend lebt auf den öden Höhen dieſes Schwarzwaldes faſt die Hälfte des Volkes; dort baut es ſonſt Kartoffeln und Haſer, von denen es genügſam ſich nährt; beide ſind aber leider in den zwei letzten Jahren mißrathen. Mindert ſich auch die Noth in dem Maße, wie das Gelände ſich abſenkt zum Thale, arm ſind auch die Gemeinden an der Bedachung und der Niederung; bei weitem die meiſten Gemeinden haben dort kein Gemeindegut mehr, jeder Bedarf der Ortſchaft muß durch Gemeindeumlagen beſtritten werden, die in der Regel jährlich 1 fl., 1½ fl. betragen, während die Staatsſteuer 19 kr. ausmacht. So können hier die erſchöpften Gemeinden, auf denen die Armenſorge vorweg laſtet, nur wenig thun in gegenwärtiger Noth. Sie können die zugeführte Brodfrucht nicht kaufen, oft nicht einmal das Getreide und die Erdäpfel zur Saat."

Die „Freiburger Zeitung" enthält einen Aufruf zur Unterſtützung der nothbedrängten Schwarzwälder, in welchem es unter Anderem heißt: „Aus den vorliegenden Berichten zahlreicher Gemeinden, und aus den nachgewieſenen Thatſachen gehe die traurige Gewißheit hervor, daß die bisher kundgewordenen Schilderungen der traurigen Verhältniſſe des Schwarzwaldes nicht nur der Wahrheit vollkommen gemäß, ſondern ſogar theilweiſe unter der Wahrheit geblieben ſeyen." Der Vorſtand dieſes Unterſtützungsvereins iſt aus den Herren Frhr. Heinrich v. Andlaw, Frhr. Ferdinand v. Röder, Dr. Buß und Fr. Xaver Kuenzer zuſammengeſetzt, der Aufruf Freiburg, am heiligen Charfreitag 1847 datirt.

Die Noth in Irland

wird wohl am ergreifendſten geſchildert im nachſtehenden Gedicht von Ferdinand Freiligrath.

„An roſt'ger Kette liegt das Boot;
Das Segel träumt, das Ruder lungert.
Das macht, der Fiſcherbub iſt todt;
Das macht, der Fiſcher iſt verhungert.
Denn Irlands Fiſch iſt Herrenfiſch:
Der Grundherr praßt vom reichen Fange,
Leer aber bleibt des Fängers Tiſch —
So ſtarb der Fiſcher, ſo ſein Range.

„Die Heerde blöckt, die Heerde brüllt;
Welch' ein Gedräng von Küh'n und Schafen!
Der Hirt von Lumpen ſchlecht verhüllt,
Treibt ſie an's Meer zum nächſten Hafen.
Denn Irlands Vieh iſt Herrenvieh:
Das gerne Paddy's Knochen ſtärkte
Und ſeiner Kinder brechend Knie —
Der Grundherr ſchickt's auf fremde Märkte.

„Drum iſt ſein Viehſtall ihm ein Born
Der Ueppigkeit und des Genuſſes,
Und jeglich Kuh- und Bullenhorn
Wird ihm ein Horn des Ueberfluſſes.
Er läßt zu London und Paris
Den Spieltiſch unterm Gold ſich biegen: —
Sein Volk, das er zu Hauſe ließ,
Fällt unterdeß wie Winterfliegen.

„Halloh, Halloh! Grün-Erins Jagd!
Paddy, lang' zu, Das nenn' ich Ziemer!
Umſonſt! auch das wird fortgebracht
Meerüber mit dem erſten Steamer!
Denn Irlands Wild iſt Herrenwild:
Es füllt dem Grundherren Bauch und Taſchen —
Der bleiche Knecht, des Elends Bild,
Hilf Gott, iſt ſelbſt zu matt zum Naſchen.

„So ſorgt der Herr, daß Hirſch und Ochs,
Das heißt, daß ihn ſein Bauer mäſte!
Statt auszutrocknen ſeine Bogs —
Ihr kennt ſie ja: Irlands Moräſte!
Er läßt den Boden nutzlos ruh'n,
Drauf Halm an Halm ſich wiegen könnte;
Er läßt ihn ſchnöd dem Waſſerhuhn.
Dem Kiebitz und der wilden Ente.

„Ja doch, bei Gottes Fluche: — Sumpf
Und Wildniß vier Millionen Aecker!
Ihr aber ſeyd blaſirt und ſtumpf,
Faul und verfault — euch weckt kein Wecker!
O, iriſch Land iſt Herrenland:
Drum ſteh'n die Mütter an den Wegen,
Den todten Säugling im Gewand,
Und fleh'n euch, ihn in's Grab zu legen."

So ſchallt die Klage Tag und Nacht,
So grollt es Connaught durch und Leinſter.
Der Weſt hat mir den Schrei gebracht —
Er trug ihn ſchrill bis vor mein Fenſter.
Matt, wie ein angeſchoſſ'ner Weih,
Herſchwebt er über Höh'n und Sunde —
Der Schrei der Noth, der Hungerſchrei,
Der Sterbeſchrei aus Erins Munde!

Digitized by Google

Grün — da liegt ſie auf den Knie'n,
Bleich und entſtellt, mit weh'ndem Haare,
Und ſtreut des Schamrocks welkend Grün
Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
Sie kniet am See, ſie kniet am Strom,
Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
Mehr noch, als Harold-Byrons Rom,
„Die Niobe der Nationen!“

Neu entdeckter Stoff zu billiger und guter Brod- und Mehlſpeiſe-Bereitung.

Der ſeit den letzten Jahren in allen Ländern mehr oder weniger herrſchende Mangel, zum Theil durch die Kartoffelkrankheit herbeigeführt, veranlaßte mich darüber nachzudenken, ob es nicht irgend ein noch unbenütztes Product gebe, welches wenigſtens zum Theil einen Erſatz für Brod darböte.

Es mußte nach meiner Meinung ein Product ſeyn, welches überall in großer Menge und billig zu haben iſt. Ich unterſuchte mehrere organiſche Producte und kam endlich auch auf nachſtehend beſchriebenes Product, welches beinahe ganz alle Beſtandtheile unſeres guten genießbaren Getreides enthält und wovon im Inlande (im öſterr. Kaiſerſtaate) allein ſchon bei 800,000 Centner jährlich zu haben ſind, von dem der Centner nicht mehr als 40 bis 50 kr. Conv.-M. koſtet und 200 Pfund Brod gibt.

Ich erzeugte bereits vor 1½ Jahren Brod daraus, welches aber einen bittern Geſchmack hatte. Dieſes Bitter für Harzbitter haltend, glaubte ich daß es nicht anders als mit Weingeiſt oder Kalium auszuziehen ſey und gab den Gegenſtand der koſtſpieligen Behandlung wegen damals auf.

Berufsarbeiten und Geſchäfte ließen mich erſt nach Monaten wieder an weitere Verſuche gehen, bis es mir vollkommen gelang dem Producte auf einfache Weiſe das Bittere zu benehmen, ſo daß ich ein ganz ſüß ſchmeckendes Mehl erzeugte und Brod und Klöße, die wohlſchmeckend und nahrhaft ſind, daraus bereitete. — Da mich kein eigennütziger Zweck leitet und jede Abſicht auf Gewinn mir fern liegt, ſo bringe ich hiermit meine Entdeckung für das Wohl der Armen und der ganzen Menſchheit zu öffentlicher Kenntniß, indem ich mich bereit erkläre genaue Anweiſung für Brodbäckereien im Großen zur Entbitterung des Productes jedermann unentgeltlich zukommen zu laſſen. Dieſes Product iſt:

Rips- (oder Reps)-Oel-Kuchen.

der in dem Abfalle oder Rückſtande beim Preſſen des Rips-Oeles beſteht. Dieſe Rips-Oel-Kuchen werden nun entweder (zur Brodbereitung im Großen) auf Mehl-Mühlen wie gewöhnliches Getreide gemahlen, 10 bis 15 Procent Kleie (die zum Viehfutter ſehr gut dient) abgenommen oder im Haus- und kleineren Gebrauche der Küche auf gewöhnlichem Reibeiſen gerieben und geſiebt. Um die Bitterkeit aus dem ſo erhaltenen Mehle zu entfernen, beſonders bei größerer Brodbereitung, wird auf folgende einfache Art verfahren: das Mehl wird in ein reines Faß oder in einen Bottich gegeben, dann warmes Waſſer darauf gegoſſen; hierauf wird es umgerührt und ſodann der Ruhe überlaſſen, bis ſich das Mehl abſetzt und auf demſelben eine lautere Flüſſigkeit (welche das Bittere aufgelöst enthält) erſcheint; dieſe bittere Flüſſigkeit wird abgegoſſen, das Mehl zum zweitenmal mit lauem Waſſer übergoſſen und wie das erſtemal verfahren; hernach wird das Mehl in Leinwandſäcke mit einer Schaufel gefüllt und durch Auspreſſen in gewöhnlichen Preſſen die Flüſſigkeit vollends daraus entfernt; dieſes feuchte Mehl wird ſodann mit etwas Getreidemehl und aufgegangener Hefe geknetet und wie gewöhnlicher Teig behandelt.

Zur Bereitung im Kleinen wird ein gewöhnlicher Topf zur Hälfte mit dem Mehle angefüllt, laues Waſſer darüber gegoſſen, das Ganze umgerührt und nach einhalb- bis einſtündigem Weichen die bittere Flüſſigkeit abgegoſſen, der Satz durch Leinwand geſeihet, das feuchte Mehl mit etwas gewöhnlichem Mehle geknetet und Mehlſpeiſe (mit etwas Fett und Salz) oder Brod daraus bereitet.

A. M. Pollack, k. k. priv. Fabrikant in Wien
(Stadt, Rothenthurmſtraße Nr. 728).

Pot-Pourri.

Engliſcher Hofſtaat.

Königin Victoria hielt am 27. März d. J. ein „Drawing-Room“ das erſte in dieſer Saiſon im St. Jamespalaſte. Die Drawing-Rooms ſind Empfangsfeierlichkeiten am engliſchen Hofe, (bei welchen namentlich Damen der Königin vorgeſtellt werden), die in der Wirklichkeit ebenſo langweilig ſeyn müſſen, wie in den nachträglichen Beſchreibungen der Zeitungen. Das einzige Intereſſante iſt der Pomp, welcher bei ſolchen Anläſſen zur Schau getragen wird, um ſo mehr als die Anzüge der Damen nachher in den Zeitungen genau beſchrieben werden. Die Königin trug ein mit goldenen Kleeblättern gemaſtertes Schleppkleid von grünem Poplin, welches reich mit goldenen Schnüren beſetzt war; darunter ein mit goldnem Epheu und Schnüren beſetztes und mit Diamanten verziertes Unterkleid. Der Kopfputz beſtand aus einem goldnen Epheukranz mit Diamanten und Federn. Die Toilettenliſte der übrigen Damen iſt kaum minder prachtvoll; die Zeilen wimmeln von Perlen, Diamanten, Gold, Sammet, Atlas, Blonden und Federn, ſo daß man ſchon beim Leſen ſich geblendet fühlt. Aber eigentlich muß man doch engliſches Blut in den Adern haben, um das Vergnügen zu würdigen, welches die Beſchreibung des Anzuges einer Viscounteß Palmerſton, einer Lady Peel, einer Miß Burdett Coutts u. ſ. w. verurſacht. Die Zahl der aufwartenden und vorgeſtellten Damen betrug gegen 400, und der Werth, den dieſelben an Juwelen mit ſich trugen, überſtieg nach einer mäßigen Schätzung eine halbe Million Pfund. Einen wunderbaren Anblick bei dieſer Ceremonie bot die Gemahlin oder eine der Gemahlinnen des türkiſchen Geſandten dar, welche in europäiſcher Hoftracht, trotz Koran und Kiſlar Agaſſi, die Reihen der Diplomaten durchſchritt.

Luxus in Paris.

Ein Correſpondent der „Times“ in der franzöſiſchen Hauptſtadt berichtet dieſen u. A.: „Es iſt dieſes in der That das Zeitalter der Ueppigkeit in Paris. Es herrſcht hier eine unglaubliche Verſchwendung in Möbeln, Wagen und Pferden. Im Spiel und in Privat-Extravaganzen gehen täglich ganze Vermögen darauf. Kein junger oder alter Herr darf auf Celebrität Anſpruch machen, wenn er nicht einen ſehr kleinen Hut auf dem Kopfe, eine Cigarre fortwährend im Munde, ſein Zimmer überall von ungeheuer theurem, unpaſſendem und garſtigem (nachgemachten) alterthümlichem Mobiliar angefüllt, engliſche Pferde ſechzehn Fauſt hoch, Wagen, die faſt die Erde berühren, und einen Reitknecht ſo klein als nur möglich hat; dabei muß er auch des Rufes der Galanterie genießen, das heißt, zu den Spiel-Soirées der rauchenden und Champagner trinkenden, kürzeſten und flachſten, am wenigſt diſtinguirten Frauen in ganz Europa eingeladen werden.

Fromme Wünſche.

Ein norddeutſches Blatt enthält unter der vorſtehenden Aufſchrift folgende Drollerie: O Himmel, gib den Durſtigen geiſtigen Wein, und dem Weine Geiſt; gib den Hungrigen Speiſe, und den Speiſewirthen Hungrige; bringe den Mädchen Ehemänner, und den Ehemännern Mädchen; gib den Papiermachern viel Lumpen, den Lumpen aber ja nicht viel werthvolles Papier; gib den Zierbengeln und Modegecken guten Geſchmack, und laſſe dafür den guten Geſchmack modern werden; gib den Schauſpielern gute Kritiker und den Kritikern gute Schauſpieler; mache die Spengler reich, und laſſe dagegen die Reichen blechen; laſſe die Hüte von beſſerem Filz machen, und behüte uns beſſer vor den Filzen; laſſe die Nachtwächter ſchlafen und bringe dafür die Schlafmützen in die Wache; mache endlich alles Waſſer zu Wein, und verhüte, daß der Wein nicht gewäſſert werde.

Nro. 31.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 17. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Nachruf an Wilhelm Freiherrn von Gumppenberg Wallenburg. — Chr. Fr. Heinzelmann. — Münchner Briefe. — Gegen das Ueberſchätzen berühmter Virtuoſen. — Lind-Enthuſiasmus in Wien. — Die Getreideproduktion in Nordamerika. — Pot-Pourri.

Nachruf
an
Wilhelm Freiherrn von Gumppenberg Wallenburg.

Geſtorben am 2. April 1847.

Er, in deſſen ſtilles Grab wir ſchauen,
Heimgegangen iſt er nur,
Weilet auf des Himmels lichten Auen,
Schaut der Gottheit ew'ge Spur;
Athmet Engelswonne aus dem Hauche,
Der ein Urquell alles Seyn, —
Schaut des Schöpfers Sonnenlichtes Auge,
Anmuth, und der Liebe Schein! —.

Ja, zum Vater iſt er heimgegangen,
Vater nahm ihn auf zu ſich,
Hält mit Liebeshand ihn nun umfangen,
Ihn, der niemals von ihm wich;
Der ſein göttlich Wort im Herz getragen,
Wo's gereift zur ſchönſten Saat,
Die hienieden Wurzel hat geſchlagen,
Und begeiſtert für die That.

Denn an Thaten reich erſcheint ſein Leben;
In des Jünglings Herz gelegt
Ward ein Drang nach edlem, reinem Streben;
Von des Wiſſens Geiſt geweckt,
Und durch ihn der Wahrheit Tiefe kennend
Und des innern Lebens Kraft,
Strebte er, nach einem Ziel ſich ſehnend,
Vorwärts ſtets, wo Wahrheit ſchafft.

Früh ſchon ſtand er in der Krieger Reihen,
Kampfgerüſtet wohl zum Streit,
Wollt ſein Jugendglühend Leben weihen,
Dem, der über uns gebeut:
Wenn des Feindes Trotz zerbricht die Bande,
Die Geſetz und Ordnung ſchuf,
Und die Knechtſchaft wälzt in freie Lande,
Schändet freien Volkes Ruf.

Deutſchen Landes Freiheit zu erringen,
Zu zerbrechen Sklavenjoch,
Fürſten die verlorne Kron' zu bringen,
Dieſer That — ſein Herz ſchlug hoch;
Für ſie ſetzt ſein Leben er zum Pfande:
Voll begeiſtert war die Bruſt,
Als frohlockten frei die deutſchen Lande,
Edler Thaten ſich bewußt.

Dieß, ſein edles Thun und ſeines Strebens
Kraft, ſein Herz ohn' Furcht und Scheu,
Und der Adel ſeines Lebens,
Bewährter noch durch Lieb' und Treu',
Die er ſeinem Könige geſchenket,
Und geweiht ſein Gut und Blut:
Hat einſt **Ludwigs** Lieb ihm zugelenket
Und vertraut ſein höchſtes Gut.

Ja, ſein höchſtes Gut, der Liebe Sproſſen,
Die ihm Gott als Pfand geſchenkt,
Max und **Otto**, ſie, von Lieb umfloſſen,
Hat er auf der Bahn gelenkt,
Die zum Wiſſen und zur Wahrheit führet,
Und der Jugend Licht enthüllt,
Wenn der Menſch in Labyrinthen irret,
Und nun ſeine Thorheit fühlt.

Sein Auge, wie des Himmels Blau ſo offen,
Glänzend wie der Sonne Strahl,
Und das Herz ſo voll von ſüßem Hoffen,
Jauchzend bei der Freude Schall:
Stand er da in Kraft, ein Held in Worten,
Wenn's des Volkes Sache galt;
Denkt wohl auch des Volkes Wohlfahrt dorten,
Wo er unter Seel'gen weilt.

Streng und feſt war er dem Recht ergeben,
Wahrheit war ſein ganzes Ich,
Für das freie Wort weiht' er ſein Leben,
Niemals von der Pflicht er wich:
Heilig war ihm das Geſetz, und Treue
Hielt ihn feſt an ſeinen Eid,
Und mit wahrhaft frommer, chriſtl'cher Weihe,
Er ſein Wort Nicht-Chriſten leiht'.

Wie er ward im öffentlichen Leben,
Freier Männer ſchönſte Zier,
Wußt er auch die Perl' die ihm gegeben,
Stets zu ſchätzen für und für,
Hing am Weib' mit heißer Gattenliebe,
Seines Lebens Luſt und Freud',
Keuſch war ſeine Miene, rein die Triebe,
Und nur ihr allein geweiht.

Er, — der Männer Stolz, des Landes Krone,
Das mit Liebe er gepflegt,
Wo gewaltet er mit ſeel'ger Wonne,
Und manch ſchöne Frucht gehegt; —
Er — er iſt nicht mehr; denn heimgegangen
Iſt er zu des Jenſeits Port,
Wenn auch bleich, und modern ſeine Wangen,
Neues Leben blüht ihm dort. —

Digitized by Google

Laß, o Vaterland den Ruf erſchallen,
Heilig ſey Dein Schmerz und groß,
Denn wenn ſolche edle Männer fallen,
Dieß iſt wohl ein traurig Loos!
Denn mit Liebe war er Dir ergeben,
Dir geweiht ſein Herz, ſein Thun.
Leider blüht' zu kurz ſein ſchönes Leben,
Darum mög' er ſeelig ruh'n.

Dr. H.

Chr. Fr. Heinzelmann †.

(Eingeſandt.)

Wir haben noch ein Wort dankbaren Angedenkens einem Manne nachzurufen, deſſen Hinſcheiden unſere Leſer mit tiefer Betrübniß ſchon aus unſerer Abendzeitung erfahren haben. Der am 4. März d. J. in Kaufbeuren beſtattete Großhändler und Mitbeſitzer der dortigen mechaniſchen Baumwollſpinnerei, Hr. Chr. Fr. Heinzelmann, nahm durch Scharfſinn und Erfahrung, raſtloſes Wirken für die vaterländiſchen Induſtrie-Intereſſen, eine ſo ruhmwürdige Stelle unter den Notabilitäten des deutſchen Gewerbsſtandes ein, daß wir nur dem Wunſche ſeiner nahen und fernen Freunde zu entſprechen glauben, wenn wir Ihnen das Bild des Verewigten in's Gedächtniß rufen. Heinzelmann war einer der wenigen noch Lebenden, die um die Geburtsſtätte der heutigen Epoche gewerblicher Entwickelung unſers Vaterlandes ſtanden. Als thätiges Mitglied wohnte er im Verein mit ſeinem Landsmann und Geſinnungsgenoſſen, Hrn. Großhändler Eich, bereits der erſten Verſammlung deutſcher Gewerbtreibenden auf der Frankfurter Herbſtmeſſe 1819 bei, und half die von Eich ins Leben gerufene Idee eines deutſchen Handelsvereins verwirklichen und ausbreiten. Seit 1826 entwickelte er in der bayeriſchen Ständeverſammlung, und namentlich bei der in jenem Jahr berufenen Conferenz Sachverſtändiger zur Berathung eines zweckmäßigen Tarifs, eine erfolgreiche Wirkſamkeit, und erwarb ſich um die bald darauf erfolgte Zollvereinigung Bayerns und Würtembergs nicht geringe Verdienſte. Als Ständemitglied war er die Stütze der Induſtriellen Bayerns, in politiſcher Hinſicht einer der freiſinnigſten Vertreter der Volksrechte und hatte ſich als ſolcher der verdienten, ehrenvollen Anerkennung ſeiner Vaterſtadt wie der Kreis-Hauptſtadt zu erfreuen. Als Mitglied der Handelskammer von Schwaben und Neuburg folgt ihm die hohe Achtung ſeiner Collegen und der Behörden, die Gelegenheit fanden, ſeine ſeltene Bildung auf öconomiſchem Gebiet kennen zu lernen. — Leider müſſen wir es ausſprechen, Deutſchland iſt nicht reich an ſolchen Männern, wie Heinzelmann war. Dieſer reiche Schatz an Erfahrung durch Geſchäftsthätigkeit, Beleſenheit und ausgedehnte Reiſen erworben, dieſer praktiſche Blick, der das eigene Intereſſe nur im Allgemeinen ſeines Standes ſuchte, dieſe Geſinnungstüchtigkeit die nie wankte, dieſer warme Eifer für Alles, was der Fortbildung vaterländiſcher Induſtrie und vaterländiſchen Handels diente, ſind immer nur noch ſpärlich unter den Pflegern deutſchen Gewerbfleißes zu finden, und Indifferenz hat Vieles verſchuldet, was anders wäre, wenn es nur Männer wie Heinzelmann gäbe. Sey ihm die Erde leicht!

Münchner Briefe.

Von M. G. Saphir.

Ankunft in Wien. An die Münchner Freunde und — innen.

Als ich Ihnen, meine Theuren, letzthin über die Kalender-Sprüchlein der Deutſchen las, vergaß ich Eines der Sprüchlein: „Grüne Weihnachten, weiße Oſtern; weiße Oſtern, grüne Pfingſten.“ Weil ich dieß Sprüchlein vergaß, ſchickte mir der liebe Himmel weiße Oſtern zur Reiſe, um mich mit der Naſe d'rauf zu ſtoßen. So iſt der liebe Himmel! Ich vergaß auch das Sprüchlein: „Morgenſtunde, hat Gold im Munde.“ Warum ſchickte mir der liebe Himmel kein Gold, als ich Morgens Früh reiſ'te?! Den Schnee aber hat er mir gleich vorgeworfen! Der liebe Himmel iſt g'rade wie die liebe Erde, und die liebe Erde iſt g'rade wie das Sprichwort: „Grüne Weihnachten, weiße Oſtern!“ Die Erde gönnt Einem die Freude an „grüne Weihnachten“ nicht, ohne uns dieſe Freude dadurch zu verſalzen, daß ſie ſagt: „Das will ich Euch ſchon eintränken, dafür ſollt Ihr „weiße Oſtern“ haben!“ Und der liebe Deutſche hat dieß Sprüchlein erweitert und ſagt: „Weiße Oſtern, grüne Pfingſten!“ Er getraut ſich's nicht, und gönnt ſich's nicht, ſeinen Unmuth männlich, grimmig über die „weißen Oſtern“ und über das Hallunken-heuchleriſch-ſchuftig-elende Wetter und den Schnee auszulaſſen. Nein, er beſchwichtigt ſich ſelbſt, er ſetzt den Oſterſchnee auf das Glutpfännchen der Hoffnung, kocht ſich kalten Punſch, nennt ihn „grüne Pfingſten,“ und ſtreicht ſich damit den gegenwärtigen weißen Schnee auf ſeiner Pelzmütze mit dem grünen Spinat der weißen Pfingſtzeit an! Wenn es nur irgend denkbar wäre, daß auch „weiße Pfingſten“ oft vorkämen, ſo würde ſich der Deutſche dieſe „weißen Pfingſten“ mit einer Anweiſung auf „grünes Frohnleichnahms-Feſt“ verſüßen!

Ja, meine Feinde, es waren „weiße Oſtern“ als ich am Oſterſonntage München verließ! Der Himmel hat der Erde wieder Etwas weiß gemacht! Regen laſſe ich mir noch gefallen, da haben wir ja wieder ſo eine Anweiſung; ſo ein hinterher operirendes Sprüchlein: „Nach Regen folgt Sonnenſchein!“ Proſ't Mahlzeit! Der Regen iſt ein Land-Regen,“ ein „Platz-Regen,“ aber bis der Sonnenſchein einen Platz oder ein Land gefunden hat, iſt man bis auf die Haut naß, und der Sonnenſchein hält nicht ſo lange an, bis man ſein Hemd getrocknet hat! „Nach Regen folgt Sonnenſchein!“ Gar keine Logik! Keine Ordnung! Keine Philoſophie! Keine National-Berechnung!! „Nach Regen folgt Kühlheit, Froſt, Näſſe allerweil, Koth und Moraſt am allervielſten: ſchlüpfriger Boden, Ausrutſch-Boden, ſchlechter Weg, Löcher in der Straße, Ueberſchwemmung und dann erſt vielleicht im Vorübergehen ein Bischen Sonnenſchein!“. —

Was folgt aber „nach Schnee?“ Nach Schnee kömmt Froſt, Schnupfen, kalte Zimmer, Rauch aus dem Ofen, Froſtbeulen, Anſtalten zu einer verdorbenen Schlittage; dann geht der Schnee weg, und die Schneeſchaufler kommen; zuerſt hat der Schnee die Schneeſchaufler geſucht und keine gefunden, nun ſuchen dieſe den Schnee und finden keinen; dann kömmt ein Bischen Sonnenſchein und beleuchtet die praktiſche Lebensregel: Es geſchieht ſchon Alles von ſelbſt! Der Schnee geht von ſelbſt fort und die liebe Welt auch, und man kann die „Welt-Schaufler,“ welche die Welt um- und aufſchaufeln wollen, eben ſo gut erſparen wie die Schneeſchaufler!

Sie haben mich geſehen, mit welcher Faſſung ich dem Schnee entgegenfuhr! Sie haben noch im Poſthofe einige warme Thränen an meinem kalten Buſen geweint! Wenn ich Redakteur in München geweſen wäre, Sie hätten vielleicht über meine Abreiſe nicht ſo ſehr geweint!

Jedoch es war ja kein Redakteur unter Euch! — Ach, Himmel! es gibt nichts Zarteres in der Natur als ein Redakteur! Ein „zerriſſener Schuſterbub“ iſt kein ſo holdſames Weſen als ein Redakteur!

Hat doch ein ſolches Blümchen Wunderhold hier in Wien weiter nichts über meinen Aufenthalt in München drucken laſſen, als daß ich dort „Intendant“ werden ſoll; und das bloß, weil gerade Pränumerationszeit auf den „Humoriſten“ war, und dadurch einige Pränumeranten abſpringen könnten!

Alſo ich bin glücklich hier angekommen, und dieſe Zeilen richte ich an Sie, meine Theuren, Sie über mein Schickſal auf der Reiſe zu beruhigen. Ich war gar glücklich, ich blieb von München bis Wien allein im Courier! Allein! O, Wonne! „Es iſt zwar nicht gut, daß der Menſch allein ſey!“ Allein allein und allein iſt ein Unterſchied! Es iſt nicht gut, daß der Mann allein ſey! Freilich iſt's beſſer, wenn bei ihm iſt ein holdſeliges Geſchöpf mit allen Tugenden, oder im Nothfall, wenn auch ein Paar abgehen! Aber es

Digitized by Google

iſt gewiß beſſer, daß der Menſch allein im Wagen ſitze, als daß ihm der Himmel einen Gefährten gibt, der raucht und riecht, der ſchnarcht und ſich räuſpert, der ſchwätzt und Knoblauchwurſt frißt!

Alſo, ich kam hier an: „Der Humoriſt ſtirbt nicht!“ Indem ich dieſes allen meinen Kollegen feierlichſt anzeige, bitte ich um ſtilles Beileid, denn ich bin von ihrem Schmerze darüber überzeugt!

Und nun, meine Freunde, leben Sie wohl, auf nicht lange, das heißt, wohl leben ſollen Sie lange, aber auf nicht lange ſollen Sie mich ſchweigen ſehen oder hören. Ich bin voll Münchner Eindrücke, Eindrücke, die durch den Druck zum Ausdruck kommen werden! Seyd unbeſorgt: „Mit gleicher Liebe lieb ich meine Kinder!“ Nichts und Niemand ſoll vergeſſen werden, ich werde zuerſt die Lämmer ſcheeren, damit die Schafe ſich auszittern können! Es wird viel Stoff geben! Das herrliche München, das herzliche München, das wunderliche München, das ſich ſelbſt mit großen Augen anſchauende München!

Welche Fülle von Großartigem und Kleinlichem, welche Wandnachbarſchaft von Erhabenheit und Flachheit, welche Kontraſte von Alt und Neu und Altneu und Neualt! Welche Welt voll Kunſt und welche künſtlerne Welt! Ich kann's noch nicht ordnen! Die Ludwigsſtraße, dieſe Ilias von gepanzerten Steinhelden; der ganze neue Theil Münchens; die Bibliothek, die Reſidenz, die Baſilika, die Aukirche, Ludwigskirche, Ruhmeshalle, Bavaria, Allerheiligen-Kapelle u. ſ. w. Lauter geflügelte Göttergedanken, die aus dem Haupte König Ludwigs entſprangen, und welchen ſein ſchaffender Genius zurief: „Halt! werdet Fleiſch und Blut, und ſteht da für ewige Zeiten!“

Das muß Alles erſt geordnet, nachgedacht, nachempfunden, al fresco auf die Wand der Phantaſie gemalt werden, bevor es zum hörbaren Ausdrucke wird!

Dann die Kunſt-, geiſt-, gemüth- und ſinnvollen Abende bei dem Gönner und Kenner der Künſte, bei dem Beſitzer und Beſchützer der Muſen, bei Herzog Maximilian in Bayern, dem jungen Sänger und Dichter, dem wahren König Artur an der Tafelrunde der Muſen und Grazien; dann die tauſend intereſſanten Dinge, die Künſtler, Stubenvoll, Theater, Zwangloſen, Gottesacker, Literatur, Feldmann, Journaliſtik, Publikum, Geſellſchaftston, Grundſatz und Bierſatz, die Münchner Schönen und die Schönen in München, Improviſationsabend, die „allgemeine Augsburger Zeitung“, Petzmayer u. ſ. w. Kurz, es wird ein fruchtbares Werklein werden, wie jedes fruchtbare Jahr nicht ohne Donner und Blitz, aber es ſoll — einſchlagen, ohne zu zünden und zu beſchädigen. Was gut Saphiriſch iſt, kann gut ſchlafen. Indeſſen lebt wohl ꝛc.

Gegen das Ueberſchätzen berühmter Virtuoſen.

Wenn Einer, der vor hundert Jahren auf der Welt geweſen, heute wieder kommen und den Spuck mit anſehen könnte, der jetzt mit den Virtuoſen getrieben wird, er müßte glauben, die Nachwelt ſey rein toll geworden und ein Theater oder Concertſaal ſeyen nichts, als ein Narrenhaus. Werden wir denn noch nicht bald einſehen, daß wir uns der Abgötterei ſchämen müſſen, die wir treiben? Wir behandeln einen Clavierſpieler, eine Sängerin, eine Tänzerin nicht anders, als wenn ſie uns in den paar Stunden, in welchen ſie uns vorſpielen, vorſingen, vortanzen, das Heil der Welt brächten! Liszt ſetzt ſich zum Clavier; wir glühen ſchon vor Begeiſterung und jouchzen ihm zu, indeß er nur erſt ſeine Handſchuhe ablegt und uns gnädig grüßt. Er ſpielt, wir gerathen in Verzückung, er macht uns irgend eines ſeiner überraſchenden Kunſtſtücke vor, und die Tarantel ſcheint uns ſammt und ſonders geſtochen zu haben; er macht eine Pauſe und ſchickt ſich an, vom Claviere aufzuſtehen, und wir werden im Sinne des Wortes wahnſinnig, denn wir erheben ein Geſchrei, als wenn er die Schlacht bei Aſpern geſchlagen, den Sieg bei Leipzig errungen oder Paris eingenommen hätte! — Wir hören die Lind; wir beginnen den Spuck von Neuem. Sie bewegt den Mund, ſie ſingt noch nicht einmal, wir rufen bereits: himmliſch! göttlich! ſie liſpelt, wir nennen dieß überirdiſche Muſik, ſie lächelt, ha welch' eine vollendete Schauſpielerin! Und wenn ſie dann gar geſungen hat, dann ſtürmen wir in unſerm Entzücken ſo toll, ſo tumultuariſch, daß man vermeynen ſollte, ſie habe ganze Nationen vom Tyrannendruck befreit, oder die Eiſenbahnen erfunden, die erſten Dampfſchiffe gebaut, oder den Schwefeläther in die Heilkunde eingeführt. Und nun erſt die Ovationen hintendrein! Wir bleiben Stunden lang auf der Straße, um ſie in ihren Wagen einſteigen zu ſehen, da ſchreien wir wieder: wir rennen, wie beſeſſen, neben und hinter dieſem Wagen her, und bleiben ganze Nächte vor ihren Fenſtern ſtehen und rufen Vivat, bis der Hahn kräht. Es erſcheint den halbgebildeten Menſchen unglaublich, welche Verkehrtheiten wir begehen, wir begehen ſie aber und werden nicht einmal roth darüber! — Und nun erſt unſer Geld! Unſer theueres Geld, wie wird dieß maltraitirt. Wir rechnen in ſolchen Tagen nach einem ganz andern Münzfuß. Acht Gulden in Zwanzigern oder vier und zwanzig Zwanziger erſcheinen uns wie vier und zwanzig Groſchen; drei tauſend Gulden ſchweres Geld, die wir für leichte Concerte hingeben, ſind uns wie drei tauſend Kreuzer: es gibt Leute unter uns, die noch im Herbſte ihre Winter-Garderobe in's Verſatzamt ſchicken, um mit Frau und Kinder die Koſten für ſolche Dinge zu beſtreiten. Wer kann ſolchen Unſinn vertheidigen? Und was iſt das Ende eines ſolchen Liedes? Die Virtuoſen behandeln uns dafür höchſt geringſchätzend. Je mehr wir ſie auf's hohe Pferd ſetzen, je tiefer ſehen ſie auf uns herab! Hat doch die Lind einmal in Wien acht Tage lang nicht geſungen, und die Caſſen mußten die bereits bezahlten Summen für vorgemerkte Logen und Sperrſitze wieder zurückgeben, weil die ſchwediſche Nachtigall nicht bei Laune war! Und die Ziererein, wenn ſie einmal eine Arie oder ein Lied hätte zweimal ſingen ſollen. Unſere tauſend Stimmen zuſammen, (und wir wußten der Künſtlerin recht gut zu zeigen, daß wir auch Stimmen hatten), waren nicht im Stande, ihre eine Stimme zu bewegen, daß ſie uns für die Silberklänge unſerer Zwanziger auch nur einen Klang ihrer Silberſtimme mehr, als ſie gewillt war, gegeben hätte. Nicht ohne Zwang und nicht ohne ſichtbaren Widerwillen trat ſie an manchem Abende, nachdem der Vorhang gefallen und auf unſer Beifallsjauchzen wieder emporgezogen war, noch einmal hervor. Oft ließ ſie ſich fünf bis zehn Minuten lang rufen, ohne zu erſcheinen, und wenn ſie dann erſchien, erwiederte ſie mit einer froſtigen Verbeugung ſo viele Gluth unſers Enthuſiasmus. Ei zum Teufel! und wir jubelten doch. Wir waren alle rein verrückt! — Es ſoll die Kunſt ihre Anerkennung finden, aber diejenigen, die ſie ſpenden, müſſen ihre Würde behaupten. Denn iſt der Beifall eines kunſtſinnigen Publikums nur der Ausbruch des Fanatismus, dann iſt dieſer Beifall keinen Heller werth. Lorbeeren und Gold in Trunkenheit verſchleudern, macht Gold und Lorbeeren zu Spielmarken und Heublumen. Dieß die Meynung eines Unbefangenen. (Oeſt. Bbl.)

Lind-Enthuſiasmus in Wien.

Wien, 8. April. 25,000 brodloſe Menſchen und 25 fl. C. M. für einen Sperrſitz zu der letzten Vorſtellung der Dem. Lind: da haben Sie unſere Zuſtände! Sie, die einzige Schwedin unter den Nachtigallen und die einzige Nachtigall unter den Schweden, ſang zum aller-aller-allerletztenmale — nachdem ſie mehrere Mal zum „letzten Mal“ und „vorletzten Mal“ geſungen hatte. Sie ſang die „Norma,“ jene Partie, in welcher ſie am mittelmäßigſten iſt, bloß aus Humanität, um die Menſchen nicht gar zur Verzweiflung zu bringen. Sie ſang, wie immer, großartig in ihrer kleinen Weiſe, klein, wo die Weiſe großartig iſt. Die ausgezeichnete Künſtlerin in allen jenen Partieen, wo es auf Lieblichkeit des Vortrags, auf Ausſchmückung und Zierathen ankömmt; die hinreißende Sängerin in allen Partieen, die biegſam und ſchmiegſam, weichlich und kränklich, ſich willig um die Blumenfächer einer voce velata und maculata wickeln laſſen: dieſe faſt unvergleichliche Sängerin im Gebiete des

Digitized by Google

ſentimental Verſchwebenden, Zerrinnenden bleibt weit hinter ihrer Rolle zurück, wo es ſich um großartige Conception, um heroiſche Intenſivität, um kompacte Charaktergeſtaltung handelt. Ach, die Malibran! ach, die Paſta! ach, ſo viele! Alle dieſe Künſtlerinnen nahmen ihre Rollen auf den Kopf und trugen ſie und zeigten, was ſie aus den Rollen machten. Die Lind nimmt alle Rollen, ſtellt ſich auf dieſe, läßt ſich von ihnen tragen und zeigt, was die Rollen aus ihr machen — nämlich immer wieder die Lind; die liebliche, graziöſe, ſtimmſüße, ſtimmſchmächtige, die Stimme mit wunderlieblichen Arabesken und Fabelblümchen um- und überwickelnde Tauſendkünſtlerin, aber immer die Lind — nie die Norma, nie die Donna Anna, nie die Agathe, ſelbſt niemals die Vielka. Nach der letzten Vorſtellung der „Norma" wurde Frl. Lind 40 Mal, ſage vierzigmal, gerufen, und ſie watete in Blumen und Kronen d. h. Blumen-Kronen. Noch bis Mitternacht dauerte der Spectakel vor den Fenſtern der ſcheidenden Künſtlerin, und

„es ſiedet und brauſet und ziſcht,
„wie wenn Waſſer und Feuer ſich mengt."

und der Lärm endet nicht.

„bis die Liebliche ſich zeigte."

und von der verſammelten Straßenkritik die Huldigung entgegennahm. Auch dann noch lärmte man, bis Hr. Director Pokorny erſchien, und mit ſeiner Gnade Oel in den Sturm der Herzen goß. Bei ihrem Abſchiede ſprach ſie (die Lind) einige Worte, in denen ſie verſicherte, „nur in Wien allein ſey ſie am Beſten verſtanden worden." Ich habe es ja immer geſagt: wir ſind ſchon rechte Schweden! Allein ſeyen Sie und die Berliner und die Münchener ꝛc. darüber nicht empfindlich! ich garantire Ihnen, daß ſie in der nächſten Stadt Daſſelbe ſagt, wenn ſie Abſchied nimmt: cosi fan tutte! (So machen es Alle.)

Die Galanterie der Engländer hat gegen Jenny Lind eine etwas ungalante Vergleichung ſich erlaubt. Die Menagerie eines gewiſſen Hughes macht gegenwärtig in London großes Aufſehen, und da nennt denn der engliſche Volkswitz einen der Hughes'ſchen Elephanten Jenny Lind, weil er ſich gewöhnlich etwas ziert, ehe er die Bühne betritt.

Die Getraideproduktion in Nordamerika.

Bei der großen Bedeutung, welche dieſelbe nun für ganz Europa und namentlich für unſer Deutſchland gewonnen hat, werden für viele Leſer nachſtehende Angaben willkommen ſeyn, die ſo genau ſind, wie Anſchläge und Schätzungen ſolcher Art überhaupt ſeyn können. Nordamerika kann, bei fortſchreitendem Anbau eine Getreidekammer für die halbe Welt abgeben, ohne ſeinen eigenen Bedarf an Cerealien irgendwie zu beſchränken. Es producirte an Getreide und überhaupt an ſogenannten Brodſtoffen durchſchnittlich in den Jahren 1844 und 1845 ſchon 824,717,700 Buſhels.

Sein eigener Bedarf betrug an Weizen 80, Roggen 20, Welſchkorn 100, Buchweizen $9\frac{1}{2}$, Kartoffeln 80 Millionen, an Reis 730,000 Buſhels, — zuſammen etwas über 290 Millionen Buſhels Brodſtoffe, oder etwa 15 Buſhels auf den Kopf, Bohnen, Erbſen, Gartenfrüchte und dergleichen gar nicht gerechnet. Bekanntlich iſt auch das Fleiſch in den Vereinigten Staaten, namentlich im Weſten, ungemein wohlfeil, und wird in ungeheuern Maſſen verzehrt.

Für Ausſaat, Futter für das Vieh, für den Bedarf in Fabriken, für Brennereien und Brauereien ſtellen ſich etwa folgende Ziffern heraus: Weizen 7 Millionen, Roggen 3,200,000, Welſchkorn 230 Millionen, Gerſte 4,400,000, Haſer 170 Millionen, Kartoffeln 14.; zuſammen etwa 425 Mill. Buſhels.

Zur Ausfuhr für das Jahr 1846 waren übrig geblieben: Weizen 14,077,000, Roggen 3,624,000, Mais 91,000,000, Reis 948,000,000 oder im Durchſchnitt 110,000,000 Buſhels Cerealien! Von Noth kann alſo niemals die Rede ſeyn.

Pot-Pourri.

In einer Zeitſchrift wurde neulich ein Feſteſſen beſchrieben, worin es unter Anderm hieß: „Gegeſſen wurde ſehr viel; wie viel aber getrunken wurde das mag vielleicht nur Gott wiſſen." Der Cenſor ſtrich das „mag vielleicht". Auf Befragen gab er als Grund an: „iſt ein Zweifel an der Allwiſſenheit Gottes."

Unrechter Rechtsbegriff.

Ein junger Rechtspraktikant kam im Rauſche mit ſeiner alten Geliebten, auf deren Koſten er vegetirte, in Streit, den ſie durch einen Kuß ſchlichten wollte. „Geh," rief der Undankbare aus, „ein Kuß von dir iſt eine Injurie!! — "

Liederſtreit.

Von Ludwig Hub.

Wer, Freunde, kann mir ſagen,
Wie jenes Lied wohl heißt,
Das ſeit den früh'ſten Tagen
Urkräftig ſich erweiſ't,
Das ſchwebt auf allen Zungen
Und das von Jung und Alt
Von jeher ward geſungen
Und jezt gar mächtig ſchallt?

Ein Freund geübt im Zechen,
Fällt unverweilt hier ein:
„Wozu das Kopfzerbrechen?
Es iſt das Lied vom Wein!
Seit Noah hat erprobet
Bis heut er ſeine Kraft;
Wer klug iſt d'rum, der lobet
Mit mir den Rebenſaft!"

„Ich will ihn zwar nicht ſchelten",
Spricht jezt ein And'rer „doch
Viel höher laſſ' ich gelten
Das Lied von Liebe noch;
In ihm kann kund ſich geben
Des Herzens ſüßer Drang.
D'rum dreimal hoch ſoll leben
Der holde Minneſang!"

„Ei was!" ruft laut ein Dritter,
„So ſpricht ein Frauenknecht!
Ich kämpf' als muther Ritter
Für Volkswohl, Menſchenrecht.
D'rum ehr' als Mann, als freier,
Ich hoch der Freiheit Lied:
Es lebe Herwegh's Leier,
Die unerreicht man ſieht!"

Bin nimmer eu'rer Meynung,
Ihr Herren alle Drei!
Zürnt ihr auch der Verneinung,
Das iſt mir einerlei:
Das Hauptlied, preisgekrönet,
Das klingt in jedem Land
Und Alles übertönet,
Wird euch von mir genannt.

Sobald man's anſtimmt, ſchweigen
Die andern Lieder all';
Sein Ton iſt zu vergleichen
Mit Sturm, mit Donnerſchall;
Den Freiheitsdrang ſchlägt's nieder
Und iſt der Liebe Tod.
Es iſt das Lied der Lieder
Und heißt: das **Lied — vom Brod!**

Digitized by Google

Nro. 32.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 20. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Sklavenhandel in Afrika. — Die Prinzeſſinnen von Frankreich. — Nekrolog. — Neue Art Brod zu backen. — Pot-Pourri.

Der Sklavenhandel in Afrika.

(Fortſetzung.)

Das Seeleben bietet in der That bei großen Reiſen ſtets mehr Beſchwerden als Annehmlichkeiten dae. Um dies beurtheilen zu können, iſt es nicht nöthig, in einem abhängigen Verhältniſſe auf einem Schiffe zu ſtehen. Man verſuche nur als Paſſagier eine Fahrt nach Oſtindien auf dem vorzüglichſten franzöſiſchen oder engliſchen Segel-Paketboote.

Krankheit macht die Einleitung zur Reiſe. Gefahren aller Art umgeben beſtändig den Reiſenden. Das nächtliche Anſtoßen an andere Schiffe, das Anfahren an Klippen, das Stranden ſind keineswegs ungewöhnliche Vorfälle. Ihnen iſt man eben ſo ausgeſetzt, als den Launen des Windes und der Wellen. — Während der Seekrankheits-Periode, ſo wie bei ſchlechtem Wetter, iſt keine Beſchäftigung möglich. Die gräßlichſte Langewelle überfällt ſelbſt den tiefen Denker. — Bei ruhigem Wetter wird es kaum beſſer. Unvollkommene Schiffs-Einrichtungen vereiteln jede Abſicht einer ordentlichen, regelmäßigen Arbeit. Die große Kajüte, — welche zugleich den Salon und den Speiſeſaal darſtellt, wird den Paſſagieren zum Spielen, Singen, Leſen, Schreiben als Aufenthalt angewieſen. Nirgend anders, ausgenommen in des Capitains Cabine, gibt es einen Tiſch. Die Disziplin am Bord beſtimmt, daß auch nirgend anders Licht brenne.

Die einzigen moraliſchen Erquickungen beſtehen entweder in der täglichen Betrachtung des Auf- und Unterganges der Sonne, bei einem von allen Seiten gleichmäßig traurig, durch Vereinigung der Waſſer- und Himmelsflächen geſchloſſenen Horizonte; oder in dem Fange eines Hai- oder Stockfiſches.

Von einem geſelligen, freundſchaftlichen Verkehr zwiſchen Reiſenden kann ſelten die Rede ſeyn. Schlechte Koſt, erzwungene Unthätigkeit, Abſonderung von der übrigen Welt, ſtete, durch die dem menſchlichen Körper unheimliche Bewegung des Schiffes hervorgebrachte nervöſe Erſchütterungen geſellen ſich zu den Charakterverſchiedenheiten und zur Langweile, um die beſten Vorſätze zum Frieden zu untergraben. Wer ruhig und unberührt bleiben will bei den täglichen kleinen, zuweilen aber auch ſehr ernſten Streitigkeiten, welche am Bord eines jeden Schiffes vorkommen, der muß ſich ſelbſt zunächſt nie aus den Augen verlieren, muß ſich größtentheils in ſeinem Stübchen, wie in einer penſylvaniſchen Gefängniß-Zelle, eingeſchloſſen halten.

Die mit den Reiſen auf der See zuſammenhängende Neigung zum Jähzorn, — welche bei ſonſt gebildeten Leuten die Gewohnheiten einer guten Erziehung öfters zu untergraben vermag, — übt auf Negerſchiffen, wo allerdings weder Erziehung, noch Sitten, noch moraliſche Disziplin zu Hauſe ſind, eine abſolute Herrſchaft aus.

Das Treiben auf dem „Satan“ gab zunächſt hiervon ein ſchreckliches Beiſpiel.

Nach dem Verbrennen der 300 Bibl's war den bereits an Bord befindlichen hundert Uebriggebliebenen die amerikaniſche Operation erlaſſen worden. Bei ihrer geringen Zahl dünkte ſich nun Grivoly ſicher, ſie ohne außerordentliche Vorkehrung in Zucht und Ordnung zu halten. Doppelte Ketten, doppelte Wachen ſchienen genügende Bürgſchaft zu leiſten.

Die Brandſtiftung indeſſen, die an ſich ſelbſt, bei Kenntniß des Charakters gewiſſer Neger, keine beſondere Bedeutung für Negerhändler haben ſollte, — hatte einen eigenthümlichen Eindruck auf Taitar gemacht. Weniger des Verluſtes des ſchönſten Theils ſeiner Ladung gedachte der Supercargo, als des furchtbar ſchrecklichen Omens, als welches der Vorfall ihm erſchien.

Wie nun die drohende Zukunft vermeiden? Woher wird die Gefahr kommen? War das engliſch-feanzöſiſche Geſchwader, war der Orkan, waren die Neger am Bord ihm zur Geißel beſtimmt? Es konnte Niemand dergleichen Feagen löſen.

Jedenfalls mußte man einſchreiten, ſich zu helfen ſuchen. Vielleicht — ſo hoffte er — würde durch Zeitgewinn noch die Rettung erfolgen.

Die ſchleunigſte Entfernung von der afrikaniſchen Küſte würde alſo unmittelbar befohlen. Die früheren Pläne zu einem vorſichtigen Abgange aufgebend, mußte Grivoly kühn auftreten.

Der Wahrſcheinlichkeit, den Kreuzern zu begegnen, ungeachtet, verließ der „Satan“ am hellen lichten Tage Zanſibars Küſte.

Beſſer, als man es hätte hoffen dürfen, gelang ihm bei vortheilhaftem Winde das Wageſtück. Man begegnete keinem Feinde. — Vierzehn Tage nachher ſegelte man rüſtig und guter Dinge auf dem geraden Wege nach der Inſel Bourbon.

Sorgenfrei und ohne Arbeit, würden die Matroſen, am 13. Dezember, ihren Capitain an ſein Verſprechen hinſichtlich der Lebensgeſchichte Taitar's wohl erinnert haben. Ein anderes Verlangen, eine andere allgemeine Sehnſucht hatte ſich aber ihrer Gemüther bemächtigt.

Unter den Negerinnen der erſten Sendung befand ſich ein ausnahmsweiſe ſchönes, 12jähriges Mädchen.

Der Regelmäßigkeit ihrer Geſichtszüge, der Vollkommenheit ihrer Körperformen nach, war ſie abyſſiniſchee Herkunſt.

Sie verleitete die Autodidakten des „Satan“ zu folgenden Vermuthungen: Wahrſcheinlich hatte ſie, wie dies öfters vorzukommen pflegt, ſchon drei- bis viermalige Gefangenſchaft erlebt. Arabiſche Handelsleute mochten ſie in Gondar gekauft haben, um ſie auf Karavanenwegen, nach den portugieſiſchen Niederlaſſungen, zum Verkaufe an reiche Pflanzer zu bringen. Südlich von Gondar war vielleicht die Karavane von einem Nomadenſtamm geplündert worden. In der Gegend ſüdöſtlich der Mondberge, von Kaffern angegriffen, hatten die Räuber, wie es ſchien, ihre Beute nicht lange behalten. Den Beſiegern der Kaffern, den Bundesgenoſſen der Zanſibarer, wurde erſt das Glück zu Theil aus den Reizen des Mädchens einen kaufmänniſchen Vortheil zu ziehen. Auf dieſe Weiſe wäre endlich Venus (ſo taufte man das Mädchen) ein Mitglied der Ladung des Satan und, — da ſie ſich, bei ihrer großen Jugend, doch einer vollkommen köeperlichen Ausbildung erfreute, — das Ziel der Wünſche der ganzen Mannſchaft geworden.

Digitized by Google

Mit Venus, anderen Weibern und vielen Kindern zuſammen lief auf dem Verdecke ein 10jähriger Bibi umher. Den Beinamen **Jupiter** hatte er ſich durch ein beſtimmtes, ſtolzes, drolliges und gutmüthiges Weſen zugezogen. Aus ſeinen großen ſchwarzen Augen blitzten frühreife Verſtandesanlagen hervor. Das Traurige ſeiner Lage, das ihm wohl bekannt war, ſchien er nicht empfinden zu wollen, um ſich leichter in dieſelbe zu finden. Nach einigen Tagen kannte er ſchon alle kleinen Dienſte, die er den Matroſen zu leiſten hatte. Die Hauptwörter, durch welche ſeine Herren ihre Befehle andeuteten, waren ihm verſtändlich. Er holte nach Belieben, und ohne zu irren, Feuer, Taback, Pfeife, Biskuit, Branntwein und ſogar die Peitſche, mit welcher die Seeleute ſich zuweilen das Vergnügen einer kleinen Züchtigung der alten Negerinnen verſchafften. Dieſe Weiber haben keinen großen Werth; ſie dienen hauptſächlich, beim Verkaufe der Ladung, zu Trinkgeldern an untergeordnete Mäkler. Während der Fahrt ſind ſie faſt immer übler Laune. Nun kommt es gar nicht darauf an — wenn es nur Spaß verurſacht — dieſes oder jenes alte Weib todt zu ſchlagen. Es ſchreit dann nicht mehr.

Der kleine Jupiter ſah dergleichen ruhig zu, er billigte eben ſo wenig als er tadelte, bat auch nicht, wie andere Kinder, um Gnade. Sein Benehmen gefiel. Er wurde der Liebling ſeiner rohen Vormünder.

Die Aufmerkſamkeit der Venus hatte er ebenfalls auf ſich gezogen. Seitens des Mädchens entwickelte ſich für den Knaben eine Art mütterlicher Anhänglichkeit. Daß in des Knaben Herz ein anderes Gefühl aufblühen würde, war, wenn nicht wahrſcheinlich doch möglich. Jupiter verlor nie Venus aus den Augen. Venus dachte beſtändig an ihren Jupiter. Wenn beide nicht in Anſpruch genommen waren, trafen ſie in irgend einem Winkel zuſammen und unterhielten ſich, wonnetrunken, wie die Taubſtummen, durch Zeichen, — denn ſie redeten nicht die gleiche Sprache. Wenn ein Matroſe, den der Knabe nicht eilig genug bediente, zu drohen anfing, — flehte das Mädchen durch Blick und Geberde um Verzeihung für ihren Zögling. Auch war Jupiter noch nicht ein einzigesmal geprügelt worden.

Die Leidenſchaften der Seeleute ſind wie der Sturm, — heftig, aufbrauſend, wachſend mit dem Widerſtande, Alles vernichtend. Selbſt der ordentliche Seemann, der auf dem feſten Lande Rückſichten und Formen gekannt hat, achtet wenig die ſogenannte platoniſche Liebe. An Negerhändler darf natürlich nicht die geringſte Moralitäts- und Enthaltſamkeits-Forderung geſtellt werden. Süßen Träumereien geben ſie ſich nie hin. Ihre Liebe iſt proſaiſcher als die von Freiligrath's „Mohrenkönig“.

Venus hatte aber bereits ein Wunder auf dem „Satan“ bewirkt. Kein Menſch konnte ſich ihres Vorzugs rühmen. Sie war bis dahin geſchont worden. Weniger ihrem Widerſtande verdankte ſie dies, als dem gegenſeitigen Neide der Mannſchaft. — So ſtanden ſämmtliche Glieder derſelben in einem für die Ruhe des Bordes gefährlichen Verhältniſſe zu einander.

Thomſon allein machte eine in Betracht ſeines Alters ſehr begreifliche Ausnahme. Er ſah dem, was vorging, kaltblütig zu, und hegte Bedenken über die möglichen Folgen einer eben ſo wild als beharrlich ſich kundgebenden Nebenbuhlerſchaft.

Drei Wochen vorher war es Thomſon's Vermittelung gelungen, den Frieden zwiſchen dem Capitain und den Matroſen aufrecht zu erhalten. Nun dachte er daran, ſeinen Einfluß wiederum zu verſuchen.

„Freunde, ihr ſeyd Narren“, ſagte er. „Während Ihr Euch gegenſeitig nachjagt, vergeht die Zeit und mit der Zeit das Glück, d. h. die Gelegenheit. Seht Ihr nicht, daß das Mädchen, bei Eurem Zaudern, Euch ſämmtlich auslacht? Habt ihr keine Karten, keine Würfel mehr?“

Wenn der Mantelſack eines Matroſen nichts an Kleidungsſtücken und Wäſche enthält, ſo liegen doch beſtändig darin drei oder vier alte, ſchmutzige Spiele Karten zum Piquet oder Ecarté. Thomſon's Ermunterung zufolge, wurden dieſe hervorgeholt. Siebzig Kandidaten warben um Venus. Man theilte ſich in ſieben Abtheilungen. Nach beendigter Partie ſtellte jede derſelben einen Repräſentanten. Unter den letzteren ſieben Auserkorenen ſollte das Loos für einen auf gleiche Weiſe entſcheiden.

Venus' Schickſal blieb demnach nicht lange unbeſtimmt. Ein rothköpfiger, verwachſener, aber rüſtiger Bootsmann, — Sanglant, — welcher der Farbe ſeiner Haare und einer bekannten Liebhaberei, menſchliches Blut zu vergießen, jenen Namen verdankte, — war der ihr zugefallene Apollo.

Wenn der Platonismus den Seeleuten mißfällt, ſo kann man nicht behaupten, daß die Tugend, im europäiſchen Sinne des Wortes, den Töchtern der Wüſte gefällt. Die Beiſpiele, die ſie von Kindheit an vor Augen haben, erlauben ihnen nicht, zu denken, daß es auf der Welt anders ſeyn könnte, als bei ihnen zu Lande. Sie geben ſich frühzeitig ohne Maßen ihren Leidenſchaften hin. Weder Geſchmack noch Liebe leiten ſie in ihrer Wahl. Ihnen komme es lediglich auf ſinnliche Befriedigung an.

Sanglant war der Venus, ſo wie jeder andere Mann, willkommen.

Stolz und hochprahlend ſpazierte nun der Sieger einher. Noch näherte er ſich nicht ſeiner Liebſten. Ehe dies geſchehen konnte, mußte er ſich einigen Formalitäten unterwerfen.

Auf Negerſchiffen wird bei dergleichen Gelegenheiten eine Art Hochzeit gefeiert. Ein Matroſe, im Gewande eines Prieſters, weiht die Ehe ein. Vater und Mutter des Paares, deſſen Zeugen, der Hochzeits-Junker nebſt den übrigen Mitgliedern der Feierlichkeit, werden in entſprechender und angemeſſener Tracht dargeſtellt. Ball und Schmaus finden dann ſtatt.

Mit Anbruch der Nacht läßt ſich eine Stimme von Oben vernehmen. Es iſt die des allmächtigen Reviſors der See, des Vaters Aequator. Den Anweſenden wird erklärt, daß der geſchloſſene Bund vom Himmel völlige Indulgenz bis zum anderen Abende, oder höchſtens auf 48 Stunden, unter der Bedingung erhalten habe, daß Aequator nebſt Gefolge gehörig beköſtigt werde.

Nach der Zuſtimmung der Matroſen, ſteigt vom Hauptmaſt herab ein Greis mit langen, weißen Haaren, mit Zopf, armeniſchem Schlafrock und goldener Krone. Ihn begleiten zwei Adjutanten, — die hochgeprieſenen Herren Tropiken. Nach dieſen kommt der unausbleibliche Reiſegefährte vornehmer Herrſchaften, ein nach franzöſiſcher Sitte gekleideter Poſtillon.

Betrunkenheit, Ausſchweifungen jeder Art, zahlreiche, den Negerinnen und Negerkindern ertheilte Mißhandlungen, öftere Verſtümmlungen der im Raum angeketteten Neger, — enden am anderen Morgen das Feſt. Auch eine gehörige gegenſeitige Vertheilung liebenswürdiger Meſſerſtiche iſt den geſtrengen Gäſten kein unbekannter Zeitvertreib. Sind die Beſtien alſo an einander gerathen, ſo hilft nichts mehr dagegen. Nur der Tod, oder eine todesartige Erſchöpfung, vermag ſie zu trennen.

Aehnliches ſollte Sanglant's Hochzeit verewigen, und zwar bald nach der ſogenannten prieſterlichen Einſegnung.

Während der Ceremonie waren Jupiter's Aufmerkſamkeit und Neugierde in einem hohen Grade geſpannt. Ohne daß er die Urſache der Aufregung ſeiner Gefühle ſich erklären konnte, flößte ihm derjenige, der mit Venus offenbar die Hauptrolle ſpielte, einen unwiderſtehlichen Haß ein. Als Sanglant ſich in Geſellſchaft der ſchönen Negerin nach ſeinem auf dem Vorderverdecke mit Segeln zweckmäßig bereiteten Ehezelte zurückzog, — lief der junge Bibi, bei welchem die Wuth den höchſten Grad der Leidenſchaftlichkeit erreicht hatte, — den ſich Entfernenden nach. Weinend und ſchluchzend fiel er der Venus in die Arme. Durch einen tüchtigen Fauſtſchlag verſuchte der Freier den Knaben zu entfernen. Da er ſich feſter und feſter an der geliebten Freundin anklammerte, riß ihn der nun wüthende Sanglant gewaltſam los und ſchwang ihn in die Luft, um ihn in's Meer zu werfen. Ohne der Venus und Thomſon's Widerſtand, war es um Jupiter geſchehen. Beſinnungslos und zerſchlagen fiel er einige Schritte davon nieder.

Digitized by Google

Inzwiſchen waren, außer Thamſon, andere Zuſchauer näher getreten. Der kleine Bibi war beliebt. Sanglant bekam Vorwürfe. Er erwiederte heftig, drahte jedoch nicht, weil er, vor Allem, ſeinen heutigen Feſttag nicht aus den Augen verlor. Venus ſollte mit ihm in ſein Zelt eintreten.

Als er aber, nach halb und halb beendigtem Geſpräche, das Mädchen zum Vorſchreiten aufforderte, ſträubte ſie ſich. Sanglant wollte Gewalt brauchen, Venus ſchrie und klagte. Viele Matroſen, denen der Vorfall angenehm war, weil er zum Nachtheile des Boatsmannes ſich zu geſtalten ſchien, nahmen ſich der Negerin an. Sie erklärten die Beſtimmung des Looſes nun aus dem Grunde für nichtig, daß ſie nicht durch die Zuſtimmung des einen der beiden Betheiligten bekräftigt worden wäre.

Seitdem der Negerhandel beſtand, war es vielleicht das erſte Mal, daß es Sklavenhändlern einfiel, einem Sklaven irgend ein Verfügungsrecht über ſeine eigene Perſon zu geſtatten.

Auch glich die Erklärung einer Aufforderung zum Kampfe auf Tod und Leben.

Sanglant, der gleichfalls Anhänger zählte, blieb nicht allein. Zwei Parteien bildeten ſich. Vorwürfe und Schimpfwörter wurden gewechſelt, dann Dolche und Säbel gezogen, Streiche auf Streiche ertheilt. Neben Todte fielen Verwundete. Das Blut floß ſtromweiſe auf dem Verdecke. Die Kämpfenden wurden immer blutdürſtiger, und das Ende des Kampfes ſchien wahrlich nicht nahe.

Drei Perſonen — Grivély, Taitar und Thomſon, waren unbetheiligte Zuſchauer des Dramas.

Thomſon, der ſich nie thätlich in Händel miſchte, hatte ſich begnügt, den Jupiter aufzuheben und davanzutragen.

Taitor, dem längſt der Venus Schönheit angenehm in's Auge gefallen war, und der, bei ſeiner geringen Popularität am Bord, es nicht gewagt hatte, das Mädchen mit Anſprüchen zu verfolgen, — benutzte die Gelegenheit der allgemeinen Verwirrung, ſie wegzuführen und in ſeine eigene Kajüte einzuſchließen. Sofort war er aber auf dem Deck zurück, um den Ausgang der Schlacht kennen zu lernen und den etwanigen nachtheiligen Folgen ſeines Raubes vorzubeugen.

Der Hauptmann, dem die ſteigende Wuth ſeiner Leute immer bedenklicher wurde, fand, — bei der Gefahr, ſelbſt Opfer des Streites zu werden, — kein Mittel, ihn willkürlich und ſogleich zu beendigen.

Seit einer halben Stunde ſann er vergebens nach, als zufällig ſeine Blicke am Horizont zwei ſchwarze Punkte, den einen unten auf dem Meere, den andern oben am Himmel, wahrnahm. Ohne ſich weiter um dasjenige, was auf ſeinem Schiffe vorging, zu bekümmern, ſchenkte er beiden Punkten ſeine ganze Aufmerkſamkeit.

Nach einigen Minuten ſchauderte Grivély.

„Da iſt der Feind und der Sturm!!!“ — ſchrie er aus voller Bruſt. Dieſe Zauberworte halfen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Prinzeſſinnen von Frankreich.

Das Londoner Wochenblatt „Atlas“ enthält folgende intereſſante Schilderung der Prinzeſſinnen der Familie Orleans: Nach dem Mittagseſſen zieht ſich die königliche Familie in ein blau und orange dekorirtes Gemach neben dem Thronſaale zurück. Tiefe Stille, keine lebhafte Konverſation. Die Königin und ihre Schwiegertöchter ſitzen um den runden Arbeitstiſch mitten im Gemache, jede mit einer Arbeit ſtill beſchäftigt. Die Herzogin von Orleans, die einſam trauernde, nimmt faſt nie Theil an irgend einem Geſpräche; ihr Herz iſt todt mit ihrem Gemahle. Um 9 Uhr jeden Abend zieht ſie ſich in ihre Appartements zurück, bis an deren Thür ſie der König jedesmal mit ſehr höflichem Ceremoniell begleitet. Die Herzogin von Nemours iſt eine heitere und fröhliche Dame, mit roſigen Wangen und mit Locken, die auf Schultern von Alabaſter herniederfallen. Mit Mühe erträgt ſie den Ennui des königlichen Salons; dann und wann gelingt es ihr, durch einen kleinen Scherz der Geſellſchaft ein Lächeln zu entlocken; Lachen hört man nie. Die Prinzeſſin von Joinville folgt zunächſt; nach dem Urtheile aller Dichter und Künſtler iſt ſie eine ſehr ſchöne Dame. Wie kontraſtirt ihr großes ſinnendes Auge, dunkel wie die Mitternacht, voll tiefen Schmachtens, ihr kohlſchwarzes Haar, ihre bleichen Wangen und ihre, ſchlanke Geſtalt mit ihrer runden und roſigen Nachbarin aus Sachſen! Sie hat herrliche Geiſtesanlagen, und hätte die Sonne von Braſilien dieſe ſo ſchnell reifen können, wie ſie es bei den Erzeugniſſen des Bodens vermag, ſo würde ſie an geiſtiger Kraft ſehr hoch ſtehen; doch ſie allein vermag es mit der Urſprünglichkeit ihres Urtheiles, in der ſie ſo oft den Nagel auf den Kopf trifft, dem Könige dann und wann zu widerſprechen. Die Familie nennt ſie die Roſe der Wüſte. Die Herzogin von Aumale iſt der Liebling der Königin. Sie hat hellblondes Haar, iſt klein und zeigt Spuren körperlichen Leidens. Nun kommt die Blume von La Granja, aus der warmen Luft des Südens in den kalten Ziehrramen der Tuilerien jüngſt verſetzt, die Herzogin von Montpenſier; ſie iſt eben vierzehn Jahre alt, doch ſieht ſie viel älter aus; das arme Kind iſt ganz zum Stummſeyn verdammt, ſie verſteht nichts als die ſpaniſche Sprache und — leidenſchaftlich zu tanzen. Einmal wollte ſie die Einförmigkeit der Abende durch Produzirung ihrer Kunſt beleben; der König verbat es ſich aber.

Nekrolog.

(Eingeſandt.)

Durch den am 11. März d. J. erfolgten Tod des Obergärtners Hrn. Jakob Seimel zu Bogenhauſen bei München, in Dienſten Sr. k. H. des Hrn. Herzogs Maximilian in Bayern, hat das geſammte Vaterland im Fache des Gartenbaues einen ſeiner verdienſtvollſten Männer verloren. Geboren 1786 zu Prien am Chiemſee, verlor er ſehr frühzeitig ſeinen Vater; doch der Verluſt deſſelben hatte für ihn keine nachtheiligen Folgen, weil ſein Stiefvater Georg Zinker, damaliger Kloſtergärtner zu Herrenchiemſee, mit wahrer väterlicher Liebe für ſeine, wenn auch in den damaligen Zeiten nur dürftige Schulbildung ſorgte. War dieſe auch mangelhaft, ſo erſetzte doch ſein Talent und ſein eiſerner Fleiß gar bald Dasjenige, was ihm Anfangs die Ungunſt der Verhältniſſe verſagt hatte.

In ſeinem 16. Jahre trat er zu dem, damals in einem ausgezeichneten Rufe ſtehenden gräflich Taufkirchen'ſchen Kunſtgärtner Graf zu Maxelrain bei Aibling, in die Lehre, nach deren Ende er in verſchiedenen renommirten und großen Gärten Deutſchlands und Ungarns Dienſt nahm und ſo ſeine bereits erworbenen Kenntniſſe immer mehr bereicherte. Von da in ſein Vaterland zurückgekehrt, kam er in den botaniſchen Garten der Univerſität Landshut, ein für Seimel geradezu Epoche machender Abſchnitt ſeines Lebens. Denn hatte er bisher die Kunſtgärtnerei empiriſch und praktiſch kennen gelernt und betrieben, ſo wurde ihm hier die Möglichkeit zu einer wiſſenſchaftlichen Bildung, zu einem geordneten Studium der Botanik in ihrer ganzen Ausdehnung unter Prof. Dr. Schultes, der damals dem botaniſchen Garten vorſtand. Zu gleicher Zeit wurden ihm hier durch die Gefälligkeit und das freundliche Entgegenkommen des Hrn. Univerſitäts-Bibliothekars Dr. Harter, die Schätze der Univerſitätsbibliothek zugänglich gemacht, ſo daß er es durch Talent und Fleiß in Bälde ſo weit brachte, daß für ſein ganzes Leben die wiſſenſchaftliche Richtung in Allem die Oberhand behielt und eine gelehrte Reiſe durch die Schweiz und den größten Theil Frankreichs, welche er als Begleiter des Hrn. Prof. Dr. Schultes mitmachte, nur den Kreis ſeiner umfaſſenden Kenntniſſe erweitern und vergrößern konnte.

So theoretiſch und praktiſch mit Kenntniſſen und Erfahrungen ausgerüſtet, erhielt er im Jahre 1814 bei dem, um den Gartenbau hochverdienten Staats- und Conferenzminiſter Grafen von Montgelas die Obergärtnerſtelle zu Bogenhauſen. Hier war er in ſeinem neuen Wirkungskreiſe im Vereine mit 2 Stiefbrüdern, Georg und Joſeph Zinker, raſtlos thätig und unausgeſetzt bemüht, in jedem

Digitized by Google

Fache der Gärtnerei Ausgezeichnetes zu friſten, bis dieſe eine andere ehrenvolle Stellung erhielten und ihren Bruder verlaſſen mußten. Indeß war durch den Tod ſeines hohen Herrn der ſeiner Leitung anvertraute Garten an Se. k. H. den Hrn. Herzog Maximilian in Bayern übergegangen, welcher Seimel auch fortan mit der Leitung des, mittlerweile ſehr vergrößerten Gartens betraute, den er zu einem der erſten Bayerns gemacht hatte. In der Nähe und Ferne wurde ihm auch deßhalb von Gärtnern und Gartenfreunden, wie auch insbeſondere von ſeiner hohen Herrſchaft die rühmlichſte und vollſte Anerkennung ſeiner großen Kenntniſſe und vielen Verdienſte. Sein Name war aber auch nicht nur im Inlande, ſondern auch im Auslande allenthalben gar wohl bekannt und hatte aller Orten einen guten Klang, namentlich in der Gartenwelt, was die ehrende Ernennung als korreſpondirendes Mitglied der k. k. Gartenbaugeſellſchaft in Wien im Jahre 1841, des ſanctionirten Gartenvereins zu Regensburg im J. 1842 und der k. niederländ. Geſellſchaft zur Beförderung des Gartenbaues in Leyden im J. 1843 zur Genüge bewieſen mag.

Wie hier ſeine vorzüglichen Verdienſte um den Gartenbau Anerkennung fanden, ſo leiſtete er auch in der Oekonomie, namentlich im künſtlichen Wieſenbau und in der Obſtzucht Ausgezeichnetes. Um die Wiederbelebung und Beförderung der Seidenzucht in Bayern hatte er als Mitglied der Seidendeputation große Verdienſte, was denn auch von Seite des landwirthſchaftlichen Vereines von Bayern wiederholt durch Verleihung der großen goldenen und großen ſilbernen Vereinsmedaille ehrenvoll anerkannt wurde. — So hatte er ſich nicht nur die allgemeine Achtung, ſondern auch die ungetheilte Liebe aller ſeiner Kunſtgenoſſen, denen er jeder Zeit auf das Freundſchaftlichſte und Uneigennützigſte mit Rath und That an die Hand ging, erworben, als ihn plötzlich und unerwartet der Tod in ſeinem 61. Lebensjahre aus der Mitte ſeiner Verwandten und Freunde herausriß. — Seimel wird aber im Andenken ſeiner zahlreichen Freunde, die er ſich durch ſeine Herzensgüte, ſeinen heitern Humor und geſelligen Sinn, durch ſeine vielſeitigen Kenntniſſe und Anſpruchsloſigkeit allenthalben erworben, wird in den vielen, von ihm geſchaffenenen Kunſtanlagen immer fortleben. — Möge ihm die Erde leicht ſeyn!

Neue Art Brod zu backen.

Die Münchner „Neue mediziniſch-chirurgiſche Zeitſchrift“ gibt, nach der Medical Times, folgende Notiz über die hygieniſchen Vortheile einer neuen Brodbereitung ohne Sauerteig: „Der ungenannte Verfaſſer ſchlägt ſtatt des letztern kohlenſaure Soda und Salzſäure vor. Er gibt folgende Formel an: Roggenmehl 3 Pfd., kohlenſaure Soda 2 Drachm., Salzſäure 5 Dr. und 25 Tropfen, Waſſer 30 Unz., Salz $^1/_3$ Unz. Das auf dieſe Weiſe bereitete Brod enthält nur Mehl, Kochſalz und Waſſer, ſchmeckt ſehr angenehm, hält ſich länger als das gewöhnliche, wird leichter verdaut, erzeugt keine Säure, keine Gährung im Magen, und eignet ſich insbeſondere für Individuen, welche an Kopfſchmerzen, Flatulenz, ſaurem Aufſtoßen, Schmerzen in der Herzgrube, Gicht und Steinbildung leiden; auch hält er es für nützlich in mehreren Hautaffectionen. Die ſchnelle Bereitungsart desſelben würde einer Menſchenklaſſe die Entziehung des Schlafes erſparen; es würden 10 Prozent Mehl erſpart. Bei dem gewöhnlichen Verfahren wird eine Menge Zuckerſtoff des Mehles zur Bildung von Kohlenſäure verwendet, was durch die neue Methode ohne dieſen Verluſt ebenſo vollſtändig erreicht wird.

Pot-Pourri.

Lauter Induſtrie.

„Mit dem Müſſigang hat es jetzt auf der Welt ein Ende!“ ruft der „Philanthrop“ aus. „Jeder muß arbeiten und verdienen, auch der „Niagara“ und die „Eiſenbahn.“ Der majeſtätiſche Waſſerfall Niagara iſt genöthigt worden, wie Herkules zu ſpinnen, nämlich eine große Spinnmaſchine zu treiben. Die Eiſenbahnen aber müſſen Butter machen. In Amerika hat man ein Butterfaß im Großen, in Form eines Eiſenbahnwagens eingerichtet, inwendig ſind Stäbe, welche die Milch zu Butter ſchlagen, und bis der Wagen an dem Orte ſeiner Beſtimmung ankommt, iſt die Milch in Butter verwandelt.

Ein lockerer Zeiſig in Berlin pflegte jeden Morgen in eine andere Branntweinſchenke zu gehen, da ſeinen „Wurf“ zu ſich zu nehmen, aber auch wo möglich das Glas, das er ausgetrunken, zu ſtehlen. Ein Aufwärter hatte dies bemerkt und ging auf ihn zu, indem er ſagte: „Mein Freund, Sie haben heute ein Glas zu viel!“ — „Es thut nichts“, — erwiederte Jener — „das bin ich ſchon gewohnt!“ und ging zur Thür hinaus.

Orthographie neuer Art.

Auf dem Heuplatz in Peſth iſt auf dem Schilde einer Caffeekneipe folgende merkwürdige Aufſchrift zu leſen: „Her ve Kommt man ca Fe“ — (Hier bekommt man Caffee.) Das heißt doch der Orthographie Ohrfeigen geben!

Die Menge muß es bringen!

In unſrer Zeit, wo Jedermann
Sucht Vortheil zu erringen,
Und wo man alle Saiten zieht,
Um ſich empor zu ſchwingen,
Hört man im Handel oft: „Hier wird
Um Abſatz zu erzwingen,
Verſchleudert unter'm Ladenpreis;
Die Menge muß es bringen!“

Da kündigen ſie Leinwand an,
Den Ballen für zwei Thaler;
Der Leſer ſtaunt und denkt für ſich,
Das iſt ein rechter Prahler!
Jedoch hört er noch die Moral
In ſeine Ohren dringen:
„So Etwas kommt nicht wieder her,
Die Menge muß es bringen!“

Ein Schuſterjunge, welcher keck
Behandelt' den Geſellen,
Bekam von dieſem und ſodann
Vom Meiſter ein paar Schellen.
Die Meiſterin fiel auch noch ein
Daß ihm die Ohren klingen, —
Tres faciunt collegium,
Die Menge muß es bringen!

Er ſagt: wer iſt die Schöne dort,
Tief eingehüllt in Seide?
Wo hat ſie all' die Sachen her;
Den Hut und das Geſchmeide?
„Dieß Alles bringt ihr ein Galan
Hin auf der Liebe Schwingen;
Ein Einziger? Wo denkt ihr hin!
„Die Menge muß es bringen!“

Rebus.

(Eingeſandt.)

Digitized by Google

Nro. 33. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 24. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Sklavenhandel in Afrika. — Aus dem Leben Kaiſer Joſeph II. — Die drei einarmigen Flötenſpieler. — Die Proletarier. — Pot-Pourri.

Der Sklavenhandel in Afrika.

(Fortſetzung.)

Grivély irrte nicht. Zwei Kriegsſchiffe, — eine franzöſiſche Fregatte und eine engliſche Korvette, — kamen wirklich auf den „Satan“ zu.

Die Schnelligkeit, mit welcher ein Schiff das andere erreichen oder vermeiden kann, hängt lediglich von ſeiner mehr oder weniger begünſtigten Lage im Winde ab. In dieſer Hinſicht war offenbar der „Satan“ ſehr im Nachtheile. — Um auf dem Wege nach Bourbon zu bleiben, lavirte das Schiff gerade.

Der Capitain ließ ſogleich die Richtung ändern, indem er, der Leichtigkeit ſeines Fahrzeuges vertrauend, noch hoffte, bei einem vollen Seitenwinde, dem Feinde entgehen zu können.

In jedem anderen Augenblicke wäre die Berechnung eine richtige geweſen. Ein ſchnell ausgeführtes Manöver hätte in der That den Negerhändler gerettet. War dies aber ausführbar, während zwanzig Leute todt oder ſchwer verwundet auf dem Verdecke lagen und außerdem alle übrigen der größten Erſchöpfung preisgegeben waren?

Statt einiger Sekunden, währte der Segelwechſel, aus Mangel an gehörigen Kräften, einige Minuten lang.

Daraus entſtand ein unerſetzlicher Schaden.

Das Schiff hört begreiflich während eines ſolchen Manövers auf, weiter zu fahren. Es verliert die Strecke, die ein bereits mit Vortheil ſegelnder Gegner gewinnt. Der Flüchtling muß alſo, falls die Richtungs-Aenderung ihm Nutzen gewähren ſoll, wenigſtens durch ſchnelleres Fortkommen auf der neuen Bahn jenen Nachtheil ausgleichen können.

Grivély verſuchte demnach ein Wettſegeln. Leider aber waren ſeine Verfolger ebenfalls Schnellſegler. Sie hielten es mit ihm aus. Zuweilen ſchien es ſogar, als ob die Fregatte die bewundernswerthe Geſchwindigkeit des „Satan“ noch überträfe.

Zwei Stunden ſpäter erſcholl ein Kanonenſchuß. Eine Kugel größeren Kalibers traf, ohne jedoch zu beſchädigen, den Vordertheil des „Satan“.

Schußfertig waren deſſen Batterieen. Leicht hätte er auf ähnliche Weiſe erwiedern können. Dennoch wurde auf die ungeſtüme Frage keine Antwort ertheilt. Noch kam es hauptſächlich darauf an, dem Feinde eher zu entgehen, als entgegenzutreten. War dieſer Feind nicht ſo überlegen, daß es unſinnig geweſen wäre, ihm ohne die dringendſte Veranlaſſung Trotz zu bieten? Deutete nicht die Art und Weiſe der eben erhaltenen Einladung durch ihre Zudringlichkeit darauf hin, daß das wirkliche Treiben der Verfolgten den Verfolgern kein Geheimniß wäre, daß alſo eine genaue, das Corpus delicti nach ſeinem ganzen Beſtande liefernde Unterſuchung nicht zu vermeiden ſeyn würde?

Grivély's Lage wurde ſtets bedenklicher. Fregatte und Korvette näherten ſich. Sie waren kaum eine engliſche Meile von einander entfernt. Zwei gleichlautende Aufforderungen langten diesmal unheilbringend, am Bord an.

Tiefgebeugt überlegten Hauptmann und Supercargo, was zu thun ſey. Ihre Angſt, ihre Verzweiflung wuchs beſtändig.

Man ſprach ſchon von Ergebung gegen Zuſicherung des Lebens. — Die getheilten Meynungen der Mannſchaft hierüber kündigten wiederholte blutige Zwiſte an.

Zu Gunſten des „Satan“ erſchien, — in dieſem kritiſchen Augenblicke, ungebeten, aber willkommen, ein mächtiger, furchtbarer Bundesgenoſſe.

Der anfänglich kleine, kaum wahrnehmbare ſchwarze Punkt am Horizont war nach und nach rieſenhaft gewachſen. Als Trauerhülle bedeckte er nun den ganzen Himmel. Von Zeit zu Zeit zerriß ein heftiger Wind den über die Natur ausgebreiteten Todesſchleier. Einzelne Stücke der Wolken wurden gewaltſam, raſch auseinander in das Weite getrieben; aber vergebens. Der ſchnellen und hartnäckigen Wuth des Windes folgte eine noch ſchnellere, noch hartnäckigere Wolkenbildung nach. Und dieſe wurde zuletzt ſo dicht und ſo mächtig, daß ſie nunmehr dem Winde das ungehinderte Toben gegen das Meer geſtattete. Das Meer ſelbſt aber ſtieg. Steigend gebar es unüberwindliche, ſtets höher und höher anwachſende Feſtungswälle, die den „Satan“ umgaben und beſchirmten. Der feindliche Kanonendonner war nicht zu vernehmen. Sein Klang verhallte in dem Donner des Sturmes, wie die Stimme eines Kindes in dem Gebrüll einer aufrühreriſchen Menge. Die Finſterniß fing vor der Nacht an. Nach der Finſterniß fand ſich die Waſſerfluth, der Regen, ein.

Es war Mitte Dezember, im zweiten Monate des tropiſchen Winters; zu der Zeit, wo der kommende Tag keinem Menſchen in den tropiſchen Gegenden geſichert iſt; zu der Zeit, wo die allgemeinen Winde, mit dem Regen verbunden, ſich zu Orkanen geſtalten.

Für das Land und für die Seeleute gibt es nichts Schrecklicheres, als dergleichen Kataſtrophen.

Auf dem Lande fällt der Regen ſtromweiſe. Alle kleinen Quellen werden zu mächtigen Flüſſen. Sämmtliche niedrig gelegene Ortſchaften ſind mit Blitzesſchnelle unter Waſſer geſetzt. Uferwellen, die gewöhnlich vier bis fünf Fuß hoch ſind, erreichen eine Höhe von 60 bis 100 Fuß. Die Luft wird ſchwer, läſtig. Sie füllt ſich mit Dünſten. Der Himmel nimmt matte, metalliſche Farben an. Das Barometer fällt auf den äußerſten Punkt. Der Wind lärmt wie die Poſaunen zum jüngſten Gerichte. Seine Gewalt iſt zügellos. Menſchen, Thiere, Bäume, ganze Häuſer werden bald niedergeworfen, bald ungeheure Strecken weit fortgeſchleudert.

Jedoch ſind den Bewohnern des feſten Landes Wind und Regenſtürme vielleicht weniger verhängnißvoll, als den Seemännern. Keine Rheden, keine Häfen vermögen die Schiffe gänzlich zu ſchützen. Sobald Stürme drohen, iſt die Flucht das einzige Mittel, Hab und Gut und Leben zu erhalten. Man muß die hohe See gewinnen.

Gewagt, entweder Rettung oder Untergang! Auf reines Glück kömmt es nun an. — Ohne Richtung, ohne Lenkung wird das Schiff in die weite Welt des Meeres gejagt. Es fliegt aufs Gerathewohl nach einem Ziele, unbekannt wie die Zukunft. Es ſteigt auf klippenreiche, hohe Waſſerberge. Es fällt in tiefliegende Waſſerthäler und Schluchten. Wehe dem Unvorſichtigen, deſſen Schiff nicht vollkommen gerüſtet iſt! Wehe dem Tollkühnen, der ſein Leben

einem bereits zu oft durch das ſturmbewegte Meer erſchütterten Fahrzeuge anvertraute!

Iſt das Gerüſt nagelfeſt und neu, iſt die Mannſchaft furchtlos und in hinreichender Zahl, ſo kann einem geſchickten und kaltblütigen Capitain allerdings der Sieg über das Element zu Theil werden. Nach langem Schweben zwiſchen Seyn und Nichtſeyn, kehrt er, — ohne Segel, ohne Maſten, — doch mit ſeinem Schiffe wieder heim.

Er kehrt heim, wenn im Laufe ſeiner Höllenfahrt ihm keine Wind- oder Meeres-Säulen begegnet ſind.

Das Schiff wird in ſeiner ſchnellen Flucht kurz angehalten. Hunderte von Atmoſphären laſten plötzlich auf demſelben. Es ſinkt unter und verſchwindet: — Das iſt die Windſäule.

Oder:

Das Schiff fällt auf ein Geſpenſt, das aus den Wellen ſteil und drohend emporragt; das den Weg nach allen Seiten ſperrt; das, je mehr man ſich ihm naht, immer ſteiler und drohender wird; das endlich, wenn es hinlänglich mit dem Grauen der Sterbenden Scherz getrieben, über dieſelben zuſammenſtürzt und durch ſeine Schwere die größten Segelwerke in den Abgrund tief verſenkt: — Das iſt die Meeresſäule.

Wind- und Meeres-Säulen, — aus der wilden Ehe des Meeres und des Sturmes entſtandene Geburten, — ſind Menſchenleben und Menſchenwerken verderblicher, als ihre mächtigen Aeltern.

Wenn von 60 Schiffen, die bei Ausbruch eines Orkans die Küſte verließen, nur 20 zurückkehren, — wenn die 40 anderen ſpurlos verſchwunden ſind, ſo iſt in der Heimat der Meeres- und Wind-Säulen nicht einmal danach zu fragen. Man weiß ja, wie beide Zerſtörungs-Prinzipien verfahren. Man weiß, daß ſie nur den Leichen ausnahmsweiſe die Rückkehr nach dem Vaterlande geſtattet.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben Kaiſer Joſeph II.

In unſerer Zeit der herrſchenden Theuerung, Noth und Bedrängniß, wo der größte Theil der Bedürftigen Beiſtand und Linderung von der Humanität und dem Edelſinne der fühlenden Mitbürger erwartet, und nur noch wenige auf eine allgemeinere und umfaſſendere Hülfe von Seite der Behörden ihre Hoffnung gründen, in dieſer Zeit, ſage ich, wird es natürlich erſcheinen, wenn wir unſern prüfenden Blick auf ähnliche Zeitumſtände und Verhältniſſe in der Vergangenheit werfen, wenn wir aus der Betrachtung derſelben erneute Kraft, Erfahrung und Vertrauen zu ſchöpfen ſuchen. So muß denn vor Allem die Zeit und die Handlungsweiſe des edlen, vielverkannten Kaiſer Joſeph II. unſere Aufmerkſamkeit feſſeln, wo uns ähnliche Verhältniſſe entgegentreten, denn auch damals ertönten laut und wiederholt die klagenden Stimmen der Noth, des Elends und der Hülfeloſigkeit, und ſie fanden Erhörung in dem theilnehmenden Herzen eines väterlich geſinnten Monarchen; auch damals hegte man den feſten Glauben, daß das erhabene Beiſpiel des Landesherrn die vermögenden Unterthanen zu regerer Theilnahme und thätigerer Hülfeleiſtung anſpornen werde — und man täuſchte ſich nicht. Dieß führt uns in lebhaften Farben die treffende Schilderung Groß-Hoffinger's im erſten Bande ſeiner „Lebens- und Regierungsgeſchichte Joſephs II.“ vor Augen, und ich theile dieſelbe im Folgenden kurz mit.

Im Jahre 1770 mißlang das Getreide bei häufigem Regen völlig; das verarmte Volk konnte den dadurch entſtandenen hohen Preis nicht erſchwingen. Gleichwol wäre damals die Noth nicht ſo hoch geſtiegen, wenn nicht viele reiche Händler und Grundherren ihr Getreide zurückgehalten hätten, um noch größere Theuerung zu erwarten. Mancher Edle ſteuerte der einzelnen Noth durch freiwillige Gaben; doch allgemein ertönte der verzweifelte Ruf nach Brod. Die nächſte Hoffnung ſetzte man nun auf die folgende Erndte des Jahres 1771. Doch als auch dieſe faſt gänzlich mißlang, als elende Wucherer auch dieſes herbe Mißgeſchick für ihren Vortheil zu benutzen wußten und die allgemeine Noth noch durch ſchnell verbreitete, aus ſchlechter Nahrung erzeugte Krankheiten geſteigert wurde, da vermochte der edelmüthige Joſeph nicht länger mit ſeiner Hülfe zu zögern, und nachdem er ſich von dem Stande der Dinge genau unterrichtet, und wohl einſah, daß jene ſchreckliche Noth mehr von herzloſen Wucherern als durch die Mißjahre herbeigeführt worden ſey, ſchritt er mit edler Erbitterung zu den ſtrengſten und kräftigſten Maaßregeln. Er ließ alle in den kaiſerlichen Magazinen befindlichen Getreidevorräthe für einen geringen Preis verkaufen, und munterte dadurch viele Gutsbeſitzer von edler Geſinnung auf, dieſem Beiſpiele zu folgen. Da jedoch in Böhmen und Mähren dieſe Hülfe nicht zureichte, ſo begab ſich Joſeph, gezieben von dem regſten Mitleide gegen alle Unterthanen, perſönlich nach Böhmen. Nachdem er ſich hier von dem furchtbarſten Elende und den zerſtörenden Folgen der Hungersnoth überzeugt, brachte er überall Hülfe und Troſt, und beaufſichtigte mit Strenge alle Maaßregeln, die zur Bekämpfung der Noth ergriffen wurden. Joſeph erſchien den Bedrängten gleich einem Abgeſandten des Himmels. Durch einen ſtrengen Befehl hielt er die Gutsbeſitzer und Beamten an, den Unterthanen das nöthige Getreide unentgeldlich auszuliefern, wogegen ſich dieſe verbindlich machten, dieſes Darlehen in natura ſeiner Zeit zurückzuerſtatten. Jeder Unterthan, welcher Vorräthe an Getreide beſaß, mußte gewiſſenhaft die Größe ſeines Bedarfs bis zur Erndte anzeigen und ſeinen Ueberfluß zum Beſten der Hülfsbedürftigen gegen mäßige Bezahlung hergeben. Um dieſem Befehle den erforderlichen Nachdruck zu geben, wurde jedem zur Vollſtreckung deſſelben beauftragten Commiſſäre ein Commando von Soldaten beigegeben. Dieſe wohlthätige Strenge zeigte ſich bald äußerſt wirkſam. Die Speicher der Wucherer öffneten ſich und der Preis des Getreides fiel um die Hälfte. In Prag verweilte der Monarch ſo lange, bis alle Magazine gefüllt und der Noth des Volkes ſichtbar abgeholfen war.

So alſo war die enorme Noth damals beſchaffen und demgemäß auch die entſprechenden Mittel zur Linderung und Hebung derſelben. Wenn ſich aber auch ſeit jener Zeit faſt alle politiſchen Verhältniſſe umgeſtaltet haben, wenn auch jetzt die Handelsfreiheit nicht mehr die Anwendung gewaltſamer Maaßregeln zuläßt, ſo ſtehen doch diejenigen Mittel, welche in unſerer Zeit zur Linderung der allgemeinen Noth und zur hülfreichen Unterſtützung aller bedürftigen Unterthanen am geeignetſten ſind, einem jeden einſichtsvollen und wohlorganiſirten Staate zu Gebote. (Divaskalia.)

Die drei einarmigen Flötenſpieler.

Drei Flötenſpieler von ausgezeichnetem Talente wohnten zu gleicher Zeit an verſchiedenen Punkten Frankreichs. Gleichheit des Geſchmacks, der Geſchicklichkeit und des Unglücks hatten ſie einander bekannt gemacht. Sie wünſchten ſehnlich, ſich nun auch perſönlich kennen zu lernen, und miteinander zu ſpielen. Ein Stelldichein ward feſtgeſetzt. Paris ſollte der Ort der Zuſammenkunft ſeyn. Dies geſchah im Jahre 1825. Die drei Flötenſpieler bildeten eine Geſammtheit von drei Armen, einem Linken und zwei Rechten. Die drei verlorengegangenen Arme hatten die drei tapfern und hochſtehenden Kavallerie-Offiziere auf drei Schlachtfeldern zurückgelaſſen. Die Flöte iſt das Lieblings-Inſtrument des Militärs; Friedrich II. gibt Zeugniß davon, der mit eben ſo viel Ehre unter den Flötiſten, als unter den Helden figurien kann. Unſere drei Obriſten ſuchten in ihrem Familienkreiſe die Ruhe nach einem Ruhme, den ſie theuer erkauft hatten.

Zugleich die Hand zu verlieren, die drei Degen führte, mit der, die die Flöte hielt, war für dieſe edlen Künſtler doppelt traurig. Sich eines koſtbaren Talentes beraubt zu ſehen, deſſen ſüßer Troſt die Langeweile eines vorzeitigen Zurückziehens hätte erheitern können, leben ohne zu kämpfen und zu blaſen, das war ja ſo gut, wie todt. Aber ſeyd unbeſorgt: der Geiſt, das Genie unſerer Ritter

Digitized by Google

iſt zu lebendig als daß ſie an Selbſtmord denken ſollten. Jeder von ihnen, ohne eine Verbindung mit ſeinen Waffenbrüdern zu haben, ohne auch nur zu ahnen, daß noch Jemand in Frankreich an dem Doppelſchlage leide, der ihn betroffen, jeder dieſer Flötenſpieler faßte den Entſchluß, eine Flöte zu bohren, ſie mit den benöthigten Klappen zu verſehen, und ſie ſo einzurichten, daß ſie mit einer Hand geſpielt werden könne. Jeder führt eigenhändig ein ſolches Wunder von Bewegung, Akuſtik und Mechanik aus, und allen Dreien gelingt es zur Bewunderung. Natürlich mußte die für die linke Hand beſtimmte Flöte eine ganz andere Einrichtung haben, als für die rechte, ja auch dieſe beiden letzteren waren nicht auf gleiche Art gearbeitet.

Jetzt erfährt der einarmige Flötiſt in der Bretagne, daß er einen Leidens- und Kunſtgefährten in Burgund hat, und daß auch die Provence einen gleichen hervorbrachte.

Man kann leicht denken, daß dieſe drei Virtuoſen ſehnlich wünſchten, ſich mit der Flöte in der Hand kennen zu lernen. Es ward ein Rendezvous verabredet. Zwei aber kamen nur dazu. Der Dritte konnte nicht erſcheinen. Ich wohnte dieſem merkwürdigen Zuſammentreffen bei. Beide Flötiſten arbeiteten bewunderungswürdig. Einer fingerte mit der linken, der Andere mit der rechten Hand. Sie ſpielten die ſchwerſten und lebendigſten Duetts. Auch Terzos wurden vorgetragen. Eins von meiner Kompoſition, wobei **Verbignier** die dritte Flöte ſpielte.

Einer dieſer wackern Invaliden, einer dieſer einarmigen Virtuoſen nennt ſich **de la Guette Mornay**. — Der Namen der beiden anderen erinnere ich mich nicht mehr.

Eine perpendikuläre eiſerne Stange war an einem Tiſche befeſtigt, und trug die Flöte, die von einer Art Schraube feſtgehalten wurde. Das Inſtrument lag horizontal und in angemeſſener Höhe, damit der Flötiſt beim Sitzen die Embouchure finden konnte. Eine Hand genügte dann, die Löcher zu decken, und mit den Klappen zu arbeiten.

Die Proletarier.

Proletarier nennt man ſie jetzt, ſonſt hießen ſie Arme:
Deckt mit ausländiſchem Wort beſſer den Abgrund man zu?

Etymologie.

Proletarier? — Woher kommt dieß Wort? Was ſoll es bedeuten?
Schlaget den **Gellius** auf, dieſer erklärt's euch genau.

Da nun in den öffentlichen Blättern das Wort „Proletarier“ gegenwärtig ſtereotyp geworden iſt, ſo dürfte es für manche unſerer Leſer nicht unangenehm ſeyn, mit der Abſtammung und dem Begriff dieſes lateiniſchen Wortes näher bekannt zu werden. Die klaſſiſche Stelle darüber befindet ſich bei **Aulus Gellius**, einem römiſchen Schriftſteller des zweiten Jahrhunderts. Diejenigen Römer aus dem Bürgerſtande — heißt es daſelbſt B. 16. K. 10. — welche nur ſehr geringe Mittel beſaßen und deren Vermögen ſich nicht über 1500 Aſſe (etwa 65 — 70 fl. unſeres Geldes) belief, hießen Proletarier. Weil aber der Beſitz von Geld und Geldeswerth als eine Bürgſchaft für den Staat betrachtet wurde und als ein Pfand der Anhänglichkeit an das Vaterland, ſo durften weder die Proletarier, noch die Capite censi (ſolche, die gar Nichts oder nur etwas höchſt Unbedeutendes beſaßen) Kriegsdienſte thun, außer in der äußerſten Bedrängniß des Staates. Doch war der Stand der Proletarier ſowol dem Weſen als dem Namen nach geachteter als der der Capite censi. Denn wenn der Staat in Gefahr ſchwebte und ſich Mangel an ſonſtiger ſtreitbarer Mannſchaft einſtellte, ſo wurden wenigſtens die Proletarier (nicht aber die Capite censi) zum Landſturm gezogen und ihnen Waffen auf öffentliche Koſten verabreicht. Weil ſie nun mit ihren beſchränkten Mitteln dem Staate nicht dienen konnten, aber doch durch Erzielung von Nachkommenſchaft, proles, zur Bevölkerung deſſelben beitrugen, ſo wurde ihnen der Name Proletarier gegeben.

Indiſche Gaukler.

In den Briefen aus Brittiſch-Indien, welche die Allg. Ztg. aus der Feder des G. Gr. v. G. mittheilt, werden einige Kunſtſtücke der indiſchen Gaukler erzählt. „Unſere Ankunft“ (in Madras), heißt es unter anderm, „verfehlte nicht eine Menge der berühmten Schlangenbeſchwörer und Gaukler anzuziehen, welche mit vielen Salaams und Verbeugungen vor unſern Fenſtern ihre Vorſtellungen begannen. Die Schlangenbeſchwörer ſah ich dießmal nur oberflächlich. Die Gaukler begannen mit einigen ſehr gewöhnlichen, aber nett ausgeführten Stückchen, die immer unbegreiflicher wurden; aus einem kleinen Korbe, der nichts zu enthalten ſchien, kamen nach der Reihe Reiskörner, die ſich vor unſern Augen in große weiße Bohnen verwandelten; dann eine Schlange, die in verdoppelter Größe wieder erſchien, dann ein Schakal und wer weiß was noch. Bandſpinnen aus dem Munde und Feuerfreſſen wurden ebenfalls geübt. Bei allen Stücken gab es eine kleine Beſchwörungsſcene, die der Hauptmann der Bande mit ſchalkhaftem Ernſt ausführte; vor allen blies er eine wunderliche Clarinette von ohrzerreißendem Ton, und führte mit ihr die lächerlichſten Geſten aus. Das folgende Stück aber ließ uns wahrhaft ſtarr vor Erſtaunen: es war uns und iſt uns noch jetzt völlig unbegreiflich. Ein Mann und eine Frau traten vor; er band der letztern Hände und Füße und ſchnürte ſie obendrein in ein Netz von Stricken ein, ſo eng, daß es eine außerordentliche Biegſamkeit ihrer Glieder vorausſetzte. Dieſes menſchliche Paket legte er nun auf die obere offene Seite eines Korbs, die Wände deſſelben waren verklebt, die obere Oeffnung aber ſo eng, daß es unmöglich ſchien einen Menſchen hineinzuzwängen, geſchweige denn, daß die geknebelte Frau dieß allein ſollte ausführen können. Das Ganze wurde nun mit einem Tuch bedeckt, und nach einigen Ceremonien ſah man das Tuch ſich ſenken: die Frau war im Korb! Das Tuch wurde nun weggenommen, grobe Täuſchung war unmöglich, da wir den Korb von allen Seiten überſehen konnten, und die ganze Scene auf dem gepflaſterten Hofe des Hôtels vor ſich ging. Ich ſelbſt war, als argwöhniſcher Zuſchauer, kaum drei Schritte vom Korb entfernt. Nach einigen zwiſchen dem Mann und der Gefangenen gewechſelten Worten ſahen wir ihn einen Degen ergreifen und zu wiederholtenmalen in allen Richtungen den Korb durchſtoßen; Blut floß von der Klinge, während von Innen ein ſchauerliches Stöhnen zu vernehmen war. Die Schnelligkeit der Stöße mit dem Degen und die verſchiedenen Richtungen, in denen ſie geführt wurden, machten es unbegreiflich, daß das vermeintliche Opfer in ſeinem engen Behältniſſe ſich ſo raſch hätte wenden können um ihnen zu entgehen. Trotz der Ueberzeugung, daß alles Zeug war, fühlten wir uns alle erleichtert, als ſich die Gauklerin wohlbehalten aus ihrem Korbe erhob und mit einem tiefen Salaam um ihre wohlverdiente Belohnung anhielt, die wir mit Freuden gaben; denn dieſes Stück iſt das außerordentlichſte, das ich je geſehen habe, und Bosco, Döbler und andere europäiſche Herenmeiſter verſchwinden gegen ſolche Leiſtungen. Es machte uns Spaß in einem engliſchen Reiſewerk dieſelbe Scene beſchrieben zu finden; der Verfaſſer erging ſich über die Schönheit und Anmuth der Vorſtellerin, während wir (15 Jahre ſpäter) eine reizloſe alte Perſon in derſelben Vorſtellung bewunderten, deren ſchöne Tage längſt hinter ihr lagen.

Als wißbegierige Reiſende ließen wir nun noch eine andere Gauklerbande erſcheinen, die uns mit widrigen aber kunſtvollen Verdrehungen und Luftſprüngen ergötzte; ein Purzelbaum über einen aufrecht geſtellten Degen, deſſen Spitze in die grauenvollſte Nähe mit dem Leibe des Springers kam, ward ſehr geſchickt ausgeführt; ein anderer ließ ſich ein Bündel Bananenblätter auf die bloße Bruſt legen und mit einem Schwert in zwei Stücke ſchlagen — lauter häßliche Kunſtſtücke. Den Beſchluß machte abermals ein unglaubliches Stück. Ein junger Mann befeſtigte ſich zwei etwa fußlange (und, wie ich mich überzeugte, wohlgeſchliffene) Meſſerklingen mit der Schneide nach innen an der Wade, ſo daß die Spitzen ſich berührten und mit dem Bein ein gleichſeitiges Dreieck bildeten. Mit einer

Digitized by Google

raſchen Bewegung ſching er ſich dieſes gefährliche Dreieck über den Kopf, ſo daß die Meſſer zu beiden Seiten des Halſes waren, und dieſes Stück wiederholte er zwei-, dreimal mit größter Kaltblütigkeit; keine Muskel regte ſich in ſeinem Geſicht, als er nach beendigter Sache das Blutgeld in Empfang nahm, für das er ſeine gräulichen Kunſtſtücke übernommen hatte. Wir hatten genug für den Tag.

Pot-Pourri.

Lang geborgt iſt nicht geſchenkt.

Die ſchwediſche Staatskaſſe ſoll unerwartet eine ſehr alte Schuld bezahlen, deren Geſchichte wohl des Erzählens werth iſt. Als 1632 der König Guſtav Adolph bei Lützen fiel, befanden ſich die ſchwediſchen Finanzen in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß die Vormünder der Tochter des großen Königs, der ſpäter ſo berühmt gewordenen Königin Chriſtine, ſich genöthigt ſahen, Schulden zu machen, um die Koſten der Erziehung der jungen Königin beſtreiten zu können. Eine dieſer Schuldverſchreibungen nun, von deren Exiſtenz man nichts mehr wußte, iſt eben jetzt zur Bezahlung präſentirt worden. Sie iſt unter dem 24. Dez. 1636 in Stockholm ausgeſtellt und lautet auf 45,000 Speziesthaler, welche Jakob Kieves in Lübeck zu fordern habe. Es iſt darin beſtimmt, daß die Summe nach zehn Jahren bezahlt und bis zur Bezahlung mit 8 Prozent verzinſet werden, auch die Forderung nie verjähren ſolle. Am Ende des Papiers ſteht, von Chriſtinens Hand geſchrieben: Approuvé. Compiègne 1657. Christine R. Die Verſchreibung wurde von einem Paſtor Kragt in Mecklenburg-Strelitz eingereicht, der aber nicht bloß das Kapital, ſondern auch die acht Prozent Zinſen von den abgelaufenen 210 Jahren verlangt, welche nicht weniger als 786,000 Speziesthaler betragen. Die ſchwediſche Regierung hat vor allem dem Inhaber des Papiers aufgetragen, ſeine Abſtammung von Kieves und ſein Eigenthumsrecht nachzuweiſen.

Wie der April überall ſein Spiel treibt.

Im Jahre 1807 waren an allen Ecken der Weltſtadt London Zettel angeheftet, worauf mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Heute über drei Tage um 12 Uhr Mittags wird eine ſehr ſonderbare, hier noch nie geſehene Prozeſſion von Greiſen und Matronen, Witwern und Witwen, von geſchiedenen Männern und Frauen, Hageſtolzen und von alten Jungfern und Kindern, beiderlei Geſchlechts, einen Gang durch die Weſtminſter-Abtei machen, wozu hiedurch ein Jeder, weß Standes und Würden er auch ſeyn mag, eingeladen wird. London, den 28 März 1807." Dieſe Bekanntmachung las man auch in vielen engliſchen Zeitungen. Eine ungeheure Menge Menſchen aus allen Klaſſen hatte ſich am bemeldetem Tage und zur angeſetzten Stunde in der Gegend der Weſtminſter-Abtei verſammelt und alle Fenſter waren voll Zuſchauer, um die beſprochene Prozeſſion zu ſehen, als auf einmal, mitten unter dem dickſten Haufen, eine ſonore Stimme ſich vernehmen ließ und ausrief: „Heute iſt der erſte April!" — Ein reicher engliſcher Sonderling hatte nämlich mit einem andern gewettet, faſt halb London in April zu ſchicken, und ſeine Wette richtig durch dieſen Schelmenſtreich gewonnen.

Gleich und gleich geſellt ſich gerne.

In Paris wurde jüngſt ein früher allgemein geachteter und in der Geſellſchaft ſich bewegender Arzt, Dr. G., beerdigt, der, durch den Trunk herunter gekommen, endlich der Arzt der Lumpenſammler geworden, die ihn nun zu ſeiner Ruheſtätte begleiteten; aus ihrer Mitte traten mehrere Redner hervor and ſprachen an ſeinem Grabe — ein ehemaliger Notar, ein ehemaliger Advokat und ein ehemaliger Unterpräfekt, jetzt alle drei Lumpenſammler.

Wiſſenſchaftliche Liebe.

Vor einigen Monaten kam ein Arzt in Frankreich (Violaines, Pas de Calais) in Unterſuchung, weil er ſeine verſtorbene Gattin, drei Wochen nach der Beerdigung, ausgegraben, um ihr Skelett zu präpariren. Er wurde ſchuldig befunden und zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt. Er appellirte gegen das Urtheil, doch wurde daſſelbe nicht nur beſtätigt, ſondern auch zu den 3 Monaten noch 3 hinzugefügt.

Anekdote.

Kaiſer Franz bekam von ſeinem Schwiegerſohne, dem Kaiſer von Braſilien, unter andern auch zwei Wilde zum Geſchenk, welche dem Publikum im Hofgarten gezeigt wurden. General Sch*, welcher ſich zum Beſuch in Wien befand, ging eines Morgens früh nach dem Hofburggarten, um dieſe ſeltenen Menſchen zu ſehen. Da er ſich nicht zurecht finden konnte, ſo fragte er einen auf der Erde knieenden Mann, der Blumen pflügte, nach dem Aufenthaltsorte der Wilden und drückte dem freundlichen alten Gärtner, ohne ihn zu betrachten, einen Zwanziger in die Hand. Auf dem Rückwege betrachtete er ſeinen Wegweiſer genauer, und — erkannte in ihm den Kaiſer Franz. Stotternd brachte er ſeine Entſchuldigung hervor. — „Keine Entſchuldigung nöthig, lieber General!" entgegnete der gütige Monarch, „aber den Zwanziger gebe ich Ihnen nicht zurück, es iſt das erſte Geld, was ich für meine Wilden einnehme."

Gute Antworten.

Bei einer Schulprüfung in Trinidad vor dem Gouverneur wurde die Frage vorgelegt: „Wo war das trockne Land, bevor es zum Vorſchein kam?" — Antwort: „Unterm Waſſer."

Ein Schmarotzer fragte in einem Kaffeehauſe einen dort angetroffenen Bekannten: „Haben Sie gute Cigarren bei ſich, mein Lieber?" — „O ja!" erwiederte dieſer, „ich werde Ihnen gleich eine vorrauchen."

Serenade.

Schätzli, jetzt guet Nacht!
Der Mo am Himmel wacht,
Und ſchint der zu dim Fenſter ni,
Der lieb' Gott wöll jetz um di ſy!
Me bringet d'r e Lied zur Rugh,
I hoff de giſch di Lod derzue,
Schätzli, guet Nacht!

Schätzli, guet Nacht!
Mi Liebi für die wacht,
'Sgoht uſem Wirthshuus Ma für Ma,
Denn d'Lumpegloge rüeft ſcho a.
Und Menge litt ſcho in ſ'im Bett.
Und hört nüt meh, i wett, i wett;
Schätzli, guet Nacht!

Stiller zeigt ſie d'Nacht,
Und wer ſi Arbet g'macht
Dem thuet der Schlof g'rad no ſo guet
Und git em Chraft und neue Mueth,
Und macht em wieder Appetit
S'hät all's ſi Sach' und all's ſi Zit,
Schätzli, guet Nacht!

Schätzli, guet Nacht!
'Giſch Einer, der üs bewacht.
Zeig teg di jetzt uf's Oehrli na
Und denk, de heigiſch hüt Muſik g'ha,
Der Friederli verloßt di nit
Und blibt der treu zu jeder Zit.
Schätzli, guet Nacht!

Badiſches Oberland. Alf. Walchner. Phil.

Digitized by Google

Nro. 34.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 28. April.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Sklavenhandel in Afrika. — Die Königin von England. — An die deutſchen Frauen. — Friedrich Liſt als Verbannter. — Der Schiffbruch der „Tweed.“ — Prompte Juſtiz — Pot-Pourri.

Der Sklavenhandel in Afrika.

(Fortſetzung.)

Kreuzer und Negerhändler, — die ſich nicht mehr um einander bekümmerten, kämpften, jeder von ſeiner Seite, tapfer gegen die Gefahr. Mit Ausnahme des auf dem Vordermaſte befindlichen, zur Aufrechthaltung unentbehrlichen kleinen Klüwers waren ſämmtliche Segel auf jedem Schiffe zuſammengezogen.

Das Toben der Elemente, die ſtockfinſtere Nacht, das mögliche Herannahen des letzten Lebens-Augenblickes machten auf jeden der Schiffsgenoſſen einen ſchweren Eindruck.

Abgehärtete Menſchen, die dennoch unfähig ſind, der Urſache der ihnen drohenden Uebel nachzuforſchen, geben ſich dem Aberglauben hin.

Alte, eingewurzelte, das Glück oder Unglück einer Reiſe betreffende Vorurtheile herrſchen ſeit Erfindung des erſten Bootes bei den Matroſen aller Nationen. Verſchwinden werden dergleichen Ideen wahrſcheinlich erſt nach Jahrhunderten. Sie bleiben, ſo lange die Volks-Erziehung keine allgemeine wird.

Bis dahin wird die Abfahrt eines Schiffes am Freitag oder an einem 13ten des Monats eine unheilbringende ſeyn. Bis dahin werden für Seeleute die Unglücksfälle, denen ſie natürlich ausgeſetzt ſind, von der Gegenwart und Einwirkung irgend eines böſen Geiſtes am Bord abhängen.

Bei ihrem Mangel an geiſtiger Bildung darf man kaum über ihre ſonderbaren Glaubenslehren ſtaunen.

Unter Anderem iſt ihnen die Einſchiffung von Geiſtlichen höchſt unlieb. Die Lüſternheit und die Feindſeligkeit des Teufels werden, — meynen ſie, — dadurch gereizt. Beelzebub, der ſich eine größere Macht auf der See als auf dem feſten Lande zu erhalten gewußt hat, iſt ein rachſüchtiges, bösartiges, unerbittliches Weſen. Seinen Haupthaß richtet er ſtets auf Chriſtus, der die Welt gerettet. Da ſich nun aber der Heiland außerhalb teufliſcher Verfolgungen befindet, ſo verfolgt der Teufel vorzugsweiſe des Heilands Repräſentanten auf Erden, die Prieſter. Demnach muß der Seemann, hauptſächlich auf der See, des Prieſters Nähe meiden, demnach iſt es ſeine Pflicht, wenn Beelzebub Wind und Wellen aufregt zum Verderben, Schiff und Mannſchaft ohne Zaudern einem ſonſt unvermeidlichen Untergange durch eine heroiſche That zu entziehen. Das über Bord werfen (zum Teufel befördern) eines Geiſtlichen iſt in ſolchem Falle kein Vergehen, ſondern eine erlaubte Selbſthülfe, ein wichtiger, Nutzen gewährender Dienſt.

In der Regel theilen die Offiziere die Anſichten ihrer Untergebenen nicht. Die Erfahrung lehrt indeſſen, daß der Aberglaube der Matroſen ſeitens der Vorgeſetzten faſt immer in Betracht gezogen wird. Man vermeidet gern den Freitag, den 13ten Monatstag und andere in böſem Rufe ſtehende Umſtände. Wer anders handeln ſollte, würde, ſchon vermöge der Unpopularität, bald unter die das Unglück herbeiführenden Perſonen gezählt werden.

Wenn in gewiſſen Fällen dieſe Rückſichts-Methode nicht angewendet werden kann, ſo ſucht ein kluger Offizier durch Schonung und gute Worte die böſen Ahnungen zu zerſtreuen. Wenn verrufene Paſſagiere, wie Prieſter, ſeiner Obhut anvertraut worden, ſo muß er ſie mit aller Kraft der Disziplinargewalt beſchirmen und nie aus den Augen verlieren.

Auf der Fregatte gab es drei, für die Madagaskar-Miſſion beſtimmte „Raben“. So bezeichneten die Matroſen drei unſchuldige, ehrwürdige Männer, denen jeder kleine Windſtoß zahlreiche Verwünſchungen zuzog. Im Laufe der verhängnißvollen Nacht, da kein Zweifel mehr über die nachtheilige Wirkung ihrer Gegenwart obwaltete, kam der Vorſchlag zur Sprache, ſie über Bord zu werfen. Die Verſchworenen faßten ſchnell und geheimnißvoll einen ſolchen Entſchluß. Zwei der Beſtgeſinnten boten ſich an, die Befreiung der Fregatte vorzunehmen. Nach abgeſchloſſener Verhandlung gingen ſie zur That über und hätten dieſelbe ausgeführt, wäre nicht die Wachſamkeit des Verdeck-Lieutenants dem Unternehmen hinderlich geworden.

Unterdeſſen erlangte eine ähnliche Verſchwörung auf dem „Satan“ größeren Erfolg. Sie betraf nicht Prieſter oder „Raben“. Dergleichen Vögel kannten die Sklavenhändler ſeit Jahren nicht. Das Komplott beabſichtigte die Befriedigung eines längſt gährenden Haſſes. — Selbſt bei geſicherter Strafloſigkeit, ſollte der Aberglaube hier auch zum Vorwande dienen.

Nach Vollbringung aller Manöver auf dem Schiffe, waren die Gedanken der Leute und ihre Geſpräche auf den vor wenigen Stunden beendeten Kampf und deſſen Hauptveranlaſſung — Venus — gefallen. Man ſuchte das Mädchen und fand ſie nicht. Man zog Erkundigungen ein. Thomſon, der der Entführung der Negerin beigewohnt, erzählte, was er geſehen. — Hätte er die Folgen ſeiner Mittheilung ahnen können, würde er geſchwiegen haben!

Die Mannſchaft war vor eiferſüchtigem Zorn außer ſich. Sangkant's Erläuterungen gelang es leicht, zu beweiſen, daß Taitar's Perſönlichkeit den böſen Genius des Schiffes darſtellte, daß, — da er an allen erlebten Mühſeligkeiten, namentlich am jetzigen Sturm Schuld wäre, — man die Befugniß habe, ſich von ihm friedliche Erklärungen und ein Ultimatum zu ihrer Verwirklichung zu erzwingen. Ueberhaupt verdiene er Strafe, müſſe Buße thun, indem er der Matroſen heilige Rechte mit Füßen getreten und ihr Eigenthum geraubt habe.

Mochte auch Grivély laut ſeine Stimme dagegen erheben, er wurde nicht gehört und blieb allein mit ſeiner Meynung. Die Mehrzahl drang durch. Bis hier walteten noch friedliche Abſichten vor. Man wollte Taitar zu einer Abbitte oder ſonſtigen Genugthuung zwingen; noch hatte man keine grauſamen Pläne.

Leider blieb dem Supercargo nicht die Zeit, ſich anzukleiden. Er ſollte mit aufs Verdeck kommen wie er da ſtand, unbekleidet, am ganzen Leibe zitternd. Er ſträubte ſich und verſuchte zu kapituliren. Während der Zeit wurde Licht gebracht. Die natürliche Geſichtsform, die Körperfarbe, die Nägel des Schuldigen fielen auf. Man erkannte in ihm einen Mulatten. — Nun wußte man, warum er ſich beſtändig vermummte. Nun ſchämte man ſich allgemein, die Befehle eines verachteten Parias, eines Weſens unreinen gemiſchten Bluts, des Abſchaums der Menſchheit, ſo lange befolgt zu haben.

Aus ſeinem Bette wurde Taitar, an einem Stricke am Halſe,

Digitized by Google

herausgezogen und auf das Verdeck geſchleppt. Seine Klagen, Bitten, Verſprechungen halfen nicht. Hände und Füße wurden ihm gefeſſelt, ſchwere Geſchützkugeln an den Strick gebunden. Zwanzig rüſtige Fäuſte hoben ihn ſodann in die Höhe.

Nach dem Kommando 1, 2, 3 ſollte er aus den Armen ſeiner Henker in das Meer ſtürzen.

Eins! ruft Sanglant.

Man ſchaukelt die Luſt hin und her; — ein herzzerreißender Anblick!

Zwei!

Die Bewegung des Schaukelns wird lebhafter, heftiger.

Zum letzten derben Schwunge ſind alle Kräfte angeregt und bereit.

Der Befehl Drei erfolgt aber nicht.

Warum ſchweigt Sanglant?

Am Eingang der Pulverkammer iſt Thomſon mit der brennenden Lunte erſchienen. Dem Weſen und der Geberde nach, kann ſeine Abſicht nicht zu verkennen ſeyn. Sanglant, der ihn zur rechten Zeit noch erblickt, hat richtig errathen, daß die vorgenommene Hinrichtung vermuthlich Allen das Leben koſten würde. Thomſon's Entſchloſſenheit iſt wohlbekannt. Er droht nie umſonſt.

Sich mit Thomſon zu verſtändigen, laſſen Sanglant und die Matroſen vorläufig den Laitar in Statu quo. Bald kommt ein Vergleich zu Stande. Dem Verurtheilten wird die Todesſtrafe erlaſſen. Den Teufel und den Sturm zu beſänftigen, wird jedoch beſchloſſen, daß der entlarvte Mulatte, — dem von nun an keine Rechte mehr auf ächte weiße Männer zuſtehen können, — als Neger, zuſammen mit den Negern, das Ende des Orkans im unteren Raume abwarten ſoll.

Eiligſt werden Ketten gebracht. Eiligſt zwingt man des Negerzüchters dicken Hals in die eiſerne Halsbinde, ſeine Arme und Beine in die Schellen hinein.

Mit dem Schmucke, — den er ſo vielen ſeiner Halbbrüder aufgebürdet, — alſo belaſtet, wird er, ſeiner Korpulenz wegen nicht ohne Mühe, in die Abtheilung der wildeſten Bibi's eiligſt und gewaltſam hineingepreßt.

Noch ſuchte man vergeblich auf dem Schiffe nach Venus und Jupiter.

(Fortſetzung folgt.)

Die Königin von England.

Die „Grenzboten" ſchildern die Königin von England in der Uebung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter als eine ſo muſterhafte Frau, daß es zu wünſchen wäre, ſie würde in dieſer Beziehung von den übrigen Fürſtinnen Europa's und beſonders von den Frauen ihres eigenen Hauſes nachgeahmt. Leider aber bleibt ihr Beiſpiel gerade in ihrer nächſten Umgebung ohne Wirkung. Während ſie ſelbſt ſich jeden Morgen um ſieben Uhr erhebt, eine Stunde ſpazieren geht und dann vor neun Uhr ſchon frühſtückt, erwachen die Damen der faſhionablen Welt erſt, wenn die Sonne im Mittag ſteht und genießen ihr Frühſtück im Bette, oder doch unangekleidet in ihrem Boudair. Den ganzen Tag iſt die Königin ununterbrochen beſchäftigt. Außer mancherlei Staatsgeſchäften, denen ſie ſich widmen muß, leitet ſie auch die ganze Erziehung und Aufſicht ihrer Kinder durchaus ſelbſt, und weiß zu jeder Zeit und Stunde des Tages, wie und womit dieſe beſchäftigt ſind. Die älteſte Prinzeſſin, die jetzt faſt ſieben Jahre alt und das Ebenbild der Mutter iſt, wird jeden Morgen nach dem Frühſtück zu ihr gebracht, wo ſie dieſelbe ſelbſt im Engliſchen und in der Religion unterrichtet. Die Kleine iſt über alle Beſchreibung heftig. Die Königin iſt ſehr aufmerkſam auf dieſe Fehler und empfahl der Gouvernante, jedes Strafmittel anzuwenden, das ihr nützlich dünke, aber nie ihrem Eigenſinne nachzugeben. Die Kinder alle ſind auch überaus höflich und beſcheiden gegen die bei ihnen angeſtellten Perſonen, und ſo ſchwierig auch die Stellung im Punkte ſtrenger Pflichterfüllung und Aufmerkſamkeit auf den Dienſt iſt, ſo können doch Alle die Großmuth, Güte und Freundlichkeit der Königin nicht genug rühmen. Um zwei Uhr werden die drei älteſten Kinder zu der Königin geführt, um bei dieſer und unter ihrer Aufſicht das Mittagsmahl einzunehmen. Keine Dame des Hofes nimmt ſich zu ihren Mutterpflichten Zeit, ja die meiſten derſelben ſehen ihre Kinder nur dann und wann — bei Gelegenheit. Die älteſte Prinzeſſin ſpricht vollkommen gut deutſch und franzöſiſch, und hat jetzt bei der Mrs. Anderſon Muſikunterricht begonnen. Der Kronprinz, ein wunderſchöner Knabe und das Ebenbild ſeines Vaters, iſt ein geſundes, blühendes und ſehr gut geartetes Kind; er iſt fünf Jahre alt und ſoll eben jetzt einer deutſchen Gouvernante übergeben werden. Die Kinder müſſen täglich vier Stunden in der freien Luft ſeyn, reitend, gehend oder fahrend. Die Königin ſelbſt macht ſehr viel körperliche Bewegung. Zu Pferde iſt ſie nicht muthig und reitet nicht gern ohne ihren Stallmeiſter zur Seite. Hat ſie in ihren Morgenſtunden ein wenig Zeit übrig, ſo benutzt ſie dieſe, um mit Prinz Albert zu muſiciren. Sie hat eine angenehme, aber keine bedeutende Stimme. In den Abendzirkeln der Königin muß Alles ſtehen. Der Czaar Nikolaus ſoll geſagt haben: „Mais, mon Dieu! vous-êtes enormément deboutici" und hat darauf keinen Sitz für ſich ſelbſt annehmen wollen, ſo lange noch eine Dame geſtanden. Dieß hat die Königin genöthigt, während ſeiner Anweſenheit ein wenig in ihrer gewöhnlichen Hofetiquette nachzulaſſen und der Kaiſer hat auf dieſe Art alle Frauenherzen davon getragen. Beſſer wäre es freilich, wenn der ruſſiſche Kaiſer andere Feſſeln löſen würde, als die der Hofetiquette. In Warſchau wäre ſeine Güte beſſer an ihrem Platz als in London.

An die deutſchen Frauen

enthält das „Mannheimer Journal" folgenden Korreſpondenzartikel aus Elberfeld vom 25. April. Wir wenden uns mit der freundlichen Bitte an das ſchöne Geſchlecht, es zu entſchuldigen, wenn wir ſie in eine Abhandlung über handelspolitiſche Fragen hineinziehen.

Nur gar wenige von ihnen dürften wiſſen, daß das Inland dem Auslande alljährlich 21 ½ Millionen Thaler an Arbeitslohn und Veredelungskoſten blos auf die 4 Induſtrie-Artikel Baumwollen-, Leinen-, Seiden- und Wollen-Waaren, welche erſteres aus letzterem bezieht — alſo in zehn Jahren ſchon 215 Millionen Thaler zahlt. Um dieſen ungeheuren Betrag würde ſich das Nationalvermögen vergrößern, wenn die betreffenden Gegenſtände aus inländiſchen Fabriken bezogen würden, wodurch alljährlich ſechs hundert neun und achtzig tauſend ein hundert Inländer außer denjenigen, welche von dem Umlauf dieſes Mehr-Geldes Vortheil zögen, mehr ernährt werden können, als dies bei einem gewöhnlichen Geſchäftsgang der Fall iſt. Ein erträglicher Geſchäftsgang kann ohne weſentliche Abhülfe nicht wiederkehren und um ſo entſetzlicher wirkt die Theuerung auf die arbeitenden Klaſſen. Hundert Tauſende und abermals Hunderttauſende fallen der öffentlichen Mildthätigkeit anheim, während gar Viele aus einem nicht genug zu ehrenden, wenn auch noch ſo traurigen Schamgefühle, da ſie früher mit ihrer Hände Arbeit ihren Erwerb fanden, lieber im tiefſten Elend hungern und darben, als, wie ſie meynen, von der Gnade Anderer ihre Subſiſtenz zu friſten und ihre Entblößung zur Schau zu tragen. Das Einzige, warum ſie bitten, iſt Arbeit, nur Arbeit, wobei ſie von dem Geſichtspunkte ausgehen, daß wenn ſie als Staatsbürger ihre Obliegenheit bisher erfüllt haben, es ihnen auch nicht fehlen könne, mittelſt baldigen Erhalts von Arbeit, dazu ferner in den Stand geſetzt zu werden. Da nun gerade die Frauen es ſind, welche meiſtens im Kleinhandel die Einkäufe für den Hausbedarf machen, ſo iſt anzunehmen, daß ein großer Theil obiger 21 ½ Millionen Thaler von ihnen für ausländiſche Waaren verausgabt worden iſt, weshalb es uns vergönnt ſey, ſie darauf aufmerkſam zu machen, wie unendlich wichtig es für das vaterländiſche Gemeinwohl wäre, wenn ſie der leider! be-

Digitized by Google

ſtehenden Sucht, vorzugsweiſe fremde Gewebe zu tragen, wodurch rückwirkend der Händler gezwungen iſt, ſolche vorzugsweiſe aus dem Auslande zu beziehen, den Grundſatz entgegenſetzen wollten, ſo weit als ihr Intereſſe und ihr Geſchmack dadurch in keinerlei Weiſe beeinträchtigt wird, vorzugsweiſe inländiſche Waare zum Gegenſtand des Verbrauchs zu machen.

Friedrich Liſt als Verbannter.

Einem längern Aufſatze der „Allgemeinen Zeitung" entlehnen wir folgende Schilderung: Liſt ſaß als Staatsgefangener auf dem Hohenasperg; er durfte von dort nach Amerika ziehen. Schreiber dieſer Zeilen blätterte dieſer Tage in Liſt's hinterlaſſenen Papieren und Tagbuchfragmenten. Da fielen ihm einige Briefe in die Hände geſchrieben in jenen Tagen, als er dem Vaterlande Lebewohl ſagte: „Am 15. April, mit Tagesanbruch (heißt es in einem dieſer Briefe), zogen wir weiter, ſchwer bepackt hinten und vorn, wie Auswanderer ſind, und im Leichenſchritte, als fürchteten wir zu ſchnell die deutſche Gränze zu erreichen! Wir Eltern ſaßen in ſchwarzen Gedanken; heute Abend ſollten wir Deutſchland und Alles, Alles was uns lieb und theuer darin war, verlaſſen, vielleicht auf immer — hinausziehen an das Weltmeer, vielleicht eines unſerer Leben in den Wellen begraben, vielleicht wegſterben von ihnen mit dem herzzermalmenden Schmerz, ſie allein zu laſſen auf fremdem Strande. O Freund, fühlen Sie wohl, wie gern ich da im letzten deutſchen Dorf geblieben wäre! — ſo ſaßen wir da, jedes in ſeinen ſchweren Gedanken; keines wagte aufzublicken, aus Furcht, dem andern ſein Inneres zu verrathen. Da ſtimmten die Kinder das Lied an: „Auf, auf ihr Brüder und ſeyd ſtark . . . Wir ziehen über Land und Meer nach Nordamerika." Nun war es unmöglich, unſern Schmerz länger zu verhalten. Mein theures Weib war die erſte, die ſich faßte: Du haſt Dir nichts vorzuwerfen, Du haſt gehandelt wie ein Mann; wir ziehen nicht aus Muthwillen; vertrauen wir auf Gott, er hat es über uns verhängt, er wird uns beſchützen! Nun, Kinder, wollen wir mitſingen! . . . Es war einer der ſchönſten Frühlingsmorgen, die ich je geſehen; eben warf die Sonne ihre erſten Strahlen über die paradiſiſchen Gegenden der Pfalz. Der Anblick goß lindernden Balſam in unſer Herz, und bald ſangen wir mit fröhlicher Stimme alle Lieder, die wir von Schiller wußten, und zuletzt Uhlands ſcherzhaftes: „So muß ich nun die Stadt verlaſſen." Die Leute, die uns begegneten, mußten uns eher für die Familie eines zu hohen Würden gelangten Siegelmäßigen halten, als für vertriebene Auswanderer." So verließ Liſt die Heimath; der ſtarke, leidenſchaftliche Mann, weichen Herzens!

Wenn wir nicht irren, ſo beſorgt der Schreiber dieſes Aufſatzes auch die Sammlung und chronologiſche Zuſammenſtellung der ausgezeichneteren Arbeiten des Verſtorbenen von der Zeit ſeines erſten Auftretens in Stuttgart, Tübingen, Frankfurt ꝛc., dann ſeines thätigen Wanderlebens in der Schweiz, den Vereinigten Staaten, Frankreich, England, Belgien, bis zu den Tagen, in denen (während ſeines jüngſten Aufenthalts in London) einige größere Denkſchriften die letzten Zeugniſſe eines Strebens waren, das wir kein vergebliches nennen wollen, wenn auch wahr iſt, was ein auf Liſts letzte Augenblicke Bezug habendes Gedicht in den letzten Strophen ſagt:

Ach, was half es! Aus dem Kampfe,
Ging er ſiegend nicht hervor,
Ruht er auch auf ſeinem Schilde
Unter Deutſchlands Rieſenthor!
Ja, dort iſt er hingeſunken
Wie ein Hüter vor dem Haus,
An dem Buſen deutſcher Alpen
Strömt ſein letztes Herzblut aus.

Sehet, ſehet, wie geſchäftig
Man dem Todten Blumen ſtreut,
Wie man nun der kalten Stirne
Trauernd einen Lorbeer beut!
Das war ſtets das Loos des Großen,
Das war ſtets des Schönen Loos:
Fremd, verlaſſen auf der Erde,
Und bewundert unterm Moos!

Der Schiffbruch der „Tweed."

Ueber die furchtbare Kataſtrophe dieſes Steamers, — nun ſchon des vierten, welchen die engliſch-weſtindiſche Kompagnie durch Seeunglück verliert — bringt die „Weſer Zeitung" nähere Details. Das Schiff verließ Havannah mit einer friſchen ſüdlichen Briefe, die etwa zehn Stunden anhielt, am Abend des 9. Februar, um nach Veracruz zu gehen. Bald nachher wurde die Luft dick, und um Mitternacht ſprang der Wind plötzlich um; am 10. blies ein ſteifer „Norder," bei dicker Luft, ſo daß keine Obſervationen gemacht werden konnten. Um 3½ Uhr Morgens am 12. rief die Wache auf dem Vorderkaſtel plötzlich „Brandung vorn!" Das Schiff arbeitete vorwärts und ſtieß auf. Die Maſchinen machten eine oder zwei Umſchwingungen, und brachten die „Tweed" auf einige Sekunden vom Riffe ab; dann aber ſtieß ſie wieder mit einem ſolchen furchtbaren Pralle auf, daß der Cylinder der einen Maſchine bedeutend in die Höhe getrieben wurde, wodurch natürlich beide Maſchinen unbrauchbar wurden. Dieß war für Alle an Bord ein furchtbarer Augenblick. Der Ruf „alle Mann auf Deck!" ertönte, und ward im Nu gehorcht. In demſelben Augenblicke ſtieß ſie abermals mit unbeſchreiblicher Heftigkeit auf, und zugleich ſah man, faſt wahnſinnig vor Schrecken, die halbnackten Paſſagiere aus den Kajüten hervorſtürzen. Die arme „Tweed" fuhr fort in rapider Wiederholung aufzuſtoßen und rollte heftig. In dieſem furchtbaren Zuſtande blieb ſie eine halbe Stunde, während mittlerweile eine Menge Paſſagiere und Schiffleute über Bord in die gähnenden Wellen geworfen wurden. Es ward jetzt befohlen, die Maſte zu kappen, und es gelang, auch die Wanten wegzuhauen. Da machte ſie eine heftige Seitenbewegung, der Schornſtein ging überſeit, und wenige Augenblicke nachher waren Viele in der Ewigkeit. Jetzt gelang es vielen der Ueberlebenden, die Backbordſeite des Schiffes zu erreichen und die beiden Backbordkutter waren im Augenblicke gedrängt voll von Paſſagieren. Sie wurden niedergelaſſen, aber faſt augenblicklich umgeſchlagen. Nur Einigen gelang es, am Schiffe wieder heraufzuklettern. Mitten in dieſem Getümmel ſchlug die See an die Schiffsglocke, welche zu läuten begann, — das Grabgeläute für ſo viele Unglückliche. Nach einer halben Stunde borſt das Schiff in zwei Theile, und nun ſuchte ſich jeder auf Spieren und Planken auf das Riff zu retten. Als die Sonne aufging, war nichts zu ſehen als der unermeßliche Ozean, aber die Geretteten ließen durch dieſen troſtloſen Anblick ſich nicht abhalten, ſich zu einem gemeinſamen, ergreifenden Dankgebete zu vereinigen. Sie ſchickten den Kapitain mit elf Mann in dem Poſtboote, welches wenig beſchädigt war, nach Campeche ab, und ſchlugen für ſich aus den herumſchwimmenden Planken und Ballen einen Floß zuſammen; denn ſie wußten nicht, ob die See nicht zur Fluthzeit das Riff bedecken und Alle verſchlingen würde. Von der „Tweed" war nichts mehr zu ſehen als ein Räderkaſten, auf welchem ſich einige Paſſagiere zuſammengedrängt hatten, deren Zahl aber ſehr raſch wegſchmolz. Die Geretteten verharrten vier Tage in peinlicher Ungewißheit, halbnakt unter freiem Himmel, mit kärglichen Mundvorräthen und ohne Waſſer, dann und wann nur ihren Durſt mit etwas gerettetem Wein löſchend. Sie waren ſchon entſchloſſen, ſich mit ihrem Floſſe auf die See hinauszuwagen, um wo möglich nach der Küſte zu treiben, als am vierten Tage zur unausſprechlichen Freude Aller, ein Segel am Horizont entdeckt wurde. Unwillkührlich fielen alle auf die Kniee, um Gott für dieſe zweite Rettung zu danken. Das Segel war die Brigg „Emilie," welche nicht ohne eigene Gefahr

Digitized by Google

die Ueberlebenden an Bord nahm und nach Schickſal brachte. — Drei Damen waren an Bord, die alle ertranken; man hörte ſie mehrere Male im Salon kreiſchen, aber ſie kamen nicht auf's Verdeck.

Prompte Juſtiz.

Am 22. April wurde zu Köln wieder einmal Gelegenheit geboten, den raſchen Gang und die Entſchiedenheit des öffentlichen Gerichtsverfahrens kennen zu lernen. Es ereignete ſich nemlich, daß in dem Sitzungsſaale des gerade verſammelten Aſſiſenhofes ein unter den Zuhörern befindliches Individuum einem Soldaten die Geldbörſe, in welcher ſich 5 Thlr. 20 Sgr. befanden, aus der Rocktaſche zu ziehen verſuchte. Der Militär hielt indeſſen den Dieb an der Hand feſt, und derſelbe wurde zur Stelle zur Haft genommen. Der anweſende Staats-Prokurator trug nun bei dem Aſſiſenhofe darauf an, daß derſelbe ſich als Zuchtpolizeikammer konſtituire und ſofort über das unter ſeinen Augen begangene Verbrechen aburtheile. Der Hof ging hierauf ein, die Zeugen wurden auf der Stelle vernommen, und die Staatsbehörde ſtellte den Antrag, da das beabſichtigte Vergehen erwieſen ſey, den Angeklagten zu 5 Jahren Zwangsarbeit und Verluſt der National-kokarde zu verurtheilen und unter 10jährige Polizeiaufſicht zu ſtellen, auf welchen Antrag der Gerichtshof in allen ſeinen Theilen einging. Der Verbrecher iſt ſchon früher einmal wegen Diebſtahls zu 5 Jahren und ein andermal zu einem Jahre und 6 Monaten Gefängniß verurtheilt geweſen.

Pot-Pourri.

Ein merkwürdiges Zuſammentreffen.

Als Ludwig XVIII. im Jahre 1793 aus Deutſchland durch die Schweiz im tiefſten Incognito nach Turin reiſte, fand er in einem Wirthshauſe, wo er übernachten wollte, zwei franzöſiſche Offiziere vom republikaniſchen Herre. Er ließ ſich mit dem einen in ein Geſpräch ein und als er dabei äußerte, daß er jetzt auf Reiſen und von Geburt ein Engländer ſey, auch hoffe einſtmals wieder nach Frankreich zu kommen, ſo erwiederte ihm der junge Offizier mit feſter Stimme: „So lange ich lebe, werden ſie das nicht wieder betreten. Ich weiß wer Sie ſind, — das Vaterland geht über Alles. — indeſſen, mein Herr, ich rathe Ihnen hier nicht zu übernachten!“ Ludwig befolgte dieſen Wink des Edelmuthes und der ihn gab, war der nachherige König von Neapel, Joachim Murat.

Die häufigen Theaterbrände

letzter Zeit haben die Behauptung hervorgerufen, daß im Durchſchnitte jedes Theater binnen dreißig und einigen Jahren abbrenne; ich will die Richtigkeit derſelben hingehen laſſen, und nur die Theaterbrände der letzten Decennien aufführen:

1765 den 6. April der Opernſaal zu Paris, und
1781 brannte derſelbe zum zweiten Male ab.
1817 29. Juli das Schauſpielhaus in Berlin,
1820 6. Januar das Schauſpielhaus zu Birmingham,
1820 2. April Theatergebäude zu Philadelphia;
1823 14. Januar das Münchner Hoftheater,
1823 14. Dezember ſtänd. Theater zu Grätz,
1824 30. September Schauſpielhaus zu Eſte (Venet.)
1825 14. März Schauſpielhaus in Petersburg,
1825 22. März Schauſpielhaus in Weimar,
1826 19. Februar Schauſpielhaus zu Bukareſt,
1826 14. März der Cirque olympique zu Paris,
1838 15. Januar das große Opernhaus zu Paris,
1843 18. Auguſt das königliche Opernhaus in Berlin,
1846 25. April das, mit 300,000 Fr. verſicherte, groß. Schauſpielhaus zu Avignon,
1847 2. Februar das ſtändiſche Theater zu Peſth,
1847 28. Februar das Hoftheater zu Karlsruhe.

Die Flucht eines obern Kriegscaſſen-Beamten

von Hannover bildet ſeit acht Tagen das Tagesgeſpräch. Dieſer Mann, ein Greis von 68 Jahren, früher mit den beſten Cirkeln der Hauptſtadt, als langjähriger Theaterſecretär auch mit der ganzen deutſchen Künſtlerwelt in Verbindung, war ſeit mehreren Jahren vom Publikum mit mißtrauiſchen Blicken angeſehen; dennoch blieb er im Beſitz des Vertrauens und der vollen Gunſt ſeiner Obern; auch ſein Staatsamt behielt er, nachdem er in Folge des ſeiner Zeit vielbeſprochenen und noch immer nicht aufgedeckten Theatercaſſen-Diebſtahls ſeine Stelle als Theater-Rechnungsführer ſchon niedergelegt und die Gerichte ein Concursverfahren gegen ihn eingeleitet hatten. Weitläufige Bauunternehmungen ſcheinen den Grund zur Zerrüttung ſeiner Vermögensumſtände gelegt zu haben. Am Sonnabend vor Oſtern reiſte er, ziemlich öffentlich, auf der Eiſenbahn nach Hamburg ab. Am Sonntag entdeckte man ſchon den Caſſendefekt, deſſen Umfang noch nicht ermittelt, wahrſcheinlich aber ſehr bedeutend iſt. Sofort ſandte der Kriegsminiſter zwei jüngere Beamten zur Verfolgung des Flüchtlings auf Bremen und Hamburg aus. In letzterer Stadt befand er ſich noch, als ſeine Verfolger ſchon eintrafen, erhielt wahrſcheinlich einen Wink, und eilte nun, ſeine Familie zurücklaſſend, nach Blankeneſe; aber die Behörden hatten durch Telegraph bis Glückſtadt den Flüchtling angezeigt, der in Blankeneſe, in Folge dieſer Benachrichtigung, einem Fährmann vergeblich eine bedeutende Summe bot, wenn er ihn an das nächſte Dampfſchiff bringen wollte. Auch keine Hülfe, um zu Lande zu entkommen, konnte er erkaufen. Da ſah er, daß er verrathen war, flüchtete landeinwärts in die Haide, in der er die ganze Nacht verbrachte und nach Tagesanbruch entdeckt und verhaftet wurde. Er bat die Gend'armen, denen er ſich ergeben, menſchlich zu ſeyn und ihm nach 24 Stunden des Hungers und der Kälte eine Stunde Ruhe zu gönnen, dann wolle er ihnen folgen. Seiner Bitte wurde willfahrt. Er entkleidete ſich in Anweſenheit der beiden Gend'armen gänzlich und legte ſich zu Bett. Nach einer Weile ſahen ſeine Hüter, daß er tödtlich erblaſſe: mit einem Dolch, den er auf dieſen Fall verborgen gehalten haben muß, hatte er ſich unter der Bettdecke das Herz durchſtoßen und war, ohne einen Laut von ſich zu geben, verſchieden. Etwa 6000 Thaler in Obligationen und Baarem fand man bei ihm vor. Als einen Beitrag zur Tagesſittengeſchichte erzählen wir dieſen Vorfall, der wahrſcheinlich noch zu unerwarteten Aufklärungen führen wird.

Engliſcher Gleichmuth.

In der Schlacht bei Vittoria ſah ich, erzählt Patterſon, ein Beiſpiel von Kaltblütigkeit, das mir mittheilenswerth ſcheint. „Einer unſerer Hauptleute, ein tapferer Schotte, bekam einen Schuß in den Arm, welcher den Knochen zerſchmetterte. Unbekümmert um die Wunde und das in Strömen fließende Blut ſah er kummervoll auf die Zerſtörung ſeines Rocks, der ihm ſchon ſo lange gedient hatte, und nachdem er die Lücke mit größerem Schrecken betrachtet hatte, als er je die Breſche von Badajoz oder ſonſt einer zu ſtürmenden Feſtung angeſehen, rief er mit einer Donnerſtimme gegen die Franzoſen hinüber: Hol' der Teufel die Schlingel, ſie haben mir meinen Rock verdorben!“

Rouſſeau's weibliche Taxnote.

Dem berühmten Philoſophen wurde einſt die Frage aufgeworfen, wie viele und welche Eigenſchaften ein Mädchen beſitzen müſſe, um einen Mann glücklich zu machen. Schnell entwarf er folgende weibliche Taxnote: Schönheit 0, Wirthſchaftlichkeit 0, Geiſtesbildung 0, Geld 0, Herzensgüte 1. — Hätte z. B. ein Mädchen nichts als ein gutes Herz, ſo würde ſie 1 gelten. Hätte ſie Schönheit oder Geld dazu, ſo wäre ſie 10 werth, und vereinte ſie mehrere dieſer Eigenſchaften, ſo könnte ſie in der idealen Schätzung auf 100 und 1000, oder wenn Alles zuſammenträfe, 10,000 ſteigen. Aber alle Eigenſchaften ohne die Güte des Herzens wären doch nur eine Reihe Nullen. So war die Anſicht zu Rouſſeau's Zeiten; in unſerer aufgeklärten Epoche finden wir die Tabelle ziemlich modificirt, und das Geld zu 1, alles Uebrige zu 0 angeſchlagen.

Digitized by Google

Nro. 35.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung
Den 1. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Mai. — Der Sklavenhandel in Afrika. — Die ſpaniſche Camarilla. — Einiges aus Saphir's letztem Vortrag in München. — Pot-Pourri. — Buntes.

Der Mai.

Treu — froh und frei.

Fern und nah, herbei, herbei!
Grüßt ihn froh den ſchönen Mai!
Grüßt den Freund heut, den ihr ſchaut,
Grüßt die Maid als Frühlingsbraut.
Grüßet alle heut als Brüder,
Grüßet ſie durch frohe Lieder,
Knüpft der Freundſchaft Band
Treu im Schwabenland.

Schnell verrauſcht die ſchöne Zeit,
Schnell entflieht die holde Maid.
Glücklich jeder, der genießt,
Heut gejubelt, heut geküßt!
Schwingt die Reihen auf und nieder,
Mai wird es ſobald nicht wieder,
Jubelt Hand in Hand
Froh im Schwabenland.

Auf die Hand zum Schwur
In der freien Mai-Natur!
Unſerm Freunde Hab und Gut,
Unſerm **König** unſer Blut;
Vaterland Dir unſ're Glieder!
Kämpfen wie die Feinde nieder,
Schützend Thron und Land,
Frei im Schwabenland.

Vorſtehendes Lied wurde bei der Feier des Maifeſtes im vorigen Jahre auf Schloß Landstroſt, Beſitzthum des Herrn Reichsraths Freiherrn v. Freyberg Eiſenberg, abgeſungen. Eine weitere Beſchreibung jener Feier kam uns leider zu ſpät zu.

Der Sklavenhandel in Afrika.

(Fortſetzung.)

Die durch den zuletzt geſchilderten Vorfall herbeigeführte Anweſenheit eines beträchtlichen Theils der Mannſchaft im untern Schiffsraume veranlaßte eine Beſichtigung der daſelbſt befindlichen Ladung.

Um die höchſt nöthige Hülfe auf dem Verdecke zu leiſten, hatten ſeit Beginn des Orkanes die Wächter dieſen Raum verlaſſen. Ein einziger Matroſe war unten geblieben. Ohne Beiſtand wagte er aber nicht, ſich den Schwarzen zu nähern; er ließ ſie demnach ohne Nahrung und nahm, um ihre Klagen nicht weiter zu hören, zur Flaſche ſeine Zuflucht. Drei volle Tage hatte er auf dieſe Weiſe, vor der Einführung des Supercargo, zugebracht.

Man entdeckte nun, daß viele Schwarze vor Hunger geſtorben waren, andere, in Folge der ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel zum Selbſtmorde, ſich getödtet hatten.

Obwol die Negerhändler die Meynung theilten, daß ihnen ſelbſt der ſchrecklichſte Todeskampf nächſtens bevorſtand, ſo wurde doch durch den Anblick des erlittenen Verluſtes der Speculationsgeiſt in ihrer Seele rege. Sie beſchloſſen der Ladung, für welche ſie eigentlich alle ihre Mühſeligkeiten litten, bis zuletzt ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Thomſon, der, bei ſeiner langjährigen Erfahrung zur See und bei ſeinem geſunden Menſchenverſtande, die Hoffnung nie aufgab, zeigte ſich zu dem Ende beſonders thätig. Er ließ ſogleich die Leichen über Bord werfen, die Schiffsluken, ſo viel es nur anging, zur Reinigung der Luft öffnen, geſunde und hinreichende Lebensmittel vertheilen. Von nun an wollte er ſelbſt, mit einigen Männern, die er dazu beredet hatte, unten bleiben.

Taitar's Lage war indeſſen keineswegs eine bequeme. Seine Nachbarn wurden ihm bald viel unangenehmer, als die Laſt ſeiner Ketten, als die gezwängte Lage.

Er befand ſich zwiſchen zwei großen, mächtigen Bibi's, deren tiefliegende, weißglänzende Augen beſtändig und bewegungslos auf ihn gerichtet waren. Nur die Zuckungen ihres Mundes, wenn ſie dem neuen Gefährten zweiunddreißig ungeheure ſcharfe Zähne zeigten, belebten von Zeit zu Zeit ihr Geſicht. Die Vermuthung des Supercargo, der Gegenſtand ihrer beſondern Aufmerkſamkeit zu ſeyn, war allerdings gegründet. — Ihren Hauptfeind hatten die Neger erkannt. Sie jubelten darüber, daß, nachdem er lange an dem Glücke und dem Leben der Schwarzen freventlich ſich vergangen, der gerechte Wille der Gottheit ihn endlich unter die Schwarzen zur Erduldung einer gerechten Strafe gebracht. Deßhalb kamen ſie darauf, ein Beſtrafungsprojekt zu entwerfen. Dieſes betraf aber nicht allein das verhaßte Individuum in ihrer Mitte, ſondern gewiſſermaßen auch ſämmtliche Bewohner des Schiffes.

Seit Taitar's Einkerkerung waren Venus und Jupiter — wie man weiß, — nicht aufzufinden. Nachdem man vergeblich geſucht hatte, nahm man an, Beide wären entweder freiwillig, — wie mehrere Negerweiber und Kinder es ſchon gethan, — in's Waſſer geſprungen, oder eine Welle hätte ſie unvermerkt vom Verdeck in's Meer geſpült. — Dies war der Fall nicht.

Digitized by Google

Jupiter hielt ſich im unteren Schiffsraume auf. Dem ihm gewogenen Bootsmann hatte es nöthig geſchienen, ihn dort zu verſtecken.

Der Venus, — die ſich bei Taltar befand, als die erzürnte Mannſchaft den Mulatten zur Rechenſchaft zog, — war es während der Verwirrung des Streites gelungen, den Matroſen zu entſchlüpfen. Das Gefühl der Selbſterhaltung führte ſie ebenfalls nach jenem Raume. Sie wußte, daß ſie ſich dort im Dunkeln würde verbergen können. Bei einem todten Schwarzen nahm ſie deshalb vorläufig ihren Platz ein.

In dieſer traurigen Geſellſchaft entdeckte ſie kurz darauf Jupiter. Vertrauensvoll zeigte er Thomſon ſeinen Fund an. Der Alte verſprach Schutz und Sicherheit. Er räumte den beiden Kindern eine Stelle ein, wo er hoffte, daß die anderen Wächter ſie nicht ſuchen würden, und erlaubte ihnen, wann dieſe nicht zugegen wären, frei herumzugehen.

Gerade benutzte Jupiter zum erſtenmale dieſe Erlaubniß, als er, beim Vorbeiſtreifen an der Neger-Abtheilung, wo der Supercargo ſaß, eine Stimme vernahm, die den Namen, den er in der Wüſte geführt, leiſe rief.

Er ſtand ſtill und horchte.

„Erkennſt Du mich nicht, Salech (kleiner Wolf)? ich bin der Bruder deiner Mutter.“

„Anedun (gefräßiger Schakal)! du hier?“ — erwiderte das Kind. — „Ich glaubte, du wäreſt auf der Küſte geblieben, mit denjenigen Brüdern, die nicht hier angelangt ſind.“

„Dies Glück wurde mir nicht zu Theil. Aber, falls du nur willſt, können wir ſie alle baldigſt wiederſehen.“

„Wie, Bruder? Was ſoll ich thun? Laß hören!“

„Klein biſt du, doch mächtig iſt deine Hand, ſage ich dir. Sieh' dies Meſſer, das der Weiße, der am Eingange ſchlief, während ſeiner Trunkenheit zwiſchen dieſe beiden Balken hat fallen laſſen. Es iſt, weil Gott es ſo will, bis jetzt den Späher-Augen der anderen Wächter entgangen. Nimm es. Mit dem Meſſer wirſt du einem Jeden von uns ein erwünſchter Gaſt ſeyn. Jeder wird die Gurgel freudig dir hinhalten und ohne Seufzer ſeine Seele aushauchen. Wenn du mit uns fertig biſt, denke an dich. Die Hand, die uns befreit, wird nicht zittern, dich ſelbſt zu befreien.“

„Aber, Bruder, wie kann ich dieſe That ausführen? Der alte Mann, der über uns wacht, kommt beſtändig hier vorbei. Auch erfordert die Aufgabe, die du mir auferlegſt, Kräfte, die ich nicht habe, zumal mir die Zeit fehlen würde.“

„Darum ſollſt du nicht ſogleich anfangen; du ſollſt eine paſſende Zeit abwarten. Wenn du mir in Allem folgſt, wirſt du auch ſo viel nicht zu thun haben, als du glaubſt.“

„Sprich, Anedun.“

„Die Abweſenheit der meiſten unſerer mitgefangenen Brüder iſt für dich, wie für mich, ein Beweis, daß ihr Vorhaben, welches für uns Alle gelten ſollte, wenigſtens für ſie gelungen iſt. Sie ſind nicht mehr. Das allgemeine Prinzip der Reinigung, das Feuer, hat ihre Seelen nach den höheren Regionen befördert. Andere unter uns ſind ihnen von hier aus auf anderem Wege nachgekommen. Wir bleiben, — wir, — die Unglückſeligen, wenn wir das fremde Land betreten; die Glückſeligſten Aller aber, wenn, nachdem wir geharrt und geduldet, wir uns deßhalb erſt ſpäter zu den Auserkorenen geſellen, weil wir uns vorher den Hochgenuß der Rache haben bereiten wollen.“

„Ich verſtehe dich nicht, Bruder.“

„Höre weiter. Kennſt du keinen Ort des Schiffes, den Niemand bei Nacht bewohnt, den Niemand beſucht; wohin du dich in aller Stille ſchleichen und wo du eine Zeitlang ungeſtört Abends bleiben könnteſt?“

„Vielleicht kenne ich in der That einen ſolchen Ort, — die Wohnung des Weißen, der nun bei dir liegt.“

„Wohl, ſo nahe dich mir. Da ich weder Arme noch Hände bewegen kann, ſo ſtecke deine Finger in meinen Mund und ziehe daraus das Rothholz, das ich darin verborgen halte.“

„Was ſoll ich damit, Anedun?“

„Du kennſt Schlaktar (giftige Schlange), meinen Nachbar, der eben geſtorben iſt. Sperre ihm die Zähne aus einander und ziehe auch ihm aus dem Munde ein Stück Gelbholz, das ſich vorfinden wird.“

„Was dann?“

„Dann? Du verſtehſt nicht? O, Salech! wo iſt der Geiſt deines von den Zanſibaren ermordeten Vaters hin? — Bis die Nacht anbricht, bemühſt du dich, beide Stücke gehörig zu trocknen; begibſt dich dann nach des Weißen einſamer Wohnung. Wenn du ſicher biſt, daß Niemand dich geſehen, — fängſt du an, das Rothholz mit dem Gelbholz im Kreiſe, erſt langſam, dann ſchneller und ſchneller zu reiben, bis Funken ſpringen, die Flamme hell auflodert. Dann bringſt du flink das Feur an leicht entzündbare Sachen und kömmſt eiligſt hierher. Erſt wenn der Feuerruf unſere Wache entfernt haben wird, ſoll dein Meſſer, gelingt es den Weißen, ſich zu retten, wenigſtens uns dienen. Aber ehe wir deine Hülfe empfangen, wirſt du vorher ſchon dem Gott deiner Väter ein angenehmes Opfer dargeboten haben.“

„Welches Opfer, Anedun?“

„Iſt es nicht unſere Pflicht, bevor wir die große Reiſe antreten und um dort oben willkommen zu ſeyn, dieſen Mulatten, dieſen Verfolger unſeres Stammes, den man uns zugeſellt, als Schlachtopfer für unſere Lieben, nach dem Reiche der ewigen Beſtrafung zu ſchaffen? Anfänglich wollten wir ihn erdrücken. Wir überlegten aber, daß er durch ſein Stöhnen unſere Abſicht auf ihn, wie auch die ferneren Pläne, die du nun kennſt, vereiteln möchte. Daher beſchloſſen wir, daß du an ihm mit dem Meſſer den erſten Verſuch deiner Geſchicklichkeit machen ſolleſt. — Sieh', Kind, zu welchen herrlichen Dingen du durch den Ewigfurchtbaren, den großen Ariman, beſtimmt biſt!“

„Verlange Alles von mir, nur nicht dieſes, Anedun. Der Mann iſt meiner Venus Retter und Beſchützer. Er leidet, weil er ſie ihren Feinden entzogen. Ihm bin ich Dankbarkeit und Treue ſchuldig. Nie wird meine Hand ſich gegen ihn erheben.“

„O Salech, Salech! du vergißt die Pflicht gegen dein Vaterland, die Wüſte; du vergißt, was du Ariman und deinen Brüdern ſchuldig biſt! — Verflucht ſey Venus, die ich nicht kenne! Verflucht ſeyſt du ſelbſt, der du nicht gehorchen willſt! — Bleibſt du dabei, Salech, — ſo wird ein Tag kommen, wo du nicht wie ein wackerer Bidi fröhlich von dem Fleiſche deines Feindes ſpeiſen wirſt, ſondern wo du dein eigenes Kind, das Kind deines Weibes, mit Bewußtſeyn traurig wirſt verzehren müſſen. Eine Zeit wird kommen, Salech, wo du dein Blut nicht mehr mit eigner Hand und zur Befreiung deines Geiſtes wirſt vergießen können; wo dies Blut aber, im Lande der Sklaverei, durch deinen eigenen Herrn ſtromweiſe, zur ewigen Verdammung deines Körpers und deiner Seele, wird vergoſſen werden!“

Jupiter verſtummte ſchaudernd und entfernte ſich. Ehe er nachgab, wollte er noch Venus ſehen und darüber ſprechen.

* * *

Inzwiſchen bedrohte ein anderer Feind den „Satan.“

Der Sturm wüthete ſeit einer Woche mit zunehmender Gewalt. Während auf der See ein paar Stunden zur Ausbildung eines Orkans genügen, iſt ein Mondwechſel erforderlich, das gewaltige Prinzip des Aufruhrs und der Umwälzung wieder zu beſänftigen.

Die Fregatte und der Negerhändler waren ſehr nahe an einander. Bei den hohen und unruhigen Wellen verloren ſich zwar die Schiffe beſtändig aus den Augen. Stand aber das eine auf der Spitze eines Waſſerhügels und das andere in der Tiefe daneben, ſo konnten ſie ſich genau betrachten und die Wahrſcheinlichkeit eines beiden gefährlichen Aneinanderſtoßens leicht einſehen.

Das königliche Schiff hatte ſeine Maſten verloren. Sich flott

Digitized by Google

zu erhalten, war es gezwungen worden, ſein Geſchütz über Bord zu werfen. Ein Wellenſchlag hatte das Ruderwerk fartgeriſſen.

Der „Satan" war weniger beſchädigt. Die Maſten mit dem Tauwerk ſtanden. Das Steuerruder war unverſehrt. Beim Mangel an Segeln jedoch war es unmöglich, mit demſelben zu lenken.

Der Negerhändler kannte ſich demnach keineswegs für den gegenwärtigen Moment glücklicher preiſen, als ſein Leidensgefährte, der, wenngleich ahne Geſchütz, vielleicht gefährlicher war als je. Von Sekunde zu Sekunde drohte das launenhafte Meer, den „Satan" durch die Fregatte, die Fregatte durch den „Satan" zu zerſchmettern.

In einer ſalchen Lage kam es ſehr darauf an, ſich Abhülfe zu ſchaffen. Mit Hintanſetzung aller Menſchlichkeitspflichten ſuchte der „Satan" um jeden Preis das zu ſeinem Untergange beſtimmte Inſtrument — die Fregatte — vor Ankunft der verderblichen Entſcheidung zu vernichten.

Hätten die Königlichen noch Vertheidigungsmittel beſeſſen, ſa würden ſie dem Beiſpiele Grivély's gewiß gefalgt ſeyn. —

Lange bemühte ſich der Capitain umſonſt, durch ſchnell auf einander folgende Kananenſchüſſe das feindliche Fahrzeug zu durchbohren, Waſſer in deſſen Rumpf eindringen zu laſſen und es alſa der Verſenkung preiszugeben. Die Fregatte hielt ſich. Die Entfernung zwiſchen beiden Schiffen wurde geringer und geringer. Es nahte das ſchreckliche Ende. Noch ein Staß der Wellen, und Alles war verlaren.

Auf dem Gipfel eines Waſſerberges verweilte endlich die Fregatte, zwangsweiſe dort ſtill gehalten, bis ein anderer Waſſerberg, der den „Satan" trug, auf den erſten bedächtig laskam, um ſich ihm eng anzuſchmiegen. Gefährlicher Kuß der Wellen! Gehäſſiger Abſchiedskuß der Schiffe var dem Abgrunde, vor der unvermeidlichen Zerſtörung!

Mit Hülfe ſeiner vallen Seiten-Batterie, deren Effekt, in der äußerſten Kriſis, Grivély gehörig und glücklich berechnete, entwich der „Satan" der tödtlichen Umarmung.

Die Fregatte aber war nicht mehr.

(Fartſetzung folgt.)

Die ſpaniſche Camarilla.

Miniſterwechſel haben in Spanien bekanntlich nicht immer viel auf ſich. Die Königin Iſabella hat neulich auch ein Miniſterium entlaſſen und ein anderes einberufen; eine wirkliche Bedeutung erhält dieſer Schritt aber erſt dadurch, daß ſie nachträglich nach ihre geſammte Camarilla fortgejagt hat. Das iſt ein Ereigniß, welches für Spanien eben ſa wichtig werden kann, wie der Sturz des Miniſteriums in München. So lange die Königin in den Händen dieſer Kreaturen ihrer Mutter und deren Familie war, kannte ſich kein Miniſterium ſicher fühlen; die beſten Abſichten wurden durch dieſe Leute hintertrieben, da ſie die eigentlichen Regenten Spaniens waren. Jetzt wird es vielleicht beſſer. Obgleich Chriſtine und Munoz ſeit etwa einem Monat Spanien verlaſſen haben, ſo glaubten ſich ihre Stellvertreter noch vollkommen ſicher; der Schlag traf ſie ganz unerwartet. Ein Madrider Karreſpondent der „Times" gibt eine ſehr drollige Schilderung der Wirkungen des königlichen Entlaſſungsbefehls, die hier eine Stelle finden mäge. — Nichts wie Heulen und Zähneklappern im königlichen Pallaſt! **La Chouette**, das Käuzchen, — wie die Marquiſin von Santa Cruz von ihren Bekannten zuweilen genannt wird, abgleich Niemand weiß warum, iſt in der tiefſten Zerknirſchung. Egana wird vam untröſtlichſten Kummer niedergedrückt. Eine Art van Maſter of the Harſe (Oberſtallmeiſter), der **caballerzio major**, der den furchtbaren Namen „Hochgipfel" oder Cumbres Altas führt, iſt wüthend var Verzweiflung. Sie alle ſind faſt mit Fußtritten aus dem Pallaſt gejagt. Wie es bei ordentlichen Herrſchaften üblich, wenn ſie Diener los ſeyn wallen, deren Treue mehe als verdächtig iſt, ſo hatte auch dieſes würdige Trio die Weiſung erhalten, zuſammenzupacken und ſich zu trollen, damit für Beſſere Raum würde. Der Marquiſin, die vielleicht die Ahnung eines drahenden Unglücks haben mochte, war es doch gar nicht in den Sinn gekommen, daß Iſabelle Muth genug haben könnte, eine Perſon zu entlaſſen, die ſich durch Gleichheit des Geſchmacks und der Sitten ihrer Mutter ſo werth und theuer gemacht hatte. Sie war ganz betäubt, als ihr die Thür gewieſen wurde. Sie ſchürzte ihr Kleid auf und eilte die Treppe hinab in die untern Regianen, um dem Radin des k. Hofſtaats, Hrn. Egana, die Unglücksmähre zu bringen und ſich Raths zu erhalen. Ach! Rodin hatte eine gleiche Batſchaft erhalten, und war eben im Begriff, die dunkle Treppe hinaufzuſtürzen, um ſeinen Schmerz in dem Buſen ſeiner treuen Freundin auszuſchütten. Auf dem halben Wege trafen ſie zuſammen. Ich bin verlaren," ſchrie die Marquiſin. „Ich auch!" heulte Egana. „Nach allen meinen Dienſten ſalche Behandlung! Nach meinen Thaten im Kangreß und nachdem ich Mon und Vidal hineingebracht habe, ſo in die weite Welt geſtoßen zu werden, wie ein Kain! Oh! ah! es wird damit nicht enden — es wird damit nicht enden." „Wo iſt Cumbres Altas?" „Wa anders, als im Stall?" Beide ſchlichen nach dem Stall. Dart ſahen ſie den würdigen Beamten eben das letzte herzbrechende Lebewohl vonden königlichen Roſſen nehmen. „Sie auch!" ſchrie die Marquiſin. „Ja!" wieherte der ehemalige Graf „Fauſtinsgeſicht" (Punaoſtra), jetzt Marquis von Hochgipfel (Cumbres Altas). Der Schmerz uberwältigte das unglückliche Dreiblatt: es war ſa groß, daß ſelbſt die Umſtehenden zu Thränen gerührt wurden. „Wir wallen es uns nicht gefallen laſſen!" rief endlich die Marquiſin. Man rathſchlagte und entſchied ſich endlich, dem Entlaſſungsbefehl nicht zu geharchen und bis aufs äußerſte zu kämpfen. Die Königin fühlte ſich nach ihrem Entſchluß recht erleichtert, wie wenn man eine verdienſtliche That gethan; ſie glaubte nun alles in Ordnung. Man denke ſich alſo ihre Ueberraſchung, als ſie am andern Tage in der Antichambre die Marquiſin von Santa Cruz auf ihrem alten Platze ſah, und man ihr meldete, daß auch der Intendant und Oberſtallmeiſter ihrem Befehe nicht gehorcht hätten. Ohne ein Wart zu ſagen ging ſie nach ihrem Kabinet zurück und ſchickte nach den Miniſtern. Mazarredo und Salamanca fanden ſich zuerſt ein. „Ich habe befahlen, daß dieſe Menſchen den Abſchied erhalten," ſagte die Königin, „warum ſind ſie noch immer hier? In einer halben Stunde muß der Pallaſt van ihnen geſäubert ſeyn." „Hören und gehorchen iſt eins," erwiederte der fette Mars des ſpaniſchen Heeres (Mazarreda). Egana, Cumbres-Altas und die Marquiſe wurden herbeigerufen und der Befehl der Königin ihnen wiederholt. Die Marquiſin, deren Phantaſie gerade die köſtlichen Nächte, die ſie bei Kartenſpiel und Souper mit den Munnozes, mit der Tante Euſebia, Tereſita u. ſ. w., vorſchweben machten, konnte unmöglich ohne Kampf alle Hoffnung auf eine Wiederkehr dieſer **noctes ambrosianae** aufgeben. Sie weigerte ſich tapfer, ihren Platz zu verlaſſen. Die Miniſter ihrerſeits beſtanden darauf, und es gab nun einen Auftritt, der, ſo aufregend er für die betheiligten Parteien war, der jungen Königin doch das größte Amuſement gewährte. Das edle Trio drohte mit dem Zarne Chriſtinens, die Miniſter antworteten, es gebe in Spanien nur eine Königin, Iſabella II.; der Marq. v. Cumbres Altas benahm ſich ſo ungebührlich, ließ ſeiner Wuth ſo ſehr die Zügel ſchießen, daß man ihn nach Valencia exilirt hat. Die Weigerungen halfen freilich nichts. Die Marquiſin, die wüthend auf ihre Nägel ſah, und dann giftige Blicke auf Mazarredocs fettes Geſicht ſchaß, — der Intendant und der k. Roſſepfleger, alle wurden ohne Umſtände herausgeworfen. Ein vierter, der Kapitän der Hellebardiere, Hr. de Rubianes, wurde ihnen beigeſellt und ſein Amt dem alten Herzog v. Baylen (Caſtannas) übertragen. Als Nachfolgerin der Marquiſe nennt man die Gräfin a. Montejo, die Tochter eines ſchattiſchen Kaufmanns Kirkpatrik. Vor einiger Zeit war die Rede, man wolle den König Franz an die Spitze einer Camarilla ſtellen, die in gewiſſer Hinſicht die Königin Mutter vertreten ſollte. Man hatte ihm die Aufſicht über den

Digitized by Google

weiblichen Theil der **servidumbre** beſtimmt, die er ohne Gefahr führen konnte. Natürlich wäre die Marquiſin von Santa Cruz die Seele der Camarilla geblieben. Iſabella hat ſich aber das Recht der Frauen, bei der Wahl ihrer weiblichen Diener auch ein Wort mitzureden, nicht nehmen laſſen; ſie zeigte ſich ſtandhaft, der Einſpruch ihres Mannes war vergeblich und die ganze Sippe befindet ſich jetzt außerhalb des Palaſtes. In Madrid hat dieſer Schritt der Königin die allgemeinſte Billigung gefunden.

Einiges aus Saphir's letztem Vortrag in München.

Mann und Frau ſind ein Leib und eine Seele; der Mann iſt der Leib, die Frau die Seele. Iſt dem Manne die Traurigkeit zu verdenken, wenn er an die Unſterblichkeit der Seele denkt? — Die Kalender ſchreiben von ſichtbaren Finſterniſſen; gibt es eine ſichtbare Finſterniß? Nein, außer in München zu ſehen. Vom Sendlingerthor bis zum Thal. Anfang täglich Abends ½7 Uhr, wenn die Laternen angezündet werden. — Wenn Diogenes jetzt hier lebte, würde er nicht nur bei Tag mit den Laternen Menſchen ſuchen, ſondern auch Nachts mit den Menſchen eine Laterne. — Diogenes war überhaupt der größte Philoſoph. Im Weine iſt nämlich die größte Weisheit, alſo iſt auch im Faſſe die größte Weisheit. Die Heidelberger Philoſophie iſt deßwegen ſo berühmt, weil ſie das größte Faß hat. — Nur der Kopfſalat hat Herz und Kopf beiſammen, deßwegen wird ihm auch das Leben ſo ſauer gemacht. — Die Allopathen ſagen: Vogel friß oder ſtirb. Die Homöopathen ſagen: Vogel friß nicht und ſtirb doch. — Die Hydropathen denken, das Waſſer iſt ein Kind der Erde, der Menſch ein Kind der Erde, deßwegen treiben ſie ihn durchs Waſſer zu Erde. — Die Deutſchen können von ihren Erfindungen keinen Gebrauch machen; ſie haben die Buchdruckerkunſt erfunden, und dürfen nichts ſchreiben. — Noah war der erſte Cenſor, er preßte den Saft heraus, und warf dem Publikum die Hülſe vor. — Der Affe, ſagt man, iſt ein halber Menſch, zwei Affen demnach ein ganzer Menſch. — Des Menſchen Beſtimmung iſt 70 Jahre, Adam konnte ſie nicht erreichen, aus Mangel an ärztlicher Hülfe. — Das Volk und die Regierung ſagt man, führen das Staatsruder, das Volk zahlt die Steuern und die Regierung führt das Ruder. — Die Arche Noahs war eine deutſche Erfindung, ſie hatte außen und innen Pech. — Adam und Eva waren die glücklichſten Eheleute, ſie hatten weder Schwiegermutter noch Hausfreund. — Adam hat allein bei ſeiner Geburt nicht geſchrieen, dafür bei ſeiner Verheirathung. — Die Gedanken ſind zollfrei, die ſchlechten bleiben unbeachtet, und die guten gehen nicht durch. — Die Erfindung des Schwefeläthers iſt nicht neu, unſere Weinwirthe haben ihn ſchon längſt erfunden, um uns ſchmerzlos unſer Geld abzunehmen. — In Rußland und Sibirien gibt es bekanntlich keine Krebſe, ſie könnten nicht weiter rückwärts. — Gerechtigkeit und Liebe ſind blind, Liebe iſt blind geboren, Gerechtigkeit war urſprünglich nur kurzſichtig, iſt aber durch ſchlechte Behandlung blind geworden. — Was iſt eine Oper? Es iſt zu dumm zum ſagen, drum ſingt man es. — Die Freiheit wohnt auf den Bergen, d. h. bis man zur Freiheit kommt, iſt ſie über alle Berge. — Sogar im Himmel führen die Menſchen eine Polizei ein, kaum haben ſie einen Stern entdeckt, ſo wiſſen ſie auch ſeine Wege, und umgeben ihn mit Trabanten. **Gruithuisen** iſt Polizei-Direktor im Himmel.

Pot-Pourri.

Das Lynch-Geſetz und Madame Weiß.

Die bekannte Mad. Weiß wäre in Boſton beinahe ein Opfer der Lynch-Juſtiz geworden. Mad. Weiß hatte dort ſehr viel Geld verdient und ihre 48 kleinen Wiener Tänzerinnen waren die Löwinnen des Tages. Ein großer Maskenzug fand zu Ende des Karnevals ſtatt, und die Feſtordner beſchloſſen, die 48 Tänzerinnen auf einem, von 8 Pferden gezogenen Schlitten dabei paradiren zu laſſen. Mad. Weiß weigerte ſich, ihre Kinder ſo umſonſt dem Publikum zu zeigen, und ſchlug die Schlittenpartie aus. Hiedurch beleidigte ſie eine große Anzahl einflußreicher Perſonen, und es war ein förmlicher Krieg gegen ſie organiſirt. Bald liefen dunkle Gerüchte über ſchlechte Behandlung der Kinder um, denen andere noch ſchrecklichere folgten; zuletzt erklärte ein Journal: Madame Weiß habe die Kinder nur deßwegen nicht an der Schlittenpartie Theil nehmen laſſen, weil dieſelben, in Lumpen gehüllt, Hunger, Durſt, Kälte litten und ihr Erſcheinen bei Tag die Spuren der ſchrecklichſten Mißhandlung zeigen würde. Dieſer Journalartikel reichte hin, um die ganze Bevölkerung von Boſton in Aufregung zu bringen; eine ungeheuere Menſchenmenge verſammelte ſich vor der Wohnung der Mad. Weiß mit dem feſten Vorſatze, die Kinder aus den Händen ihrer tyranniſchen Pflegemutter zu befreien. Die Verwegenſten verlangten, daß man Mad. Weiß entkleiden, mit Theer beſtreichen, dann in Federn wälzen und ſo lebendig verbrennen ſolle — ein ſehr beliebter Modus der Lynch-Juſtiz. Schon waren alle Fenſter von Steinwürfen zertrümmert, das Haus wurde geſtürmt, und die größte Gefahr drohte der guten Wiener Sklavenhändlerin, als die Behörden mit Konſtablers und Soldaten kamen und mit großer Mühe und Ueberredungskunſt die Volksmenge von ihrem Vorhaben abſtehen machten, wogegen die Behörden ſich die Mad. Weiß zu verſichern und eine ſtrenge Unterſuchung einzuleiten verſprachen. Dieſes wirkte; die Menge verlief ſich, die Unterſuchung fand ſtatt, aber Mad. Weiß beeilte ſich, nach New-York zurückzukehren, und hat ihr Vorhaben, die ſüdlichen Staaten der Union zu bereiſen, ganz aufgegeben.

Ein berühmter Mann — ein grober Mann!

Im Herbſte des vergangenen Jahres kam der Berliner Literat K. zu Heine. Er läutet an und Heine ſelbſt macht ihm auf. „Herr Heine? ſagt K. in dem Touriſten eigenen Anmeldeton, aber Heine unterbricht ihn ſchnell mit den Worten: „Herr Heine iſt nicht zu Hauſe.“ — „Wenn ich nicht irre,“ ſagt K., ohne ſich abweiſen zu laſſen, „ſo ſind Sie es ſelbſt.“ — „Wenn ich es auch bin,“ brummt der Dichter, „ſo bin ich doch nicht zu Hauſe“ und will die Thüre zumachen. K. ſchiebt ſich zwiſchen Thüre und Angel und ſtammelt: „Ich komme eben von Herrn Börnſtein, der mich ſehr freundlich aufgenommen hat und mir ſagte, daß Sie —“ — Nun, wenn er Sie freundlich aufgenommen hat“, ſagt Heine plötzlich ganz freundlich, „ſo gehen Sie wieder zu ihm, und ſagen Sie ihm, daß wenn er einmal 13 Jahre in Paris gelebt und mit fahrenden Literaten ſolche Erfahrungen gemacht haben wird, wie ich, er dann auch Niemanden mehr aufnehmen wird.“ Und damit flog die Thüre vor dem verblüfften K. ins Schloß.

Buntes.

Bekanntlich hat man faſt gar kein Mittel gegen den Wundſtarrkrampf, Maulſperre ꝛc. In Turin hat man gegen denſelben die Aethereinathmung mit Erfolg angewendet.

Eine vor kurzem verſtorbene Lady hat einem engliſchen Dichter 1000 Pfund Sterling vermacht, und dieſe Clauſel ihres Teſtamentes in folgenden Worten motivirt: „Dem Sir Eduard B..... tauſend Pfund Sterling zum Dank für die vielen Stunden ſüßen Schlummers, die ich ſeinen Romanen verdanke.“

Madame Sch., eine jüdiſche Modehändlerin, empfing von einer Rittergutsbeſitzerin einen Brief mit der Aufſchrift: An Madame Sch. — altteſtamentariſche Modehändlerin.“

In der „Wiener Ztg.“ vom 27. März kündigt Jemand ſich folgendermaßen an: „Ein gebildeter Mann ſucht als Hausknecht niederzukommen.“

Auflöſung des Rebus in Nr. 32. des Sammlers: Hohenſtaufen.

Nro. 36.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 5. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Sklavenhandel in Afrika. — Ein unbekannt gebliebenes Attentat auf den König Ludwig Philipp. — Napoleon Louis Bonaparte. — Ein neuer Napoleon. — Holtei und Goethe. — Pot-Pourri.

Der Sklavenhandel in Afrika.

(Fortſetzung.)

Am Abend des Tages, an dem die Fregatte unterging, wurde der Einfluß eines Mondwechſels wahrnehmbar. Die Wellen fielen. Sie geſtatteten dem „Satan“ einige Ruhe. Die dunkelgraue Farbe der See neigte ſich zur Farbe der Hoffnung, zum Grünen hin. Der Wolkenſchleier, der den Himmel verbarg, verſchwand. Die Sterne konnten wieder nach den Sterblichen frei hinunterſchauen. Die Gefahr war alſo vorüber.

Grivély, der die nöthigen Vorkehrungen zur Ausbeſſerung ſeines Fahrzeuges augenblicklich vorgenommen, — wußte einem ſehr nachtheiligen Umſtande vorzüglich ſchnell und geſchickt abzuhelfen. Das ganze Segelwerk war, — wie bereits geſagt — während des Orkans daraufgegangen. Es requirirte der Capitain demnach die Hängmatten der Matroſen, ließ dieſe an einander nähen und auf dieſe Weiſe ein Paar Klüver und einen Fock zu Stande bringen. So war die Lenkung des „Satan“ wiederum möglich. So geſchah es, daß kaum nach Verlauf einer Woche ſeine Bemannung den Umriß der hohen Berge der Inſel Bourbon in weiter Ferne erblickte.

Der Wiederkehr ſchönen Wetters, der Wahrſcheinlichkeit einer glücklichen Landung ungeachtet, und obwohl, der früheren Verabredung gemäß, der Supercargo lediglich um den Sturm zu beſänftigen im unteren Raume bleiben ſollte, ſchienen die Matroſen doch nicht geſonnen, ihn jetzt zu befreien. Sobald hievon die Rede war, hatte Grivély, — deſſen Kommando noch von den letzten Unruhen her ſchwankend blieb, — mit einem ſolchen Widerſtande zu kämpfen, daß er es bis dahin für klüger gehalten hatte, der Sache vorläufig ihren ruhigen Gang zu laſſen. Er wußte, daß Thomſon ſich nicht allein der Schwarzen wegen, ſondern auch wegen Taitar's beſtändig unten aufhielt. Des Sklavenzüchters Schickſal ſchien ſich ihm leidlicher im unteren Raume zu geſtalten, als dies möglicher Weiſe oben hätte der Fall ſeyn können. Vor erfolgter Anlandung waren allerdings von einem Volke, das Mulatten haßte und verachtete, immer noch gefährliche Verfolgungen zu befürchten.

Jedoch konnte des Capitains Geduld, den Matroſen gegenüber, nicht ewig dauern. Sie mußte im Gegentheil bald aufhören und zwar aus einem allgemein nothwendigen Grunde.

Die Anlandung in Bourbon war eine ſchwierigere Aufgabe, als das Geſchäft des Ladens in Zanſibar. Um Bourbon herum ſegelten, wie an Afrika's Küſte, zahlreiche franzöſiſche Kreuzer. Die Ausübung ihrer Amtspflicht wurde ihnen leichter als dort. Dort hatten ſie einen in ſeiner Ausdehnung unbeſtimmten Küſtenſtrich vor ſich; hier bewegten ſie ſich in einem Kreiſe, deſſen verſchiedene Punkte ſie gleichſam nie aus dem Geſicht verloren.

Die Einführung der Sklaven in den franzöſiſchen Beſitzungen war ſtreng verboten. Alle Rheden und Landungsklippen wurden gewiſſenhaft bewacht. Kein Negerſchiff konnte ſich des Gelingens eines Geſchäfts rühmen, ehe es ſeine ſämmtlichen Neger nach dem feſten Lande geſchafft. Erſt dann war nichts mehr zu befürchten. Mehrere ſpäter erfolgte Verordnungen, — die einen jeden Sklavenbeſitzer hindern, ſeine Bande, ohne Wiſſen der Lokal-Regierung und ohne genaue Angabe eines rechtmäßigen Titels, zu vermehren, — beſtanden im Jahre 1829 noch nicht.

Es hielten ſich die Negerhändler zuverläſſige Verbindungen und ſichere Bundesgenoſſen auf dem feſten Lande. Vom Lande aus kam ihnen eine zur Anlandung unentbehrliche Hülfe zu. Die Anweſenheit, den Stand, die Zahl der Kreuzer zu erfahren, rechneten ſie auf gewiſſe Tages- und Nachtzeichen von den Bergen. Durch Zeichen wurden auch der Ort und die Zeit einer Landung angekündigt.

Traurigen Anblicks iſt vom Meere aus die von hohen, ſteilen Felſenwänden umgebene Inſel Bourbon. Sie beſitzt keinen Hafen, hier und da nur einzelne ſchlechte Rheden. Dieſe ſelbſt mieden die Negerhändler. Die für ſie paſſendſten Lokalitäten waren diejenigen, welche durch Entlegenheit und Unzulänglichkeit ſich auszeichneten. Die Helfer, die zu Hauſe geblieben, wurden mit dem Aufſuchen ſolcher Oerter beauftragt und erfüllten gewöhnlich ihre Pflicht zur Befriedigung Aller.

Weil aber von der Kenntniß der ausgeſuchten Lokalität das ganze Gelingen einer Unternehmung in letzter Inſtanz abhing, gehörten zur Ausführung einer Sklavenlandung andere Maßregeln, als die ſchon erwähnten. Der Fall war ja denkbar, daß die Kreuzer dieſe oder jene Zeichen kennen lernen und nachahmen konnten. Den Verkehr zu ſichern, gebrauchten deshalb die Negerhändler, außer den Zeichen, beſtimmte Loſungsworte. — Zwei Mitglieder ihrer Genoſſenſchaft, von welchen das eine das zur Abfahrt beſtimmte Schiff beſtieg, kannten nur das Wort. Beide waren verpflichtet, es erſt bei eintretender etwaniger Todesgefahr irgend einem Gefährten mitzutheilen.

Ein ſolches Mittheilungs-Anerbieten hatte der Supercargo, welcher ſich in einer verzweifelten Lage im unteren Raume befand, dem Thomſon gemacht. Der Bootsmann, der die Sache nicht ſo anſah und Taitar im Irrthum hinſichtlich der Schwarzen glaubte, hatte das Anerbieten abgeſchlagen. Zugleich warnte er ihn, keinem Anderen das Loſungswort, auf Bitte oder Drohung, zu ſagen.

Während ſich alſo die Matroſen ſo unverſöhnlich zeigten, hing die Zukunft des Schiffes und ſeiner Mannſchaft von der Willkür desjenigen Mannes ab, den man in Feſſeln zu halten fortfuhr. Es war ein hohes und gefährliches Spiel. Je näher man dem Lande kam, deſto wünſchenswerther wurde die friedliche Löſung der Angelegenheit. Keinem durfte es einfallen, daß es nach Tagesanbruch noch geſtattet ſeyn würde, auch nur eine Minute mit unnützen Verhandlungen zu verlieren. Eine zweideutige Bewegung des „Satan“ konnte ſeinen Bundesgenoſſen Verdacht einflößen und ſie auf immer entfernen; dann mußte er den Kreuzern unvermeidlich in die Hände fallen.

Gar gewaltig iſt auf rohe Menſchen die Macht der durch Vorurtheile in Gährung gebrachten Leidenſchaft. Als lange nach Mitternacht die von den Bergſpitzen ſichtbar gewordenen und auf dem Schiffe erkannten Zeichen eine von demſelben zu nehmende Richtung angekündigt hatten, fand Grivély noch immer kein Auskunftsmittel, die zur Wahl des Landungsplatzes nothwendige Befreiung Taitar's ohne die Ruhe des Bordes und ſeine eigene Autorität zu gefährden, durchzuſetzen.

Digitized by Google

Der Anblick des Landes, der gewöhnlich allen feindſeligen Geſinnungen ein Ende macht, — dieſer Anblick, der das Nervenſyſtem der reizbarſten Reiſenden und Seeleute zu beruhigen pflegt, — der oft die erbittertſten Gegner zu herzlicher Verſöhnung führt, — verfehlte diesmal ſeine Wirkung.

Die Matroſen ließen ſich übrigens gern in Erläuterungen ihres Benehmens ein. Längſt war, — nach ihren Aeußerungen, — die verſuchte Verführung der Venus bei ihnen vergeſſen. Der tiefe Groll, den Keiner aus der Seele bringen konnte, rührte von dem ſchändlichen Betruge her, durch welchen ſeit Jahren die Ehre der Mannſchaft gekränkt, verletzt worden war. Man hielt ſich wohl überzeugt, daß der Capitain nur zufällig, und zu ſpät um die Matroſen zu warnen, den grauſeuerregenden Umſtand von der Herkunft Taitar's entdeckte, und daß er aus Gründen der Schonung, die vielleicht zu billigen waren, dieſe Entdeckung nicht hatte weiter mittheilen wollen. Hätte man aber Veranlaſſung gehabt, ihn darum zu befragen, ſo würde er gewiß nicht geſchwiegen haben. Nach dem kleinen Auftritt in Zanſibar erklärte er ſich ja bereit, Taitar's geheimnißvolle Geſchichte binnen Tagesfriſt zu erzählen.

Weil nun der Gefangene, ein Mulatte, allein ſchuldig daſtand, konnten ächte Weiße nur in der äußerſten Noth bei einem ſolchen Geſchöpfe Gnade für Recht ergehen laſſen und mit ihm in Unterhandlung treten. Es war daher ihre Meynung, man möchte doch verſuchen, ohne das Loſungswort zu kennen, ſich mit der Küſte zu verſtändigen.

Wenn auch die Kultur in Europa noch nicht ſo weit vorgeſchritten iſt, daß der den Vorurtheilen der Völker erklärte Krieg ein abſolut erfolgreiches Reſultat hätte herbeiführen können, ſo übertreffen doch die Kaſten-Vorurtheile der Kolonial-Länder Alles, was zu irgend einer Zeit in Europa in dieſer Hinſicht vorgekommen iſt. Sie laſſen ſich in Bezug auf die Mulatten kaum von weitem mit dem Fluche, der im Mittelalter die Juden traf, vergleichen. Sobald es auf die ſocialen Verhältniſſe ankömmt, wird ein Mulatte weniger geachtet als ein Hund. Ein ſchützendes Geſetz, das dieſer Kaſte im Jahre 1830 Civilrechte und überhaupt gleiche Stellung mit den Kreolen, d. h. mit den rein Weißen, ertheilte, goß Oel in's Feuer. Heutzutage noch wird die Kreolen-Geſellſchaft Jedem geſchloſſen, der eine Mulattin heirathet. Bis jetzt fand man Beiſpiele ſolcher Ehen nur bei gewiſſen Europäern, die die Geſellſchaft nicht beſuchten oder keinen Werth auf deren Urtheil legten. Einem Staatsbeamten würde eine Verbindung der Art die Fortſetzung ſeiner Amtsführung im Lande ſehr erſchweren.

Gäbe es nur Kreolen und keine Kreolinnen auf der Welt, ſo würde der Zeitpunkt des Aufhörens jenes Vorurtheils vielleicht zu berechnen ſeyn. Wie die Sachen ſtehen, kann darüber nichts beſtimmt werden. Vorzüglich die Kreolinnen unterhalten die Fakel der Zwietracht.

Die Mulattin iſt hübſch, und obwohl die Kreolin gleichfalls über Mangel an Schönheit nicht klagen kann, ſo hat ſie doch den Reiz der verbotenen Frucht nicht für ſich und nur ausnahmsweiſe den der häuslichen Liebenswürdigkeit. So geſchieht es nicht ſelten, daß Erſtere der Letzteren glückliche Nebenbuhlerin wird. Daher der unverſöhnliche Haß.

Die vollſtändige Einführung der Emancipation in den engliſchen Kolonieen hat die Schwarzen oder Sklaven geſetzlich den Mulatten und Weißen gleichgeſtellt, ohne durch die vermehrte Miſchung der freien Geſellſchaft den geringſten Einfluß auf das Vorurtheil auszuüben.

Merkwürdig genug iſt es zu beobachten, wie das Kaſten-Vorurtheil in die Seele des in einer Kolonie einheimiſch gewordenen Europäers niedrigen Standes eindringt. So wie er dem Sklaven gegenüber unbedingt grauſamer iſt als der Kreole, ſo übertrifft er dieſen wo möglich in ſeiner Verachtung gegen den Mulatten. Unwiſſenheit, Eitelkeit und der Beifall des bevorzugten Standes vereinigen ſich, ihn raſch in dieſes Geleis zu leiten. Bald wird ihm ſeine angelernte Meynung zur zweiten Natur. Er meynt, daß er nie anders gedacht habe. Er glaubt, daß ein koſtbareres Blut in ihm, daß eine viel weniger edle Flüſſigkeit in den Adern des Mulatten fließe. Der Mulatte iſt für ihn kein Menſch. Auf der Leiter der Bildung der Weſen ſteht dieſer zwiſchen dem Weißen und dem Schwarzen, ſo wie Letzterer nur über dem Affen ſteht, von welchem er ſich lediglich durch die Sprache unterſcheidet. Noch gibt es in den Kolonieen Ariſtokraten, die der Ueberzeugung ſind, die Neger ſeyen redende Affen und die Affen Neger, welche, aus Furcht, von den Weißen zur Arbeit gezwungen zu werden, nicht reden wollen.

Hierdurch wird der Mannſchaft Wuth gegen Taitar vollkommen begreiflich erſcheinen. Es wird auch verſtändlich, daß alle Matroſen, nachdem ſie einige Zeit unterhandelt hatten, ohne Bedenken dem Ganglant (der den Raub der Venus nicht vergeſſen konnte) die Genehmigung ertheilten, ſich das Loſungswort vom Supercargo zu holen und ihn dann verrätheriſcher Weiſe bei Seite zu ſchaffen.

Der Zufall ſchien dieſen Plan zu begünſtigen. — An Ganglant lief eben Thomſon vorbei, der eiligſt in Grivély's Kajüte eintrat.

Es war 5 Uhr Morgens. Um 5 Uhr 21 Minuten 48 Sekunden geht an dem Tage dieſer Jahreszeit dort die Sonne plötzlich auf.

(Schluß folgt.)

Ein unbekannt gebliebenes Attentat auf den König Ludwig Philipp.

In den letzten Monaten des Jahres 1834 (ſo erzählt Gisquet, der ehemalige Polizeipräfekt von Paris, in ſeinen Memoiren) faßte ein Mann, deſſen Namen ich nicht nennen will, den Gedanken des Königsmords. Dieſer Menſch war früher Soldat geweſen, hatte Familie, und befand ſich im tiefſten Elend. Mehrmalige, durch die Güte der Königin erhaltene Unterſtützungen hatten ſeine Lage vorübergehend gebeſſert; allein bald kehrte die frühere Noth zurück, und gab dem Unglücklichen allmählich die ſchlimmſten Plane ein. In einem ſozialen Brande glaubte er günſtige Ausſichten und die Möglichkeit einer glücklichen Zukunft zu erblicken. Er blieb bei dem Projecte ſtehen: den König zu tödten. Dieſe Abſicht hatte ſich nach und nach in eine fixe Idee verwandelt; er veräußerte einige Kleidungsſtücke, kaufte eine Piſtole, und begann, in der Hoffnung, den König zu treffen, in Paris und der Umgegend umherzuſchweifen. S. Maj. machte damals noch oft Spazierritte. Das auffallende Aeußere des Unſinnigen, die Sorgfalt, mit der er die Orte beſuchte, wo der König am häufigſten vorüberkam, erregten die Aufmerkſamkeit eines Polizeiinſpektors. Man gab mir Nachricht davon, und ich ließ ihn beobachten; ein Polizeiagent heftete ſich an ſeine Schritte, und verließ ihn keinen Augenblick. Mein Agent machte endlich Bekanntſchaft mit ihm, gewann ſein Zutrauen, und gelangte in einigen Tagen in den Beſitz ſeines Geheimniſſes. Was war hier zu thun? In der guten alten Zeit der lettres de cachet hätte man den Unbekannten in die Baſtille geſperrt; aber Dank dem Schutze, welchen unſere Geſetze allen Bürgern ſichern, Niemand kann ohne unmittelbare Dazwiſchenkunft der Juſtiz ſeiner Freiheit beraubt werden. Es handelte ſich hier um kein Komplott, um kein begonnenes Verbrechen, ſondern lediglich um einen ſträflichen Vorſatz, den der Verdächtige jeden Augenblick aufgeben konnte; kurz — die Juſtiz war hier machtlos. Nachdem wir dieſe verſchiedenen Betrachtungen erwogen hatten, erachteten der Miniſter des Innern und ich es für angemeſſener, die Ueberwachung fortzuſetzen, und zu verſuchen, ob man den Unbekannten auf dem Wege der Zurede nicht von ſeinem Vorhaben abbringen könne. Aber alle Anſtrengungen ſcheiterten an ſeiner unerſchütterlichen Entſchloſſenheit; je mehr man ihm das Ungeheure der That und die Schwierigkeit, ſie zu vollbringen, vorſtellte, deſto mehr Mittel fand er in ſeiner Energie, die Einwürfe zu bekämpfen. Da meine Agenten, welche dieſer Elende für ſeine Freunde hielt, ſahen, daß er mit jedem Tage entſchloſſener wurde, fleißiger als je die Wege von Neuilly und Verſailles beſuchte, führten ſie ihn eines Tages in ein Wirthshaus zu Vaugirard. Hier ſetzten ſie ſich mit ihm in einem Zimmer zu Tiſche, welches von einem andern nur durch einen Verſchlag getrennt war. Während des Eſſens wiederholte man abſichtlich alle Warnungen, alle Rathſchläge; er aber, weit entfernt, eingeſchüch-

Digitized by Google

tert zu werden, ſtieß mit neuer Kraft ihre Gründe zurück, und entwickelte ſeinen Plan in den kleinſten Einzelnheiten. Als er dieſen Ort verlaſſen wollte, verhaftete ihn ein Polizeikommiſſär, begleitet von vier angeſehenen Bewohnern von Vaugirard, und hielt ihm ein von vier Zeugen unterſchriebenes Protokoll vor, worin Alles, was er geſprochen, aufgezeichnet war. Der Unglückliche war betroffen, konnte aber nicht leugnen. Meinem Befehle gemäß brachte man ihn in ein beſonderes Büreau; ich verhörte ihn, und er geſtand bald Alles. Eine Stunde lang machte ich vergebliche Anſtrengungen, ſeinen Entſchluß zu beugen; ich zeigte ihm das Schaffot im Hintergrunde — Alles umſonſt. Alsdann verſuchte ich ſanftere Mittel, ich fragte ihn, wenn die königliche Milde das Unglück ſeiner Familie erleichterte, was er dann thun würde? Er erwiederte unbedenklich, daß er ſein Werk zum Ziele führen, und, einmal frei, bald neue Waffen zu finden wiſſen werde. Da alle Eingebungen der Nachſicht ohne Erfolg blieben, ſchickte ich den Raſenden in's Gefängniß und ging zum Miniſter. Man beſchloß, den Unbekannten an den Senegal zu ſchicken, und trug mir auf, ihn zur Einwilligung zu bewegen. Die Ausführung dieſes Geſchäfts gelang mir. Admiral Jacob, damals Marineminiſter, gab durch den Telegraphen Befehl, auf der Rhede von Breſt eine Karvette bereit zu halten, um nach Saint Louis zu ſegeln. Gleichzeitig gab ich dreien Stadtſergeanten und einem Friedensbeamten den Auftrag den Gefangenen nach Breſt zu führen, wo ſie ihn, ohne daß er mit Jemand in Berührung kommen konnte, an Bord der Karvette brachten, die eine Stunde ſpäter unter Segel ging. Ich glaube, dieſer Menſch iſt noch am Senegal.

Napoleon Louis Bonaparte

hat den Times einen vom 22. April datirten Brief zugeſchickt, um, wie er ſagt, die verläumderiſche Behauptung des Baron Lecouteulx in der Sitzung der franzöſiſchen Deputirtenkammer vom 17. April in ihr rechtes Licht zu ſtellen. Jener Deputirter, ſagt der Briefſteller, hatte die Dreiſtigkeit, zu verſichern, ich hätte 1836 mein feierliches Verſprechen, auf das hin mir Begnadigung zu Theil geworden, gebrochen. Dieſelbe Verläumdung habe vor einigen Monaten Hr. Capefigue im 9. Bande ſeines Werkes: „Europa ſeit der Thronbeſteigung Louis Philippe's" in die Welt geſchleudert. Darum ſehe er ſich abermals genöthigt, zur Widerlegung der Bosheit aufzutreten. „Die franzöſiſche Regierung," fährt er fort, „machte 1839 keinen Verſuch, mit mir über Bedingungen wegen meiner Freilaſſung zu unterhandeln; denn ſie wußte ſehr wohl, daß ich eine feierliche Unterſuchung vor den Gerichten einem bloßen Freilaſſen vorzog. Es wurde mir damals nicht abverlangt, aus dem einfachen Grunde, weil man mir nichts abzuverlangen hatte. Auch kann ich mich ſpäter zu keiner Konzeſſion verſtanden haben, da ich die Regierung um keine Konzeſſion angefleht habe. Demgemäß war der General-Prokurator, Hr. Frank Carré, bei Verleſung der Anklage-Akte vor dem Pairshofe im Jahre 1840, zu dem Eingeſtändniſſe genöthigt, daß meine Freilaſſung von 1836 eine unbedingte geweſen ſey. Als ich daher 1837 nach Europa zurückkehrte, um meiner ſterbenden Mutter die Augen zu ſchließen, ſtand mir keinerlei moraliſche Verpflichtung im Wege. Wäre ich Behufs Erfüllung dieſer kindlicher Pflicht ſchwach genug geweſen, mein Verſprechen zu verletzen, ſo würde die franzöſiſche Regierung 1838 nicht für nöthig gefunden haben, zu meiner Vertreibung aus der Schweiz ein Armeecorps an der Gränze zu verſammeln: es hätte eine Aufforderung, meinen Verpflichtungen nachzukommen, genügt. Hätte ich mein Wort gebrochen gehabt, ſo würde außerdem die franzöſiſche Regierung ſpäter kein Vertrauen mehr in mich geſetzt haben. Weit entfernt aber, daß letzteres der Fall geweſen, ließ ſie mich während meiner Gefangenſchaft in Ham wiederholt in Kenntniß ſetzen, daß ſich die Thüren meines Kerkers ſofort öffnen würden, falls ich mich zu gewiſſen Verpflichtungen der jetzigen Dynaſtie gegenüber verſtehen wollte. Im Gegentheil zog ich vor, 6 Jahre Gefangener zu bleiben und mich lieber in die Gefahren einer waghalſigen Flucht zu ſtürzen, als mich Bedingungen zu unterwerfen, die ich für herabwürdigend erachte. Mögen Diejenigen, welche es ſo gelüſtet, mein politiſches Leben anzugreifen, mögen ſie, wenn ſie es wünſchen, meine Handlungen im falſchen Lichte darſtellen, ja ſelbſt meine Beweggründe wegzerren: ich werde deßhalb nicht murren, denn ich weiß, daß die öffentliche Meynung den Gefallenen gegenüber unerbittlich iſt. Allein nie werde ich geſtatten, daß irgend Jemand meine Ehre beflecke, die ich, Gott ſey Dank, durch viele ſchwere Prüfungen hindurch rein bewahrt habe. Im Vertrauen, daß Sie aus Liebe zur Gerechtigkeit voſtehende Widerlegung in Ihr Blatt aufnehmen werden, habe ich die Ehre ꝛc. Napoleon Louis Bonaparte."

Ein neuer Napoleon.

Welche ſeltſame Wendung nimmt das Leben manches Mannes unter den Engländern, welche in der ganzen Welt umherſchwärmen! So ſpricht man jetzt von einem gewiſſen Tom Hardy, der auf einer der Südſeeinſeln ein kleiner Napoleon geworden iſt. Ein engliſches Schiff legte an der Küſte jener Inſel an und unter den Wilden, die herbeikamen, befand ſich auch ein Weißer, tättowirt wie die Uebrigen und nackt gleich dieſen. Er war, wie er erzählte, vor zehn Jahren von einem Schiffe entflohen und als ſouveraine Macht mit einer Flinte, Pulver und Blei an's Land geſtiegen, bereit, auf eigene Fauſt Krieg zu führen. Die verſchiedenen Könige der großen Thäler bekriegten ſich untereinander. Mit einem derſelben, der ihm zuerſt Anerbietungen machen ließ, ſchloß er ein Bündniß und ſo wurde er, was er jetzt iſt, der Feldherr des Stammes und der Kriegsgott der ganzen Inſel. Seine Thaten und Feldzüge ſind wunderbarer als die Napoleon's. Bei einem nächtlichen Angriffe ſchlug ſeine unbeſiegliche Flinte, unterſtützt von der leichten Infanterie der Wurfſpieße, zwei ganze Volksſtämme, und am nächſten Morgen lagen alle übrigen zu den Füßen ſeines königlichen Bundesgenoſſen. Auch blieb ſein häusliches Glück hinter dem des Caſars nicht zurück; drei Tage nach ſeiner Ankunft im Lande erhielt er die wunderbar tättowirte Hand einer Prinzeſſin und mit ihr als Mitgift fünfzig doppelt geflochtene Matten von geſpaltenem Graſe, vierhundert Schweine, zehn Hütten in in den verſchiedenen Theilen des Landes und ein Edikt des Königs das ihn für heilig und unverletzlich erklärte. Er war, wie er ſeinen Landsleuten erzählte, vollkommen mit ſeiner Lage zufrieden und ſehnte ſich nicht nach ſeiner Heimath zurück. Dort war er als Findling in die Welt geſtoßen worden; er kannte von ſeinen Eltern ſo wenig, wie von denen Odins, war als Knabe dem Waiſenhauſe entflohen zu Schiffe gegangen, und als er die harte Behandlung dort nicht länger ertragen konnte, unter die Wilden gegangen, wo er, wie er mit Bitterkeit hinzuſetzte, endlich menſchlich theilnehmende Herzen gefunden hätte.

Holtei und Goethe.

Holtei hielt, wie er in ſeinen „Vierzig Jahren" erzählt, in Weimar dramatiſche Vorleſungen, an denen Goethe trotzdem, daß er ihn perſönlich kannte und gern ſah, keinen Theil nahm. Nach einem Mittageſſen ſtellte er ſich mit ihm in eine Fenſterbrüſtung und ſagte: „Nun, Sie haben ſich ja bisher recht brav gehalten, wie ich höre. Sie müſſen ſich nicht wundern, daß ich Sie noch nicht gebeten habe, mir Ihre Sache vorzumachen; ich habe Gründe dazu. Ihnen wird nicht fremd ſeyn, daß wir zu unſerer Zeit uns auch mit Dergleichen beſchäftigt und viel darüber nachgedacht haben. Nun hat man ſich denn ſeine Anſichten über Deklamation, Recitation, theatraliſchen Vortrag und beſonders über die ſcharfen Unterſcheidungen, die den Vorleſer vom Darſteller trennen, feſtgeſtellt. Und da kommen dann die jungen Leute und werfen das Alles über den Haufen. Nun, das iſt ja recht ſchön! Aber von uns Alten könnt' Ihr nicht verlangen, daß wir ſogleich ohne Weiteres nachgeben ſollen. Alſo ſehe ich nur zwei Auswege! Entweder Sie gewinnen mich für Ihre Künſte,

Digitized by Google

dann zwingen Sie mich auf's Neue, darüber zu denken; und das würde mich ſtöeen, denn wir haben noch viel zu thun. Oder es gelingt Ihnen nicht, dann hätten wir beide keine Freude davon. Alſo, denk' ich, es ſey beſſer, es bleibt, wie es iſt. Nun, wie gefällt es Ihnen in Weimar? Nicht wahr? Es ſteckt (sic!) viel Bildung in dem Orte? Wir haben denn auch wohl das Unſere dazu gethan!" — „Ew. Excellenz," ſagte Holtei feſt, der doch auch etwas Poſitives mitnehmen wollte, „ich ſoll morgen die zu „Fauſt" gehörige „Helena" vorleſen. Ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber Alles verſtehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeynt ſey, wenn Fauſt an Helenas Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer vertheilt? Ob eine beſtimmte Andeutung —" Goethe ließ ihn nicht ausreden, ſondern unterbrach ihn ſehr freundlich: „Ja, ja, Ihr guten Kinder, wenn Ihr nur nicht ſo dumm wäret!" Hierauf ließ er ihn ſtehen. — Zierlich geſchriebene, von Goethe unterzeichnete Einladungskarten luden die Woche ein- oder mehrere Male Holtei zu ſeinem Mittagstiſch, wo acht bis zehn Perſonen verſammelt waren. Goethe war ein ſehr angenehmer und aufmerkſamer Wirth, behielt die Lieblingsſpeiſen ſeiner Gäſte im Gedächtniſſe und trieb durch Augenwinke die Diener an, beliebte Schüſſeln noch einmal zu präſentiren. Zum Trinken nöthigte der hohe Greis ſelten mit Worten, wohl aber durch That und Beiſpiel, und es labte ſich mit, wer ihn ſeinen Würzburger mit Andacht ſchlürſen ſah. Ein Fläſchchen Champagner beim Deſſert verſchmähte er auch nicht. Der Wein belebte ſeine Sprechluſt und ſteigerte die Fülle ſeines Ausdruckes bis zur heftigen Zorngeberde, Gegenreden glitten an ihm wirkungslos ab.

Pot-Pourri.

Eine Ohrfeige als Heirathsprocurator.

Ein ſehr armes Fräulein hatte das Glück, die Gemahlin eines ſehr reichen und liebenswürdigen Edelmannes zu werden. Kein Menſch konnte ſich dieſe Heirath erklären, ſelbſt die ſcharfſinnigen Leute nicht, die alles ergründen können. Das Fräulein war ſehr jung aber weder ſchön noch reich. Wir hatten Gelegenheit ihre Heirathsgeſchichte aus ihrem eigenen Mund zu hören.

Ich war," ſagte ſie, „mit meiner Tante, die, wie Sie wiſſen, mich erzogen hat, auf einem Balle. Aus jugendlichem Leichtſinn trank ich erhitzt ein Glas Waſſer. Die Tante ſah es, ſprang auf mich zu und gab mir vor der ganzen Geſellſchaft eine Ohrfeige. Ich wußte erſt nicht, wie mir geſchah; als ich mich beſann, küßte ich der Tante die Hand, fiel ihr um den Hals und bat um Vergebung. Obgleich die Hand meiner Pflegemutter eine große Aehnlichkeit mit dem Schwerte Jakobs hatte, welches gerne aus- und einging, ſo war ſie im Grunde doch ſehr mütterlich gegen mich geſinnt und es fiel mir gar nicht ein, dieſer Correction wegen mit ihr zu ſchmollen. Mein Betragen rührte das Herz meines Mannes, der von der Geſellſchaft war, und augenblicklich beſchloß, um mich anzuhalten, um mich nach ſeiner Hand zu ziehen. Er tanzte und ſprach den ganzen Abend viel mit mir und brachte mir eine ſehr gute Meinung von ſeinem Verſtande und ſeinem Herzen bei. Etliche Tage darauf kam er zu meinen Pflegeeltern nach ***, hielt um mich an und bekam das Jawort."

Nobel!

In einer Geſellſchaft in Paris wurde kürzlich Lanzknecht geſpielt, das bekanntlich dort ſehr eifrig betrieben wird. Ein junger Mann ſetzte 5 Frs. und gewann 20; das dritte Mal zwei Louis'dor, das vierte Mal vier Louis'dor, das fünfte Mal acht.... So ging es ſechzehn Male hintereinander fort. Das Spiel ſtand da auf 163,840 Frs. Die Karten hinzulegen, und die Summe einzuſtecken, hielt der junge Herr der ſo beiſpielloſes Glück hatte, für unpaſſend, er wollte aber ſeinem eifrigen Gegner wenigſtens eine tüchtige Lektion geben. „Es ſtehen 163,840 Frs; ich bin bereit, weiter zu ſpielen; und wenn ich wieder Glück habe, gewinne ich 327,680 Frs. Da dieſe Summe ſehr bedeutend iſt, ſo ſpiele ich nur unter der Bedingung weiter, daß wir zuerſt 10,000 Frs. für die Armen der Stadt wegnehmen." Dies geſchah, und das Glück wendete ſich dem Bankhalter wieder zu, der ſein Geld, bis auf die abgegebenen 10,000 Frs. für die Armen beim nächſten Spiele wieder erhielt.

Neue Bedientenmanier.

Der „Corſaire" theilt folgende Anekdote von Dumas mit? Herr Dumas befahl ſeinem Bedienten eine Flaſche Champagner aus dem Keller zu holen, der Bediente aber erklärte, daß keiner mehr vorhanden ſey. „Da müſſen wir neuen kaufen," bemerkte der berühmte Schriftſteller. — „Ja wohl," meynte der Bediente, „aber der Weinhändler will ohne Geld nichts weiter verabfolgen laſſen." Herr Dumas fand noch einen Napoleon, gab ihn dem Bedienten, und dieſer brachte ihm den Champagner, den der Feinſchmecker bald als ſein Eigenthum erkannte. Er nahm den Bedienten in das Gebet, und wirklich geſtand derſelbe, daß er Herrn Dumas ſeinen eigenen Wein verkauft hatte. Zuerſt wollte der Betrogene den Betrüger ſogleich entlaſſen, dann aber beſann er ſich und ſagte: „Höre Schurke, ich weiß wohl daß man von Bedienten betrogen wird, und daß ich keine Ausnahme machen darf, aber künftig bitte ich ich, mir wenigſtens Kredit zu geben."

Genug, — Genug!

Die Bedingungen, unter denen Jenny Lind in London ſingen wollte, und die Direktor Lumley nach ihrer eigenen Niederſchrift in Nürnberg annahm, ſind folgende: 1) freie Reiſekoſten hin und zurück (wahrſcheinlich nicht in zweiter Kajüte oder dritter Wagenklaſſe); 2) freie Station in London für ſich und ihre geſammte Dienerſchaft; 3) die Geſtattung, alle Wochen ein Concert, ſowol in London, als überhaupt in England geben zu dürfen, wozu die Direktion die Reiſekoſten zahlen müſſe (das geht in's Aſchgraue!). und 4) für den Monat ein Honorar von 12,000 Pfd. St. (ca. 83,000 Thlr. Pr. Ct., — p. Mon.,) während Irland verhungert! —

Das war aufrichtig!

Als der König der Niederlande jüngſt mit einer ſeiner Töchter auf einer Reiſe in die Provinzen begriffen; in einem Städtchen Frieslands ein ihm von den demſelben gebotenes Abendmahl einnahm, beurlaubte ſich der zur Seite der Prinzeſſin ſitzende Bürgermeiſter mit folgenden Worten: „Ich wünſche Ew. Majeſtät und Ew. k. Hoheit gute Nacht und recht glückliche Reiſe, da ich Höchſtdieſelben morgen nicht ſehen werde, indem Ihre Majeſtät um 5 Uhr abreiſen, ich aber vor 8 Uhr nicht aufſtehe," worauf ihm der König, ohne im mindeſten ſeine Freiheit übel zu deuten, die Hand ſchüttelte, und ihm wohl zu leben wünſchte.

Des Menſchen Gehäuſe.

Erſt Windeln, dann Strümpfchen und Schühchen am Fuß;
Dann Schaukelpferd, Weſtchen und Hoſe;
Dann Stöckchen und Hut zum Schirm und zum Gruß,
Bald Ordensſtern, Degen und Doſe.
Nun geht es allmälig von Oben herab
Zur Mütze, Perücke und Brille,
Den Ordensſtern ſtützet ein Krückenſtab,
Es ſeufzet das Rad und die Spille.
Drauf tönet die Stunde der Mitternacht —
Der Zeiger ſtockt — zittert — ſteht ſtille.
Drauf wird von Neuem ein Anfang gemacht,
Und abermals Windeln und Binden gebracht.

Krummacher.

Digitized by Google

Nro. 37. Sechszehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 8. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Theurung von 1816/17 im Vergleich mit der von 1846/47. — Der Sklavenhandel in Afrika. — England und die Engländer im Jahre 1500. — Pot-Pourri.

Die Theurung von 1816|17 im Vergleich mit der von 1846|47.

Zuſammengeſtellt von J. C. Wirth.

* Es ſind gerade dreißig Jahre, daß — wenige Gegenden ausgenommen — Deutſchland von einer Theurung heimgeſucht wurde, welche weit ſchrecklicher in ihren Wirkungen hätte werden können, als die dermalen herrſchende. Damals entſtand die Theurung in Folge von faſt gänzlichem Mißwachs und dem Mangel alles und jeden Vorrathes in den Kornkammern; es war Mangel, während heute Alles gegen theures Geld zu haben iſt.

Ich glaube, daß es für Viele der geehrten Leſer dieſer Blätter von Intereſſe ſeyn wird, wenn ich ihnen aus dem in meinem Verlag erſchienenen Werke des in Augsburg noch in gutem Andenken ſtehenden kgl. bayr. Regierungsrathes Franz Eugen Freiherrn v. Selda und Landensberg:

„Augsburgs Geſchichte von Erbauung der Stadt bis zum Tode Maximilian Joſephs, erſten Königs von Bayern"

eine nach offiziellen Quellen bearbeitete Zuſammenſtellung der damaligen Preiſe der Lebensmittel vorführe und ſolche mit dem jetzigen Stande derſelben vergleiche. Obwol unſtreitig damals die Noth größer war, ſo hörte man doch nichts von rohen Exceſſen, von lauter Unzufriedenheit unter dem Volke, wie ſolche ſich jetzt überall bemerkbar macht und ſogar in verbrecheriſche Gewaltthätigkeit und ſträfliche Verletzung von fremdem Eigenthum ausartet.

Man ſah damals das über uns eingebrochene Ungemach als ein Geſchick des Himmels an und vertraute auf den Gott der Väter der den Hoffenden nicht verläßt, wenn die Noth am größten iſt, — und ſiehe er half zu rechter Zeit.

Zu beleuchten, ob dieſe auffallende Veränderung in Mangel an wahrhaft moraliſchen und religiöſen Grundſätzen, oder in Folge des die untere Klaſſe ſo ſehr beſtrickenden Luxus oder in noch andern Dingen ihre Urſache hat, mag zu ergründen einer andern Feder überlaſſen bleiben; hier ſollen nur Thatſachen ſprechen:

„Die Jahre von 1816 und 1817 — ſagt der Verfaſſer des oben angeführten Werkes — waren auch für unſer Augsburg zwei kummervolle Jahre. Die anhaltende große Näſſe und Kälte im Sommer 1816 hatte die Erndte für alle Gattungen nährender Feldfrüchte faſt ganz vernichtet und dadurch eine außerordentliche Theurung verurſacht, die bei der in Deutſchland beſtehenden Verkehrszerriſſenheit, der Handelsvereinzelung und den aus dieſen erfolgten abgeſonderten Maßregeln zur Steuerung des Getreidemangels, ſo wie bei den Umtrieben gefühlloſer Kornwucherer bald zu einer bisher nicht geſehenen Höhe ſtieg und ſomit eine unbeſchreibliche Noth erzeugte.

„Sobald man im Sommer 1816 mit einiger Gewißheit vorausſah, daß die Erndte nicht nur ſchlecht ausfallen, ſondern auch nicht zu gewöhnlicher Zeit erfolgen werde, ſtieg der Preis des Getreides von Woche zu Woche immer höher und höher, ſo daß das Schaff Kern, welches im Januar 1816 im Durchſchnittspreiſe zu 18 fl. 18 kr. bezahlt worden, im Juni 1817 zu 87 fl. 6 kr. verkauft ward.

Es iſt der Mühe werth, zu geſchwinder Ueberſicht des Verhältniſſes zwiſchen den mittlern Getreidedurchſchnittspreiſen in den Jahren 1817 und 1818 den Stand derſelben in jedem einzelnen Monat mit den in den Jahren 1846 — 47 auf nachfolgender Tafel anſchaulich dargeſtellt zu ſehen:

Monate:	Waizen.				Kern.				Roggen.				Gerſte.				Hafer.			
	1817.		1846.		1817.		1846.		1817.		1846.		1817.		1846.		1817.		1846.	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Mai . . .	70	27	25	23	72	7	26	1	56	57	21	58	51	57	17	—	19	50	8	39
Juni . .	78	33	26	38	87	6	27	38	56	1	20	52	56	34	17	26	24	—	9	22
Juli . . .	68	2	23	46	68	21	23	7	46	51	17	7	37	15	13	30	22	23	8	1
Auguſt .	56	58	23	39	65	31	24	29	46	15	18	46	28	—	16	5	17	32	6	29
Septemb.	45	22	27	1	46	52	28	58	31	51	21	—	35	—	17	47	13	31	8	15
Oktober.	48	24	25	40	46	55	28	—	45	34	21	54	38	4	16	22	12	29	7	54
November	52	25	25	37	47	38	27	48	28	7	21	51	37	36	16	47	12	47	7	53
December	43	—	26	3	40	33	28	23	38	15	21	32	38	35	17	4	11	32	8	5
	1818.		1847.		1818.		1847.		1818.		1847.		1818.		1847.		1818.		1847.	
Januar .	30	7	26	47	29	32	28	1	30	27	22	1	25	16	18	11	10	4	8	13
Februar.	33	40	30	7	31	42	30	27	29	16	22	54	23	11	18	53	10	46	8	39
März . .	24	23	31	19	22	29	31	55	20	50	23	55	16	13	19	31	8	26	9	[illegible]
April . .	24	52	40	9	22	20	41	13	20	4	35	7	15	56	24	8	7	40	10	1

„Schon aus dieſer ungeheuren Getreidetheurung kann man ſchließen, in welchem traurigen Zuſtande ſich damals alle Minderbemittelte befunden haben. Noch viel drückender aber wurde die Lage der arbeitenden und niedern Klaſſen dadurch, daß nicht nur alle übrigen Lebensmittel und häuslichen Bedürfniſſe ebenfalls übermäßig theuer waren, ſondern auch eine ſolche Lähmung des unter den beſtehenden Mauth- und Zollſyſtemen und deren zahlloſen inquiſitoriſchen Formen ohnehin aller freien Bewegung beraubten Handelsverkehrs und der Hauptzweige des gewöhnlichen Erwerbs eintrat, daher ein großer Theil ohne Beſchäftigung war und faſt allein in der öffentlichen Wohlthätigkeit ſeine fernere Exiſtenz finden konnte.

Es mag hier nun die nachfolgende weitere Vergleichung der Biertaxe und Fleiſchpreiſe von 1816/17 mit den jetzigen am Platze ſeyn, denen noch eine dritte über Brod und Mehl folgen ſoll:

A. Bier-Taxe:

	Winterbier.	Sommerbier.
vom 7. Jan. 1816:	braunes 5¼ kr.	braunes 6¼ kr.
	weißes 4¼ „	weißes 5 „
„ 22. Okt. 1816: prov.	braunes 5½ „	
	weißes 4½ „	
„ 24. Dec. 1816: definitiv	braunes 7¼ „	
	weißes 6¼ „	
„ 2. April 1817:		braunes 8¾ „
		weißes 7½ „
„ 16. Okt. 1817: prov.	braunes 7½ „	
	weißes 6½ „	

Digitized by Google

In Anſehung der Bier-Taxe iſt zu bemerken, daß der angeſetzte Preis nur von den Bräuhäuſern gilt; auf den Schenkplätzen war die Maaß Bier um $\frac{1}{2}$ kr., in den Kaffeehäuſern aber um Einen Kreuzer theurer, ſo daß der höchſte Preis für ein Maaß braunes Sommerbier 9 kr. 3 pf. war.

Die Bier-Taxe von **1847** ſtellt ſich in den Bräuhäuſern:
per Maaß: für das braune Winterbier auf 5 kr. 2 pf.;
„ „ für das braune Sommerbier „ 6 kr. 2 pf.
(Mehrere Bräuer ſchenken indeſſen das Sommerbier bereits um 6 kr. die Maaß in ihren Lokalen aus.)

B. Fleiſch- ꝛc. -Preiſe 1817 und 1846/47.

Im Jahr 1817 galt das Pfund

Monate:	Ochſenfleiſch	Schmalfleiſch	Kalbfleiſch	Hammelfleiſch	Schweinfleiſch
	kr.	kr.	kr.	kr.	kr.
Mai . . .	14	13	13	—	18
Juni . . .	15	14	12	—	18
Juli . . .	15	13	12	12	18
Auguſt .	15	13	12	12	18
Septemb.	15	13	12	12	18
Oktober .	$14\frac{1}{2}$	$12\frac{1}{2}$	15	$11\frac{1}{2}$	20
November	14	12	15	$11\frac{1}{2}$	19
December	13	11	12	$11\frac{1}{2}$	19

In den Jahren 1846/47 war der Preis in der **Stadt-Metzg** von Ochſenfleiſch $11\frac{1}{2}$;
Schmalfleiſch $10\frac{1}{2}$;
Kalbfleiſch 8 — 10;
Hammelfleiſch 7 — 9;
Schweinfleiſch 12 — 15 kr.

In der durch die Theurung von 1817 errichteten **Fremden-Metzg** gilt jede Sorte Fleiſch das Pfund 1 kr. weniger.

Schmalz galt 1817 im Mai und September das Pfd. 40 kr.
Daſſelbe im Jahr 1846/47 das Pfd. 26 kr.
Seife 1817: das Pfd. 30 kr. — 1846/47: 16 kr.
Kerzen 1817: das Pfd. 38 kr. 1846/47: 24 — 23 kr.

„Das ſchreckliche Elend ſchien alle Tage noch ſchrecklicher zu werden, da theils die gierige Hand des unerſättlichen Wucherers die Fruchtvorräthe zur Erhöhung und fortdauernden Höhehaltung der Preiſe aufſpeicherte, ſtatt damit den Bedarf des Publikums zu befriedigen, theils in den einzelnen Staaten nur noch vereinzelten Rückſichten Anordnungen getroffen wurden. So iſt die Welt immer mit Noth und Bedürfniſſen gepeinigt.

„Um einen Begriff von dem damaligen weit verbreiteten furchtbaren Mangel und den daraus hervorgegangenen Folgen zu geben, will ich blos bemerken, daß die dürftige Maſſe des Volks, auſſer Stand, das theure und doch ſchlechte Brod zu kaufen, oft mehrere Tage entweder völlig ohne Lebensmittel hinbrachte, oder ſich nur halb ſatt eſſen konnte, und grüne Kräuter oder Wurzeln, mit wenig Salz abgekocht, ſtatt aller andern Nahrung genoß, viele aber zu den unnatürlichſten und unreinlichſten Nahrungsmitteln, z. B. zu Ratten, Mäuſen, Hunden, Katzen, alten Pferden, Blut, Spreu, groben Kleien, Baumrinden, alten Lehmwänden u. ſ. w. ihre Zuflucht nahmen. Der Hunger brachte die Unglücklichen für die Gegenwart und die Arbeitsloſigkeit für die Zukunft in Verzweiflung. Ein ſolcher Jammerzuſtand machte die Nothwendigkeit auf richtige Grundſätze gebauter und mit ſicherer Hand ausgeführter Abhülfsmaßregeln zu fühlbar, als daß nicht ſogleich die allgemeine rege Theilnahme mit thätiger Hülfe hätte eingegriffen und mit wohlthätiger Milde dem Fortſchritte des Uebels Einhalt thun ſollen. Durch die landesväterliche menſchenfreundliche Vorſorge des Königs waren in dem Oberdonaukreiſe bis Ende April 1817 ſchon mehr als 25,000 Schäffel Getreide aller Art, theils zu einer wohlfeileren Brodverbackung, theils zur Unterſtützung mit Saat- und Eßgetreide, an die Lokalwohlfahrtsausſchüſſe und Armenpflegen in den Städten und auf dem platten Lande unter ſehr erleichternden Bedingungen wegen Zahlung und Rückerſatzes von den königlichen, Stiftungs- und Kommunal-Getreidſpeichern vertheilt worden. Da demungeachtet die von der Theurung herkommende Noth mit jedem Tage tiefere Wurzeln ſchlug, und man nach ernſtlicher Erwägung aller Verhältniſſe ſich überzeugte, daß allein durch den Einkauf und die unverzügliche Herbeiſchaffung ausländiſchen Getreides den Städten, wie dem platten Lande kräftige Hülfe geſchafft werden könne, bot der Augsburgiſche Handelsſtand, auf die an ihn unterm 22. April 1817 erlaſſene Aufforderung, zur Ausführung dieſer Maßregel freudig die Hand, indem er ſogleich bereitwillig war, ſowol einen baaren Vorſchuß bis zum Belauf von 300,000 fl. zu leiſten, als den Ankauf und die Zufuhr einer bedeutenden Quantität italieniſchen und ruſſiſchen Getreides zu beſorgen, ohne irgend einen Geldvortheil für dieſe ſeine Bemühungen zu nehmen. Dieſes patriotiſche Vorbild unſers ſchätzbaren Handelsſtandes beſtimmte auch die Städte Donauwörth, Lindau, Memmingen, Kempten und Kaufbeuren zur Unterzeichnung einer Summe von 68,000 fl. zum Zwecke des Getreideeinkaufs im Auslande.

Während um dieſe Zeit faſt täglich neue Mehl- oder Brodſurrogate aus Gegenſtänden in Vorſchlag gebracht wurden, welche ſonſt den Schweinen oder dem Geflügel überlaſſen blieben, fingen einige Privaten in unſerer Stadt an, ſich eines weit geſündern und ſchmackhaftern, und zugleich weit ergiebigern und bequemern Surrogats zu bedienen, indem ſie $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ Centner Reismehl mit $\frac{3}{4}$ oder $\frac{2}{3}$ Centner Roggenmehl vermiſchten. Als man in der erſten Hälfte des Jahres 1817 den bayeriſchen Schäffel Weizen faſt zu 100 fl., den Roggen aber zu 70 fl. bezahlen mußte, während der Centner Reis noch zu 30 fl. verkauft ward, war mit dem oben erwähnten Surrogat nicht nur eine Verbeſſerung und größere Schmackhaftigkeit des Brods, ſondern auch eine bedeutende Erſparniß erfunden, weil ein Centner Reis ohne Abgang wieder 100 Pfund Mehl gab, man aber von dem damaligen Roggen kaum 200 Pfund und von dem Weizen nicht über 225 Pfund reines Mehl erhielt. Daß aber auch das Brod durch die Beimiſchung des Reismehls nahrhafter ward, ergibt ſich ſchon daraus, daß 1 Pfund Reismehl mehr Nahrungsſtoff als 1 Pfund Roggen- oder Weizenmehl enthält. Uebrigens iſt das Reismehl ſo fein und weiß, als das ſchönſte Weizenmehl und durch Vermiſchung mit demſelben ſowohl zu verſchiedenen Gattungen Weißbrod, als in der Küche zu gebrauchen.

Schon am 9. Juni 1817 trafen durch den Eifer unſeres Handelsſtandes 123 Schaff 5 Metzen Roggen in 37 Fäſſern, und 74 Schaff 1 Vierling Weizen in 26 Fäſſern von den Küſten des adriatiſchen Meeres in Augsburg ein.

Am nächſten Kornmarkttage, den 13. Juni, war, nach dem gedruckten Preiszettel, der höchſte Preis des Weizens für das Schaff 90 fl. 43 kr. und des Roggens für das Schaff 68 fl.

(Schluß folgt.)

Der Sklavenhandel in Afrika.

(Schluß.)

„Capitain“, — rief der Bootsmann, — ein Leck im Schiffe! Waſſer im unterſten Raume! Es wächst mit großer Schnelligkeit!“

„Du irrſt, Freund“, — erwiederte lächelnd Grivély; — „mein „Satan“ iſt zu jung und zu lebensluſtig, um dergleichen Schwächen zu hegen. Er müßte nicht ſo eben den fürchterlichſten Orkan überſtanden haben, den man ſeit Menſchengedenken erlebte. Angenommen auch, daß ſeine Kupferhaut nicht Stand gehalten hätte, ſo bliebe immer die feſte Eichenwand, welche du ſelbſt vor der Abreiſe genau unterſuchteſt. Wahrſcheinlich ſind durch die heftig erſchütternden Bewegungen, welche das Schiff ausgehalten, einige Tonnen unſeres Waſſervorrathes umgeworfen, geöffnet und ausgelaufen. Dies erklärt dir am beſten das ſogenannte Eindringen der Wellen. Gehe noch einmal hinunter und ſieh genauer nach. Du wirſt dich von dem, was ich dir ſage, überzeugen.“

Dieſe Worte waren kaum ausgeſprochen, als in der Nähe des „Satan“ ein Toben vernommen wurde, das an ein im Kampfe begriffenes Heer erinnerte. Man hätte glauben können, das Klirren der Säbel, den Anſtoß der Waffen, das Brüllen der Menſchen und

Digitized by Google

Roſſe und, von Zeit zu Zeit, das gleichzeitige Losſchießen einer vollſtändigen Batterie zu hören.

„Nun, Capitain, zweifelt Ihr noch? Das Kupfer hat ſich von dem Kiel gelöst und, noch mehr, — des „Kaiſers“ Schwert hat das Holz durchbohrt.“

Der „Kaiſer“ oder Schwertfiſch, Bewohner und Beherrſcher des oſtindiſchen Meeres, iſt zwanzig bis dreißig Fuß lang, vier bis fünf Fuß hoch. In ein ſechsfüßiges, breites, zweiſchneidiges, eiſenhartes Kn chenſchwert endet ſein Maul. Die Waffe dient ihm, die Tyrannei in ſeinen Revieren uneingeſchränkt zu behaupten. Deshalb, — ſagen die franzöſiſchen Matroſen, — führe er den Namen „Kaiſer“. Sie nennen ihn auch ſcherzhafter Weiſe den Napoleon der See, ſo wie ſie dem Wallfiſch, wegen ſeiner friedlichen Geſinnungen, den Spitznamen Louis Philippe beigelegt haben.

Mehrere hundert Zähne, — die nicht minder ſcharf, nicht minder gefährlich ſind, als die der Bibi's, — zieren des Kaiſers ganzen Rachen.

Fiſche jeder Art verfolgt das Ungeheuer. Die größten ſind ihm die beachtungswertheſten. Jedoch verfährt er dabei mit gehöriger Vorſicht.

Zwiſchen dem ſo ſelten geſehenen Hydrarchos (vulgo: große Meeresſchlange) und dem Kaiſer findet der Unterſchied ſtatt, daß jener ſich ſtets allein gezeigt hat, während dieſer beſtändig in anſehnlicher Geſellſchaft reist. Seine Familie begleitet ihn. Weibchen und Junge ſind ihm nützliche Helfershelfer. Sie verfolgen gemeinſchaftlich, wie Hunde einen Hirſch, ihre Beute, — am liebſten den Wallfiſch. — Theils mit ihren Spießen, theils mit den Zähnen zehren ſie an ihm, dem zunächſt Fliehenden und in Todesangſt erſt ſich Wehrenden. Flucht und Widerſtand ermüden ihn aber zuletzt. Er kommt auf die Oberfläche, um nach Luft zu ſchnappen. Der Augenblick, wo der Wallfiſch den Rachen aufſperrt, wird benutzt, ihn durch Einführung der Schwerter in den offenen Schlund zu durchbohren. Die Zunge des Beſiegten wird dann der Sieger ſchätzbarſte Belohnung. Zuweilen verzehren ſie auch, zum Deſſert, das Haupt. Nur wenn es zu faulen anfängt, verlaſſen ſie es.

Daher werden häufig auf der See Wallfiſche gefunden, denen Zunge oder Kopf fehlt.

Ohne große Kraftanſtrengung, ohne Getöſe von beiden Seiten geht übrigens ein ſolcher Kampf nicht vorüber. Des Kaiſers Waffe erſchallt ſcharfklingend bei jedem falſchen Stoße auf des Wallfiſches ſtahlharte Haut. Des Wallfiſches Schläge mit dem Schwanze heben ganze Wellen und vernichten manchen zu nahen oder zu kühnen Feind. Aus ſeinen Naſenlöchern ſtrahlt brauſend das Waſſer empor. Aus ſeinen Wunden fließt ſtromweiſe das Blut. Es färbt das Meer. Zuweilen taucht plötzlich dann der Wallfiſch in den tiefen Abgrund hinab und kommt mit der Schnelligkeit einer Rakete wieder oben zum Vorſchein. Das Waſſer rauſcht, wogt, knallt um ihn herum. Den Kaiſer wird er jedoch nicht los. Sogar wenn der Unterliegende in ſeiner Verzweiflung eine Zuflucht an der Küſte ſucht, ſchreckt die Nachbarſchaft des Landes den Kaiſer nicht ab. Er ſtrandet mit dem Wallfiſch, wenn der Wallfiſch ſtranden will. Dies zu vermeiden, folgen ſich aber die Stöße der Schwerter ſchneller, werden heftiger und mit ihnen das Toben. Wer es einmal gehört, vergißt es nie.

Grivély konnte nicht länger zweifeln. Er erkannte den bekannten Lärm. Es wurde ihm leider nun gewiß, daß ſein Bootsmann ſich nicht getäuſcht.

Ein bedeutendes Leck mußte der „Satan“ bekommen haben.

Der Kaiſer begnügt ſich in der That nicht damit, in ſeinem Reiche gegen lebende Weſen zerſtörend aufzutreten. Jeder Gegenſtand auf der Oberfläche des Waſſers erregt ſeinen Zorn. Er verfolgt die Schiffe und verſucht ihre Wände. — Leiſtet ein gehöriger metallener Schutzbeſchlag ſeinen raſtloſen Stößen nicht unüberwindliche Gegenwehr, ſo findet er bald Mittel, beträchtliches Unheil anzurichten. Das feſteſte, dickſte Holz gibt ſeinem Schwerte nach. Er verſteht dieſes zwiſchen Fugen geſchickt einzuführen und ſo lange als Bohrer herumzudrehen, bis es bequem aus- und eingeht. Da alle Mitglieder einer ſolchen Kaiſerſchaar dicht neben einander die nämliche Fuge beſetzen und bearbeiten, ſo wird, bei Vollendung ihres Werkes, aus verſchiedenen kleineren Löchern, — die einzeln vielleicht zu verſtopfen geweſen wären, — ein größeres, das Waſſer gierig und maſſenweiſe aufnehmendes Leck, gegen welches alle menſchlichen Vorkehrungen und Hülfe gewöhnlich ſcheitern. Ehe es vollendet iſt, wird man es ſelten gewahr. Das Geräuſch des Waſſers, des Windes und des fahrenden Schiffes verhindert es, daß die verderblichen Anſtrengungen des Kaiſers vernommen werden.

„Du haſt recht, Alter“, — meynte der Capitain, — „Hülfe iſt ſchleunigſt nöthig. Ein Glück, daß, wenn der Tag anbricht, wir gewiß unſere Freunde in ihren Kähnen erblicken. Bis dahin Rath zu ſchaffen, ſcheint mir keine unauflösbare Aufgabe. In jeder anderen Lage wäre es allerdings unvermeidlich, um den „Satan“ zu retten, ihn zu erleichtern, folglich die Ladung aufzuopfern. So brauchen wir nur das Loſungswort zur rechten Zeit anzuwenden. Daſſelbe endlich zu erlangen, werde ich, ſobald ich die Leute hier verſammelt habe, dir die fernere Leitung der Pumpen übergeben. Beſchäftige ſämmtliche Matroſen. Während du dieſen Befehl ausführſt, ſteige ich mit dem mir ergebenen Zimmermann hinab, den Schaden zu beſichtigen und das Leck wo möglich oberflächlich zu ſchließen, auch um den Supercargo von ſo harter Gefangenſchaft zu befreien und das Fernere mit ihm zu beſprechen.“

Auf Grivély's Ruf fand ſich die Mannſchaft ein. Nur Sangkant blieb aus.

Im Angeſicht der neuen, ſo ernſten, ſo ſchwer zu vermeidenden Gefahr folgte ein Jeder bereitwillig den Weiſungen des Bootsmanns. Die Pumpen waren in einem Nu in vollem Gange. Das Waſſer ſtrömte aus ihnen wie aus unverſiegbaren Quellen. Doch fühlte man keine Erleichterung. Im Gegentheil; das Schiff ſenkte ſich offenbar. Der raſche Zuwachs der Laſt im Raume war nicht zu verkennen. Alle Kräfte und Gedanken wurden dadurch in Anſpruch genommen.

Gern wäre da Mancher geneigt geweſen, dem Mulatten Taitar aufrichtig Vergebung ſeines Makels gegen ſofortige höchſt gelegene Mittheilung der Parole zu ertheilen. Die fehlte immer. Grivély erſchien noch nicht, und ſchon meldeten ſich, etwas früher als verabredet war, die Freunde.

Der Capitain war zwar aus dem Raume heraus. Er hielt ſich aber ſtill am oberen Eingange deſſelben und ließ ſich abſichtlich nicht ſehen. Hinter ihm befand ſich, — bleich, halb ohnmächtig, an der Kehle ſchwer verwundet, — Taitar, den der Schiffszimmermann, mit Hülfe des Jupiter und der Venus, trug. Letztere erſchien mit einem von Blut noch triefenden Meſſer verſehen. Dieſe Waffe war jedoch diejenige nicht, die den Supercargo getroffen.

Um den Gefangenen ſicher zu machen gegen alle verrätheriſchen Abſichten, hatte Sangkant ihm, beim Beginne der Unterhandlungen wegen des Loſungswortes, Friede und Freundſchaft geſchworen. Durch die Betheurungen erſchüttert, gab Taitar dahin nach, daß er ſprechen würde, wenn man ihn der Feſſeln entledigte. Weil dieſer Wunſch ſofort gewährt wurde, ſtand er nicht an, auch ſein Verſprechen zu erfüllen. Kaum war die Parole gegeben, als er unter des Seemanns Dolche fiel . . . . . .

Die gerechte Nemeſis blieb indeſſen hier nicht lange aus. — Bis an den Ort, wo Sanglant ſtand, hatten ſich die beiden Kinder unvermerkt herangeſchlichen. Venus war mit dem Meſſer bewaffnet, das Anedun dem Jupiter kurz vorher nachgewieſen. Von dem nämlichen Gefühle der Verabſcheuung durchdrungen, welches einſt die heroiſche Charlotte Corday gegen Marat beſeelt, griff ſie den Mörder ſo plötzlich, kräftig und gelegen an, daß er ſeinem Opfer keinen zweiten Streich beibringen konnte.

Ein großer Uebelſtand war nichtsdeſtoweniger vorhanden. Des Taitar Wunde hinderte ihn an der Sprache. Nur unartikulirte Laute der Klage und des Schmerzes kamen aus ſeiner Kehle. Wie beinahe alle Mulatten zu jener Zeit, konnte er nicht ſchreiben. Sanglant

Digitized by Google

war todt. Auf das ſo unentbehrliche Loſungswort mußte alſo durchaus Verzicht geleiſtet werden.

In dieſer peinlichen Verlegenheit beſchloß Grivély, den gordiſchen Knoten, den er nicht löſen konnte, ohne Verzug, kühn und zum Verderben der Schuldigen, zu durchſchneiden.

Deshalb hielt er ſich harrend, mit ſeinem Gefolge, am oberen Eingange des Raumes bewegungslos auf. Dort mußte unbedingt Thomſon, welcher beim Kommandiren der Pumpen auf- und abging, vorbei.

Als der Alte nahe kam, rief ihn leiſe der Capitain zu ſich und ſagte ihm haſtig:

„Die Havarie iſt gränzenlos; das Schiff hält ſich kaum noch zehn Minuten. Gib Befehl auf Befehl; ſchreie, lärme, laß die Mannſchaft nicht zur Beſinnung kommen. Die Verwirrung benutze ich, da es noch dunkelt, mich, mit den Leuten hier, in die Schaluppe zu begeben. Gib gut Acht! Sobald wir die Schaluppe unten haben, wirf dich uns nach. Dann, „Satan“, fahre wohl!“

England und die Engländer im J. 1500.

Die Geſchichte Englands gegen Ende des fünfzehnten und gegen Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts iſt kürzlich durch eine intereſſante Schrift bereichert worden, nämlich durch Herausgabe eines in italieniſcher Sprache abgefaßten Berichtes, welchen vermuthlich ein zur venetianiſchen Geſandtſchaft gehörender Nobile um das Jahr 1500 über die Zuſtände Englands und ins beſondere Londons abgeſtattet hat. Von dem damaligen London ſagt der Italiener: Obwohl dieſe Stadt keine Gebäude im italieniſchen Styl hat, ſondern lauter Häuſer von Ziegeln oder Holz wie die franzöſiſchen, ſo wohnen die Londoner doch komfortable (habitano i Londresi commodamente) und es ſcheint mir, daß hier nicht weniger Einwohner ſind, als in Florenz oder Rom. Alle Arten von Luxusartikeln ſowohl als von Lebensbedürfniſſen ſind hier überflüſſig vorhanden; das Merkwürdigſte in London ſind aber die vielen Silberarbeiter. In einer einzigen Straße, der Strand geheißen, die nach der St. Pauls-Kirche führt, befinden ſich zweiundfünfzig Goldſchmieds-Läden, ſo reich und voll von Silbergeräthen, groß und klein, daß in allen Läden zu Mailand, Rom, Venedig und Florenz zuſammengenommen, meiner Meynung nach, nicht ſo viele Pracht gefunden wird, als hier in London. Und dieſe Geräthe beſtehen ſämmtlich entweder aus Salzfäſſern, oder Trinkbechern, oder großen Waſchbecken.“

Man ſieht daraus, daß England nicht erſt in den letzten beiden Jahrhunderten, wie ſo vielfach angenommen wird, reicher geworden als andere Länder. Hundert Jahre vor der Blüthe der Eliſabethiniſchen Zeit, und hundertfünfzig Jahre vor dem Erlaß der berühmten Navigations-Akte wußten die engliſchen shopkeeper bereits einen ſolchen Reichthum zur Schau zu ſtellen.

Merkwürdig iſt übrigens unſers Italieners Charakterſchilderung der Engländer, weil ſie noch heute, nach 350 Jahren, vollkommen auf ſie paßt: „Die Engländer,“ ſagt er, „ſind größtentheils, und zwar ſowol Männer als Frauen jedes Lebenalters, hübſche wohl proportionirte Menſchen, obwol nicht ganz in dem Maaße, wie ich ſie, nachdem was ich früher darüber gehört, erwartet hatte. Leute die mit dieſen Ländern näher bekannt ſind, verſichern übrigens, daß die Schotten viel ſchöner ſeyen, und daß die Engländer in Allem, was ſie betrifft, ſehr eigenliebig ſind. Sie glauben, daß es außer ihnen gar keine rechten Menſchen gibt, und daß mit England die ganze Welt ein Ende hat. Wenn ſie einen ſchönen Ausländer zu ſehen bekommen, ſo ſagen ſie, er ſähe aus wie ein Engländer, und es ſey ſehr ſchade daß er kein Engländer ſey; und wenn ſie mit einem Ausländer etwas Wohlſchmeckendes zu ſich nehmen, dann fragen ſie ihn wohl, ob dergleichen Dinge auch in dem Lande des Fremden (nel paese del convitato) zu finden ſeyen? Sie lieben es ſehr, eine große Anzahl ausgeſuchter Gerichte bei Tiſche zu haben, wo ſie ziemlich lange täglich verweilen; Wein trinken ſie jedoch ſehr ſparſam, wenn es auf ihre eigenen Koſten geht.“ (Was den letzten Punkt betrifft, gibt es überall engliſche Charaktere.)

Pot-Pourri.

Mir eine, Dir eine!

Der „Beobachter“ erzählt folgende lehrreiche Geſchichte, welche ſich in Heilbronn zugetragen. Ein armer Mann kaufte bei einem Bäcker, einem Pietiſten, ein Groſchenbrod, und ſteckte ein zweites unbezahlt ein. Der Bäcker erwiſchte den Dieb und arretirte ihn. Ein Jude der hinzukam und den Arreſtanten kannte, bat für ihn, und erbot ſich den Betrag für das entwendete oder auch mehr zu bezahlen, da derſelbe ein ganz armer und bedürftiger Mann ſey. „Nein!“ — ſagte der pietiſtiſche Bäcker — „Unrecht muß beſtraft werden,“ und führte den Armen auf die Polizei. Da ging der Jude zu jenem Bäckerladen zurück, kaufte ſich einen Laib Brod, ließ ihn bei einem Kaufmann wägen — und ſiehe! er wurde viel zu leicht gefunden. Der Bäcker wollte nun das leichte Brod gegen ein ſchwereres austauſchen. „Nein!“ ſagte der Jude, „Unrecht muß beſtraft werden,“ brachte den Laib auf die Polizei und unſer Pietiſt mußte 8 fl. Strafe zahlen.

Wie die Chineſen den Wucher beſtrafen.

Der engliſche Schriftſteller Dawie erzählt in ſeinen „Reiſe-Memorien,“ er habe in China einer merkwürdigen Hinrichtung beigewohnt. Der Delinquent, ein Mann von ungefähr 40 Jahren, hatte eine blaßgelbe Geſichtsfarbe, und in ſeinen Zügen ſpiegelte ſich Leidenſchaftlichkeit lebhaft ab. Sein Auge rollte wild und ſein Mund verzog ſich zu einem ſchrecklichen Lächeln, das man für Grinſen halten konnte. Mit einer Gleichgültigkeit, die ans Unglaubliche ſtreift, erwartete er den Todesſtreich von dem Beile des Henkers. Als er an dem Gerüſte angelangt war — ſo berichtet der Erzähler — bemerkten erſt viele der Zuſchauer, daß ihm beide Hände fehlten. — Aus den Erzählungen der Eingebornen erfuhr man, daß der Verbrecher ein arger Wucherer war, der ſchon zweimal nach dem Geſetze durch Abhauung einer Hand beſtraft wurde. Als er jedoch nach überſtandenen Strafen ſein Geſchäft nicht nur nicht aufgab, ſondern es noch gewiſſenloſer als zuvor betrieb, ſo wurde er zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Bemerkenswerth erſcheint übrigens noch der Umſtand, daß er alle dieſe Strafen in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren erlitt. Den wahren Wucherer ſchreckt die ſchrecklichſte Strafe nicht; das Bewußtſeyn, Geld zuſammengeſcharrt und ſeinen Nebenmenſchen an den Bettelſtab gebracht zu haben, erkauft er gern mit öffentlicher Verachtung und Brandmarkung.

Auch eine Ueberraſchung.

Ein junger Mann kam dieſer Tage zu ſeinem Freunde und bat ihn um des Himmels willen, dieſer ſolle ihm Geld leihen, ſonſt müßte er (der junge Mann) gleich in die Donau ſpringen. „Morgen,“ fuhr er fort, „iſt der Namenstag meiner angebeteten Agnes; ich muß ihr da ein koſtbares Geſchenk machen, den ſie liebt mich gar ſo ſehr, dieſes Engelsmärchen!“ — antwortete der Freund „Geld,“ — „gebe ich dir nicht, aber ein herrliches Geſchenk zu ihrem Namensfeſte.“ Er öffnete ſeinen Schreibtiſch und gab dem Liebenden ein — Päckchen Liebesbriefe, welche er im Laufe der vorigen Woche von demſelben „Engelsmärchen“ erhalten.

Ein großer Gefalle.

„Möge doch den alten Geizhals T. gleich der Geier holen?“ rief erzürnt ein Mann. — „Das würde ihm ſehr lieb ſeyn, entgegnete einer ſeiner Freunde, der dieß hörte, „denn — da erſpart er die Begräbnißkoſten.“

Digitized by Google

Nro. 39.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 15. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Laura, des Wirths Töchterlein. — Parlamentariſche Notabilitäten des preußiſchen Landtags. — Auszüge aus Saphirs Münchner Vorleſungen. — Pot-Pourri.

Laura, des Wirths Töchterlein.

Aus dem nächſt zu erwartenden Werke: Luiſa von Braganza, Novelle in zwei Bänden aus den Zeiten der portugieſiſchen Freiheitskämpfe van Ferd. Aug. Oldenburg.

(Von dem Verfaſſer aus dem Manuſcripte mitgetheilt.)

Meiſter Sancho, der Wirth zum Anker, hatte nur ein Kind und das war ein Mädchen. Weil ſie nun ein Mädchen und ihr Vater Gaſthalter war, nannte man ſie: des Wirths Töchterlein, andere Gründe wußte man nicht für den Beiſatz. — Sie hatte in der Taufe den Namen Laura erhalten. So lange ſie noch ſehr jung war, war ſie auch ſehr klein, und als ſie älter wurde war ſie auch klein, weil ſie, trotz allen baumlangen und pfundſchweren Kerzen, die man dem Schutzheiligen opferte, doch nicht weiter wuchs, als es in ihrer Natur lag; die Natur hatte ſich aber über das: warum ſo und nicht anders? nie ausdrücken wollen, deshalb kam es auch nie an's Tageslicht und man ſtritt ſich in Vermuthungen miteinander herum, weshalb ſich die kleine Figur Laura's in keine große verwandeln wollte?

Meiſter Sancha hatte ſich eben die Schlafhaube van den Ohren geſtreift, nahm durch einen gedehnten und mit Armrenken begleiteten „O ai ah!!" von der Bettruhe Abſchied, ſchlüpfte in die kurze Hoſe, bunte Strümpfe und Schlappſchuhe, arbeitete ſich in die Hausjacke und ſtand nun, zum neuen Tagewerke durch etliche Gebete gekräftigt, wie ein kleiner ſchnüffelnder Mops in der Thür des Gaſtzimmers, prüfend die vollbrachten Geſchäfte der früher als er aufgeſtandenen Mägde betrachtend, dann einige Holzſtühle unter die Tiſche ſchiebend, damit der Durchgang weiter würde, und mit dem Aermel über die Krugdeckel ſtreifend, um den Staub davan zu beſeitigen.

Der Margen war ſa ſchön und die Ruhe im ganzen Hauſe feſtlich; das überdachte Sancha und kratzte ſich mißmuthig in den Haaren, denn im Kalender Julian's ſtand kein Feſttag geſchrieben, und in jenem Gregar's auch nicht, folglich lag die Urſache der feierlichen Stille an einer Gaſtloſigkeit und dieſe iſt eine wahre Trauerzeit für den Gaſtwirth und wenn die Sache auch nur momentan zu nennen, war ſie dach unerfreulich, denn die Schläge ſind auch nur mamentan und es vermeidet ſie deshalb doch Jedermann. Eben ſo ſtrebt der Gaſtwirth der Gaſtloſigkeit aus dem Wege zu gehen und ſtellt ſich lieber an die Hausthür, um durch höfliche Grüße einen durſtigen Bekannten daran zu mahnen, daß er valle Fäſſer habe und noch leere Beutel genug zum einſacken klein und graßer Münzen. — Nachdem auch Meiſter Sancha das Manoeuvre des Lockens verſucht, wozu jedach die rechte Stunde nach nicht gekammen, ſetzte er ſich verdrüßlich an's Fenſter und eben daſelbſt angelangt wandte ſich das Töchterlein Laura mit den Warten zu ihm: „Höre Vater, ich möchte frei'n!"

Der Wirth ſtrich ſich über das Geſicht und dann mit beiden Händen über die Ohren; denn in der Welt geſchieht Alles gradatim, — ſo ſchläft man ein, ſa wacht man auf und iſt das Letztere auf dem Wege, ſa geſchieht es wohl, daß man mit den Füßen ſchan wach iſt, das heißt, auf dem Boden ſteht, während die oberen Facultäten nach ſchlaftrunken ſind und den Eintritt in das reale Gebiet des Lebens ſuchen. — Ein ſolches halbes Wachen nehmen wir denn vor Allem gern als noch vorhanden an, wenn uns etwas geſchieht, was wir nicht gern erleben, und deshalb ſtrich ſich auch Sancho über Geſicht und Ohren, weil er das Gehörte gern wegputzen wollte, aber es ging diesmal nicht, ſein Töchterlein ſtand leibhaftig vor ihm da und wiederholte ſogar die Worte: „Vater, ich möchte gern frei'n!"

Wir hörten ſchon, daß Laura des Wirthes Sancho einziges Kind war, das heißt mit andern Worten: der Vater liebte ſie ausnehmend, hatte ſie bedeutend verzogen, brummte zwar den ganzen Tag mit ihr und konnte ihr doch nichts abſchlagen, drohte hundertmal mit Püffen und hatte ihr noch keine Falte des Kleides verdrückt, ſprach oft genug von enterben und ſcharrte doch wie ein Hamſter, Geld und Gut zuſammen, um ihr Erbtheil zu vergrößern und behauptete oft mit der gleichgiltigſten Miene keinen Appetit zu einer Speiſe zu haben, wenn er bemerkte, daß Laura deshalb nicht zulangte, um dem Vater, der ihr ebenfalls ſehr werth war, den Vorzug zu laſſen. — Indeß: Jugend hat nicht Tugend! das heißt: die Wünſche ſind ſo lebendig, daß ſie auch um höheren Preis, als ſie werth ſind, oft genug realiſirt werden; da gibt es dann freilich Stunden, wo man nicht darauf achtet, ob Papa Ja oder Nein ſagt; denn man hält Papa's Widerrede für einen ſtereotypen Eigenſinn, der auf Koſten der Wahrheit zu brechen ſey; weil der Wunſch Wahrheit iſt, und das Widerſtreben deſſelben als Unrecht, das heißt: als eine negirende Macht des böſen Prinzips erſcheint, welches die Menſchen plagt.

„Weshalb antworteſt Du mir nicht, Vater, wann die Hochzeit ſeyn könnte?"

„Gott verzeihe mir die Sünde! ich glaube das Mädchen hat den Verſtand verloren!" waren die erſten Worte des überraſchten Vaters, die Tochter jedoch, gefaßt auf Widerrede und eine nicht unvernünftige Diskuſſion, begann ruhiger als in andern Fällen: „Wozu ſind die Mädchen auf der Welt, ſage lieber Vater?"

„Wazu? wazu? das mag der Himmel, als er ſie geſchaffen, beſſer gewußt haben, als ich dahinter gekammen bin; in dieſem Augenblicke ſcheint mir es, als wären ſie nur zur Plage da."

„Ich will Dir es beſſer ſagen, Vater: ſie ſind da, um zu heirathen und das bin ich auch Willens zu thun."

„Heirathen! Heirathen! Jetzt habe ich des Scherzes genug! Es heirathet ſich nicht ſo ſchnell; zumal in unſern hochbeinigen Zeiten, wo der Verdienſt täglich abnimmt, die Spanier unſere Kaſſen auspreſſen; unſern Handel von Liſſabon fort nach Cadix ziehen und die beſten Stellen im Lande mit ihren Kreaturen beſetzen. — Da ſchau nur einmal, wie leer das Haus heute iſt, keine Maaß Wein wird verzapft und ich bemerke ſchon, daß ein Freiwerber nur darauf ausgehen wird, meine vallen Kaſten zu ſtürzen und dich als Knochenzugabe beim Fleiſchgewichte mit in den Kauf zu nehmen. Ja, ja, ſo wird es kammen! erſt die Schildkröte gekacht und dann vom Gehäuſe eine Büchſe gedreht! Jetzt erzähle mir, wie die Sache zuſammenhängt und bekenne ob ich nicht Recht habe?"

„Durchaus nicht Vater Sancho! durchaus nicht! ich habe zwei Freiwerber —"

„Gleich zwei? immer beſſer!"

Digitized by Google

„Die ſich als Gäſte hier einfanden —“

„Als Gäſte? Verwünſcht! Wer ſind die Kerle?“

„Sehr ehrenwerthe Hauptleute des Königs von Spanien.“

„Gott verzeihe mir die Sünde! auch das noch!“

„Der Eine bei der deutſchen Garde, mit blondem Haare und blauen Augen.“

„Die Farbe der Augen und Haare hat ſie ſogar behalten.“

„Der Andere bei der ſpaniſchen Garde —“

„Ich will nicht hoffen —?“

„Hoffe nur, lieber Vater, denn ich hoffe ja auch. Alſo der Andere mit ſchwarzem Haare und braunen Augen.“

„Das Mädchen hat ein ganzes Regiſter von Haar und Augenfarben im Kopfe! wenn ich einen ſolchen heilloſen Kerl drei Stunden nicht geſehen habe, weiß ich nicht mehr, ob er roth oder ſchwarz war und die Dirne wäre wohl im Stande ihn noch zu malen!“

„Der mit den braunen Augen iſt der Rechte.“

„Nein der Linke iſt es! ſag ich Dir; denn die ganze Geſchichte wird ſchief links abgehen!“

„Er verſicherte mir ſeine unendliche Liebe und Treue.“

„Wo ſitzt die Verſicherung für dieſe Verſicherung frage ich dagegen? Mädchen! Mädchen hüte Dich vor dummen Streichen und ſpäter Reue!“

„Er heirathet mich alle Tage, wenn ich will.“

„Jede Stunde glaub ich, aber ſolch ein Ding will wohl überlegt ſeyn.“

„Wenn Du nicht Ja ſagſt, ſo weiß ich ſchon, was geſchieht —“

„Du wanderſt ins Kloſter!“

„Danke ſchönſtens! — Ja, wenn er mitginge dann —? Aber es iſt doch gut, daß Du mich darauf aufmerkſam machſt, ſo weiß ich mich doch in Acht zu nehmen! — Wenn man nur ein einziges Kind hat und dieſem zu Gefalle nicht mehr thun kann als Du, muß uns der Himmel ſtrafen und ſo wird es auch bei Dir kommen.“

„Ja plagt Dich denn der —, doch nein, ich will ſo früh am Tage noch nicht ſündigen, indem ich fluche oder ſchwöre. — Freien! Das wird ſchnell geſagt, aber bevor das Jawort zu geben, müſſen die Fragen gelöſt ſeyn: Worauf freien? und iſt der Auserwählte ein Mann nach dem Willen des Herrn und nach meinem Willen? Erſt wenn dieſe Punkte erledigt, darf von Können und Sollen die Rede ſeyn, verſtanden Donna Laura?“

„Wohl Vater, ich habe das Alles verſtanden, aber fühle demungeachtet in meinem Wunſche nichts geändert und bleibe deshalb dabei: ich freie!“

„O Du heiliger Andreas, der du an dem X Kreuz martervoll geſtorben und die erſte Stunde jeden Tages bei mir ſtets in Beſchlag nimmſt, und du geröſteter Sankt Laurentius, dem mein zweites Gebet gewidmet, weshalb haltet ihr jetzt ein ſolches Leiden nicht von mir ab? Habe mich doch nie zu den Janſeniſten, Calviniſten und Donatiſten, noch zu den Arianern und Neſtorianern bekannt; habe die Abſtinenz-Tage fleißig gehalten und die Accidenzien der Kirchen-Diener nach Kräften vermehrt; wenn ihr Heiligen das nun einſehen müßt, ſo bitte ich euch, mir zur Vergeltung jetzt die Heirathsgedanken aus des Mädchens Kopf zu putzen! euch iſt es eine Kleinigkeit, ihr braucht nur zu nicken, wie die Pagode auf dem Kamine, die mir der Indienfahrer Calos von Macao aus China mitgebracht, und das Mädchen denkt nicht mehr daran!“

„Vater, die Heiligen mögen nicken oder ſchütteln, ich heirathe doch und Du wirſt mir es nicht wehren!“

„O heilige Barbara, Schutzempfohlene der hochſeligen Mutter dieſer ungerathenen Tochter; kannſt Du nicht ein Machtwort drein reden? von ihrem Haarzopf haben wir Dir ein halbfuß langes Ende geopfert, damit Du ſie ſtets in der Gewalt haben und wenn ihr Gefahr drohte, ſie dadurch herausziehen könnteſt, daß Du ſie aus den Flammen entführen und das Maul über dem Waſſer erhalten möchteſt — ſolche Fälle ſind bis dato noch nicht begegnet, aber ein Anderer ſteht vor der Thür; ſie will heirathen, einen Feind Portugals, einen Caſtilianer heirathen, einen Menſchen, der vielleicht dereinſt die meilenlange ſpaniſche Degenklinge in mein Blut tauchen muß; denn es wäre ja doch nicht unmöglich, daß Portugal einmal gegen ſeine Unterdrücker aufſtände und in dieſem Falle — alſo, bevor es dazu kommt, nimm dies ungehorſame Kind beim Zopf, deſſen Ende wir in Deine Hand gelegt haben, wickle die Spitzen um Deine verklärten Finger und beutle ihr den Schopf ſo lange, bis der letzte Gedanke an Hochzeit herausgeflogen iſt, Du wirſt es ſchon ſo einrichten, daß nichts Anderes mit verloren geht!“

„Aber lieber Vater, was redeſt Du da für Zeug? Bedenke doch, daß die Jugend immer das Vorrecht hat, vom Glücke begünſtigt zu werden, die alten Heiligen waren auch einmal jung und ſchauen ihr daher immer durch die Finger; ſo werden ſie es hoffentlich auch mir thun, und wenn Du auch noch ſo viel von Beuteln ſprichſt, es bleibt bei dem Heirathen. Oder, ſäheſt Du es lieber, daß man mich ins Grab trüge?“

„Wie ſo ins Grab? Es leben viel tauſend unverheirathete Mädchen, die kein Menſch mag, darum wirſt Du auch ledig bleiben können und vor allen Dingen im Stande ſeyn, ohne einen ſolchen Feind des Landes auszukommen.“

„Ich ſage Dir aber, daß ich es nicht kann, Capitain Ponto-Hnedeo hat mir ſeine Liebe verſichert und ich ihm die meinige; das iſt abgemacht.“

„Ohne mich zu fragen?“

„Du ſagteſt noch niemals Nein, wenn ich etwas begehrte; darauf fußend habe ich mich ihm geſchenkt.“

„Geſchenkt und auf mein Jawort fußend! was das für Extravaganzen ſind! ich werde aber diesmal Nein ſagen, damit Du es weißt!“

„So ſpring ich ins Waſſer! Damit Du es auch weißt! Sieh dann zu, woher Du eine ſolche Tochter wieder nimmſt! Die Zeiten des Erſatzes ſind bei Dir vorüber, denn Du biſt ein alter Mann und die Mutter iſt todt.“

„O Du heilige Barbara! was das für eine raffinirte Wiſſenſchaft der obwaltenden Verhältniſſe iſt? auch dieſe hätteſt Du ihr billig ausbeuteln ſollen; denn es iſt ein luxuriöſer Zuſatz ihrer Kenntniſſe, ſo ein wahres Teufelsei zu nennen.“

„Ich habe Dir nun meine Meynung geſagt und gebe Dir bis morgen Bedenkzeit, Vater.“

„Sie ſpielt ganz die verkehrte Welt mit mir; ſtatt daß ich ihr Gehorſam predige, räth ſie ihn mir an.“

Durch den Eintritt mehrerer Gäſte wurde die fernere Unterredung geſtört und Sancho ging voller Betrübniß ſeinem Schutzpatron eine Wachspuppe, ſo ſchwer als das ungerathene Kind ſelbſt, zu geloben, wenn er ſie auf andere Wege bringen würde. — Wie das wohl geſchieht, wenn die Selbſtſtändigkeit der Perſonen durch freie Inſtitutionen geweckt wird, war auch Laura zu einer bei ihrem Geſchlechte ſeltenen Feſtigkeit gediehen, hatte, als der Tajo einſtens wildaufgeſchwollen ſchäumte und Bergwaſſer von den Höhen Caſtiliens und Eſtremaduras herabführte, Männern zur Beſchämung, einen Nachen beſtiegen und einen Knaben gerettet. — Ueberall gab ſie den Ton an und der Vater hatte wohl Urſache auf dies Kind mit einem gewiſſen Stolze zu blicken; freilich vermuthete er damals nicht, daß die Sache auch umgekehrt ausſchlagen konnte und die väterliche Autorität war nicht wohl wiederherzuſtellen; er wandte ſich deshalb an die wunderthätigen Bilder, deren es in Liſſabon genug gibt und verſäumte es nirgend kleine Spenden als Lockſpeiſen niederzulegen, denn: Nach der Arbeit der Lohn! Dies goldene Lebensprinzip in der Praxis konnte er auch bei dieſer Gelegenheit nicht ganz aus den Augen laſſen. — Nachdem er dem frommen Glauben genügt hatte, ging er wieder beruhigt an die tägliche Arbeit; es den Himmliſchen getroſt überlaſſend, auf welche Weiſe das erbetene Ende herbeigeführt werden könnte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Parlamentariſche Notabilitäten des preußiſchen Landtags.

(Aus den „Grenzboten.“)

Die Abgeordneten der Rheinprovinz ſind am meiſten wegen ihres großen Talentes gefeiert worden und theilweiſe auch mit Recht. Jedoch iſt zu berückſichtigen, daß es auf dem rheiniſchen Provinziallandtage auch geſtattet iſt, Reden vorzuleſen, und daß daher mehrere rheiniſche Deputirte ſtets mit einem Konzepte auf der Rednerbühne erſcheinen, durch deſſen mehr oder minder häufiges Zuratheziehen der Eindruck der Rede oft ſehr geſtört wird. Dieß findet hauptſächlich auf Herrn Mediſſen Anwendung, deſſen Reden in den Zeitungen höchſt effektvoll, auf dem Landtage aber von geringem Erfolg ſind. Auch Herr Camphauſen ſpricht weder völlig frei noch fließend. Dagegen iſt Herr v. Beckrath betreffs rhetoriſchen Schwunges und Schönheit der Sprache, die durch einen würdevollen Vortrag noch gehoben werden, der erſte Redner des Landtages. Völlig frei und aus dem Stegreif ſpricht Herr Hanſemann, dabei höchſt kraftvoll und in oft draſtiſch ergreifender Weiſe. Er trifft vielleicht von allen Rednern am Meiſten den Ausdruck, wie er dem ſich ſeiner Rechte bewußten Volksvertreter zukömmt. Weniger beredt als die Vorgenannten, aber von großem Einfluß unter rheiniſchen Abgeordneten iſt Herr Aldenhooen. Unter den weſtphäliſchen Abgeordneten hat ſich bisher nur einer wahrhaft hervorſtechend bewieſen, dieſer eine nimmt aber auch einen der erſten Plätze auf dem ganzen Landtage ein. Es iſt Herr v. Vincke. Seine Reden, die gedruckt von großem Intereſſe ſind, ſind von einem noch viel größeren Einfluß auf die Verſammlung. Er ſpricht ſtets ganz frei, dabei ſehr ſchnell, jedoch vollkommen deutlich, ſeine Deduktionen ſind von ſchlagender Schärfe, ſein Angriff von unwiderſtehlicher Gewalt. Er iſt Ariſtokrat, aber in gutem, etwa engliſchem Sinne und beſitzt eine unerſchütterliche Feſtigkeit des Charakters. Von den Weſtphälen iſt Herr v. Bockum-Dolffs noch rühmlichſt zu erwähnen. Aus Sachſen wüßten wir keinen zu nennen, es müßte denn Herr Gier, Bürgermeiſter Mühlhauſens, mit ſeiner beharrlichen Tendenz, die Zeit der Landtagsſitzung möglichſt zu verkürzen, ſeyn. Jedoch hatte Herr Gier bis jetzt noch nicht Gelegenheit, ſein ohne Zweifel koloſſales Talent genügend zu entwickeln. Brandenburg hat ſich in der zweiten Kurie noch nicht bewährt. Von den Herren dieſer Provinz hat der Graf v. Arnim eine unleugbar große parlamentariſche Gewandtheit bewieſen. Unter den Schleſiern zeichnet ſich Herr Milde aus, kann jedoch mit den eminenten Rednern der weſtlichen Provinzen nicht verglichen werden. Seinen ſonſt eindrucksvollen Reden fehlt ſowohl in Form als im Vortrage Politur und Feinheit. Ein Talent, obwol noch nicht klar zu beurtheilen, iſt der Fürſt Lychnowski. Die Pommern beſitzen in dem Grafen v. Schwerin einen guten Redner, der ſeine Gedanken in klarer und bündiger Weiſe auszudrücken verſteht. Von den Poſen'ſchen Deputirten hat Herr Naumann, Oberbürgermeiſter von Poſen, den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht entſprochen. Seine Haltung iſt eben ſo unklar, als ſeine Reden. Den Deputirten der Ritterſchaft dieſer Provinz mangelt ſchon die genügende Herrſchaft über die Sprache, um als Redner Bedeutendes zu leiſten. Doch iſt Herr v. Kraszewski nicht ohne Erfolg aufgetreten. Die Preußen haben ihren großen Ruf bis jetzt noch nicht genügend gerechtfertigt. Jedoch hat Herr v. Auerswald ſich als eines der einflußreichſten Mitglieder des Landtags gezeigt. Er verbindet Feinheit und Mäßigung der Rede mit großer Gewandtheit, Geiſtesgegenwart und Schärfe der Dialektik. In der Verſammlung iſt ſein Auftreten ſtets von Erfolg. Höchſt ungerechter Weiſe iſt von der radikalen Seite her die Feſtigkeit ſeiner Geſinnung verdächtig worden. Die Folge wird die Grundloſigkeit dieſer Angriffe beweiſen. Die Herren v. Brünneck, v. Bardeleben und v. Saucken-Tarputſchen ſind bis jetzt von den übrigen preußiſchen Abgeordneten die, welche noch am häufigſten aufgetreten ſind.

Auszüge aus Saphirs Münchner Vorleſungen.

Den ſchlagendſten Beweis dafür, daß das ganze deutſche Volk nur ein einziges Volk iſt, liefert der Umſtand, daß es ſechsunddreißigerlei deutſche Volkskalender gibt! Ueber nichts haben die Deutſchen ſo klare und übereinſtimmende Anſichten, als über Das, was in dem Himmel geſchieht; und über gar nichts dunkler, als über Das, was auf der Erde vorgeht. Ueber die Angelegenheiten des Thierkreiſes ſind ſie alle einig; aber über die Angelegenheiten des „Main- und Donaukreiſes“ herrſcht oft große Konfuſion. In nichts leſen die Deutſchen ſo oft und ſo gern, als in den Sternen; und da haben ſie Recht, in dieſer Schrift bekommen ſie Alles zu leſen, da wird nichts herausgeſtrichen! Der Himmelsſtrich iſt nur ein Strich unter dem Himmel, nicht am Himmel! An den Himmelsſternen kann der Menſch ſehen, daß es oft oben ſo ſteht, wie unten! Die Sterne, die nicht viel Lichter verbreiten, die Planeten, kommen ſtets weiter; die ein ſtarkes Licht verbreiten, die Fixſterne, kommen nicht von der Stelle. — Wenn dem Menſchen ein Glück paſſirt, ſo ſchreibt er ſich's zu und ſagt: „da hab' ich ein Glück gemacht!“ wenn ihm aber ein Unglück zuſtößt, da iſt's der liebe Himmel, der's gethan hat. Jedes Unglück, das den Menſchen trifft, jede Dummheit, die er begeht, ſchreibt er den Sternen zu: „Das iſt mein Unſtern, mein Geſtirn, mein Schickſalsſtern!“

Die Deutſchen Kalendermacher nennen noch immer jedes Jahr ein gemeines Jahr; allein der Deutſche hat kein „gemeines“ Jahr. Er hat zwar auch keine ungemeinen Jahre, allein er hat lauter Schaltjahre, denn er hat einen Tag mehr als alle andern Völker: den Bundestag. — Die „Diplomatie und die „Aſtronomie“ ſind ſich ganz ähnlich. Beide Wiſſenſchaften werden am Beſten betrieben wenn es Nacht und finſter iſt. Die Diplomaten haben von den Sternen viel gelernt, nemlich die Kunſt, wieder auf den Punkt zurückzukommen, von dem ſie ausgegangen ſind. — In der Politik gibt's nichts als Fragen, aber gar keine Antworten. Welches aber war die erſte politiſche Frage der Welt? Die erſte politiſche Frage der Welt war ſchon im Paradieſe vorhanden. Unſer Herr Gott wußte ſehr gut wo Adam war; allein er war diplomatiſch und fragte: „Adam, wo biſt du?“ blos um ein Protokoll zu eröffnen und ihn aus dem Lande zu verweiſen. — In den Ehen herrſcht jetzt auch wie in der Politik mehr Frieden als früher, und zwar aus eben dem Grunde wie bei den Ländern und Staaten. Nicht etwa, daß ſie keine Urſache zum Krieg hätten, nein, aber keiner getraut ſich anzufangen, weil ſie — Alle ſchuldig ſind! — Inwiefern gleichen ſich die deutſchen Bücher und die Butterbrode? Bei beiden ſind die geſtrichenen Stellen die beſten. — Warum ſagt man: „Der iſt verliebt bis über die Ohren?“ Weil über den Ohren der Verſtand anfängt, und da getraut ſich die Liebe nicht hin. — Unſere Zeit ſchreitet langſam vorwärts. Man ſagt, aus Faulheit — es iſt nicht wahr; es geſchieht aus löblicher Vorſicht, denn im Finſtern muß man langſam vorwärts ſchreiten! — Warum iſt es ſo leicht in der Muſik Doktor und Profeſſor zu werden? Weil bei den „Noten“ die leeren Köpfe mehr gelten, als die vollen! — An unſeren politiſchen Zeitungen iſt nichts politiſch, als daß ſie ein „Inſerationsblatt“ dabei haben. Der politiſche Theil iſt die „Fabel“; die „Inſertionsſpalten“ ſind die Moral, aus welcher der Nutzen zu ziehen iſt.

Pot-Pourri.

Der Diamant im Kleeſaamen.

Der „Breslauer Anzeiger“ ſchreibt: Ein Irrthum komiſcher Art kam vor einigen Tagen hieſelbſt vor. Herr Makler M. traf den Kaufmann Herrn N. am Markte. Der Erſtere hatte eine Probe Kleeſaat bei ſich, und bot Letzterem die Partie zum Kaufe an. Herr N. beabſichtigte darauf einzugehen, ließ ſich die Probe geben, und ſchüttete ſie in die hohle Hand. Plötzlich ſah Herr M. in dem Kleeſaamen einen

Digitized by Google

ſchönen Brillanten funkeln. Er ſtaunt, und iſt voll Furcht, daß der Käufer den Brillanten gleichfalls ſehen, die Probe zu ſich ſtecken, und ſo den ſchönen Fund behalten könnte. „Ich kann Ihnen den Klee nicht verkaufen, unter keinen Umſtänden“, ruft er plötzlich, „geben Sie die Probe her!“ Herr N., nicht minder erſtaunt, fragt, weßhalb er den Klee nicht kaufen ſolle, da er ihn ſo gut bezahle, wie jeder Andere? „Das nutzt aber nichts, geben Sie mir meine Probe her, ſchnell!“ ruft Herr M., und bleibt dabei, trotz aller Vorſtellung von Herrn N., der die Probe endlich zurückgibt. Kaum hat Hr. M. dieſelbe, ſo eilt er hinter die Buden. Verwundert ſchaut ihm der Kaufmann nach. Jetzt löste ſich das Räthſel. Herr M. nahm die Probe heraus, und ſuchte und ſuchte! Aber den Brillanten fand er nicht. Dieſer war in der Hand des Herrn N. geblieben. Der Letztere hatte nämlich einen Ring mit einem Brillanten am Finger ſtecken, und den Stein nach Innen gekehrt, ſo daß derſelbe in der hohlen Hand durch den eingeſchütteten Kleeſamen hindurch blitzte. Herr M. hatte geglaubt, der Brillant habe im Kleeſamen gelegen. Es war ein Irrthum!

Die unrechte Braut.

Die Hamburger Polizei hat das Unglück gehabt, eine unrechte Braut nach Amerika zu ſenden. Ein deutſcher Handwerker reklamirte von Hamburg ſeine geliebte Amalia, und die dortige Polizei ward um Uebermittlung derſelben angegangen. Mit ausgezeichnetem Dienſteifer ward die angenehme Miſſion ausgeführt, und eine Amalia, welche ſich längſt nach ihrem transatlantiſchen Heinrich geſehnt hatte, ward auf deſſen beigeſchloſſene Koſten hrüber geſendet. Man denke ſich jedoch das Erſtaunen des armen Heinrich, als die ſehnlichſt erwartete, ihm officiell angekündigte, die unrechte war, welche ihrerſeits gleichfalls einen Andern ſuchte, den der neckiſche Zufall ihr gleichfalls entfremdet hatte. Es war nur ein Buchſtabe im Namen verſehen worden. Auf die umgehende Requiſition der dortigen Behörde ſoll nun die Hamburger Polizei die unrechte Braut zurück und die rechte hin befördern, wobei der Koſtenpunkt einen unangenehmen Knoten ſchlägt. Die jetzt genau ermittelte echte Braut hat bereits ihre Sachen gepackt.

Aber immer mit Locken!

Neulich ſchrieb eine Köchin (wie das „Münchner Tagblatt“ erzählt) an ihre auswärtigen Angehörigen Folgendes: „Ich habe jetzt eine ganz prächtige Madame, ſie iſt hübſch und fein, von der Hauswirthſchaft verſteht ſie nicht viel, ſie kommt nach der Küche, guckt in die Töpfe und beſieht blos; die Strümpfe ſind ihr bis über die Knöchel herunter gefallen und entzwei, ihr Negligé iſt verworren und grau, aber immer mit Locken! Sie ſteht, wie alle feinen Leute, erſt um 10 Uhr auf, dann ſucht ſie in allen Schubladen nach Geld, kann aber nicht viel finden, dann thut ſie, als wenn ihr Mann den Schlüſſel mitgenommen hätte und ich muß auf Borg holen; ſie liest unterdeß Romane oder ſieht lächelnd zum Fenſter hinaus — aber immer mit Locken! — Die Koſt iſt ſehr ſchmal, Herr und Madame werden wohl ſatt, aber für mich wird ſchlecht geſorgt, Madame bringt mir gewöhnlich ein kümmerliches Ueberbleibſel und traktirt mich nebenbei mit unverdienten Scheltworten — aber immer mit Locken! — Ich kann durch die Unordnung nicht mehr hindurch kommen, weil Madame mir zu viel aufbürdet, ſelbſt aber kein Stück anrührt; ihren Kindern läßt ſie allen Willen, bei ihrem Manne verläumdet ſie mich — aber immer mit Locken!“ — Unglücklicherweiſe war dieſer Brief von Madame in dem Betkaſten der Köchin noch unverſiegelt aufgefunden worden; nun gab es eine ſchlimme Attake — aber immer mit Locken. Die Köchin konnte nicht leugnen, daß ſie jene Schilderung der Madame entworfen, Madame erröthete — aber immer mit Locken. Ja, ſie wurde immer röther vor Zorn und applicirte endlich der Köchin ein paar derbe Backenſtreiche — aber immer mit Locken.

Wurſt wieder Wurſt.

Ein fahrender Prediger der Methodiſten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mac Cougall, ſuchte in einer ſeiner Predigten darzuthun, daß die Schwarzen früher eben ſo weiß geweſen, wie die Europäer und ihre Nachkommen in Amerika, aber daß ſie wegen des Verbrechens ihres Vorfahren Kain verflucht, und als Kennzeichen des Fluchs die ſchwarze Farbe auf ihr Antlitz gedrückt worden ſey. Dagegen predigte ein ſchwarzer Prieſter ſeiner gleichfarbigen Heerde Folgendes, das aus dem kindiſchen Negerjargon in's Hochdeutſche übertragen alſo lautet: „Es iſt ganz wunderſam, wie Leute von denſelben Eltern Einige ſchwarz und Einige weiß wie Rüben geworden ſind. Als Kain ſeinen Bruder Abel getödtet, traf ihn der ewige Gott eines Tages und ſagte: „Kain, was iſt aus deinem Bruder geworden?“ Da ſagte Kain: „Maſſa, es iſt nicht meines Amtes, mich nach ihm umzuſehen.“ Und darauf traf er ihn ein anderes Mal, und er antwortete ihm genau wieder ſo. Nun ſage ich euch, er ward darauf tüchtig zornig und ſagte: „Ich weiß ſo gut wie du, was an dir iſt, und ich ſetze ein Kennzeichen auf dich, das du nicht ſo leicht herunterbeizen ſollſt.“ Da erſchrak Kain und kriegte das kalte Fieber, und als es vorüber, war ſein Geſicht weiß wie ein Schneewetter geworden.“

Das nenn' ich Ausdauer!

Als kürzlich in Glasgow in dem Stadthausſaale, der 5000 Menſchen faßt, ein Meeting gehalten wurde, um Petitionen an beide Parlamentshäuſer gegen die Direktion der Edinburgh-Glasgower Eiſenbahn hervorzurufen, die zum Nachtheile des Handels alle Sonntagsfahrten auf der erwähnten Bahn eingeſtellt hat, hatten ſich, auf die Aufforderung zelotiſcher Geiſtlichen von der Kanzel herab deren Schäflein ſo zahlreich eingefunden und einen ſolchen Lärm aufgeſchlagen, daß ſie ihr Vorhaben, keinen Redner für die Petition aufkommen zu laſſen, nach Wunſch durchſetzten. Ein Hr. Brown indeß, ein Redner für die Petition, behauptete, trotz daß er vor Lärmen und Toben nicht zum Worte kommen konnte, ritterlich von 8¾ Uhr Abends bis 12 Uhr Mitternacht die Rednerbühne, lediglich um keinem Redner der Gegenpartei das Feld zu räumen.

Ein kluger Schulmeiſter.

Das Dorf Limekſila bedurfte eines Schulmeiſters und unter den Bewerbern befand ſich auch ein kleiner aufgeblaſener Kerl. „Warum“, fragte dieſen einer der Prüfenden, „wird Milch zum Thee geſchüttet?“ „Weil,“ entgegnete der Gefragte, „die kugelförmigen Theile des Rahms die ſpitzen Winkel des Thee's mehr abrunden.“ Er wurde erwählt.

Grabſchrift an die Schnürbruſt!

Hier liegt in ſel'ger Ruh,
Von Moos bewachſen zu,
Die Schnürbruſt lang und breit,
Das Blankſcheit an der Seit'.
Als Bildnerin bewährt,
Von Alt und Jung verehrt,
War ſie in jedem Land,
Wo Kultur Eingang fand.
Natur war ungeſtalt:
Sie kam, gab Form und Halt!
Die Krummen wurden grad,
Gerade ſchlank wie Draht.
Der Ruf von ihrer Kraft
Stieg bis zur Leidenſchaft,
Als Turnen ſie verdarb –
Sie platzte auf und ſtarb.
Zu feiern ihr Gebein,
Errichten dieſen Stein
Die Hinterbliebenen zwei,
Ohnmacht, Engbrüſtelei,
Die einſam mit dem Leid
Zu folgen ſind bereit.

(Didas.)

Auflöſung des Rebus in Nro. 38 des Sammlers:
Umwege.

Digitized by Google

Nro. 40.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 19. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Kommt der Tag, ſo bringt der Tag. — Die Abgeordneten auf dem preußiſchen Landtage. — Laura, des Wirths Töchterlein. — Stürmiſche Luftfahrt und Geiſtesgegenwart eines Aeronauten. — Das Paradies. — Pot-Pourri.

Kommt der Tag, ſo bringt der Tag.

Von Ludwig Aub.

Aus der „Didaskalia".

Immer noch im alten Glanze
Oeffnet ſich des Oſtens Thor
Und noch ſtets im Strahlenkranze
Tritt die Sonne d'raus hervor;
Ob die Furcht auch, unter Zähren
Seufzend, es verneinen mag,
Immer wird ſich's doch bewähren:
Kommt der Tag, ſo bringt der Tag.

Jeder neue Morgen ſpendet
Tauſenden von Weſen Heil
Und das gold'ne Frühroth ſendet
Rettung oft mit Windeseil';
Saaten, die man gab verloren,
Künden reichlichen Ertrag;
Vor der Zukunft zittern Thoren:
Kommt der Tag, ſo bringt der Tag.

Wer die Welt, die reichbeſonnte,
Nur durch's trübe Glas beſchaut, —
Wem beim heitern Horizonte
Schon vor fernen Wettern graut,
Wird ſich der nicht von der Wiege
Härmen bis zum Sarkophag?
Leichter Sinn nur führt zum Siege:
Kommt der Tag, ſo bringt der Tag.

Bleibt auch mancherlei Beſchwerde
Nimmer uns hienieden fern,
Ei, ihr kennt ja doch die Erde,
Iſt ſie nicht ein Wandelſtern?
Auf ihr wechſelt oft mit Schnelle
Krankenbett und Feſtgelag;
D'rum beim Dunkel hofft auf Helle:
Kommt der Tag, ſo bringt der Tag.

Wird es bunter auch und bunter
Auf der Erde, fern und nah',
Glaubt nur nicht, die Welt geh' unter
Und der jüngſte Tag ſey da!
Mancher Lenz noch, reich an Blüthen,
Folgt gewiß dem jetz'gen nach,
Ob zuvor auch Stürme wüthen:
Kommt der Tag, ſo bringt der Tag.

Und auch manche trübe Wolke
Wird bald gänzlich fortgedrängt,
Die, ein Schreckbild allem Volke,
Jetzt noch an dem Himmel hängt.
War das jüngſte Jahr das erſte,
Dem's an Fruchtbarkeit gebrach?
Auch vorüber geht das Schwerſte:
Kommt der Tag, ſo bringt der Tag.

Mangel wird der Fülle weichen;
Wer ſich Sorgen überließ,
Schau' die Fluren jetzt! Sie gleichen
Jenen wohl im Paradies.
Treulich wird das Wort gehalten,
Das der Herr zu Noah ſprach.
Laßt getroſt die Zeiten walten!
Kommt der Tag, ſo bringt der Tag.

Immer wollen wir bewahren
Jenen friſchen Lebensmuth,
Der bei drohenden Gefahren
Nicht gleich feig und läſſig ruht!
Thorheit iſt's, ſich zu vertrauen,
Wenn uns trifft ein Schickſalsſchlag;
Ewig kann kein Leiden dauern:
Kommt der Tag, ſo bringt der Tag.

Die Abgeordneten auf dem preußiſchen Landtage.

Aus der „Bremer Zeitung".

Die Aufregung, welche der Landtag in Berlin bewirkte, iſt jetzt ſo ziemlich vorüber, weniger weil das Neue ſeinen Reiz verloren hat, als weil die Erwartungen bei ſehr Vielen zu hoch geſpannt waren und nun theilweiſe eine Verſtimmung eingetreten iſt, die ganz zum Charakter dieſer lebhaften, ſchnell erhitzten und eben ſo ſchnell wieder erkalteten Bevölkerung paßt. Was man hoffte und vielleicht auch hoffen durfte, eine bei aller Mäßigung feſte und beſtimmte Erklärung deſſen was die Nation wünſcht, geſtützt auf hiſtoriſche Begründung ſowol, wie im Einklange mit den Ideen der Zeit und den verfaſſungsmäßigen Rechten der im Genuſſe bürgerlicher Freiheit zumeiſt fortgeſchrittenen Völker des monarchiſchen Europa's, hat ſich nicht erfüllt. Es iſt vergebens geblieben, was die Preſſe in zahlloſen Artikeln anregte, vergebens was eine Fluth von Flugſchriften mehr oder minder gründlich und energiſch dargelegt; aber wiſſen Sie, was die Haupturſache dieſes geringen Erfolgs iſt? Ein ziemlicher Theil dieſer Abgeordneten zum erſten allgemeinen preußiſchen Landtage hat nichts davon geleſen, weiß keine Silbe weder von Gervinus, noch von Simon, von Welker, Nauwerk, noch von anderen Schriften; eben ſo wenig aber von irgend einer Zeitung, ſelbſt nicht einmal von der Voſſiſchen in Berlin. Das klingt wie Uebertreibung; es iſt jedoch beſtimmt lautere Wahrheit und wer daran zweifeln wollte, könnte ſich hier täglich eines Beſſeren belehren. Denken Sie ſich die Zuſammenſetzung dieſer ſtändiſchen Verſammlung: Achtzig Fürſten und Herren, von welchen die Wenigſten Zeit und Luſt haben, ſich mit Literatur zu beſchäftigen, aber doch immer noch mehr, wie der größte Theil der 231 Ritter, die auf ihren Landgütern mit Ackerbau und Viehzucht beſchäftigt, geringe Neigung beſitzen, Bücher politiſchen Inhalts zu leſen, obwohl nicht zu verkennen iſt daß Manche unter ihnen zu den tüchtigſten und befähigtſten Männern dieſer Verſammlung gehören. Sehr Vielen jedoch mangelt der Sinn für das öffentliche und ſtändiſche Leben; ſie ſehen ihre Thätigkeit mehr als eine Laſt an, unter welcher ihr Privatleben leidet, oder ſie kommen ausgerüſtet mit Standesvorurtheilen und ſetzen, von dieſen beherrſcht, im Vereinten Landtage die Oppoſition fort, welche ſie bei den provinzialſtändiſchen Verſammlungen machten, überzeugt, daß es am beſten ſey, alle Neuerungen von ſich abzuhalten. Gegen die Maſſe dieſer Ritterſchaft aus Brandenburg, Sachſen, Pommern, Schleſien, Rheinland und Weſtphalen ſind Krone und Regierung auf den Wegen des Fortſchritts voraus und gehen mit ihren Bewilligungen viel zu weit. Ein wenig anders verhält es ſich mit den 182 Deputirten der Städte. Wir treffen unter dieſen intelligente Männer; Kaufleute, Bankiers, Fabrikanten, Magiſtrate, und ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß gerade die liberalſten und bedeutendſten Redner des Landtags dieſem Stande oder der Ritterſchaft aus der Provinz Preußen angehören. So iſt Hr. v. Beckerath Bankier in Krefeld,

Digitized by Google

Meviſſen Kaufmann in Köln, Hanſemann Kaufmann in Aachen, Milde Kaufmann in Breslau, Coqui Kaufmann in Magdeburg; die liberale preußiſche Ritterſchaft ſtellt in den Herren von Auerswald, v. Platen, von Bardeleben und von Sanken vier entſchiedene und begabte Vertreter lieberaler Anſichten auf, zu denen der Marſchall der Provinz, Oberburggraf v. Brünneck als fünfter gerechnet werden muß. — Die Hauptſtadt Berlin hat leider auch nicht einen vorzüglich befähigten Abgeordneten aufbringen können. Ihre drei Deputirte ſind durchaus ſchweigſamer Natur; zwei davon: die Herren Möwes und Schauß, ſtimmen aber wenigſtens mit der liberalen Seite.

Nehmen Sie nun dieſe acht bis zehn Redner, welche die Debatten großtentheils tragen, fort, ſo bleibt eine Maſſe Bürgermeiſter aus kleinen und größeren Städten, Rathsmänner und ehrſame Bürgermeiſter übrig, zum Theil ganz wackere, verſtändige Leute, van den beſten Abſichten, aber der Aufgabe, die ſie hier erfüllen ſollen, durchaus uicht gewachſen. Auf den Pravinzial-Landtagen ging ihr Erſcheinen ganz gut an; da war eine Art Familienkreis; ſie konnten auch bei mancherlei Geſetzen und Vaeſchlägen, welche in ihre Sphäre griffen, das Wort nehmen, und Niemand fragte danach, ob ſie ſtockten, ob ſie Sprachfehler machten und wie ihre Rede überhaupt herauskam. Hier aber fühlen ſie ſich gedrückt, fremd und furchtſam; ſie möchten gern ſo ſchnell als möglich noch heraus. Auf den Provinzial-Landtagen ſparten ſie von ihren drei Thalern Diäten, hier ſetzen ſie Geld zu, das behagt ihnen ſchlecht und ſo ſchließen ſie ſich gern den ſchreienden Bürgermeiſtern, wie Gier aus Mühlhauſen und andern ähnlichen an, denen die Adreſſe ſelbſt zu viel war, weil koſtbare Zeit, nach ihrer Meynung ſehr unnütz damit verbracht wurde. Aber unter dieſen Bürgermeiſtern und kleinſtädtiſchen Abgeordneten befinden ſich auch ſehr viele, welche den ganzen Landtag für höchſt überflüſſig erachten, in tiefer Devotion der Regierung gern alle Sorge übeelaſſen möchten, ſich ganz entſetzlich im Ständeſaale langweilen, wa ſie 6 Stunden täglich ohne Speiſe und Trank ſitzen und oft nicht einmal die Warte, geſchweige den Sinn derſelben begreifen. Nun denken Sie ſich 124 Bauern, bis auf wenige Ausnahmen Bauern im eigentlichen Sinne des Worts; Darfſchulzen, Lehnſchulzen, Gerichtsſchulzen, Freigutbeſitzer u. ſ. w., die in der Stille ihrer kleinen Güter groß und alt geworden, nie etwas anderes thaten, als ihre Felder beſtellten nud ſo wenig vom Leben und deſſen Künſten und Liſten wiſſeu, daß manche darunter wohl nicht beſanders geläufig ſchreiben können. Dieſen wackeren Männeen, welche jetzt in ihren blauen Ueberröcken und langen Stiefeln die Gallaſäle der Prinzen und Fürſten betreten, Conzerten und Gaſtmälern mit Erſtaunen beiwohnen, in den Sitzungen des Landtags aber vollkammen todt ſind, und aufathmen wenn ſie endlich davan gehen dürfen, iſt unmöglich zuzumuthen, verwickelte aber auch nur einfache politiſche Fragen zu verſtehen. Man beklagt ſich über den Veelauf dieſes Landtags; wahrlich mir erſcheint es wie eine Art Wunder, daß ſa viel geſchehen kann, wie geſchieht, daß uicht Alles ſich verwirrt und endlich auflöst. Wenn aber die Wahlgeſetze nicht geändert werden, haben wir keine Kammer zu hoffen, in welcher die Intelligenz des Landes Platz nimmt. Aus dieſen vier Ständen, die in Natura hier erſcheinen müſſen, kann nimmehrmehr eine Einheit werdeu; wie wäre dies auch bei ſo veeſchiedenen Elementen möglich? Man mache die Wahlen frei, hänge ſie nicht an Stand und 10jährigen Grundbeſitz und man wird bald eine andere Volksvertretung in Preußen finden.

Von einem feſten Charakter der Kammer kann bis jetzt ſonach nicht die Rede ſeyn, denn Alles an ihr iſt noch viel zu neu und jung, es iſt ſelbſt unmöglich zu beſtimmen, welche Talente ſich in ihren Reihen befiuden, denn ein großer Theil hat noch nicht die Gelegenheit gehabt oder genommen, ſich hervaeragend zu betheiligen; ſo viel aber kann man wohl mit Beſtimmtheit ſagen, daß eine, wenn auch nur kleine Majorität für alle liberale Fragen vorhanden iſt, die faſt immer da ausreichen wird, wo, wie bei Geſetzvorſchlägen, zu Plenaebeſchlüſſen die einfache Majorität genügt, im Allgemeinen aber ſtets das Feld verlieren düeſte, wenn eine Zwei-Drittel-Majorität, wie zum Beiſpiel bei allen Petitioneu erfardert wird. Man kann annehmen, daß ungefähr 260 bis 270 Deputirte jene liberale Majorität bilden, die ſich, wenn beide Kurien in Plenarſitzungen zuſammenwirkeu, bis auf 320 erhöhen kann. Bei allen ſtändiſchen Fragen fällt aber von dieſer Majorität der Freiherr v. Vincke gewöhnlich ab, dem 15 bis 20 Stimmen falgen: bei anderen ſpeziellen Geſetzerörterungen trennt ſich wohl auch Herr von Auerswald mit 20 bis 25 Preußen; ſa auch der Graf Schwerin mit 8 bis 10 Pommern. Das Gros der Oppoſition ſteht ganz ſelbſtſtändig oder vielmehr getrennt, jeder für ſich oder doch nur mit wenigen Freunden zuſammen, und uur die Rheinländer haben einen größern innern Zuſammenhang uud folgen zumeiſt dem Herrn v. Beckerath. Doch iſt auch dieſer nicht als ein eigentlicher Führer zu betrachten.

Laura, des Wirths Töchterlein.

(Fortſetzung.)

Bevor noch der Mittag heranfgezagen, betraten zwei Krieger, wie verabredet, das Gaſtzimmer, ließen ſich jedoch an verſchiedenen Tiſchen nnd entfernt vau einander nieder. Der Eine war Wilhelm, Hauptmann bei der deutſchen Garde, der Andere Panta-Huesco, Capitain bei der ſpaniſchen Garde; beide zu Liſſabon in Garniſan. Weil ſie ſich allein befanden, hatten ſie Gelegenheit, nachdem ſie ihren Weinkrug erhalten, ſich gegenſeitig zu fixiren und endlich miteinander zu redeu.

„Ich brauche nicht erſt zu fragen, wo Ihr dient und wem Ihr dient? denn der gelbe Kaller ſtellt mir den Deutſchen, wie das goldbeſetzte Bandelier und der Federhut den Hauptmann vor;“ redete Ponto-Huesco.

„Errathen!“ entgegnete Wilhelm, „mir geht es mit Eurer Bekanntſchaft nicht ſchlimmee: das blaue geſchlitzte Wams nennt mir den Spanier und die Goldquaſte den Capitain der Garde.“

„Es hat ſein Gutes, gleich zu wiſſen, auf welchen Boden man fußt?“

„Sicherlich! der innere Menſch hat ſchan Geheimniſſe genug, es iſt wünſchenswerth ihn mindeſtens dem Stande nach unterſcheiden zu können.“

„Ja, wenn nur nicht ſo Viele einen verbateuen Stand trieben!“

„Viele, ſagt Ihr Capitain? ich möchte behaupten, wir treiben alle, außer dem autoriſirten Geſchäfte, noch einen mehr oder minder unterſagten Handel, eine Contrebande, die unſere Kräfte in Beſchlag nimmt, der Herz uud Sinne angehören; denn es liegt nun einmal in des Menſcheu Natur, daß er jene Dinge gern erſtrebt, die ſeinem Kreiſe am fernſten liegen. Den Appetit reizt eine hochgehängte Frucht, und einer Mädchenwange, die ſich mir zu entziehen ſucht, eil’ ich mit zugeſpitztem Munde nach.“

„An den philoſophiſchen Redeſätzen erkennt man gleich den Deutſchen! ich, als Spanier, kann die Welt und ihre Freuden nur empfinden, doch, was ich fühle, in Worten rückzugeben, wird mir ſchwer, oft ſogar unmöglich; auch kümmert es mich wenig: das Behagliche ſuch’ ich, das Unbehagliche flieh’ ich! So lange das Mädchen meine Sehnſucht weckt, küß ich ſie und iſt mein Gefühl für ſie erſchöpft, ſuch ich willenlos ein neues Aroma auf. Seht, darin liegt die Auflöſung aller Räthſel meiner Thaten.“

„Viel üble Thaten Anderer ließen ſich wohl eben ſo erklären, Capitain.“

„Nennt Ihr, durch dieſen Beiſatz auch meine Thaten übel?“

„Was mir noch unbekannt, mag ich nicht zu verdammen; das Prinzip nur ſchelt ich, welches die Sinne zu Richteen macht, weil es zu Ungerechtigkeiten führen muß.“

„Wo liegt das Muß? — Der Pakt mit einem Mädchen iſt ein Sinnenpakt und ſeine Dauer beſtimmt der Zufall; ein Schwur für die Ewigkeit iſt Formel, wie der Anſchluß einer Provinz an irgend

einen Staat, die auch mit der Ritenkart, ewig, geweiht wird und oft kein Luſtrum hält. — Jeder weiß es nicht anders, oder ſollte es nicht anders wiſſen; ſeine eigene Schuld, wenn er aus Unwiſſenheit in's Elend tappt. — Verpflichtet Ihr euch auf die Tragbarkeit eines Feldes oder auf die Fruchtbarkeit eines Jahres, wenn Ihr ein Gut verpachtet? ſo wenig dafür einzuſtehen, ſo wenig mögt Ihr die Größe und Dauer der Liebe berechnen und nicht für Euch ſelbſt auch für Andere bürgen können.“

„Solche Grundſätze, wenn ſie allgemein würden, müßten die geſellige Ordnung aus den Fugen reißen; es ſind Sophismen, die ein ſatamiſches Gepräge haben und — laßt es Euch in's Ohr flüſtern: — das Sakrament der Ehe nichtig machen, während ſie den Fanghunden der Inquiſition die Zähne auseinander reißen!“

Panto-Huesco erbleichte bei dem ſchrecklichen Namen und ſah ſich verlegen um, ob nicht vielleicht ein unberufener Lauſcher in der Nähe ſey; da er ſich jedoch mit Wilhelm allein ſah, ſchöpfte er weit freier Athem und gewann, nach kurzer Ueberzeugung, neuen Muth, indem er ſagte: „Wollt Ihr vielleicht den Blutlohn des Verrathes verdienen?“

„Ich bin aus einem deutſchen Gaue, wo die Alpen wurzeln, der Glaube ſo unverrückt ſteht wie die Berge, aber das ſchreckliche Gericht unbekannt iſt, hier mag ich es wohl fürchten, doch nicht ſo lieben lernen, um ſeine Opfer zu vermehren.“

„Weshalb drohtet Ihr mir denn?“

„Weniger gedroht als gewarnt hab ich.“

„Ich kann beides entbehren Hauptmann! Merkt Euch das!“

„Gegen verwerfliche Grundſätze ſoll der Mann kämpfen, wie gegen Thaten, denn die Erſteren erzeugen die Letzteren.“

„Wenn ich ſtreite, ſo geſchieht es ſtets mit der Klinge! denn die Polemik gehört den Pfaffen und Zungenpfeile den Weibern!“

„Ich fechte auf jede Art gegen das Laſter und um ſo lieber, wenn ich ſehe, daß es eine mir theure Blume mit Gift überſpritzen möchte.“

„Ah kommen wir uns ſo entgegen? iſt es des Wirthes Töchterlein, das Euch ebenfalls in den Augen wohnt?“

„Nicht in den Augen Capitain, im Herzen wohnt es mir und deshalb möcht ich ihr etwas Gutes erweiſen, indem ich ſie vor Euch behüte; denn es iſt mir nun klar, daß Ihr es ſeyd, der ſie mir abwendig macht. Wie Gott will! würd' ich ſagen, wenn mir Laura's Glück bei Euch geſichert ſchiene, doch das iſt nicht der Fall und deshalb verſuch ich es von heute an ihr die Augen zu öffnen und den verſchleierten Abgrund zu zeigen, worin ſie zu ſtürzen Willens iſt. — Ich ſage Euch meine Abſicht, damit Ihr mir nicht nachreden könnt: ich habe aus dem Hinterhalte auf Euch geſchoſſen, verſteckt wie Guerrithas; — ich liebe es, dem Feinde mein Angeſicht zu zeigen und meine Ehre zu wahren.“

„Nun denn!“ eiferte Panto-Huesco, „Auge gegen Auge und Waffen gegen Waffen! ſo leicht mich Eure Zunge treffen kann, durchbohre Euch mein Degen, fallt aus! oder die Spitze zuckt nach Eurer Bruſt!“

„Wenn Ihr's nicht anders wollt entſcheide denn der Stahl!“

Die ſcharfen Klingen blitzten und fuhren ziſchend an einander hin, bald in Fintenwendung durch die Luft ſchneidend, bald mit Geräuſch auf den ſchweren Korb niederſauſend. — Die Augen der beiden Kämpfer ſuchten ſich die Gedanken abzulauſchen, denn der Gedanke muß ja der That vorausgehen, ihn leſen heißt daher, die That erkennen, ehe ſie geſchehen. — Wilhelm's lichtblaue Augenſterne wurden zur Stunde von den Wimpern ernſt überſchattet und hingen achtſam auf dem Gegner, während ſein Mund ſchwieg, wogegen Ponta-Huesco durch Hui! und Hai womit er ſeine Stöße begleitete, den Gegner zu zerſtreuen ſuchte. — Jene langen dünn und ſpitz zulaufenden Degen aus Albas Tagen wurden noch geführt und waren zum Stoß und Hieb zugleich praktiſch, eine ſo gute als gefährliche Waffe in einer Periode, wo der perſönliche Muth und Vertheidigung dem General noch ebenſo anſtand als dem letzten Troßbuben; freilich waren die Zeiten, wo Franz von Frankreich bei Pavia zwanzig Feinde mit eigenen Händen tödtete, ſchon in den Hintergrund gedrängt, aber ihr Nachhall noch laut genug um hie und da bewunderte Nachahmer zu finden. — Iſt doch die ganze pyrenäiſche Halbinſel, bis zur neueſten Zeit, ein Boden ritterlichen Muthes, der durch die Thierkämpfe ſtets wach erhalten wird und ſelbſt jenen Theil des Volkes, der ſich als paſſiver Zuſchauer aufſtellt, zur Bewunderung reizt.

Während der erſten Gänge war Sancho eingetreten und die auf alle Bewohner des Landes vererbte Kampfluſt kribbelte ihm, beim Anblicke der beiden Streithähne, gleichſam durch alle Glieder. — Recht oder Unrecht, gilt gleich; beſingt das Volk der ſüdlichen Küſten doch ſelbſt die Wagethaten der Schleichhändler, die, wo ſie unterliegen, die Kettenſtrafe erben, um wie viel mehr freute ſich Sancho eines gleichen ehrlichen Kampfes und dazu des Kampfes zweier Männer, die ihm doppelt verhaßt waren, denn einmal ſah er in ihnen, als guter Portugieſe, Knechte des Tyrannen zu Madrid und ſeines Stellvertreters Vasconcellas in Liſſabon und ferner gab ihm die Ahnung ſogleich ein: daß er in ihnen die beiden unberufenen Freiwerber ſeiner Tochter erblickte, die ſich jetzt ſelbſt zu vernichten ſtrebten, wie die Geharniſchten, welche aus den geſäten Drachenzähnen des Kadmus emporwuchſen. Wenn das Glück günſtig war kannten ſie alle beide daran glauben, „aber doch der Rechte, das iſt der braune Spanier; denn den Andern will ja das Mädchen nicht, ſolglich könnte er meinetwillen immerhin am Leben bleiben,“ dachte Sancho, „hätte er nur mein Amulet um, was am Heiligenbilde zu Compaſtella eine Wunderkraft erhalten hat, ſo ſollte ihm der Spanier nicht viel anhaben! — Jetzt wär's ein Augenblick geweſen ihm die Klinge durch den Hals zu jagen, denn der Caſtilier ſprudelt wie Schaumwein und gibt Blößen, ſcheint mir, aber er macht ſie durch doppelt ſchnelle Hiebe wieder gut! — Bei dem deutſchen Phlegmatiker wird einem ordentlich die Zeit lang. — Da! jetzt hat er eine Wunde im Arme! — O weh! meine Hoffnung ſinkt, das Blut läuft ſtark, ſo wird er es nicht mehr lange aushalten; ich ſehe ſchon im Geiſte eine Ohnmacht folgen. — Das iſt heute ein verwünſchter Tag. — Aber irre ich nicht, ſo blutet der Spanier auch? richtig am Halſe! mein Spiel ſteht wieder beſſer — er geht zurück — der Deutſche rückt vor! nur zu! nur zu! ich bitte um den Gnadenſtoß für den Spanier, tapferer Hauptmann und werde, wenn Ihr mich von dem böſen Gaſte auf alle Zeit erlöst, Eure Heilungskoſten bezahlen.“

Sancho war, die Bewegung der Streitenden unwillkührlich nachahmend, immer näher getreten und wartete, faſt mit verhaltenem Athem, auf das Ende, als ſein Töchterlein Laura eintrat und rief: „Heiliger Gott! was iſt das? zur Stelle gebt Frieden Ihr Herren, oder Ihr ſeht mich als dritten Kämpfer auftreten!“ — Haſtig hatte ſie den Nächſtſtehenden von Hinten gefaßt und bei Seite gezerrt, während ſie eben ſo entſchloſſen den Andern dadurch abhielt, daß ſie ihm die eigene Bruſt entgegenſtellte.

„O das ungerathene Kind!“ jammerte Sancho. „Es war Alles auf ſo gutem Wege, der Deutſche hatte ſchon ausgeholt, um dem Spanier den Reſt zu geben; da erwiſcht ihn das Teufelsmädchen am Bandelier und bringt ihn ganz aus der martialiſchen Stellung! — Solch ein Augenblick kommt in zehn Jahren nicht wieder! — Ei ſo wollt ich doch, daß Dich —“ mit dieſem unterdrückten Fluche ſchoß Sancho zur Thür hinaus.

„Friede Ihr Herrn!“ gebot darauf des Wirths Töchterlein, „wer von euch, ſey es heute oder an einem andern Tage, hier oder an einem andern Orte, den Streit wieder beginnt, verwundet oder verwundend auftritt, hat es mit mir zu thun und wird Haß ſtatt Liebe und Verfolgung ſtatt Duldung zu erwarten haben. — Bin ich der Gegenſtand eures Haders? — Dies Schweigen ſpricht Ja. — Habe ich Euch nicht ſchon meinen Willen zu wiſſen gethan? dabei bleibt es. — Don Ponto-Huesco hat mir ſeine Hand angeboten, müßt Ihr wiſſen Hauptmann Wilhelm; — er gefällt mir, der Vater hat mir 2000 ſpaniſche Thaler Brautgabe zugeſagt und ſo freie ich ihn.

Digitized by Google

Was könnt Ihr nun dagegen haben und durch Streit ein Leben in Gefahr bringen, was mir theuer geworden?“

„Das wünſche ich nicht hübſche Laura,“ redete Wilhelm, nachdem er ſich die erhaltene Wunde mit einem Tuche umwickelt hatte, „aber Capitain Huesco meynt es nicht gut mit Euch und ich liebe Euch zu ſehr, um zu dulden, daß er Euch betrügt. Will er Euch freien? gut denn, ſo geſchehe es und ich ſchweige, werde niemals ferner zu Euch von mir und meinen Wünſchen ſprechen, aber er hintergeht Euch.“

„Das lügt Ihr!“ eiferte Huesco und wollte auf ihn zuſchreiten, doch Laura hielt ihn zurück und wandte ſich zürnend zu Wilhelm. „Wenn Ihr nicht als ruhiger Gaſt hier bleiben wollt Hauptmann, ſo bitte ich Euch, lieber zu gehen, denn durch ſolche Reden erwirbt man Nichts von mir, ſie regen mich nur auf; aber nicht zur Liebe, deſſen ſeyd verſichert, wollt Ihr mir nun in Wahrheit Liebe beweiſen, ſo laßt uns beide in Frieden. — Gehabt Euch wohl, Hauptmann.“ (Schluß folgt.)

Stürmiſche Luftfahrt und Geiſtesgegenwart eines Aeronauten.

Am 2. Mai um ein Viertel auf ſieben Uhr Abends trat der Luftſchiffer Carlo Roſſi von dem Hofraume des Dianabades in Mailand eine Ascenſion an, welche durch die ſie begleitenden Umſtände zu einer der merkwürdigſten Flüge dieſer Art gehört. In der Abſicht, zu einer von ſeinen Kunſtgenoſſen noch nicht erreichten Höhe zu gelangen, hatte er ſeinen mit Gasluft nur etwas über die Hälfte gefüllten Aeroſtaten ſchnell vom Ballaſte befreit, ſo daß er troz des windſtillen und wolkenloſen Himmels den Augen der Zuſchauer ſehr bald entſchwand. Der Flug war ſo ſchnell, daß der Ballon mitten in der ihn umgebenden dünnen Atmoſphäre von dem Gasinhalte ganz ausgedehnt wurde, bevor letzterer durch das an der untern Seite befindliche Ventil hätte entweichen können; überdieß wollte Herr Roſſi die auf der Oberſeite befindliche Klappe nicht öffnen, um nur ſchnell zu einer ſehr erheblichen Höhe zu kommen. Sein Wunſch gieng auch bald in Erfüllung, denn bald hatte er die Dunſt- und Wolken-Region weit unter ſich, und die Sonne warf nunmehr ihre Strahlen unmittelbar durch das Medium einer ſehr durchſichtigen Atmoſphäre auf den Aeroſtaten, deſſen Wände durch die Erwärmung der Gasluft eine immer größere Spannung erfuhren. Als er gewahrte, wie ſein Barometer eine Höhe von mehr als 11,000 Fuß über dem Meeresſpiegel nachwies, beſchloß er, die Klappe zu öffnen, es war aber zu ſpät. Ein fürchterliches Getöſe zeigte ihm an, daß ſein Ballon zerſtört war, und bald darauf ſah er, wie die untere Hälfte deſſelben ſich von der obern ablöste. Nur ein kaltblütiger Entſchluß konnte den Luftſchiffer retten, und dieſer faßte ihn auch alsogleich. In dieſer Abſicht, die unverſehrt gebliebene und gleich einer Kappe des Ballons darüber geſpannte obere Hälfte deſſelben zu einem Fallſchirme zu benützen, fing er an, die herabhangenden Theile der untern Hemiſphäre abzureißen, von denen er einen Augenblick ſammt ſeinem Korbe ganz bedeckt wurde. Nach und nach gelang es ihm, ſie alle über das Korbgeflecht zu werfen, allein nun galt es, die Heftigkeit eines beſchleunigten Sturzes zu mildern. Auch hier faßte Roſſi ſchnell einen Entſchluß: er warf die zwei eiſernen Anker, dann ſein großes Fernrohr, ſeinen Thermometer und Barometer nacheinander hinab: hierauf folgten ſein Hut, ſein Ueberrock und die Behältniſſe der mitgenommenen Lebensmittel. Von Freude durchdrungen gewahrte er nun, wie ſeine Fallvorrichtung gleich einem in den Lüften majeſtätiſch kreiſenden Adler ſich nur ſtufenweiſe ſenkte: er war nur mehr einige hundert Schritte weit vom Erdboden, als er, um dem Anſtoße des Korbes an die Erde vorzubeugen, ſich auf die Hängſeile ſchwang und ſo in der Luft ſchwebend blieb, bis er eine halbe Minute ſpäter unverſehrt den Boden erreichte. Er fiel gerade 60 Minuten nach der Aufſteigung auf einer Wieſe bei Crescenzaga, etwa fünf Meilen weit von Mailand, nieder, wo das Landvolk ſich beeilte, nicht nur den Luftſchiffer zu laben, ſondern auch ſeine in den Umgebungen zerſtreuten Effekten aufzuſuchen, und ſie ihm, bis auf einige wenige vermißte, zurückzubringen. Roſſi beſtieg ſofort einen Wagen, welchen die Ortsobrigkeit zu ſeiner Verfügung geſtellt hatte, und traf noch an dem nämlichen Abende in Mailand ein.

Das Paradies.

Kürzlich ſah ſich die Baronin von S... im Theater Français bei einer beſuchten Vorſtellung gezwungen, da alle feſten Plätze beſetzt waren und dieſelbe nicht gerne nach Hauſe zurückkehren wollte, auf der Gallerie — auch Paradies genannt — einen Platz zu ſuchen. Sie fand auch bald nicht allein einen Platz, ſondern auch in der Perſon eines wohlgebildeten jungen Mechanikers einen Beſchützer, der ſich ihrer aufs Wärmſte annahm und ſie, im Laufe der Vorſtellung zutraulicher geworden, einlud, mit ihr zu Abend zu ſpeiſen, was die Baronin freundlich annahm. Nach beendigter Vorſtellung, als ſie an das Portal kamen, wo der Baronin der Bediente entgegeneilte und eine prächtige Equipage ihrer harrte, begriff der junge Mann ſchnell, daß er mit keiner Griſette Bekanntſchaft gemacht. Ohne ſich jedoch von ſeiner Enttäuſchung etwas merken zu laſſen, führte er die Baronin bis zur Wagenthür und wollte ſich jetzt entfernen. „Sie wiſſen unſer Uebereinkommen, wir ſpeiſen heute Abend zuſammen,“ rief die Baronin, indem ſie ihn einlud, neben ihr im Wagen Platz zu nehmen. „Madame“, entgegnete der junge Mann, ſich verbeugend, im Paradieſe ſind wir Alle gleich, aber hier auf Erden iſt dies bis jetzt nicht der Fall!“ und höflich grüßend, verſchwand er. (Stoff zu einem Roman!)

Pot-Pourri.

Nachtigallen in Sibirien.

Stepanoff behauptet, daß man nicht nur in den Wäldern der ſajaniſchen Berge, ſondern überhaupt in ganz Oſtſibirien niemals den Geſang der Nachtigallen gehört habe. In den Jahren 1845 und 1846, welche beide Sommer ſehr günſtig waren, erſchallen unerwartet die dauriſchen Wälder von den ſchmetternden Liedern der Nachtigall, dieſes angenehmen Gaſtes aus den Eichenwäldern der Mongolei, die ſich hier an der ruſſiſch-chineſiſchen Gränze auf weiten Strecken hin ausdehnen. Es iſt dieß ein wahres Ereigniß in der Ornithologie Dauriens.

Sprachähnlichkeit.

Das Wort, welches in den verſchiedenen Sprachen Europas dem Begriffe **Bruder** entſpricht, zeigt eine merkwürdige Aehnlichkeit. Lateiniſch, **frater**; italieniſch, **fratello**; franzöſiſch, **frère**; deutſch, **Bruder**; engliſch, **brother**; gothiſch, **brothar**; flämiſch, **broeder**; däniſch, **brodz**; ſchwediſch, **bruder**; wäliſch, **brawd**; cornwalliſch, **bredar**; Bretagne, **breur**; irländiſch, **brathair**; ruſſiſch, **brate**; polniſch, **brat**; dalmatiſch, **brath**; böhmiſch, **bratr**.

Freundſchaftlicher Fuß.

Ein Offizierburſche wurde von einem ſeiner Kameraden gefragt, wie er mit ſeinem Herrn auskomme. „Ganz vortrefflich“, war die Antwort, „wir leben auf dem freundſchaftlichſten Fuß mit einander. Wir klopfen uns gegenſeitig alle Morgen den Rock aus, nur mit dem Unterſchiede, daß ich den meinigen anbehalte.“

Rebus.

(Eingeſandt.)

Digitized by Google

Nro. 41.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 22. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Welch ein Gewerbe das beſte ſey. — Napoleon und Erzherzog Karl. — Freiherr von Vincke. — Preußiſche Landtagspoeſie. — Laura, des Wirths Töchterlein. — Die Thräne. — Pot-Pourri.

Welch ein Gewerbe das beſte ſey.

Aus dem „Herold."

Wenn ich der Welt recht nützen wollt',
Welch' Handwerk mir wohl helfen ſollt'?
Der Schmied die beſte Regel weiß:
„Das Eiſen ſchmiedet, weil's noch heiß!"

Als Glaſer ſetzt' ich fein genau
Viel Fenſter ein im großen Bau.
Licht müßt' in Bettlers Kellerlein
Wie in den höchſten Kammern ſeyn.

Ich lobe mir den Zimmermann,
Der unabhängig richten kann;
Sein Richten ſcheut kein Sonnenlicht,
Scheut Aug' und Ohr des Volkes nicht.

Der Schneider hält auf rechtes Maß,
Er gibt der Scheere Tuch zum Fraß.
Da beißt ſie nicht Gedanken an;
Der Schneider iſt ein Ehrenmann!

Ein Schuſter ſeyn, müßt auch ſchon geh'n;
Doch blieb' ich nicht beim Leiſten ſteh'n;
Ich ſäh' im ganzen Lande zu,
Wo Den und Jenen drückt der Schuh.

Der Schornſteinfeger iſt mein Freund;
Der Ruß iſt ſein erklärter Feind.
Den Schifferbauer nehmt in Acht,
Der angemeß'ne Steuer macht.

Der Färber iſt es in der Welt,
Der ſtets auf ſeine Farbe hält:
Tuchmachers Loos erwecket Neid:
— Hat unbeſchränkte Preßfreiheit.

Dem Maurer drück' ich froh die Hand.
Deß Streben feſteſter Verband.
Die andern Maurer mögen geh'n,
Die da für ſich im Dunkel ſteh'n.

Mechanikus in Ordnung hält
Das Räderwerk der ganzen Welt.
Uhrmacher weiß die wicht'ge Kund',
Wie viel geſchlagen hat die Stund'.

Der Brauer iſt der kühne Mann,
Der Gährungen benutzen kann.
Der Bäcker ſtrebt nach frommer Sitt',
Daß Gott erhör' die vierte Bitt'.

Und da ich ſo mich umgeſeh'n,
Sind die Gewerbe alle ſchön.
D'rum wirke brav ein jeder Stand!
Dann blüht das theure Vaterland.

Napoleon und Erzherzog Karl.

Nach der ſiegreichen Schlacht am Tagliamento, am 16. Januar 1797, vereinigte ſich Napoleon mit Joubert und Maſſena und war im Begriff mit 50,000 Mann auf Wien zu rücken, als er die Nachricht von dem Aufſtand der venetianiſchen Provinzen empfing, der ſich über alle Provinzen am rechten Ufer des Mincio ausdehnte und im Fall eines Rückzugs die Sicherheit ſeiner Armee bedrohte. Gleichzeitig erfuhr er, daß das Direktorium aus Mangel an Geld die beiden Rheinarmeen nicht hatte in's Feld rücken laſſen, daß Oeſterreich in ſeiner höchſten Noth das Volk zu den Waffen rufen wolle. In dieſer mißlichen Lage entſchloß ſich Bonaparte, Unterhandlungen zu verſuchen; er bot dem beſiegten Feinde Frieden an und richtete an den Erzherzog den 31. Mai von Klagenfurt aus den berühmten Brief, den wir hier mittheilen, weil er die Achtung Bonapartes für den Erzherzog ausſpricht: „Herr General! Die braven Soldaten kämpfen und verlangen nach Frieden; dauert der Krieg nicht ſchon ſechs Jahre? haben wir nicht genug Menſchen umgebracht, der Menſchheit genug Leiden verurſacht? Das Direktorium hat Sr. Maj. dem Kaiſer den Wunſch zu erkennen gegeben, einem Kriege ein Ende zu machen, der alle Welt ins Unglück ſtürzt: das engliſche Kabinet hat es verhindert. Iſt denn keine Hoffnung uns zu verſtändigen? Und müſſen wir im Intereſſe einer Nation, die den Leiden des Kriegs fern bleibt, fortfahren uns einander zu erwürgen? Sie, Herr General, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne nahe ſtehen und über die kleinlichen Leidenſchaften erhaben ſind, welche ſo häufig beſtimmen, wollen Sie Sich den Ruhm eines Wohlthäters der Menſchheit erwerben, eines Retters von Deutſchland? Nicht als ob es ſich nicht auch auf andere Weiſe retten ließe; aber auch im Fall eines günſtigen Ausgangs leidet doch immer Deutſchland unter dem Kriege. Was mich betrifft, ſo würde ich mich ſtolzer fühlen, durch dieſe Eröffnung auch nur einem Menſchen das Leben gerettet zu haben, als über den traurigen Ruhm, der aus Kriegsthaten entſpringt." Der junge Prinz antwortete: „Herr General! Indem ich den Krieg führe und dem Ruf der Ehre und der Pflicht gehorche, wünſche ich nicht minder als Sie den Frieden zum Wohl der Völker und der Menſchheit. Da es mir aber in meinem Poſten nicht zukommt, den Streit der kriegführenden Nationen zu entſcheiden, da ich mit keiner Vollmacht verſehen bin, ſo werden Sie es natürlich finden, daß ich in keine Unterhandlung eintrete, ſondern für einen Gegenſtand von ſo hoher Wichtigkeit höhere Befehle erwarte. Wie es aber auch mit den Ausſichten des Krieges oder des Friedens ſtehen möge, ſo bitte ich Sie, Herr General, von meiner Hochachtung überzeugt zu ſeyn." Bald darauf kamen die öſterreichiſchen Bevollmächtigten an; die Friedenspräliminarien wurden zu Leoben unterzeichnet und den 17. Oktober deſſelben Jahres zu Campo Formio dem erſten continentalen Kriege gegen die Revolution ein Ende gemacht.

Freiherr von Vincke.

Eine der ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten des erſten preußiſchen Reichstags iſt der weſtphäliſche Freiherr v. Vincke, ein Mann zwiſchen 36 und 40 Jahren, unterſetzter, ſtarker, breitbrüſtiger Geſtalt, mit blühendem Blondingeſichte, klein, beweglich, entſchieden, mit trotzigen Augen und gerader ſtolzer Haltung, durch und durch Ariſtokrat, aber „von der beſten Sorte", von ſtets gerüſteter, ſchlagfertiger Redegabe, geiſtesgegenwärtig, tapfer, muthvoll, weniger Parteiführer im großen Styl als Parteigänger auf eigene Fauſt, der, Gottes Freund und der Welt Feind, ſtets bereit iſt, gegen alle Welt die oppoſitionelle Lanze einzulegen. Das Beamtenweſen und Beamtentreiben iſt ihm durchaus zuwider, die Bureaukratie hat ihren erbittertſten Feind an ihm; er faßt ſie an, wo er kann, und zwar mit bloßen Händen ohne Handſchuhe, welche ſo gern von allen Anderen übergezogen werden, wenn es gilt, einige Wahrheiten auszuſprechen. Die Gedanken fließen ihm nicht, ſie ſtürzen ihm zu, ja ſie überſtürzen ſich in ſeiner Rede, welche wie ein regengußgeſchwellter

Digitized by Google

Bergſtrom mit einer wahrhaft wirbelnden Eile dahinfließt, die Zuhörer oft ſchwindeln und die Stenographen verzweifeln macht. Man nennt ihn in Betreff dieſer Volubilität der Sprache wohl den Felix Lychnowski der zweiten Kammer, und er hat in der That mit jenem Karliſtenkapitano eine gewiſſe Verwandt ſchaft. Und ſo hoch er in politiſcher Bildung über dem edlen Fürſten ſteht, ſo wurzelt er doch mit ihm in demſelben Boden des vollblutigen, auf den Stammbaum ſeines Urgermanismus mit ſtolzem Bewußtſeyn zurückſchauenden Adelthums. In Herrn v. Vincke liegen die entſchiedenſten Gegenſätze nebeneinander. Der kaiſer- und reichsfreie Romantiker geht bei ihm Hand in Hand mit dem Sohne der demokratiſch-verſtändigen Aufklärung unſerer Tage. Demſelben Manne, welcher heute in ſeinen Reden die Grundſätze „einer geläuterten Vernunftpolitik den unklaren und rohen Kategorien der alten Gefühlspolitik“ mit ſchneidender Schärfe entgegenhält, werden wir vielleicht ſchon morgen in dem entgegengeſetzten Heerlager, in den Reihen Derjenigen begegnen, die er geſtern ſo entſchieden und glücklich bekämpft. In einer und derſelben Rede begegnen wir bei ihm ſolchen Widerſprüchen. Jetzt eben ſpricht er ein großes, ein durchſchneidendes, ein Schlagwort aus, wenn er in der langen Debatte über militäriſche Ehrengerichte und die eigenthümlichen Bedingungen der Ehre des Soldatenſtandes ausruft: „Soldatenſtand! der Soldatenſtand iſt kein Stand, er iſt nichts als ein Beruf, und zwar ein Beruf aller Staatsbürger!“ Und in derſelben Rede, in welcher er ſo eben die Ehre aller Staatsbürger auf dieſe Weiſe völlig gleich geſtellt hat — ſetzt er ſich kaum eine halbe Minute ſpäter auf das lichtbraune Roß des exkluſiven Adelthums und erklärt von da herab: Der Militärſtand, das heißt der Offizierſtand, iſt zwar kein Stand, ſeine Glieder ſind nur Bürger, wie alle Bürger; aber — gleichwol iſt ſeine Ehre nicht dieſelbe wie die des Bürgers, ſie iſt eine eigenthümliche, welche ganz beſondere Geſetze erfordert. Dennoch iſt Herr v. Vincke eine der Hoffnungen der liberalen Oppoſition. Warum? weil er eine Eigenſchaft beſitzt, welche in unſerer Zeit hoch im Preiſe ſteht: den rückſichtsloſen Muth der Ueberzeugung und die ſcharfe und ſchlagende Waffe des Wortes. (Br. Z.)

Preußiſche Landtagspoeſie.

Die Berliner „Voß'ſche Zeitung“ bringt unter ihren Inſeralen folgendes originelle Eingeſandt:

„An die Reichsſtände.“

Wie trefflich auch geſprochen hat
Von Oſten A (Auerswald), von Weſten B (Beckerath),
So hört doch Alle Luther's Rath,
Er thut ja keinem Menſchen weh:
„Tritt friſch auf!
„Thu's Maul auf!
„Hör' bald auf!“

Ein anderes Stück Landtagspoeſie enthält die „Zeitungshalle.“ Es iſt betitelt: „die beiden Vincken“, unterzeichnet „von einem Weſtphalen“, und rühmt zuerſt die trefflichen Eigenſchaften des verſtorbenen Herrn v. Vincke, Oberpräſidenten von Weſtphalen und Vaters des bekannten Abgeordneten. Dann ſagt es weiter:

Der Alte ſtarb, doch zage nicht,
Du Volk auf rother Erde.
Der Alte ſtarb, der Junge lebt,
Ein Mann von gleichem Werthe.

Und war der Alt' ein ganzer Mann,
So ſteht für zwei der Junge;
Denn ſcharfer Pfeil iſt ſein Verſtand,
Ein Schwert iſt ſeine Zunge.

Schwertſchlag iſt jedes Wort von ihm
Für eure guten Rechte;
Und jeder Schlag trifft ſicher, ſcharf
Den Gegner im Gefechte.

Das iſt der junge Vinck', ein Mann,
Ein Helfer gleich dem Alten,
D'rum mög' ihn, gleich dem Alten, uns
Gott lange Jahr' erhalten.

Laura, des Wirths Töchterlein.

(Schluß.)

Wilhelm ſeufzte und entfernte ſich, die Bruſt voll Bitterkeit und Schmerz, wie es das verkannte Gefühl und der verkannte gute Wille erzeugen. Laura befand ſich jetzt mit Huesco allein:

„Da ſehe mir einer den boshaften Menſchen! Hätte Euch faſt das Leben geraubt und will Euch endlich noch verläumden; — hoffe mindeſtens, daß es Verläumdung iſt!“

„Sicher! denn meine Liebe —“

„Wird ſich bald erproben; jetzt kommt, daß ich die Wunde am Halſe erſt waſche und dann verbinde — ſie iſt nicht ſo gefährlich; aber der Stich ging nahe am Leben hin; drei Fingerbreit weiter rechts ſo lagt Ihr todt am Boden und ich raufte mir das Haar an Eurer Leiche.“

„Der Himmel hat es anders beſchloſſen und will, daß ich mein Liebchen noch recht zärtlich umfaſſen und die Sorgfalt belohnen ſoll.“

„Das klingt recht hübſch.“

„Die Sache iſt noch viel hübſcher als ſie klingt.“

„Meynt Ihr?“

„Verſucht es immerhin.“

„Wenn nur das Wort Betrug nicht mehr in meinen Ohren tönte.“

„Begreift Ihr nicht, daß ihm die Eiferſucht daſſelbe einflüſterte? — Laß uns die Nacht zuſammentreffen, da hab ich Zeit, das Alles in die Läng' und Breite auseinander zu ſetzen; am Tage ſtören uns die Gäſte und des Vaters Zorn.“

„Ei was, der Vater thut am Ende doch nur, was ich will.“

„Beſſer wär es doch, wir ſprächen uns die Nacht, hübſche Laura.“

„Es ſchickt ſich nicht! die Nachbarn lauern, erſpähen jeden Tritt; — geſcheidter wär's, Ihr machtet Anſtalt zu der Hochzeit.“

„Das thu ich ohnedem, doch geht es nicht ſo ſchnell; ich bin ein altcaſtilliſcher Edelmann und muß Dispens vom Könige zuvor erlangen.“

„Das iſt ein ander Ding.“

„So öffnet Ihr das Haus?“

„Ich möcht es wohl, nur —“

„Schon wieder ein Zweifel?“

„Es iſt der Alte ſtets: — Wenn Ihr mich hinterginget?“

„Wie kann man hintergehen, wenn man wahrhaft liebt?“

„Darüber fehlt mir eben die Gewißheit. Wenn es aber doch geſchähe — wenn — dann Wehe Euch!!“

„Thörichtes Mädchen, wegen der unbegründeten Furcht! ertränken will ich ſie in zärtlichen Umarmungen, erſticken die Bedenklichkeiten durch Küſſe.“

„O Gott, wie ſchwach ſind wir Mädchen doch! dem Vater kann ich trotzen und widerſtehen, wenn er zürnt und das Haus ſchier umzuwerfen droht — Euch kann ich die geringſte Bitte nicht verſagen, — iſt das nicht ſeltſam? — Nun heute habt Ihr ja für mich geſtritten, Euch um meinetwillen gewehrt, viel Blut vergoſſen, das Leben ſelbſt gewagt; da will mir's um ſo weniger geziemen, auf irgend Etwas Nein zu ſagen — nicht ſo? — Kommt denn, gegen die Stunde der Mitternacht ſoll die Pforte offen ſeyn, aber —“

„Kein Aber mehr Laura! der Mund ſoll kein Recht des Herzens ſchmälern.“

„Da ſeh ich den Vater wieder, geht ihm aus dem Wege bis er ganz mit unſern Wünſchen einverſtanden iſt; und wollt Ihr mir einen neuen Beweis von Liebe geben, ſo bringt mir bald irgend Etwas mit, was Ihr zur Beſchleunigung der Hochzeit erwirktet. — Fort jetzt!“

Ponto-Huesco machte ſich davon, nicht ohne noch einen

Digitized by Google

verdrüßlichen Blick und brummenden Laut Sancho's auf den Weg bekommen zu haben; denn der Wirth ſtand mit dem Handknnde unter der Thür und beide knurten um die Wette, ob auch Huesco mit ſehr freundlichen Worten ſchied. — Als er fort war ſtrich Sancho ſeinem vierbeinigen Freunde und Gehülfen den Rücken und beide knurrten ſo zu ſagen im Duette weiter: „Haſt Recht Mufti, daß Du mit dieſem Gaſte nicht ſo freundlich thuſt und ſcharwenzelſt, wie mit andern Leuten, die uns lieb ſind; ich ſehe Dir es ordentlich an, daß Du meine Empfindungen theilſt; denn hätten wir beide dem Herzen folgen können, ſo würde ich ihm ein paar Püffe gegeben haben und Du hätteſt ihm in die Waden gebiſſen; aber man kann in der Welt nicht Alles thun, was man gern möchte, die ſchönſten Empfindungen unterſchlägt uns das Schickſal, doch paſſe nur hübſch auf, und wenn der Patron einmal zur unrechten Stunde einſchleichen ſollte, dann kühle Dein Müthchen und beutle ihn tüchtig. Haſt Du mich verſtanden? — Du ſtreckſt Dich ſchon und gähnſt, Mufti? Das ſoll vermuthlich heißen: Die Geſchichte weiß ich bis zu ſolchem Ueberfluß, daß ſie mir ordentlich Langeweile macht. Nun, wir haben uns über das Facit vollkommen geeinigt und damit Punktum."

Ponto-Huesco brummte beim Fortgehen ähnlich wie Meiſter Sancho und ſein vierpfotiger Mufti, aber er lächelte dabei und ſchlug ein Schnippchen, wie Jemand, der da weiß, daß er den Knopf in der Hand hat:

„Der heimtückiſche Wirth ſoll noch an mich denken und ſeinem knurrenden Hunde ſchneid ich bei Gelegenheit die Kehle ab, wie auch dem denuncirenden deutſchen Hauptmanne; er brauchte ſich gar nicht ſo zu wehren, denn ich nehme ihm ſein Gänschen Laura nicht: Bildet ſich der Tropf ein, ich würde das Märchen heirathen und glaubt ſie es ſelbſt? — Ha ha ha! lächerlich in der That! Die Gaſtwirthsdirne und ein edler Caſtilier, wenn auch arm, das unvermiſchte Blut iſt mein Reichthum, und mit der Degenſpitze ſchreib ich ihnen endlich das Geſetz vor, wenn ſie mir ſpäter Vorwürfe machen wollen, daß ich mich dieſe Nacht zu Gaſt geladen habe und ſpäter doch die Zeche nicht bezahlen mag."

Laura ſchlich am andern Tage mit niedergeſchlagenen Blicken im Hauſe herum und war viel ſpäter zur Hand als ſonſt, Sancho mußte ſie erſt rufen:

„Sage mir nur, was war das Mädchen? Der Henker wird daraus geſcheut! unſer Mufti wollte ſich ja die ganze Nacht nicht zur Ruhe begeben und ſchlich wie ein verwünſchter Geiſt im Hauſe herum, namentlich hatte er es auf Deine Thür abgeſehen; ob ich gleich zweimal aufſtand und ihn auf ſeinen Strohſack unter die Treppe ſpedirte, einige ermahnenden Schläge wollten ſogar nicht helfen."

„Was weiß ich!" murrte Laura und wandte ſich zur Arbeit.

„Wenn mir es dieſe Nacht wieder geſchieht, ſo laß ich Knechte und Mägde aufſtehn, durchſuche mit ihnen jeden Winkel und —"

„Warum nicht gar! Am Ende auch meine Schlafkammer?"

„Am allererſten! denn Du biſt ja mein Kleinod."

„Höre Vater, ich leide das nicht und werde mich ſchon ſelbſt beſchützen!"

„Wehre Dich nicht, ſage ich Dir, oder wir ſchlagen die Thüren ein!"

„Immer beſſer! — Weißt Du denn, weshalb Mufti ſo unruhig iſt?"

„Eben weil ich das nicht weiß, ſuch ich es zu erforſchen."

„Da fällt mir etwas ein Vater, geſtern waren es fünf Jahre, daß die Mutter geſtorben; am Ende iſt es ihr Geiſt, der die nächtliche Jahresrunde macht; die Thiere ſollen Geſpenſter wittern und deshalb hörte Mufti wohl nicht auf Deine Ermahnungen und Du biſt, ohne es zu wiſſen, mit der Seeligen hin und her gelaufen."

„Entſetzlich! Mit der Seeligen hin und hergelaufen? wenn mir der Sterbetag die vergangene Nacht eingefallen wäre, hätte ich ſicher, vor Eilfertigkeit wieder in's Bett zu kommen, die Schlappſchuhe auf der Treppe verloren. — Du haſt Recht Laura, das Nachſuchen zu verbieten; ich werde es auch unterſagen. Man muß die Geiſter wirthſchaften laſſen; denn des Nachts beginnt ihr Regiment, die Lebendigen ſollen ſich mit dem Tage behelfen, er iſt lang genug zu dummen und klugen Streichen, meynſt Du nicht auch?"

„Ach ja!" ſeufzte Laura.

„Wenn man nur dem Mufti auch ein wenig Verſtand predigen könnte, damit er künftig nicht ſo unwirſch thäte? Am Ende nimmt es die Seelige, welche das Thier ſo nicht leiden konnte, übel und dreht ihm den Hals um!"

„Hoffen wir das Beſte Vater und reden nicht mehr davon."

„Da haſt Du auch Recht. Die Geiſter ſollen es ſo nicht lieben, daß man ſie durch Schwätzereien in der Grabesruhe ſtört; denn die meiſten von den Dahingeſchiedenen wurden ſchon während des Lebens genug durchgehechelt und haben daher jetzt Anſprüche auf eine Erholungszeit."

„Man war im ganzen Hauſe geſpannt auf das, was kommen würde; denn das Geſpräch zwiſchen Vater und Tochter war Allen bekannt geworden und Jeder hütete ſich dem Geiſte, denn für nichts Anderes hielt man die Sache, in den Weg zu treten, nur Mufti zeigte ſeine Courage und während Alle den Kopf unter die Decke zogen und Angſtſchweiß vergoſſen, machte der verwegene Hund einen größeren Lärm als zuvor: „Das wird ihm übel bekommen!" ſeufzte Sancho, während er ein ave Maria und ein pater noster um das andere herſagte, — und er hatte wahrlich Recht prophezeiht, denn Mufti ſchwieg bald darauf und als man ſich endlich am hellen Tage aufzuſtehen getraute, fand man das arme Thier erwürgt im Gange liegen.

Sancho hätte gern ſein Mitleid und ſogar Zorn blicken laſſen, aber die Ehrfurcht vor der übernatürlichen Macht, die ſcheinbar hier gewaltet, hielt ihn zurück, nur Laura beklagte Mufti und meynte, daß er ſehr unſchuldig geſtorben ſey, als ſie nun Sancho darüber zur Rede ſtellte, rief ſie: „Still Vater, ſtill! Es geſchehen viel Dinge auf der Erde, die wir nicht begreifen können und noch mehr Sachen, deren Aufklärung man uns vorenthält, ob wir ſie auch recht gut begreifen würden, wenn man's nur zugäbe."

Dem erwürgten Mufti ließ ſie an der Gartenmauer, wo man ihn verſcharrte, in einen Stein als Erinnerung eine Grabſchrift hauen, welche lautet: „Der treue Wächter Mufti."

Die Thräne.

Ein armer aber geſchickter Tiſchler erhielt durch Empfehlung die Arbeit in einem angeſehenen Kaufmannshauſe. Der Kaufmann beſtellte zur Ausſteuer ſeiner Tochter für 200 Thaler Mobilien bei ihm. Der Tiſchler, hoch erfreut, eilte nach Hauſe und erzählte ſeiner Frau das gehabte Glück.

Als der erſte Rauſch vorüber war, kam der hinkende Bote nach und ſtellte die Frage auf: Wo nun die bedeutende Auslage hernehmen? Den neuen großen Kunden um Vorſchuß bitten, das ging nicht, denn dadurch hätte man den ganzen Handel rückgängig gemacht. Reiche Freunde hatte der arme Mann nicht; wo blieb nun eine andere Zuflucht, eine ſo bedeutende Summe, wie doch zur Auslage gehörte, herzuſchaffen, als von einem Wucherer? Der war auch bald gefunden, und bei ihm, nachdem er ſich von der Richtigkeit der Beſtellung überzeugt — die Menſchenliebe, — gegen einen Wechſel für 12 Procent auf zwei Monat das verlangte Geld hergegeben.

Fleißig arbeitete der Tiſchler, und bald ſtanden zwei Dutzend der herrlichſten Stühle, ein ſchöner Schrank rc. fertig zum Lobe des Meiſters da.

Nett im Sonntags-Ueberrock gekleidet, ging unſer Tiſchler neben den Wagen her, und hoch pochte ihm das Herz vor Freude, wenn Vorübergehende die ſchöne Arbeit lobten.

Als man im Hauſe des Kunden angekommen, lief Alles zuſammen, das Neue zu beſchauen. Auch der Hausherr wurde gerufen und lächelte beifällig und zufrieden.

„Er ſoll in Zukunft mein Tiſchler ſeyn, denn die Sachen ſind lobenswerth, laß Er nur Alles behutſam niederſetzen. Gott befoh-

Digitized by Google

len!“ und damit ging er auf's Comptoir, der Tiſchler nebſt Geſellen bald darauf aus dem Hauſe.

„Meiſter,“ ſprachen dieſe, „der Herr ſchien ganz zufrieden, und wie reich muß er nicht ſeyn! da hat der Meiſter einen guten Kunden erhalten. —“

„Ja wohl, Leute, das habe ich, und bin auch hoch erfreut darüber.“ — Doch auf dem Geſichte des guten Mannes war eben keine Freude zu ſehen, denn er dachte daran, daß die zwei Monate in acht Tagen verfloſſen und der reiche Kaufmann ihm von Bezahlung keine Sylbe geſagt. Wie ſollte das nun werden? — Trübe ſaßen, als ſieben Tage vergangen, die beiden Eheleute zuſammen, da ſprach die Frau:

„Auf, lieber Mann! faſſe ein Herz, geh' zu unſerem neuen Kunden und bitte ihn um Bezahlung. Er wird ein Menſch ſeyn und Einſicht haben! —“

Und der Meiſter ließ ſich bereden.

Schwer ſchlug das Herz, krampfhaft drückte er die Krempe ſeines Hutes zuſammen, als er nun die Thüre des Comptoirs geöffnet und vor ſich rechts und links an hohen Pulten ein Dutzend emſig vertiefter Schreiber gewahrte.

Er bot ihnen laut einen guten Tag, keiner antwortete ihm. Er wiederholte nach einer Pauſe noch ein Mal die Begrüßung, und mit einem ſcharfen Blick ihn meſſend, fragte der Nächſtſitzende: „Was haben Sie?“ — „Bitte unterthänigſt, ich möchte gern den Herrn ſprechen.“ — „Dort unten,“ war die Weiſung, indem er rückwärts nach einer Ecke des großen Zimmers zeigte. Langſam und ſchwer ſchritt der Tiſchler durch den Saal; es war ihm als wenn Blei in ſeinen Füßen läge.

Da ſaß der Kaufmann; die Stirne nachdenkend in der Hand geſtützt, in der Rechten die Feder haltend, wollte er eben ein wichtiges Handelsprojekt zu Papier bringen, als aus Verlegenheit plump und halb blind gemacht, der Tiſchler gegen die offene Thür des Gitters rennend, den Tiefſinnigen plötzlich aus ſeinen Gedanken riß. Barſch fuhr er empor: „Was will Er?“ Doch war an keine Antwort zu denken. Alle im Sinne gehabten, und von der klugen Ehehälfte ihm eingeprägten ſchönen Worte waren dahin, er war buchſtäblich, wenn auch nicht mit der Thür in's Haus, doch, was noch ſchlimmer war, dem Herrn beinahe auf die Naſe gefallen. Er ſtand wie verſteinert. „Nun, was will Er?“ fragte der Hausherr den Sprachloſen, und erkannte ihn nicht wieder.

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich war, ich bin, ich komme, — der Tiſchler, der die große Ehre hatte, für Sie zu arbeiten.“ — „So, ſo, und? — Er will vorfragen. Ich habe nach nichts wieder, Er braucht ſich auch nicht zu bemühen, ich werde ſchicken, wenn ich Seiner benöthigt. Vielleicht bald. Adieu!“ und damit neigte ſich Haupt und Hand wieder zu Papier. —

„Ach,“ fing der zerſchmetterte Handwerksmann an, „der Herr möge nicht böſe werden, aber ich möchte Sie wohl bitten um den Betrag des Gelieferten, ich habe kein Kapital und —

Verdrießlich erhob ſich der Kaufmann.

„Ich bezahle nur halbjährig; auf ſolche Kleinigkeiten können wir uns nicht einlaſſen, das macht uns zu viele Umſtände. Laß Er ſich dort beim Kaſſier auszahlen.“ —

„Doch das iſt ein Mal geweſen. Er muß keine Arbeit annehmen, wenn er nicht anſtändig kreditiren kann,“ und ſo winkte er einem ihm zunächſt ſitzenden jungen Mann, demſelben befehlend, dem Tiſchler die Summe auszuzahlen.

Stumm nahm dieſer das Geld in Empfang, und an das Pult des Kaufmanns gehend, um zu unterzeichnen, floß, erpreßt von dem Gedanken, du kannſt in Zukunft eine ſolche Arbeit doch nicht wieder annehmen, denn deine Armuth verſchließt dir jede Hoffnung dazu, eine Thräne über ſeine Wange.

Der Kaufmann bemerkte ſie. — Stumm verneigte ſich der unglückliche Tiſchler und ging. Als er die Hälfte des Zimmers durchſchritten hatte, rief ihn der Kaufmann zurück: „Hört ein Mal Meiſter, von den Stühlen kann er mir noch ein Dutzend liefern und ich habe auch in der nächſten Woche Mehreres. Doch damit Er mir in Zukunft nicht alle Augenblicke beſchwerlich wird, und weil Er mir doch kein halbes Jahr Kredit geben kann, ſo will ich Ihm kreditiren. Zahlen Sie dem Mann noch 400 Thaler,“ ſprach er zum Kaſſier und blickte auf's Papier. — Sprachlos ſtand der Tiſchler da, im Innerſten erſchüttert, doch jetzt ging er raſch auf den Kaufmann zu, ergriff deſſen Hand und drückte ſie herzlich an die Lippen. „Dank,“ ſtammelte er, „Dank, guter Herr!“ — „Laß Er Das, lieber Freund. Wenn er ein ehrlicher Mann iſt, ſo braucht er des Dankes nicht. Doch hier kein Aufſehen; ſolche Scenen gehören nicht aufs Comptoir; hier wohnt keine Herzlichkeit. Geh' Er mit Gott; Ich komme bei Ihm vor, und will einmal ſelbſt nach ſeiner Wirthſchaft ſehen. Adieu!“

Froh und überglücklich kehrte der Tiſchler zurück. Fleißig arbeitete er, und durch des angeſehenen Kunden Hülfe war er bald ein gemachter Herr.

Der reiche Kaufmann aber fühlte an jenem Morgen eine ſo ſonderbare Regung in ſeinem Herzen, daß er ſeit dieſer Zeit noch manche Thräne hervorlockte. — Doch war es immer eine Thräne der Dankbarkeit.

Pot-Pourri.

Thierklugheit.

Sueton erzählt, Kaiſer Domitian habe einen Trupp Elephanten gehabt, die nach der Muſik getanzt. Als einer wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit Prügel bekommen, entdeckten und überraſchten ihn die Hüter in der folgenden Nacht, wie er ganz allein auf einer Wieſe den betreffenden pas einübte. — Laut Coelius Rhodeginus bezahlte Kardinal Ascanius 100 Goldſtücke für einen Papagei, welcher das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß bewundernswerth deutlich ohne Stocken herſagte. — Kircher verbürgt für einen andern Papagei Folgendes: Kaiſer Baſilius hatte ſeinen Sohn Leo wegen Verdachts wider ihn geſponnenen Verraths einkerkern laſſen. Darauf erſchien ein Klaggedicht, welches von den Hofleuten ſo oft rezitirt wurde, daß des Kaiſers Lieblingspapagei es lernte, und beim Wiederholen den Namen Leo ſchmerzlich betonte. Nachdem der Kaiſer Das mehrere Male gehört, wollte er nicht, daß der Papagei ihn an Theilnahme für Leo übertreffen ſollte, und gab Letzterem die Freiheit. — Der Verfaſſer der „Histoire de la musique et de ses effets“ berichtet, daß er auf der Meſſe zu Saint-Germain ein Dutzend Ratten nach der Muſik auf dem Seile habe tanzen ſehen, jede mit einer kleinen Balancirſtange. Acht derſelben führten ſpäter einen Kontretanz auf, ſo geſchickt und regelrecht wie Tanzmeiſter. Den Beſchluß machte eine weiße lappländiſche Ratte, die eine Sarabande tanzte, ſo ernſt wie ein Spanier.

Auflöſung des Rebus in Nro. 40 des Sammlers:

Defilée.

Rebus. (Eingeſandt.)

Nro. 42.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 26. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Eine Familie von 1790. — Der Ziegenvater. — Wie Bu-Maza zu den Franzoſen übergetreten. — Der Schweden Schimmel in Ingolſtadt. — Der Münchner Verein gegen Thierquälerei. — Pot-Pourri.

Eine Familie von 1790.

(Feuilleton der „Köln. Ztg.")

Erſtes Kapitel.

Die Zeit der Begebenheiten, welche wir dem geneigten Leſer in dieſen Blättern zu erzählen uns anſchicken, iſt von den gewaltſamſten Leidenſchaften durchtobt und von Handlungen bezeichnet worden, die eine ſchlummernde Welt zu Schrecken und Entſetzen wach gerufen haben. Aber nichts mag an Ruhe und Frieden dem ſtillen ländlichen Bilde gleichkommen, das ſich dem Auge darſtellt, indem wir den Vorhang vor der erſten Scene unſeres Drama's in die Höhe rollen laſſen.

Auf einer grünen Raſenfläche ſehen wir im Vordergrunde rechts eine Linde ſich erheben, einen jener ungeheuren und prachtvollen Bäume, die in ſich allein ein ganzes Waldleben zu hegen ſcheinen und von der üppigen, ewig treibenden Kraft der Natur ſtrotzen, welche immer aufs Neue grüne Zweige im Lenzwinde ſchaukelt, während das Beſte, was in uns erblüht, mit den Jahren ergilbt, abſinkt und ſchwindet, ohne neu aufzugrünen oder zu erſtehen.

In den Blättern der Linde ſpielen die Sonnenſtrahlen mit dem Flüſtern der Abendluft, und ein dichter Schwarm von Mücken ſteigt wie ein elaſtiſcher Ball auf und nieder, raſtlos, immer gedrängt, immer ſo laut und luſtig ſummend, als ob die böſen Schwalben, die oben durch die Zweige ſchießen, gar nicht in der Welt wären.

Hinter dem großen Baume befindet ſich ein mit Sandſtein-Quadern eingefaßter breiter Graben voll Schilf und Waſſerlinſen, zur Linken, von einem ſchweren und maſſiven Bogen überbrückt, welcher ſteinerne Pfeiler und ein offenes eiſernes Gitterthor trägt. Den Hintergrund aber bildet ein hohes Gebäude, mit zwei vorſchießenden niederen Flügeln. Es iſt aus Ziegelſteinen aufgeführt, mit Manſarden-Dach, breiten Eſſen, Vortreppen und Wappen verſehen; die Mauerflächen tragen grobgehauene Sandſtein-Arbeiten, welche Jagd-Trophäen und Ackerbau-Werkzeuge darſtellen; und ſo bildet es einen jener Adelsſitze, wie man ſie im Zeitalter des franzöſiſchen Geſchmackes aufführte und in allen Theilen Deutſchlands, hauptſächlich in Weſtphalen und am Niederrheine in großer Menge findet. Die Balconthür über dem Haupteingange ſteht offen; jenſeits an der Rückſeite des Gebäudes müſſen ſich ebenfalls große Fenſteröffnungen befinden, denn man ſieht das Licht der niedergehenden Sonne hell und voll hindurchleuchten. Hof und Vorderſeite des Gebäudes dagegen hüllen die Abendſchatten ein, und nur die blaue Schieferkuppel eines achteckigen umfangreichen Thurmes, der ſich auf der Rückſeite über das Schloßdach emporhebt, iſt wie ganz bedeckt von dem röthlich-goldenen Glanze des Abendroths und ſeiner Reflexe am öſtlichen Himmel. Ihm gegenüber, am andern Ende des Daches, fällt ein mächtiges Storchenneſt in die Augen: ein Zögling dieſer luſtigen Erziehungsanſtalt zeichnet ſich mit ſeinem langen dünnen Jünglingsleibe ſcharf am blauen Himmel ab, wie er den Hals reckt und augenſcheinlich mit großer Spannung die eifrigen Turnübungen ſeines einzigen Brüderleins betrachtet. Dieſes hat ſich auf die Mitte des Daches begeben, wo es ſich vom Forſt auf eine große Windfahne zu ſchwingen ſucht; ſo oft aber die Füße des raſtloſen Jünglings die Fahne berühren, ſchnellt dieſe, von dem Stoße getrieben, im Kreiſe umher, und der Turner taumelt flatternd auf den Forſt zurück; trotz dem wird er nicht müde, ſeine fruchtloſen Anſtrengungen fortzuſetzen und alſo ein belehrendes Beiſpiel zu bieten, daß die Kinder der Störche in ihren Anſchlägen oft nicht klüger ſind, als die Kinder der Menſchen auch.

Nachdem wir jetzt noch einige Gruppen von italieniſchen Pappeln und prächtigen alten Obſtbäumen dem ſtattlichen Herrenhauſe rechts und links als grüne, vollbuſchige Einfaſſung zugegeben, iſt unſer Landſchaftsbild fertig, und nur die Staffage fehlt noch. Dieſe überwölbt der Baum im Vordergrunde mit ſeinen fabelhaft mächtigen Aeſten. Ein runder Steintiſch ſteht neben dem Stamme, mit blendend weißem Linnen bedeckt, mit einem ſehr reichlichen Abendmahle beſetzt, und dazu hat ſich eine Verſammlung der vergnügteſten Menſchen eingefunden, die jemals eine Familie gebildet. Obenan in dem Stuhle mit mannshoher rohrgeflochtener Rückenlehne ruht der hoch- und wohlgeborene Hausherr, Seine Gnaden, der Freiherr Karl Borromäus Guntram, Vogt zu Schwalborn auf Schwalborn und Erbherr auf Flittersdorf. Und in der That, um bei ihm anzufangen, ſo ließe ſich auch von den ſcharfſinnigſten Leuten nicht leicht ein Grund erdenken, weshalb der Freiherr von Schwalborn nicht ſehr vergnügt und heiter ſeyn ſollte, beſonders an dieſem herrlichen Lenzabende, ſo umgeben von allen den Seinen, den blühenden Sproſſen ſeiner Familie. Er genießt erſtens einer ganz vortrefflichen Geſundheit und hat noch kein einziges graues Haar, obwol er nun über fünfzig Mal ſchon die Generationen ſeines ererbten Hof-Storchenneſtes ſich hat erneuern geſehen. Dann beſitzt er ferner, wenn die Erndten nicht ganz und gar mißrathen, ein völlig hinreichendes Auskommen, und endlich erfreut er ſich des beſten Anſehens im Lande, ſämmtlicher Ehrenrechte ſeines Standes und der Gerichtsbarkeit über Leibeigene und Hinterſaſſen; — mit eingeſchloſſen das unſchätzbare Vorrecht, alle diejenigen, welche ihm Mißfallen oder Verdruß machen, für eine ausreichende Anzahl von Tagen zur Beförderung der öffentlichen Sittlichkeit und geſetzlicher Ordnung in ſeinen Thurm einſperren laſſen zu dürfen.

Seine Gnaden tragen einen grauen Rock mit breiten Aufſchlägen und hohem Kragen, wie es die Mode jener Zeit, nach engliſchem Muſterſchnitte, verlangt, einen ſtattlichen Zopf und kurze Beinkleider von blauem Manſcheſter mit gelben Klappſtiefeln, was alles ihre ſtattliche Erſcheinung zu erhöhen ſich nicht wenig zweckdienlich und förderſam erweiſ't.

Ihm gegenüber ſitzt „Gnaden Mama", eine große, kräftige, gefürchtete Frau. Sie war im Grunde eine gutherzige Dame, von edlen, ſtark aus gebildeten, ariſtokratiſchen Zügen; aber da ihr Gemahl zuweilen beſonders in heißen Sommermonaten, wo die Landwirthſchaft gerade die größte Thätigkeit in Anſpruch nimmt, an einer gewiſſen Scheu vor Bewegung litt und ſtill ſaß, ſtatt dem Geſinde auf die ſonnigen Aecker nachzugehen, — hatte die Hausfrau jetzt ſo oft die Zügel der Herrſchaft ergreifen müſſen, daß ſie

Digitized by Google

ſich endlich vollſtändig daran gewöhnt. Sie war dadurch ſtreng, etwas laut und heftig geworden, und ſchon nach einigen Jahren der Ehe hatte der Freiherr es oft bereut, daß er die Sommertage zu warm, die Frühſtunden zu feucht und kalt gefunden. Aber jetzt war es zu ſpät; die gnädige Frau ſtand einmal unbeſtritten an der Spitze des Hausweſens. Auch war ſie unleugbar die kräftigſte Natur in der Familie.

Bei der Einmündung von Flüſſen in einen Hauptſtrom kann man oft noch lange die Farbe des einen Seitenfluſſes im Gewäſſer vorherrſchend finden, während ein anderer Seitenfluß ſogleich im Hauptſtrome verſchwindet. Dieſelbe Erſcheinung wiederholt ſich bei den Familien. Das Blut der einen bleibt herrſchend, wenn es eine Verbindung in eine andere Familie überleitet; das der anderen verſchwindet ſpurlos. In unſerem Falle war die erſtere Erſcheinung eingetreten; das Blut der Edeldame, in den Familienſtrom der Schwalborn übergeleitet, hatte entſchieden die Oberhand behalten, und aus den zwei Sproſſen der Verbindung blickte deutlich das Naturel der Mutter hervor.

Dieſe Sproſſen waren ein Sohn und eine Tochter; jener hieß Karl, dieſe Marianne; zwei friſche, kernige, fröhliche Naturen, im Aeußern, wie geſagt, der Mutter ähnlich, wie dieſe große und edle Geſtalten. Nur war der Sohn etwas zu raſch in die Höhe geſchoſſen, und da er ſich darnüber gebeugt hielt, ſo hatte er dadurch das Anſehen einer gewiſſen Schwächlichkeit bekommen, die er doch in der That nicht beſaß, und die auch ſein blühendes, etwas gebräuntes Geſicht widerlegte. Dieſes Geſicht war regelmäßig und ſchön, einer jener Typen von ovaler Bildung, Adlernaſe, feinem Munde und hoher Stirn, wie man ſie beim deutſchen und normänniſchen Adel findet. Von hellbraunen Locken umgeben, war dieſer Kopf mithin ganz geeignet, den Stolz einer zärtlichen Mutter zu bilden; aber es fehlte etwas an demſelben, das freilich einen weſentlichen Beſtandtheil eines gut organiſirten Kopfes bildete und deſſen Mangel wohl im Stande war, Gnaden Mama einen großen Theil ihrer Freude beim Anblicke ihres Sohnes zu verderben. Dieſer entartete Jüngling trug nämlich keinen Zopf und hatte ſich darauf geſteift ſein Haar gleich einem unkultivirten Heiden gerade ſo zu tragen, wie Gott es ihm wachſen ließ. Daher kam es denn auch, daß man in der ganzen Gegend faſt mit den Fingern auf den Ohnezopf wies, ſo wie man jetzt auf Denjenigen weiſen würde, der einen Zopf trüge — ein Gegenſatz, worin ein belehrender Beitrag zur Philoſophie der Geſchichte enthalten iſt.

Iſt hiermit nun der wunde Fleck der Familien-Eintracht berührt, ſo freut es uns doppelt, auf einen Gegenſtand übergehen zu können, der lauter Licht, Freude und Harmonie ausſtrahlt. Dieſer Gegenſtand hat Wangen wie Milch und Blut, einen kleinen, dunkellockigen Kopf auf ſtolzgeſchwungenem Nacken, ſehr viel Muthwillen und Unternehmungsgeiſt und das weichſte Kinderherz von der Welt. Er heißt Marianne Freifräulein von Schwalbarn und iſt des Hauſes Stolz, Zier und Juwel. Marianne war lebhaft, raſch in ihren Bewegungen und beſaß von jungfräulicher Herbheit und einer gewiſſen kecken Bubenhaftigkeit des Betragens gerade genug, um auf der einen Seite das Landfräulein in ſeiner vollſten Blüthe darzuſtellen, auf der andern nicht in Mangel an Anmuth zu verfallen.

Neben Marianne ſitzt noch eine Perſönlichkeit, eigentlich die auffallendſte Erſcheinung des ganzen Kreiſes. Es iſt ein kleiner Mann mit ungewöhnlich großem Kopfe, deſſen Züge breit und kräftig angelegt ſind, doch ohne darum irgend eine bedeutende Wirkung, weder in Schönheit noch in Ausdruck, hervorbringen zu können. Der Mann iſt eigentlich häßlich mit ſeinem Kobolds-Geſichte, aber die vorſtehende Oberlippe, der Blick der großen braunen Augen deuten auf eine Gutmüthigkeit, welche auch einen noch braungelberen Teint und noch unſchönere Züge vollſtändig aufwiegen würde. Er iſt der Bruder des Gutsherrn, der Freiherr Deſiboduš Ehrembrecht, Domherr zu Trier, aber trotz ſeines geiſtlichen Berufs von Morgens früh bis Abends ſpät in einen höchſt weltlichen, kurzen, grünen Jagdrock gekleidet und ein großer Jäger vor dem Herrn.

Dies iſt die Familie des Freiherrn Guntram von Schwalbarn, die Familie von Anno 1790, blühend, in aller unangetaſteten Innigkeit und Heiterkeit, in der ganzen Heiterkeit eines urſprünglichen, naturgemäßen Verhältniſſes. Sie iſt froh ihrer Eintracht und ihres anſehnlichen Beſitzes, und voll Vertrauen blickt ſie in die Zukunft ſich anheimgebend der weiſen Fügung Gottes und der alles nicht minder unfehlbar lenkenden Fürſicht von „Gnaden Mama“.

Das Mahl war beendet. Wo Zerrwitz bleibt! ſeufzte der Domherr, der ſich fortzukommen ſehnte, um mit ſeinem Neffen Karl in die Laubgänge des Gartens zu eilen, wo er ein geſtern nicht beendigtes Geſpräch über das neueſte Schäfer-Singſpiel Georg Jacobi's zum Abſchluſſe bringen wollte.

Er kommt alle Tage ſpäter, ſagte unwillig der Freiherr, indem er ſeinem Sohne den ſchwerbeſchlagenen Meerſchaum reichte, um ihn ſich füllen und anzünden zu laſſen.

Da iſt er! rief freudig Marianne aus; Cöleſtine iſt bei ihm! — Sie ſprang auf und hüpfte ihrer Seelenfreundin entgegen, der Tochter des Erwarteten, welche mit dieſem eben die Allee herauf kam.

(Fortſetzung folgt.)

Der Ziegenvater.

Eine Ziege hat den Ruf der Cerrita in Berlin geſteigert, denn ſie wetteiferte mit der Tänzerin auf der Bühne an Grazie der Bewegungen; eine andere Ziege begründete den Ruf eines furchtbaren Gegners der Franzoſen in Algier. Es war dort ein junger Derwiſch von einer bejahrten Wittwe aufgenommen worden, welche durch die Pflege des jungen Heiligen ſich eine Stufe in den Himmel zu erbauen hoffte. Eine Ziege theilte die Einſamkeit des jungen Mannes, der ſie einige Kunſtſtücke lehrte, welche in den Augen der Kabylen an das Wunderbare gränzten. Man nannte deshalb den Derwiſch Bu-Maza (Ziegenvater). In einer Nacht endlich, während eines furchtbaren Gewitters, verließ er das Haus der Wittwe, nachdem er ihr entdeckt hatte, er ſey ein Abgeſandter Gottes, der Engel der Vernichtung für die Ungläubigen. Am andern Tage ſtellte er ſich in einer feierlichen Verſammlung mehreren Kabylenhäuptlingen als den von Gott erkorenen Sultan vor, welcher die Chriſten aus dem Lande treiben werde. Wie gewöhnlich verſprach er den Sterblichen die höchſten Freuden des Himmels, und den Ueberlebenden Ehre und Reichthum. Auch ſetzte er hinzu, daß der Blitz und die Kugeln nichts gegen ihn vermöchten, weil Gott ihn mit einem unſichtbaren Panzer bekleidet habe. Die Kunde von der neuen Erſcheinung eines Geſandten Gottes flog bald von Berg zu Berg, und die Anhänger des Abenteurers mehrten ſich von Tag zu Tag. Ein Vorfall endlich, der jedenfalls abgekartet war, ſteigerte die abergläubiſche Scheu, die „der Ziegenvater“ verbreitete, auf das Höchſte. Als er ſich nämlich eines Tages, umgeben von ſeinen erſten Würdenträgern, in ſeinem Zelte befand, ſtürzte ein Kabyle mit funkelnden Augen herein, ſetzte dem neuen Sultan ein Piſtol auf die Bruſt und ſprach: „Ich werde mich ſogleich überzeugen, ob Du ein Geſandter Gottes biſt.“ Bu-Maza blieb bei dieſer Drohung vollkommen ruhig, der Kabyle drückte ab, aber die Waffe verſagte. Dreimal ſpannte er den Hahn, und nie erfolgte der Schuß. Da fiel der Kabyle vor Bu-Maza auf die Kniee und der „Gottgeſandte“ ſchenkte ihm großmüthig das Leben. Wie viel er nachher den Franzoſen zu ſchaffen gemacht hat, iſt aus den Zeitungen bekannt.

Wie Bu-Maza zu den Franzoſen übergetreten.

So viel ich erfahren, ſchreibt ein Korreſpondent der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“, verhält es ſich mit dem Uebertritt des Scherifs zu den Franzoſen wie folgt. Schon lange haben dieſe danach geſtrebt, auf anſtändige Weiſe ſich dieſes Fanatikers, der ihnen ſo ge-

Digitized by Google

fährlich wie Abdelkader ſelbſt zu werden drohte, zu entledigen. Mehrere dazu gemachte Verſuche mißlangen, bis General B. vor etwa vier Monaten die Bekanntſchaft einer andaluſiſchen Schönen machte, die ſehr geläufig arabiſch ſpricht und überdies durch ungewöhnliche Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters ſich auszeichnet. Dieſe Donna Iſabella ſoll vor etwa neun Jahren auf eine romantiſche Weiſe als zehnjähriges Kind nach Konſtantine verſchlagen worden ſeyn, wo ſie von franzöſiſchen Adoptiveltern erzogen wurde. General B. machte, wie erzählt wird, dieſen Eltern den Vorſchlag, ihre angenommene Tochter auf die Spur Bu-Maza's zu ſchicken, um ihn zum Uebergange zu den Franzoſen zu bewegen. Wie Dies zu erzielen ſey, überließ man ganz den geiſtigen Hülfsquellen dieſer jungen Botſchafterin, vielleicht der Macht ihrer Reize.

Mit ſo weitern Inſtruktionen begab ſich die muthige Ariadne durch das Labyrinth von allerlei mehr oder minder den Franzoſen zweifelhaft ergebenen Volksſtämmen, unter welchen den damals erhaltenen Nachrichten gemäß der arabiſche Theſeus in Folge des Orakelſpruchs Abdelkader's herumirrte.

Eines Tages begegnete ihr auf offenem Felde ein junger Araber, in dem ſie der Beſchreibung nach den Gegenſtand ihrer Wallfahrt zu erkennen glaubte. Sie ſprach ihn arabiſch an, und bat ihn, ihr den Weg ins nächſte franzöſiſche Lager anzuzeigen. Bu-Maza antwortete, lieber wolle er ihr den Weg nach der Hölle zeigen. Donna Iſabella ſagte hierauf, er möge ihr nicht zürnen, ſie ſey eine Chriſtin, liebe die Araber nicht minder, als ihre Glaubensgenoſſen, und indem ſie ihre Bitte wiederholte, ſetzte ſie hinzu, ſie habe Vertrauen zu ſeiner Redlichkeit, daß er an einem ſchwachen Weibe nicht rächen werde, was etwa die Franzoſen gegen ihn und ſeine Brüder begangen haben. Der Scherif beruhigte ſie nicht nur hierüber, ſondern bot ihr an, für ſie zu ſorgen, ſie vom falſchen zum wahren Glauben überzuführen, und ſchloß im nachdrucksvollen und entſchiedenen Tone, er werde ihr den Weg zu den Ungläubigen nicht nur nicht zeigen, ſondern auch Alles thun, um ſie an der Rückkehr zu verhindern.

Nach langem und hartnäckigem Widerſtande, während deſſen der Scherif bereits die Verſuche zur Bekehrung begonnen hatte, ergab ſich die Verirrte in das unabweisbare Schickſal und ward von dem ſich ihr aufzwingenden Retter in die Hütte einer Araberfamilie geführt, wo ſie ungefähr 14 Tage verweilte, von Allen liebreich behandelt, fortwährend aber ſich zu bekehren beſtürmt wurde.

Nach dieſer Zeit verſchwand ſie aus dem gaſtfreundlichen Hauſe und ließ einen Zettel zurück, worin ſie ihrem Retter für die empfangenen Wohlthaten dankte, und ihm zugleich ſchrieb, ſie könne ſich mit der Zeit vielleicht bewegen laſſen, aus Dankbarkeit und Liebe für ihn auch ſeinem Glauben zu folgen; nie aber wäre es ihr möglich, unter den Arabern zu leben. Sie habe es daher vorgezogen, ohne alle Kenntniß des Wegs die Rückkehr zu ihren Landsleuten zu ſuchen, werde in dem nächſten Lager der Franzoſen, das ſie finde, eine kurze Zeit verweilen, und den General, den ſie dort finde, um die Gunſt bitten, ſie in ein Kloſter zu ſchicken. So wolle es die Sitte ihres Landes, daß die Mädchen, die ihren Geliebten nicht heirathen können, in der Einſamkeit ihr Leben zubringen. Einige Tage darauf ergab ſich Bu-Maza den Franzoſen.

Der Schweden Schimmel in Ingolſtadt.

Ein Nachtgeſicht.

(Feuilleton des „Fränkiſchen Merkur".)

Ich hatte mir im goldenen Lamm zu Neuburg gütlich gethan. Ein Schöppchen war geleert, und noch eines daraufgeſetzt, da ſchlugs 5 Uhr. — „Jetzt iſt's Zeit — dacht ich — jetzt mußt du aufbrechen. Mondſchein iſt's auch, und wenn du furbaß ſchreiteſt, biſt du längſtens 11 Uhr im lieben Ingolſtadt." — Ich ſtopfte meinen Stummel, hing mein Ränzel um, ſagte der hübſchen Nanni „Adieu" und bald lag das wackre Neuburg hinter mir.

Wenn die weiße Decke auf der Erde liegt, ſchreitet der Wandersmann weidlich, und wenn die rothe Sonnenſcheibe auf dem Hügel ruht, jetzt ſinkt und einen langen Goldſtreifen in die Landſchaft wirft, jetzt verſchwindet und leichter Duft hinzieht über die Erde; am Himmelsgewölbe dort ein Stern aufſchimmert und da, und vor allen der herrlichſte, mein Stern, der liebe Abendſtern herauffunkelt, ihn die Abendglöcklein ringsumher begrüßen, da wird's dem Wanderer wohlig um's Herz. Er denkt an die Heimath, an die Ruhe, und die ſchmeckt ſüß, denn, nach gethaner Arbeit iſt gut feiern! — „In ein paar Stunden biſt du daheim — dacht ich, und trat rüſtiger auf. Eben ſtieg der Mond hinter dem Fichtenwald empor. Glich er da nicht dem alten Invaliden, dem Frieder, meinem Kameraden, wenn er Abends in der Flanelljacke mit der weißen Zipfelmütze auf dem wackligem Haupte unter die Hausthüre tritt? — „Grüß Gott, alter Kumpan!" — Wir ſind gar gute Bekannte und Freunde. Wie oft haſt du mir geleuchtet, wenn ich mein Saitenſpiel unter'm Arm, der gute Nacht ſang, die der Tag meines Lebens geweſen! Was haſt du nicht alles belauſcht, du ſtiller, ſchweigſamer Kamerad? Welche Küſſe, welche Luſt und welchen Jammer auf Erden! — Welche Todten-Felder überzittert dein Strahl? Das ſiegjubelnde bei Auſterlitz, Jena und Friedland, das ächzende bei Wagram, an der Moskwa und Berezina, und draußen im Frankreich, das ruhmvolle bei Brienne, bei Bar, und Arcis sur Aube. — Da bleichen gar viel Knochen tapferer Bayern! — — — Wo bin ich denn ſchon? Da liegt's ja vor mir mein trautes Ziel, das wackre Ingolſtadt. Ja, ja, anno 23 da haſt du wohl luſtiger geleuchtet, auf's Lager fernichter, bayeriſcher Jugend, auf den Wrede, den Ragiovich, und auf viel tapfere Namen des bayerſchen Heeres! —

— — Was habt ihr nicht Alles erfahren, ihr Wälle und Mauern von Ingolſtadt? — Da, wo ich jetzt gehe, da ſtanden ſie vor dreihundert Jahren, die Mannen des ſchmalkaldiſchen Bundes, aber auf den tapferen Schärtlin, da haben ſie nicht gehört, weder der Churfürſt von Sachſen, noch der Landgraf von Heſſen. Kanonirt haben ſie, daß die Erde erzitterte, am 31. Auguſt 1546, dann ſind ſie abgezogen ohne Schaden Kaiſer Caroli V. und haben ihr Zaudern und Schwanken bitter bereut am Tage der Mühlberger Schlacht! — — Und erſt der Schwede! — Iſt mein Stummel auch ausgegangen. Da, auf den Stein will ich mich ſetzen, meine Pfeiſe füllen, auch ein Schlückchen nehmen, es kann nicht ſchaden, 's iſt bitter kalt. — Dort, der lange Schatten, den wirft die alte Schloß-Baſtei, und von dort blitzte die Karthaune auf, die dem Schwedenkönig . . . . . Horch! von Unſer Lieben Frauen Thürme ſchlägt's. Eins, Zwei . . . Sechs . . . Neun . . . Wie? — Zwölf Uhr! — —

Ein leiſes Dröhnen durchzitterte die Luft. Die Erde ſchien zu ſchwanken, es regte, bewegte, belebte ſich. Fernes Trompetenſchmettern ertönte, Pferdetrab und Wagengeraſſel. Zelte ſtiegen rings empor, düſter glimmende Feuer, darum gekauert unſcheinlich ſchwanke Geſtalten, und an mir auf und ab ſchritt, ernſt und gemeſſen, ein ſchwediſcher Büchſenſchütze mit flammender Lunte.

Eben marſchirte die Ablöſung heran, als feierliches Glockengeläute niederklang von Ingolſtadts Thürmen. — „Das iſt das Todtengeläute — ſprach der bärtige Führer — Johannes Tzerclas, Graf von Tilly, den unſere Kugel gefället bei Rain, hat ausgehaucht ſeine Feldherrnſeele. Senket die Waffen und ehret im todten Feinde den furchtbaren Kriegsheld. — Es geſchah, wie der Bärtige befohlen. „Es ſind tapfere Männer, die Bayern" — fuhr er fort — „der Tapferſte vor Allen ihr Churfürſt Maximilian. Hat er nicht ſelber die erſte Kanone losgebrannt auf uns, und gerufen: „Gott gebe ſeinen Segen dazu, ich will, der Erſte, den Feind begrüßen!" Und ſtark ſind die Bayern, und kräftig wie Löwen. Hat nicht der Erichſon heute ſein Leben gelaſſen, als ihm den Wall des Hornwerks erſteigend, ein junger Bayer den Hackenſpieß durch den Leib gerannt, und ihn daran über den Wall zog, wie einen Fiſch an der Angel! — Habt gute Wacht, Kamerad, und offene Augen! —"

Und auf's Neue ward Stille, durch nichts unterbrochen, als den eintönigen Schritt des auf und abwandelnden Schweden. Plötz-

Digitized by Google

lich ſchmetterte eine Fanfarre und lebendiger ward es im Lager. Die Soldaten ſprangen zu den Waffen, und die Schildwache ſprach vor ſich hin:

„Das iſt mein Herr, der König, den Gott gnädig erhalte. Der auf dem Spiegelſchimmel iſt es, zur Seite ihm reitet der Markgraf von Baden-Durlach, ein junger, tapferer Herr, den Guſtav Adolphus liebt, wie ſeinen Augapfel. Der hart ihm auf den Rappen, das iſt der Leibelfing, meines Herrn und Königs Leibjäger. — Links, ihr Helden, reitet links, ihr ſeyd zu nahe dem Walle, und droben auf der Schloßbaſtei ſammelt ſich Volk. —

Herr meines Lebens! dort — die Karthaune — die ſpeit Tod und Verderben. — Ein Blitz und ein Donner — auseinandergeſtäubt die Reiter! Der Spiegelſchimmel ſtürzt und unter ihm liegt Guſtav Adolphus! — Schweden! Vaterland! Iſt dein Gideon dahin? Der Leibelfing ſpringt von dem Rappen, der König erhebt ſich, er lebt, Gott ſey Ehr' in den Höhen! — Ein Blitz und ein Donner — Herr, Gott, mein Jeſus! das galt dem Markgrafen, er wälzt ſich in ſeinem Blute, mein König kömmt zu der Leiche. — Fahr wohl, du junger Held! — Der Schimmel iſt todt und der Markgraf; Gott ſchützte den König! — Gebeugten Hauptes folgt er der Leiche des Lieblings. — Er hinkt, ſein treuer Leibelfing ſtützt ihn. — Die Knechte löſen dem Schimmel den Sattel und droben auf der Schloßbaſtei jubeln die Bayern. Victoria! —“

Eins ſchlug's. Ein eiſiger Ruck, durch mein Gebein ſchüttelnd, brachte mich zu mir ſelber. Verwundert ſchlug ich die Augen auf, ich hatte geträumt, und an meinem Inneren war das Geſicht vorübergegangen. Bleich und ſtill lag die Ebene ausgebreitet, und die Thürme, hinter die der Mond niedergegangen, warfen lange Schatten. Ich zog den Flaus feſter um meine Schultern, ſprach ein andächtiges Gebet für die gefallenen Helden der Vergangenheit wie der Gegenwart, und gelobte morgen des Tags den Schimmel heimzuſuchen, von dem das Auge und die Hand eines bayeriſchen Konſtabiers den König der Schweden niedergeworfen. **C. v. C.**

Der Münchner Verein gegen Thierquälerei

macht bei I. der jetzt herannahenden heißen Jahreszeit wiederholt auf Fiſchſchmalz, Steinöl u. dgl. als ſehr wohlfeile Schutzmittel für Pferde gegen Bremſen und anders Ungeziefer aufmerkſam. Mit der Auslage von 1 bis 2 Kreuzern kann ein Pferd einen ganzen Tag ganz oder großentheils gegen einen höchſt ſchmerzlichen Zuſtand geſchützt und zugleich unnütze Anſtrengung und Kraftverluſt erſpart werden. Ebenſo werden II. Eltern, Lehrer, Kindsmägde ꝛc. gebeten, Kindern die Mißhandlungen der Schmetterlinge, Käfer, Inſekten ꝛc. und grauſame Spiele mit denſelben nicht zu geſtatten, da hiedurch nicht bloß die Thiere oft ganz unnöthiger Weiſe gequält, ſondern beſonders auch die Herzen der Kinder gegen fremden Schmerz überhaupt verhärtet werden und die Gleichgültigkeit gegen den Schmerz der Thire faſt immer auch mehr oder minder gleichgiltig gegen die Leiden der Mitmenſchen macht. Ganz beſonders aber warnt man III. vor thierärztlichen Pfuſchern. Häufig wenden ſich die Beſitzer von Thieren, vorzüglich die von Pferden, an Pfuſcher und Quackſalber, ſtatt an gebildete, geprüfte und angeſtellte Thierärzte, wodurch ihre Thiere oft ganz unnütz und empörend mißhandelt und ihnen ſelbſt die größten Nachtheile zugefügt werden. Als beſonders auffallende Mißbräuche, die durch ſolche, oft noch überdies eines großen Vertrauens in der ganzen Umgegend genießenden Pfuſcher verübt werden erſcheinen nach dem Urtheile gediegener Sachkundiger folgende: 1. Brennen des harten Gaumens mit glühendem Eiſen, genannt Froſchbrennen; Gaumenſtechen mittelſt eines ſpitzigen Gemshornes, wodurch nicht ſelten die Hälfte des Gaumens zerriſſen und ſo den Thieren das Freſſen vereitelt wird; lebende große Waldmeiſen, in Mehlteig eingewickelt und ſo dem kranken Thiere in Form eines kleinen Hühnereies zum Hinunterſchlucken tief in den Rachen geſteckt, ſind gewöhnlich Mittel, deren ſich die thierärztlichen Quackſalber bei den Thieren zur Hebung krankhaft geſunkener Verdauungskräfte bedienen. — 2. Ausreißung der Blinzhaut des Augapfels, genannt Nagelſchneiden, in der Abſicht Augenentzündung zu heilen. 3. Bloren oder Entmannen der Schaf- und Ziegenböcke auch Stiere, zum Zwecke der Maſtung in folgender Art: die Thiere werden niedergeworfen, dem Hodenſacke und dem Hoden ein dickes Brett unterlegt und mittelſt eines hiezu eigens beſtimmten Hammers die empfindlichen Hoden durch Schlagen gequetſcht, bis ſie zu einem Brey gemacht ſind. Die Thiere, deren Schmerz unbeſchreiblich iſt, ſind oft 8 — 14 Tage nicht mehr zu gehen im Stande, viele ſterben ſogleich einige Stunden nach der Operation und wenige nur kommen auf. — Möge jeder Gebildete mitwirken, um das Vorurtheil aufzuheben, das ſo viele abhält, ſich an die gebildeten Thierärzte zu halten.

München den 7. Mai 1847.

Pot-Pourri.

Die Macht der Gewohnheit.

Vor ungefähr fünfzig Jahren mußten alle wandernden Schauſpielergeſellſchaften, welche in kleinen Städten der öſtreichiſchen Provinzen ihr Weſen oder ihr Unweſen treiben wollten, das aufzuführende Stück durch den Stadt-Tambour am Morgen ausrufen, und am Abend den Anfang des Spectakels durch Trommelſchlag verkünden laſſen. Ein in damaliger Zeit ſehr bekannter Schauſpieldirector kam mit ſeiner Geſellſchaft nach J. in St., wo ihm der Stadttambour ſogleich ſeine Aufwartung machte, die altherkömmliche Sitte notificirte und ſeine Dienſte anbot. Allein der Direktor, deſſen Geſellſchaft wirklich zu den beſſeren gehörte, dankte ihm höflich und verſicherte, daß er ſich auch ohne Trommel ein Publikum gewinnen wolle. Der Tambour ſchüttelte bedenklich den Kopf und ging. Die erſte Vorſtellung ſollte ſtatt haben, die Zettel waren regelmäßig vertheilt, weit geöffnet ſtand Thaliens Tempel, aber es war nicht getrommelt worden, und auch nicht ein Zuſchauer erſchien vor der im Gaſthofe „zum grünen Baum“ errichteten Schaubühne. Die Leute müſſen ſich erſt an die neue Sitte gewöhnen, dachte der Bühnenvorſteher, und ſchloß an dieſem Abend das Theater. Der zweite Tag erſchien, es wurde nicht getrommelt, das Theater blieb leer, und ſo ging es auch am dritten Tage. Da nun der Direktor wohl den feſten Willen für die gute Sache, aber nicht hinreichende Mittel hatte, die trommelgewohnte Bürgerſchaft nach ſeinem Willen zu beugen, da die Geſellſchaft laut die rückſtändige Gage verlangte, ſo erfaßte ihn doch eine dunkle Ahnung, daß er ſein Reformationsprojekt nicht durchſetzen würde, doch hoffte er noch immer auf den vierten Tag. Als ſich aber auch an dieſem Niemand eingefunden, da ergriff er, am Morgen des fünften, ſelbſt eine Trommel, rannte nach dem Marktplatz und bearbeitete das Kalbfell ſo gewaltig, daß die frommen Bürger meynten, der Tag des Gerichts wäre hereingebrochen. Bald war er von der verſammelten Jugend des Städtchens umgeben. „Ihr habt gehört“, rief er endlich, von der ungewohnten Arbeit erſchöpft, „ich habe getrommelt, raſend getrommelt, nun kommt aber auch und ſeht dieſen Abend die Comödie, ſonſt ſoll Euch ſämmtlich der Teufel holen!“ Mit Ehrfurcht hörte die Jugend das Wort des Meiſters und eilte in die reſpektiven Behauſungen, ſelbes treu zu verkünden. Das Haus faßte am Abend kaum die Zahl der herbeiſtrömenden Schauluſtigen.

Schwefeläther bei der Geburtshülfe nicht anwendbar.

Nach den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ hat Profeſſor von Siebold in der k. „Societät der Wiſſenſchaften“ am 8. Mai eine Vorleſung über die Anwendung der Schwefeläther-Dämpfe in der Geburtshülfe gehalten. Das Reſultat derſelben war, daß das neue Mittel bei natürlich verlaufenden Fällen **nicht** befriedige, daß dagegen der Erfolg bei den unter ſeinem Einfluſſe vorgenommenen Operationen günſtig ſey.

Digitized by Google

Nro. 43. Sechszehnter Jahrgang **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 29. Mai.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Eine Familie von 1790. — Der Paſcha und ſein Harem. — Eine neue Luftreiſe Green's. — Lobrede auf Doſen und Schnupftabak. — Pot-Pourri.

Eine Familie von 1790.

(Fortſetzung.)

Der Hauptmann Zerrwitz war eine ſeltſame Figur und in allen Dingen das Widerſpiel des Freiherrn. Aber der Hauptmann und der Freiherr waren ſich ſeit geraumer Zeit deßhalb nicht minder unentbehrlich geworden. Das Bedürfniß der Geſelligkeit hatte ſie an einander geknüpft, und obwol ſie faſt jedesmal in Zank und Groll von einander ſchieden, ſo erwarteten ſie doch täglich mit Sehnſucht die Abendſtunde, welche ſie zuſammenzubringen gewohnt waren. Man konnte übrigens keine größeren Gegenſätze ſehen. Der wohlbeleibte und behagliche Freiherr war ein Mann von feinem Schicklichkeitsgefühl und zeigte in ſeinem Betragen jene ariſtokratiſche Schonung der Eigenheiten Anderer, welche im Umgange ſo wohlthuend iſt. Der lange, hagere Hauptmann, voll Säure und Galle, von unruhiger Beweglichkeit, gefiel ſich vor allen Dingen in einer höchſt philoſophiſchen Verachtung der Etiquette und guten Formen. Alle Augenblicke ſah man den Freiherrn Gelegenheit bekommen, ſeinem Gaſte gegenüber jene Kunſt weiſen Nichtbeachtens oder geſchickten Abwendens zu üben, womit der Mann von guter Erziehung Verletzungen des Anſtandes beſeitigt. Aber es waren noch größere Gegenſätze da: der Freiherr hatte als Officier unter der Fahne der großen, ſchönen Kaiſerin Maria Thereſia gedient, der Hauptmann ſeine Epaulettes unter Friedrich dem Großen verdient; jener war erfüllt von den Ideen des rechtgläubigen kaiſerlichen feudalen Deutſchlands, dieſer von den neuen Gedanken, als deren Vertreter die junge lorbeerdurchflochtene Krone Preußen ſich erhoben hatte. Der Hauptmann, der bürgerlicher Geburt war, hatte nur nach unzähligen, fehlgeſchlagenen Anſtrengungen, nach einer Menge Uebergehungen und Zurückſetzungen, nur durch die Beweiſe der außerordentlichſten Tapferkeit ſich unter ſo viel adeligen Mitbewerbern Bahn brechen können, um zu ſeinem jetzigen beſcheidenen Grade zu gelangen. Er haßte deßhalb den Adel. Der Freiherr haßte die Preußen mit all dem Haſſe, den das katholiſche Deutſchland damals gegen ſie hegte. So ſtanden ſie ſich gegenüber, ein Oeſterreicher und ein Preuße, ein Ghibelline und ein Welfe, ein Rechtgläubiger und ein Ketzer, ein Baron und ein Bürgerlicher — und doch ließen ſie nicht von einander. Der Hauptmann hatte durch ſeine verſtorbene Frau ein kleines Gut in der Nachbarſchaft geerbt, und da ihn dies, nachdem er den Abſchied erhalten, an die Gegend feſſelte, ſo war er ganz allein auf den Umgang mit dem Freiherrn angewieſen. Dieſer aber fand in dem Hauptmanne den einzigen Menſchen in der Nachbarſchaft, der ihn verſtand, wenn er ihm, trotz eines Kreuzfeuers von lebhafteſtem Widerſpruche, die ewig denkwürdigen Züge und Großthaten des alten Feldmarſchalls Laudon beſchrieb und auseinander ſetzte, mit wie viel Heldenruhm ſich die Truppen Oeſterreichs im ſiebenjährigen Kriege bedeckt.

Was ſein Aeußeres angeht, ſo hatte der Hauptmann eine kurze und ſtumpfe Naſe, ein rundes Geſicht mit etwas vortretenden Backenknochen, ſchmale graue Augen und einen großen blonden Schnurrbart. Das röthliche Haar war mit Puder bedeckt und in einen mächtigen Zopf geflochten, der juſt ſo ſteif und gerade herab hing, wie ſein Beſitzer ſich aufrecht hielt in ſeiner engen Uniform mit ſilbernen Galons, kurzen hechtgrauen Beinkleidern und hohen ſchwarzen Gamaſchen. Nach der Phyſiognomie und den Namen zu urtheilen, könnten wir alſo den oben angeführten Gegenſätzen in den beiden alten Herren auch noch den des ſlaviſchen und des deutſchen Blutes hinzufügen.

Der Hauptmann ſetzte ſich, ohne eine Einladung abzuwarten, neben den Freiherrn und legte ſeinen dreieckigen Hut auf den Tiſch; dann zog er ein Zeitungsblatt hervor, auf welchem er eine Stelle mit Rothſtift bezeichnet hatte, und ſchob es mit einem ſchadenfrohen Lächeln dem Herrn von Schwalborn hin. Während dieſer ſich darin vertiefte, ſchlugen die beiden Mädchen den Weg nach dem Schloßgarten ein; der Domherr aber erhob ſich, nahm ſeinen Neffen unter den Arm und folgte mit ihm den beiden anmuthigen, leicht dahinſchwebenden Geſtalten.

Zerrwitz hatte ſein Kinn in die Hand geſtützt und ſah mit funkelnden Augen auf den leſenden Freiherrn. Als dieſer zu Ende war, fragte er ſchadenfroh lachend: Nun, was ſagen Sie, Herr von Schwalborn?

Der Freiherr zuckte die Achſeln.

Wieder einmal ein tüchtiger Hieb an den Stamm verruchter Vorurtheile.

Ja, ja, noch einige Hiebe der Art, und der Stamm fällt — aber hoffentlich den ſinnverwirrten Menſchen, die ihn niederreißen, auf den Schädel.

Ah, pah, hat nichts zu ſagen, nur immer zu! rief der Hauptmann lachend, indem er eine kräftige Bewegung mit ſeiner gebräunten Fauſt machte.

Der Freiherr, deſſen Seele ſchmerzlich von der Nachricht bewegt war, die er eben geleſen, fand dieſes Lachen und dieſe Bewegung im höchſten Grade roh und plebejiſch; aber er antwortete mit ſeiner früheren Milde: Sie freuen Sich über die Schläge, mit welchen die Jacobiner den Adel ausrotten wollen; geben Sie Acht, nächſtens werden wir ſie dieſelben Schläge gegen die Kirche und die Religion führen ſehen!

Nun, meinethalb — wenn ſie ihren alten katholiſchen Götzendienſt abſchaffen — das wird auch nichts ſchaden! dann werden ſie alle lutheriſch in Frankreich, und ich wüßte nicht, was ſie Beſſeres thun könnten! Wenn ſie geſcheidt ſind, berufen ſie ſich den Wöllner in's Land, der bringt ihnen das mit Edicten in die ſchönſte Ordnung! Seine königliche Majeſtät — der Hauptmann lüftete den Hut — leiht ihn gern her — wenn es ein ſolches gutes Werk gilt!

Der Freiherr zuckte wieder die Achſeln; der Hauptmann ſtrich ſich vergnügt den fuchſigen Schnurrbart.

Es wird wahrſcheinlich ganz anders kommen, ſagte Herr von Schwalborn reſignirt. Nach dem Adel und der Kirche wird man den Thron umſtürzen!

Den Thron! ſchrie lachend Zerrwitz. Gott behüte uns — wie können Sie von den Leuten ſolchen Unſinn denken! Möchte doch ſehen, wie ſolch ein Volk von Schwerenöthern ohne einen König auskommen könnte!

Frau von Schwalborn hatte es unter ihrer Würde gefunden,

Digitized by Google

auf die lächerlichen Behauptungen des plebejiſchen Hauptmanns ein Wort zu erwiedern. Jetzt ſagte ſie mit ſcharfer, gebieteriſcher Betonung: Wollt Ihr nicht zu ſpielen anfangen, lieber Mann?

Man griff zu den Karten und begann, Tarok zu ſpielen.

Während der Hauptmann miſchte, ſagte Frau von Schwalborn zu ihrem Manne: Beſtelle doch die Zeitung ab, man muß ſich den Aerger aus dem Hauſe halten. — —

Sehen wir uns unterdeß, während die alten Herren in die Wechſelfälle ihres Spieles vertieft ſind, nach Karl und ſeinem Oheim um.

Du findeſt es unrecht, lieber Karl, ſagte der Domherr, als ſie über die kiesbeſtreuten Pfade des Gartens dahinwandelten — du findeſt es unrecht, daß der Königsſohn in unſerem Stücke nicht den angenommenen Gewohnheiten treu bleibt, ſondern den Schäferſtab fortwirft, um das ihm heimgefallene Zepter ſeines geſtorbenen Vaters zu ergreifen.

In der That, lieber Oheim, halte ich es für unrecht, daß er in eine Sphäre zurückkehrt, wohin ihm Chloe nicht folgen kann, da er ihr doch ewige Treue geſchworen hat.

O, lieber Karl, wie verkehrt urtheilſt du da! Wenn wir die Schranken, welche ſich unſerem Glücke widerſetzen, durchbrechen, die Verhältniſſe, welche den Wünſchen unſeres Herzens entgegentreten, verhöhnen wollten, woher ſollten wir dann noch die ſüßen Gefühle der Wehmuth oder das Bewußtſeyn der Entſagung nehmen, welche uns ſo weſentlich nöthig ſind, um uns ſelbſt als edle, beſſere Menſchen zu fühlen?

Sollte es in Alexis das Bedürfniß der Entſagung ſeyn, was ihn Chloe verlaſſen und einen Thron ſuchen heißt?

Gewiß — ganz gewiß; es iſt die holde Schwärmerei ſeiner Seele, die ihn drängt, unter dem Purpurmantel ein Leben voll Wehmuth und Entſagung zu ſuchen. Gewiß, inmitten ſeines Glanzes und überſättigt von der Herrlichkeit, die ihn umgibt, wird er träumeriſch die Verſe Matthiſſon's ſprechen:

Mich lockt zum Wieſenplane
Der Mädchen Abendreih'n,
Mich reizt in leichtem Kahne
Des Vollmonds milder Schein;
Mich labt der Weſte Fächeln
Am Hainquell; mich entzückt
Ein Veilchen, das mit Lächeln
Mir die Erwählte pflückt! —

und er wird weinen, daß er das Paradies des Dichters verloren hat!

Der Domherr war ſtehen geblieben, und der kräftige, jagd- und wettergebräunte Mann hatte ſich in die anmuthigſte Stellung geworfen, ſeinem muskulöſen Arme eine graziöſe Biegung gegeben und die behaarte Rechte leiſe, graziöſe Bewegungen machen laſſen, während er die Verſe flötete. Es war ein lächerlicher Anblick. Aber Karl lachte nicht. Er war ein guter Junge, und der liebe Gott hatte ihm die größte aller Gnaden beſcheert: er hatte alle kritiſche Anlage von ihm fern gehalten. Die Gebildeten jener Zeit hielten nun einmal die Unnatur und die Heuchelei der Empfindung, wenn ſie in recht anmuthiger Wendung und möglichſt zierlich verblümelt auftrat, für Poeſie. Karl hatte das von dem Onkel als Tradition überkommen und war in dem Alter, wo der Schein blendet. Jene anmuthigen Poeten im Bänderſchuh und Strohhut ſchienen ihm Götter. Er wußte nicht, wie viel Rohheit oft hinter ihren ſüßen Tändeleien ſich barg. So nahm er denn des Onkels Kunſtanſicht für den Canon wahrer Aeſthetik, und nur in Einem Punkte lehnte ſich ſein Naturel wider dieſen auf. Der Domherr war nämlich auch darin von den künſtleriſchen Begriffen ſeiner Zeit durchtränkt, daß er ältere Baukunſt befehdete; die gothiſche vorzüglich war ein Gräuel in ſeinen Augen, und er hatte längſt einen detaillirten Plan entworfen, den Kölner Dom auf den Abbruch zu verkaufen, um aus dem Erlös einen neuen geſchmackvollen Tempel aufzuführen. Dieſer ſollte in demſelben reinen und idealen Kunſtſtyle erſtehen, wie die Tempel der Liebe und Freundſchaft, die man zwiſchen Roſen und Vergißmeinnicht mit Waſſerfarben in Stammbücher junger Mädchen gemalt findet. Hier widerſetzte ſich Karl; er konnte zwar gegen die Gründe des Onkels nicht aufkommen, aber ſein Herz, das für die hohen Schöpfungen ſeiner Väter ſchlug, wollte ſich nicht beſchwichtigen laſſen.

So laſſen Sie mir wenigſtens meine geſchmackloſen Steinhaufen, wie Sie ſie nennen, lieber Onkel, da ſie doch nun einmal da ſind; laſſen Sie ſie mir, wenn auch nur zur Vergleichung, wie ſchön ſich Ihre Tempel dagegen ausnehmen; machen Sie daraus die Prügelknaben Ihrer äſthetiſchen Unterrichtsſtunden!

Karl ſprach dies mit erhobener Stimme, denn er ſah durch dunkelgrüne Zweige das helle Kleid der Tochter des Hauptmanns ſchimmern, welche jenſeits der Taxuswand neben ſeiner Schweſter vorbeiſchritt. Er hätte ums Leben gern gehabt, daß Cöleſtine ihn gehört. Aber die beiden jungen Mädchen ſchienen ganz in ihr Geſpräch verſunken. Sie hatten eine vergötternde Freundſchaft, eines jener über Grab und Tod hinaus berechneten Seelenbündniſſe geſchloſſen, wie es die ſchwärmeriſch angeregten Gemüther jener Tage liebten, umflochten von Immergrün, überſchattet von düſter rauſchenden Cypreſſenzweigen. In dieſem Verhältniſſe war Cöleſtine die Gebende, Marianne, die zu ihrer Freundin wie zu einem Weſen höherer Art hinaufblickte, die Empfangende. Die Letztere war ein einfaches Naturkind, ſich der Freundin hingebend im Liebesbedürfniß ihrer achtzehn Jahre, von dieſer fortgeriſſen in Schwärmereien, welche ihrem Innern eigentlich fremd waren und denen ſie doch, ſo weit nur die kleinen Kräfte ihres Gefühls reichten, nachhing. Es war das jene Heuchelei der Liebe, welche aus Gutmüthigkeit Empfindungen zu theilen ſich beſtrebt und unterdeß vorläufig auch zu theilen vorgibt, weil es dem Andern daran heimlich iſt. Cöleſtine dagegen hatte ſeit je einen großen Schwung des Geiſtes beſeſſen; es ſchlummerten kühne Gedanken in ihr, welche nur die ſtrenge Zucht des Vaters und die Landeinſamkeit, die alle geiſtige Anregung ausſchloß, nicht aufkommen ließen. Cöleſtine war auch die Schönere von Beiden; ihre feingezeichnete gerade Naſe, das Oval ihres etwas zu blaſſen Geſichtes waren von auffallender Schönheit und ihre runde ſchmale Stirn von wahrhaft claſſiſcher Vollendung. Und doch war es nicht unmöglich, daß Marianne bei der erſten Begegnung einen vortheilhafteren Eindruck gemacht hätte als Cöleſtine. Eine gewiſſe Sicherheit des Auftretens, welche das Bewußtſein des Ranges gibt, eine kecke Friſche der Anſchauung und des Ausdrucks hatte das adelige Fräulein vor ihrer Freundin voraus, und Cöleſtine war nur zu oft im Stande, das Herzgewinnende ihrer Erſcheinung mit einem Anzuge zu verderben, der durch ungeſchickte Wahl der Farben allen Regeln des Geſchmackes Hohn ſprach; und da ihr inneres geiſtiges Leben nur in Büchern Nahrung gefunden, hatte ſie ſich angewöhnt, ſo regelmäßig und wähleriſch zu ſprechen, wie dieſe Bücher ſelbſt, was ihr den Schein eines anſpruchsvollen Weſens gab, das ſie in der That nicht beſaß. Die ſelbſterworbene Bildung tritt freilich immer anſpruchsvoller auf, als jene, die durch unſere Herkunft und Erziehung natürlich in uns aufwächst; mag jene gründlicher und verdienſtlicher ſeyn, ſo wird dieſe doch immer den Vorzug voraus haben, daß ſie als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes und Unbewußtes ſich darbietet.

Die beiden Mädchen unterhielten ſich ſehr eifrig.

(Fortſetzung folgt.)

Der Paſcha und ſein Harem.

Die Reſidenz Mehemed Ali's in Kahira iſt die Citadelle, wo ſich ein großartiges, mit wahrhaft königlicher Pracht ausgeſtattetes Schloß befindet. Außerdem hat er im Flecken Schubra, etwa fünf Werſte von der Stadt, eine Villa, die zwar weit einfacher gebaut, aber dagegen mit einem geräumigen, möglichſt ſauber und ordentlich gehaltenen Garten verſehen iſt. Die geraden, zugeſtutzten franzöſiſchen Alleen machen allerdings einen etwas monotonen Eindruck, der jedoch durch zwei merkwürdige Kioske gehoben wird, die den orientaliſchen Geſchmack und den Erfindungsgeiſt des ſybaritiſchen Beſitzers offenbaren, nach deſſen Vorſchrift ſie von einem europäiſchen Architekten errichtet wurden. Der erſte ſteht auf einem ziemlich hohen Erdhügel,

Digitized by Google

zu welchem der Weg auf beiden Seiten über zwei ſchmale, abſchüſſige Erddämme führt, ſo daß er, von weitem geſehen, an die ruſſiſchen Rutſchberge erinnert. Die Dämme, der Hügel und der Kiosk ſelbſt ſind mit Blumen und Sträuchern von üppigſter Vegetation bedeckt, und das Innere des Gebäudes iſt äußerſt „comfortable“ eingerichtet. Der zweite Kiosk iſt ein ſteinerner, viereckiger, ungefähr zwanzig Sajen großer Pavillon, mit einem Nebengebäude, welches vier abgeſonderte Gemächer enthält, in deren Ausſchmückung ſich der ganze Luxus und verſchwenderiſche Glanz des Orients kund gibt; Alles ſtrotzt hier von Gold, Marmor und koſtbaren Damaſtzeugen. Aus dieſen Zimmern führt eine Thür in eine bedeckte, mit Marmor getäfelte Gallerie, die um den ganzen Pavillon läuft und des Abends mit Gas erleuchtet wird. Innerhalb der Gallerie erblickt man inmitten eines offenen Hofraums ein marmornes, kunſtreich verziertes Baſſin, zu welchem einige Stufen hinauf führen und an deſſen Seiten die herrlichſten Fontainen ſpielen. Im Mittelpunkt deſſelben liegt ein kleines Eiland von Marmor, höchſt geſchmackvoll gearbeitet, mit Greifen an jeder Ecke, aus welchen das Waſſer ſtrömt, und einer Plattform für die Muſik und die Sängerinnen, nebſt den Blumen und Lichtern. Hier war es, wo der Beherrſcher von Aegypten ſeine Abendſtunden zuzubringen liebte; auf Sammetkiſſen liegend und im Rauche des Kaljan ſchwelgend, blickte er von hier aus auf die Schaar ſeiner Odalisken, die in den kühlen Fluthen badeten, und ergötzte ſich an ihren Spielen bei der hellen Gasbeleuchtung, beim Geräuſch der Fontainen, der wilden Muſik, dem Geſang und dem Tanz der Sklavinnen. Heutzutage iſt aber dieſer Kiosk verödet; die Orgien des ägyptiſchen Satrapen haben aufgehört. Schon ſeit mehreren Jahren iſt der Paſcha gegen ſeinen Harem erkaltet; er hat ſeine Odalisken vergeſſen und allen Vergnügungen dieſer Art entſagt. Sie lächeln ungläubig, mein verehrter Leſer? Leſen Sie nur weiter, ich werde Ihnen erzählen, wie dies zuging. Schon früher hatten die Aerzte Mehemed Ali überredet, den Wein aufzugeben, dem er bis dahin ganz ordentlich zuzuſprechen pflegte. Der Greis mußte es anerkennen, daß das Trinken ſeiner Geſundheit ſchade und ſeinen Ruf in den Augen der Europäer herabſetze. Er überwand ſeine Neigung zwar nicht auf einmal, fing aber an, den Wein immer mäßiger zu gebrauchen, und trinkt jetzt nichts mehr als den alten Bordeaux, den er noch dazu mit Waſſer vermiſcht und nur bei Tiſche zu ſich nimmt. Nach einem ſo glänzenden Siege über den alten Paſcha, wagten ſich die Aerzte an ein noch kühneres Unternehmen — ihn zur Aufgebung ſeines Harems zu beſtimmen. Ein Türke ſeinen Harem aufgeben! Das war ja eine unerhörte Sache. Es hieß, ſich von den ſüßeſten Genüſſen des Lebens, von ſeiner ſchönſten Würze trennen — ſich gleichſam bei lebendigem Leibe ins Grab legen und zur Hälfte einſargen laſſen! — Aber die Freuden des Serails hatten einen zu offenbar nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit des hochbejahrten Fürſten, und erſchöpften ſeine Kräfte zu ſehr, als daß er dies nicht ſelbſt bemerkt hätte; man fand es daher wider Erwarten leichter, ihn von ſeinem Harem zu entwöhnen, als dem verführeriſchen Getränk der Chriſten zu entfremden. Durch eigene Erfahrung von der Gründlichkeit der ihm gemachten Vorſtellungen überzeugt, gab er ohne einen Seufzer die zweihundert jungen Schönheiten auf, mit welchen ſein Gynäceum angefüllt war, und von denen viele noch kein Zeichen ſeiner Gunſt empfangen hatten. Der größte Theil ſeiner Odalisken war für den Paſcha in Stambul angekauft worden und beſtand hauptſächlich aus Cirkaſſierinnen; er hielt zu dieſem Zwecke einen eigenen Agenten, und wenn es den Erwerb einer ſchönen Sklavin galt, wurden die mit dem Schweiß und dem Blut der unglücklichen Fellahs getränkten Schätze des ägyptiſchen Machthabers nicht geſchont.

Man erzählt in Kahira und Alexandrien gar merkwürdige Details über die Auflöſung ſeines Harems. Sobald ſich Mehemed Ali hierzu entſchloſſen, traf er nach reiflicher Ueberlegung die Anordnung nur die älteren Frauen und diejenigen, die ihm ſchon Kinder geboren, beizubehalten, alle jüngeren aber, die ihm noch keine Sprößlinge geſchenkt oder ſein Lager noch nicht getheilt hatten, auf eine anſtändige Weiſe zu verheirathen. Zu dieſem Behufe ließ er in der Armee bekannt machen, daß jeder Officier vom Range eines Oberſten, Majors oder Adjutanten, (welche Letztere in der ägyptiſchen Militär-Hierarchie über den Hauptleuten ſtehen) ſich eine Frau aus dem vicekoniglichen Harem erbitten könne und dabei nicht nur von der Morgengabe befreit ſey, die nach muſelmänniſchem Gebrauch von dem Bräutigam entrichtet wird, ſondern auch eine ſeinem Stande angemeſſene Ausſteuer erhalten werde. Die Enkal-Agaſſen oder Kammerjunker wurden aus Rückſicht auf ihren Dienſt bei der Perſon des Paſcha in die Zahl der Ehekandidaten eingeſchloſſen, obgleich ſie eigentlich nur Hauptmannsrang haben. Natürlich meldeten ſich viele Liebhaber, da man, außer der verſprochenen Mitgift, in den Ex-Weibern des Gebieters auch einen Antheil an der Hofgunſt zu erlangen glaubte und im Fall einer Ungnade (die hier einem Jeden ſo nahe iſt) die ſicherſte Stütze in ihnen erblickte. Die Bewerbungen wurden an den Kislar-Agaſſi oder Chef der Eunuchen gerichtet, der ſie nach ſeinem Gutdünken entſchied, und, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die Gelegenheit nicht verſäumte, ſich den Beutel auf Koſten derjenigen zu füllen, welche die jüngſten und hübſcheſten Bräute wegzufiſchen ſuchten. So wurden gleichzeitig etwa zweihundert Odalisken des Paſcha's an den Mann gebracht; da aber im Orient Alles übertrieben wird, ſo verſicherten mir Einige, daß es über vierhundert geweſen ſeyen.

Wie geſagt, bekam jede Odaliske eine angemeſſene Ausſteuer, nebſt zwei Sklavinnen und einem Verſchnittenen; ferner wurde ihr auch ein gutes Haus gekauft und anſtändig meublirt. Dieſer Kauf ward übrigens ganz im ägyptiſchen Geiſte bewerkſtelligt: der Agent des Paſcha's ſuchte die Häuſer aus und beſtimmte willkührlich den Preis, mit dem ſich der Eigenthümer begnügen mußte, ſo ſehr er ſich auch dagegen ſträuben und betheuern mochte, daß ſein Haus ihm drei- oder viermal ſo viel gekoſtet habe und er überdies gar nicht Willens ſey, es zu veräußern. Endlich ſetzte der Paſcha den Bräuten auch lebenslängliche Penſionen aus, die, je nach dem Range der ſie heirathenden Offiziere, von 30 bis auf 150 Thaler monatlich ſtiegen. Dieſe Gehalte werden noch heutzutage ausgezahlt, obwol mit ſolchen Verzögerungen, wie ſie die jetzt bei dem Paſcha herrſchende Geldnoth mit ſich bringt. Ihre Inhaber laſſen ſich gewöhnlich von dem Schatzmeiſter ein Teskereh oder einen Schein für den ihnen zukommenden Betrag geben, den ſie nachher mit 20 — 30 pCt. Rabatt an einen Kaufmann abtreten, welcher damit ſeine aus den Magazinen des Paſcha's empfangenen Waaren berichtigt. Bekanntlich genießen die aus fürſtlichen Harem's verheiratheten Weiber einer großen Gewalt über ihre Ehegatten; nicht der Mann ſondern die Frau iſt Herr im Hauſe, und wenn ihr Erſterer nicht in allen Stücken zu Gefallen lebt, ſo findet ſie gar leicht Anlaß, ſich durch eine Hof-Intrigue an dem Schuldigen zu rächen und es ihm recht tüchtig einzutränken. Die Männer, die ihre Unabhängigkeit lieben, haben ſich daher wohl gehütet, um eine Favorite des Paſcha's anzuhalten. Unter dieſen bemerke ich meinen alten Bekannten, den Naſir des Militär-Hoſpitals in Kahira, Osman-Aga, der zwar nicht mehr als Kapitän iſt, aber durch ſeine früheren blutigen Dienſte bei Mehemed Ali in ſo hoher Gunſt ſteht, daß es ihm leicht geworden wäre, eine reiche Frau zu bekommen. Bei aller ſeiner Liebe zum Gelde zog unſer Aga es jedoch vor, Herr und Meiſter in ſeinem Harem zu bleiben, weßhalb er eine ſolche Ehre ablehnte. Seit der Zeit, daß der Paſcha den Entſchluß faßte, die Schönheiten ſeines Serails zu entlaſſen, hat er es mit keinem Fuße mehr betreten; doch liebt er noch das ſchöne Geſchlecht. Ein Freund von mir, der Doktor D*** in Kahira, ein geborener Franzoſe, der eine Aegypterin zur Frau hat und durch ſie in alle Familien-Geheimniſſe der Stadt eingeweiht iſt, hat mir einige Anekdoten über dieſen Punkt erzählt. Sie werden vielleicht das Räthſel erklären helfen, wie der Paſcha ſich dazu verſtehen konnte, ſeinem Harem — dieſem irdiſchen Paradieſe, dieſem Vorſchmack künftiger Seligkeit, wie er nach orientaliſchen Begriffen iſt — zu entſagen. Jeder Einwohner von Kahira weiß, daß der Beherrſcher von Aegypten während ſeines Aufenthaltes in dieſer Hauptſtadt gern von Zeit zu Zeit einige Tage bei ſeiner älteſten Tochter, der Wittwe Defterdar-Bey's, verbringt — einer bejahrten Frau, für die

Digitized by Google

er beſondere Zuneigung hegt. Da ſie weder Gatten noch Kinder hat, ſo lebt ſie ganz ihrem Vater, den ſie auf alle mögliche Weiſe aufzuheitern ſtrebt. Der Paſcha beſtimmt in der Regel die Zeit ſeines Beſuches, und Folgendes iſt die Aufnahme, die ſie ihm bereitet: Beim Eingang in den Garten, der von der Hand eines kunſtverſtändigen Gärtners mit wohlriechenden tropiſchen Pflanzen und prächtigen Blumen der mannichfachſten Art geſchmückt iſt, ſtehen zwei Reihen ſchöner Sklavinnen in ihrem beſten Putz und ohne Schleier an jeder Seite des Pfades, den der Paſcha entlang wandelt und der zu einer Laube führt, wo unter dem Schatten von Roſen und Levkoyen, von Myrthen und Jasminen ein weichgepolſterter Sopha ihn aufnimmt und Kaffee, Pfeifen, Kaljan, alle möglichen Düfte, alle möglichen Erfriſchungen ſeiner harren. Während der Greis — ſichtlich gebeugt unter der ſchweren Bürde von beinahe achtzig Jahren, erſchöpft durch die faſt fünfzigjährige unruhige und oft blutige Herrſchaft über mehrere Reiche, von denen ihm jetzt nur eines geblieben iſt — durch die Reihen der Sklavinnen ſchreitet, überſchütten ihn dieſe mit Blumen, beſprengen ihn mit Wohlgerüchen aus goldenen Gefäßen, beräuchern ihn mit Aloen und Kurſi (einer beſonderen Art Weihrauch); eine rauſchende Muſik erſchallt, die Odaliskentruppe klatſcht mit den Händen den Takt, und die jüngſten und reizendſten unter ihnen ſingen und tanzen. Sie winden ſich in üppigen Reigen um den Herrſcher; jede von ihnen ſcheint um einen Wink, um ein Lächeln von ihm zu buhlen, und ihre feurigen Blicke, ihre ausdrucksvollen Geberden rufen den letzten Funken der Sinnlichkeit in ſeinem erſtarrten Buſen hervor.

Eine neue Luftreiſe Green's.

Dieſer bekannte Aeronautiker unternahm zu **Köln** am 25. Mai mit ſeinem Rieſen-Ballon die 162ſte Luftreiſe, über welche die „Kölner Zeitung" folgende Notizen gibt: „Um 5 Minuten vor 4 Uhr waren alle Vorkehrungen zur Auffahrt getroffen, und die feſte Erde verlaſſend, ſchwebten wir himmelan. Wir ſtiegen mit Nord-Weſt-Wind gegen 3000 Fuß hoch, und befanden uns dann in einer anderen Luftſchicht. Der Ballon nahm die faſt entgegengeſetzte Richtung, trug uns über den ſilberſtrahlenden Rhein bei der Altenburg, dann ging es weiter über Deutz und Mülheim. Um 20 Minuten vor 5 Uhr hatten wir unſere höchſte Höhe — 5600 Fuß — erreicht, und wir paſſirten eben Straſſerhof. Jetzt hüllte unſer Horizont ſich in Nebel; wir vermochten nur 5 Meilen in die Ferne zu ſehen. 15 Minuten vor 5 Uhr überflogen wir Wermelskirchen und um 10 Minuten über 5 Uhr Lennep. Der Ballon, der ſich geſenkt hatte, fing hier wieder an zu ſteigen, obgleich wir keinen Ballaſt hinauswarfen. Um halb 6 Uhr unterſchieden wir noch deutlich die Biegung des Rheines bei Köln. Die Stadt aber war uns nicht mehr erkennbar. 5 Minuten ſpäter begannen wir uns zu ſenken, und zu Dörnen bei Breckerfeld, auf einem Grundſtücke des Hrn. Hackenberg, ſetzten wir unſern Fuß wieder auf feſten Boden, und Extrapoſt brachte uns zurück nach Köln. — Das Thermometer war nicht unter $24\frac{1}{2}$ Grad geſunken. — Schwer iſt es, das Gefühl, das während ſolcher Fahrt die Bruſt erfüllt, durch Wort und Schrift wiederzugeben. Das Hochgefühl auf einer ſolchen Luftreiſe iſt ſelbſtredend um ſo ungeſtörter, je entfernter alle Aengſtlichkeit bleibt, und hierzu trägt Herrn Green's Perſönlichkeit außerordentlich viel bei; denn ihn ſehen, hören, in ſeinen Vorkehrungen beobachten, ſeine Vorſicht und ſeine ganz ungeſtörte Ruhe während der Fahrt wahrnehmen, iſt ein ſicheres Mittel (wie es wenigſtens mir vorkommt), auch den geringſten Anflug von Aengſtlichkeit fern zu halten."

Lobrede auf Doſen und Schnupftabak.

Sey mir geprieſen, Du Bewahrerin des heiligen Pulvers, welches dem Verlegenen Faſſung, dem Gelehrten Gedanken, dem Stolzen Herablaſſung, dem Feigen Muth, dem Fremden Bekanntſchaft, dem Redner Erholung, dem Schalk Vertrauen, dem Schein Würde, der Leerheit Anſehen, der Prahlerei Gewicht und dem Künſtler neue Ideen gibt! Sey mir geprieſen, Doſe, unter allen Geſtalten, die ſinnige Künſtler zu Metall, Holz und Pappe dir gaben; geprieſen mit allen den Sinnbildern, welche Witz, Eitelkeit, Erinnerung und Liebe zum Schmucke dir verliehen! Du dienſt in den Händen eines vornehmen Witzlings zur Unterſtützung eines ſeichten Wortſpiels und in der Hand des Taglöhners zur Ausfüllung der bedungenen Arbeitsſtunden. Langſam, mit verſinſterten Augenbraunen öffnet dich der Richter bei Anfertigung eines Urtheils; bedächtig, mit emporgezogener Unterlippe, das Haupt wiegend, klopft am Krankenbette der Arzt auf dich, um den Umſtehenden das Schwierige des Falles und die Wichtigkeit ſeines Rathes bemerkbar zu machen. Minuten lang hat der Denker ſeine Finger wie ein Fuchseiſen in Dich geſenkt, ehe er ſie, die Augen nach der Decke gewandt, tiefeinziehend an das Organ des Geruchs bringt. Schnell öffnet Dich der um einen Reim verlegene Dichter, und achtet nicht, daß Dein Inhalt vergeudet wird. Dich dreht, die Blicke ſchief nach der Seite gerichtet, die Lippen aufgeworfen, der hohe Gönner in den Händen, wenn ein unterthänigſt Bittender, oder ein Buchhändler, wenn ein armer Schriftſteller mit einem Manuſcripte vor ihm ſteht. Der Näſcher und der Geizige, ſo ſehr ſie dich achten, tragen Dich ſelten oder nie bei ſich, ſehen Dich aber bei Bekannten und Freunden um ſo lieber. Du knüpfſt Unterhaltungen an und brichſt ſie ab. Du dienſt zur Empfehlung und zur Entſchuldigung. Du machſt den Eingang in manches intereſſante Geſpräch. Du vereinſt ſtreitende Partien und läſſeſt es dabei am meiſten über Dich hergeben. Du kürzeſt der Langenweile die Zeit, und verlängerſt dem Spieler die Ueberlegung. Dein Inhalt entſchädigt den Handwerker für den Abzug an der Neujahrsrechnung. Durch Gemälde, die Dich zieren, biſt du das Mittel, Moral, Politik, Geſchichte, ſchöne Wiſſenſchaften und Bildung bis in die niedrigſte Volksklaſſe zu verbreiten und Vaterlandsliebe zu erwecken. Du bringſt Leben, wenn auch nur durch Annehmen, Verweigern und Nieſen, in die lederuſte Geſellſchaft. Du biſt das Hülfsmittel ſo manchen ſeichten Kopfes der den Nachſatz oder den Beweis ſchuldig bleiben muß. Du biſt das Schild, hinter den ſich das Lächeln des Satyrikers verſteckt. Nach deinem Werthe, nach deinem Aeußern beurtheilt man, oft wohl zu vorſchnell, deinen Beſitzer, ſeinen Geſchmack, ſein Handwerktreiben, ſeinen Charakter, ſeine politiſche Meynung. Du biſt im bürgerlichen Leben mehr — **als man glaubt!**

Pot-Pourri.

Hut-Diebſtahl.

Ein Reimſchmied, der öfters in lebensfrohe Geſellſchaft kam, befeſtigte in ſeinen neuen Hut folgenden Vers:

„Dieſer Hut von Filz gehört nicht Dir,
Sondern nur alleine **Mir**;
Wenn Du nicht willſt einſt Hölle und Pein,
So laſſ' ihn, Diebsgeſell'! ungeſtohlen ſeyn.
Doch, waltet, wie's oft geht, ein Auskunftszweifel hier,
Dann leſe meinen Namen, Hausnummer und Quartier:"
N. N. Nro. ꝛc.

Als der Obige beim Nachhauſegehen ſeinen Hut vergebens ſuchte, blieb eine Mütze zurück, in welcher ebenfalls ein Vers folgenden Inhalts eingeklebt war:

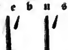
„„Statt Deinem neuen Hut von Filz, nimm bei der großen Hitze —
Lieb' Freundchen! — meine leichte, langetrag'ne Mütze!""

Der ſpaßhaft Beſtohlene bekam jedoch des andern Tags ſeinen Hut aus unbekannten Händen zurück.

Auflöſung des Rebus in Nro. 41 des Sammlers:
Amphitrite. (AmPHIdritt'E.)

Rebus.

(Eingeſandt.)



Digitized by Google

Nro. 44.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 2. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: An Cäcilia. — Eine Familie von 1790. — Abenteuer eines Schauſpielers. — Pot-Pourri. — Buntes.

An Cäcilia.

Bei dem Tode des Chordirektors J. Ett zu München am 16. Mai 1847.

Heilige! welch' trübe Wolke bebet Falten
Ueber Deiner Stirne reines Himmelslicht?
Blüht Dein heil'ges Reich nicht in den Tongeſtalten
Ewig, bis der edeln Söhne Harfe bricht? —
Ach, ich fühle Deiner Thräne milde Fluth?
Er, der Treu'ſte Deiner Söhne iſt geſchieden
Aus des Wirkens Welt, wo nimmer er geruht,
Daß den goldnen Kranz ihm Deine Arme bieten!
Er, Cäcilia, er der edle Sohn, er ſchied,
Schied aus dieſer Erde kaum enthülltem Dunkel
Auf zu Deiner Sterne ſilbernem Gefunkel,
Und mit ihm entfloh der frommen Harfe Lied!
Sieh' da klärt ſich Deines Auges düſtre Hülle,
Denn, umwallt von ſeiner Dichtung edler Fülle,
Naht entzückt der Meiſter Dir, der heil'gen Braut,
Und „Hoſanna“ tönt der Engel Chor entgegen,
Und er fühlt und ſieht und hört lebendig regen,
Was als Ideal der Geiſt hienieden ſchaut!
Du, o Göttliche, Du öffneſt hold den Mund:
„Hier will Mozart Dich als Bruder eng umfangen,
Thibaut ſtrebet dort nach Deiner Freundſchaft Bund!
Doch, was ſtillt mir ſelbſt das eigene Verlangen?
Hörer mag Dein Geiſt bei Thibauts Manen weilen,
Sey dein Herz des ewigen Mozart Eigenthum!
Nimmer darf von mir die fromme Seele eilen,
Bleibt mir ewig, theilt mit mir der Harfe Ruhm!“

Von der Donau eingeſandt. *F. X. Pr.*

Eine Familie von 1790.

(Fortſetzung.)

Nein, das kann ich dir nicht einräumen, Cöleſtine, ſagte Marianne, indem ſie mit äußerſt wichtiger Miene ihr Lockenköpfchen ſchüttelte; wir Frauen werden immer von den Männern als die kleine Schaluppe betrachtet werden, die von ihrem ſtolzen Kriegsſchiffe nachgezogen wird und nur im Falle der Noth die Ehre hat, von ihnen als Rettungsboot benutzt zu werden, wenn ihre Gefühle, ihre ehrgeizigen Beſtrebungen im Kampfe mit der Welt Schiffbruch leiden.

Glaubſt du? Ich weiß nicht, ob die Zukunft uns nicht ein anderes Loos anweiſt. Es hat ſich eine ſeltſame Bewegung, eine geiſtige Gährung unſeres Planeten bemächtigt. . . .

Ja freilich, fiel Marianne ein, wenn ich meinen Vater und den deinen zuſammen disputiren und kannegießern höre, dann kommt es mir vor, als ob die Menſchen ihre alten Möbel verſchloſſen hätten und ſich durchaus eine ganz neue Einrichtung in ihren Stuben machen wollten!

Ja, das iſt in der That wahr, und ich glaube, es iſt an uns, mitzurathen und uns zu regen, damit . . .

Damit unſere kleinen zierlichen Nähtiſchchen neben ihren langweiligen Aktentafeln in eine und dieſelbe Linie gerückt werden?

Damit unſer Geſchlecht nicht wieder in das alte dienende Verhältniß geſetzt werde, wo ihm die Entwickelung ſeiner geiſtigen Anlagen verkümmert wird und ein enger Kreis alltäglicher Gefühle vorgeſchrieben iſt, über den es bei Strafe der Ketzerei nicht hinausreichen ſoll!

Iſt die Welt des Gefühls nicht die unſere? Sind wir zu Thaten berufen?

Wenn nicht zu Thaten, doch zu Gedanken. Und würdeſt du nicht innere Entwickelungen, Siege, Selbſtbefreiungen des Gemüths nach inneren Kämpfen, nicht auch Thaten nennen?

Ich weiß nicht mehr, was ich dir antworten ſoll, Cöleſtine; du wirſt wohl, wie immer, Recht haben! —

Mit ſolchen Geſprächen plauderten die Gruppen von Perſonen, die wir dem Leſer vorgeführt haben, den lauen Lenzesabend fort. So friedlich das Bild, welches wir vor ſeinen Augen entrollten, ſo unbewegt und mild die weiche Luft, die über demſelben liegt, ſo zittern doch gewiſſe Schwingungen darin nach, die von einem wildbewegten Mittelpunkte entfeſſelter Gedanken und empörter Kräfte bis in dieſe entlegene Landeinſamkeit gedrungen ſind. Während der Hauptmann ſich der Axthiebe freut, welche jacobiniſche Hände gegen den alten Stammbaum feudaler Herrlichkeit führen, will Karl die Rechte einer ſchönen, von Leidenſchaft ergriffenen Innerlichkeit im Conflikte mit dem äußeren Berufe triumphirend wiſſen; Cöleſtine aber fordert von der Bewegung, in welche die Geiſter der Zeitgenoſſen gerathen ſind, eine andere Stellung des Weibes in der Geſellſchaft. Beſcheidene, milde Wünſche! Wie alt mußte die Welt werden, um den Muth zu faſſen, ſie auszuſprechen! Und wie raſch ward dann der Sprung gemacht zu der Zeit, die mit mächtigem Verlangen kriegeriſch an alle Thore der verſchloſſenen Burgen ſchlägt, von denen herab die lachenden Erben der Geſchichte ihre Unterthane beherrſchen!

Zweites Kapitel.

Am folgenden Morgen finden wir unſere Familie um den Frühſtückstiſch verſammelt, der in einem großen Zimmer des Erdgeſchoſſes von Haus Schwalborn ſtand. Die Fenſter, welche nach dem Garten hinausgingen, waren von den Wimpeln der nächſten Obſtbäume vor den Strahlen der Sonne geſchützt, und der Raum hatte dadurch etwas Schattiges und Düſteres bekommen. Dunkles Holzgetäfel erhöhte dieſen Eindruck. An den Wänden umher hingen die Bilder der Vorfahren, Phyſiognomieen ohne große Bedeutung, anſtändige Geſichter ehrenwerther Leute, in deren Zügen weder große Leidenſchaften, noch große Schickſale ſich ausſprachen. Nur Ein Bild machte eine Ausnahme; dieß ſtellte eine Kloſterfrau dar, deren blaſſes, ſanftes Geſicht mit einem Ausdrucke von Melancholie aus der Stirnbinde und den Kinnonialten hervorſah, daß es einem das innerſte Herz rührete. Neben ihrem Bilde hing ſonder-

Digitized by Google

barer Weiſe ein anderes, augenſcheinlich von gleicher Hand gemalt und in gleichen Rahmen gefaßt, das einen ſtattlichen, derben, keckblickenden Bauern darſtellte. Wie dieſes Plebejer-Geſicht in die Ahnen-Gallerie des freiherrlichen Hauſes Schwalborn Aufnahme gefunden, iſt ein Räthſel, deſſen Löſung wir erſt von der Zukunft erwarten können.

Die Geſellſchaft war auffallend ſtill heute, beinahe gedrückt. Gnaden Mama hatte ſich am Abende zuvor mit dem Verwalter gezankt, und dem zufolge war ihre gefältelte Nachthaube auch dieſen Morgen weit tiefer über das linke Ohr gezogen, als über das rechte, — ein Umſtand, der allen Hausbewohnern einen unerfreulichen Eindruck machte, denn er deutete auf ſtürmiſche Witterung. Der Freiherr von Schwalborn grübelte über die roth angeſtrichene Stelle des Reichs-Poſtreuters nach, welche der Hauptmann am Abende zuvor ihm mitgetheilt hatte; und dieſe Stelle enthielt genug, um einen ruhigen Mann von geſunden Grundſätzen ärgerlich zu machen. Ja, ja, es giengen Dinge in der Welt vor, welche Guntram von Schwalborn durchaus nicht gefielen; der Hexentanz der „Vernunft“ in Frankreich wirbelte in immer weiteren Kreiſen umher und kam ſomit näher und näher. Am ſtillſten war der Domherr; dem war immer, als hätte er ein ſchlechtes Gewiſſen, wenn die geſtrenge Dame verdrießlich war, und er vermied es, ſeine Schwägerin anzuſehen. Aber deſto aufmerkſamer war er für ihre Bedürfniſſe; er ſchob ihr bald die Butterdoſe aus Meißener Porzellan zu, bald hielt er ihr mit graziöſem Lächeln die ſilberne Zuckerſchale hin, — kleine Dienſte, an welche Karl heute ſeltſamer Weiſe gar nicht dachte; mit Karl mußte überhaupt etwas vorgegangen ſeyn; er hatte am Abend zuvor Cöleſtinen nach Hauſe begleitet — war zwiſchen Beiden etwas vorgefallen? Er war blaß, war zerſtreut und ließ endlich gar den Deckel der Milchkanne auf ſeine Taſſe fallen, daß der Henkel derſelben abbrach und die dicken Kaffeetropfen auf Mariannens lilaſeidenes Fichu ſpritzten.

Du biſt heute ſehr ungeſchickt, Karl! ſagte die Mutter unwillig.

Es iſt nur der Henkel, Gnaden Mama.

Eine Taſſe ohne Henkel iſt, was ein Menſch ohne Zopf, lieber Karl. Marianne, wirf die Taſſe in den Schloßgraben.

Marianne gieng, um zu gehorchen, und Karl entfernte ſich, ohne ſein Frühſtück zu beenden.

Trotzkopf, ſagte Frau von Schwalborn entrüſtet. Da geht er. Was hat der Junge? Guntram, du ſollteſt ſolch ein Betragen nicht dulden.

Was meynſt du, liebe Agnes?

Ich meyne, daß die Jugend von heute immer mehr ausartet. Haſt du den Lambert Kerſting neulich im Sonntagsſtaat in der Pfarrkirche geſehen? Geputzt wie ein Zierbengel aus der Stadt. Weiße Weſte, ſilbergrauen Frack, zwei Uhren, ganz wie der ärgſte Muscadin.

Das iſt ein toller Burſch, ſagte der Domherr; er hat ſich den ſchwarzen Hengſt, den der alte Kerſting großgezogen, zum Reitpferde dreſſirt, daß es eine Luſt iſt, die beiden Wildfänge zu ſehen; man weiß nicht: wer toller, der Schwarze oder der Blondkopf.

Ich glaube in der That, Sie haben noch Ihre Freude daran, mon frère!

O, keineswegs, keineswegs, Frau Schweſter!

Du ſollteſt dem Ding ein Ende machen, Guntram.

Ach, laß doch den Bauernburſchen ſich ſeines Lebens freuen, antwortete der Freiherr.

Das nennſt du ſich ſeines Lebens freuen?! Den Herrn machen, über ſeinen Stand hinaus wollen, das Volk mit ſeinem Beiſpiele verderben, nach der neuen Weiſe tanzen, welche die tolle hirnwüthige Canaille in Frankreich aufſpielt — Gnaden Mama wurde immer heftiger —, nein, das ſoll ein Ende haben, das dulde ich auf unſern Gütern nicht! Bitte, Herr Bruder, ziehen Sie die Klingel.

Was willſt du thun, Agnes?

Den Verwalter kommen laſſen. Der hochmüthige Bauernburſche ſoll unterducken. Du wirſt ihn auffordern laſſen, ſein Dienſtjahr anzutreten.

Liebe Maſoeur! ſagte der Domherr erſchrocken. — Agnes warf der Freiherr ein, ich würde dir rathen, dieß erſt näher zu überlegen. Wir haben ſeit zwei Generationen nicht mehr unſer Recht auf die Kinder des Schulzen geltend gemacht!

So wird es deſto eher Zeit, daß wir es thun, damit dieſes Recht nicht durch Verjährung verloren gehe.

Wir haben Verpflichtungen gegen die Familie, ſagte der Freiherr Guntram von Schwalborn ſeufzend, und nachdem er auf das Bild des Bauers deutete, fügte er hinzu: Der Alte dort war ein Ehrenmann!

Ehrenmann hin, Ehrenmann her, eiferte Gnaden Mama — ſollen wir deßhalb ſeinen Enkel einen Lump werden laſſen?

Es iſt mir nicht Alles klar in unſeren Verhältniſſen zu dieſer Bauernfamilie; für alle Fälle meyne ich, wir ſollten die Leute nicht reizen!

Die geſtrenge Hausfrau hatte auf ſolche Warnungen keine andere Antwort als den Ausruf: Einfältiges Geſchwätz! und dann wandte ſie ſich zu dem unterdeß erſchienen Verwalter mit dem Auftrage: Gehe Er noch dieſen Morgen zum Schulzen Kerſting; ſuche Er den Lambert auf, und ſage er ihm, am Erſten folgenden Monats ſoll er ſein Knechtjahr auf unſerem Hofe antreten, und wenn er nicht komme, werde man ihn holen laſſen.

Der Verwalter machte ein verwundertes Geſicht und blickte auf den gnädigen Herrn und den Domherrn hinüber. Dieſer zog die Achſeln, und jener blies eine Wolke blauen Rauchs aus ſeinem Meerſchaum auf. So nahm er ſchweigend ſeinen Rückzug, draußen aber murmelte er: Lambertule, Lambertu'e, was wirſt du ſagen — quid dices! Das heiße ich eine ſaure Botſchaft tragen!

Der Verwalter war ein Mann, der ſeine Schule durchgemacht und in dem ein gewiſſer kauſtiſcher Witz, ein trockener Humor ſich entwickelt hatte. In jenen Tagen der guten alten Zeit gab es der Verhältniſſe, Dinge und Vorgänge wahrlich genug, an denen ein Mann von geſundem Sinne, den der Zufall außerhalb dieſer Verhältniſſe und Vorgänge geſetzt, zum lachenden Philoſophen werden konnte. Das war denn unſer Verwalter, Herr Benedikt Tafelmacher hieß er, auch geworden. Er lächelte faſt immer, und heute lächelte er ganz beſonders, als er ſich den alten hochbeinigen Fuchs ſatteln ließ und unterdeß die großen verzierten Sporen anſchnallte, um den Befehl der gnädigen Frau auszurichten; einen mächtigen Regenſchirm unter dem Arm, ein dreieckiges Hütlein auf den wohlfriſirten Locken, ſaß er dann auf und trabte zum Hofthore hinaus.

Der Bauer wird die Köpfe zuſammenſtecken, der Bauer wird in einige Gährung gerathen, ſagte er für ſich hin, während der alte Fuchs in ſeinen gewohnten kurzen Trab fiel, den keine Göttermacht beſchleunigt hätte. Nein, ſchadet gar nichts — ſchadet durchaus nicht. Der Bauer muß gezwickt werden, ſonſt ſticht er. Rusticus unguentem pungit, pungentem ungit, das iſt ein altes Sprichwort. Aber den Botenlohn, den ich mir heute verdiene, gebe ich für minder als eines Hellers Werth dahin!

Der Domherr hatte ſich unterdeß auf ſein Zimmer zurückgezogen; Karl ſuchte ihn hier auf und warf ſich in einen Lehnſtuhl am Fenſter, während er ſeine Füße auf den Rücken eines großen braunen Wolfshundes von vorzüglicher Schönheit legte. Der Domherr nahm eine Fillet-Arbeit, an welcher er eine leichte Jagtaſche ſtrickte. Was haſt du, lieber Karl? Du biſt ſo düſter, ſagte er, als ſein Neffe fortwährend ſtumm blieb.

Ich bin unglücklich.

Unglücklich! Wie leicht die Jugend dieſes Wort ausſpricht! Weißt du denn, was Unglück iſt? O nein. Deine friſchen Augen haben noch nicht in den Grund geblickt, den die Erfahrung uns Aelteren unter dem Boden unſerer Exiſtenz ausgehöhlt zeigt. Du ahnſt das Leid nicht, das auf beiden Seiten unſeren Lebensweg umgibt. Du weißt nicht, wie viel Wehe und Elend der Menſch zu dulden hat — oft nur um verjährter, eingewurzelter Vorurtheile

Digitized by Google

willen, die den Fittich des aufſtrebenden Genius lähmen, die Begeiſterung eines thatkräftigen, edlen Willens, in Feſſeln ſchlagen und das Herz vom Herzen reißen.

(Fortſetzung folgt.)

Abenteuer eines Schauſpielers mit den Leipziger Stadtſoldaten

Humoreske von Theodor Drobiſch.

Der Ruhm der franzöſiſchen Waffen unter dem ſiegreichen Kaiſer Napoleon füllte die Welt, und ſelbſt die Stadtſoldaten auf der Wache am Ranſtädter Thor zu Leipzig, buchſtabirten mit Begier in der „Fama“, wenn Bonaparte, wie ſie ihn nannten, hier und da eine Heldenthat verrichtet.

Die edle Race der Leipziger Stadtſoldaten iſt ausgeſtorben und ihre Thaten leben nur noch in der Erinnerung. Herrliche Zeit, wo die Studenten wegen des berüchtigten Thürgroſchens, in ihrem Grimm den erſten beſten Buckel eines ſolchen Zopf- und Kamaſchenhelden als einen öffentlichen Vergnügungsort betrachteten. Wie ſie ſo harmlos daſaßen vor dem Wachtlokal, Strümpfe ſtrickten, Vogelbauer fertigten oder in aller Gemüthlichkeit ihren Drelling mit etwas Schwartenwurſt verzehrten. Na, und einen Tabak rauchten die alten Jungen, daß in einem Umkreis von zwei Meilen die Spinnen crepirten, wenn der Duft ſolch edlen Krautes in die Lüfte emporwehte.

Eben zur Zeit, als man hier und da von der Ankunft der erſten franzöſiſchen Soldaten in Leipzig munkelte, ſaßen an einem trüben Herbſtabende die Wacht der Stadtſoldaten gemüthlich am Ranſtädter Thor unweit des Theaters beiſammen, und waren guter Dinge, denn es war am Tage der Löhnung, wo ſie Geld und — auch etwas Courage hatten. Nachdem einige Kannen Raſter die Kehlen reſtaurirt, begannen ſie zu ſingen und es ertönte im Chorus:

Friſch auf, Kameraden, die Schuhe geſchmiert,
Die Haare mit Inſelt geſtrichen,
Unterm Thor iſt ja Unſereiner noch was werth,
Da avancirt man nur nach Brüchen.
Da tritt kein and'rer für uns ein,
D'rum laßt uns froh und luſtig ſeyn!

Dort hängen neben unſerm Geſchoß'
Vogelbauer, grün und gelbe;
Was nützt an der Flinte das flimmernde Schloß,
Ungeladen thun ſie daſſelbe.
Und geſetzt, der Feind käm' einmal herein,
So können wir ja noch um Hülfe ſchrei'n.

D'rum friſch, Kameraden! gepufft und gepafft,
Der Toback koſt't nur zwe Groſchen;
Und im traulichen Nebel der Brüderſchaft
Wird ein freundlicher Schaafkop gedroſchen.
Und ſetzen wir nuch ken Geld nich ein,
Auch ohne Geld kann man ein Schaafkop ſeyn.

So ſangen die Helden mit dem Dreimaſter am Ranſtädter Thore. Etwa ſechzig Schritt davon wurde zur ſelbigen Stunde auch geſungen, nur etwas beſſer und anderer Art; denn da war das Theater, welches zu jener Zeit gerade der Direktor Seconda von Dresden mit ſeiner Geſellſchaft inne hatte. Man gab an jenem Abend ein militäriſches Singſpiel, worin auch ein Schauſpieler beſchäftigt war, den wir Müller nennen wollen, und in eine franzöſiſche Uniform geſteckt worden war, in der er heute beſonders viel Unruhe empfand, da ſeine Frau Tags vorher eines Knäblein geneſen war.

Unſer Mime war ein höchſt zärtlicher Vater und Gatte. Die Unruhe, was daheim Weib und Kind mache, ließ ihn faſt ſeine Rolle vergeſſen. Im dritten Akte hatte er nichts zu thun; dieſer währte ein halbes Stündchen und bis zu Anfang des vierten Aufzugs ließ ſich recht gut ein kleiner Beſuch abſtatten.

Sein Entſchluß war gefaßt. Der Gedanke an die lieben Seinigen gab ihm Flügel, er eilte davon, in blanker Uniform, ohne Mantel oder Ueberrock. Schnellen Fußes flog er zum Schauſpielhaus heraus, und durch das Thor dem Ranſtädter Steinweg zu.

Der wachthabende Stadtſoldat, der zwar auf einem Auge den Staar hatte, ſah ihn kommen. „Ein Franzoſe! ein Franzoſe!“ ſtotterte er für ſich und verſteckte ſeine Flinte hinter ſeinem Rücken. Der Schreck fuhr ihm herunter bis in die Gamaſchen. Auf dem Poſten auszuharren, wäre jetzt ein Wagſtück ſonder Gleichen geweſen. Er beſchloß, ob er ausreißen oder in die Wache gehen ſollte, um dort Meldung zu machen, was er gehört und geſehen. Seine Kameraden, die theils auf der Pritſche lagen oder ſich um den Tiſch gruppirt hatten, ſangen ein bekanntes Lied, als der Wachtpoſten hereinſtürzte und mit ſtammelnder Zunge meldete, daß ein Franzoſe, ein Infanteriſt ſich habe ſehen laſſen. Zwei der Helden fielen gleich vor Schreck von der Pritſche, und die am Tiſche ſpitzten die Ohren, daß die Haarzöpfe Stehmännchen machten. „Bomben und Granaten!“ rief der alte Feldwebel, „wer weiß, was er geſehen hat!“ Als aber der Wachtpoſten die Uniform beſchrieb, da bekam die Hälfte der Stadtvertheidiger Gänſehaut — „Zwei Mann auf den Poſten!“ kommandirte der Feldwebel, indem er ſich in die Bruſt warf. Eine Todtenſtille herrſchte im Zimmer, denn Keiner wollte ſo mir nichts dir nichts für zwanzig Groſchen die Woche, ſein Leben in die Schanze ſchlagen.

Da erklang es abermals und mit noch ſtärkerer Stimme: „Freiwillige vor!“ Wer aber nicht kam, das waren die Freiwilligen, nein, ſolche Waghälſe unter den Stadtſoldaten, das wäre Luxus geweſen. — „Feige Memmen!“ brüllte der Feldwebel, daß der ſteinerne Bierkrug das Zittern bekam. — „Ehre und Vaterland ruft, wer ein braver Kerl iſt, folge mir nach!“

Somit ſtürmte er mit gezogenem Säbel zur Thür hinaus. Die Andern zogen Alle im Gänſemarſch hinterdrein, wahrſcheinlich Viele aus Furcht, daß ſie allein in der Wache bleiben müßten.

„Kann Einer von Euch franzöſiſch?“ befragte Fallſtaff-Feldwebel die Schaar ſeiner Getreuen. Abermals Todtenſtille. — „Nun ſo paßt auf, es iſt möglich, daß der Kerl wiederkommt und recognoscirt; wahrſcheinlich ein Spion; ich kenne das. Gibt er keine Antwort, wenn ich ihn anrufe, ſo ſtecht zu, wohin es kommt. Keine Gnade! keinen Pardon!“

„Keinen Pardon!“ murmelten Etliche aus der Fronte, und preßten ihre Schießprügel feſter an ſich. Der Feldwebel wollte ſoeben noch Verhaltungsbefehle geben, als der erſte Stadtſoldat ſchrie: „Er kommt! Er kommt!“

Zwei fuhren wie der Blitz in die Hauptwache. Drei krochen in's Schilderhaus und fünf bis ſechs zerſtreuten ſich wie die Juden in alle Welt. Aufgelöſ't waren alle Bande des Gehorſams, nur der Feldwebel hatte noch Muth und brüllte dem Ankommenden ein „Qui vi!“ entgegen, daß er augenblicklich feſtſtand. Als weiter Niemand antwortete, indem das franzöſiſche zu Ende war, wollte unſer Mime ſo ſeitwärts entſchlüpfen. Da kam er aber ſchön an. „Halt! Hallunke! Monſieur Franzos, voule-vou! Steh! oder ich ſchieß! Saker nun dit je!“ und — Rips! hatte er ihn am Kragen. — „Er hat ihn! er hat ihn!“ erklang es in der Armee und jetzt legten wohl noch Zehn bis Zwölf mit Hand an. Das Schilderhaus gab ebenfalls ſeine Ungeheuer von ſich, und der Geiſt der Rache kam auch über die Flüchtigen im Wachtlokal, welche jetzt Armeen in ihrer Fauſt fühlten.

Das arme gefangene Mitglied der Seconda'ſchen Geſellſchaft, der Komiker und zärtliche Vater zappelte mit Händen und Beinen, und ſchlug die Hände über'm Kopf zuſammen ob ſolcher Behandlung. — „Ich, ein Spion?“ rief er verzweifelt, „ich ein Franzoſe? wo denkt Ihr hin!“

„Nicht gemuckſt!“ rief die Schaar! „Er iſt ein Spion! mach' Er uns kein Wippchen vor.“

„Ich muß fort, in's Theater!“

„Hinter in's Schloß muß Er!“

„Ich muß ja Comödie ſpielen.“

„Ja! das ſehen wir; das Comödienſpielen wollen wir ihm aber ſchon austreiben.“

Digitized by Google

„Ich gebe nicht! ich bin ja nur Lieutenant heute Abend, bin engagirt bei Seconda.“

„Und wenn Er auch Second-Lieutenant iſt, das hilft Alles nichts. Er kann ſich nicht legitimiren und damit Baſta. Kreuz Element, das Maul gehalten und nicht raiſonnirt.“

Jetzt riß dem Komiker der Faden der Geduld. — „Zurück! oder ich fordere Genugthuung!“ rief er mit Pathos, indem er zwei Stadtſoldaten von ſich ſtreifte, die ſich wie Kletten an ihn gehangt hatten.

Jetzt rannten zwei der alten Garde nach den Spießen, welche an der Wand hingen, und drangen abermals auf den dramatiſchen Künſtler ein. Selbiger warf ſich aber in die Bruſt und rief: „Glaubt ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte, ich würde mich vor Euren Spießen fürchten!“ „Haltet ein! kein franzöſiſch Blut ſoll fließen.“ — „Streckt die Waffen, Genueſer! oder ich räche mich fürchterlich, denn — es wär' das Schlechteſte nicht, was ich gethan.“

Ein Ruck! ein Sprung und — der Komiker ging frei aus wie die weite Luft. Er eilte hinweg durch die kleinen Schlippe, jene claſſiſche Stelle, wo die Leipziger Macht der Waffen mit den Studenten oft gekämpft, wie die Spartaner bei den Thermopylen.

Im Theater angelangt, kam dem Komiker der Inſpicient ganz erhitzt entgegen und rief: „Gerechter Himmel! wo bleiben Sie denn? Der vierte Akt ſoll angehen, das Parterre pocht und tobt ſchon ſeit zehn Minuten, ich muß Sie ſtrafen.“

„Herr! wo kommen Sie denn her?“ rief der Direktor.

„Aus der Gefangenſchaft! aus dem Kampfe, und da auch noch Strafe zahlen? Der Geier hole alle Stadtſoldaten!“

„Anfangen! anfangen!“ ſchrie der Direktor und der Inſpicient gab das Zeichen mit der Klingel.

War unſer Mime ſchon früher zerſtreut geweſen, ſo war er es jetzt noch weit mehr. — Die Geſchichte blieb natürlich nicht verſchwiegen und am andern Tag lachte das Publikum noch weit mehr über das kleine Intermezzo außer der Bühne als über das Singſpiel ſelbſt. Das Abentheuer des Menſchendarſtellers, ſowie die bewieſene Liebe und Zärtlichkeit zu ſeiner Gattin und dem kleinen Sprößling lenkte ihm die volle Gunſt des Publikums zu. Mehrere junge Kaufleute boten ſich ſelbſt als Pathen zu dem Kinde an, und bei der äußerſt fidelen Kindtaufe, wo der Wein eine Heldenrolle ſpielte und vielfach über das Abenteuer geſcherzt wurde, ließ ein fröhlicher Gaſt unter andern folgenden Toaſt los:

Es leben Mutter, Kind und Pathen
Und auch — die Leipziger Stadtſoldaten!

Pot - Pourri.

Eine tragiſche Geſchichte.

Eine reiche Weſtphalin hatte ſich ſehr vieler Bewerber zu erfreuen gehabt, aber höchſt hartherzig auch eben ſo viele Körbe ausgetheilt. — Endlich ſchlug auch ihr die verhängnißvolle Stunde: ein ſchöner Offizier liebte ſie und ward wieder geliebt. Die über die Sinnesänderung der Tochter entzückten Eltern arrangirten das Hochzeitsfeſt mit allem des Namens der Familie würdigem Glanze. Der Feſttag wich der Nacht, die Gäſte zogen ſich zurück, und vor ihnen ſchon war das junge überſchwenglich verliebte Ehepaar verſchwunden. Am nächſten Morgen war die heiterſte Frühlingsſonne bereits über die Wipfel der Bäume geſtiegen, als ſich die Gäſte erhaltener Einladung zufolge im Kaffeezimmer verſammelten, um vereint mit dem jungen Paare das Frühſtück zu genießen. Gäſte und Eltern waren beiſammen, noch fehlten die jungen Eheleute. Der Schwiegervater ſendet nach ihnen und erhält die Nachricht, im Zimmer der Neuvermählten ſey Alles ſtill. Er ſendet wieder; der Bote bringt dieſelbe Kunde. Endlich entſchließt ſich der erſtaunte Vater kopfſchüttelnd, ſelbſt nach den Langſchläfern zu ſehen, geht ahnungsvoll nach der Thür derſelben, findet ſolche verſchloſſen und klopft leiſe. Niemand hört. Er klopft ſtärker. Innen Alles ſtill. Er ruft: „Kinderchen, es iſt ſchon ſpät!“ — Keine Antwort. — „Kinderchen ſo macht doch, der Kaffee iſt da!“ — Kein Laut von Innen. „Kinderchen, ich bitte Euch um Eures Namens willen, keinen Affront vor den Gäſten! — Grabesſtille im Zimmer! — Angſtgepeinigt ſchaut der Greis durchs Schlüſſelloch, und ſieht nichts! Er läßt eine Leiter von außen ans Fenſter legen und erblickt nur einige Kleidungsſtücke ungeordnet auf den umherſtehenden Stühlen. Beſtürzt läßt der Arme die Thür erbrechen und findet neben blutiger Spur nur eine Zehe und einen Finger. — Die Unglücklichen hatten ſich — vor Liebe aufgefreſſen!!! —

Engliſche Laune.

Man bemerkt in Begleitung der geſchätzten Tänzerin Lucile Grahn einen jungen Mann, der auf folgende Weiſe in ihre Nähe gelangte: Derſelbe war Offizier bei einem in London garniſonirenden Regimente, und verliebte ſich wahrhaft leidenſchaftlich in die berühmte Tänzerin. Vergebens ſuchte er durch ſeine Perſönlichkeit die Aufmerkſamkeit der Gefeierten auf ſich zu ziehen, perſönliche Eigenſchaften und Vorzüge ſind bei einer Tänzerin ſchlechte Empfehlungen und mit einer gutgeſpickten Börſe kommt man hier jedenfalls ſchneller zum Ziele. Doch Geld — Geld fehlte auch unſerem Herrn Lieutenant ganz ungeheuer. Was thut nun der Verliebte? Um ſich dem Gegenſtand ſeiner Neigung zu nähern und in ihrer Nähe weilen zu können, zieht er ſeine Uniform aus und meldet ſich eines ſchönen Morgens bei Lucile Grahn als Bedienter. Seine Anhänglichkeit und ſeltene Treue erregte, nur zu bald die Aufmerkſamkeit der Tänzerin, und in kurzer Zeit iſt er ihr Liebling, dem ſie alle kleinen Geheimniſſe und delikaten Kommiſſionen anvertraut. Er mußte oft mit brechendem Herzen zu den reichen Lords Englands zierliche, roſige, üppig duftende Billets tragen und ähnliche postillon d'amour-Dienſte leiſten. Beinahe ein ganzes Jahr bekleidete der ehemalige Offizier ſeine Bedientenſtelle und allgemein betrachtete man ihn als verſchollen, als er eines Tages bei einem Mittageſſen, das die Tänzerin veranſtaltete, von einem der Gäſte erkannt wurde. Die Tänzerin, die ſich durch ſolchen Triumph nicht wenig geſchmeichelt fühlte, ließ augenblick den angeblichen Bedienten neben ſich Platz nehmen und ſeit jener Zeit iſt er ihr erklärter Günſtling.

Haarärztliche Anzeige.

Wieder ein neuer Fortſchritt zum Beſten der leidenden Menſchheit iſt durch eine Erweiterung der ärztlichen Beſtrebungen gewonnen worden. Bisher hatten wir Augen-, Ohren-, Zahn-, Bruſt- und Hühneraugenärzte, und konnten mit dieſen ſpeziellen Heilmännern zufrieden ſeyn. Nun nimmt uns aber die Heilkunſt gar bei den Haaren, wie wir aus dem „Intelligenzblatte“ der „Wiener Zeitung“ erſehen, in welchem eine haarärztliche Anzeige mit einer Einladung an die Haarpatienten erſcheint. Ob hiezu die eigentlichen Haarwuchsdoktoren, die Perückenmacher, nicht ſaure Geſichter ſchneiden werden?

Buntes.

Ein Profeſſor der Philoſophie auf einer deutſchen Univerſität glaubte ſeine Vorleſung dadurch anpreiſen zu können, daß er ſeinen Zuhörern ſagte: „Dies Heft, aus welchem ich vortrage, iſt vor 40 Jahren geſchrieben worden, und ich habe noch kein Wörtchen daran geändert.“

Doktor K. trat in eine Geſellſchaft, in welcher ihm die durchweg häßlichen Damen auffielen. Obgleich ſelbſt eben nicht der Schönſte, wandte er ſich an einen Nebenmann, der auch nicht über Zuviel an Reizen zu klagen hatte, und ſagte ihm leiſe in's Ohr: Heute ſind wir das ſchöne Geſchlecht.

Während des Kriegs hatten ſich mehrere Soldaten des Abends um ein Feuer gelagert und unterhielten ſich von Kameraden, welche deſertirt waren. Endlich trat auch ein Tambour, Namens Milch, mit heran, um ſich zu wärmen. „Marſch!“ ſagte ein alter Knaſterbart, „ich habe immer gehört, wenn die Milch ſo nahe am Feuer ſteht, ſo läuft ſie über.“

Digitized by Google

Nro. 45.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 3. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gottesnähe. — Die ſpaniſche Königsfamilie. — Eine Familie von 1790. — Pot-Pourri.

Gottesnähe.

Ein muntrer Chor von Sängern ruft
Mich aus des Zimmers Nacht
Hinaus in Gottes freie Luft,
Wo Alles neu erwacht!

Das ganze All ſtrahlt mir verjüngt
In Frühlings Sonnenſchein,
Und friſcher Lebensodem dringt
Mir in die Bruſt hinein!

„Groß iſt der Herr!“ nickt hier ein Baum,
„Er ſey gebenedeit!“
Und Geiſterton durchweht den Raum:
„Jezt und in Ewigkeit!“ —

„Groß iſt der Herr!“ ſo ruf auch ich,
Sink betend auf mein Knie —
So rief, wie jezt, wol ſicherlich
Ich meinem Gott noch nie!

Am 2. Juni 1847. G. Bies.

Die ſpaniſche Königsfamilie.

Die inneren Zuſtände der ſpaniſchen Königsfamilie ſind der traurigſten Art. Welchen Verirrungen ſich die Königin Chriſtine hingegeben, weiß Jeder, und doch war ſie allein noch das Band, welches die auseinanderfallenden Glieder der Familie lange zuſammengehalten hat. Als nach ſchwerem Leiden dem Lande endlich dadurch Ruhe zu werden ſchien, daß die junge Königin Iſabella den Szepter in die Hand nahm, war auch dieſe Hoffnung wieder illuſoriſch. Die Politik bemächtigte ſich ihres und ihrer noch jüngern Schweſter Herzen und fragte wenig, wohin ihr natürlicher Zug ſie treibe. Die Mutter hat dabei redlich mitgewirkt. Die Schweſter wurde an den trefflichen Montpenſier, den jüngſten Königsſohn Frankreichs, gegeben, und ſcheint glücklich gefahren zu ſeyn; die Hand Iſabella's ſelbſt wurde durch die Diplomatie dem Brudersſohn ihres Vaters, Don Francisco, gereicht, ohne daß perſönliche Sympathien dabei im Spiele geweſen wären. Was gekommen iſt, konnte da nicht ausbleiben: eine Ehe, die ſo ohne innere Nothwendigkeit gemacht worden war, konnte die Kluft nicht ausfüllen, die beide Charaktere von einander ſchied. Beide Gatten, kaum zuſammengebracht, leben in tiefſtem Zerwürfniß. Ungeachtet aller Bemühungen, ſchreibt man von Madrid, iſt noch keine Ausſöhnung zwiſchen Iſabella und ihrem Gemahl zu Stande gekommen. Dieſelbe Gleichgültigkeit, dieſelbe Entfernung, ja dieſelbe Abneigung herrſchen immer noch zwiſchen denſelben. Der unglückliche Mann, welcher, um einen königlichen Titel zu erhalten, ſich im lezten Oktober zum Opfer hergab, erleidet nun die Strafe ſeiner Schwachheit. Hätte er Kraft genug beſeſſen, tückiſchen Rathgebern zu widerſtehen, und hätte er ſich mit dem Titel und der Stellung eines Gemahls begnügt; hätte er ſich nicht in Staatsangelegenheiten gemiſcht, wozu er weder Verſtand, noch paſſende Erziehung beſizt; wäre er der Freund der jungen königlichen Perſon geblieben, welcher er vielleicht ohne ſeinen Fehler zum Gemahl aufgezwungen wurde — vieles Elend wäre ihm gewiß erſpart worden. Diejenigen, welche den König von ſeiner Kindheit an kennen, erklären, daß er von Natur nicht böſe iſt; er hat Gefühl für Freundſchaft und thut wiſſentlich keinem Menſchen Schaden. Sein Charakter iſt jedoch wie Wachs: er nimmt alle Eindrücke an, ohne im Stande zu ſeyn, dieſelbe zu behalten, und auf dieſe Weiſe wird er zum Spielzeuge Anderer gemacht. Der plözliche Uebergang von Armuth zu unbegränztem Reichthum, von ſeinem kleinen, einfachen Zimmerchen im Palaſt S. Juan zu den prachtvollen Gemächern der königlichen Reſidenz, von dem Zuſtande der Verfolgung zu dem der Vergötterung, hat ihm völlig den Kopf verdreht. Die Königin, indem ſie Leuten folgte, denen, wie ſie weiß, ihr Glück am Herzen liegt, machte Verſöhnungsvorſchläge. Man iſt denſelben nicht entgegengekommen, wie man es geſollt hätte. Iſabella wollte einen abgeſonderten Haushalt für ihren Gemahl einrichten; ſie ſuchte mehrmals alle Streitigkeiten durch perſönliche Zuſammenkünfte beizulegen; ſie ſchrieb an ihren Gemahl: aber Alles ſoll umſonſt geweſen ſeyn. Das Paar lebt immer noch getrennt von einander. Don Francisco ſteht frühe auf; Iſabella im Gegentheil ſucht ihr Lager oft erſt um 4 oder 5 Uhr Morgens und ſteht ſpät auf. Zwiſchen dem Frühſtück und Abend beſchäftigt ſie ſich entweder mit Staatsangelegenheiten oder Muſik. Sie lieſt mit vieler Aufmerkſamkeit die Zeitungen der Hauptſtadt, welche ihr regelmäßig gebracht werden müſſen, und ſcheint beſonderes Intereſſe an den Verhandlungen der Cortes zu nehmen. Um 5 Uhr kleidet ſie ſich an und fährt gewöhnlich in einem Phaeton aus. In dem Phaeton befindet ſich an ihrer Seite ihre Kouſine, die Infantin Joſepha, und ihr Onkel, Don Francisco de Paula, folgt ihr in kurzer Entfernung in einem Tilbury. Sie fährt gewöhnlich in den Prado und wird bei dieſen Spazierfahrten nur von einem Vorreiter und zwei Bedienten begleitet; ſie ſteigt häufig aus und geht eine Stunde, auf den Arm ihres Onkels oder ihrer Kouſine gelehnt, ſpazieren. Das Volk begrüßt ſie überall, und ſie erwiedert dieſe Grüße mit Aufmerkſamkeit. Gegen 7 Uhr kehrt ſie in den Pallaſt zurück. Don Francisco verläßt den Palaſt meiſtens erſt, nachdem Iſabella abgefahren iſt. Er befindet ſich alsdann in einem verſchloſſenen Wagen und fährt nach der dem Prado entgegengeſezten Richtung und nach den einſamſten Spaziergängen; er kehrt gewöhnlich um eine Stunde ſpäter, als die Königin, zurück. Wie lange dieſer Zuſtand fortdauern wird, iſt ſchwer vorauszuſehen. Wenn ſelbſt eine Vereinigung, des Anſtandes halber, zu Stande gebracht wird, ſo kann ſie wohl einige Tage dauern, wird jedoch nicht von Beſtand ſeyn. Das Lebensglück der jungen Königin iſt zerſtört, und ſie hat nicht die geringſte Hoffnung einen Thronerben zu erhalten.

Die Geſellſchaft, in welcher man die Königin Iſabella neuerdings oft gewahrt, gibt den Spaniern ebenfalls zu allerlei Bedenken Anlaß. So hat man bemerkt, daß in lezter Zeit Herr Gonzalez Bravo und deſſen Gattin, eine ehemalige Schauſpielerin, häufig von der Königin empfangen wurden. Auch hieß es, daß der

Digitized by Google

Bruder jener Dame, der Schauſpieler Romea, zum Schatzmeiſter der Königin ernannt werden würde. Dem Intendanten des königlichen Hauſes iſt es indeſſen gelungen, dieſe Ernennung für-jezt zu hintertreiben. Dagegen hat die Königin dem Beſuch der Oper entſagt und bringt jezt die Abende im ſpaniſchen Theater zu. Neben ihr ſizt gewöhnlich ihr Kabinetsſekretär, Don Ventura de la Vega, und die Loge, welche der ihrigen gegenüber liegt, pflegt von dem General Serrano eingenommen zu werden. Jede Bewegung, welche die Königin mit der Hand oder dem Fächer macht, wird von einem Theil der Zuſchauer zum Gegenſtand böswilliger Auslegungen gemacht. Zumal iſt es der zulezt genannte General, der ſich der beſonderen Gnade Ihrer Majeſtät erfreuen ſoll, worüber Viele um ſo mehr die Köpfe ſchütteln, als derſelbe ohne dieſen hohen Schuz jüngſt ſicher nicht ſo keck den Befehlen des Gouvernements Troz zu bieten gewagt hätte. Als ihm dieſes nemlich ein Kommando in den Nordprovinzen übertrug, weigerte er ſich hartnäckig, es anzunehmen und entzog ſich der gegen ihn eingeleiteten gerichtlichen Unterſuchung dadurch, daß er ſich in Madrid verſteckte. Der königliche Wille ſchüzte ihn, das Gouvernement mußte nachgeben, der General kroch aus ſeinem Verſteck hervor und blieb vor wie nach — der beliebte Günſtling. Im Augenblick iſt die Königin in Aranjuez, wo ſie ſich in ungebundener Heiterkeit den Freuden des Landlebens ergibt. In ihrem Gefolge bemerkt man wieder den unvermeidlichen General Serrano. Ihr Gemahl iſt in Madrid zurückgeblieben und durch alle erneuerten Einladungen nicht zu vermögen geweſen, nach Aranjuez zu kommen. Die Gattin wird den darob empfundenen Schmerz zum Theil durch ein prachtvolles Stiergefecht, welches ſie auf ihrem Luſtſiz veranſtalten läßt, zu mildern ſuchen. — Troz dieſer wenig erfreulichen Eheverhältniſſe ſcheinen ähnliche Dinge innerhalb der königlichen Familie noch nicht zu Ende ſeyn. Der Infant Don Enrique hat es endlich nach großem Lärm durchgeſezt, daß ſeine Liebe den kirchlichen Segen zu Rom erhielt. Nun hat ſich auch der dritten Tochter des Infanten Don Francisco de Paula der Infantin Donna Joſepha, die Heirathsluſt ſo ſehr bemeiſtert, daß ſie am 1. d. M. im Begriff ſtand, ſich insgeheim mit einem Abenteurer aus der Havanna, der während des Bürgerkriegs als Lieutenant in einem berüchtigten Freikorps diente, zu vermählen, und nur durch das Einſchreiten der Behörde, die den Geiſtlichen, welcher die Trauung verrichten ſollte, verhaften ließ und den Bräutigam verbannte, daran verhindert wurde. Der Infant Don Enrique berief ſich bekanntlich darauf, daß die Wiederherſtellung der verlezten Ehre ſeiner Braut die förmliche Abſchließung der Ehe nothwendig mache. Denſelben Grund ſoll ſeine eben erwähnte Schweſter auf ſich zur Anwendung bringen wollen.

Ein Korreſpondent der „Times“ ſchreibt: Welcher Ungeſonnenheiten auch die Königin Iſabella beſchuldigt wird, Diejenigen welche ſie am beſten kennen, glauben daß dieſelben weniger einem bleibenden Charakterfehler als ihrer unvollkommenen Erziehung beizumeſſen ſind. Wenn die folgende Anekdote wahr iſt, ſo würde ſie zeigen, daß die Königin Recht und Unrecht nicht zu unterſcheiden vermag. Eine gewiſſe ſchöne Dame, die ſowohl in der Chronique ſkandaleuſe von Madrid als in der Geſellſchaft wohl bekannt iſt und deren Schwachheiten (frailties) ſchon ſeit langer Zeit eine Trennung von ihrem Gatten erforderlich gemacht, beſaß Wiz genug um einen ebenfalls wohl bekannten politiſchen Charakter zu ihrem Sklaven zu machen. Die Dame ſowohl als der Herr ſind in dieſem Augenblick in Aranjuez. Die Königin hat ſie mehr als einmal bemerkt und jüngſt nicht bloß ihre Bewunderung der Dame, ſondern auch den Wunſch ſie kennen zu lernen ausgeſprochen. Die Hofdame, mit der die Königin ſprach, gab ihr zu verſtehen, daß der Gegenſtand der königlichen Bewunderung keine paſſende Geſellſchafterin für ſie ſey, daß der Charakter jener Dame etwas beſudelt, und, was noch ſchlimmer, daß man dieß allgemein wiſſe. „Wie? Was hat ſie denn gethan?“ frug die Königin. „Sie lebt ſeit längerer Zeit von ihrem Gatten getrennt,“ lautet die Antwort. „Iſt das alles?“ ſagt die Königin. „Nun was iſt denn da Böſes daran? Wenn ſie ihren Gatten nicht liebt, ſo hat ſie ganz recht, wenn ſie von ihm wegläuft. Sie ſehen ja daß ich auch von Paquo (Don Francisco's Spizname) getrennt lebe, weil ich ihn nicht ausſtehen kann. Wenn eine Frau ihren Mann haßt, hat ſie vollkommen recht wenn ſie ihn ein- für allemal verläßt. Muß eine Frau ihr ganzes Leben lang unglücklich ſeyn, weil ſie zufällig an einen Mann verheirathet iſt den ſie verabſcheut? Darin kann keine Sünde ſeyn daß ein armes Weib ſich ſo glücklich als möglich macht. Sehen Sie doch nur meine Mutter an; die hatte doch nicht dieſelbe Entſchuldigung, und ſehen Sie einmal wie lange hat ſie mit Rianzares gelebt ehe ſie ihn geheirathet hat. Und Jedermann weiß daß meine Mutter eine Heilige iſt.“ Alles dieß ſagte die Königin mit einer ſolchen Miene von Aufrichtigkeit und innerer Ueberzeugung, daß kein Zweifel darüber beſtehen kann, der Unterſchied zwiſchen Laſter und Tugend ſey ihrem Gemüthe niemals kräftig eingeprägt worden. Jüngſt empfing ſie einen langen Brief von ihrer Mutter; im Augenblicke, da ſie die Handſchrift ſah, errieth ſie ſofort den Inhalt. „Ach Gott!“ ſeufzte ſie, „wieder einmal Predigten, nichts als Predigten, Predigten ohn' Ende von meiner lieben Mama.“ „Aber Ew. Maj. werden doch Ihrer erlauchten Mutter wenigſtens ſo viele Ehre anthun, daß Sie ihren Brief leſen, er enthält vielleicht etwas intereſſantes.“ „Nein nein, ich weiß jedes Wort darin, ohne daß ich mir die Mühe gebe, ihn zu leſen. Wir wiſſen's ja alle, Mama verdient canoniſirt zu werden, und ich weiß das beſſer als irgendwer. Aber die Zeit der Predigten von Mama iſt vorbei. Da, hier geſchieht ihrem Brief ein Recht,“ und dabei zerriß ſie ihn in Stücke und warf ihn fort. „Nun kommen Sie; der Abend iſt ſchön und kühl; wir wollen ſpazieren gehen, und von etwas anderem als von Mama und ihren Predigten ſprechen.“

Eine Familie von 1790.

(Fortſezung.)

Karl ſprang bei dieſen Worten auf und ergriff die Rechte ſeines Oheims. Mein Gott, Onkel, das ſagen Sie? O, wie wahr, wie wahr iſt, was Sie ſagen!

Was haſt du, Karl? ich erſchrecke dich, indem ich dir Dinge ſchildere, von denen dein junges, harmloſes Herz keine Ahnung hatte — ja, es iſt ſo, leider iſt es ſo — die ſüßeſten, erhebendſten, die herrlichſten Gefühle des menſchlichen Herzens müſſen brechen an Schranken, welche doch eigentlich nur die Willkühr aufgerichtet hat. Der Schlendrian einer harten, blinden, dummen oder eigenſüchtigen Schein-Moral hat ſich zum Richter aufgeworfen und verdammt ſie als dem Katechismus eines längſt nicht mehr gültigen Geſellſchafts-Dogma's zuwider.

Der Domherr war warm geworden. Wer weiß, welche Erinnerungen aus jüngeren Tagen ſein Herz ſchwellen machten, als er ſo ſprach! Wie ſollte er, der Verehrer einer ſüßlich tändelnden Poeſie, auch ſtets unempfindlich geweſen ſeyn gegen die romantiſchen Empfindungen des Herzens, welche dieſe Poeſie in jeder Zeile hauchte und auf welche er beim frühen Eintritt in ſeinen Stand hatte für ewig Verzicht leiſten müſſen!

Aber ſeine Aufregung kam bei Weitem nicht der Karl's gleich. Mit hochgeröthetem Geſichte hatte er des Oheims Hand gedrückt, während dieſer ſprach, und jezt warf er ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt und ſagte: Oheim — mein theurer Oheim — verzeihen Sie mir, daß ich auch Ihnen mißtraute, auch gegen Sie mein Herz verſchloß!

Karl — Junge — um Gottes willen, was iſt dir?

Ich will es Ihnen ſagen, verſezte Karl, ſich faſſend, ich will Ihnen Alles ſagen, denn ich ſehe ja, Sie werden mich verſtehen, mich mit meiner Leidenſchaft unter Ihren Schuz nehmen!

Leidenſchaft? Schuz nehmen? Was ſoll das heißen?

Hören Sie, Onkel. Ich liebe. Ich hege eine Leidenſchaft,

Digitized by Google

die zugleich zu heftig und zu hoffnungslos iſt, um mir nicht in die Tiefen meiner Seele den brennendſten Schmerz zu ſenken.

Ha — und wen, Unglücklicher?

Ich liebe Cöleſtinen!

Der Domherr fuhr aus ſeinem Seſſel auf, und indem er beide Hände auf die Schultern Karl's legte, ſagte er heftig: Karl; Karl! was muß ich von dir hören! Du? Cöleſtine? Eine Bürgerliche ohne Herkunft — eine Proteſtantin? Gott im Himmel! Unglücklicher Menſch! Wie kannſt du einer ſolchen ruchloſen Thorheit dich hingeben!

Oheim — das ſagen Sie mir? und eben noch ſagten Sie ...

Ei, was ich eben ſagte, darauf kommt es nicht an — das war im Allgemeinen geſagt — ich dachte an ganz andere Fälle — du wirſt doch nicht glauben, ich würde damit eine Verbindung gut heißen zwiſchen dem Reichsfreiherrn von Schwalbarn und einer Zerrwitz!

Der Domherr legte eine beſondere verächtliche Betonung auf den plebejiſchen Namen.

Karl warf ſich in die Sopha-Ecke und verhüllte ſein Geſicht mit den Händen.

Herr des Himmels — wenn das deine Mutter erführe! ſtammelte erſchrocken der Domherr und begann im Zimmer auf und ab zu ſchreiten, indem er in höchſter Beklommenheit an den Nägeln kaute. Was ihn beängſtigte, war nicht allein eine ſorgenreiche, allen Frieden des Hauſes ſcheuchende Zukunft, in welche Karls Geſtändniß ihn blicken ließ; es waren auch ſchmerzliche Gedanken an die eigene Verantwortlichkeit. Wie — ſo würden dieſe Gedanken, in Worte gefaßt, etwa gelautet haben — wie würde es dir ergehen, armer Deſibadus Ehrenbrecht, wenn Gnaden Mama wüßte, auf welche Pfade du ihren Sohn und Stammhalter gebracht! Wie würde ſie dir die unſchuldige Schäfer-Poeſie vorwerfen, mit welcher du ihn genährt — die milden, ſüßflötenden Götter und Göttinnen deiner Idyllen würden unter ihren Händen eine Schar Dämonen werden, die dich umbrächten! Armer, armer Deſibadus Ehrenbrecht!

Er fühlte ſich völlig rathlos.

Wie lange nährſt du dieſe unſelige Leidenſchaft? fragte er nach einer langen Pauſe.

Karl antwortete nicht.

Ich hoffe nicht, daß du dich ihr erklärt haſt!

Ja, lieber Onkel, das habe ich geſtern, als ich Cöleſtinen heimführte. Der Hauptmann war noch in ſein Spiel bei meinem Vater vertieft; ich brachte ſie bis an ihre Hausthür. Als ſie mir gute Nacht ſagte — da war mir ſo weich ums Herz daß mir die Stimme verſagte und Thränen meine Augen füllten. Sie ſah es. Sie ſchied nicht, ſondern hielt lange meine Hand in der ihren. Ich küßte endlich ihre Hand, und meine Thränen fielen darauf. Sie drückte meine Hand, ſah mich mit einem unausſprechlichen Blicke an — und — ſchlüpfte über ihre Schwelle!

Schlüpfte über ihre Schwelle! rief der Domherr, der voll Angſt zugehört hatte, tief Athem holend — das iſt alſo Alles?

Es iſt genug, uns fürs Leben Eins und unzertrennlich zu fühlen!

Ja, ja, lächelte der Domherr, wir kennen das! — Er griff heftig nach ſeinem Hut und ſpaniſchen Rohre.

Wohin wollen Sie? fragte Karl, ängſtlich auffahrend — was mein überſchwellendes Herz Ihnen anvertraute, werden Sie nicht mißbrauchen, lieber Onkel!

Mißbrauchen? nein — darüber ſey ruhig.

Er eilte ohne weitere Erklärungen aus dem Zimmer. — —

Der Domherr hatte beſchloſſen, augenblicklich mit Cöleſtinens Vater zu ſprechen. Er machte ſich ungeſäumt nach deſſen Wohnung auf den Weg. Als er vor dem freundlichen kleinen Landhauſe ſtand, welches Hauptmann Zerrwitz bewohnte, war er bereits zur Hälfte beruhigt. Seine peinigendſten Beängſtigungen waren untergegangen in der Ueberzeugung, daß der Hauptmann mit ſeiner Entſchloſſenheit und Thatkraft gewiß raſch das richtige Mittel auffinden würde, um der verdrießlichen Verirrung der beiden jungen Leute aufs nachdrücklichſte ein Ende zu machen. Und dann waren ja auch Cöleſtine wie Karl ſo wohlgerathene und einſichtsvolle junge Leute, daß es nicht ſchwer ſeyn konnte, ſie zur Vernunft zu bringen.

Cöleſtine öffnete dem Domherrn die Hausthür. Sonſt hatte er die Gewohnheit, ſie freundlich lächelnd zu begrüßen, auch wohl, wenn Niemand zugegen war, der einer ſolchen Kompromittirung ſeiner Würde Zeuge, ihre ſchmale und ſammtne Hand zu küſſen. Heute erwiderte er ihre Frage nach ſeinem Wohlergehen mit einem ſehr ſtrengen, väterlich ſtrafenden Blicke und eilte dann ſchweigend über den Hausflur an die Thür vor des Hauptmanns Wohnzimmer.

Der Hauptmann war damit beſchäftigt, das Schloß einer langen Entenflinte vom Roſte frei zu ſcheuern, und bewillkommte mit einem nachläſſigen Kopfnicken den Domherrn, der, indem er ſeinen bürgerlichen Freund begrüßte, keine von den Formeln der Höflichkeit vergaß, welche die gute Sitte jener Tage vorſchrieb.

Nehmen Sie Platz, Herr von Schwalborn.

Der Domherr ſetzte ſich, ſtülpte den Hut auf ſein ſpaniſches Rohr und legte die Hände gefaltet darüber, um den Augenblick abzuwarten, wo der alte Soldat es für paſſend halten würde, ſeinem Beſuche mehr Aufmerkſamkeit als ſeinem Flintenſchloſſe zu ſchenken.

Dieſer Augenblick ſchien aber nicht eintreten zu wollen.

Er iſt doch ein ungehobelter Roturier, dachte der Domherr und fühlte, daß jeder verfließende Moment es ihm ſchwer mache, zu beginnen.

Ein ſchöner Tag heute! hub der Hauptmann nach einer Weile an, während er die Nuß feſtſchraubte.

Zu warm! ſagte der Domherr ſeufzend und die Stirn wiſchend.

Machen Sie Sich's bequem, wie ich! Rock aus! — Der Domherr lächelte mit vieler Würde. Er wußte, was er ſich ſchuldig war!

Ich habe eine ſeltſame Unterredung mit meinem Neffen gehabt, begann er um einmal das Eis zu brechen.

Nun? ſagte der Hauptmann, anſcheinend mit großer Gleichgültigkeit und doch geſpannt aufhorchend.

Und nun komme ich zu Ihnen. Ich wollte Ihnen einen Wink geben — eine bloße Andeutung wird Ihnen genügen, und Sie werden ein Ende machen!

Ich verſtehe Sie nicht.

Zwiſchen Karl und Cöleſtinen hat ſich ein Liebeshandel entſponnen.

Ei was! ſagte der Hauptmann, indem er ſeine Arbeit unterbrach und den Domherrn anſchaute.

Ja, ich habe mich eben ſo gewundert wie Sie! erwiederte der Domherr, obwol er auf den Lippen des Hauptmanns ein ſo maliciöſes Lächeln ſchweben ſah, als ob dieſer ſich durchaus nicht verwundere. Der Domherr wurde ganz irr an ihm.

Es iſt ſehr zu verwundern, ſagte jener; ſie iſt ein gutes, hübſches Mädchen, und er ein geſcheidter ſchmucker Burſche.

Es iſt ſehr zu verwundern, ſagte der Hauptmann mit dem ernſthafteſten Geſichte von der Welt.

Der junge Freiherr von Schwalborn, verſetzte der Domherr etwas piquirt, hat ſonſt freilich noch keine Anlage zu thörichten Streichen bewieſen. So wird denn hoffentlich auch dieſer ohne ſchlimme Folge bleiben. Ich denke, Sie ſäumen nicht, mit Ihrer Cöleſtine ein ernſtes Wort zu reden, ihr allen Umgang mit Karl zu verbieten und nöthigen Falls ſie für eine Zeit lang fortzuſchicken. So iſt die Verdrießlichkeit ſtille beſeitigt, ohne daß die Familie meines Bruders beunruhigt und durch ärgerliche Scenen beläſtigt wird.

Der Hauptmann ſah den Domherrn eine Weile ſchweigend an.

Herr Domkapitular, ſagte er dann mit ſeinem maliciöſeſten Lächeln, ich ſehe ganz die Verpflichtung ein, die mir als tieferſtehendem bürgerlichem Menſchen obliegt, Alles zu opfern, um jeder Beunruhigung der hochfreiherrlichen Familie vorzubeugen, ja, nöthigen Falls das Einzige, was ich auf Erden beſitze, mein Kind, von mir zu geben, um ihrem Hauſe ärgerliche Scenen zu erſparen. Ich ſehe das ſehr wohl ein, ſehr wohl! Doch wird Ihre eigene erleuch-

Digitized by Google

wie Einſicht es Ihnen ſagen, welch ein unerhörtes Glück für mich und meine Tochter darin liegen würde, in eine Verbindung mit einem ſo vornehmen, ſo gränzenlos und unausſprechlich adeligen Hauſe zu treten. Wie aber wollen Sie, daß wir ſelbſt ein Glück leichtſinnig von uns ſtoßen ſollen? Denken Sie, die unermeßliche Ehre! Glauben Sie denn, ich ſey nicht ehrgeizig wie ein anderer Menſch auch?

Sie ſcherzen, ſagte der Domherr ſehr erſchrocken.

Bewahr mich der Himmel, in ſo ernſter Angelegenheit zu ſcherzen!

Aber . . .

Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Der Abſtand zwiſchen unſerer Niedrigkeit und der Schwalborn'ſchen Höhe iſt ſo groß, daß ſelbſt ein ſo wohlerzogener Mann, wie Sie, nicht Anſtand nimmt, mich darauf aufmerkſam zu machen, ohne befürchten zu müſſen, daß er mich verletzte. Aber machen Sie Sich die Mühe nicht, lieber Domherr! König Cophetua liebte eines Bettler's Tochter und — doch Sie ſind in ſolchen Geſchichten beſſer bewandert denn ich... ſtellen Sie Sich die rührendſten Situationen aus ihnen allen vor und... nehmen Sie unſere Partei!

Herr Hauptmann, wie kommen Sie mir vor — erlauben Sie mir doch, meine Gedanken auszuſprechen — ich bin weit entfernt, etwas für Sie Verletzendes in Beziehung auf Geburt zu äußern — aber bedenken Sie doch — Sie ſind Proteſtant.

Ja, das bin ich! und beim Teufel ... hohnlachte der Hauptmann laut auf ... das freut mich am meiſten! Sagen Sie, Domherr, wollen Sie uns beiſtehen?

Ich ſollte . . .

Karl's Werbung um meine Tochter ſeinen Eltern erklären, befürworten — der Burſche hat ſelbſt nicht den Muth, zu ſprechen.

Um Himmels willen, welche Idee!

Ich bitte Sie darum!

Fordern Sie nichts, was meinem Gewiſſen, meiner ... ja, meiner Ehre zuwider iſt.

Wir ſprechen uns noch darüber, ſagte der Hauptmann mit unerſchütterlicher Zuverſicht.

Lächerlich, wahrhaft lächerlich! rief der Domherr deſto entrüſteter aus, ſprang auf und eilte nach ſehr kaltem Abſchiede davon. Der Hauptmann ließ ihn ruhig gehen, ohne ihn zu begleiten.

Als der Domherr fort war, ließ Zerrwitz ſeine angenommene Ruhe fahren und ſchritt mit unterſchlagenen Armen heftig in ſeiner Stube auf und ab.

(Fortſetzung folgt.)

Pot - Pourri.

Landtagsaktienbericht.

Unter dieſer Aufſchrift enthält die „Berliner Zeitungshalle" Folgendes: Preußen iſt um 50 pC. geſtiegen; Deutſchland ſteigt fortwährend; der König hat perſönlich 300 pCt. gewonnen; Radikale ſind beinahe auf Null geſunken; Orthodox-Dogmatiſche ſtark gefallen; Büreaukraten werden wahrſcheinlich den alten Stand nicht mehr erreichen; Abſolutiſten weichen auch; Proletarier und Bedrängte ſind im Steigen und werden wohl auf pari kommen. Ueberhaupt ſcheint ſich zum allgemeinen Beſten eine vollſtändige Ausgleichung vorzubereiten.

Logik.

Als man in einer Geſellſchaft darüber ſtritt, ob es ein Völkerrecht gäbe oder nicht, ſtand ein Profeſſor auf und ſagte: „Meine Herren! ich bin Profeſſor des Völkerrechts, alſo muß es auch ein Völkerrecht geben."

Wahr oder Puff?

Ein churheſſiſcher Arzt ritt am 3. Mai in ein benachbartes Dorf, um einem bei dem Eiſenbahnbau verunglückten Arbeiter ein Bein zu amputiren. Der Arzt hatte ein kleines Fläſchchen Schwefeläther zu ſich geſteckt, um ſich deſſelben bei der Operation zu bedienen. Unterwegs ging der Stöpſel des Fläſchchens, welches er in einer Reiſetaſche unter dem Arm trug, ſey es nun durch die Bewegung des Pferdes oder durch eine andere Urſache los, der Aether ſtrömte aus und ergriff den Arzt ſo ſtark, daß er auf der Stelle vollkommen beſinnungslos vom Pferde fiel. Durch ſeinen Sturz verbreitete ſich die Flüſſigkeit, wodurch nicht nur ſeine Betäubung vervollſtändigt wurde, ſondern auch das Pferd, welches bei ſeinem Herrn geblieben war, in einem betäubten Zuſtand niederſank. Erſt nach einer Viertelſtunde, als mehrere Perſonen herbeigekommen waren, erwachten der Arzt und ſein Pferd aus ihrer Lethargie und vermochten ihre Reiſe weiter fortzuſetzen. So erzählt die „Kaſſeler Zeitung."

Verfälſchte Milch zu prüfen.

Wie das „Frankfurter Journal" unterm 25. Mai meldet, wurde zu Wiesbaden beinahe allen von den nahen Dörfern herkommenden Milchweibern von der Polizei die Milch ausgeſchüttet, weil dieſelbe zu viel mit wäſſerigen Subſtanzen vermiſcht war. Dieſes Mittel wird wohl jenem ſchändlichen Betruge Einhalt thun. — Die „Aſchaffenburger Zeitung" bemerkt hiezu: Auch bei uns hat man ſchon vielfach über die ſchändlich verwäſſerte Milch geklagt, die vom Lande hereinkommt und noch dazu theuer bezahlt werden muß. — In Augsburg wie in München hört man ähnliche Klagen. Auch Mehl thut man mit dem Waſſer darunter damit ſie dick wird. — Ein Mittel, die theure Milch zu prüfen, ob ſie getauft ſey, beſteht darin, daß man ein ſtählernes Stäbchen hineintaucht, und wenn nichts oder kaum ein weißer Schein daran hängen bleibt, ſo iſt dieß ein Zeichen ihrer Miſchung mit dem billigſten Element.

Auch eine Dorfgeſchichte.

Eine Bauersfrau erzählte ihrer Nachbarin, wie ſie es gewöhnlich anſtelle, wenn ſie in der Stadt ihr Gemüſe, Zwiebeln u. ſ. w. verkaufe, und wie ſie die „dummen Stadtleute" immer ſo zu beſchwatzen verſtünde, daß ſie oft einen doppelten und dreifachen Gewinn löſe. — „Wer's glaubt!" — antwortete die Nachbarin — „die Stadtleute werden nach und nach ſo geſcheidt wie unſereins."

Daß unter Umſtänden ein Ochſenkopf mehr werth iſt als ein ganzer Ochſe,

hat zu ſeiner Verwunderung ein Fleiſcher in England erfahren. Er kaufte bei einem Trödler ein ganz unſcheinbares Bild, einen Ochſenkopf darſtellend, für wenige Thaler. Es war aber eine Arbeit eines berühmten Meiſters, Van Cruyps, und ihre 3000 Pfund Sterling werth. Der Fleiſcher gab das Bild nicht her, erbot ſich aber, um dieſen Preis ſein eigenes Porträt abnehmen zu laſſen.

Auflöſung des Rebus in Nro. 43 des Sammlers:

Barfuß.

Rebus.

(Eingeſandt.)

Digitized by Google

Nro. 46. **Der Sammler.** Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Sechzehnter Jahrgang 1847. Den 9. Juni.
Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Zimmerſpruch. — Eine Familie von 1790. — Die Tochter des letzten Dey von Alier. — Verſuche mit Schwefeläther an Pflanzen. — Pot-Pourri. — Buntes.

Zimmerſpruch

bei

Aufrichtung des Eiſenbahn-Sektions-Gebäudes zu Röthenbach im Allgäu,

am 5ten Juni 1847.

Verfaßt und geſprochen von einem Zimmergeſellen.

Da ſtehe ich auf dem Dachſtuhle hoch,
Erſt heute mit Eifer vollendet.
Wir zimmerten luſt'g, vor Wochen noch,
Davor noch kein Stückchen beendet.

Hier ſtanden ſonſt Spargeln in üppigem Garten,
Hier grub ſonſt die Köchin behende,
Und jetzt erheben ſich ſtolz und ſchlank
Gar viele geſtrickte Wände.

Ihr fragt mich: — Was ſoll denn das prächtige Haus,
In Röthenbachs Mitte erſtanden?
Wer ließ es erbauen, was kömmt d'raus heraus?
Zu was iſt es plötzlich erſtanden?

Da hört: Es regieret hier Einer im Land
Hoch oben auf goldenem Throne,
Uns Bayern iſt Er gar wohl bekannt,
Wenn gleich Er auch fern von uns wohne.

Der befahl: Erbauet die Eiſenbahn
Zum Segen und Glücke der Bayern,
Von Lindau nach Augsburg legt Schienen an,
Als ein Band der Städte der Theuern!

Und ſeht — den herrlichen Bau überwacht,
Was da drinnen einſt wohnet und denket,
Von hier aus der Bau, mit Umſicht und Acht,
Von hier aus wird er gelenket.

Drum göttlicher Vater, wir flehen zu Dir,
Wir, die wir ohn' Dich nichts vermögen,
Laß ruh'n auf dieſem Gebäude hier
Und was d'raus erwächſt, — Deinen Segen.

Und Der, der ertheilet den ſchaffenden Wink,
Er ſey uns vor Allem geprieſen;
Für Ihn dieß erſte Gläschen ich trink',
Ihm ſey unſer Dank jetzt bewieſen.

Komm hoch mein Glas in die Lüfte frei:
Der **König Ludwig**, Er lebe
Noch lange „gerecht und beharrlich" dabei!
Noch viel ſolche Winke Er gebe!

(Unſerm allverehrten König Ludwig ein dreimaliges Lebehoch!)

Doch, wenn der König befiehlt und gebeut
Und ſagt: Die Eiſenbahn bauet,
Da ſind Ihm nöthig gar tüchtige Leut',
Denen Er Vieles vertrauet.

Die Ingenieurs, die mit emſiger Hand
Erſt zirkeln, konſtruiren, dann bauen,
Für Sie ſey mein zweites Glas in der Hand,
Auf Sie wie mit Zuverſicht ſchauen.

(Der königlichen Bauverwaltung ein dreimaliges Lebehoch!)

Doch endlich, ſaget, zu unſerm Glück —
Wer führt bei der Arbeit uns an?
Wer wachet mit klugem und emſigem Blick?
Wer leitet uns, geht uns voran?

Die Meiſter, Sie ſind es, Sie leben hoch!
Mit Lieb' laßt uns Ihrer gedenken,
Die Meiſter ſind es, nochmals hoch!
Laßt mein letztes Gläschen mich ſchwenken.

(Die beiden Werkmeiſter ſollen hoch leben!)

Eine Familie von 1790.

(Fortſetzung.)

Zerrwitz war von einem brennenden Ehrgeize beſeſſen, und die vielen Demüthigungen, welche der bürgerliche Offizier ſelbſt im Heere eines Friedrich des Großen hatte über ſich ergehen laſſen müſſen, konnten dieſen Ehrgeiz nur bis zu einer ins Krankhafte gehenden Reizbarkeit ausbilden. Durch ſeine Verhältniſſe jetzt an einen Erdfleck gebannt, wo er weit und breit nur Eine Familie fand, die ſich an Rang und Anſehen über ihm dünkte, war es natürlich, daß ſich alle ſeine Gedanken auf dieſe Familie richteten. Er war zornig, daß es ihm nicht einmal in einem Dorfe vergönnt, der Erſte zu ſeyn. Die adelſtolze Familie kränkte ihn fortwährend — am meiſten dadurch, daß ſie augenſcheinlich ihn gar nicht beleidigen wollte, ſondern im Bewußtſeyn ihrer größeren Vornehmheit nur das Gegentheil beabſichtigte und ihn augenſcheinlich durch ihren Umgang zu ehren glaubte. Man ſchlug ſeine Einladungen mit einer würdevollen Gemeſſenheit aus, aber man beſtürmte ihn mit Vorwürfen, wenn er eine Einladung ablehnte. Man ſprach in ſeiner Gegenwart von Meſallianzen, von bürgerlichen Emporkömmlingen, als ob es gar nicht anders möglich ſeyn könne, als daß er oder irgend ein anderer verſtändiger Mann darüber gerade ſo denke, wie man in Schwalborn darüber dachte! Man trug bei jeder Berührung die vollſtändigſte Sicherheit zur Schau, daß dem bürgerlichen preußiſchen Hauptmanne nicht einfallen könne, ſich für gleichen Stoffes zu halten, wie den ehemaligen öſterreichiſchen Dragoner-Lieutenant von Adel. Dieſe Sicherheit, dieſes Bewußtſeyn war es, was den Hauptmann am meiſten wehe that. Denn er fand trotz ſeines Ingrimms dawider gar kein Mittel, keine Waffe. Ausdrückliche Ueberhebung

Digitized by Google

und Ausbrüche des Hochmuths hätte er mit Ausſicht auf Erfolg befehden, demüthigen können. Aber gegen dieſes ſtille innere Hoheits-Bewußtſeyn war ſein Ehrgeiz wehrlos. Die Formenrohheit, die trotzigen Manieren, die er ihm gegenüber gefliſſentlich annahm, brachten ihn nicht weiter, und indem er fühlte, daß ſie etwas von einem kindiſchen Ungezogenſeyn hatten und ihn eher erniedrigten als hoben, wurde ſeine Seele noch erbitterter. Und doch vermochte er den Umgang mit den Schwalborn's nicht aufzugeben. Dazu überwog der Ehrgeiz in ihm zu ſehr den Stolz!

So beſchränkte er ſich darauf, bis die Stunde einer Demüthigung gekommen, das Verhältniß ſo hinzunehmen, wie es war, und nur zu ſeiner vorläufigen Herzensbefriedigung dem Freiherrn und ſeiner Gemahlin ſtets gerade ſo viel unangenehme Dinge beizubringen, wie ihm irgend einfallen wollten.

Eines ſchönen Tages aber machte der Hauptmann, deſſen Auge, wie das eines alten Fuchſes, nichts außer Acht ließ, was im Kreiſe ſeiner Beobachtung lag, die Entdeckung, daß ſich der junge Erbe von Schwalborn in ſeine Tochter Cöleſtine verliebt habe.

Dieſe Entdeckung verſetzte ihn in eine heftige Gemüths-Bewegung. Eine Verbindung der jungen Leute war nicht nur ein Glück für ſeine Tochter, wie es die Welt nennt und es der Hauptmann, der in dieſer Beziehung um keine Staffel höher ſtand als die Welt, ebenfalls anſah; noch näher trat ihm dabei die Hoffnung auf die glänzende Befriedigung ſeines innern Grolls, wenn die hochmüthige Familie da drüben den einzigen Sohn und Erben mit der Tochter des armen bürgerlichen Mannes zum Altare ſchreiten ſehen müſſe.

Vielleicht hätte ein anderer Mann in des Hauptmanns Lage mit gerechtem Stolze den Gedanken von ſich abgewieſen, ſeine Tochter einer Familie aufzudrängen, die auf ſie als ihrer unwürdig herabſah. Aber der alte Preuße hatte leider dieſen Stolz nicht. Doch beſchränkte er ſich Anfangs darauf, die beiden jungen Leute zu beobachten. Er fand ſie zu ſeinem großen Verdruſſe zu ſchüchtern und zu ſentimental. Aber zu ſchlau, ſichtliche Begünſtigungen ihres Verhältniſſes durchblicken zu laſſen, ſuchte er vorläufig, der Freundſchaft zwiſchen Cöleſtinen und Mariannen jeden möglichen Vorſchub zu leiſten. Er wußte wohl, daß ſich von Cöleſtinens Seite in dieß Verhältniß viel von dem Egoismus der Liebe miſche, daß ſie oft nicht der Freundin allein, ſondern der Schweſter des Geliebten Ergießungen ihres Herzens machen werde, welche dem letztern nicht unenthüllt bleiben konnten. Nebenbei ſuchte er Cöleſtinens Gedanken von zu vager Schwärmerei zurück zu halten und auf die „praktiſchen“ Bedingungen des Lebens zurück zu führen.

Du biſt meine gute, verſtändige Tochter, ſagte er einſt zu ihr, als ſie ihm die Wange küßte, um ihm gute Nacht zu wünſchen. Ich habe nichts mehr, was mir Freude verſpricht auf der Welt, als dich. Du wirſt mir auch keinen Kummer machen, nicht wahr? Du lieſeſt mir zu viel — werd nur nicht überſpannt, mein Kind. Sey immer offen gegen mich!

Cöleſtine blickte wie ſchuldbewußt zu Boden.

Du weißt ja, ich werde deinen Neigungen nie Gewalt anthun. Folge den Eingebungen deines Herzens — mir iſt es Eins, wohin ſie dich ziehen, wenn ſie dich nur nach einem beſtimmten Ziele ziehen. Du magſt einen Bauernburſchen oder einen Prinzen lieben — mir iſt es gleich; aber du mußt ihn dann auch heirathen wollen. Nur nichts ohne Ziel und klar ausgeſprochenen Zweck!

Cöleſtine hielt ihre Neigung tief im geheimſten Winkel ihres Herzens verſchloſſen, ſo daß ſie keine Ahnung davon hatte, der Vater könne dieſe Worte mit beſtimmter Beziehung geſprochen haben. Aber deſto ermuthigender wirkten ſie in ihrer ſchüchternen Seele; und als ſie geſtern Karl's weiches, inniges: Gute Nacht! hörte, ſeine Hand in der ihren zittern fühlte, da überließ ſie ſich dem Gefühle, deſſen Wogen über ihr zuſammenſchlugen; mit einem warmen Händedruck ſagte ſie Alles. Sie war ſeyn!

Drittes Kapitel.

Wir müſſen dem Leſer jetzt eine Perſon vorführen, die in dem Baue unſerer Erzählung eine Hauptſtütze bildet. Es iſt der Erbe eines Schulzenhofes, und er heißt Lambert Kerſting. Sein Vater iſt der reichſte Bauer weit und breit, weil er nicht allein ſeinen väterlichen Hof, ſondern auch die Verwaltung eines andern Gutes beſitzt, das Schwarzhorſt heißt, der reichſte Hof im Lande iſt und dem heiligen Petrus zu Brennweiler, d. h. der dortigen Ciſterzienſer-Abtei, gehört; wenigſtens werden dahin die Einkünfte abgeliefert; aber verwaltet wird der Hof nicht von dem Kloſter aus, ſondern ſeltſamer Weiſe iſt der jedesmalige Schulze zu Kerſting, der zu den Leibeigenen der Familie von Schwalborn gehörte, der unabhängige Verwalter des Hofes mit allem ſeinem ausgedehnten Zubehör an Feldern, Wieſen, Wald, Gefällen, Mühle und Gerechtſamen. Dieſe auffallende Stellung und Befugniß des Bauers hatte eine Urkunde ſeiner Gutsherrſchaft für alle Zeiten anerkannt.

Man konnte nichts Schattigeres, Behaglicheres, Idylliſcheres ſehen, als dieſes Gut Schwarzhorſt. Der große Bauernhof lag am Abhange eines waldigen Hügels, das rothe Ziegeldach war beſtreut von Blüthenſchauern der nahen Obſtbäume, und unten am Fuße des Hügels rauſchte, zwiſchen zwei lebendigen Hecken der nächſten Gärten eingefaßt, ein heller, luſtiger Bach, der wie voll Kinderfröhlichkeit ſpringend, gurgelnd, ſpritzend über Kieſel und Wurzelgeflecht fortſchoß, um einige Schritte weiter eine kleine, vom Alter geſchwärzte Mühle zu treiben und dann in einen breiten, ſchilfreichen Teich zu ſchießen. Ein Kranz dichten Eichenlaubs umrahmte das Bild.

Im Innern des Haupthauſes, das durch ſeine Größe und Stattlichkeit die Mitte hielt zwiſchen Bauernhof und Herrenhaus, war Alles ſtill; das Vieh war ausgetrieben, die Pferde vor den Pflügen und die Menſchen mit ihnen gezogen zu gemeinſamer Thätigkeit. Das Landleben bringt die Thiere und die Menſchen ſo nahe zuſammen; die Menſchen müſſen da arbeiten wie die Thiere, und dieſe werken ſo ſtill, ſo reſignirt, ſo ſtets im ſelben Geleiſe, wie ihre Freunde, die Menſchen. Die Waldgötter hätten aus dem nahen Buſche hervortreten und ſich an den Herd ſetzen können, ſo ſtill war es auf dem Gehöfte. Nur die Tauben und Sperlinge, die im Strohdach der Scheunen niſteten, ſchienen es zu hüten. Sie waren ſo keck, daß ſie ſich kaum herabließen, den Hufen eines alten fuchſigen Kleppers auszuweichen, der auf dem Baumhof weidete.

In der weiten Küche iſt Niemand; aber aus einem Hinterzimmer tönt eine laute Stimme. Wir betreten es. Es iſt ein großes, mit einer gewiſſen Eleganz eingerichtetes Zimmer, welche man in dieſer ländlichen Umgebung nicht erwarten ſollte. Die Wände ſind freilich nur geweißt, aber mit ſoliden neuen Möbeln beſetzt; in der Mitte ein runder, ſpiegelblank gebohnter Klapptiſch von Eichenholz, auf dem Bücher und Schriften liegen, und ein bequemes Kanapee ſteht queer in das Zimmer gerückt, eine Genialität der Aufſtellung, welche Bewunderung verdient in einer Zeit, in welcher man noch keinen Begriff davon hatte, daß ſich ein Kanapee anders als dicht an die Wand und ein Fauteil anders als in die Zimmerecke ſtellen laſſe. Die beiden Fenſter waren geöffnet und eine Fülle dichter Weinranken hereingeſchlagen; davor aber ſtand ein hoher Apfelbaum, in deſſen Zweigen die Buchfinken ihr künſtlich verflochtenes Neſt gebaut hatten. Das Gemach war ſo wohnlich, ſo ſommerlich, ſo ſtill, als hätte ein Dichter ſich mit allen ſeinen Liebhabereien und Phantaſieen darin eingerichtet. Nur die Jagd-Apparate, die an den Wänden umher hingen, die Doppelpiſtolen, die über den Büchern auf dem kleinen Spiegeltiſche lagen, ſtörten etwas dieſen Eindruck. Neben den Piſtolen lagen noch ein voller Kranz aus Eichenlaub und ein Dolch auf dieſem Spiegeltiſche.

Es waren zwei Männer in dem Zimmer; der eine ein junger Menſch mit gewöhnlichen Zügen und auffallend blondem Haar: eine jener deutſchen Phyſiognomieen, mit runden friſchen Wangen, breitem Kinn und ſtarkem Einbug zwiſchen der geraden Stirn und der eben ſo geraden Naſenlinie. Was ihn auszeichnet, iſt ein lebhaftes Glühen in den ſchmal geſchlitzten Augen, ein Zug von Verſchlagenheit und Keckheit um die Winkel des lächelnden Mundes. Er

Digitized by Google

trug einen glänzenden, fein ausgenähten ſblauen Kittel und ein rothes ſeidenes Tuch, das nachläſſig um den ſtarken gebräunten Hals geſchlungen war.

Der junge Mann ſtand mitten im Zimmer und ſchien ſehr lebhaft ſeinem Geſellſchafter etwas zu beweiſen. Dieſer letztere war ein ältlicher Mann in militäriſcher Tracht, der auf dem Kanapee ruhte und mit dem Lederquaſt ſeines ſpaniſchen Rohres ſpielte. Es iſt ein alter Bekannter des Leſers, nämlich Niemand anders, als der Hauptmann von Zerrwitz.

Was ihr jungen Leute doch heut zu Tage aus den Büchern herausſtudirt! ſagte der Hauptmann kopfſchüttelnd, nachdem Lambert ihm eine Stelle aus Schiller's Räubern deklamirt.

Aus den Büchern? Nun ja, aus den Büchern; aber was ſind die Bücher anders, als die Spiegel, in welchen das Leben ſich abbildet? Es grinſ't Euch mit einer ſcheußlichen Grimaſſe an, das Spiegelbild — nicht wahr? Und deßhalb ſagt Ihr hochmüthig: es iſt nicht ſo, das ſind haarſträubende Phantaſieen verrückter Dichter. Meinethalb! träumt fort in Eurem Wahne — träume, bis eine blutige Hand Euren Arm umkrallt und Euch wach ſchüttelt.

Und weſſen iſt die blutige Hand?

Die der Revolution!

Ihr ſeyd ein verruchter Menſch, Lambert!

Meynt Ihr? Nun, Jeder hat ſeine Anſichten. Ihr wißt nicht, wie ich die Euren nenne, alter Preuße! Auch haben wir beide unſere Autoritäten hinter uns — ich einige zwanzig Millionen begeiſterter Franzoſen, die das Feuer der Freiheit vom Himmel geholt haben und einen Weltbrand daraus machen, aus dem wie ein Phönix leuchtenden Glanzes, die Himmel überſtrahlend, der gerettete Genius der Menſchheit aufſteigt.

Und ich, fiel der Hauptmann ein, habe auch eine Autorität für mich — hunderttauſend Mann wohldisciplinirter Preußen … er machte eine Bewegung mit dem ſpaniſchen Rohre … vom alten Fritz geſchult, jeder Mann wie ein Uhrwerk — wir wollen ſehen, ob die den Weltbrand nicht ausblaſen! Aber zanken wir uns nicht. Uns wird's wenig angehen. Wir werden hier nicht viel davon ſpüren. Ihr werdet ruhig Euren Acker bauen, ein Weib nehmen, wenn Ihr Euer Jahr bei Eurer Gutsherrſchaft abgedient habt.

Lambert faßte den Hauptmann heftig am Arme.

Still — was ſoll das?

Ihr ſeyd des Schwalben Leibeigner!

Lambert wurde dunkelroth. Laßt mich das Wort nicht wieder hören, Hauptmann Zerrwitz! ſagte er, während ſeine Bruſt ſich krampfhaft hob.

Der Hauptmann zuckte die Achſeln.

Das ändert die Sache nicht — aber wenn es für Euch ſo demüthigend iſt, daran erinnert zu werden, weshalb ſchüttelt Ihr das Verhältniß nicht ab?

Wenn ich — kann ich? fuhr Lambert heftig auf — wollt Ihr mich höhnen — wollt Ihr einem Gebrandmarkten das Haar aus der Stirn ſtreichen? Was ſoll Euer Geſchwätz, was wollt Ihr, was kommt Ihr zu mir?

Der Hauptmann dehnte ſich behaglich auf dem Kanapee und lächelte höhniſch kalt in das Aufbrauſen des jungen Menſchen hinein.

Erhitzt Euch nicht, Lambert; ich bin Euer Freund, und wenn Ihr die Freiheit wollt …

Nun?

Ein geheimnißvolles und vielſagendes Lächeln war des Hauptmanns einzige Antwort. (Fortſ. f.)

Die Tochter des letzten Dey von Algier.

Huſſein der letzte Dey Algeriens begab ſich nach deſſen Eroberung durch die Franzoſen nach Italien, von da, wo er ſich den Sitten der Franken nicht bequemen konnte, nach Alexandrien. Dort ſtarb er und hinterließ eine Tochter Neſeeſa Haſſem, die er unter den Schutz des Paſcha von Aegypten ſtellte. Gegen ihren Willen vermählte ſie dieſer mit Caid Ismael, und ſie ward Mutter einer zahlreichen Familie. Von ihrem Gatten ſchlecht behandelt, trennte ſie ſich von ihm und bezog ein Haus das ſie ſich hatte erbauen laſſen. Caid Ismael jedoch behielt alle ihre Juwelen 180,000 Dollars werth zurück, und Neſeeſa Haſſem, die ſich um deren Zurückgabe mehrfach an den Paſcha wendete, ward von dieſem kurz mit dem Beſcheide abgeſpeiſ't: „Alles ſteht gut, wie es ſteht, das Weib gehört zum Manne.“ — Inzwiſchen begab ſich Neſeeſa nach Cairo, wurde jedoch arretirt, 2 Cabaſſen an ihrer Thüre verhinderten jede Mittheilung nach außen. Alle ihre ſchriftlichen Anlangen blieben unbeantwortet und erfolglos, und der Paſcha kehrte nach Alexandrien zurück ohne ihre Sache zu ordnen, befahl dagegen auf ein erneuertes Geſuch, die Bittſtellerin möge ſich nach Alexandrien begeben. Neſeeſa gehorchte alsbald, ſchiffte ſich mit ihren 8 Kindern ein, landete bei Moharrem Bey's Garten, und ward von einem ſchwarzen Sklaven gewarnt auf ihrer Hut zu ſeyn, da ihr Gatte Caid Ismael vom Paſcha die Erlaubniß erhalten hatte, ſie als ſein widerſpenſtiges Weib zu tödten indem er ſie in die See verſenken laſſen wolle. Die Kinder die dies mit anhörten erhaben ein erbarmen-swürdiges Geſchrei und der älteſte Knabe eilte auf ſeiner Mutter Rath nach der Wohnung des öſterreichiſchen Konſuls und erbat dort das Fuhrwerk desſelben für die ſoeben ausgeſchiffte Tochter des Ex-Dey's von Algier. Seiner Bitte wurde willfahrt und bald war die unglückliche Familie unter dem vorläufig ſicheren Schutze des Conſulats. Dort warf ſich Neſeeſa der Conſulin zu Füßen und flehte um Schutz und Rettung vor ſicherem Tode. Der öſterreichiſche Conſul Herr Laurin hatte keinen Rechtstitel für ſeinen Schützling, und wendete ſich an das franzöſiſche Conſulat, um für Neſeeſa als eine Eingeborene Algeriens zu intercediren. Dieſes jedoch unbegreiflich genug, wies jede Verwendung unter der leeren Ausflucht von der Hand: Neſeeſa Huſſem ſey keine franzöſiſche Unterthanin, da ſie nicht förmlich ihre Unterwerfung gemacht habe, und verweigerte entſchieden Schritte beim Paſcha zu thun ihr Leben zu retten, ja ihr zur Flucht behülflich zu ſeyn. Dies empörende Betragen machte es dem edlen öſterreichiſchen Conſul jetzt zur Pflicht, das ſeinige allein für ſeine Schutzbefohlene zu thun. Ernſtliche Vorſtellungen erließ er an den Paſcha, es gelang ihm das Geſetz, was den Muſelmann zum Herrn über Leben und Tod ſeiner Frau macht in dieſem außergewöhnlichen Fall außer Anwendung ſtellen zu machen und der Paſcha aus Rückſicht für ſeine öſterreichiſchen Intereſſen gab nach. Neſeeſa durfte ſich ungehindert aus dem öſterreichiſchen Conſulate mit ihren Kindern auf einen Dampfer begeben der über Marſeille nach Algier in See ging. Die Thränen einer Mutter, das dankbare Jauchzen der Kinder waren der Lohn eines Biedermannes, der es gewagt hatte der Bosheit und Willkühr zur Rettung Unglücklicher entgegenzutreten.

Verſuche mit Schwefeläther an Pflanzen.

Ein Herr Clemens, Lehrer der Naturwiſſenſchaften am Kollegium zu Blois in der Schweiz hat, laut einem von ihm in der „Allgem. Zeitung“ veröffentlichten Bericht, Verſuche mit der Anwendung des Schwefeläthers bei Pflanzen gemacht. Der Apparat iſt von der größten Einfachheit, und kann aus einem einfachen Bierglaſe beſtehen. Man ſtellt Zweige, z. B. von Berberis vulgaris, unter das Glas, legt ein mit Aether getränktes Schwämmchen oder Löſchpapier dazu und ſtellt das Ganze in die Sonne, oder wenn ſie nicht ſcheint, nur an einen mäßig warmen Ort. In der Sonne ſind die Staubfäden der Berberin vulgaris nach Verlauf einer Minute vollkommen aller Irritabilität beraubt, (ſie zeigen ſich ganz erſchlafft) und ſie erhalten dieſelbe nur nach ziemlich langer Zeit wieder. Läßt man den Aether mehr als 5 Minuten einwirken, ſo ſind oft bis 24 Stunden und mehr Ruhe nöthig, um den Staubfäden ihre vorige Eigenſchaft wieder zu ertheilen. Die Blüthen färben ſich während des Verſuches dunkler, und werden bei fortgeſetzter Einwirkung ſogar bräunlich; auch die grünen Blätter

Digitized by Google

erhalten eine dunklere Farbe. Beide Färbungen verſchwinden erſt ganz oder theilweiſe wenn die Irritabilität wieder eintritt. Um eine Mimoſe, z. B. **Mimosa pudica**, ihrer Irritabilität gänzlich zu berauben, ſind 10 Minuten hinreichend. Es muß indeſſen eine Glasglocke angewendet werden, welche die Pflanze ſo eng als möglich umſchließt. Auch gehört eine etwas größere Menge Aether dazu (ein Loth), wenn man auf die grünen Blätter irritabiler Pflanzen einwirken will. Natürlich richtet ſich ſonſt die Menge des Aethers immer nach der Größe der Glasglocke. Betrachtet man ätheriſirte Staubfäden der **Berberis vulgaris** unter dem Mikroskop, ſo bemerkt man daß der Saft in den Zellen des Staubfadens eine viel dunklere Farbe angenommen hat, während man in dem Sammenſtaub gerade das Entgegengeſetzte bemerkt. Zu ſtark ätheriſirte Staubfäden werden nach einiger Zeit beinahe ſchwarz. Eine ſehr feine chemiſche Wage zeigte bei den Blüthen der Berberis, die 5 Minuten lang dem Einfluß des Aethers in der Sonne ausgeſetzt waren, eine Gewichtsabnahme von 1816 ... Procent, welche man der Ausdünſtung zuſchreiben muß.

Pot - Pourri.

Mediziniſche Wirkungen der Eiſenbahnen.

Ueber die Einflüſſe des Eiſenbahnreiſens auf die Geſundheit der Menſchen citirt ein in Form einer Zeitſchrift erſcheinendes engliſches Reiſe-Handbuch, das **Traveller's Miscellany**, das Urtheil eines berühmten engliſchen Arztes, des **Dr.** James Johnſon, das ganz außerordentlich zu Gunſten des Fahrens auf Eiſenbahnen lautet. Der genannte Arzt empfiehlt es beſonders den Einwohnern Londons als ein Mittel, ſich, nachdem ſie im Sommer durch die verpeſtete Atmoſphäre der von mehr als einer Million Menſchen bewohnten Hauptſtadt krank und ſchwach geworden, durch das Einathmen der reinen, ſtets ſich neu regnerirenden Luft der Eiſenbahnen wieder zu erfriſchen und zu ſtärken. Eine tägliche Eiſenbahnfahrt, wenn auch nur von wenigen Meilen, ſey das Heilſamſte, was Hypochondriſten und Rekonvalescenten empfohlen werden könne. Selbſt bei der ruhigſten Sommerluft herrſche in den fahrenden (natürlich nicht ganz verſchloſſen) Eiſenbahnwagen ein erfriſchendes Wehen, das ſich, wenn man etwa einer leichten Briſe entgegenfahre, bis zu einem alle Poren durchdringenden und reinigenden Sturme ſteigern könne. Kein Eſſig, kein Chlor ſey im Stande, die von Krankheitsſtoffen geſchwängerte Kleidung ſo davon zu befreien, wie die Fahrt auf einem offenen Eiſenbahnwagen. Die oscillirende Bewegung in denſelben ſey nicht blos geſunder als das Rütteln und Stoßen gewöhnlicher Wagen, ſondern auch dem Reiten, das häufig aus diätetiſchen Gründen empfohlen werde, bei weitem vorzuziehen. Das **Traveller's Miscellany** fügt hinzu, daß das Eiſenbahnfahren, nach dem Urtheil Anderer, auch die Blutcirkulation regulire, die Nerven beruhige und nach jeder Tagereiſe einen geſunden kräftigen Schlaf herbeiführe, wozu noch komme, daß die Abwechſelung, die eine ſolche Fahrt gewähre, die raſchen Veränderungen der Scene, nothwendig auch auf das Gemüth einen zerſtreuenden und heilſamen Einfluß üben müßten.

Das Avencement in der franzöſiſchen Armee.

Nirgend iſt das Avencement ſo beſtimmt feſtgeſtellt, wie in der franzöſiſchen Armee und zwar nach dem Geſetze des Jahres 1832. Niemand kann da Korporal werden, der nicht zuvor wenigſtens 6 Monate Gemeiner war; Niemand Sergeant, der nicht 6 Monate Korporal geweſen. Um Unterlieutnannt werden zu können, ſind früher 2 Dienſtjahre als Unteroffizier durchzumachen, oder man muß aus einer Militarſchule kommen. Zum Grade eines Oberlieutenants ſind zwei Jahre als Unterlieutnant erforderlich. Kapitain wird man ebenfalls erſt, nachdem man zuvor wenigſtens 2 Jahre Lieutenant geweſen, und der Kapitain kann erſt nach 4 Jahren Bataillonschef werden. Das nächſte Avencement iſt dann erſt nach 3 Jahren möglich, jenes zum Oberſten aber nach weiteren 2 Jahren. In die höheren Grade ſteigt man immer erſt, nachdem man wenigſtens 3 Jahre in dem zunächſt untern zugebracht hat. Uebrigens rückt man nach der Ancienneität vor, und zwar ſo: Ein Drittel der Unterlieutenantsſtellen wird den Unteroffizieren der Truppe verliehen bei der ſie offen ſind. Zwei Drittel der Lieutenants- und Kapitänsſtellen bei der Infanterie und Kavallerie bekommt die Ancienniät jedes Regiments. Die Stellen der Bataillons- und Escadronschefs werden zur Hälfte den Kapitänen einer ganzen Waffengattung verliehen. Höhere Stellen werden nach der Wahl des Königs vergeben.

Ein ſchwarzer Bruder Iſabella's.

Der König Maria aus Goilyna in Afrika hat an ſeine „Schweſter“, die Königin von Spanien, einen Brief geſchrieben, in welchem er ihr ſeine große Vorliebe für ſie und alle Spanier erklärt, und daß er auch dieſen allen erlaube, in ſeinen Staaten zu verweilen. Er bittet bei dieſer Gelegenheit die Königin um einen dreieckigen Hut mit rother Feder, einen Leibrock mit langen Schößen, einen Stock mit großem goldenen Knopf und um ein Paar rothe Beinkleider mit goldenen Treſſen. Die Königin hat alles, was ihr ſchwarzer „Bruder“ begehrt, geſendet, und noch einen Scharlachmantel mit goldener Halskette hinzugefügt.

Fräulein Nida Sturm.

Das iſt eine Berliner Jungfrau, welche ein „Eingeſandt“ für die Spener'ſche Zeitung verfertigt hat, und zwar „im Namen mehrerer Jungfrauen“. Nida Sturm verlangt ein Steuergeſetz für Junggeſellen. Alle unverheiratheten Männer, das verlangt Nida, „welche durch ein öffentliches Amt beſoldet werden, in einem gewiſſen Alter, ſollen nach Verhältniß ihres Einkommens eine Steuer zahlen, aus welcher ein Fonds für unverheirathete unbemittelte Mädchen gebildet wird, und aus welchen dieſelben unterſtützt werden müßten“ rc.

Sänger und Schulmeiſter.

Der „Sächſiſche Poſtillon“ enthält folgende Notiz: „Der Sänger Tichatſchek (in Dresden) bezieht 5000 Thlr. Gage und extra noch jeden Abend, wo er ſingt, 20 Thlr. Spielhonorar, 1000 Thlr. Garderobegeld, 800 Thlr. als Kirchenſänger und 1200 Thlr. als dasjenige Sümmchen, womit die Intendanz ihm ſeinen Urlaub abkauft. Das macht wenigſtens 9000 Thaler und iſt der Gehalt von 60 Dorfſchulmeiſtern à 150 Thlr.“

Buntes.

Sie müſſen ſich mit Schwefeläther heilen laſſen mein Fräulein, ſagte unlängſt ein junger Man zu einem jungen Mädchen, das ſich gar ſehr über Zahnſchmerzen beklagte. „Mit was für Leder!“ frug die Erſtaunte.

Der Arzt **Dr.** Warburger hat ein vegetabiliſches Mittel gegen das Wechſelfieber gefunden und damit ſchon viele Kranke geheilt. (Mit dieſem Mittel wäre an Zahltagen der Leipziger Oſtermeſſe Etwas zu machen! — meynt der Charivari.)

Man hat berechnet daß die Theurungs-Jahre meiſt in einem Zwiſchenraume von zehn bis zwölf Jahren eintreten: 1762, 1772, 1793/94, 1804, 1816/1817, 1825/26, 1836/37, 1846/47.

Ein amerikaniſcher Akrobat kündigt an, daß er auf einem nur 5 Linien breiten Seile tanze und ſo hoch ſpringe, daß er ſich zuweilen in der Luft langweile.

Ein Fremder fragte einſt einen Frankfurter nach dem Hauſe Goethe's. „Haus Goethe?“ erwiederte dieſer, „Haus Goethe? — das kenn ich nicht, das muß fallirt haben.“

Digitized by Google

Nro. 47.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 12. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Eine Familie von 1790. – Portugieſiſche Porträts. — Die Lebensweiſe der Königin Iſabella. — Till Eulenſpiegel und der Rektor zu Prag. — Pot-Pourri.

Eine Familie von 1790.

(Fortſetzung.)

Lambert trat ihm einen Schritt näher. Soll ich euch etwa meine freie Seele verkaufen, damit der Sklavenleib frei werde, Dämon? ſagte er blaß, mit bebender Lippe.

Was ſoll ich mit Eurer Seele machen? Aber ich will Euch meine Gedanken ſagen. Ich habe auch meine Abſichten — vielleicht unterſtützen ſie ſich. Von dem alten Schwalborn werdet Ihr die Freiheit nicht bekommen; vom jungen Stammherrn ſollt Ihr ſie haben, dafür kann ich unter gewiſſen Umſtänden bürgen.

Es gälte alſo, die Alten todt zu ärgern?

Dadurch, daß Ihr — ihre Tochter heirathet!

Lambert lachte laut auf bei dieſem Vorſchlage.

Nun, ſagte der Hauptmann, Ihr wollt einen Weltbrand anzünden und haltet es für unmöglich, ein Land-Edelfräulein zu erobern? Gibt es für einen entſchloſſenen Menſchen nicht Mittel zu Allem? Gibt es nicht Entführungen — gibt es nicht . . .?

Halt! muthet mir keine Schlechtigkeit zu — und wenn Ihr erlaubt, was hättet Ihr dabei gewonnen?

Für Karl die Freiheit, meine Tochter zu heirathen. Sie lieben ſich.

Sie lieben ſich? Das iſt etwas Anderes. Nicht Euch, Mephiſtopheles, aber ihnen möchte ich beiſtehen! Ich kann es! Wißt Ihr, daß ich ein Wort ausſprechen kann, welches Eurer Tochter als Heirathsgut eine Million in den Schooß wirft?

Der Hauptmann fuhr hoch empor.

Ja, wenn der junge Schwalborn ſie liebt, und wenn er verſpricht, von mir das Brandmark der Leibeigenſchaft zu nehmen.

Zerrwitz faßte den Arm des jungen Bauers; ſeine grauen Augen waren rund und groß aus ihren Höhlen hervorgetreten.

Um Gottes willen, Menſch, ſprecht! was iſt dieß für ein geheimnißvolles Wort?

Habt Ihr das Bild des Bauers unter den Ahnen der Schwalborn geſehen? und das Bild der Nonne?

Ja, ja — weiter . . .!

Der Bauer war mein Großvater — die Nonne war eine Schwalborn, die ihn liebte; ihre Eltern zerriſſen den Bund und ſandten ſie ins Kloſter, wo ſie ihre Leidenſchaft mit dem Tode aus Harm und Kummer büßte.

Ich habe davon gehört — nur weiter — und Ihr?

Ich bin vor einigen Wochen vierundzwanzig Jahre alt geworden. Mein Vater ließ mich an meinem Geburtstage zu ſich kommen: um die Stunde der Dämmerung ging er mit mir zur Dorfkirche. Der Küſter mußte ſie uns erſchließen. Auf dem Chore, wo die Sterbewappen der Schwalborn hangen, und auch das der Nonne, die am gebrochenen Herzen ſtarb, ließ er mich niederknieen und einen heiligen Eid ſchwören — einen Eid zu allem, was einem Chriſten heilig iſt. Dann gab er mir ein Pergament mit einer großen Bulle daran. Es war dunkel in den feuchten Gewölben der kleinen Kirche; ich mußte um die Schrift zu leſen mich dicht an die ewige Lampe ſtellen; mein Vater kniete ſeitwärts über einem alten Leichenſteine.

Lambert ſchwieg; er verſchränkte die Arme und ging im Zimmer auf und ab.

Und in dem Pergamente . . .?

Ich habe geſchworen, geheim zu halten, was darin ſtand; ich habe es vor dem Altar und, was mir mehr, vor dem Angeſichte eines alten Bauers geſchworen, der mein Vater iſt!

Freiheitsheld! rief halb höhniſch, halb zornig der Hauptmann aus; ich verſpreche ihm die Freiheit, und er wagt nicht, für dieſen Preis den Inhalt einer alten verſchimmelten Urkunde auszuplaudern!

Ich will kein Sklave einer Formel ſeyn, die aus nichts als Worten beſteht, wenn es gilt, einen Menſchen glücklich zu machen, ſagte Lambert halb wie für ſich mit ruhiger Würde. Aber erſt muß ich ſelbſt mich überzeugen, ob Ihr mir die Wahrheit geſagt habt.

Der Hauptmann hob in quälendſter Spannung beide Arme auf, als wolle er das Geheimniß, ſobald es von Lambert's Lippe ſchlüpfe, aufgreifen.

Wobei ſoll ich Euch ſchwören, daß ich die Wahrheit ſagte? Um Gottes willen ſprecht!

Lambert lachte plötzlich laut auf, als er die Folter ſah, auf welcher der alte Preuße ſich befand. Es lag etwas in der Stellung, dem Geſichte, den auf- und niederrollenden Stirnfalten, dem ganzen kurioſen Mienenſpiele des Soldaten, was den unbändigen Muthwillen des jungen Mannes reizte.

Der Hauptmann wurde gelb vor Zorn.

Er wollte Lambert eine Beleidigung ſagen, als plötzlich leiſe angeklopft und die Thür geöffnet wurde; ein freundliches, weißgepudertes Haupt mit dem unterwürfigſten Lächeln blickte in die Stube.

Es war Herr Benedikt Tafelmacher, der Verwalter.

Bitte um Entſchuldigung — befürchte faſt, zu ſtören — nicht? Störe ich nicht, Lambert?

Gar nicht, alter Herr; was ſteht zu Euren Dienſten?

Ich habe einen ſchönen Gruß von der gnädigen Frau und dem Herrn an Ihn, Herr Lambert, und Er möge doch den Erſten zukünftigen Monats kommen und Seine Pflicht ableiſten als Hofknecht zu Schwalborn.

Des Hauptmanns ganzes Geſicht zuckte wie elektriſch getroffen, als er dieſe Botſchaft hörte; dann beobachtete er den jungen Bauer, und ein Ausdruck tiefer Befriedigung ſpiegelte ſich in ſeinen Zügen.

Zur rechten Zeit kommt das! das wird einſchlagen! flüſterte er für ſich.

Lambert ſtand bei den Worten des Verwalters wie verſteinert. Sein Geſicht war todtenbleich geworden, und ſeine Rechte ergriff eine Stuhllehne, um ſich zu ſtützen. So vergingen mehrere Sekunden. Dann holte er tief Odem, und wie nach Luft und nach Worten ſuchend, lallte er zuerſt einige unverſtändliche Silben, wie: Sehen Sie Sich; es iſt gut, ſehr gut.

Danke, ich will jetzt wieder heim — alſo auf Wiederſehen, Herr Lambert — auf Wiederſehen.

Herr Tafelmacher fand Lambert's Mienenſpiel höchſt beunruhi-

gend; er ſuchte deshalb mit derſelben lächelnden Freundlichkeit, womit er gekommen, möglichſt bald den Rückweg zu gewinnen. Als er das Schloß der Thür erfaßte, hatte Lambert ſich vom erſten Schrecken erholt; ein furchtbarer Zorn loderte in ihm auf. Er ſchleuderte dem Alten den Stuhl nach, an den ſeine Rechte ſich geklammert hatte, und rief: Schleicher! Dämon! Beſtie! wer hat dich hergeſandt, um wie eine giftige Schlange deinen ſauren Geifer in meine Seele zu träufeln? — Der Stuhl flog in Stücken an der Thür auseinander, hinter welche Tafelmacher nur noch eben ſich zu retten Zeit gewonnen.

Lambert folgte ihm und hätte ihn ohne Zweifel die Treppe hinuntergeworfen, wenn ſich der Hauptmann nicht ins Mittel gelegt. Lambert ſtampfte in unbändigem Zorne den Boden.

Faſſen Sie Sich, lieber Lambert, ſagte der Hauptmann, die Freiheit liegt in Ihrer Hand!

Der junge Menſch wandte ſich von ihm ab, warf ſich auf einen Stuhl und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Der Hauptmann legte nach einer Weile ſeine Hand auf Lambert's Schulter.

Nun? heraus mit dem Geheimniſſe! Legen Sie es mir in dieſe Hand, und aus der andern nehmen Sie die Freiheit! Ich verbürge mich mit meiner Seele für Karl von Schwalborn.

Lambert hob langſam den Kopf in die Höhe. Zerrwitz erſchrak beim Anblicke dieſer blaſſen entſtellten Züge.

Fort! ſagte er mit einem Ingrimme, vor dem der Hauptmann zurückbebte. Ich will einen Feuerbrand in das Haus dieſer Schwalborn ſchleudern, und Sie fordern von mir, ich ſoll eine Million in den Schooß ſchütten?!

Der Hauptmann wußte nichts mehr zu erwiedern. Er nahm Hut und Stock und verließ die Stube.

Viertes Kapitel.

Der Schulze Keeſting war leibeigener Bauer, aber deßhalb nicht weniger ein reicher und angeſehener Mann. Sein großer Hof und das, was für ihn bei der unumſchränkten Verwaltung von Schwarzhorſt abfiel, hatte ihn in den Stand geſetzt, an ſeinem einzigen Sohne und Erben nichts zu ſparen, und ſo war der junge Mann denn, nachdem er der Dorfſchule entwachſen, in die nächſte große Stadt gebracht worden, wo er die Klaſſen der lateiniſchen Schule raſch durchlaufen hatte. Denn er beſaß von Klein auf eine große Faſſungsgabe und einen unruhigen Kopf, der ihn nicht raſten ließ, bis er alle ſeine Mitſchüler überwunden. Neben ſeinen Studien war ihm, bei der Leichtigkeit, womit er lernte, Zeit genug übrig geblieben, ſich in allerlei Büchern, wie ſie ihm in die Hände fielen, umzuthun, das Leben und Treiben der Stadt zu beobachten und in eine Sphäre der Bildung zu verſetzen, die weit über den gewöhnlichen Gedankenkreis eines leibeigenen Bauers hinausragte. Als ihn der Vater zurück geholt, weil er nun genug gelernt, wie der Alte meynte, fand es ſich, daß der junge Menſch zur ſchweren Bauerarbeit verdorben war. Aber was ſchadete es? Er war ja reich, der Vater ſah ihm gern ſeine Liebhabereien nach und ließ ihn in Schwarzhorſt, wo er zur Beaufſichtigung der Arbeit wohnen durfte, ganz wie einen jungen Gutsherrn ſchalten. Lambert ſetzte hier ſeine Beſchäftigungen, wie er ſie in der Stadt getrieben, fort, las viel und verarbeitete in ſeiner ſtürmiſchen Seele die aufrühreriſchen Gedanken, welche damals wie ein allgemeiner Anſteckungsſtoff in der Atmoſphäre lagen und nirgends einen fruchtbareren Boden finden konnten, als in der Seele eines über ſeinen Stand gebildeten Plebejers. Nebenbei tummelte er unbändige junge Roſſe müde, oder verliebte ſich bis zum Sterben in eine friſche und muntere Landdirne, die er am andern Morgen wieder vergeſſen hatte.

Lambert hatte einen großen Wiſſenstrieb, einen nicht zu löſchenden Durſt nach Erkenntniß; er beſaß ein lebendiges, ein feuriges Rechtsgefühl, einen an Tollkühnheit gränzenden Muth und daneben jene ſchroffe Auffaſſung der Lebensverhältniſſe, welche in dem zu großen Selbſtvertrauen unbelehrter Jugend ihren Grund hat. Was er vom Bauer an ſich trug, war vornehmlich jene Verſtocktheit der übergeſunden Vernunft, die, jedem ſchönen Scheine abhold, alle glänzenden Hülſen zernagt, um zum Kerne zu kommen, und in liſtigem auf-der-Hut-ſeyn gegen die Ueberredungen der Poeſie und des Gefühls Nahrung ihrer Eitelkeit findet.

Muß ich noch hinzufügen, daß ein großer Ehrgeiz in der Bruſt des jungen Bauers wohnte? daß dieſer Ehrgeiz es war, der tödtlich verletzt, ihn ſo zornig aufbrauſen ließ bei der Aufforderung des Verwalters? In der That, es war ein hartes, demüthigendes Ding, das ihm angeſonnen wurde! Allerdings gehörte es zu den Rechten der Gutsherrſchaft, von den Söhnen und Töchtern des leibeigenen Schulzen zu verlangen, daß ſie ein Jahr hindurch als Knecht oder Magd unentgeltlich auf dem Hofe dienten. Aber bei den beſonderen Verhältniſſen, die zwiſchen der Freiherrn-Familie und ihrem Schulzen zu Kerſting zu beſtehen ſchienen, war dieſes Recht während zweier Generationen nicht mehr zur Ausübung gekommen. Niemand dachte mehr daran, am aller wenigſten Lambert, der mit jugendlichem Stolze für ſich keine geſellſchaftliche Höhe zu hoch glaubte. Er fühlte deßhalb nicht allein ſeinen Ehrgeiz, ſeinen Freiheitsdrang, ſondern auch ſein Rechtsgefühl verletzt. Er ging noch weiter, er ſah ſich als Opfer einer tückiſchen, von dämoniſchen Mächten errichteten Weltordnung an, die jeden edlen Seelenaufſchwung, jede ſtrebende Geiſteshoheit an den Staub und die Knechtſchaft zu feſſeln beſtimmt ſey. Er verlangte ſtürmiſch Rache an den Werkzeugen dieſer Ordnung — Rache vor Allem, Rache eher, als ſelbſt die Freiheit!

Jede Fiber war in ihm empört.

Nein, nein, bei allem Feuer der Hölle, ich bin kein leibeigener Sklave — und wenn ſie mich in Ketten werfen, daß ich unter der Wucht von Eiſen zuſammenbreche, ich trage doch den unauslöſchlichen Stempel der Freiheit, der auf jeden meiner Gedanken wie auf eine goldene Münze geſchlagen iſt. Sie ſollen es inne werden, wie gefährlich es iſt, die Schergenhand in die Flamme einer freiheitlodernden Seele zu ſtrecken!

Es gibt Augenblicke, wo das Mißverhältniß zwiſchen der leiblichen Kraft des Menſchen und ſeiner inneren Kraft uns zur Verzweiflung treiben kann. Wir fühlen es in ſolchen Augenblicken, daß unſere Körper verſiecht und entnervt ſind, daß wir urſprünglich beſtimmt waren, einen Titanenleib zu bewohnen. Nach der Kraft eines Titanen ſehnte ſich Lambert, um durch die Netze zu brechen, welche um ihn geſtellt waren, und ſie rächend in Staub zu zermalmen. Aber was vermochte er zu thun?

(Fortſetzung folgt.)

Portugieſiſche Porträts.

(Aus der „Bremer Zeitung“.)

Eben jetzt, wo in Portugal die drei „verbündeten Mächte“ ſich einmiſchen wollen, um dem Wirrwar einigermaaßen zu ſteuern, wird es paſſend ſeyn, diejenigen Perſonen, welche eine politiſche Rolle ſpielen, in kurzen Umriſſen zu ſchildern. — Man gibt in Portugal etwas auf ein martialiſches Ausſehen, das man ſich um ſo eher verſchaffen kann, da die Natur dem Portugieſen eine mächtige Bartfülle verliehen hat. Selbſt Mädchen und Frauen haben manchmal erkleckliche Bärte. Als Dom Pedro Oporto belagerte, ſchwur er, es ſolle nicht eher ein Scheermeſſer auf ſeinen Bart kommen, als bis er auf dem Throne ſitze. Er hielt ſein Wort. Die portugieſiſchen Konſtitutionellen tragen ſeitdem, aus Achtung für das Andenken des Kaiſers, möglichſt lange Bärte, ſo lange Bärte, daß z. B. der Finanzminiſter ſeinen Beamten dringend befahl, ſie ſollten ſich doch wenigſtens alle Woche einmal barbieren, weil ihr Bart die naſſen Zahlen auf dem Papier verwiſche. Zum Glück hat der König auch ſtarken Bartwuchs. Die Uniform ſteht ihm gut, er reitet vortrefflich und gilt für den beſten Tänzer der pyrenäiſchen Halbinſel. Ein großer Politiker ſcheint er nicht zu ſeyn.

Die Königin Donna Maria da Gloria iſt in muſikaliſchen Fertigkeiten ausgezeichnet und ſpricht ſehr gut Deutſch, Engliſch und Franzöſiſch. Ihre Haut iſt lilienweiß, ſie ſieht aus wie Milch und

Digitized by Google

Blut, ihr Lächeln iſt angenehm, obwol der Mund nicht hübſch. Aber, aber, Ihre Majeſtät hat ein Gewicht von drei bis vier Centnern! Ihre Kinder liebt ſie ſehr, und bekanntlich hat ſie an dieſem Segen gar keinen Mangel. Als das Miniſterium vom 1. März gebildet wurde, hieß es, Donna Maria habe ihre Miniſter abgedankt und ſey guter Hoffnung. Ein Kenner portugieſiſcher Angelegenheiten äußerte damals: das überraſcht mich gar nicht; ich finde es vollkommen in der Ordnung; jedesmal wenn in Portugal eine politiſche Kriſis ſtattfindet, kommt Ihre Majeſtät nieder, und darum iſt der politiſche Horizont jenes Landes immer mit Ereigniſſen ſchwanger.

Der Prinz von Portugal iſt etwa zehn Jahre alt, der Herzog von Porto acht. Den erſten hat ſeine Mutter zum Oberſten eines Grenadierregiments ernannt, den zweiten zum Marine-Offizier. Die kleinen Jungen paradiren nun mit ihren Uniformen in den Straßen Liſſabons umher.

Im Allgemeinen betrachtet gibt es in Portugal drei Parteien, jene der Königin, die Miguelisten und die Republikaner. Aber ſie zerfallen in eine Menge von Schattirungen, und ſo gibt es z. B. Setembriſtas, Setembriſtas puros, Moderados, Ordeiros, Arſenaleiros, Cartiſtes, Conſtitutionals von 1838 u. m. andere. Die Migueliſten wiſſen am beſten was ſie wollen, zerfallen aber doch auch in zwei Abtheilungen. Sie ſtreben nach einer Wiedereinſetzung Dom Miguels, Herſtellung der Mönchsorden und Zurückberufung der Jeſuiten. Aber die Einen wollen die alten Geſetze von Lamego (über die Cortes), welche der Krone nur eine beſchränkte Gewalt geben, wieder zur Geltung bringen; die Anderen möchten einen abſoluten König, aber mit großen Vorrechten für Adel und Geiſtlichkeit, welche im vorigen Jahrhunderte vom Marquis Pombal abgeſchafft wurden. Eine ähnliche Spaltung zeigt ſich in der Partei der Königin. Einige neigen zur Willkürherrſchaft, andere ſind aufrichtige Freunde der Verfaſſung. Die mächtigſte, aber auch in ſich am meiſten geſpaltene Partei iſt die der Radikalen, oder wie man ſie auch nennt, der Republikaner. Alle die nicht migueliſtiſch ſind, und der Königin nicht anhängen, gehören zu ihr. Portugal iſt in Folge der demoraliſirenden Einflüſſe des Abſolutismus, die nicht ſo raſch verſchwinden, wie man wünſchen muß, tief zerrüttet und wird nur ſchwer zur Ordnung und Ruhe kommen.

Die angeſehenſten Männer aus dem portugieſiſchen Adel, welche gegenwärtig an der Spitze der verſchiedenen Parteien ſtehen, ſind die Herzoge von Terceira, Palmella und Saldanha, der Graf von Villareal, der Marquis de Fronteira, der Graf Tojal, Graf das Antas und der Visconde Sa da Bandeira ꝛc. — Der Marſchall Herzog v. Terceira iſt ein Mann von 64 Jahren und ausgezeichneter Körperhaltung. Mit ſeinem weißen Schnurrbarte macht er großen Staat. Er iſt tapfer, aber zum eigentlichen Feldherrn fehlen ihm die Haupteigenſchaften, namentlich mangelt ihm ſicherer Ueberblick und raſcher Entſchluß. Es hält ſchwer, ehe er zu einer Entſcheidung kommt, am liebſten verſchiebt er Alles auf Morgen, — was überhaupt ſeine Landsleute gern thun. Iſt aber die entſchiedene Stunde gekommen, dann zeigt er ſich als den kaltblütigſten Mann von der Welt. Als er in Folge ſeiner Unvorſichtigkeit am 7. Oktober 1846 in Oporto gefangen genommen wurde, verlangte das Volk ſeinen Tod und drohte, das Haus, in welchem er verhaftet ſaß, in Brand zu ſtecken, wenn man ihn nicht auslieferte. „Morra Terceira! morra Terceira!“ riefen tauſend Stimmen, aber Terceira zündete ruhig ſeine Cigarre an, ging vor die Thüre und rief: „Que' morras? Was ſchreit ihr um meinen Tod; wenn ihr mich morden wollt, da, hier bin ich!“ Der Visconde von Brito, Statthalter von Oporto, führte ihn dann mit Lebensgefahr auf die Feſtung da Foz ab, die eine Stunde weit entfernt liegt. Unterwegs ſtachen Kerle aus dem Pöbel mit Meſſern nach ihm; Terceira blieb aber ganz ruhig.

Der Herzog von Palmella iſt eigentlich Italiener, und ſeine Familie führte den deutſchen Namen Holſtein. Sein Vater, ein piemonteſiſcher Edelmann, ſtand in portugieſiſchen Dienſten als Diplomat, und war insbeſondere in Rom thätig. Palmella iſt jetzt ungefähr 60 Jahre alt, ein ſehr gewandter und unterrichteter Mann, von kleiner Statur, ſcharfem Auge und ſtark hervortretender Adlernaſe. Er iſt mit den Verhältniſſen der auswärtigen Kabinette ſehr vertraut und kennt namentlich die engliſchen Staatsmänner aus perſönlichem Verkehr.

(Schluß folgt.)

Die Lebensweiſe der Königin Iſabella.

Unter der Ueberſchrift „Lebensart der Königin Iſabella“ erzählen franzöſiſche Blätter: Obwol ſie Königin, oder vielmehr weil Königin, ſoll Iſabella II. eine wahre „Löwin“ ſeyn; nicht wie man das in Paris verſteht, ſondern in der eigentlichen Bedeutung des Wortes die Gattin des Königs der Wälder. Wenn Iſabella die Krone verlieren ſollte, ſie würde ſie vertheidigen können, die Lanze in der Hand; denn „ſie ſchlägt ſich wie Griſier“, und es iſt ihre Lieblings-Erholung. Ihre Zeit bringt ſie in folgender Weiſe zu: Um drei Uhr, d. h. wohlverſtanden des Nachmittags, ſteht ſie auf. Kaum gekleidet — die Toilette nimmt am wenigſten ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch —, läßt ſie eine ſehr leichte und elegante Equipage vorfahren, die ein Geſchenk der Königin von England iſt, und beſteigt ſie zuweilen allein, zuweilen mit ihrem erlauchten Gemahl (lempi punnati) zur Verzweiflung und zum größten Schrecken deſſelben, der an ein Wunder glaubt, ſo oft er mit heiler Haut heimkommt; denn ſeine königliche Ehehälfte führt ſelbſt das ſchäumende Geſpann mit verhängten Zügeln. Man ſpeiſt um fünf Uhr; gleich nach der Tafel übt Iſabella ſich im Fechten oder Piſtolenſchießen, dann reitet ſie ſpazieren. Heimgekehrt, wird geſpielt, getanzt oder geſungen bis ein Uhr Nachts. Dann beginnt der Rath der Miniſter, dem die Königin immer präſidirt. Hat ſie ſich hier hinreichend gelangweilt, und iſt die gegenſeitige Sehnſucht nach dem Schlummer unüberwindlich geworden, ſo entläßt ſie die Miniſter und bleibt allein bis ſieben Uhr, dann geht ſie zu Bett in dem Augenblicke, wo ihr Gemahl, der ſich um elf Uhr zur Ruhe begibt, aufſteht. Als neulich ein Offizier ihrer Escorte aus dem Sattel ſtürzte und das Genick brach, weil ſein Pferd ſtörriſch wurde, ließ ſie das Thier in den Schloßhof bringen, beſtieg es und galoppirte zwei oder drei Mal den Hof auf und ab wie der vollendetſte Bereiter. Dann ſagte ſie mit der größten Kaltblütigkeit: Ihr ſehet jetzt, daß nur die Ungeſchickten den Hals brechen!

Till Eulenſpiegel und der Rektor zu Prag.

Ich bekam — ſo erzählt Eulenſpiegel ſelbſt dem Johann Bunkel — einmal den Einfall, mich für einen gelehrten Doktor auszugeben, der beſonders erfahren ſey, geheimnißvolle Fragen zu beantworten. Ich reiſ'te daher von der Lüneburger Gränze, wo ich mich eben befand, nach Prag, um die dortigen Profeſſoren zu einem Wettſtreite aufzufordern. Dort angekommen, kündigte ich dies Vorhaben vermittelſt Anſchlagzettels ſo pomphaft an, daß die ganze Stadt auf den Ausgang dieſer Sache im höchſten Grade geſpannt war.

An einem beſtimmten Tage nun forderte man mich durch den Pedell ins Kollegium. Ich erſchien und beſtieg, wie ein Doktor gekleidet, den Lehrſtuhl, und der Rektor begann:

(Rektor): Wie viel Waſſertropfen enthält das Meer?

(Ich): Haltet die Flüſſe auf, welche ſich ins Meer ergießen, dann will ich es meſſen, berechnen, und Eure Aufgabe bis auf den tauſendſten Theil eines Tropfens auflöſen.

(Rektor): Wie viele Tage ſind vergangen von Adams Zeiten her bis auf dieſen Tag?

(Ich): Sieben, und wenn dieſe ſieben Tage verlaufen ſind, ſo heben ſich andere ſieben wieder an, und das währt bis an's Ende der Welt.

(Rektor): Wo iſt der Mittelpunkt der Erde?

(Ich): Da, wo Ihr ſitzt. — Wenn Ihr es nicht glauben wollt,

Digitized by Google

ſo meſſet es, und Ihr werdet finden, daß kein Strohhalm daran fehlt. — Nun, würdiger Herr Rektor, erlaubet mir auch eine Frage. — Wie kann man einen Zugwind in zwei gleiche Theile theilen?

(Rektor): Hierzu iſt erforderlich, daß ich zuvor die Natur des Windes und deſſen Kraft erforſche, daß ich die Gegend unterſuche, woher er kömmt, und ob er mit homogenen oder heterogenen Theilen geſchwängert ſey; daß ich mich überzeuge, ob er von ſeinem Urſprunge in gerader Linie oder gebrochen, unter ſpitzen und ſtumpfen Winkeln ausgehe; daß ich die Witterung und den Dunſtkreis unterſuche, ob Sturm- oder Wirbelwinde in der obern Luft vorhanden ſind; daß ich das Minimum und das Maximum des Zugwindes ausmeſſe; daß ich ...

(Ich): Viel zu viel Weitläufigkeiten! — Suchet eine kleine runde Oeffnung, durch welche Ihr einen Zugwind verſpürt, haltet die Naſe davon, dann wird in jedes Naſelach gleich viel fahren, und der Wind iſt in zwei gleiche Theile getheilt.

D'rauf ſchwieg die ganze Verſammlung und biß vor Aerger die Zähne zuſammen.

(Die Nutzanwendung dieſer Eulenſpiegeliade mag ſich Jeder ſelbſt ſchaffen.)

Pot - Pourri.

Herzog Karl von Braunſchweig im Kampf mit einem Exekutor.

Eine Dame, mit Namen Münden, hatte kürzlich gegen den Herzog Karl van Braunſchweig eine Schuldforderungsklage gewonnen. Der mit der Exekution beauftragte Beamte fand es viele Tage hindurch unmöglich, in das herzagliche Hotel zu gelangen, ſo gut und ſorgfältig wird letzteres bewacht. Doch am Sonntage gelang es ihm, als die Thür zum Einlaß einer andern Perſon geöffnet wurde, ſich mit hineinzudrängen, wurde aber ſofort von einer Schaar herzogl. Bedienten (der Herzog hat deren etwa 15, aber keine weibliche Bedienung) hinausgeworfen. Nach engliſchem Geſetz hatte er jetzt übrigens das Recht, da er einmal den Fuß im Hauſe gehabt, den Eintritt auf jede ihm mögliche Weiſe zu erzwingen. Da kam gerade der Sachwalter der Klägerin hinzu und Beide ſprengten mit Gewalt die Thüre des Hatels und bemächtigten ſich des Mobiliars wie namentlich des Silberzeugs, mit dem gerade die herzogliche Tafel ſervirt werden ſallte. Als der Herzog das ganz entſchloſſene Verfahren der Beiden ſah, gab er ſeinem Sekretär die Anweiſung, den Betrag der Forderung van 220 Pfund dem Beamten unter Proteſt einzuhändigen. Der Exekutor machte aber von einer unter Proteſt gemachten Bezahlung nichts wiſſen, zog vor, auf exekutiviſche Weiſe die Schuld beizutreiben, und es gelang ihm auch endlich, 112 Sovereigns aufzufinden und wegzunehmen. Wegen des Reſts blieb anderes herzagliche Eigenthum einſtweilen mit Beſchlag belegt. In Falge dieſer Vorgänge hatten ſich einige Hundert Menſchen vor dem Hotel verſammelt, die ein paar Stunden lang unter Lachen und Lärmen den Ausgang der Dinge abwarteten.

Treue Abſchrift eines Briefes, den ein Choriſt an den Oberregiſſeur des Hoftheaters in .... richtete.

Hochgeehrteſter Herr Direktar! Menſchendarſteller zu werden, war von jeher eine Paſſion von mir, es in .... zu werden, unter Ihrer Leitung, iſt wieder eine Leidenſchaft. — Ihr Rennomee als Direktor iſt in Deutſchland bekannt! Wie viele Sprößlinge verdanken Ihnen die Entwiklung; wie würde auch ich unter Ihrer Leitung gedeihen! Es fehlt mir nicht an Stimme, und Sie werden mich ſtets in einer ſolchen Stimmung finden, daß Sie gewiß im Laufe der Zeit für mich geſtimmt ſein werden. Mein Organ hat Fülle, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ich nicht in dem äußerſten Winkel des Theatergebäudes gehört würde. — Auch an Weichheit fehlt es mir nicht, und ich beſitze b moll in hohem Grade. — Beweglich bin ich, jedes Glied bewegt ſich, fügt ſich; mein Geſicht iſt jedes Ausdrucks fähig; Stundenlang übte ich Zorn, Haß, Neid, Beachtung und Schadenfreude, und ſollte ich in dieſen Leidenſchaften auch Fehler machen, ſo werde ich unter Ihrer Leitung Herr Direktor es gewiß zur Vollkommenheit bringen. — Es iſt nur zu bekannt, daß auf Sie alles ankömmt, und ich bin feſt überzeugt, wenn Sie nicht abgeneigt ſind meinen Baryton im Chore mitwirken zu laſſen, Sie hochverehrteſter Herr Direktor nur den Wunſch ausdrücken dürfen, und ein Menſchendarſteller iſt für ....s Bühne aufs Neue gewonnen. Meine Gagenforderung iſt ſehr gering, und paßt daher gewiß in die hieſigen Verhältniſſe, und wenn auch nur ſo viel abfällt, daß für Eſſen, Trinken und Wohnung geſorgt iſt, ſo wäre ſchon (gleich manchen Andern in ....) mein Glück gemacht. Ich füge mich in jede Laune und nehme gutmüthig alles hin, laſſe mich zu allem brauchen, und bin daher gewiß willkommen. Mit der innigſten Verehrung und der großartigſten Bewunderung verbleibe ich ihr devoteſter Diener N. N.

Hölzerne Grabſteine!

An der Thüre eines Tiſchlerladens in P. lieſt man falgende Anzeige: „N. als Tiſchlermeiſter, verfertigt alle Gattungen Schreinerarbeiten, polirte Möbel jeder Art und Grabſteine nach jeder beliebigen Zeichnung.“ — Das ſind deine Segnungen o Fortſchritt!

Philiſter und Enthuſiaſt.

(Aus dem „Nurnberger Korreſpondent“.)

Bedeckt, ihr deutſchen Länder, eure Auen
Von nun an doch mit dichten Lorbeerwäldern,
Und laßt auf euern kunſtgeweihten Feldern
Nur Blumen blüh'n, ſtatt Früchte d'rauf zu bauen!

Dann mögen ſich gemächlich in den Staaten
Ganz ohne die Befürchtung, zu ertrinken,
Wenn auch mit jener, nach und nach zu ſinken,
Die Künſtlerinnen ganz Europa's baden.

Ihr Sprachdurchgrübler, bildet neue Lettern
Und ſchafft aus dieſen neue Wörtermaſſen,
Um jenem Ruhm die Sprache anzupaſſen,
Der uns entgegenleuchtet von den Brettern.

Ihr Dichterlinge! ſchnell ein Heer von Stanzen:
In alle Welt hinaus zu jubiliren,
Wie ſie dort mehr als göttlich muſiziren
Und überhimmliſch ſpielen, ſingen, tanzen.

So war mein Denken, als ich jüngſt die Preiſe
Der Bühne und der Schronne überleſen;
Da ſprach, als wär' ihm Dieß bekannt geweſen,
Zu mir ein freundlich Männlein lächelnd leiſe:

„Koſtſpielig wird geſungen und geſprungen
Bei dieſer Theurung — ich geſteh' es gerne —
Doch Jenny Lind- und Taglioni-Sterne
Sind ja auch ſelt'ner, als die Theuerungen.“

Nürnberg. Aug. Dorff.

Auflöſung des Rebus in Nro. 45 des Sommiers:

Diana.

Rebus.

(Eingeſandt.)

Nro. 48.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 16. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Eine Familie von 1790. — Portugieſiſche Porträts. — Corsaire-Diable über die ſpaniſchen Ereigniſſe. — Pot-Pourri. — Der Schlaue.

Eine Familie von 1790.

(Fortſetzung.)

Lamberts Vater war nach einer Stunde zu ihm gekommen. Der alte Bauer fühlte eine tiefe Erbitterung, da er in der Aufforderung der Gutsherrſchaft eine gegen ihn ſelbſt gerichtete Chicane ſah. Hatte man ihm doch ſchon ſo oft Vorwürfe gemacht, daß er ſeinem Sohne eine Erziehung über ſeinen Stand gegeben! Es ſollte durchaus eine Todſünde für einen Bauer ſeyn, das Bischen Kenntniſſe aufzuleſen, das die Schule von damals bot und das der Junker von damals in ſtolzer Indolenz bei Seite liegen ließ. Aber der alte Schulze hatte ſich nicht irre machen laſſen. Es war ſein einziger Junge, er hatte Geld — weshalb ſollte er nicht ſuchen, aus dem Jungen was zu machen? Jetzt kränkte man ihn in ſeinem Knaben; aber er ſah ein, daß er ſich werde fügen müſſen, und ſo verbiß er ſeinen Groll.

Du mußt, Lambert! ſagte er. Das Raiſonniren hilft nichts. Widerſetzlichkeit bringt uns in Scandal. Gott ſey Dank, ſo lange die älteſten Leute denken können, haben wir noch nie Scandal in der Familie gehabt! Du wirſt nicht der erſte ſeyn, der ihn veranlaßt. Der Himmel behüte uns vor Streit mit der Herrſchaft und vor den Advocaten! Und was iſt es denn? Du ſollſt den Spaten führen und die Heugabel. Das muß ich auch thun, und mein Vater hat es gethan. Der Dienſt iſt keine Schande, aber die Pflichterfüllung eine Ehre.

Aber es iſt eine Bosheit, eine Chicane gegen Euch und mich, Vater!

Der Alte zuckte die Achſeln.

Du mußt! ſagte er und wollte zurück an ſeine Arbeit gehen.

Vater, Vater! rief Lambert aus, iſt das Euer letztes Woet — alſo Ihr wollt mir nicht helfen? Ihr ſeyd ſo ſtumpfſinnig, ſo feig, ſo erbäemlich...

Junge, ſagte der alte Bauer, indem er ſeine ſchwielige Rechte mit bleiſchwerem Drucke auf die Schulter ſeines Sohnes legte, Junge, lehne dich nicht gegen deinen Vater auf! Du gehorchſt und gehſt. Das Andere überlaß mir. Es wird vielleicht ein Tag kommen, wo der alte Schulze Kerſting zeigen wird, ob er ſtumpfſinnig iſt, und wo er ſich rächen wird. Das geht dich nichts an. Thue du deine Pflicht und bilde dir nicht ein, daß du mehr biſt als dein Vater, ein leibeigener Bauer! — Der alte ging und überließ Lambert ſeinen tauſend zornigen, rachedurſtigen, verzweifelnden Gedanken und Entſchlüſſen, von denen keiner lange Stand hielt.

So ſaß Lambert die nächſten Tage hindurch grollend in dem Dunkel der Waldungen, die Schwarzholz umgaben. Es war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Eine gewiſſe düſtere Lebensunluſt hatte ſich ſeiner bemächtigt; er ließ den jungen ſchwarzen Hengſt ruhig auf der Weide umherlaufen, und die friſcheſten Bauerdirnen konnten ungeneckt an ihm vorüberziehen.

Der alte Schulze Kerſting ſchüttelte den Kopf über dieſes Gebahren ſeines Sohnes.

Junge, ſagte er ihm einſt, als er ihn allein auf einer Waldwieſe umherſchlendern fand — du arbeiteſt nicht mehr, und du ſingſt nicht mehr — was iſt das?

Singen? wir haben wohl Urſache dazu, wir gemeines, geknechtetes Bauervolk — ſingen! — Und was ſollen wir arbeiten, für einen Andern, der ſich unſern Herrn und unſere Früchte und unſeren Leib ſein nennt!

Du biſt ein unzufriedener, gottloſer Menſch! Geht dir etwas ab, daß du mit deinem Schickſale grollen dürfteſt? Habe ich dir nicht gegeben, was dein Herz verlangt hat?

Nein, Alter, das habt Ihr nicht! Wenn Ihr mir nicht geben könnt, was der Fuchs in ſeinem Loche und die wilde Ente, die da über den Buſch fliegt, haben, dann hättet Ihr und meine Mutter beſſer gethan, mich von der Welt zu laſſen!

Du biſt unzufrieden mit deinem Stande: das iſt eine Sünde, Lambert. Wir ſind leibeigene Bauern: können wir dabei nicht ehrliche Leute ſeyn, die Gottes Wort gehorchen und geachtet ſind von den Menſchen und ihr Stück Brod verzehren in Zufriedenheit und Glück? Wir haben einen Herrn, der ſeine Abgaben und Dienſte fordert: nun ja, das muß ſo ſeyn und iſt immer ſo geweſen. Dafür hat der Herr unſern Hof geſchützt in alten Zeiten, als noch keine Ordnung und keine Sicherheit in der Welt war und Einer den Andern ausgeraubt und gebrandſchatzt und gepeinigt hat. Was wäre damals aus uns ſchwachen Menſchen geworden, wenn nicht ein ſtarker Herr über uns geweſen, der uns vertheidigt hätte in Kriegszeiten und bei Räubereien und Landplagen!

Alſo weil wir ſchwach und er ſtark, ſind wir unfreie Leute und ſeine Knechte geworden?

Nun ja; und es iſt nichts Schimpfliches, daß ein geſunder Menſch deshalb umhergehen ſollte in Nichtthun und Tageblieben!

Lambert grübelte lange über die Worte ſeines Vaters nach.

Alſo Knechtſchaft iſt Schwäche — Kraft iſt Freiheit! ſagte er. Ja, ja, ſo iſt es. Und bei Gott, dann bin auch ich ein freier Menſch! Ich bin ſtark, muthig und todesverachtend. Ich will es ihnen zeigen! Ich will mich bald genug von der Scholle losreißen und den Ort ſuchen, wo ich frei ſeyn darf! Ich danke dir, Gott, daß du mir die Kraft dazu gegeben! Ja, ich fühle mich ſo frei wie der Kaiſer; aber es ſteht mir freilich nicht auf der Stirn geſchrieben. Ich muß fort. Ich muß ſehen, ob nicht ein Fleck auf Erden iſt, wo die Kraft und der Gedanke einen ſichtbaren, Allen offenbaeen Freiheitsſtempel geben, die Signatur der Freiheit vor allem Volke, die Niemand antaſten darf — ein Heiligthum des Mannes, vor welchem Büttel und Frohnvogt in die Kniee ſinken! — —

Es war ein ſchöner Sommermorgen, um die Erntezeit, als Lambert, mit ſeinem blauen Kittel angethan, ein Ränzel von grünem Wachstuche auf dem Rücken und einen Knotenſtock in der Hand, über die Schwelle des Hofes zu Schwarzholz trat.

Eine wohlgefüllte Börſe, Schiller's Räuber und ein geladenes Piſtol ruhten in ſeinen Taſchen; ein Abſchiedsbrief an ſeinen Vater, den er mit ſeinem Plane nicht bekannt gemacht hatte, weil er Widerſtand von ihm befürchtete, war auf ſeinem Tiſche zurück gelaſſen.

So zog der junge Mann in die Welt, um die Freiheit zu ſuchen. Die Kompaß-Nadel ſeines Herzens aber wies gen Weſten.

Digitized by Google

Von da her, über die blauen Höhenzüge der Ferne herüber hatte ja ein fernhinhallender Ruf die Lüfte durchzittert.

In dem ſtillen Lande, das Lambert's Heimat, war der Ruf bis zu unvernehmlichem Geflüſter gedämpft. Aber es war dem jungen Wanderer, als ob es Freiheit, Freiheit! ſey, was die Geiſterſtimme flüſtere, deren Schwingen in leiſen Flügelſchlägen über ſeinem Haupte dahin rauſchten.

Das was es ja, was ſeine junge Seele ſuchte. Alſo auf gen Weſten. Der hellſte Himmel lachte über ihm. Er nahm es wie eine fröhliche Verheißung. Als er durch einen Waldweg ſchritt, den einzeln heimkehrende Jäger und Holzhauer gebildet, begrüßte ihn der Aja-Ruf des Pfingſtvogels, der Baumläufer kletterte pickend an den glatten Stämmen hinauf, der bittere Seidelbaſt drängte ſich mit pfirſichrother Blüthe dicht an ſeinen Weg und ſpielte mit dem Morgenwinde, der gleich darauf neckend in die ſteife, lange Digitalis fuhr, wie um ihre prangenden Glocken zu läuten — juſt wie ein fröhlicher, windiger Scherz den Hochmuth an der Naſe zupft. Denn ſolch eine langbeinige Purpur-Digitalis ſieht aus wie ein hochmüthiger Betteiprinz und drängt ſich über die andern Pflanzen hervor, als ſey ſie Ceremonienmeiſter und Wunders welch großer Herr im Walde. Oben über die Wipfel ſchoſſen blaue Ringeltauben pfeilſchnell durch die Lüfte — der bunte Häher aber ſchaukelte die dunkelgrünen Nadelzweige der Edeltannen und ſchrie dabei ſo entſetzlich, als wiſſe er es durchaus beſſer als alle die Andern, der Wind, die Blumen, die Vögel und gar die düſterblickenden, erfahrungsgrauen Wipfel, die ihre mächtigen Häupter ſchwer und leiſe über ihm ſchüttelten. So lebte jedes Weſen fröhlich und unverkümmert nach ſeiner Art; der Vogel ſegelte frei die Wege, die ihm Gott gewieſen, und frei rauſchte der Wind durch das Laubgezweige — ſollte denn bloß der Menſch, deſſen einſamer Schritt in dieſes glückliche Waldreich drang, nicht frei, ſondern ein gefeſſelter Sklave ſeyn?

Es war nicht möglich — es war eine Lüge, die Unfreiheit — hoch auf jubelte es in Lambert's Herzen, und er rief aus ſeiner vollen, hochklopfenden Bruſt einen Freudenſchrei, der zwiſchen Singen und Jauchzen die Mitte hielt — während er mit ſeinem Stocke kraftpfeifende Hiebe gegen die ſteifen Digitalen führte, daß der Häher erſchrocken auf- und davonſchoß.

Lambert wanderte den ganzen Tag rüſtig fort. Um Mittag ſtärkte er ſich in einem Dorf-Wirthshauſe; dann brach er auf, und als er eine Gruppe Linden neben der Heerſtraße erreicht hatte, warf er ſich nieder, um in ihrem Schatten auszuruhen. Er war müde, die Hitze drückend. So entſchlief er und wachte erſt ſpät wieder auf, durch nahenden Hufſchlag geweckt.

Ein Reiter zog des Weges, und als er neben Lambert war, hielt er ſein Pferd an. Dieſer rieb ſeine Augen und konnte ſich im erſten Augenblicke kaum recht beſinnen, ob er wache oder träume. Denn vor ihm hielt auf einem hohen dürren Rappen Niemand anders als die bockſteife Soldaten-Figur des Herrn Hauptmanns Zerrwitz.

Seyd Ihr das — wirklich Ihr? und wohin?

Wohin? Das heißt mehr gefragt, als ein gewiſſenhafter Menſch beantworten kann! Sagt mir, lieber Hauptmann Zerrwitz, wer Euer infanteriſtiſchen Würde ſo viel reglementswidrige Beine zugeſetzt hat!

Lambert erhob ſich und trat dem Reiter näher. Es ſteht Euch vortrefflich!

Das Reiten? he?

Nein, der dürre Gaul! oder Ihr dem Gaule!

Wollt Ihr mit heim, ſo kommt, ſagte der Hauptmann, die Zügel ruckend. Ich habe eine kleine Tour gemacht, um Geld zu erheben, das man mir ſchuldete, und deßhalb möchte ich nicht zu ſpät in der Nacht zurückkehren. Kommt!

Nein.

Wohin wollt Ihr denn, ins Teufels Namen?

Wohin ich will, dahin will ich allein.

So, ſo! Darf man denn nicht einmal den Namen des Ortes wiſſen?

Den Namen — o ja — er wird Euch doch immer eine Hieroglyphe bleiben — in die Freiheit will ich.

In die Freiheit! lachte der Hauptmann — dahin — nun, dann kommt getroſt mit mir dieſes Weges — er führt Euch mindeſtens eben ſo ſchnell an Euer Ziel, als jeder andere auf der Welt.

Dem Hauptmann war es äußerſt willkommen, Lambert angetroffen zu haben, da er die Beziehungen zu ihm wieder anzuknüpfen wünſchte. Er ſtieg deßhalb von ſeinem Pferde und ſetzte ſich zu ihm.

Alſo in die Freiheit wollt Ihr, junger Weltweiſer! hub Zerrwitz nach einer Weile an — und wo wollt Ihr den ungetreuen Schatz finden, Ritter Tannhäuſer?

Lambert mochte nicht antworten. Er mochte den ſteifen Preußen nicht in die Träumereien ſeiner jugendlichen Hoffnungen, in ſeine glänzende Ideenwelt blicken laſſen. Die Jugend iſt nichts weniger als offen, wie man ſie nennt. Sie fürchtet Entweihung ihrer Heiligthümer — ſie hat ja noch Heiligthümer — und Verſpottung derſelben.

Statt der Antwort wies Lambert mit ſeinem Stocke nach Weſten, wo eben niedergleitend die Sonne dunkle Wolkenbänke mit Purpurſtrömen überfluthete.

Dahin? Doch nicht nach Frankreich?

Vielleicht.

Lieber Lambert — dort drüben? Da iſt die Freiheit nicht! Ich habe den alten Ariſtokraten, den Schwalborn, oft geärgert, indem ich den leidenſchaftlichen Revolutionär ſpielte. Aber ſoll ich Euch meine Herzensmeynung für die Revolution ſagen? Die Franzoſen haben einen männlichen Einfall gehabt, indem ſie ihren übermüthigen Adel abgeſchafft haben. Wenn der Menſch aber einen klugen Einfall hat, ſo kann er ſicher ſeyn, daß er den immer mit einem Haufen dummer Streiche wird büßen müſſen. Ja, Vernunft, eine geſcheidte durchgreifende Maaßregel — das iſt ein ſolches Ausweichen aus der regelmäßigen Bahn, welche dieſem verwunderlichen Geſchöpfe, ſo man Menſch nennt, gewieſen iſt, daß es ihm billig ſtracks eingetränkt wird durch eine Unzahl Thorheiten, die er gleich darauf begehen muß. Das iſt der jetzige Zuſtand Frankreichs, den man die Revolution nennt; den klugen Einfall haben ſie gehabt, jetzt ſind ſie mitten in den Narrenſtreichen!

Lambert lachte.

Die Freiheit iſt nirgends, lieber Junge. Der eine hat dieſe Kette, der Andere jene. Der Eine iſt leibeigen, wie Ihr, der Andere iſt noch viel feſter gebunden, denn er iſt ein Narr und liegt an fixen Ideen, feſt wie der Domherr, der ſich mit Tugend und Poeſie und Beglückung des Menſchengeſchlechts das Leben ſauer macht. Der Dritte hat eine böſe Frau und der Vierte einen böſen Durſt. Wir liegen alle an Ketten — ſeyen es nun magiſche Hieroglyphen, die der Wirth ins Kerbholz ſchneidet, oder hänfene Stricke. Mancher, welcher ſich ganz frei dünkt, iſt vom Aberglauben umſtrickt, wie ein Puterhahn, der an der Erde gedrückt liegen bleibt, wenn man einen Strich mit Kreide über ſeinen Hals macht. Nein, nein, es gibt keine Freiheit — aber es gibt etwas Anderes, das den Mann dafür entſchädigt!

Und das wäre?

Die Ehre!

Das iſt nichts Anderes, als die Freiheit, in Blüthe ausgeſchlagen!

Iſt mir zu poetiſch! ſagte der Hauptmann lächelnd.

Lambert antwortete nicht, ſondern begann ein Lied zu pfeifen.

Der Hauptmann fand es durchaus in ſeinem Intereſſe, den Flüchtling zurück zu bringen; deshalb fuhr er fort:

Hören Sie, Lambert, im Ernſte, machen Sie keinen thörichten Streich. Ich halte Sie für zu vernünftig, als daß Sie ſo in die Welt laufen wollten. Sie haben keinen Paß, und deshalb wird

Digitized by Google

man Sie in den nächſten drei Tagen, welche Sie ſo weiter vagabundiren, unfehlbar einſtecken!

Lambert hörte auf zu pfeifen, behielt aber ſeine gleichgültige Miene bei.

Sie werden Ihren Vater in eine arge Klemme bringen; denn die Gutsherrſchaft kann ihn einſtecken laſſen, bis er Sie herbeigeſchaffe hat.

Lambert zuckte empor — antwortete aber nicht.

Deßhalb kommen Sie mit mir heim — trotzen Sie dem Feinde — rächen Sie Ihre Schmach, ſtatt zu entlaufen.

Und wie kann ich?! ſagte Lambert, indem er aufſprang und die Hände ballte, während doch eigentlich die Thränen ihm weit näher lagen, als der Zorn.

Der Hauptmann lächelte wie ein Faun, und dann flüſterte er ihm ins Ohr: Marianne!

Lambert wandle das Geſicht von dem Alten ab. Dieſer beſtieg ſeinen Klepper wieder.

Mir iſt's Ein's, ſagte er, als er oben ſaß, wohin Sie gehen. Sie müſſen's wiſſen, was Sie thun, und ob Sie ſogar den Fünfundzwanzig trotzen wollen, mit denen die löbliche Gränzwacht drüben Spaziergänger ohne Legitimation heimſendet!

Lambert ließ den Hauptmann reiten. Als er ihm aus dem Geſichtskreiſe war, wiſchte er eine Thräne aus dem Auge, warf ſein Bündel über den Rücken und ſchlug den Heimweg ein.

(Fortſetzung folgt.)

Portugieſiſche Porträts.

(Schluß.)

Der Marſchall Herzog von Saldanha, Oberbefehlshaber des auseinander geſprengten Heeres der Königin, iſt ein Sechsziger, hält ſich aber ſo ſtramm und gut wie ein junger Mann. Sein weißer Bart hebt ſich auf dem ſehr dunkeln Geſichte ſcharf hervor; ſein Auge iſt ſcharf und ausdrucksvoll, ſeine Stirn hoch, ſein ganzes Auftreten leicht und gefällig. Als Soldat iſt er tüchtig, als Diplomat iſt er aber allzu diplomatiſch, und Keiner traut ihm, da er lediglich darauf ausgeht, die Leute hinters Licht zu führen, am allererſten ſeine eigene Partei. Er ſpielt auch den Schriftſteller; als er portugieſiſcher Geſandter in Berlin war, ließ er ein Buch über das Verhältniß der Wiſſenſchaften zur geoffenbarten Religion erſcheinen. An Bildung fehlt es ihm nicht; er ſpricht geläufig deutſch, franzöſiſch und engliſch.

Der Graf von Villareal iſt das leibhaftige Ebenbild eines Edelmannes von altem Schlage. Ein guter Redner iſt er eben nicht, hat aber in den Cortes ſo großen Einfluß, daß nach dem Sturze des Miniſteriums Cabral die Königin ihm die Bildung eines neuen Kabinetes auftrug. Aber nach 24 Stunden trat er zurück und überließ die Sache dem Herzoge von Palmella. Sein Vater hat unter dem angenommenen Namen Morgado Matheus eine Prachtausgabe des Camoens herausgegeben; ſein Sohn Dom Fernando de Botelho nimmt an dem Aufſtande gegen die Königin Theil, welche ihn nun für unfähig erklärt hat, ſeinen Vater zu beerben.

Der Marquis de Fronteira, ein Vierziger, iſt ein großer, ſchöner Mann, der ſeine 30,000 Thaler Einkünfte ſehr nützlich verwendet. Er wohnt in ſeinem alten Pallaſte Bemfica und kümmert ſich um wirkliche Landesverbeſſerungen ſehr. Von dem Parteitreiben hält er ſich möglichſt fern, weil er ungern eine politiſche Rolle ſpielt; er iſt aber ein aufrichtiger Anhänger Dom Pedro's.

Graf Tojal, einſt Finanzminiſter; ſein Vater war Leibarzt König Johann des Sechsten, der ihn in einer diplomatiſchen Sendung nach Paris ſchickte. Dieſer Fünfziger iſt einer der einſichtsvollſten und verſtändigſten Leute in Portugal, von Geſtalt klein und häßlich, aber ſein Geſicht zeigt den Mann von Geiſt.

Graf das Antas, das Haupt der Inſurgenten, iſt etwa ein Fünfziger und unſtreitig einer der tüchtigſten Soldaten in Portugal. Aber er ſoll allzu lebhaft und unbeſtändig ſeyn, jähzornig und aufbrauſend. Es ſcheint, als ob Konſequenz nicht eben ſeine Haupttugend ſey. Unter dem Miniſterium Cabral war er zum Generalſtatthalter in Indien ernannt; es ſcheint, daß man ihn recht weit weg wünſchte, er verzichtete aber auf die Stelle, „aus Geſundheitsrückſichten".

Sa da Bandeira iſt auch ein tüchtiger Soldat, der Pulver gerochen hat, und ohne Frage einer der fähigſten Staatsmänner in Portugal. Als Redner in den Cortes iſt er ausgezeichnet; er gilt für einen ſehr unterrichteten Rechtsgelehrten und überhaupt für einen gebildeten Mann. Er hat einen Arm verloren und hört nur ſchwer, aber das hindert ihn nicht am Arbeiten. Im Gegenſatze zu ſeinen meiſten Landsleuten iſt er ſtets thätig.

Auf Seiten der Königin ſtehen noch der Baron von Caſal, der bei Chaves einen Sieg über Sa da Bandeira erfocht, und General Schwalbach. Dieſer deutſche Soldat iſt zum Visconde de Setubal erhoben worden. Er war ein treuer Gefährte Dom Petro's und hat ſich ſtets durch Tapferkeit ausgezeichnet. Die Portugieſen erkennen ihn für einen ſehr talentvollen und durch und durch rechtſchaffenen Mann, aber ſie mögen ihn nicht leiden, — weil er ein Ausländer iſt. Wieder ein Beiſpiel, wie thöricht es iſt und wie wenig man Dank davon hat, wenn man dem Auslande dient.

Seit zehn Jahren hat Portugal nun nicht weniger als neun Revolutionen oder Aufſtände erlebt. Es ſind 1) die September-Revolution 1836. — 2) Der Verſuch in Belem, die Charte wieder einzuführen, Oktober 1836. — 3) Der ſogenannte Krieg der Marſchälle; nämlich die Erhebung Terceira's und Saldanha's zu Gunſten der Charte, 1837. — 4) Die neue Verfaſſung wird 1838 promulgirt. — 5) Aufſtand des Miguel Auguſto 1840. — 6) Revolution in Oporto gegen Coſta Cabral und Wiedereinführung der Charte in Liſſabon 1842. — 7) Inſurrektion zu Torres novas und Belagerung von Almeida, 1844. — 8) Inſurrektion zu Maria da Fonte und Revolution am Minho, im Mai 1846. — 9) Verhaftung des Herzogs von Terceira, und Aufſtand zu Oporto in Folge der am 9. Okt. 1846 von der Königin verſuchte Contrerevolution. Nun ſteht eben jetzt 10) die Einmiſchung der drei Mächte in Ausſicht, ohne daß darum Ausſicht auf dauernde Ruhe und Frieden werde. In den Zeiten des Abſolutismus iſt das Land ſo verwildert, daß noch immer politiſches Unkraut wuchert, und der Baum der Freiheit nur allmälig wachſen kann. Es wird noch einige Zeit vergehen, bevor er kühlen und erquickenden Schatten ſpendet.

Mit der geiſtigen Bildung iſt es in Portugal auch in den höheren Ständen ziemlich ſchlecht beſtellt. Dom Miguel konnte 1829 nicht einmal ſeinen eigenen Namen richtig ſchreiben. Im Volke herrſcht eine fabelhafte Leichtgläubigkeit und der kraſſeſte Aberglaube. Ein Prieſter erzählte neulich in Liſſabon einem Engländer folgende Thatſache: „Mehrere Frauen aus meinem Pfarrſprengel kamen kürzlich zu mir, heulend und wehklagend, und erzählten mir, die ſchändliche Königin Donna Maria hätte Befehl gegeben, jedem Frauenzimmer in Portugal, das den Namen Maria führe, ein Auge auszudrehen, denn die Königin ſey einäugig und wolle darum keine Maria im Lande dulden, die zwei ſehende Augen habe! Ein migueliſtiſcher Mönch, Pater Bento, halte ſie hoch und theuer verſichert, daß die Königin mit dieſem Plane umgehe, und es koſtete mir nicht geringe Mühe, ſie zu beruhigen."

Corsaire-Diable über die ſpaniſchen Ereigniſſe.

Hätten wir Talent im Wortſpiele, ſo würden wir wünſchen, der franzöſiſche und nicht der engliſche Geſandte in Madrid hieße Bulwer, denn er hat das Glück des Landes Spanien und die Achtung der Welt für Frankreich pulveriſirt (bouiversé). Unſer jetziger Vertreter wird wohl ſeinen deutſchen Namen „Glücksberg" nicht in Mont de bonheur oder Mont de succès ſondern in Mont de fortune (Anſpielung auf Guizot's neuliche Worte) über-

Digitized by Google

ſehen müſſen. Während aber unſer Geſandter im Pallaſte nur Trauerſpiele zu ſehen bekömmt, ſcheint ſich der Engländer das Luſtſpiel **School for Scandal** gefallen zu laſſen, das hier mit Folianten von Noten erſcheint.... Man weiß, daß ein Maler das Königspaar als Sonne und Mond dargeſtellt hat, weil, wie bekannt, das eine Geſtirn zu Bette geht, wenn das andere ſich erhebt, aber die Königin läßt den Maler als Pasquillanten aufſuchen, um ihn zu beſtrafen, da ſie dem ſpaniſchen Sprachgebrauche nach als die Mond (la luna) ihr Licht von der Sonne (el sol) empfängt, was ſie in ihrem Falle für ſchändliche Lüge erklärt... Indeſſen ſind auch die Eheleute nicht immer unter Einem Dache, ſo wechſeln ſie doch recht artige Briefe, und es liegt uns ein Theil ihrer Korreſpondenz vor, der ſich auf die Ernennung des Oberbefehlshabers des ſpaniſchen Interventions-Heeres in Portugal bezieht. Man weiß, die Königin hat den General Concha dazu ernannt, der aber ein Freund der Königin Chriſtine und des Königs Francisco iſt, dem er gerade bei den jetzigen Wirren unentbehrlich iſt. Don Francisco ſchreibt daher an Donna Iſabel wie folgt: „Sie haben, meine Königin, den wertheſten Freund und Rathgeber aus meiner Nähe gerufen und ihm einen ehrenvollen Platz angewieſen, wahrſcheinlich, damit zugleich mir eine hohe Gunſt erwieſen werde, indem Ew. Majeſtät meinem lieben Freunde die Gelegenheit bieten, ſich neue Lorbeeren zu erwerben. Ich empfange dieſe Gunſt mit um ſo größerer Dankbarkeit, weil ich weiß, wie gern Sie einen andern General dahin geſchickt hätten, theils um ihn aus Madrid zu entfernen, theils um ein Gewebe von ſchändlichen Sagen, das ſich um Ihren Ruf geſponnen, mit kräftiger Hand zu zerreißen. Nur aus Huld für Ihren Gemahl und Diener haben Sie Concha zur Armee geſchickt und Serrano zurückgehalten. „Darauf antwortete Iſabella lakoniſch: „Ich habe Serrano nicht zum Oberbefehl berufen, weil er noch keine Beweiſe von militairiſchem Genie gegeben hat.“ Darauf Don Francisco: „Die Welt weiß von den Siegen und Eroberungen des Generals Serrano viel zu erzählen, und zwar ſiegt er nicht blos über Geſindel, nein, Königinnen ſchmücken ſeinen Triumphwagen.“ Darauf Iſabella lakoniſch: „Serrano's Siege und Eroberungen weiß ich nach Verdienſt zu würdigen; ſie bringen ihm durchaus keine Lorbeeren, denn — der Feind hat dabei ſehr geringen Widerſtand geleiſtet!“

Pot - Pourri.

Kaiſer Joſeph II. im Controllorgange.

Ein Mann, dem all' das Seine verbrannte, erſchien und bat den Kaiſer um Entſchädigung, überreichte auch die Liſte der zu Grunde gegangenen Habſeligkeiten. Joſeph durchlief das Verzeichniß ſchnell mit den Augen und wollte ſchon eine namhafte Summe ausſprechen, als ſein Blick auf die letzte Rubrik fiel, worin ſtand: 100 Tonnen Korn. Dieß war im Mai 1785, wo eben große Hungersnoth herrſchte. Der Kaiſer zerriß das Verzeichniß, und die ſchönen blauen Augen bekamen ein furchtbares, zürnendes Ausſehen. „Ihr elender Wucherer, der ſo viele Körner der von Gott dem Menſchen in größter Noth geſandten Pflanze nutzlos auf dem Speicher ſtehen habt und der wimmernden Armuth entzieht, Ihr wollt Schadenerſatz? Dankt es Eurem Unglücke, daß ich Euch nicht die Gaſſen kehren laſſe! Gott ſtrafte durch die Feuersbrunſt Euren Frevel und warnte Euch hoffentlich vor einem Rückfalle!“

Drollige Definition.

Die Philoſophen aller Zeiten haben ſich große Mühe gegeben, eine Definition aufzufinden, welche ſo recht ad oculos den Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier demonſtrirt. Zwei der merkwürdigſten dieſer Definitionen ſind erſtens die von Burke, welcher ſagt: „Der Menſch iſt ein Thier, welches ſeine Nahrungsmittel kocht,“ und zweitens die von Dr. Adam Smith, welcher ſagt: „Der Menſch iſt ein Thier, welches Handel treibt; dies thut kein anderes Geſchöpfe“ Ein Pendant zu dieſen Definitionen iſt jene eines derben Deutſchen, der da meynt: „Der Menſch ſey ein Thier, das beſonders in einem gewiſſen Alter, wo Rauchen, Spielen, Trinken, Duelliren, Reiten, Hundequälen u. ſ. w. die einzige Zerſtreuung bildet, unvernünftiger ſey, als alle bekannten Quadrupeden!“

Anekdote.

Ein Eckenſteher fuhr mit ſeiner Frau auf der Eiſenbahn von Berlin nach Potsdam. Als die gellende Pfeife der Lokomotive wiederholt ertönte, rief die Frau: „Ach herrjes! det is aber nich zum Aushalten mit dem Pfeifen.“ — „„Na, wat haſte denn wieder zu achherjeſen?“ erwiederte der zärtliche Gatte, „Du verlangſt wohl, dat ſe vor deine lumpje Jroſchen die Mamſell Heinefetter uf de Lokomotive ſollen ſingen laſſen?““

Stammbuch-Deviſe.

Baron Rothſchild forderte einſt Saphir auf, ihm etwas in ſein Stammbuch zu ſchreiben: Saphir ſchrieb:

„Leihen Sie mir 100 Louis'dor und vergeſſen Sie auf ewig Ihren Freund M. G. Saphir.“

Der Schlaue.

Aus dem Stuttgarter „Beobachter.“

„Nur ſchlau“ — ſo heißt das Symbolum,
Das ich mir auserwählet,
Ich bin von deſſen Studium
Durchdrungen und beſeelet.
In der erhobenen Sentenz
Liegt offenbar die Quinteſſenz
Von aller Lebensweisheit.

Zwar Lob und Hochachtung gebührt
Dem reinen Rechtsgefühle,
Allein die Liſt und Schlauheit führt
Weit ſicherer zum Ziele.
Denn mit der bloßen Rechtlichkeit
Bringt man es in der Welt nicht weit
Und wird oft gar verſpottet.

Mit Wahrheit ſtößt man häufig an,
Gut iſt ſie nach Umſtänden,
Jedoch wohl ein Pedant nur kann
Sich ſtrenge daran binden.
Hiegegen ich — nicht halb ſo blind —
Häng' meinen Mantel nach dem Wind,
Wie es der Vortheil heiſchet.

Was kümmert mich die Politik,
Ich mag mich d'rum nicht ärgern,
Und halte es in dieſem Stück
Nur immer mit dem Stärkern;
Die größte Ehre kann allein
Nur da für mich zu finden ſeyn,
Wo ich Etwas verdiene.

Dem Großen mach' ich gern den Hof;
Würd' er mich auch beleid'gen,
So bin ich zu viel Philoſoph —
Um ſcharf mich zu vertheid'gen.
Man ſoll ja duldſam ſeyn als Chriſt —
Natürlich ganz was Anders iſt,
Kommt mir ein armer Schlucker.

Das Klügſte iſt auch, fern zu ſeyn
Von öffentlichen Dingen,
Es kann das Ja, ſo wie das Nein
Bisweilen Nachtheil bringen. —
Denn Recht thun kann man Allen nicht,
Und wer zu laut die Wahrheit ſpricht
Schlägt 's Kälblein leicht in's Auge.

Drum bleib' ich ſtets mit ſchlauem Sinn
Im Hintergrund verſtolen
Und laſſe die Kaſtanien
Vom Feu'r Andre holen.
Denn wer für And're Opfer bringt,
Der iſt ein Narr ganz unbedingt —
Das laß ich weislich bleiben.

So komm' ich herrlich durch die Welt,
Tauſch' nicht mit manchem Gräfchen,
Sag' Jedem, was ihm wohlgefällt
Und ſcheer' dabei mein Schäfchen.
Bei jedem Wort, bei jedem Schritt
Denk' ich nur ſtets an den Profit
Und laß' die „Schlauheit“ leben.

Digitized by Google

Nro. 49. Sechszehnter Jahrgang **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 19. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. — Eine Familie von 1790. — Die Berner. — Pot-Pourri.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern.

(Aus dem demnächſt erſcheinenden IV. Bande.)

I.

An den Erzherzog Karl.

Am dreißigſten Jahrestage der Schlacht bei Aſpern. *)

Ueberall von Feinden nur umgeben
Schien vergeblich jedes Widerſtreben,
Oeſt'reich doch erſchütterte es nicht.
Strebend nicht nach eitlem leeren Schimmer,
Treu wie ſich ſein Heer bewieſen immer,
Sterben wollte, treu es ſeiner Pflicht.

Oeſt'reichs alter Feind war ſiegestrunken,
Deutſchland in Verzweiflung tief verſunken,
Ueberzogen lag's in finſt'rer Nacht;
Aber Aſpern's Blitz es neu erhellte,
Und des Feindes Uebermacht zerſchellte,
Hoffnung wurde wieder angefacht.

Schon ein Menſchenalter iſt vergangen,
Daß der Tod da Tauſende umfangen,
Heut vor dreißig Jahren war der Tag,
Wo auf Aſperns blutigem Gefilde
Oeſt'reichs ſchönſter, höchſter Ruhm entquillte,
Wo des Corſen Siegeskrone brach;

Wo der Niebeſiegte überwunden,
Hoffnung wiederum die Welt empfunden,
Der Erlöſung Morgenröthe ſah;
Trübte ſich auch noch der Himmelsbogen,
Kamen gleich noch Stürme hergezogen,
Aſpern brachte die Errettung nah.

Von Triumphen zu Triumphen eilte
Oeſt'reich ſpäter, nimmer es verweilte,
Bis des Corſen Thron im Schutte lag,
Der die Völker lange hielt beklommen,
Aber der den Zauber weggenommen:
Aſperns Sieg iſt Oeſt'reichs Ehrentag.

Neuer Helden Namen können ſchallen,
Ewig glänzt doch von den deutſchen allen
Aſpern's Sieger, Karl, er ſchwellt die Bruſt,
Zur Nacheif'rung wird er mächtig mahnen,
Freudig folgt der Deutſche ſeinen Fahnen,
Seines Vaterland's ſich ſtolz bewußt.

Mögen die Jahrhunderte verwehen,
Karl, dein Ruhm wird unverſehrt beſtehen;
Niemals ſinkt er in Vergangenheit;
Ihn kann nie ein Anderer erreichen,
Ewig Großer, steh'ſt du ohne Gleichen,
Der du Deutſchland zweimal haſt befreyt.

II.

Sonett.

Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert,
Doch macht ihr mich nicht hoffen ſtatt zu lieben.

Die Feſtigkeit, ſie iſt noch nicht zerſplittert;
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerſtieben,
Iſt ungeſchwächt der Jugend Kraft geblieben.
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert.

Mit dem, wie ihr gen mich ſeyd, gibt's kein Gleichniß.
Die eig'nen Thaten haben euch gerichtet,
Des Undanks, der Verläumdungen Verzeichniß.

Die Wolken flieh'n, der Himmel iſt gelichtet.
Ich preiſ' es das entſcheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet.

Ludwig.

*) Die Schlacht von Eßlingen und Aſpern wurde am 22ſten Mai 1809 geſchlagen. Die franzöſiſche Armee verlor an dieſem Tage den berühmten Marſchall Lannes, ſo wie die Generale d'Espagne und St. Hilaire. Napoleon ſetzte ſich dem Feuer ſo ſehr aus, daß General Walther drohte, ihn durch Grenadiere wegführen zu laſſen. (Anm. d. Red.)

Eine Familie von 1790.

(Fortſetzung.)

Die Zeit beruhigte Lamberts kochendes Blut etwas und die wenigen Tage bis zum Erſten des folgenden Monats vergingen raſch. Als der Vorabend dieſes Tages gekommen war, warf ſich Lambert mit einem Fluche in ſeinen blauen Kittel, ſchob einen Knotenſtock durch das Bündel mit Kleidungsſtücken, welches ſein Vater ihm geſchnürt, und nahm es über die Schulter; die Schiller'ſchen Räuber ſtaken in der Rocktaſche. Der alte Kerſting trug einen Korb mit einer friſchen Butter und einem Schock Eier für den Herrn Tafelmacher, um dieſen günſtig für den neuen Knecht zu ſtimmen. So machten ſich die Beiden auf den Weg nach Schwalborn. Einſylbig ſchritten ſie neben einander her. Dem alten Bauer war das Herz ſchwer, er wußte ſelbſt nicht recht, weshalb. Es war ein ſchwüler

Digitized by Google

Abend. Die hohen Aehren der Kornfelder, durch welche der Weg ſie führte, ſtanden unbewegt. Die Vögel hatten ſich in die Wälder geflüchtet. Zuweilen ſtieß plötzlich ein ſchwacher Wirbelwind in den Wehſand, in welchen der trocke Sommer die Geleiſe des Weges verwandelt hatte. Eine dichte Wolke Staub wirbelte dann auf; gleich danach ſtand die Luft wieder feſt, ohne Spur von Regung. Hier und da ſchoß eine Blindſchleiche ſchlängelnd vor den Wandernden her durch die Wagengeleiſe und ſchlüpfte dann ängſtlich in die Kornhalme.

Es iſt heiß! ſagte der Alte, indem er mit dem Aermel über die Stirn fuhr.

Ja, es wird ein Gewitter kommen.

Wahrſcheinlich. Aber wir ſind bald da. Da liegt Schwalborn hinter den Pappeln.

Ja, da liegt es! Die Gewitterwolken ſtehen über ſeinem Dache!

Lambert ſagte dies in einem Tone, daß der Alte aufſah und ihn anblickte. Jener ſah auf die Seite.

Als ſie auf dem Hofe angekommen waren, fragten ſie nach dem Verwalter. Herr Tafelmacher begrüßte ſie in ſeinem Stüblein mit einem ironiſchen Lächeln und nahm den Korb entgegen, als ob zwiſchen ihm und dem jungen Bauer nichts vorgefallen ſey. Es war in der That eine gute, verſöhnliche Seele, der alte Tafelmacher, und obwol Lambert zu ſtolz war, ihn darum zu bitten, wies er ihn doch in dem Nebengebäude, wo das Geſinde ſchlief, ein Dachkämmerchen an, das er mit Niemanden zu theilen brauchte.

Während Lambert hier ſeine Sachen niederlegte, hörte er ſeinen Vater vor der Thür mit dem Verwalter leiſe flüſtern.

Gut, gut, es ſoll ihm erſpart bleiben! verſetzte Herr Tafelmacher. Ich will thun, was ich kann.

Der Schulze wandte ſich nun zu ſeinem Sohne und gab ihm die Hand. Mit Gott, Junge! Halte dich ordentlich und brav.

Guten Abend, Vater! Kommt gut heim!

Das war alles, was Vater und Sohn ſich ſagten. Beiden war das Herz ſchwer, wie es vielleicht nie in ihrem Leben geweſen. Aber über ſeine Empfindungen zu reden, iſt des Landmanns Sitte nicht. Er iſt das Kind der Natur. Die Natur ſchweigt bei ihren innerſten und wunderbarſten Vorgängen. Der Bauer unterdrückt äußere Zeichen deſſen, was in ihm vorgeht. Es iſt, als ob er große Empfindungen durch viel Gerede entweiht glaube und als ob er das Ergehen in kleineren Empfindungen für einen Luxus des Gefühls halte, der ihm nicht verſtattet ſey.

Der Verwalter begleitete den Bauer bis ans Thor.

Sonderbares Volk! ſagte er dann, als er allein heimkehrte. Ich ſoll dem Burſchen keine Dienſtleiſtungen auftragen, die ihn in die Nähe der Herrſchaft führen. Der Demüthigung halber! Ein Bauer, der ſich zum Dienen für zu gut hält!

Lambert hatte unterdeß ſein Dachſtübchen verlaſſen und war in den Park hinuntergegangen, um den Reſt des Abends draußen einſam zu verſchlendern. Er wandelte langſam eine lange Ulmen-Allee hinab, deren Zweige ſich dicht zuſammenwölbten. Das Gewitter, das ſeit lange im Anzuge war, begann in der Ferne leiſe, verhaltene Donner zu rollen. Die Wipfel rauſchten und ſchüttelten ſich. Unter dem Laubdach wurde es dunkel und immer dunkler. Da hörte Lambert in der Ferne Schritte, die heran eilten; auf einem Seitenwege, der in die Allee auslief, kam Karl von Schwalborn herangeſtürmt; er ſchritt raſch an Lambert vorüber, ohne ihn zu beachten, eine kurze Strecke hinter ihm eilte Marianne daher; dieſe wandte ſich zurück, als ſie neben Lambert ſtand, und blickte nach dem Onkel Domherrn, welcher der letzte der Flüchtigen, den jungen Leuten nicht folgen konnte und noch weit zurück war.

Sie werden durchnaß werden, Onkel! rief Marianne, aufgeregt und lebhaft geröthetem Geſichtes. Kommen Sie, kommen Sie, — Dann ſich ſchnell zu Lambert wendend, fügte ſie hinzu: Laufen Sie, holen Sie einen Schirm für den Onkel!

Als ſie dieſe Worte geſprochen, ſchien ſie plötzlich erſchrocken. Sie mußte Lambert, den ſie früher oft geſehen hatte, in dieſem Augenblicke wieder erkannt haben. Ein ſtarker Blitz ſchnitt durch das grüne Laubdach und flammte über ihr Geſicht. Es ſchien erblaßt zu ſeyn. Ein leiſes Ah entfuhr ihr, dann eilte ſie noch raſcher weiter, als ſie gekommen. Lambert ſah überraſcht nach, ohne an den Schirm für den Onkel zu denken. Hätte er auch daran gedacht, er würde ſeinen kindiſchen Stolz darin geſetzt haben, ihn nicht zu holen. Er ging langſam heim und warf ſich halb durchnäßt auf das Lager in ſeiner Dachſtube. Er brütete mit rachſüchtiger Wuth über die Worte nach, die der Hauptmann in Beziehung auf Marianne geſprochen und wie einen böſen Saamen in ſein Herz geſtreut.

Daß Lambert Knecht werden ſolle, war oft Gegenſtand des Geſpräches zwiſchen Marianne und ihrem Bruder geweſen. Beide Geſchwiſter lehnten ſich im Herzen wider den harten Beſchluß ihrer Mutter auf. Als Marianne Lambert erkannte, fühlte ſie etwas wie eine tiefe Beſchämung, die noch größer war, als ihr Mitleiden.

Fünftes Kapitel.

Mehrere Tage waren vergangen. Lambert kam von ſeiner Feldarbeit heim. Obwol er ſich in ſeiner düſtern Stimmung von dem übrigen Geſinde während der Arbeitſtunden möglichſt entfernt gehalten, hatte er doch einen Ehrenpunkt darein geſetzt, an tüchtigem Zugreifen und rühriger Kraft Keinem der Andern nachzuſtehen, ſie vielmehr alle zu übertreffen. Herr Tafelmacher hatte lächend zugeſchaut, wie kräftig der junge Bauer die große Heugabel beim Auf- und Abladen zu ſchwingen gewußt, und war nicht wenig zufrieden mit der neuen für den Hof gewonnenen Arbeitskraft.

Einige Mal hatte Lambert Mariannen geſehen. Worte hatte ſie nicht mit ihm gewechſelt, aber ſeine Gedanken waren viel mit ihr beſchäftigt. Er fand ſie ſchön — begehrenswerth — er fluchte dem Mephiſtopheles von altem Preußen, der ihm böſe Gedanken in den Kopf geſetzt, welche ihm keine Ruhe ließen. Marianne war friſch und fröhlich, eine geſunde Natur, wie nur die freie Landluft ſie, fern von der ermattenden Atmoſphäre der Städte, reift. Aber zugleich hatte ſie das Reizende, Verlockende der vornehmen Erziehung und Geburt. Für Menſchen niederer Herkunft liegt etwas unendlich Verführeriſches in der hohen Stellung eines weiblichen Weſens. Während die Eitelkeit ſie ſtachelt, hat eine ſolche Erſcheinung den großen Reiz, den das Fremdartige auf Männerherzen übt; dem Drange, zu idealiſiren, kommt der größere Glanz einer bevorrechteten Lebensſphäre entgegen.

Lambert fühlte ſein Herz voll Groll und Rachedurſt wider die Familie ſeines Gutsherrn erfüllt. Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in der Dämmerung durch den Garten und den Park wandelte, machte es ihm Freude, ſich mit einem verderbenbrütenden Wolfe zu vergleichen, der Nachts eine ſtille Hürde umſchleicht; das verborgen glimmende Feuer ſeines Haſſes ſchürte er wie einen Zündbrand, beſtimmt, an eine Mine gelegt zu werden, die Verderben und Zerſtörung in das Haus bringt, unter dem ſie gegraben iſt. Vor Allem aber richtete ſich ſein Groll wider Marianne; denn ihm ſelber unbewußt hatte ſich nach und nach alles Demüthigende ſeiner Lage in dem Gedanken zuſammengezogen, daß er unter Mariannens Augen in Knechtsgeſtalt umhergehen mußte. Darum ſchlug ſein Herz ſo ſtürmiſch, wenn er ſie ſah. Darum haßte er ſie. Es war ein unbewußter Drang in ihm, der ihn hätte die Welt dafür geben laſſen, wenn er ſie hätte fühlen laſſen können, wie die Schöpfung den Mann über das Weib geſtellt und wie dieſes ſich als Dienerin des Mannes fühlt, ſobald Beide als Perſon ſich gegenübertreten und der Strom ihrer individuellen Lebens-Exiſtenzen zuſammenfließt.

Nach ſolchen Gedanken trat dann wieder der alte Hauptmann mit ſeinem ruchloſen Lächeln vor ſeine Seele.

Eines Abends trat der Domherr zu ihm, als er im Parke auf einer Raſenbank lag und dem Girren der Ringeltauben lauſchte, die mit ihren tiefen gurgelnden Tönen das Gehölz erfüllten, in welchem ſonſt tiefe, abendliche Stille herrſchte. Bisher hatte noch Niemand von der Herrſchaft mit ihm geſprochen. Der Domherr war von der

Digitized by Google

größten Freundlichkeit. Er ſchien nachdenklich, zerſtreut, ja unruhig. Lambert bemerkte dieſen gedrückten Zuſtand des alten Herrn, und deshalb ließ er bald die ſchweigſame Verſtocktheit fahren, die er Anfangs zeigte, und ging offen und theilnehmend in das Geſpräch ein. Dieſes nahm eine Wendung, welche auf den Hauptmann Zerrwitz führte, und der Domherr fragte endlich: Habt Ihr kürzlich dem Hauptmann Zerrwitz ein Geheimniß anvertraut?

Ich? ein Geheimniß? und wer könnte das Ihnen verrathen haben?

Er ſelbſt.

Lambert ſchüttelte den Kopf.

Junger Menſch, es handelt ſich um das Glück einer Familie — antwortet mir offen — iſt ein Geheimniß da, um welches Ihr wißt, und das eine Heirath Karl's van Schwalboen mit der Tochter des Hauptmannes Zerrwitz zu einem Glücke für unſer Haus machte? Ihr ſeht, ich bin ganz offen gegen Euch geweſen — ſeyd es eben ſo gegen mich! Jedenfalls erinnert Euch, was von der Antwort, die Ihr mir gebet, abhängt.

Lambert ſah den Domherrn lange ſchweigend an. Man ſah, er ſammelte ſeine Gedanken. Seine Lippen zuckten, und das Feuer ſeines ſchmalen, mandelförmigen Auges blitzte doppelt ſtark.

Nun — eine Antwort — Lambert, die Ihr verantworten könnt vor der Wahrheit und als treuer Diener Eurer angebornen Herrſchaft!

Als treuer Diener meiner angebornen Herrſchaft, verſetzte bitter lächelnd der junge Menſch, ſage ich Ihnen, daß ich allerdings der Bewahrer eines Geheimniſſes bin, das einen ſolchen Fall, wie den, von dem Sie ſprechen, betrifft. Aber ich habe geſchworen, es zu bewahren. Zerrwitz weiß ſo wenig davon, wie Sie wiſſen.

Und kann nichts vermögen, es Euch zu entreißen? Zerrwitz hat mir doch von einem überraſchenden Glücke, von einer Million geſprochen!

Hat er? Nun, gelogen hat er nicht. Aber nehmen Sie mir nicht übel, daß ich ſchweige. Sie wiſſen ja, was meine Zunge bindet.

Und wenn es unter dem Siegel der Beichte wäre?

Unter dem Siegel der Beichte? Ich weiß nicht, ob ich es darf. — Doch — ſey es — iſt es eine Sünde, ſo will ich auch eine Sünde auf mich nehmen für meine angebaene Herrſchaft, als ihr treuer Diener, wie Sie ſagten, ehrwürdiger Herr. Alſo unter dem Siegel der Beichte, deſſen Bruch die ewigen Höllenſtrafen rächen!

Sub sigillo confessionis, ſagte der Domherr und machte ein Kreuz, wobei ſeine Hand zitterte unter dem Einfluſſe der inneren Spannung.

Lambert, der aufgeſtanden war, während der Domherr ſich auf die Raſenbank geſetzt hatte, ließ ſich jetzt wieder neben ihm nieder, und dann flüſterte er ihm mit halblauter Stimme Mittheilungen zu, welche den Hörenden immer heftiger bewegten.

Als er geendet, ſtand dieſer raſch auf.

Nun iſt Alles gut — Gott, welches unſelige Wirrniß, welche tiefe Trübſal löst dieß mit Einem Male! So hatte der Hauptmann doch Recht! Nun, ich will eilen, und ſobald ich einen günſtigen Augenblick finde, will ich mit meinem Bruder ſprechen. Karl dauert mich mit ſeinem Liebeskummer: er ſiecht dahin! Und wenn der rechte Moment gekommen, dann mag Zerrwitz mit Euch eintreten; dann nehmt Ihr das Wort, Lambert, und beſchwichtigt den Sturm, der ſich bei meinem Bruder und, ach! bei meiner Schwägerin erheben wird; nicht, Ihr werdet? — Der Domherr nahm zärtlich des jungen Bauers Rechte.

Ich will, wenn es ſich um Glück und Leben zweier Menſchen handelt, kein Pedant ſeyn.

Voll Freude über dieſe Verſicherung ſchüttelte der Domherr dem jungen Bauer die Hand, und dann eilte er davon, dem Herrenhauſe zu. —

(Fortſetzung folgt.)

Die Berner.

Ein Schweizer Volksbild.

Die Einwohner des Aarthals repräſentiren am gültigſten den ächten, alten Schlag des Berner Landvolks. Sie charakteriſiren in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht beſonders eine plumpe Derbheit, welche für Kraft oder für republikaniſches Selbſtbewußtſeyn genommen werden kann. Die ſchweren, gedrungenen Geſtalten der Berner Landleute beiderlei Geſchlechts, ihre harten, ſchroffen, meiſt unſchönen Züge, ihre nachläſſige, mehr als bequeme Haltung, ihre ſchwerfälligen Bewegungen deuten auf ein Phlegma, das ſtarker Anſtöße bedarf, um aufgerüttelt zu werden. Höflichkeit iſt nicht ihre Sache; gegen wen auch ſollten ſie zuvorkommend ſeyn, da ſie Niemanden über ſich erkennen? Stolz auf ihr Land und ihren Beſitz, ſind ſie verſchloſſen, zurückhaltend, und beſonders gegen Fremde überaus hochfahrend und mißtrauiſch. Nächſt der Freiheit ihrer Perſon und ihres Vaterlandes, oder eben ſo ſehr, lieben ſie Geld und Gut. Sie ſind kaufmänniſch berechnend, häufig habſüchtig, meiſtens ſehr ſparſam, dann aber auch wieder mit vollen Händen das Geld auswerfend. Sehr charakteriſtiſch iſt, daß ein ächter Berner Bauer mit ſeinem Gelde ſelten wuchert, ſondern nur ſeine Freude daran hat, deſſelben recht viel zu beſitzen. Er verſteckt es gewöhnlich, in harte Münzen umgeſetzt und in Blaſen gebunden, überall hin: in den Schornſtein, unter die Stubendielen, in Getreidehaufen, in die Ritzen der Balken, und oft ſo gut, daß er es ſelbſt nicht wieder findet. Gilt es aber ſeinen Reichthum zu zeigen, beſonders bei Freiereien, die häufig blos durch die Eltern des betreffenden Paares geſchehen, dann zieht er ganze Hände voll Fünffrankenthalern aus der Taſche, und Nichts iſt ihm zu gut oder zu theuer. Ehrlichkeit iſt ein Hauptgrundzug des ächten Berner Volkscharakters, und keine Verſuchung iſt im Stande, dieſelbe zu erſchüttern. Leider finden ſich auch Ausnahmen von dieſer ſchönen Tugend. — Die Sittlichkeit und Bildung eines Volkes läßt ſich vorzüglich gut beſtimmen nach der Art und Weiſe, wie die Ehen abgeſchloſſen werden. In dieſer Hinſicht läßt ſich allerdings von den Bernern nicht viel Rühmliches melden. Neigungsheirathen ſind ſeltner, als Verkuppelungen der Geldſäcke; es giebt eigene Perſonen, welche ſich blos damit abgeben, die rückſichtlich des Vermögens paſſenden Paare zuſammen zu bringen. Dann geben ſich gewöhnlich erſt die Eltern ein Stelldichein, wobei ſo lange gemarktet und gemäkelt wird, bis der Handel, der über das Wohl oder Wehe eines Paares entſcheidet, abgeſchloſſen oder abgebrochen iſt. Hat dagegen ein junger Burſche zu einem Mädchen eine Neigung gefaßt, ſo muß das letztere eine eigenthümliche Probe beſtehen, den „Kiltgang“. Unter dem Kiltgang verſteht man den nächtlichen Beſuch eines Burſchen bei einem Mädchen; jener bringt einen großen Theil der Nacht bei der Geliebten zu, auf ihrem Bette ſitzend und ſich mit ihr durch Geſpräche unterhaltend. Dieſe alte, ſehr verderbliche Sitte kommt nach und nach ab, Dank großentheils den Bemühungen der Regierung und Geiſtlichkeit. Dennoch gehen in vielen Dörfern die Burſche noch „zu Kilt“ und häufig kommen bei dergleichen nächtlichen Streifereien blutige Händel vor. Wenn ein Berner Mädchen einem angeſehenen und beliebten Burſchen des Dorfes einen Korb gibt, dann hat ſie öfters ſchlimme Zeiten zu beſtehen, die beſonders ſich ſteigern, wenn ſie an einen andern ſich verheirathet. Dann hat ſie jegliche Nacht nicht allein eines infernaliſchen Lärms vor ihrem Hauſe zu gewärtigen, ſondern dieſes ſelbſt wird oft theilweiſe demolirt und höchſt ungebetne Gäſte dringen durch die Fenſter ein, um ihren Unfug an Allem auszulaſſen. Nothwehr der Angegriffenen oder gar Einſchreiten der Polizei, der Landjäger, wie deren Diener dem Namen nach heißen, würde Anlaß zu den blutigſten Schlägereien geben. Die Berner Bauern haben Neigung zur Trunkſucht; und zwar trinken Weiber ebenſo gern wie Männer. So wird es ſelten vorkommen, daß eine Berner Bäuerin Thee trinkt ohne reichlichen Zuguß von Wein. Auch das Kirſchenwaſſer, das in großer Menge überall fabricirt wird, hat in Bern ſeine Verehrer. Man darf wahrlich die deutſchen Branntweintrinker nicht

Digitized by Google

mehr ſchelten, wenn man die Berner einmal geſehen und beobachtet hat. Wenn jene ſich ein kleines Gläschen für einen Kreuzer geben laſſen, ſo ſtellen dieſe dagegen gleich einen Schoppen oder mindeſtens einen halben vor ſich auf den Tiſch und leeren ihn aus der Flaſche in unbegreiflicher Schnelligkeit, und der erſten Auflage folgt, wenn der Beutel es erlaubt, ſicherlich die zweite. Da wir auf dieſe Weiſe uns in die Wirthshäuſer verirrt haben, ſo wird es nicht uninteresſant ſeyn, auch über dieſe im Allgemeinen Einiges anzuführen. Nirgends in der Welt wird man dieſe Etabliſſements beſſer, reinlicher und reicher antreffen, wie in dem Kanton Bern. Selbſt im kleinſten Dorfe iſt das Wirthshaus einladend. Die Wirthsſtube, ganz mit braunem Holze getäfelt, rings mit Bänken und Tiſchen verſehen die ſo weiß geſcheuert ſind, wie ein Tafeltuch, iſt meiſt geräumig und geht auf die Galerie der Laube hinaus, die bei ſchönem Wetter ebenfalls einen Sitz gewährt. Der leichte Schweizerwein iſt ſo wohlfeil, daß es der Mühe nicht lohnt, ihn zu taufen; Käſe und Brod ſind die gewöhnlichen Begleiter des Schoppens. Wollte man dazu nach Butter, oder vielmehr „Anken“ verlangen, ſo würde die Wirthin ſicherlich fragen: „der Herr iſcht öppe g'wüß ä Dütſcher?“ Das Schweizer Brod, aus Spelzmehl gebacken, ſieht aus und ſchmeckt wie anderswo der Kuchen, und begreiflicherweiſe iſt der Käſe nicht minder gut. Wollte man aber eine ganze Mahlzeit beſtellen, ſo würde in der kürzeſten Friſt, mit zauberhafter Geſchwindigkeit, ein wahrhaft luculliſches Mahl vor uns ſtehen und zwar, wie geſagt auch im kleinſten Dorfe. Da hat man denn Gelegenheit die Kochkunſt und die Wirthlichkeit der Schweizerinnen auf das Höchſte zu bewundern. Sonntags ſind die Wirthshäuſer beſonders lebhaft; da ſtrömen in und bei ihnen alle Dörfler, alle Bewohner der zerſtreuten Häuſer der Umgegend zuſammen, um bei Tanz und Spiel oder Scheibenſchießen ſich zu freuen und zu genießen. Aber auch in dem Tanze fällt die Plumpheit der Berner unangenehm auf. Ihr liebſtes Spiel, das Kegelſpiel, iſt mit dem deutſchen gar nicht zu vergleichen, und verhält ſich zu dieſem ohngefähr, wie ſich einſt der ungeſchlachte Goliath zu dem kleinen zierlichen David verhalten mochte. — Die Berner des Aarbezirks ſind ſämmtlich Landwirthe, und zwar recht tüchtige, welche ihrem Boden abzugewinnen wiſſen, was ihm abzugewinnen iſt. Ihre Thätigkeit und Ausdauer in der Arbeit iſt ſehr groß, und als wahllöblich mag es gelten, daß auch der reichſte Bauer und ſeine Töchter und Söhne mithelfen, wie der geringſte Knecht. (Frankf. Conv. Bl.)

Pot - Pourri.

Die erſte Louiſe.

Herr Düringer, Oberregiſſeur des Mannheimer Hoftheaters, erzählte dem Dichter der „Karlsſchüler“ folgende verbürgte Anekdote. „Es lebte in Mannheim eine alte penſionirte Schauſpielerin, die Wittwe des kürzlich verſtorbenen Kapellmeiſters Ritter. Sie hat die Louiſe in „Kabale und Liebe“ zum erſten Male hier geſpielt — iſt alſo, da dies Stück zuerſt in Mannheim gegeben wurde, die erſte Louiſe überhaupt geweſen — und erinnert ſich mit kindlicher Freude, wie Schiller ihr den Hof gemacht. Schiller fühlte ſich angezogen von ſeiner erſten Louiſe, die mit ihrem bürgerlichen Namen Katharina Baumann hieß, und als er ſie Abends nach der erſten Vorſtellung nach Hauſe führte, da faßte er ſich als biederer Schwabenjüngling ganz plötzlich ein Herz, und drückte ihr etwas in die Hand. Was war es? Ein ganz kleines Porträt von Friedrich Schiller. Die alte Dame bewahrt es jetzt noch wie ein Heiligthum. Damals hatte ſie es unſchlüſſig betrachtet und den Bühnendichter etwas wunderlich gefragt: „Was ſoll ich denn damit?“ Der kühne Dichter aber, wie billig von ſo naiver Frage ein wenig außer Faſſung gebracht, hat bald auf gut ſchwäbiſch erwiedert: „Ja ſehn Sie, i bin a kurioſer Kanz, das kann i Ihne nit ſage.“

Sonderbares Teſtament.

Der vor Kurzem verſtorbene Marquis v. Aligre, einer der reichſten Grundbeſitzer Frankreichs, hat ein höchſt exzentriſches Teſtament hinterlaſſen. So hat er alle ſeine Verwandten auf den bloßen Pflichttheil beſchränkt, dagegen der ihm perſönlich fern geſtandenen jungen Sängerin Falcon, die 1840 plötzlich ihre Stimme verlor, 50,000 Francs baar, eine jährliche Rente von 5000 Francs und das ihm gehörige Haus, in dem ſie zur Miethe wohnte, vermacht. Mehrere Millionen hat er ſo zu Schenkungen an Privatperſonen oder an wohlthätige Anſtalten verwendet, was mit ſeinem bei Lebzeiten bewieſenen Geize einen ſonderbaren Kontraſt bildet. Seinem Intendanten vermachte er nichts, mit der Bemerkung im Teſtamente, derſelbe werde ſchon ohnehin für ſich geſorgt haben; ein alter Bedienter, der trotz ſeiner langen Dienſte nie mehr als einen Jahreslohn von 400 Francs erhielt, ward dagegen mit einer jährlichen Rente von 6000 Francs bedacht.

„Lieb' in der Kleie“.

Die Mauthbeamten zu Breſt hörten neulich ein leiſes Wimmern aus einem Reiſekoffer hervordringen, und ließen denſelben öffnen: man fand darin — ein ſehr hübſches Mädchen, welches in Kleie gepackt und ganz bewußtlos war. Der ſchleunigen Hülfe, welche ihr zu Theil wurde, gelang es, ſie wieder ins Leben zurückzurufen. Es war Zeit, denn die Unglückliche war beinahe erſtickt. Das Räthſel löste ſich auf folgende Weiſe. Der Gensdarme P. ſollte nach Cayenne eingeſchifft werden. In Quimper, wo er zuletzt ſtationirt war, hatte er ſich in ein junges Mädchen von anſtändiger Familie verliebt; ſeine Liebe wurde erwiedert, und als der Befehl zum Abmarſch nach Breſt und zum Einſchiffen nach Cayenne kam, entſchloß ſich die holde Schöne, dem ſchmucken Gensdarmen über's Meer zu folgen, und Glück oder Unglück mit ihm zu theilen. Die beiden Liebenden kamen in Breſt an, und um die ſchwärmeriſche Quimperanerin auf das Schiff zu ſchmuggeln, wurde folgende Kriegsliſt erſonnen. Der verliebte Gensdarme kaufte einen Reiſekoffer von beträchtlicher Größe, den er halb voll Kleie packte; er bohrte dann einige Luftlöcher in den Deckel und in die Seitenwände, und legte ſeine Geliebte hinein. Um die Sache möglichſt geheim zu halten, zog er die ſchwere Laſt langſam und vorſichtig aus dem dritten Stocke herunter. Auf der Straße nahm er einen Laſtträger zu Hülfe, und brachte ſeine Geliebte an den Hafen. Aber unterwegs hatte die Kleie, durch das Rütteln des Koffers in Bewegung gebracht, die Luftlöcher verſtopft, ſo daß die Unglückliche unfehlbar erſtickt wäre, wenn die Mauthbeamten nicht durch ihre Klagetöne aufmerkſam geworden wären. Der Gensdarme war untröſtlich; aber die militäriſche Disciplin nöthigte ihn, ſeine jammernde Ariadne zurückzulaſſen.

Spanien wie es iſt!

Ein engliſcher Reiſender erzählt als Zeichen ſpaniſchen Nationalſtolzes und Volkswitzes folgende Sage: Ferdinand III. begegnete zu Sevilla, das er den Ungläubigen abgekämpft hatte, einſtmals dem heiligen Jago, und bat ihn um Gunſtbezeigungen für Spanien. „Bitte!“ erwiederte der Heilige. — Schönes Klima, ſagte der König. — „Gewährt!“ ſagte der Heilige. — Fruchtbar an Getreide, Wein, Oel ıc. — „Gewährt!“ — Tapfere Söhne und ſchöne Töchter. — „Gewährt!“ — Gute Regierung. — „Nein, nein, nein, dreimal nein! Gib Spanien gutes Regiment, und alle Engel verlaſſen den Himmel und ziehen nach Spanien.“

Auflöſung des Rebus in Nro. 47 des Sammlers:

Schieferplatte.

Rebus.

(Eingeſandt.)

W aa aa aa aa aa aa aa aa d.

Digitized by Google

Nro. 50.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 23. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Meynungs-Freiheit. — Eine Familie von 1790. — Curasire Diable — Pot-Pourri.

Meynungs-Freiheit.

Von Ludwig Hub.

(Aus der [illegible].)

Mich zu bekehren, gebt euch keine Mühe!
Der freie Glaube folgt nicht der Gewalt.
Wähnt nimmer, daß ich je für Das erglühe,
Was euch begeiſtert! Nein! es läßt mich kalt.
Dünkt euch mein Lebenspfad auch voll Beſchwerden,
Scheint euch der eure roſig — mir iſt's gleich;
Ich will nach meiner Art glückſelig werden:
Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

Ja, Freunde, ſpart nur jegliches Beginnen,
Mich, den ihr wohl ſchon halb verloren glaubt,
Für euch und eure Fahne zu gewinnen;
Den eig'nen Weg zu geh'n, ſey mir erlaubt!
Mag er ſich wunderlich auch oftmals winden
Und nennt die Wahl ihr einen tollen Streich, —
Ich hoff', ſo gut wie ihr, das Ziel zu finden:
Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

Wohl nimmer werdet ihr mich überreden
Und kein Verlangen hab' ich noch verſpürt,
Je Theil zu nehmen an den ew'gen Fehden,
Die ihr im Dienſte eurer Meynung führt;
Mich lüſtet's nicht nach jener Siegesbeute,
Die ihr erkämpfet; nennt mich d'rum nicht feig!
Ich gönn' euch eure, laßt mir meine Freude:
Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

Blickt nur umher auf kinderreicher Erde,
Ob ſich nicht Jeder für vollkommen hält!
Wir reiten Alle unſer Steckenpferde
Und ſeine Mütze Jeglichem gefällt,
Doch hegen alle Räume frohe Weſen,
Des Adlers Horſt, des Fiſchleins klarer Teich;
Auch mir behagt der Platz, den ich erleſen:
Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

Lebt immerhin vergnügt nach eurer Weiſe,
Die ſtolz die einzig richtige ihr nennt!
Ich wünſch' euch Glück zur ferneren Pilgerreiſe,
Obgleich uns eine Kluft hienieden trennt;
Denn wo ich lache, da vergießt ihr Zähren,
Und wo ich ſcherze, wird das Herz euch weich,
D'rum laßt mich ohne euren Rath gewähren:
Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

Was ihr auch thut, es wird euch nicht gelingen,
Mir eurer Dogmen kampfesluſt'ge Schaar
Und euren kühnen Glauben aufzudringen,
Mir, der von je ein Freund des Friedens war.
Uebt Duldung! Gibt's ja doch der Wege viele;
Verketz'rungsſucht macht Haar und Wange bleich.
Strebt, wie's euch gutdünkt, nach dem fernen Ziele:
Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

Was ſollten wir hier mit einander hadern
Um Dinge, die ein Jeder anders ſieht!
Wie bald, ihr Freunde, ſtockt in unſern Adern
Des Blutes Welle und das Leben flieht!
Es winkt zum Scheiden, eh' wir's uns verſehen,
Der Todesengel mit dem Friedenszweig.
D'rum laßt doch Jeden ſeine Straße gehen:
Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.

Eine Familie von 1790.

(Fortſetzung.)

Um das Benehmen des Domherrn bei dieſer Scene zu verſtehen, iſt es nöthig, einer langen Unterredung zu erwähnen, welche er am Morgen dieſes Tages mit Zerrwitz gehabt hatte. Voll zärtlicher Sorge und Unruhe hatte er ſeit dem Augenblicke, wo Karl ihm ſeine Geſtändniſſe gemacht, dieſen beobachtet: er hatte einen tiefen Kummer am Herzen ſeines Neffen zehren ſehen, und da er ſelbſt ein weiches Herz beſaß, ſo hatte er es nicht an Zuſpruch und Troſtesworten fehlen laſſen wollen. Aber dieſe Tröſtungen hatten keinen weiteren Erfolg gehabt, als Karl zu Ergießungen ſeiner Leidenſchaft zu veranlaſſen, die zu tief und zu gewaltig war, als daß ſie den Oheim nicht endlich hätten rühren ſollen. Eine Stimme nach der andern wurde im Herzen des würdigen alten Herrn für die jungen Leute laut. Freilich wagte er nicht, ſich ſelbſt dieſe Sympathie zu geſtehen; in ſeinen Geſprächen mit Karl ſuchte er vielmehr dieſem alle Hoffnungen eifrig zu zerſtören. Aber er that dieß mit einer ſo heftigen Beredtſamkeit, daß es ſchien, als ob er unruhig nicht allein gegen Karl's Leidenſchaft, ſondern auch gegen die eigene Schwäche anzukämpfen, das Bedürfniß fühle. Vielleicht wäre er ſiegreich in dieſem Kampfe geweſen, wenn Karl ihm mit Gründen geantwortet hätte. Aber Karl duldete ſchweigend, und der Beredtſamkeit bleicher Wangen und umflorter Augen war der Domherr nicht gewachſen.

In dieſer Stimmung traf ihn der Hauptmann. Zerrwitz hatte, nachdem er Lambert's Mittheilungen gehört, raſtlos über Plänen gebrütet. Der junge Bauer hatte ihm die Hoffnung gemacht, daß er für Karl und Cöleſtine das Siegel brechen werde, das auf ſeine Lippen gelegt war. Es kam alſo darauf an, das Verhältniß einer Kataſtrophe zuzuführen. Auf Lambert's letzte Worte, als er von ihm ſchied: „Ich will einen Feuerbrand in das Haus dieſer Schwalborn ſchleudern, und Sie fordern von mir, ich ſoll ihnen eine Million in den Schooß ſchütten?“ legte er kein Gewicht. Es war die Eingebung einer zornigen Aufwallung. Wie ſollte ſie Stich halten gegen die ſichere Ausſicht auf die Freiheit, welche Lambert einſt von Karl erhalten mußte, wenn er deſſen Glück begründete!

Um jene Kataſtrophe herbeizuführen, ſchien Karl ſelbſt dem

Digitized by Google

Hauptmanne zu unentſchloſſen, beſonders ſeiner Mutter gegenüber zu ängſtlich. Doch glaubte er bemerkt zu haben, daß Karl auch ſeinen Eigenſinn beſitze, und daß, wenn er einmal über den Knoten des offenen Geſtändniſſes hinüber ſey, er ſich fürder jedenfalls feſt und unerſchütterlich zeigen werde.

Mag der Domherr die heiſſen Kaſtanien aus dem Feuer holen! ſagte er und ging, den Domherrn aufzuſuchen. Er theilte dieſem Lambert's geheimnißvolle Verheiſſung mit. Der Domherr, deſſen Seele arglos und leichtgläubig wie die eines Kindes war, nahm ſie mit Begierde auf; er ließ ſich zu Allem überreden, was der Hauptmann wollte; denn ſein Herz blutete ja, wenn er an ſeines Neffen und Lieblings Kummer dachte. Nur wollte er zuerſt ſelbſt mit Lambert ſprechen. Dieß geſchah, wie eben erzählt wurde. —

Als der Domherr nach dem Geſpräche mit Lambert froh von dannen eilte, ſah der junge Bauer ihm hohnlächelnd nach.

Alter Thor! ſagte er, geh und plaudere und ſprich ein Wort aus, das wie ein Blitz in dieſes ſtolze Haus ſchlagen und Frieden und Eintracht aus ſeinem letzten Winkel ſchrecken wird! Baue auf mich! ha, ha, ha! auf meine „Dienertreue für die angeborene Herrſchaft“ — du ſollſt ſie kennen lernen! Ueber meine Lippen ſoll es nicht kommen, was dieſe ſentimentale alte Nonne deinem Hauſe für Schätze hinterlaſſen hat, falls ein Schwalborn hochherzig genug iſt, ein armes bürgerliches Mädchen zu heirathen.

Sechstes Kapitel.

Während Lambert dieſe Worte ſprach, öffnete ſich die Gartenthür des Herrenhauſes, und drei jugendliche, anmuthige Geſtalten ſchritten zwiſchen einer Hecke von Oleander- und Lorbeerbüſchen die Stufen hernieder, welche zu den zierlich abgezirkelten, mit Buchs und Grasnelken eingefaßten Blumenbeeten des Gartens führten. Es waren Karl, Cöleſtine und Marianne. Sie nahten ſich langſamen Schrittes Lambert, der jetzt durch den Garten eilte, um ſeine Kammer aufzuſuchen. Lambert's Züge erhellten ſich nach und nach wunderbar, während ſeine Blicke feurig auf der vollen, jugendlich friſchen Geſtalt Mariannens hafteten. Als die Drei in ſeiner Nähe waren, ließ Marianne den Arm Cöleſtinens fahren, der im übrigen geruht hatte, und neigte ſich zur Seite über einen Centifolien-Stamm. Karl und Cöleſtine ſchritten weiter; ſie ſchienen das Zurückbleiben Mariannens nicht zu bemerken. Dieſe wollte eine Roſe abpflücken; ſie riß und zerrte an dem Zweige, aber vergebens. Der zähe Aſt wollte nicht abreißen.

Es war charakteriſtiſch für Lambert, daß in dieſem Augenblicke der anmaßende Gedanke in ihm aufſtieg: Sollte ſie meinethalb an dem Strauche geblieben ſeyn? Doch klopfte ſein Herz heftig, und ſeine Stimme zitterte, als er, raſch herbeiſpringend, den Zweig erfaßte und ſagte: Erlauben Sie mir — ich will ihn löſen.

Er überreichte ihr die Blume und ſagte leiſe: Es iſt Ihr Knecht, der Ihnen die Roſe gibt!

Er ſprach dieß mit einer Betonung, die Mariannen verwirrte. Aber auch ohne ſolche Betonung hätten dieſe Worte eines ſo gewandten und gebildeten Mannes, der ſich ihren Knecht nennen mußte, ſie beſchämt. Sie ſuchte ihre Verlegenheit zu verbergen, indem ſie ihr erröthendes Geſicht über den vollen Kelch der Roſe beugte, deren Blätter kaum dunkler ſtrahlten, als die Wangen des jungen Mädchens.

Als ſie ſich dann zum Gehen wandte, ſetzte er mit Bitterkeit hinzu:

Und weil es Ihr Knecht iſt, wären es weggeworfene Worte, wenn Sie ihm dankten.

Ich danke, Lambert, ſagte Marianne; und um ihre Unfreundlichkeit wieder gut zu machen, ſetzte ſie hinzu: Sie ſagen das ſo bitter — Sie ſind nicht gern bei uns — ich kann es mir denken — es thut auch uns leid, meinem Bruder Karl und mir.

Lambert's Herz ſchlug hoch auf. In der Bewegung Mariannens zum Fortgehen, während ſie noch ſprach, ſchien ihm nämlich eine Aufforderung enthalten, ſie zu begleiten, während ſie doch nur beängſtigt ihren Bruder einzuholen ſuchte.

Sprechen wir nicht davon, verſetzte er. Wir haben als Kinder oft zuſammen geſpielt. Erinnern Sie Sich der Zeit noch?

O gewiß, antwortete Marianne, froh, das Geſpräch in einer ſo unverfänglichen Wendung begriffen zu ſehen. Wir waren oft zuſammen und wären es noch öfter geweſen, wenn unſere Spiele nicht gewöhnlich in einem Kampfe zwiſchen Karl und Ihnen geendet hätten. Sie wollten ihn immer tyranniſiren, und das ſchönſte und beſte Spielzeug mußte immer in Ihren Händen ſeyn. O, Sie waren ein recht dreiſter, verwegener Bube!

Das bin ich wohl noch, rief Lambert lachend: das Schönſte und Beſte ſcheint mir immer noch wie nur für mich da!

Das iſt unrecht. Man muß ſich beſcheiden.

Das kann ich nicht. Noch in dieſem Augenblick brennt meine Seele vor Verlangen nach dem Schönſten und Beſten, was die Welt umſchließt.

Das waren wieder Worte, die Mariannen erſchreckten. Lambert aber ſprach eifrig weiter. In ſeinem Herzen gieng eine ſeltſame Umwandlung vor. Wie erſchien ihm Marianne jetzt, wo ſie freundlich und doch mit einer für ihn ſchmeichelhaften Befangenheit mit ihm ſprach, ſo anders als früher! Um ſeinen Haß gegen ſie mußte es ein kläglich Ding geweſen ſeyn! Er vergaß auf einmal ſeinen ganzen Groll, und ſeine Seele öffnete ſich warmen, erhebenden Empfindungen. Es war ihm, als werde ſeine Bruſt weiter, ſein Weſen reicher um eine ganze Welt.

Marianne hörte ihm zu und wurde von einem gewiſſen Zauber erfaßt, der ſie umſtrickte. Indem ſie den verwegenen und hochfliegenden Gedanken des jungen Mannes lauſchte, die dieſer unter dem Einfluſſe ſeiner Stimmung keck heraus in die Seele des Mädchens warf, fühlte ſie etwas von der ſüßen Unruhe, der wollüſtigen Beklommenheit, womit wir den Reiz des Verbotenen und Gefährlichen auf uns wirken laſſen.

Nach etwa einer halben Stunde erſt fuhr ſie aus einer träumeriſchen und gefährlichen Selbſtvergeſſenheit auf. Sie beſann ſich, daß ſie dieſem Geſpräche nicht länger zuhören dürfe.

Sie fragte ängſtlich: Wo iſt mein Bruder geblieben? ich ſehe ihn nicht mehr!

Laſſen Sie die Beiden, Cöleſtinen und Ihren Bruder — verſetzte Lambert lächelnd; ſie ſind um die Ecke jener Taxuswand gebogen und gewiß glücklicher allein!

Marianne ſah ihn mit einem fragenden Blicke an.

Ihr Bruder liebt Cöleſtinen, fuhr Lambert fort.

Mein Bruder? Cöleſtinen?

Er wirbt um ſie, ſie hat ihm ihre Hand zugeſagt, und er wird ſich in den nächſten Tagen, vielleicht morgen, ſeinen Aeltern erklären.

Um Gotteswillen! und Sie . . . woher wiſſen Sie . . .?

Ich weiß es. Sie werden ſehen.

Marianne hieng mit zu inniger Liebe an ihrem Bruder, um von dieſer Nachricht nicht völlig überwältigt zu werden. Sie blickte Lambert mit dem Ausdrucke des höchſten Staunens, dann mit rathloſer Verzweiflung an. Ihr Bruder liebte — hoffnungslos — die Tochter des Hauptmanns!

Das iſt ein großes Unglück! ſagte ſie nach einer Pauſe. Thränen quollen über ihre erbleichenden Wangen.

Lambert ergriff ihre Hand; ſie ließ ſie ihm wie willen- oder gedankenlos: ſie war ja nur mit Karl beſchäftigt. Weinen Sie nicht — weinen Sie nicht, Marianne — freuen Sie ſich dieſer Nachricht — Ihr Bruder liebt! rief Lambert aus, froh, der ganzen radicalen Heftigkeit ſeiner von der Revolution entflammten Seele nachgeben zu können. Weshalb ſollte Ihr Bruder nicht die Tochter des Hauptmanns lieben? Weil ſie von anderem Stande, von anderem Glauben iſt? Was iſt der Glaube gegenüber den Offenbarungen des Herzens? Dieſe ſind ewig wie die Sterne; . . . der Stand iſt ein nichtiger Gedanke der Menſchen, als ſie noch Kinder waren! O, wie iſt alles das ſo klein und jämmerlich, wenn es ſich den urewi-

Digitized by Google

gen Rechten der göttlichen Menſchenbruſt entgegenſtellen will! Ein Nichts, eine Spiegelfechterei eines Affen wider den ruhigen Siegerſchritt des Helden, der die Welt befreit, der Vernunft! Marianne — ich bin ein Leibeigener — aber ich liebe Sie — dadurch bin ich Ihnen gleich und ebenbürtig.

Marianne entzog ihm zitternd ihre Hände, und wandte ſich, um wie ein geſcheuchtes Reh davon zu fliehen. Sie eilte die Schloßtreppe hinauf und verſchwand im Innern des Gebäudes.

Lambert blickte ihr eine Weile nach. Dann wandte auch er ſich, um elaſtiſchen, kühnen Schrittes in die Gebüſche des Parkes ſich zu verlieren. Alle Stimmen ſeines Innern jauchzten laut auf; wer ſein Selbſtgeſpräch, die Gedanken, welche er den verſchwiegenen Aeſten der hohen Wipfel über ſeinem Haupte anvertraute, hätte belauſchen können — der würde Zeuge des Dithyrambenſchwunges einer verwegenen, aber voll dichteriſchen Feuers glühenden Jünglingsſeele geworden ſeyn. Die Linden der Alleen hauchten ihren ſüßeſten Blüthenduft, und die Nachtluft fächelte weich ſeine glühenden Wangen. Die weißen Blüthendolden des Holunders ſchimmerten wie ferner ſchwebende Feen-Angeſichter durch das Dunkel der Büſche, und die Sterne zuckten ſo emſig durch das Laubgewölbe, als wollten ſie leiſe niederſinken auf die ſinneberauſchende Welt voll Sehnſucht und voll Liebe. Es war die wonnevollſte Stunde, die je für Lambert geſchlagen.

Wie ganz anders, mit wie viel bittereren Empfindungen erfüllt floß dieſelbe Stunde zweien Herzen dahin, die ſich in ſeiner Nähe härmten und zu verbluten glaubten unter dem Kummer dieſer Nacht!

Cöleſtine und Karl ſaßen auf der Steinbank einer Niſche, welche durch einen Einſchnitt in eine Taxuswand gebildet war. Karl hatte ſeiner Geliebten den Erfolg ſeiner Eröffnungen an den Oheim mitgetheilt. Daß er dieſen, von dem er vor allen Menſchen Wohlwollen und Nachgiebigkeit gegen ſeine Wünſche erwarten durfte, durch ſein Vertrauen Anfangs in eine Art Verzweiflung gebracht und jetzt noch immer nicht erweicht, hatte ihn auf's tiefſte niedergeſchlagen. Er wagte nicht mehr, zu hoffen. Cöleſtine ſah Anfangs ſtumm vor ſich nieder. Dann legte ſie den Arm um die Schulter ihres Freundes und ſagte: Verzagen Sie nicht, Karl, unſer ſtilles Glück iſt ja nicht zu zerſtören: es iſt ewig und kann uns nie geraubt werden. Unſere Liebe mag verſchwiegen und verhüllt vor dem Auge der Welt in unſerer Bruſt ruhen bleiben. Sie wird wie ein ſtiller, wunderkräftiger See ſeyn, den Niemand kennt und den ein Engel hütet! Wir werden täglich unſere Seelen darin baden, und der Schmerz wird nicht an uns haften können, ſondern untergehen in der kryſtallenen Welle der Empfindung, die ewig rein, ewig beſeligend bleibt.

Karl hörte gerührt die Worte ſeiner Geliebten an, aber er fühlte nicht die entſagende Kraft in ſich, welche ſich für himmliſche Empfindungen die irdiſchen Hoffnungen umtauſchen läßt. Dem entſagenden, ſentimentalen Seelenſchwunge ſeiner Geliebten zu folgen, hatte er Poeſie und Schwärmerei genug; aber er hatte doch zu viel praktiſchen Sinn und zu viel Lebenseinſicht, um die Aufgaben ſeines Daſeyns darin zu ſuchen. Zudem war ſein junges Herz ganz ausgefüllt von dem natürlichen Wunſche jeder erſten Liebe: er wollte beſitzen. Aber vergebens bot er alle Kräfte ſeiner Seele auf, um einen Schimmer von Hoffnung feſtzuhalten. Er ſah Cöleſtinen jenſeits eines tiefen und unausfüllbaren Abgrundes ſtehen, allein, verlaſſen, ihrer Seelenpein zum Opfer werdend und vergebens die Hände zum unbarmherzigen Himmel erhebend, deſſen düſtere Wolken in ſtolzer Schweigſamkeit ruhig über ihrem gramgebeugten Haupte dahinzogen. Er konnte nicht hinüber zu ihr — es war keine Hoffnung, keine! Er legte das Haupt an Cöleſtinens Bruſt und ſchluchzte bitterlich.

Und wer hatte den Abgrund gegraben, der ſie trennte?

Ha — wenn gar dieſer ganze Abgrund ein eingebildeter wäre — ſagte Karl, das Haupt erhebend, wenn ſich das Blut unſeres Herzens für nichts und wieder nichts ausſtrömte! Der Glaube — der Adel — welche Rechte haben dieſe Begriffe, das Opfer unſeres Daſeyns zu fordern — denn dieſes Opfer ſoll ich ihnen bringen, da ich nicht leben kann ohne dich! Was iſt der Glaube? Es iſt der Ewige und ſein immerwährendes Gnadenſpenden, zu einem Bilde in unſerer Einbildungskraft geworden. Und weil dieſes Bild in deiner Bruſt mit einem oder zwei Zügen lebt, die dem Bilde in meiner Bruſt fehlen, oder umgekehrt — deßhalb ſollen wir getrennt ſeyn auf ewig? O der Thorheit! Jedes Auge hat ſeinen eigenen Regenbogen, ſo jede Bruſt ihr eigenes Bild von Gott. Das iſt ſeine Unendlichkeit! Und Adel? Man geſtaltet in Frankreich den Staat um, und ordnet eine neue Geſellſchaft ohne Adel. Und was iſt ein Ding werth, das ſo durch den bloßen Willen des Geſetzgebers aus den Begriffen der Menſchen geſtrichen werden kann? Cöleſtine — mir iſt, als duldeten wir unter der Schreckensherrſchaft eines Tyrannen, der längſt todt iſt und von dem nur noch die Furcht ſeines Namens überlebt. Und Tauſende dulden mit uns. Aber es regen ſich auch Tauſende — ja, ich glaube, es iſt ein neues Jahrhundert angebrochen jenſeits der Gränzen dieſer Landeinſamkeit, in welcher unſer Ohr nicht erreicht wird von dem Wehen, das ſtürmiſch die Thore einer neuen Zeit aufreißt. O, könnte ich mit ihnen meine Fauſt ausſtrecken, um die modernde Despotenleiche Vorurtheil, unter deren Schrecken wir keuchen, von ihrem Throne zu ſchleudern!

Karl war bei dieſen Worten aufgeſprungen und hatte drohend ſeine Hände ausgeſtreckt. Aber Cöleſtine zog ihn wieder neben ſich und ſagte: Verirren wir uns nicht, theurer Karl, in vermeſſene und verwegene Entſchlüſſe! Vergeſſen wir nicht, daß der Drang zu ſittlicher Weltordnung die Grundlagen der alten Geſellſchaft gelegt hat, und daß der Egoismus, der vom Genuſſe ſich ausgeſchloſſen ſieht, es iſt, welcher die neue Geſellſchaft aufbaut. Jene mag entartet ſeyn, auch gebe ich zu, daß dieſer Egoismus berechtigt ſey. Aber die alte Ordnung der Dinge wird vor der neu projektirten Geſellſchaft immer die höhere Idee voraus haben, welche ſie urſprünglich geſtaltete!

Es war ſpät geworden, und Cöleſtine nahm Karl's Arm, um ſich heim geleiten zu laſſen. Als ſie den Park verließen, um in die Allee einzubiegen, welche nach dem Dorfe führte, begegnete ihnen Lambert, den ſeine innere Bewegung unterdeß umhergetrieben hatte. Er folgte ihnen von fern. Er ſuchte ein Geſpräch mit Karl.

(Fortſetzung folgt.)

Corsaire-Diable und ein Weimariſcher Landtags-Deputirter.

Bei der jüngſten Kammer-Verhandlung über die Emancipation der Juden im Großherzogthum Sachſen-Weimar hat ein Abgeordneter ſeine jüdiſchen Landsleute der vollen Bürgerrechte unter Anderem auch darum für unfähig erklärt, weil ihre Ahnen vor drei- bis viertauſend Jahren von den Aegyptern Gold und Silber geliehen und es nicht zurückgegeben hätten, wie deutlich aus dem zweiten Buche Moſis zu erſehen. Gegen dieſe, ſchon in Weimar mit ironiſchen Bemerkungen aufgenommenen Worte erhebt ſich nun ein elſaſſer Bürger jüdiſchen Glaubens, indem er im **Corsaire-Diable** einen ſcherzhaften Brief an jenen Abgeordneten veröffentlicht, den wir in abgekürzter Geſtalt hier mittheilen wollen:

„Mein Herr! Von der Höhe der Pyramiden, die meine Vorfahren für die Pharaonen ſo ſolid und kunſtvoll erbauten, ſchauen 40 Jahrhunderte auf Ihre thüringiſche Weisheit herab!*) Vierzig Jahrhunderte ſind es faſt, ſeit ſich meine kunſtvollen und arbeitſamen Vorfahren des Verbrechens ſchuldig gemacht, welches Sie mit ſtrenger Gerechtigkeitsliebe an ihren Enkeln beſtrafen wollen. Ihre Vorfahren mein Herr, konnten damals freilich, aus Mangel an hiſtoriſcher Exiſtenz, noch nichts der Art thun, denn ſie hatten wahr-

*) Man wird ſich hierbei der bekannten Worte Bonaparte's in ſeiner Proklamation vor der Schlacht bei den Pyramiden erinnern.

Digitized by Google

ſcheinlich noch keine Ahnung vom Gebrauche und dem Werthe ſolcher ſilbernen und goldenen Geräthſchaften, wie ſie meine Vorfahren aus dem Lande der Pyramiden entführten. Erſt zweitauſend Jahre ſpäter traten Ihre Ur-Ahnen an der Ilm auf den Grund und Boden der Weltgeſchichte; erſt Julius Cäſar entdeckt, ſie, und man weiß, welches glänzende Zeugniß er ihrer Ehrlichkeit ertheilt! Aber ſeyen Sie verſichert, Sie können doch ſtolzer auf Ihre zur Zeit des Auszugs der Iſraeliten aus Aegypten noch nicht vorhandenen Ahnen ſeyn, als dieſe auf die Logik ihres gegenwärtigen Sprößlings. Denn, ſehen Sie, Sie haben es unterlaſſen, die einfachſten Materialien des geſunden Menſchenverſtandes zum Aufbau Ihrer Behauptung anzuwenden; hätten Sie ſich an der Seite regelmäßiger Logik gehalten, ſo würden Sie aus dem angeführten Faktum das größte Lob für den Charakter der Iſraeliten herausgeleſen haben, ſtatt, wie Sie gethan, einen Vorwurf für deren Nachkommen daraus zu machen. Ganz Aegypten leiht den abziehenden Iſraeliten alle vorhandene Koſtbarkeiten; müſſen ſie alſo nicht in ganz Aegypten als die ehrlichſten Leute bekannt geweſen ſeyn, als Männer, denen man ohne Bedenken ein ganzes Vermögen anvertraut? Wenn aber das Geliehene nicht zurückgegeben wurde, ſo lag der Grund, wie Sie als bibelfeſter Mann wiſſen ſollten, darin, daß kein einziger Aegyptier übrig geblieben, der das ägyptiſche Eigenthum zurücknehmen konnte, da ſie ja Alle im rothen Meere ertrunken ſind. In der That haben ſich die Weiſen Iſrael's ſeit dem Auszug aus Aegypten bemüht, einen legitimirten Nachkommen der Pharaonen aufzufinden, dem der Werth der entliehenen Koſtbarkeiten überantwortet werden könnte, und ſie haben ſich ſtets betrübt, keinen ſolchen zu finden. Vielleicht aber wird ihre Mühe eben jetzt mit Erfolg gekrönt, vielleicht ihre Betrübniß eben jetzt in Freude verwandelt! Denn es ſind alle Wahrſcheinlichkeiten da, daß der echte Erbe gefunden iſt. Sie, mein Herr, nämlich bekunden durch Ihren nicht leicht übertroffenen Judenhaß eine ſo außerordentliche Verwandtſchaft mit Pharao, daß man Sie auch als den alleinigen Erben dieſes älteſten Feindes der Iſraeliten betrachten darf; ich kündige Ihnen daher im Namen der Juden an, daß Sie den ungeheuren Werth jener Koſtbarkeiten in guten Wechſeln, oder in unbeſchnittenen Dukaten, oder auch in Bankſcheinen, die bisher noch in allen Kaſſen für voll angenommen werden, erhalten können. Lepſius oder Seyffahrt werden anzugeben wiſſen, wie viel Gold und Silber damals in Aegypten war, und nach ihrem Ausſpruche wollen wir uns berechnen. Die Summe iſt ungeheuer, und die Kinder ſind hocherfreut, die Schuld ihrer Väter zu bezahlen. Allein eine kleine Gegenrechnung werden Sie ſich ſchon gefallen laſſen müſſen; wir haben nämlich den Arbeitslohn von 600,000 Menſchen und von 430 Jahren von Ihrem Ahnherrn Pharao zu fordern! Lepſius oder Seyffahrt werden Ihnen die damalige Höhe des Arbeitslohnes berechnen."

Wir bemerken hierzu, daß die Gegenforderung des Elſaſſers nicht ein bloßer Witz eigener Erfindung iſt, ſondern einem der ſchönſten Geſchichten des Talmud angehört. Wir wollen dieſes Geſchichtchen hier aus dem Original (Babyloniſcher Talmud, Traktat Synhedrin f. 91, a) mittheilen. Es heißt dort:

Vor Alexander dem Macedonier erſchienen die Aegypter, um wider die Iſraeliten zu klagen. Sie ſprachen: „Es heißt in der heiligen Schrift: Gott ließ das Volk Gunſt finden in den Augen der Aegypter, und ſie liehen ihnen (ſilberne und goldene Gefäße ꝛc.) Gebt uns alſo zurück das Silber und Gold, welches ihr von uns genommen habt." Dagegen trat der jüdiſche Advokat Gabiha ben Peſſa auf und ſagte: „Ihr führt euren Beweis aus der heiligen Schrift, ich werde auch nur aus demſelben Buche entgegnen. Es heißt: Und der Aufenthalt der Kinder Israel's in Aegypten war 430 Jahre. Gebt uns alſo den Lohn für 600,000 Arbeiter die ihr 430 Jahre zu Knechtdienſt gezwungen habt." Da befahl Alexander der Macedonier den Aegyptern, ſich zu verantworten. Dieſe erbaten ſich drei Tage Bedenkzeit, welche ihnen der König auch bewilligte; allein ſie fanden keine Widerlegung, flohen von dannen und ließen ihre Felder und Weinberge in voller Blüthe den Juden, denen dieſe Beute um ſo willkommener war, da gerade ſelbiges Jahr ein Schemitajahr geweſen (d. h. ein ſolches, in welchem nach moſaiſchem Geſetze der Boden brach liegen muß.)

Der Herr Weimarer möge ſich in Acht nehmen, daß ihm bei ſeiner künftigen Philippika nicht das Geſpenſt des jüdiſchen Advokaten erſcheine und zurufe: Ihr habt uns 430 Jahre und noch länger geknechtet, wir mußten unter Mißhandlungen für euch arbeiten, die ſchwerſten Laſten allein tragen; gebt uns jetzt den Lohn heraus, d. h. ſtellt jetzt um das vielhundertjährige Mißverhältniß auszugleichen, alle Juden in Sinekuren an, gebt allen Juden den Schutzzoll zurück, den ſie als Reichskammerknechte aufzubringen hatten u. ſ. w. u. ſ. w.!

Pot - Pourri.

Türkiſche Romantik.

Der bekannte franzöſiſche Touriſt Jaubert wurde auf ſeiner Reiſe im Orient von dem Paſcha von Balzafid aller ſeiner Habe beraubt und gefangen geſetzt, mit der Abſicht, ihn ermorden zu laſſen. Seine Befreiung wird von franzöſiſchen Blättern unter folgenden Umſtänden erzählt: Den Gefangenen Jaubert beſuchte öfter eine Tochter des Paſcha und unterhielt ſich, wie Pyramus und Thisbe durch die Wand, mit ihm durch die ſchwere Fallthüre. Das naive Mädchen kam eines ſchönen Morgens und fragte: „Lebſt Du noch, Giaur?" — „Ja, meine Liebe!" — „Du kannſt mir einen großen Gefallen thun, Giaur." — „Und der wäre?" — „Wenn Du meinem Vater ſagteſt, daß er mich mit Haſſan verbände!" — „Aber was werden meine Worte bei Deinem Vater gelten?" — „Sehr viel, Alles!" — „Wie ſo das?" — „Jedem gläubigen Muſelmanne ſind die Worte eines Sterbenden heilig." — „So! Nun, ich werde mit Deinem lieben Vater ſprechen." — „Ach, Du biſt der liebenswürdigſte der Giaurs! Ich eile, Haſſan die frohe Botſchaft mitzutheilen, er wird Dich ſegnen." — Jaubert forderte nun den Paſcha auf, ſeine Tochter dem Haſſan zu geben, und ſetzte den Tyrannen durch dieſe Bitte in die grauſame Verlegenheit, entweder Jaubert leben zu laſſen und dadurch ſeinen Worten die Heiligkeit und Verbindlichkeit zu entziehen, indem er aufhörte, ein Sterbender zu ſeyn, oder ihn zu tödten und zugleich ſeine Tochter einer Mißheirath zu opfern. Unter dieſem Schwanken ergriff ihn die Peſt, und Haſſan heirathete ſeine Tochter, und das junge glückliche Paar eilte, den freundlichen Giaur aus ſeinem Elende zu erlöſen.

Der treue Wolf.

Auf dem herzoglich-würtembergiſchen Schloſſe zu Ludwigsburg befand oder befindet ſich noch unter andern Gemälden von ſchönen Pferden und Hunden, auch eines von einem ſchwarzen Wolf, der Malac hieß und ſeinen Herrn, den Herzog, überall hin begleitete und wie ein Hund vor ſeinem Bette ſchlief. Er folgte ihm auch einmal auf einem Feldzug am Rhein: da derſelbe aber zu lange in den Herbſt hineindauerte, fand man den Wolf an einem ſchönen Tage vor der Zimmerthüre des Herzogs zu Ludwigsburg, ohne daß man ausfindig machen konnte, wie er über den Rhein gekommen. Im Jahr 1711 begleitete er ſeinen Herrn zur Kaiſerkrönung nach Frankfurt; da ihm aber das häufige Kanonenfeuer der Artillerie nicht behagte, ſo machte er ſich fort und kam glücklich nach Ludwigsburg. Er blieb ſeinem Herrn getreu bis in den Tod. Fremde durften ihm nicht trauen; ja riß er einmal einem Offizier, der ihm zu nahe kam, ohne daß jener ſich verſah, ein Stück aus der Wange.

Sehr theuer!

Ein ſpaniſches Blatt meldete jüngſt: Der Marquis de Terra Nova erbte kürzlich von ſeinem Bruder, dem Herzog von Oſſuna, nicht weniger als 32 Titel. Der neue Herzog mußte, um von dieſen Titeln Beſitz nehmen zu können, an den Fiscus die Taxe von 1,183,000 Realen (118,000 fl. C. M.), bezahlen. Jedenfalls eine ſehr koſtſpielige Auszeichnung!

Digitized by Google

Nro. 51. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 26. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Am St. Johannistag. 1847. — Eine Familie von 1790. — Roth und grau. — Pot-Pourri.

Am St. Johannistag 1847.

Verzweifelt nicht an Gottes ew'ger Güte,
Wenn auch die Wucherbrut ihr Weſen treibt,
Ein Weil'chen noch und ihre Macht zerſtäubt:
Iſt erſt zur Frucht gereift die volle Blüthe.

Lacht nicht die Flur uns hoffnungsgrün entgegen:
Schwangt nicht am Halm die ſchwergekörnte Frucht:
Beugt nicht den Baum der wonnenreichſte Segen:
Die Reben nicht der goldnen Beere Wucht?

Wohin wir ſchau'n allüberall entſteiget
Der Hoffnung Fülle für das Menſchenherz,
Und gleichwohl blickt ihr ängſtlich himmelwärts
Wenn ſich ein Wölkchen euren Augen zeiget.

Der ſchweren Zeit iſt Großes viel entſproſſen,
Kein Sturm mehr weht was ſie der Welt gebracht:
Sie hat den Born der Nächſtenlieb' erſchloſſen;
Verkündet, daß ein großer Morgen tagt.

Sie ſprach es aus was Schwächlinge beſtreiten,
Zur eignen Schmach zur niederſiegten Schand —
Daß Fürſt und Volk ſich bieten ſoll die Hand
Zu einem zeitgemäßen Vorwärtsſchreiten.

Die Zwietracht ſinkt, ihr Stachel iſt gebrochen,
Vertrauen hält in Deutſchlands Gauen Wach'.
Habt ihr gehört was jüngſt ein Fürſt geſprochen,
Tönt es nicht jubelnd euch im Herzen nach?!

Drum zweifelt nicht an Gottes ew'ger Güte,
Wenn auch noch Manches heut zu wünſchen bleibt;
Ein Weilchen nach und jedes Weh zerſtäubt
Iſt erſt zur Frucht gereift die edle Blüthe!

G. Wirs.

Eine Familie von 1790.

(Fortſetzung.)

Als Karl langſam wandelnd zurückkam, nahte Lambert ſich ihm und redete ihn an. Herr von Schwalborn, ſagte er, verzeihen Sie mir, daß ich in dieſem Augenblicke Ihre Gedanken in Anſpruch nehme. Aber was ich Ihnen ſagen will, muß jetzt geſagt werden, denn wir ſind beide in dieſer Stunde in einer hochgeſpannten Stimmung, die uns berechtigt, auf gleichem Boden zu unterhandeln.

Unterhandeln? und worüber ſollten wir unterhandeln? fragte Karl mit einer milden Ruhe, die ſeltſam mit dem aufgeregten, aus allen Fugen geworfenen Weſen Lambert's contraſtirte.

Ueber unſer Glück, unſer Daſeyn, über Tod und Leben. Wie jener Geſandte Roms im Schooße ſeiner Toga, trage ich Krieg und Frieden, Glück oder Vernichtung in meinen Händen und reiche beide Ihnen hin. Was wollen Sie?

Wie ſoll ich dieſe Worte verſtehen können?

Sie und ich, wir lieben beide — beide ohne Hoffnung — ein Handſchlag von Ihnen, und wir können beide ſo glücklich werden, wie wir ſonſt elend ſeyn werden.

Erklären Sie Sich, Lambert.

Hören Sie; ich beſitze einen Talisman, das Herz Ihrer Eltern zu wenden. Sie werden einen großen Sturm heraufbeſchwören, wenn Sie um die Erlaubniß werben, Cöleſtinen heimzuführen; aber werben Sie, beſchwören Sie getroſt und muthig dieſen Sturm herauf — ich werde Oel in ſeine Wogen träufeln, und Sie werden glücklich ſeyn. Dagegen . . .

Nun, dagegen?

Dagegen fordere ich von Ihnen — Ihre Schweſter.

Meine Schweſter — von mir?!

Sie ſind Erbe von Schwalborn und werden einſt das Haupt der Familie ſeyn — Ihre Einwilligung genügt mir für jetzt; ich kann warten; ich bin jung — Marianne iſt es auch!

Karl war wahrlich nicht in heiterer Stimmung an dieſem Abend; aber nach den letzten Worten Lambert's konnte er nicht umhin, hell auf zu lachen. Des Leibeigenen ſchlagfertig dreiſte, erhitzte Werbung um niemand Geringeres als ſeine eigene Schweſter hatte etwas ſo unendlich Komiſches für ihn, daß er ein lautes Gelächter nicht zu unterdrücken vermochte und auch nicht ſuchte.

Lambert fühlte ſich dadurch tödtlich beleidigt.

Sie lachen! So wiſſen Sie — Ihre Schweſter liebt mich — und ſie wird mein — mein, Ihnen zum Trotz — mögen ſie darüber lachen oder weinen!

Lambert — Lambert!

Aber Lambert hörte nicht. Er wandte ſich zornig ab und verſchwand in dem Schatten der Nacht.

Durch ſeine letzten Worte hatte Karl allen ſeinen Ernſt wieder gefunden.

Seine Schweſter liebte den verwegenen, tollkühnen Burſchen? Das war ein Donnerſchlag für Karl. Wie feurig er ſelber auch noch vor einer Stunde den Unterſchied des Standes hatte niederreißen wollen, der eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen liebenden Herzen aufgeführt habe, zum Hohne der reinſten und edelſten Forderungen der Natur — ſo wenig war er geneigt, ſeinem eigenen Syſteme bis in ſolche letzte Konſequenzen hinein treu zu bleiben. Seine Schweſter — und ein leibeigener Bauer! Das war eine Klippe, welcher das keck ſegelnde Schiff ſeiner jungen Philoſophie ſich nicht gewachſen zeigte. Es gibt gewiſſe Dinge, über die kommt der Verſtändigſte nicht hinaus — dünne, niedrige Hecken, welche Gewöhnung und anerzogenes Denken aus eitel Rankengeſchlänge verknüpfelter Begriffe geflochten haben; und doch ſtutzt der kühnſte Renner eurer Willenskraft davor und verweigert den Satz. Ihr kommt nicht hinüber!

Als Karl heimgekommen war, ſah er im Zimmer Mariannens noch Licht brennen. Dieſes Zimmer gieng auf den Park hinaus, und Marianne hatte ihre Blumen von der Fenſterbrüſtung gehoben, um ſich auf dieſe zu ſtützen und die laue Nachtluft einzuathmen. Schwer vom Dufte der Lindenblüthen und der Jasmin- und Ro-

Digitized by Google

ſenbüſche des Gartens, legte ſich die Atmoſphäre wie ein weiches, üppiges Seidentuch warm um ihren Nacken und Buſen, deſſen zarte Fülle über das offene weiße Nachtgewand zu ſchwellen drohte. Marianne war ſonſt nicht eben geneigt, in ſo ſpäter Stunde der Wohlthat eines tiefen und ruhigen Schlummers ſchwärmeriſches Verſenken in die ſtillen Reize einer ſchönen Sommernacht vorzuziehen. Aber heute war ſie ſeltſam bewegt, der Schlaf floh ihre langen ſeidenen Wimpern, und es war ihr, als verſtehe ſie zum erſten Male in ihrem Leben heute die ſüße Klage des Nachtigallen-Buſens, die vom unfernen Weiher herüberſcholl, als verſtehe ſie heute zum erſten Male das unruhige Stimmentauſchen der Schwäne, die auf dem glatten Spiegel des Baſſins in ſtolzer Anmuth ſachte ihre Kreiſe zogen. Das hatte ſie nie gehört: es tönten Rufe und Flüſtern unruhiger Weſen aus dem plätſchernden Rauſchen der Fontaine unter ihrem Fenſter. Er war ihr ſeltſam um's Herz. Die Nacht war auch ſo wunderbar, ſo ganz anders wie andere Nächte. Sonſt war die Nacht für Marianne eine Art dunkeln Vorhanges geweſen, der niederrollte über Bewegung und Leben des Tages, ein Aktſchluß im Drama der Exiſtenz, nach welchem Jeder ſich heimbegibt und Ruhe ſucht. Heute war es, als beginne die Nacht nur ein neues Drama, als hülle ſie in ihre Schatten ein zweites, innigeres, poetiſcheres Leben ein, das Leben der Empfindung und der Blumen, der Liebe und der Sterne, die ſo bewegt glühten, während durch Geſträuch und Wipfel und Luft die Odemzüge eines unſichtbaren Weſens hauchten.

Ob Marianne an Lambert dachte, während in ihr die Empfindungen und Offenbarungen eines früher ungeahnten Lebens aufſtiegen und ihr Herz zu unruhigem Schlagen bewegten? Gewiß iſt, daß ſie ſehnſüchtig bewegt an Liebe und an Leidenſchaft dachte und daß eine ſeltſame Erregung die Trauer um ihren Bruder und Cöleſtine dämpfte.

Da klopfte es an ihr Zimmer. Es war Karl, der eintrat, ihr die Hand reichte und ſie lange mit ernſtem, kummervollem Blicke anſah.

Marianne — weßhalb ruhſt du nicht? — Du biſt unruhig und bewegt — Marianne, ſollte es wahr ſeyn — o, nein, nein — es iſt nicht möglich!

Was iſt nicht möglich, Karl? Was führt dich zu mir ſo ſpät?

Sollte ſich dein Herz ſo unwürdig verirrt haben — — nein, nein!

Marianne ſchrack zuſammen. Es war nicht Schuldbewußtſeyn, es war das Zucken aufdämmernder Gefühle unter einer Berührung, die ſie noch nicht ertragen konnten. — Ihrer Pſyche begannen Schwingen zu wachſen, die noch viel zu zart und ſchwach, als daß man hätte die Hülle dichter Verpuppung davon wegzerren dürfen.

Du ſchrickſt zuſammen — ach Gott, Marianne — alſo dennoch — ſey offen gegen mich — iſt das Gefühl deiner Würde, des Anſtandes zugleich mit deinem Herzen verloren — in der That ſo ganz und völlig verloren . . . ?

Karl, unterbrach ſie ihn, auf's tiefſte in ihrer Jungfräulichkeit gekränkt — ich begreiſe und verſtehe dich nicht. Es ſcheint, daß in deiner Seele irgend ein unwürdiger Verdacht gegen mich keimt — ich bitte dich, ſprich ihn nicht aus — es könnte mich vergeſſen laſſen, daß es mein einziger Bruder iſt, der mich kränkt.

Und weßhalb biſt du gekränkt — könnteſt du dich von meinen ſchonenden Worten gekränkt fühlen — ohne — ja, ohne ein Schuldbewußtſeyn?

Schonende Worte — Schuldbewußtſeyn — du wirſt ſehr beleidigend — wie ſeltſam, daß du deiner Schweſter mit ſolchen Worten gegenüber trittſt!

Und weßhalb ſoll ich nicht meiner Schweſter ein ernſtes, mahnendes, ein ſtrafendes Wort zurufen, wenn ich ſie im Begriffe ſehe, ſich — ſich wegzuwerfen?

Gott im Himmel — welche Sprache! Geh, Karl, und lege dich ruhig zum Schlummer nieder — ich werde nie mich wegwerfen und nie das Schuldbewußtſeyn einer Liebe tragen, welche mein Stand und mein Glaube mir verbieten, welche meine Eltern vor Kummer tödten würde.

Karl war erblaßt. Er antwortete mit zitternder Lippe: Gute Nacht, Marianne. Mögeſt du nie erfahren, wie ſchmerzlich ein Wort verwunden kann!

Er ging. Marianne bereute jetzt bitterlich ihre Heftigkeit. Sie hätte ihn zurückhalten und an ſeinem Halſe um Verzeihung bitten mögen. Aber ſie ſchämte ſich deſſen und legte ſich ſchmollend zur Ruhe. Karl aber ſchied von ihr im Herzen gekränkt und überzeugt von der Wahrheit deſſen, was Lambert's Zorn ihm verrathen. Weßhalb wäre ſie ſonſt ſo gereizt, ſo heftig geworden? — Wer liebt, iſt ja ohnehin immer nur zu geneigt, an die Liebe zu glauben.

Siebentes Kapitel.

Als Lambert am andern Morgen erwachte, fand er ein Billet auf dem Tiſche ſeiner Schlafkammer liegen, das am geſtrigen Tage für ihn angekommen war und welches er am Abende bei ſeinem Heimkommen in der Dunkelheit überſehen hatte: denn Licht und Feuerzeug gehörten nicht zu dem Inventarium ſeines Dachſtübleins. Er riß das Billet auf. Es lautete: „Der Domherr wird mit Ihnen geredet haben. Wenn Ihre Antworten, wie ich nicht zweifle, befriedigend ausgefallen ſind, ſo bleiben Sie während des nächſten Tages bei der Hand. Dieſer Tag kann Ihnen die Freiheit bringen Ihr Freund Zerrwitz."

Lambert ſteckte den Zettel mit bitterem Lachen zu ſich und ging an ſeine Arbeit. — —

In dem grünen Familienzimmer, wo wir ſchon einmal die Mitglieder des Hauſes Schwalborn verſammelt fanden, war das Frühſtück aufgetragen. Gnaden Mama kam zuerſt aus ihren Gemächern herunter und begann ihr Tagewerk damit, einen Schrank aufzuſchließen, um die Zuckerdoſe, die aus bewegenden Gründen außerhalb der Obhut des Geſindes gehalten wurde, herbei zu holen. Karl wandelte draußen vor dem Hauſe ſchon ſeit langer Zeit auf und ab. Als er ſeine Mutter erblickte, kam er eilig herein. Gnaden Mama — ſagte er nach der eingeführten reſpectvollen Begrüßung — ich habe eine dringende, recht dringende Bitte an Sie — mit der Erfüllung werden Sie mir einen Stein vom Herzen wälzen und vielleicht ein großes Unheil verhüten — ich bitte, fragen Sie mich nicht nach meinen Beweggründen.

Was das für Umſchweife ſind! Was iſt's, was ſoll ich?

Schicken Sie noch heute den Lambert vom Hofe.

Den Lambert? daß ich nicht geſcheidt wäre! Tafelmacher ſagt, der Burſche arbeite für vier!

Einerlei — und wäre es ein Herkules — er iſt ein Knecht für uns. Der Menſch iſt über das Dienen und die Knechtsarbeit hinaus — wir hätten nicht thun ſollen, was wir gethan haben; und ich bin bange, daß unſere Härte gegen ihn ſich rächen wird. Sie ſollen ſehen, es gibt ein Unglück, wenn er bleibt!

Gnaden Mama ſetzte verwundert über die eifrigen Geberden, womit Karl dieſe Worte begleitete, die ſchwere ſilberne Zuckerſchale hin, und indem ſie beide Arme mit großem Nachdruck in die Seite ſtemmte, ſagte ſie: Karl, du weißt, ich laſſe mir kein X für ein U machen. Dahinter ſteckt etwas. Heraus mit der Sprache. Was iſt mit dem Lambert?

Nun, wenn Sie es denn durchaus wiſſen wollen, ſo will ich es Ihnen unumwunden geſtehen! Der Menſch hat die Verwegenheit . . .

Nun?

Bis zu Mariannen aufzuſehen.

Was ſagſt du da? Unmöglich!

Frau von Schwalborn war ihm höchſten Grade — nicht eigentlich erſtaunt, ſondern unangenehm afficirt; ſie machte eine Bewegung, als ob ſie etwas abſchütteln wolle, das ſie fatal berühre, etwas Unreines, das ihr nahe gekommen. Der Bauer erhob ſeine Augen bis zur Freiin von Schwalborn! Das war eine zu ausge-

Digitized by Google

machte und offenbare Verrücktheit, als daß ein verſtändiger Menſch ſich hätte darüber erhitzen können.

Ja, ja — ſagte Gnaden Mama deßhalb, ſich augenblicklich faſſend, mit großer Ruhe — er war mir immer ein widerwärtiger Menſch, dieſer ſtudirte Schlingel. Du haſt Recht. Fort mit ihm! Tafelmacher ſoll ihn noch dieſen Morgen vom Hofe jagen und ihn mit dem Einſchließen ins Halseiſen bedrohen, ſo er ſich wieder allhier blicken läßt. Der verrückte Menſch. Hätte ich noch einen Funken Theilnahme für ihn und Sorge, daß er ſich beſſere, ſo würde ich ihn durch den Gerichtshalter eine Zeit lang in's Loch ſperren laſſen. Aber jetzt iſt er mir in ſeiner Ruchloſigkeit zu widerwärtig. Er mag laufen, wohin er will!

Frau von Schwalborn ließ ſich in den Armſeſſel nieder, während Karl ihr einen Schemel unterſchob. Bring mir mein Sacktuch, Karl, fuhr ſie fort. Marianne ſagſt du nichts. Das Kind darf nichts ahnen. Das verſteht ſich. Aber ſage mir doch — woher weißt du . . . wie hat ſich der Menſch verrathen? Nein, ſtill, ich höre Mariannen kommen — geh' lieber gleich zu Tafelmacher und ſage ihm meine Willensmeynung in Betreff des Schlingels. Keine Minute Aufſchub.

(Schluß folgt.)

Roth und grau.

Novellettchen von W. Achat.

Alfred war jung, ſchön gebildet. — Der glückliche Alfred! hör ich euch ſagen. — Beneidet ihn nicht! Alfred hatte Alles, was man braucht, um glücklich zu ſeyn, nur die Hauptſache, der Reichthum, fehlte ihm. Und was noch ſchlimmer war, er trug das Gold, welches Fortuna ſeiner Taſche vorenthielt, auf dem Kopfe.

Schön ſeyn und rothes Haar haben — wie reimt ſich das zuſammen? Ei nun! wer eine ſchlanke Taille beſitzt, einen kleinen Fuß und ein intereſſantes Geſicht hat, darf ſich wohl eher ſchön als häßlich nennen. Und wenn das reiche, gelockte Haar auch nicht blond, braun oder ſchwarz iſt — wo findet man hienieden Vollkommenheiten? Ueber dergleichen unbedeutende Fehler muß man hinwegſehen.

Klotilde, ein eben ſo talentvolles, als hübſches und tugendhaftes Mädchen, ſah gern darüber, oder vielmehr darunter hinweg, wenn ſie ihrem Alfred in die Augen blickte. Dieſe brannten ja noch feuriger als ſein Kopf, und rothes Haar iſt am Ende beſſer, als gar keins. Alfred und Klotilde liebten ſich, und hätten gar zu gern mit einander gelebt, wenn ſie nur gewußt hätten, wovon ſie leben ſollten. In dieſer Beziehung waren ſie jedoch völlige Ignoranten und darum mußten ihre nach dem Ringwechſel verlangenden Herzen ſich einſtweilen noch mit einem Briefwechſel beſchwichtigen.

Alfred hatte Klotilden als Pfand der Treue eine Locke geſchenkt. Die Locke iſt roth, ſeufzte er, aber Roth bedeutet Liebe. Klotilde gab ihm auch eine Locke, die Locke war ſchwarz, aber Schwarz bedeutet Traurigkeit. Und die Farben ſchienen auch dießmal ihrem alten Rufe treu bleiben zu wollen.

Wenn ein Frauenzimmer etwas verſchweigt, ſo iſt das ein Wunder. Es kann daher nicht befremden, daß Klotilde ſeit Kurzem wunderlich war. Sie hatte vor Alfred ein Geheimniß. Bald ließ ſie ſich verläugnen, bald ſuchte ſie ihn aus ihrer Geſellſchaft zu entfernen, und als Alfred einſt unerwartet in's Haus trat, begegnete ihm vor Klotildens Zimmer ein unbekannter junger Mann.

Den andern Tag machte Alfred, ohne anzuklopfen, die Thür auf. Klotilde fuhr zuſammen, ward verlegen und warf haſtig einen vor ihr liegenden Küraſſierhelm bei Seite. Die Betrügerin, dachte Alfred. Geſtern ein Civiliſt und heute ein Militär. Ihr Liebesfieber muß ſich in ein Wechſelfieber verwandelt haben. Aber das kommt allein von meinem verwünſchten rothen Haar, worin ſie ein Haar gefunden hat, und um deßwillen ſie mir jeden Andershaarigen vorzieht.

Alfred beſuchte Klotilden nicht wieder, weil er ſie für treulos hielt, und ſie hielt ihn auch für treulos, weil er, um ſich zu zerſtreuen, jetzt andern Damen den Hof machte. Der ernſte, ſolide Alfred war ein kompletter Schmetterling geworden. Aber nicht nur geiſtig, ſondern auch körperlich hatte er ſich umgeſtaltet. Statt des rothen Haars trug er aus Scheu vor einem ähnlichen Schickſale jetzt ſchwarzes, und dieß gelang ihm durch die neuerfundene Eſſenz eines Pariſer Friſeurs, welcher damit in der vornehmen Welt ein unerhörtes Glück machte. Das Mittel war freilich etwas theuer. Alfred brauchte wöchentlich eine Flaſche, und die Flaſche koſtete einen Ducaten. Aber dieſe Ausgabe verſprach gute Zinſen abzuwerfen. Man hielt unſern Alfred nach ſeiner Metamorphoſe für den ſchönſten jungen Mann in der Reſidenz, und alle Damen warfen ihre Netze nach ihm aus. Er gieng in das der Frau von W., einer Wittwe, die nicht mehr ganz jung, doch von altem Adel war und die ſich weniger durch große Schönheit auszeichnete, als durch ein großes Vermögen. Auch beſaß ſie herrliches, glänzend ſchwarzes Haar, und dieſer Eigenſchaft hatte Alfred ſo viel zu danken.

Man kam bald auf's Reine. Am Tage vor der Hochzeit ging Alfred zu Monsieur Flicotot, um ſich zur Schwärzung ſeines Haars eine neue Flaſche essence melaïnocome zu holen. Der Künſtler war nicht in ſeinem Atelier. Aber auf dem Tiſche ſah Alfred ein zierliches Briefchen liegen, welches an die Hand der Frau v. W. erinnerte. Er blickte nach der Unterſchrift — richtig! es war von ſeiner Braut. Ei, was mag denn die —? Alfred las, aber die Sinne ſchwanden ihm faſt ob der gräulichen Entdeckung, die er machte. Auch Frau v. W. korrigirte die Natur, auch ſie bat ſich von jenem Wundermittel aus, das ſie, wie ſie ſchrieb, ſchon ſeit fünf Jahren zur Schwärzung ihres grauen Haars gebraucht habe.

Graues Haar! es iſt haarſträubend. Alfred ſteckte den Brief ein und ging damit, den Betrug zu enthüllen, zur Frau v. W. Dieſe trat ihm gleich einer Furie entgegen. „Kennſt Du das?“ ſchrie ſie. Es waren ſeine Briefe an Klotilden, nebſt der rothen Locke, welche er dieſer geſchenkt. Schweigend zog er jenes Billet hervor. Die Frage war empörend, die Antwort niederſchmetternd. Auch fiel Frau v. W. ohne weiteres in Ohnmacht, und als ſie wieder erwachte, erhielt ihr Bedienter den Auftrag, die Hochzeitsgäſte abzubeſtellen.

Nach einiger Zeit beſuchte Alfred die Kunſtausſtellung. Alles drängte ſich um ein neues Bild, in deſſen Hauptfigur er, angenehm überraſcht, ſeine eigene Phyſiognomie erkannte. Er war als jugendlicher Krieger dargeſtellt, und dieß Koſtüm maskirte einigermaßen die Aehnlichkeit, die ſonſt auch andern hätte auffallen müſſen.

„Kennen Sie den Schöpfer dieſes trefflichen Bildes?“ fragte er einen neben ihm ſtehenden Mann. „Es iſt,“ erwiederte dieſer, „von einer jungen Dame gemalt, die ſich erſt ſeit Kurzem der Kunſt gewidmet hat und bereits ein wunderbares Talent entwickelt. Jener Kopf iſt das Porträt ihres Geliebten, welcher ſie verließ, weil er einſt in ihrem Zimmer einen Küraſſierhelm fand. Und doch diente derſelbe nur als Modell für dieß Bild, mit deſſen pekuniärem Ertrag ſie den Bräutigam überraſchen und ihr beiderſeitiges Glück begründen wollte.“

„Wo wohnt die Dame? Führen Sie mich zu ihr!

„Bemühen Sie ſich nicht! dieß Gemälde hat der Kronprinz ſchon für 2000 Rthlr. angekauft.“

„Ich will auch das Gemälde nicht, ich will die Malerin“.

„So folgen Sie mir!“

Der Fremde gieng voran, und er ſchlug, wie Alfred es erwartete, den Weg nach Klotildens Wohnung ein. Sie war mit einem neuem Bilde beſchäftigt. Auch dieſes trug Alfreds Züge. „Kannſt du mir vergeben?“ rief er, indem er vor ihr niederſank. Sie hob ihn lächelnd auf.

„Ich muß,“ ſagte ſie, Dir vielmehr noch danken, daß Du mein ſchwaches Talent ſich ungeſtört entwickeln ließeſt. Jetzt verdient mir mein Pinſel ein ganz hübſches Sümmchen, und unſerer Verbindung ſteht kein ökonomiſches Hinderniß mehr im Wege.“

Digitized by Google

„Dem Himmel ſey Dank!“ ſagte Alfred, „daß er mich vor den Fallſtricken der Frau v. W. bewahrt hat.“

„Dem Himmel und dieſem wackern Freunde!“ erwiederte Klotilde, indem ſie auf den Fremden wies. „Er iſt es, der ohne mein Wiſſen Ihr Deine Briefe überſandte, und dadurch Eure Hochzeit hintertrieb. Aber nicht nur dieß, ich verdank' ihm auch Alles, was ich jezt in künſtleriſcher Beziehung zu leiſten im Stande bin. Er war mein Zeichnenlehrer und gab mir den treffliſchſten Unterricht —“

„Mir auch,“ ſagte Alfred.

„Dir? worin denn?“

„Er lehrte mich erſtens, daß man auf keinen Küraſſierhelm eiferſüchtig ſeyn, und zweitens, daß man die Natur nicht korrigiren muß. Wie hat das Schwarzfärben des Haars mich in die Tinte gebracht? Und ich hätte leicht noch tiefer hineingerathen können. Nein, ich wiederhol' es, bei der Natur darf Niemand den Korrektor ſpielen. Die Natur iſt weiblichen Geſchlechts, und Weiber ſind nicht zu beſſern — nicht zu verbeſſern, wollt' ich ſagen.

Pot - Pourri.

Ein neuer Mäßigkeits-Apoſtel.

In Königsberg erregt gegenwärtig eine eigenthümliche Erſcheinung großes Aufſehen. Ein Apoſtel für die Enthaltſamkeitsſache, ein zweiter Vater Mathew, dabei ein Mann aus den höheren Ständen, Baron v. Seld, iſt in den dortigen Mauern eingekehrt. Jedenfalls iſt er ein bedeutender Redner, der die Gabe der Popularität im ſeltenſten Grade beſitzt. Er hielt zweimal freie Vorträge vor einem großen Publikum, in dem die hohe Ariſtokratie und die niederen Stände bunt durch einander ſaßen. Auf Alle machte ſeine warme, von pietiſtiſchen Elementen durchaus freie Rede einen unbeſchreiblichen Eindruck. Nachdem ſie geendet, ſah man die Zuhörer ſchaarenweiſe auf ihn zugehen, um das Enthaltſamkeitsgelübde in ſeine Hände abzulegen. So hat der noch junge Mann ſein Leben der Aufgabe gewidmet, die Welt als Prediger der Mäßigkeit zu durchreiſen und ſich beſonders den niedern Ständen zuzugeſellen, von denen er oft mißhandelt wird. (N. Kor.)

Gleichniß.

Der Arzt verſchreibt nicht was lieblich ſchmeckt,
Nur was für deine Geſundheit zweckt.
Ihm gleichet der wahre Freund,
Der iſt, was er ſcheint.
Der Koch bereitet nur was dir ſchmeckt,
Wenn's ſpäter auch dir Schmerzen erweckt,
Ihm gleichet der falſche Freund,
Der herzlich nur ſcheint.

Des Teufels literariſche Wirkſamkeit.

Die Spenerſche Zeitung vom 10. Juni erwähnt eines eigenhändigen Briefes und eines Facſimile des Teufels, die in des Theſeus Ambroſius Introductio in chaldaicam linguam, syriacam atque armenicam et decem alias linguas (Pavia, 1539) enthalten ſind. Von einer andern literariſchen Function des Teufels, und zwar nicht als Schriftſteller, ſondern als Leſer, berichten neuere Reiſende aus Schweden. Der London and Paris Observer (vom 6. Juni) erzählt: „Unter den Büchern der königlichen Bibliothek in Stockholm iſt eines der merkwürdigſten ein handſchriftliches Werk über Zauberei, welches, wie die Sage geht, jedesmal, wenn der ſchwediſchen Krone irgend ein großes Mißgeſchick bevorſteht, vom Teufel geöffnet und geleſen wird. Kurz vor dem Tode des Königs Karl Johann hat, wie behauptet wird, einer der Bibliothekare geſehen, daß Satan das gedachte Buch am großen Tiſche der königl. Bibliothek geleſen habe.“

Annähernde Schätzung der geſammten deutſchen Auswanderung ſeit 1836.

1836	etwa	29,000	Perſonen,
1837	—	33,000	„ „
1838	—	20,000	„ „
1839	—	28,000	„ „
1840	—	28,000	„ „
1841	—	22,000	„ „
1842	—	28,000	„ „
1843	—	23,000	„ „
1844	—	43,661	„ „
1845	—	70,163	„ „
1846	—	93,428	„ „

Zuſammen in 11 Jahren 418,252 deutſche Auswanderer nach fremden Welttheilen.

Eine ſchweizeriſche politiſche Karikatur.

Der Berner „Guckkaſten“ erwiedert die diplomatiſche Note, welche der franzöſiſche Geſandte dem Regierungs-Rath Ochſenbein nach ſeiner Ernennung zum Bundespräſidenten zugeſtellt, reſp. vorgeleſen hat, mit einer Karikatur, die, in Worte gefaßt, ſagt: „Was kümmert es den Mond, wenn ihn ein Hund anbellt.“ Die Karikatur zeigt eine garſtige Dogge mit einem franzöſiſchen Ordenskreuz und Halsband auf der Schweizerkarte ſtehend und nach dem Monde bellend. Auf dem Seitenblatt dieſer Karikatur heißt es in einem Artikel, überſchrieben: „Holzgräfliches“: „Der franzöſiſche Ambaſſadeur, Bois-le-Comte, oder Holzgraf, ſcheine die nämliche kläglische Rolle ſpielen zu wollen, die früher der jetzige Marine-Miniſter Montebello geſpielt habe und der dafür, wenn er ſich nicht in ein Magazin hätte retten können, eine Anzahl Schläge erhalten hätte.“

Vorſchlag.

Ein Nationalökonom hat den Vorſchlag gethan, den ſtehenden Heeren lilafarbene Montur machen zu laſſen; man erſpare dabei ſehr viel an Pulver, weil die Farbe ſchon ſchießt.

Gärtner-Poeſie.

Bei dem am 20. zu Berlin gefeierten Feſtmahl des Gartenbau-Vereins recitirte der „fröhliche Gärtner“ (eine, wie es ſcheint, bekannte Gartenkunſt-Notabilität) folgende Verſe:

Beſitzern laß ich mich nicht gerne
Luft iſt mir lieb, doch ohne Druck!
Vom Pferdefleiſch da bleib' ich ferne,
Gibt man mir auch das beſte Stück!
Baumwolle liebe ich zwar ſehr,
Jedoch zum Schießen nimmermehr.

Was aber ich vortrefflich fände,
Das wär', wenn in der theuern Zeit
Die hier verſammelten Herrn Stände
Hübſch ſorgten für mehr Billigkeit;
Daß, wenn die Erndte kommt heran,
Kartoffeln man bezahlen kann.

Gnome.

Nur Wahres reden, iſt dem Edlen eigen,
Und Trug entweiht die Lippe nicht;
Das Wahre reden und nicht furchſam ſchweigen,
Iſt immerdar ihm heil'ge Pflicht.

Auflöſung des Rebus in Nro. 49 des Sammlers:

Wachtparade.

Rebus.

(Eingeſandt.)

T ſt

Digitized by Google

Nro. 52. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 30. Juni.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. — Eine Familie von 1790. — Eine Pfeiſe Tabak. — Der alte Heim — Pot Pourri.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern.

(Aus dem demnächſt erſcheinenden IV. Bande.)

III.

An Schiller's und Goethe's Bekrittler.

Weg mit euch, ihr kleinen Meiſter,
Die ihr Deutſchlands größte Geiſter,
Die für's Herrliche geglüht,
Zu erniedrigen bemüht.

Die ihr unaufhörlich tadelt,
Was der Genius geadelt,
Die ihr uns zu rauben ſtrebt,
Was entzückend uns erhebt.

Die ihr Fehler immer wittert,
Gern das Schönſte uns verbittert,
Unter die Anatomie
Ziehet ihr die Phantaſie.

Schweiget winz'ge Splitterrichter,
Wagt nicht an die hehren Dichter
Euch mit frevelhafter Hand,
Mit dem grübelnden Verſtand.

Aber wie die Sonne wärmet,
Ob ein Tadlerſchwarm gleich lärmet,
So auch ſie, die unerreicht,
Welchen Keiner, Keiner gleicht.

Eine Familie von 1790.

(Schluß.)

Karl gieng, während Marianne eintrat. Die Blicke beider Geſchwiſter begegneten ſich — es lag eine ungewöhnliche Kälte darin. Der Morgengruß ſtockte auf beider Lippen. Marianne ſah blaß und überwacht aus.

Gnaden Mama begann ihr Frühſtück einzunehmen, während deſſen ſie ein ſtilles Selbſtgeſpräch führte. Marianne hatte ſich in eine Fenſterbrüſtung geſtellt, um das Erſcheinen des Vaters und des Oheims abzuwarten. Bald darauf trat Karl wieder ein. Aber kaum hatte er ſeiner Mutter ein paar Worte zuflüſtern können, als ſich draußen auf dem Corridor ein großer Lärm erhob. Man hörte die Stimme des Freiherrn Guntram laut und heftig erſchallen, während ſein Bruder Deſiderus Ehrembrecht beſchwichtigende Worte dazwiſchen miſchte. Die Thür flog auf, und hochgerötheten Geſichtes trat der Hausherr ein. Ihm folgte mit der niedergeſchlagendſten Armenſünder-Phyſiognomie der Domherr.

Was habt Ihr denn, um Gottes willen? fuhr Frau von Schwalborn auf — welcher Lärmen iſt das am frühen Morgen?

Marianne, geh hinaus und verbiete dem Geſinde, ins Zimmer zu kommen — ſagte der Freiherr. Liebe Agnes — ich habe eben eine Eröffnung anhören müſſen, die ich aus Deſidor's Munde nicht erwartet hätte. Denke dir ums Himmels willen, mein Bruder will durchaus den langen Schlingel da verheiraten, und — beim Henker — er hat mir eine äußerſt paſſende Partie in Vorſchlag gebracht!

Oheim — lieber Oheim, was haben Sie gethan! rief Karl zu Tode erſchrocken. Seine Mutter aber ſah voll Erſtaunen auf und ſtemmte wieder die Arme in die Seite, dießmal mit noch weit größerer Feierlichkeit als vorher.

Nun! ſagte ſie gedehnt und ſtreng.

Denke dir, er will, ich ſoll in die Verlobung Karl's mit . . . mit Cöleſtine Zerrwitz einwilligen!

Mon frère! rief Frau von Schwalborn mit einem Blicke voll tiefſter Entrüſtung aus. Iſt denn alle Welt über Nacht toll geworden?! Ich hoffe zu Gott, daß dieß ein ſchlechter, miſerabler Spaß iſt!

Des Domherrn Muth und Entſchloſſenheit war zu ſeiner erſten Eröffnung an ſeinen Herrn Bruder vollſtändig aufgebraucht; dem zornigen Worte ſeiner Schwägerin wußte er nichts mehr entgegenzuſetzen, als einige zitternde Worte. Aber **Masoeur**, ſtammelte er — Sie werden doch Ihren einzigen Sohn nicht unglücklich ſehen wollen. Sie wollen doch um ſolcher Hinderniſſe willen, welche ſchon ſehr einſichtige Leute Vorurtheile genannt haben, . .

Vorurtheile? mein Sohn ſoll eine Perſon ohne Geburt, eine Proteſtantin heirathen — du gerechter Himmel — **mon frère**, was muß ich erleben?!

Karl hatte bis jetzt ſchweigend dieſen Wortwechſel angehört, entrüſtet über ſeinen Oheim, der ohne ſein Mitwiſſen einen ſolchen Schritt gethan, erſchrocken über die Folgen eines ſolchen unzeitigen Geſtändniſſes. Aber da nun einmal die Sachen ſo weit gediehen, trat er entſchloſſen ſeiner Mutter einen Schritt näher und ſagte: Liebe Mutter, ich bitte Sie um Gottes willen, mich ruhig anzuhören. Ich weiß nicht, was meinen Oheim vermocht hat, ſich in meine Angelegenheit auf dieſe unberufene Weiſe zu miſchen; aber da er mein Geheimniß einmal ausgeſprochen hat, ſo darf ich nicht länger ſchweigen. Ich liebe Cöleſtinen; es klebt kein Flecken, kein Hauch an ihr, der mir verböte, dieß aller Welt zu geſtehen, und ſobald Sie ruhig meine Worte anhören wollen, werde ich Sie um Ihre Einwilligung zu einem Bunde bitten, den ich feſt entſchloſſen bin, zu knüpfen!

Karl, Karl! was muß ich hören? — Aber das iſt Ihr Werk, **mon frère**! ſchrie Gnaden Mama außer ſich — Ihr Werk iſt es! Sie haben dem Jungen ſolche Thorheiten in den Kopf geſetzt — ich habe immer mit Schrecken daran gedacht, was einmal aus dem überſpannten Weſen werden müſſe — aus Ihren gottloſen Poetenbüchern und Verſen und Reimereien — ja, gottloſes Zeug haben Sie mit dem Jungen getrieben, Mondſchein und Liebelei und Veilchendüfte und Bücherleſen — das iſt lauter ungeſundes Zeug und Teufelsverlockung! Wenn mir ſolch ein Geßner und Jacobi und Hölty und Voß ins Haus käme, einen Tritt würde ich den Fuchsſchwänz-

Digitized by Google

lern geben! Nun hat der Junge den Unſinn im Kopfe ſtecken, und wer wird ihn wieder heraus bringen!

Der Domherr fuhr hin und her, als ob er auf Kohlen ſtände. Er hatte vorhin, ehe er ſich zu ſeinem Beuder begeben, zu Lambert geſchickt, um dieſen herbeizuhoien, und nun blickte er fortwährend nach der Thür in krampfhafter Spannung, ob dieſe nicht endlich ſich öffne und der Retter eintrete. Lambert ſollte ja mit ſeinen Eröffnungen ihm zu Hülfe kommen und ihn aus der Klemme ziehen. Wo blieb Lambert, Lambert, an dem ſein letztes Heil hing!

Unterdeß fuhr Gnaden Mama zu eifeen fort: Dieß iſt ein unglücklicher Morgen — ein Morgen, worin ich wie in einem Tollhauſe bin! Sagen Sie nur, mon frère, wie kommen Sie . . .

Liebe musoeur — verſchonen Sie mich mit Ihren Vorwürfen — ich habe geredet, was mir der Hauptmann Zerrwitz aufgetragen, und dieſer verſichert, wenn Sie einwilligten, würde ein großes Glück über Ihr Haus kommen!

Ein großes Glück?! O dieſer windige, verlogene Preuße! Alſo der ſteckt dahinter? Dachte ich's doch! Karl wäre nie auf ſolche ruchloſe Gedanken gekommen. Die hochmüthige Mamſell und der Herr Papa — die alſo haben den einfältigen Jungen verführen wollen! Und ſie ſind von ſo charmanter Gefälligkeit, ſich zum Werkzeuge herzugeben!

Masoeur! ſagte der Dommherr aufwallend.

Frau von Schwalborn riß heftig an der Klingel. Ich will hier einſchreiten, daß Ihr Eure Freude daran haben ſollt! fuhr die eifernde Dame fort — eine ſolche Scene, wie dieſe, ſoll ſich nicht mehr in meiner Gegenwart wiederholen!

Ein Diener war eingetreten.

Wenn der Hauptmann Zerrwitz und ſeine Tochter ſich vorſtellen, um ihre Aufwartung zu machen, ſo ſind wir verhindert, ſie zu ſehen. Verſteht Er?

Ja wohl, ſagte der Bediente und wollte ſich entfernen, als der Domherr ihn zurück hielt und ihn anſchrie: Um Gotteswillen, wo iſt denn der Lambert, weßhalb kommt der Lambert nicht?

Der Lambert iſt fort.

Fort?!

Ja, Ew. Gnaden; Herr Tafelmacher hat ihn auf Befehl der gnädigen Frau ſo eben im Beiſeyn der Dienerſchaft vom Hofe gejagt.

Marianne ſah mit einem erſchrockenen Blicke ihre Mutter, dann mit wehmüthigem, vorwurfsvollem Ausdrucke ihren Bruder Karl an. Der Domherr aber ſchlug die Hände voll Schrecken zuſammen und ſagte: So iſt Alles verloren! — Er war außer ſich. Lambert war fort, und er — er durfte nicht reden. Ein Paar Worte und Alles wäre geſchlichtet geweſen. Aber ein heiliges, unverletzliches Siegel lag auf ſeiner Lippe. Er ſtand die Qualen eines Märthyrers aus; er lief im Zimmer auf und ab, er weinte wie ein Kind, der greiſe Mann!

Mon frère, hob Gnaden Mama wieder an, nachdem ſie raſch eine große Anzahl Priſen genommen, wenn mir recht iſt, ſo haben Sie ſehr lange keine Reſidenz bei Ihrem Kapitel mehr gemacht!

Agnes! fiel der Freiherr von Guntram mit ſtrafendem Tone ein.

Aber Agnes ließ ſich nicht irre machen. Sie ſah mit Befriedigung, wie der arme Domherr endlich ganz zerſchmettert aus dem Zimmer ſtürzte, um in's Freie zu kommen. — Karl, geh auf deine Stube, fuhr ſie fort. Ich will mit deinem Vater reden, was mit dir anzufangen, um deine Marotte zu curiren. Marianne, du haſt in der Milchkammer zu thun.

Nachdem ſie ſo die Anweſenden fortgeſchickt, ging Gnaden Mama mit ihrem Gemahle über die weiter nöthigen Schritte zu Rathe.

Lambert ſchnürte augenblicklich, nachdem auf dem Hofe vor dem Geſinde die Scene ſtattgefunden, deren der Diener erwähnte, ſein Bündel. Er war in höchſter Aufregung und beſtürmt von den widerſtreitendſten Gefühlen, von Liebe und Haß, von Freude, Rachſucht und Zorn. Er freute ſich, der Feſſeln entledigt zu ſeyn, und fühlte doch die grimmigſte Wuth über die ſchmachvolle Art, wie man ihn fortſandte. Er ſagte ſich jubelnd, daß er den Staub von ſeinen Füßen ſchütteln könne, und doch war die Schwelle, die er überſchritt, um nie wiederzukehren, die Schwelle des Hauſes, welches Marianne bewohnte. Seine Rachſucht und ſein Zorn wendeten ſich hauptſächlich gegen Karl. Dieſer mußte ihn ja verrathen haben, das war der einzige erdenkbare Grund, daß man ihn fortſchickte — ſie, Marianne, davon war er überzeugt, hatte keinen Theil an dieſer ſchmachvollen Behandlung.

Als er den Hof verlaſſen und im Begriffe war, den Weg einzuſchlagen, der nach ſeines Vaters Hof führte, ſah er den Hauptmann daher kommen. Zerrwitz machte ſeinen gewöhnlichen Morgen-Spaziergang durch die Kornfelder, noch im kurzen Gingan-Schlafrock mit dampfendem Meerſchaum und in der Klappmütze aus grauem Filz — den ſtehenden Attributen ſeines morgendlichen Erſcheinens. Er ſah gedankenvoll aus, und als er neben Lambert ſtand, ſagte er ſehr verwundert: Lambert! Wohin? nach Hauſe?!

Nach Hauſe — man hat mir das Vergnügen gemacht, mich heim zu ſchicken! Ich tauge nicht zum Knecht! ha, ha, ha!

Was iſt das? Aber ich habe Sie nöthig in Schwalborn.

Mag ſeyn. Ihr müßt ſchon ſehen, wie Ihr ohne mich auskommt, tapferer Krieger!

Um Gotteswillen, wenn Sie nicht bleiben — Sie wiſſen ja, um was es ſich handelt — Sie wiſſen — haben Sie meinen Brief erhalten?

Ich weiß nichts, gar nichts, edler und ritterlicher Hauptmann! Ich werde geraden Weges unter das Dach meiner Väter heimkehren und dann wahrſcheinlich den Wanderſtab ergreifen, einen tüchtigen Eichenknittel, um die Welt damit zu erobern, die nöthig zu haben ſcheint, daß ein tüchtiger Mann ſich ihrer annimmt.

Dummer Schnack! Sie bleiben — ſage ich Ihnen — oder der Teufel iſt los.

Es würde mir viel Vergnügen machen, ihn zu ſehen und meiner Hochachtung verſichern zu können. Aber daß ich auf ihn warte, wird er nicht verlangen.

Dreiſter Schwätzer!

Glaubt Ihr, ich werde wie ein gehorſames Kind meine Lection aufſagen und Geheimniſſe ausplaudern, die dazu dienen ſollen, meine Feinde, ja, juſt meinen Todfeind glücklich zu machen? Adjeu, Hauptmann Zerrwitz. Grüßt Euer holdes Töchterlein von mir. „Lösch deine Laterne aus, ſchlauer Diogenes — du haſt deinen Mann gefunden!“ ſagt Spiegelberg. Auf Wiederſehen, tapferer Krieger!

Lambert ging. Der Hauptmann ſtand, als wenn der Blitz vor ihm eingeſchlagen. Ohne Lambert war ſein ganzer Plan zu nichte gemacht. In höchſter Beſtüzung eilte er zum Schloſſe, um den Domherrn aufzuſuchen. Aber auf dem Hofe kam ihm ſchon ein Diener entgegen geeilt, ein höchſt diplomatiſcher Bauernburſch, der die Weiſung ſeiner Herrſchaft in die unumwundene Anzeige überſetzte, daß man Befehl gegeben habe, den Hauptmann wie ſeine Tochter abzuweiſen, ſo oft Sie nach Schwalborn kämen. Der Domherr ſey mit dem Einpacken beſchäftigt und wolle abreiſen, nachdem er einen Wortwechſel mit ſeinem Bruder und ſeiner Schwägerin gehabt, ſetzte der Diplomat im Zwillchkittel hinzu.

Der Hauptmann ſtieß ſeinen kräftigſten Fluch aus. Sein Herz kochte vor Wuth. Statt ſich ſelbſt anzuklagen, ſah er in Lambert den Verräther, der ſein Unglück verſchuldete.

Er hatte ſo ſicher darauf gebaut, daß dieſer, in der Hoffnung, ſeine Freiheit geſchenkt zu bekommen, alles ſagen werde, was man verlange. Und nun ließ ihn der unſelige, unerklärliche Menſch ſo ſchmählich im Stich. Alle ſeine Hoffnungen lagen zu Boden. Er hatte ſich rächen wollen und war ſelbſt von dem Schlage getroffen, den er auf ſeinen Feind geführt. Statt des Triumphes hatte ſein Ehrgeiz die ſchmachvollſte Niederlage erhalten. Zerrwitz war rath-

Digitized by Google

los, und als er, zu Hauſe angekommen, das milde, trauernde Antlitz Cöleſtinens ſich über ihre Blumen neigen ſah, um ihm ihren Morgengruß zuzurufen — da hätte der harte, ſteinerne Mann Thränen des Schmerzes und ohnmächtiger Wuth weinen können.

So war mit Einem Schlage der Friede vernichtet, deſſen Genius ſeine ſchützenden Schwingen über das ſtille Herrenhaus van Schwalborn gebreitet hatte. An die Stelle der Eintracht war Zorn und Gereiztheit und Rachſucht getreten. Die Kinder ſahen ſich ihren Eltern, der Bruder ſeiner Schweſter feindlich gegenüber. Die kindliche und leichtgläubige Marianne war aus allen Geleiſen ihres harmoniſchen Weſens geworfen. Karl's Schmerz gränzte an Verzweiflung.

Das Herz des guten Oheims ſah ſich blutend aus dem Hauſe verbannt, worin es ſich mit allen ſeinen Neigungen und Phantaſieen ſeit Jahren eingeſponnen und ſo heimiſch gefühlt — dafür ſtanden außen zwei erbitterte und verwegene Feinde drohend vor dieſem Unglückshauſe — Lambert und der Hauptmann.

Haben die Leidenſchaften dieſen Umſchwung hervorgebracht? Nicht ſie allein. Dieſe Leidenſchaften würden nicht entſtanden ſeyn, wenn ſie ſich nicht hätten nähren können aus dem unſichtbaren Gedankenſtoffe, welcher die Atmoſphäre jener Tage erfüllte, welcher ſich jeden Athemzug der Generation ſich drängte. — Einen Triumph konnte der alte preußiſche Hauptmann über den Freiherrn feiern: die Revolution war doch da — ſie war im eigenen Hauſe des Freiherrn von Schwalborn ausgebrochen.

(Köln. Ztg.) L. Schücking.

Eine Pfeife Tabak.

Der alte, herrliche Feldmarſchall Fürſt Blücher von Wahlſtatt war ein geborner Mecklenburger und ſeine Geburtsſtadt iſt Roſtock an der Warnow, wo auch jetzt ſein ehernes Standbild auf dem Blücherplatze ſchon ſeit 20 Jahren zu ſehen iſt.

Der alte Haudegen liebte außer ſeinen wackern „Jungen“, wie er ſeine Reiter nannte, bekanntlich drei Dinge über die Maßen: ein Glas Wein, das Spiel und eine Pfeife Taback. Wein und Spiel mußte er ſich nicht ſelten verſagen, wenn er trotzdem, daß er Feldmarſchall war, eben kein Geld hatte, was ihm ungefähr eben ſo oft paſſirte als einem luſtigen homme de lettres, und in ſolchen Stunden pfiff er ſeinen Leibmarſch, gähnte und fluchte ein Bischen, blieb übrigens aber guter Dinge. Jedoch ſeine Pfeife Tabak hätte er nicht miſſen können, die mußte er haben, mindeſtens ein paar Züge bevor er irgend Etwas unternahm. „Ohne Tabak bin ich keenen Groſchen nütze!“ ſagte er oft und ſeine lange Gefangenſchaft in Lübeck ſchrieb er blos dem Umſtande zu: „daß er damals nich eene elende Pipe Tabak mehr beſeſſen habe.“

So ſehr aber der alte „Vorwärts“ den Tabak liebte, ſo war er durchaus kein Liebhaber von koſtbarem Pfeifengeräth, und am liebſten rauchte er aus einer langen holländiſchen Thonpfeife, welche bekanntlich ein höchſt zerbrechliches Inſtrument iſt. — Aus dieſem Grunde hatte er denn unter ſeinen „Jungen“ ſich einen eigenen „Pipenmeiſter“ erwählt, der die Aufſicht über eine lange Kiſte wohlverpackter Thonpfeifen führte, das koſtbarſte Stück der Blücher'ſchen Feldequipage. Zerbrach eine der Pfeifen, ſo war das ein Ereigniß, das für unſern alten Helden vielleicht mehr Wichtigkeit hatte, als ein kleines Scharmützel mit dem Feinde. Es ward in ſolchen Fällen die „Bleſſirte“ genau unterſucht, war der Stiel nicht knapp am Kopf abgebrochen, ſo ward ſie ins Carré der Invaliden verſetzt und bekam den Namen „Stummel“. Eines ſolchen Stummels bediente ſich der Feldmarſchall gewöhnlich auf Marſch- und Recognisationsritten, und gar mancher „Stummel“ iſt ihm, wie Augenzeugen verſichern, von feindlichen Kugeln vor dem Munde weggeputzt worden, ſo, daß er das Ende vom Stiel davon im Munde behielt.

Blücher's „Pipenmeiſter“ zur Zeit des Befreiungskriegs war ein Mecklenburger, ein Roſtocker, wie Blücher ſelbſt, und dieſem über alle Maßen ergeben. Niemand kannte ſo alle kleine Eigenheiten des alten Helden als Chriſtian Hennemann, und Keiner wußte ſich ſo d'rein zu ſchicken. Sein eigentliches Amt als Pipenmeiſter verwaltete Hennemann mit größter Treue und einem faſt fanatiſchen Eifer: die Kiſte mit den Pipen war ſein höchſtes Gut, und der wäre ſeines Lebens nicht ſicher geweſen, der ſie beſchädigt oder den Verſuch gemacht hätte, auch nur einen Stummel daraus zu entwenden. Hennemann wußte genau, wie viele complete Pfeifen, Bleſſirte (an welchen bloß ein Theil des Stieles fehlte) und Stummel die Kiſte enthielt und zählte ſie alle Sonnabend wie ein Geizhals ſeine harten Thaler, und gerieth ſchier außer ſich, wenn er unter den Bleſſirten eine fand, die nicht einmal mehr zum Stummel tauglich erſchien.

Es war die Gewohnheit des „Alten“, vor jedem ernſten Angriffe ſich eine lange Pfeife ſtopfen zu laſſen, aus dieſer rauchte er ein paar Züge, gab ſie ſodann noch brennend ſeinem Hennemann, ſetzte ſich im Sattel zurecht, zog ſeinen Säbel und mit dem kräftigen Ruf: „Vorwärts, meine Jungen!“ ſtürmte er auf den Feind los und ſchlug, bis nichts mehr zu ſchlagen war.

An jenem ewig denkwürdigen Morgen der Schlacht bei Belle-Alliance hatte Hennemann ſeinem Gebieter eben die Pfeife dargeboten, als eine Kanonenkugel dicht neben ihm in die Erde ſchlug, ſo daß Erde und Gries ihn und ſeinen Schimmel über und über bedeckten. Der Schimmel machte einen mächtigen Seitenſprung und die ſchöne neue Pfeife zerbrach, ehe der alte Held noch einen Zug daraus gethan hatte.

„Stoppe mich eene neue Pfeif, brenne ſie mich an und warte hier eenen Ogenblick uff mich, ick will bloß die franzöſiſchen Krobians mal jagen! Vorwärts Jungens!“ und damit ging es vorwärts und immer, ſo daß die Jagd nicht „eenen Ogenblick“, ſondern einen ganzen heißen Tag währte. Endlich war die Schlacht geſchlagen, bei dem zerſchoſſenen Wirthshauſe Belle-Alliance trafen ſich die befreundeten Sieger, Blücher und Wellington, und wünſchten einander Glück zum großen gelungenen Werke.

„Deine Burſchen hieben ein, wie die leibhaften Teufel!“ ſprach Wellington.

„Ja ſiehſt Du, des iſt ihre Sache,“ erwiederte Blücher, „aber ob eener unter ihnen ſo feſt und ruhig daſtehen würde im furchtbaren Kugelregen, wie Deine Schotten, det weeß ick denn doch nich, ſo brav ſie och immer ſind.“

„Es ſind gute disciplinirte Leute!“ erwiederte Wellington und erkundigte ſich dann nach Blücher's früherer Stellung, die es ihm möglich gemacht, einen ſo meiſterhaften und in ſeiner Wirkung für den Feind ſo verderblichen Angriff auszuführen. Blücher, der, wie gut er dreinſchlug, doch nicht beſonders ſtark im Schildern geſchehener Thaten war, ſprach: „Nun, ich ſtand nich weit van hier, uff eener mit mit Buſch bewachſenen Anhöhe und wir können ja gleich hinüberreiten, daß Du Dir des Ding anſiehſt.“ Damit gab er ſeinem Schimmel die Sporen, Wellington folgte ihm und bald erreichten ſie mit ihrer Begleitung den Platz. Es war alles leer auf der Stelle. Aber wo Blücher dieſen Morgen gehalten hatte, und von wo aus er ausgeritten war, ſtand ein Mann, das Haupt verbunden, den einen Arm mit einem Tuche umwickelt und rauchte aus einer blendend weißen, langen Thonpfeife. Blücher ſtutzte einen Augenblick und rief dann: „Donner nochmal! det iſt ja meen Chriſtian Hennemann. Kerl! wie ſiehſt Du aus und was machſt Du hier?“

„Kommen Sie endlich?“ verſetzte mürriſch Chriſtian Hennemann; „den ganzen Tag habe ich hier geſtanden und auf Sie gewartet, eine Pfeife nach der andern haben mir die verwünſchten Franzoſen vom Maule weggeſchoſſen, einmal hat mir ſogar eine bleierne Bohne ein Stück Fleiſch vom Kopfe weggeriſſen, und die Fauſt da wird mir wohl zum Teufel gehen. Das iſt die letzte ganze Pfeife und es iſt nur gut, daß die Geſchichte mit dem Schießen endlich aufhörte, ſonſt hätten ſie mir dieſe am Ende auch noch weggeputzt und Sie könnten jetzt mit trocknem Mund daſtehen.“ Damit reichte Chriſtian Hennemann ſeinem Herrn die brennende Pfeife, die dieſer nahm und indem er behaglich dampfte, entgegnete er: „Es iſt wahr, ick

hab' Dir lange warten laſſen, aber ſiehſt Du, die Kerle wollten heute nicht ſo jleich looſen."

Wellingeon hatte mit Verwunderung dem Geſpräche Blücher's und ſeines Dieners zugehört, er blickte bald auf den Feldmarſchall, bald auf den Pfeifenmeiſter, bald auf die am Boden verſtreuten Kugeln und Baumäſte, die es deutlich bezeugten, welch' ein gefährlicher Poſten dieſer Punkt während der Schlacht geweſen war. Die Kopfwunde des Mannes erwies ſich bedeutend, ſeine Hand war völlig zerſchmettert, und doch hatte er da geſtanden und geruht und ſeinen Herrn erwartet, mitten im fürchterlichſten Kugelregen.

„Du lobteſt meine Schotten," ſprach Wellington zu Blücher, „daß ſie ſo brav geſtanden hätten? was ſagſt Du denn zu dieſem Deinem Manne da?"

„Er iſt aus Roſtock," verſetzte Blücher trocken, „und übrijens hatte der Kerl immer eene Pfeiſe Tabak zur Hand, da muß er ſich doch hier janz jut befunden haben." (Luna.)

Der alte Heim.

Biſchof Eilert erzählt in dem neuen Bande ſeiner Biographie des Königs Friedrich Wilhelm III. folgende Anekdote von dem berühmten Arzt Heim: Die Prinzeſſin Ferdinand hatte einen vortrefflichen, gutmüthigen, biedern Charakter; ſie und ihr Hof hatten aber noch die Färbung von Friedrich dem Großen, der alle Leute Er nannte. Einmal kam folgende charakteriſtiſche Scene vor. Die Prinzeſſin ſitzt in einem prächtigen Audienzſaal auf einem Sopha und beſieht durch ein Vergrößerungsglas von den Fußſohlen bis zum Scheitel den gefoderten, vorgelaſſenen und eingeführten Heim. Tret' Er näher! ſpricht ſie und fährt dann fort: Ich höre von Seiner Geſchicklichkeit und von Seiner großen und glücklichen Praxis viel Rühmliches. Ich bin darum entſchloſſen, Ihn zu meinem Leibarzte zu ernennen, und ſolches habe ich Ihm kund thun wollen. — Eurer königlichen Hoheit danke ich für Ihr Vertrauen, aber die Ehre, Ihr Leibarzt zu ſeyn, kann ich nur unter Bedingungen annehmen, antwortete Heim, nach ſeiner Gewohnheit im heitern Tone. Lachend erwiederte die Prinzeſſin: Bedingungen? Die hat mir in meinem Leben noch Niemand gemacht. Nicht? antwortete Heim, dann iſt es hohe Zeit, daß Sie das lernen. Nun, ſo laß' Er hören. Die erſte Bedingung iſt, antwortete Heim, daß Eure königliche Hoheit mich niemals Er nennen; das iſt nicht mehr an der Zeit; der König thut das nicht; ſelbſt meinen Bedienten nenne ich nicht Er. Die zweite Bedingung iſt, daß Sie mich dann nicht, wie ſo eben geſchehen, ſo lange antichambiren laſſen; ich habe keine Zeit zu verlieren und der längſte Tag wird mir ſtets zu kurz. Die dritte iſt, daß Eure königliche Hoheit mir nicht ſo nach den Füßen ſehen; ich kann nicht en escarpins ſondern nur in Stiefeln und im bequemen Oberrocke kommen. Die vierte iſt, daß Sie nicht verlangen, ich ſolle zuerſt zu Ihnen kommen; ich komme nach Beſchaffenheit der Krankheit, nach Lage der Straßen und Häuſer. Die fünfte iſt, daß Sie mich nicht zu lange aufhalten und nicht von mir verlangen, ich ſolle Ihnen von der wetterwendiſchen Politik und von Stadtneuigkeiten ſchwatzen; dazu habe ich keine Zeit. Endlich die ſechſte, daß Sie mich, weil Sie eine königliche Hoheit ſind, königlich honoriren. — Beide lachten herzlich, und er war in dieſem Verhältniß bis zum Schluſſe deſſelben gern geſehen, geachtet und geliebt.

Pot - Pourri.

Die Rede, welche Sandwirth Andreas Hofer am 15. August 1809

nach ſeinem Einzug zu Innsbruck auf dem großen Platze an die Bevölkerung Innsbrucks hielt, lautete: „Nu, grüß Enk halt Gott, meine liebe Sprucker! Weil ös mi durchaus zum Oberkommandanten habi's g'wöllt hab'n, ſo bin i holt do. — Es ſeyn aber mit miar a no viel Andere do, die koane Sprucker ſeyn. — Alle, dö meine Waffenbrüder ſeyn wöllen, dö müß'n für Gott, für Koaſer und Vaterland als tapfere, brave und rödli Tyroler ſtreiten. — Die dös nit thuen wöll'n, ſollen nur lieber glei hoamzieh'n. — Meine Waffenbrüder ſoll' mi nit verlaſſen, — i wear Enk a nit verlaſſ'n, ſo wohr i Andre Hofer hoaſſ'n thue. — Nu, g'ſogt hob i Enks, g'ſöge hobts mi, — ſo b'hüt Enk halt Gott!"

Heterogene Wirkungen eines Kußes.

Wenn ein wilder Burſche in Nantucket — ſo erzählt ein engliſcher Touriſt — einem Mädchen einen Kuß rauben will, ſagt ſie: „Segle ab, oder ich werde Dein Hauptſegel durch einen Sturm zerreißen!" — Die Mädchen in Boſton halten ſtill, bis ſie geküßt worden ſind, dann abee fahren ſie gewaltig auf, und ſagen mit ernſter Miene: „Ich dächte, Sie ſchämten ſich!" — Stiehlt ein junger Burſche einem Mädchen in Alabama einen Kuß, ſo antwortet ſie: „Ich glaube, jetzt iſt die Reihe an mir!" und applicirt ihm eine derbe Ohrfeige, die er gewiß in acht Tagen nicht vergeſſen hat. (apprehensiv!) — Nimmt ſich ein hübſcher Burſche einen Kuß von den Lippen eines Mädchens in Louiſiana, ſo lächelt ſie, erröthet hoch, und ſagt — nichts. (bon! positiv.) — In andern Ländern namentlich in Deutſchland — iſt man in dieſem Punkte ſehr tolerant; (bon! comparativ!) in Frankreich aber würde ſich ein Mädchen über einen Kuß alteriren; ſie muß deren wenigſtens zwei bekommen, ſonſt hält ſie es für Spott. (bon, bon! superlativ!)

Wortſpiel.

In einer kleinen Kavalleriegarniſon veranſtalteten bei einer feierlichen Gelegenheit die Unteroffiziere einen Ball, zu welchem auch ihre Hauswirthe eingeladen waren. Auch der Sohn eines dieſer Wirthe, ein Friſeur, erſchien, beging aber in verſchiedenen Tänzen ſo viele Fehler, daß darüber ärgerlich ein Unteroſficier an ihn heranging und zu ihm ſagte: „Herr, wenn Sie mittanzen wollen, ſo müſſen Sie nicht an ihr Metier denken und falſche Touren machen.

Wetterkunde.

Als einſt ein Lehrer auf das Gewitter zu ſprechen kam, fragte er einen Schüler: „Mein Sohn, an welchen Orten unſeres Vaterlandes kommen wohl die meiſten Donnerwetter vor?" — „Auf den Exerzierplätzen!" antwortete der Knabe.

Sinnſpruch.

Zwei Eigenſchaften ſchützen im Leben vor allem Uebel: Haushalten und Aushalten.

Fündlinge aus der Geſchichte.

An der Burg in Wien wurde einſt unter der Regierung Joſeph II. eines Morgens folgender Anſchlag gefunden:

Ein Freund der Waffen,
Ein Feind der Pfaffen,
Ein wahrer Duckmäuſer,
Iſt unſer Kaiſer.

Joſeph ließ den Anſchlag abreißen, ſtatt deſſen aber hinſetzen:

Das Erſte iſt wahr,
Das Zweite offenbar:
Das Dritte nothwendig,
Dem Autor ſind fünfzig Dukaten zuſtändig.

Am folgenden Tage las man: —

Unſer ſind Vier,
Ich, Tinte, Feder und Papier,
Wir werden einander nicht verrathen,
D'rum Kaiſee behalte die Dukaten.

Auflöſung des Rebus in Nro. 51 des Sammlers:

Teſtament.

Digitized by Google

Nro. 53. Sechszehnter Jahrgang **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 3. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Habt Acht! — Verhandlungen vor dem Aſſiſengerichte der Pfalz. — Pot Pourri. — Trommlied.

Habt Acht!

„Schleswig-Holſtein ſtammverwandt!“
„Schleswig-Holſtein meerumſchlungen!“
Lieder, die im deutſchen Land,
Jede Kehle faſt geſungen.

Ueberall und allerwärts,
Von der Donau bis zur Schelde,
Drangen ſie in's deutſche Herz,
Daß es hoch und höher ſchwellte.

Und Addreſſen, feurig kühn,
Zündend wie des Blitzes Flamme
Wogten fluthenähnlich hin
Zu dem theuern Bruderſtamme.

Und der Geier ausgeſtreckt,
Seiner Klaue mächt'ge Länge
Zog ſich bis zum Tod erſchreckt,
Heim in ſeines Neſtes Enge.

— — — —
— — — —

Gierig lauernd nach dem Fang,
Kann er wohl die Beute faſſen:
Wollt ihr immer bei Geſang,
Bei Addreſſen es belaſſen?!

G. Vies.

Verhandlungen vor dem Aſſiſengerichte der Pfalz,

Vatermord betreffend,

in den Sitzungen vom 27., 28. und 29. Mai 1847.

„Wer ſeinen Vater oder Mutter ſchlägt, der ſoll des Todes ſterben.“ 2 Buch Moſe, Cap. 21, V. 15.

„Der wegen Vatermord zum Tode verurtheilte Schuldige ſoll in einem Hemd, mit bloßen Füßen, das Haupt mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt, zum Richtplatze geführt werden. Er ſoll auf dem Blutgerüſte, während ein Gerichtsbote dem Volke den Verurtheilungsſpruch vorlieſt, zur Schau ausgeſtellt, ihm ſodann die rechte Hand abgehauen und er unmittelbar darauf hingerichtet werden.“
(Art. 13. des franz. Strafgeſetzbuchs.)

So ſpricht das göttliche, ſo das menſchliche Geſetz. Furchtbar iſt die Strafe, doch furchtbar, unglaublich die zu beſtrafende That. Trennen ſoll das Beil des Henkers den Bund, welchen die vollführende Hand mit der Bruſt geſchloſſen, in deren Tiefen der Gedanke des Vatermordes entſpringen konnte. Mit Grauſen erregenden Formen iſt die Vollziehung des Richterſpruchs umgeben: ein ſchwarzer Schleier verhüllet das Haupt des Vatermörders, damit kein Auge auf dem Antlitz des Ungeheuers weile, das ſolcher That ſich ſchuldig gemacht hat.

Wohl hat der weiſeſte Geſetzgeber des Alterthums ſich geweigert, eine Strafe für den Elternmord zu beſtimmen — für ein Verbrechen, das nach ſeiner Meynung kein Sterblicher verüben werde — er lieferte den Beweis, daß auch ein Solon die Abgründe des menſchlichen Herzens nicht zu ermeſſen vermag. So beſtand denn Jahrhunderte kein Geſetz gegen Vatermörder — man betrachtete ſie als Wahnſinnige. Unter dem römiſchen Conſul Pompejus herrſchten andere Anſichten: es wurde eine Strafe diktirt, welche durch ihre Extravaganz beweiſt, wie man den Vatermord als das verabſcheuungswürdigſte Verbrechen betrachtete. Der Schuldige wurde zuerſt blutig gegeißelt, dann mit einem Hunde, einem Affen, einem Hahn und einer Viper in einen Sack geſteckt und lebend in das Meer geworfen. Solche barbariſche Strafen wiederſtreben dem Culturzuſtande unſeres Zeitalters, und in Frankreich iſt die Verfügung des Handabhauens mit Recht aus dem Geſetzbuch geſtrichen, denn, wie Montaigne ſagt, iſt in Sachen der Gerechtigkeit alles, was den Tod des Verbrechers überſteigt, Grauſamkeit.

Trotz der ſchweren Strafen, trotz des Empörenden der That, fiel ſchon mancher Vater von der Hand deſſen, dem er das Leben gegeben, und wir ſelbſt ſehen vor den Schranken des Gerichts einen Mann, belaſtet unter der Anklage, den leiblichen Vater ermordet zu haben — nicht in der Hitze des Streites, nein, erwürgt im Schlafe am heil'gen Weihnachtsfeſte, wo Millionen Väter in der Freude ſchwelgen, ihre Kinder beglückt zu haben; Valentin Ertel heißt der Mann. — Blicket hin, er hat eine menſchliche Geſtalt, wie wir, er hat ein Weib — er iſt ſelbſt Vater!

Wir erfüllen die traurige Pflicht, der Oeffentlichkeit das Weſentliche der Prozedur zu übergeben.

Der Ackersmann Karl Ertel zu Neuburg war ſeit etwa 9 Jahren Wittwer. Von ſeinen vier Söhnen iſt der älteſte Schiffsknecht, der zweite Militär in Landau, mit dem Dritten führte der Vater die Haushaltung und der jüngſte ſteht bei einem Schneider zu Neuburg in der Lehre.

Valentin, der älteſte Sohn, wohnt ſeit einem Jahre bei ſeinen Schwiegereltern, ziemlich entfernt von der väterlichen Wohnung. Obgleich in der Regel nur der dritte Sohn, Andreas, im Hauſe des alten Ertel ſchlief, geſchah es doch manchmal, daß dieſer, beſonders an Feiertagen, ſeinen jüngſten Sohn, Ludwig, auf den er viel zu halten ſchien, bei ſich ſchlafen ließ.

Am 26. Dezember v. J. hatte Ertel im Wirthshauſe zum Hahnen Wein getrunken, wovon er des Abends berauſcht nach Hauſe kam. Nachdem er mit Andreas und Ludwig zu Nacht gegeſſen, gab er ihnen Geld, damit ſie auch in ein Wirthshaus gehen konnten, er ſelbſt begab ſich zu ſeinem Nachbar, Michael Heffert, um den Abend zuzubringen. Gegen 10 Uhr kam Ludwig etwas berauſcht, und holte ſeinen Vater zum Schlafengehen ab. In ihrer Wohnung angekommen, verſchloß der alte Ertel die in den offenen Hof führende vordere Hausthüre — die hintere Thüre war ſchon früher verriegelt worden — die Stubenthüre aber wurde nicht verſchloſſen, ſondern bloß zugemacht. Vater und Sohn legten ſich zuſammen in ein Bett, der Sohn hinten, der Vater vorn, und Beide ſchliefen bald ein.

Digitized by Google

Andreas Ertel war in jener Nacht nicht nach Hauſe gekommen. Bei dieſem pflegte aber ſchon ſeit 8 Tagen ein beurlaubter Soldat, Namens Daniel Ertel, zu ſchlafen. Gegen 1 Uhr Nachts verlangte dieſer eingelaſſen zu werden. Nachdem er eine geraume Weile geklopft und gerufen hatte, wurde endlich Ludwig Ertel wach. Dieſer rief nun ſeinen neben ihm liegenden Vater, rüttelte denſelben, und als er ihn nicht erwecken konnte, ſtand er auf, um ſeinem außen harrenden Vetter die Thür zu öffnen.

Beim Betreten des Hausgangs erſchrack der Knabe ſehr; er bemerkte nämlich im Mondſchein, daß die Küchenthüre ſowol als die aus der Küche in den hintern Hof führende Thüre offen ſtunden, weßhalb er ausrief: „Ach Gott, es muß etwas geſchehen ſeyn!“

Es wurde Licht angezündet, und Daniel Ertel ſah ſogleich, daß ſein Oheim nicht mehr lebte. Derſelbe hing mit dem Kopfe quer zum Bette heraus, ſein Geſicht war blutig, und auf dem Boden vor dem Bette war eine ſtarke Blutlache — die Beine waren entblößt der Körper noch warm.

Daniel Ertel, welcher im erſten Schrecken glaubte, der alte Mann ſey von einem Blutſturz befallen worden, lief ſchnell in die Nachbarſchaft, um Hülfe zu holen. Als nun Leute herbeikamen, überzeugte man ſich bald, daß Ertel am Kinn und Mund ſtark verwundet war — daß nicht ein Blutſturz ſondern eine Mörderhand ſeinem Leben ein Ende gemacht hatte. Wie gewöhnlich, entſtand zunächſt die Vermuthung, der Thäter möge ein Dieb geweſen ſeyn; dieſe Vermuthung fand jedoch bald Widerlegung in dem Umſtande, daß im ganzen Haus nicht das Geringſte vermißt wurde.

Ludwig Ertel, über den Hergang des ſchrecklichen Ereigniſſes befragt, wußte durchaus nichts aufzuklären; er betheuerte weinend, „nichts inne geworden“ und erſt durch das Klopfen ſeines Vetters erwacht zu ſeyn. Ihn ſelbſt hatte das Mordinſtrument, wie man an einer Hautabſchärfung ſehen konnte, wahrſcheinlich geſtreift. Geſunder Schlaf und ungewöhnlicher Genuß des Weines hatten die Sinne des Knaben unfähig gemacht, den an ſeiner Seite verübten Mord wahrzunehmen.

Man ſtellte über den Weg, welchen der Mörder genommen haben mochte, Nachforſchungen an, und bemerkte, daß die Küchenthüre offen ſtand. Von der hintern Thüre aus liefen friſche Fußſpuren in Schnee, welche bewieſen, daß der Thäter hier hinausgieng; wie er in das Haus gekommen, blieb für den erſten Augenblick ein Räthſel. Darüber waren jedoch alle Anweſende einig, daß nur Jemand, der die Einrichtung des Hauſes, namentlich die Bettlage ſeines Opfers genau kannte, die That zur Nachtzeit vollführt haben konnte; ebenſo war es klar, daß, da den Mörder kein diebiſcher Zweck geleitet hatte, nur Haß der Beweggrund ſeiner Handlung geweſen ſeyn müſſe.

In dieſem Sinne verlauteten denn auch ſchon Anſpielungen zu einer Zeit, wo man ſich kaum von den erſten Eindrücken der Beſtürzung erholt hatte. Das Ziel dieſer Anſpielungen war das nächſte Glied der Familie des Gemordeten, es war deſſen älteſter Sohn, Valentin — der heutige Angeklagte, ein wegen ſeines rohen Gemüthes gefürchteter Menſch, der notoriſch ſeinen Vater ſchon gröblich mißhandelt, auf empörende Weiſe bedroht, und in jüngſter Zeit gegen denſelben, wegen Auslieferung des mütterlichen Vermögens, bittern Groll genährt hatte.

Daniel Ertel lief, nachdem die nächſten Nachbarn zuſammenberufen waren, zu den Verwandten des Ermordeten, auch wurden der Bürgermeiſter und der Adjunkt von dem Vorfalle unterrichtet. Als einem Bruder des Daniel Ertel die Nachricht überbracht wurde, rief dieſer Mann aus: „Soll denn der Vetter heraus geweſen ſeyn!“ Ein Bruder des Gemordeten ſah die Leiche, und machte mit Nachdruck die Bemerkung: „Es hat einmal Einer im Wirthshaus zum Hahnen zu ſeinem Vater geſagt: „Ihr gehört auf ein Brett genagelt und in den Abtritt gehenkt!“ Die Umſtehenden verſtanden den Sinn dieſer Worte, ſie bezogen ſich auf den Angeklagten, welcher im Frühjahr 1846, bei Gelegenheit der Verſteigerung des zum Nachlaß ſeiner Mutter gehörenden Hauſes, ſeinen Vater ſo beſchimpfte und beleidigte, daß ſich Jedermann vor ihm entſetzte. Unter Anderm ſagte er auch zu demſelben: „Du alter Spitzbub, du gehörſt zu Riemen geſchnitten, es wird dir doch noch der Hals abgeſchnitten.“

Auch der Knabe Ludwig machte, als von dem muthmaßlichen Mörder geſprochen wurde, die Aeußerung: „Ich wollte ihn errathen.“ Später erklärte er dieſe Aeußerung dahin, daß er dabei ſeinen älteſten Bruder in Verdacht gehabt habe.

Während nun ſolche Reden laut wurden, kam auch der Angeklagte in das väterliche Haus. Sein Eintreten machte einen unheimlichen Eindruck auf die Anweſenden. Wie ein Zeuge ſich ſpäter ausdrückte, lebte in ihnen der Gedanke, daß Valentin der Mörder ſey, und nur der Muth habe ihm gefehlt, dieſen Gedanken auszuſprechen. Hatte aber ſchon das Eintreten des Angeklagten Grauen erregt, ſo war deſſen Benehmen, der Leiche ſeines ermordeten Vaters gegenüber, von der Art, daß es ſich nicht erklären ließe, wenn er von der ihn belaſtenden Schuld frei geweſen wäre, welche Schuld die öffentlichen Verhandlungen vollkommen dargethan haben.

Valentin Ertel trat, die Pfeife im Munde, in das Zimmer, wo der Vater in ſeinem Blute lag, und ſeine Brüder Andreas und Ludwig weinend auf einer Bank ſaßen. Als ob er nicht wüßte, was vorgegangen, rief er unter der Thüre ſeinem Bruder Andreas zu: „Guck, da iſt er ja, ich habe gemeynt, du wäreſt erſtochen!“

Dem Daniel Ertel fiel dieſe an und für ſich rohe Außerung beſonders auf, weil er dem Angeklagten bereits mehrmals ausdrücklich geſagt hatte, daß ſein Vater erſtochen worden ſey. Keiner der Anweſenden war ſo gefühllos, daß er das Erſcheinen des Angeklagten mit der Tabackspfeife nicht unheimlich gefunden hätte; dennoch ſetzte dieſer das Rauchen fort, und als man ihm — was er nicht erfahren zu wollen ſchien — bemerklich machte, daß ſein Vater im Bette ermordet worden ſey, ſagte er zu dem jüngſten Bruder: „Was heulſt du? Du brauchſt nicht zu heulen, das geht doch Alles „ſeinen Weg. Früher iſt die Mutter geſtorben, und du haſt nicht „geweint, jetzt iſt der Vater geſtorben.“ Als der Knabe antwortete: „Die Mutter iſt geſtorben, aber der Vater iſt ermordet!“ ſagte der Angeklagte: „Das gilt für ſeine Tour!“ Nach dieſem ſetzte er ſich nieder, und ſchien ſelbſt zu weinen.

Ein ſolches Benehmen mußte den bereits gefaßten Argwohn ſteigern. Statt, wie alle Andere, nach dem Zwecke des Mörders und nach den näheren Umſtänden des Verbrechens zu forſchen, blieb der Angeklagte allein theilnahmlos. Da jedoch die Geſinnung der Anverwandten gegen ihn ſich nicht verkennen ließ, ſtellte er plötzlich an ſeinen Bruder Ludwig die Frage? „Haſt du etwas geſehen?“ Auf deſſen verneinende Antwort ſagte er: „Dann haſt du dich gut verantworten.“ Auffallend war es auch, daß nur er allein die von Jedermann ausgeſprochene Anſicht, kein Fremder könne das Verbrechen verübt haben, nicht theilte, vielmehr ſich gegen ſeinen Oheim Konrad Ertel, äußerte, es könnte es auch ein Fremder gethan haben.

Als ſpäter der Adjunkt mit dem Gemeindeſchreiber Fuhr in das Ertel'ſche Haus kam, benahm ſich der Angeklagte nicht weniger verdächtig. Fuhr beobachtete ihn genau; es fiel ihm auf, daß derſelbe, beim Siegelanlegen das Licht haltend, zitterte und ſehr betroffen ward, wie Fuhr ihm deßhalb in's Geſicht blickte. Sobald der Adjunkt ſich anſchickte hinauszugehen, um die Fußſpuren zu unterſuchen, wollte der Angeklagte voraus auf dieſe Spuren zutreten, weßhalb er ausdrücklich zurückgerufen wurde. Dieſe Spuren, wie ſie der Gemeindeſchreiber bemerkt haben will, deuteten auf ſehr große — abgeſchrumpfte — über zweierlei Leiſten gearbeitete — mit breiten Abſätzen verſehene Stiefeln.

Bei dem Eintreffen des königl. Friedensrichters mit dem Kantonsarzt von Kandel hatte ſich bereits in Neuburg und der Umgegend der beſtimmteſte Verdacht gegen Valentin Ertel gebildet, Niemand wagte aber, ſeine Gedanken anders als unter vier Augen auszuſprechen. Wie allgemein dieſer Verdacht verbreitet war, be-

Digitized by Google

weiſt, daß Notar Mellinger von Rheinzabern, als ihm die Ermordung Ertel's mitgetheilt wurde, ſogleich die Frage ſtellte: „Iſt denn deſſen älteſter Sohn ſchon flüchtig?!“ Auch den am 28. Dezember eingetroffenen Gerichtsbeamten gaben die Ortsvorſtände noch keine beſtimmte Auskunft, allein andere Einwohner von Neuburg hatten den Muth, den Behörden diejenigen Andeutungen zu machen, welche der Unterſuchung eine beſtimmte Richtung zu geben geeignet waren.

Bei den Nachfragen wegen des Motivs zu dem Verbrechen war einerſeits auf das feindliche Verhältniß des Angeklagten zu ſeinem Vater — anderſeits auf einen Prozeß aufmerkſam gemacht worden, in welchen der alte Ertel früher mit einem gewiſſen, ſich jetzt auf der badiſchen Rhein-Inſel Rappenwörth aufhaltenden Daniel Pfirrmann verwickelt war. Die ſchlennigſt durch die Gerichtsbehörden zu Karlsruhe vorgenommenen Unterſuchungsmaaßregeln lieferten jedoch das Reſultat, daß jener Pfirrmann nachwies, wie er zur Zeit des Mordes unmöglich in Neuburg geweſen ſeyn konnte.

Gleichzeitig fand bei dem Angeklagten eine Hausſuchung ſtatt. Seine Kleider boten nichts Verdächtiges dar, die Stiefel konnten mit Erfolg nicht mehr mit den Fußſpuren verglichen werden, da dieſe beim Eintreffen der Gerichtsbeamten durch Vernachläßigung unkenntlich geworden waren. Der Angeklagte ſchien, wenn nicht erſchrocken, doch ſichtlich verlegen. Er erklärte auf Befragen: er ſey am Stephanstage (26. Dez.) Abends 10 Uhr aus dem Wirthshauſe zum Löwen, in Geſellſchaft von zwei Bekannten, nach Hauſe gegangen, habe ſich ſchlafen gelegt, und ſey nicht mehr aufgeſtanden, bis er um 2 Uhr gerufen worden, und ſeinen Vater todt im Bette gefunden habe. Er ſey vor zwei Jahren aus dem väterlichen Hauſe gezogen, da das Zuſammenſeyn nicht mehr gut gethan habe. Seitdem habe er mit ſeinem Vater keinen Streit mehr gehabt, er könne nicht ſagen, ob derſelbe Feinde hatte, Pfirrmann ſey wegen eines Prozeſſes ſehr aufgebracht geweſen. Die Frau des Angeklagten beſtätigte zitternd, daß ihr Mann am fraglichen Abend um 10 Uhr nach Hauſe gekommen und nicht mehr ausgegangen ſey. Dabei war ſie ſo in Angſt, daß ſie zuletzt nicht mehr ſprechen konnte. Man unterwarf den Angeklagten einer körperlichen Viſitation, und fand an ſeinen beiden Armen mehrere fadenförmige Hautabſchärfungen, die von Einwirkung ſpitziger Körper, wie Dornſpitzen oder Fingernägel herzurühren ſchienen.

Der königl. Kantonsarzt hatte bereits am 27. Dezember die Beſichtigung der Leiche vorgenommen, und ſofort das Gutachten abgegeben, Ertel ſey eines gewaltſamen Todes geſtorben. Dieſes Gutachten beſtätigte derſelbe durch ein motivirtes Schluß-Parere, in welchem die näheren Ergebniſſe der Obduktion enthalten ſind.

Außer mehreren Contuſionen, leichteren Wunden und Hautabſchärfungen wurden folgende ſchwere Verletzungen konſtatirt:

1) Im großen Gehirn ſtarke Blutaustretungen, verurſacht durch einen blutigen Schlagfluß.

2) Der rechte Oberkiefer theilweiſe zerſchmettert, der linke Unterkiefer gebrochen.

3) Am Halſe unter der Haut ſtarke Blutaustretungen, korreſpondirend mit 3 auf dem vordern Theile des Halſes ausgeprägten Finger-Eindrücken.

4) An der Bruſt ein Querbruch des Bruſtbeins; drei Rippen der linken, zwei der rechten Seite gebrochen.

5) Spuren heftiger Stöße an den untern Theilen des Körpers.

Dr. Baumann ſprach ſich dahin aus, die am Halſe befindlichen Fingermale, — ſichere Zeichen einer ſtattgefundenen Erwürgung, — ſeyen tödtliche Verletzungen; das Extravaſat in der Gehirnhöhle, als Folge der Erwürgung, habe den Tod nothwendig in wenigen Minuten, beſonders in Konkurrenz mit den durch die Zerſchmetterung der Geſichts- und Bruſtknochen hervorgerufenen Gehirnerſchütterungen, verurſachen müſſen.

Die muthmaßliche Weiſe, wie der Akt des Verbrechens vollführt wurde, hat derſelbe, mit Rückſicht auf die Stellung des Betes und die Lage des Ermordeten, alſo erörtert: der Mörder ſcheine ſein Opfer mit der linken Hand am Halſe gewaltſam gewürgt und mit der Rechten ihm die Verletzung im Geſichte, mittelſt eines ſtumpfen Inſtrumentes, beigebracht zu haben. Erſt nach Führung des Streiches, der den Schädel treffen ſollte, ſcheine derſelbe, um jede Gegenwehr des herkuliſch ſtarken Mannes abzuſchneiden, ſich mit ſeinem Körper auf denſelben geworfen, und dann mit den Füßen deſſen Bruſt und Unterleib zertreten zu haben. Aus dem Umſtande, daß mit der Erwürgung ſogleich völlige Beſinnungsloſigkeit eintrat, laſſe ſich erklären, daß die That ohne großes Geräuſch, ohne alle Gegenwehr ausgeführt werden konnte.

Eine wichtige Wahrnehmung bei Beſichtigung der Lokalitäten war, daß man auf dem Speicher ein vor dem Ereigniß nicht beſtandenes Loch in einer Lehmwand entdeckte, durch das der Mörder von der Scheuer aus eingedrungen ſeyn mußte, — Beweis, daß derſelbe wie ein Kind im elterlichen Hauſe bekannt war.

Der königl. Unterſuchungsrichter beſchäftigte ſich während dreier Tage mit den auf das Verbrechen Bezug habenden Nachforſchungen, und da Valentin Ertel als der einzige Todfeind des Ermordeten betrachtet werden mußte, auch Anzeichen eines nicht zu bewältigenden Schuldbewußtſeyns gegen ihn vorlagen, ſo wurde am 30. Dezember deſſen Verhaftung vollzogen.

Die Volksſtimme hatte ihn bereits unverhohlen als Vatermörder angeklagt, und es hat ſich hier wieder beſtätigt, daß gewöhnlich die Volksſtimme Gottesſtimme iſt!

Wenn aber bis dahin nur ein Strahl das die verbreheriſche That umhüllende Dunkel minderte, ſo wurde es doch plötzlich am 31. Dezember Licht. Es erſchien vor dem Bürgermeiſter zu Neuburg der Schwiegervater des Angeklagten, der Fährmann Jakob Hutzel, ein Mann von ſtrenger Rechtlichkeit, mit der Erklärung daß er glaube, der wirkliche Urheber des Mordes ſey verhaftet worden. Die Ehefrau des Angeklagten habe ihm und ihrer Mutter unter tiefer Gemüthsbewegung geoffenbaret, daß ihr Mann in der Nacht des Mordes zwiſchen 10—11 Uhr zum Fenſter ſeiner Wohnung hinausgeſtiegen, und zwiſchen 12—1 Uhr auf demſelben Wege wieder zurückgekehrt ſey.

Der Bürgermeiſter ließ die Ehefrau Ertel durch ihren Vater zu ſich beſcheiden. Sie machte zuerſt und dann ſpäter dem kgl. Unterſuchungsrichter folgende Erklärung: „Mein Mann kam am zweiten „Weihnachtstage, Nachts nach 10 Uhr, nach dem Hauſe, während „ich ſchon im Bette lag. Er ſpürte etwas den Wein, fragte indeſſen, „ob unſer Kind ſchlafe, was ich bejahete. Er ſetzte ſich auf einen „Schiffskorb, zündete ſeine Tabakspfeife an, und ſagte, als ich ihn „zu Bette gehen hieß, er wolle noch fort Holz holen, denn die „Förſter ſeyen jetzt zu Hauſe. Da er ſonſt nie des Nachts in den „Wald ging, redete ich ihm zu da zu bleiben, und ſtellte ihm vor, „daß wir noch Holz vorräthig hätten, worauf er erwiederte, daß „er ins Holz müße, und vielleicht nicht mehr zurückkehre. Wenn „er nicht wiederkomme, habe das Kind ja zu leben, und wenn es „14 Jahre alt ſey, ſolle ich es nähen lernen laſſen. Ich weinte „hierüber, und als ich plötzlich im Ofen drei blaue Flämmchen aufſteigen ſah, erſchrack ich ſehr. Mein Mann ſagte nun, ich brauche „nicht zu weinen, es ſey nichts. Ich ſtand auf, und überzeugte „mich, daß nur noch wenige erloſchene Kohlen im Ofen waren. „Nachdem ich mich wieder niedergelegt hatte, kam mein Mann an „das Bett, drückte mir und unſrem ſchlafenden Kinde die Hände wie „zum Abſchiede, löſchte dann das Licht, und ſtieg in ſeinen Sonntagskleidern zum Fenſter hinaus.

„Ich ſtand nochmals auf, um meinem Manne nachzuſehen, „er reichte mir die Hände zum Fenſter herein, trug mir auf, daſſelbe „offen zu laſſen, und eilte ſchnell die Hintergaſſe hinauf. Er trug „nichts in Händen, hatte auch kein Beil aus dem Hausgang geholt, „überhaupt, ſoviel ich ſah, nichts zu ſich geſteckt. Ich legte mich „weinend nieder, konnte aber nicht ſchlafen, und kam, weil ich „wußte, daß zwiſchen meinem Manne und ſeinem Vater Feindſchaft „beſtand, auf den Gedanken, er möchte dieſem das Haus anzünden,

Digitized by Google

„etwas Anderes anſtellen, oder ſich ſelbſt den Tad anthun, da er „geſagt hatte, „„er komme vielleicht nicht mehr.""

„Nach 12 Uhr ſtieg mein Mann wieder zum Fenſter herein, „kleidete ſich raſch aus, und warf ſeine Kleider in der Haſt über „das auf dem Tiſche ſtehende ausgelöſchte Licht. Beim Mondlicht „bemerkte ich, daß ſein linker Hemdärmel aufgeſtülpft war, und „daß er denſelben herunter zu ſtreichen verſuchte. Als er ſich „in's Bett legte, waren ſeine Füße kalt und ſeine Hände naßkalt, „wie abgewaſchen.

„Auf die Frage, wo er ſo lange geblieben, ſagte er, er ſey bei „Löwenwirths Gearg geweſen, und als ich dieß bezweifelte, be„harrte er dabei, behauptend, der Dammwächter **Wagner** ſey mit „ihm nach Hauſe gegangen. Auf die Bemerkung, daß er ſo kalte „Füße habe, was ſanſt nicht der Fall ſey, wenn er aus dem Wirths„haus kamme, erwiederte er, es ſey eben kalt, und die Frage, ob „er die Hände gewaſchen, beantwortete er verneinend. Wir ſchlie„fen ein.

„Als es 3 Uhr läutete, wurde ich wach, indem ich vor dem „Hauſe mehrere Male: „**Velten**" rufen hörte. Ich weckte meinen „Mann, der aufſtand, und das Fenſter öffnete. Ich hörte im Bette, „daß es Konrad und Daniel Eetel waren, welche ihm ſagten, er „ſolle ſogleich kommen, ſein Vater ſey todtgeſtachen. Er antwor„tete denſelben: „Das wird doch nicht ſeyn!" Zu mir aber ſagte er: „wenn er wüßte, daß es ſein Vater ſey, ginge er nicht hinaus. „Darauf legte er ſich wieder zu Bette. Ich und meine Mutter rede„ten ihm vergebens zu, aufzuſtehen; endlich ſagte er, es könnte auch „ſein Bruder Andreas ſeyn, nach welchen Worten er in ſeinen „Sonntagskleidern und in den Stiefeln, die er früher trug, fort„ging.

„Gegen Tag kam mein Mann wieder nach Hauſe, und ſagte „mir weinend, ſein Vater ſey wirklich im Bette todtgeſtochen worden. „Ich erſchrack ſehr, weil ich dachte, er könnte es gethan haben, „während er fort war, allein ich ſagte nichts, fragte auch nicht, wie „und durch wen ſein Vater um's Leben gekommen ſey. Als „es Tag war, ſah ich, daß die Stiefel meines Mannes ſchmutzig „waren; woher dieß kam, weiß ich nicht, da es auf den Straßen „trocken gefroren war. Er erklärte ſich auch nicht darüber, putzte „vielmehr ſagleich die Stiefel. An ſeinen Kleidern habe ich weder „Koth noch Blut bemerkt."

Dieſe Ausſage wurde durch die Eltern der Ehefrau Ertel, den Bürgermeiſter und Gemeindeſchreiber von Neuburg und den königl. Unterſuchungsrichter **Molique** von Landau, dem Geſchworenengerichte deklarationsweiſe und nach Verweiſung der erhobenen Einwände des Vertheidigers wieder gegeben, da das Geſetz verbietet, die nächſten Verwandten des Angeklagten als Zeugen zu vernehmen. Solche Aufklärungen mußten auf alle Anweſende den tiefſten Eindruck machen, und hauptſächlich die Ueberzeugung der Geſchwornen begründen, ſie mußten zugleich den Beweis liefern, daß der Angeklagte den Mord mit ſchaudererregendem Vorbedachte verübt hat.

Die Unterſuchung hat dargethan, daß die Ehefrau Ertel nur die reine Wahrheit geſprochen hat. Man ermittelte, daß der Angeklagte mit dieſer durchaus unbeſcholtenen Perſon, wie auch mit ſeinen Schwieger-Eltern im beſten Einverſtändniſſe, in ungetrübtem Familienfrieden lebte. Es war alſa die Unterſtellung, es könnte dieſe Frau im Bewußtſeyn der Unſchuld ihres Mannes, ſich zu deſſen Verderben mit ihren Eltern verbunden haben, rein unmöglich. Die von dem Angeklagten aufgeſtellte Behauptung, ſeine Frau könne ihre Ausſage nur in Folge genoſſenen Weines, oder deshalb gemacht haben, weil ſie nicht nach Amerika wallte, vermochte eben ſa wenig eine Wirkung hervorzubringen, als die von dem Vertheidiger gemachte Andeutung, es könne die ganze nächtliche Scene eine Viſion geweſen ſeyn! Es ſtellte ſich dagegen heraus, daß für den Angeklagten — abgeſehen von dem Groll und Haß gegen ſeinen Vater — ein dringendes Motiv beſtand, deſſen Tod zu wünſchen.

(Schluß falgt.)

Pot-Pourri.

Vorweltliches.

Vier Sachen, ſagt der Humariſt, gehen in Deutſchland ganz aus! **Steinböcke**, **Tenorſänger**, **Liebhaber** und **Räuberhauptleute**! **Steine** giebt's zwar für ſich und **Böcke** für ſich! die **Steine** zum Anſtoßen und die **Böcke** zum Schießen; aber im Zuſammenhange „Steinböcke" werden ſie ſelten. — **Sänger** gibt's genug, **Tenore** auch, aber ſie finden ſich nicht beiſammen; weil der ächte Tenor die freie Bruſtſtimme aufſchließt, haben ſie den Tenorſchlüſſel ganz abgedreht. — **Räuber** gibt's auch, und **Hauptleute** auch noch, aber die romantiſche Miſchung „Räuberhauptmann" iſt ausgeſtorben; es iſt kein Platz da für ſie, es müſſen ganz andere Hauptleute eingeſperrt werden! — **Liebe** iſt da, **Haber** auch, Rechthaber ꝛc., aber „Liebhaber" ſind ſelten! Und welche Mühe geben ſich die Theater-Direktoren, um dieſen Mangel zu verdecken; ſie ſpielen oft ſelbſt den jugendlichen Liebhaber, aber es iſt nicht ihr eigentliches Fach!

Soldaten-Rebus.

(Eingeſandt.)

R		G
W		W
G	und	R

Traumlied. Von Th. Drobiſch.

Ein Jüngling träumt von ſtiller Flur,
Und ach! von einem Hüttchen nur,
Er träumt: man lebt von Lieb allein,
D'rum nimmt er ſich ein Weibelein:
Doch kaum hat er die Frau beſeh'n,
Als ſchon die Träume flöten geh'n,
Dann ſieht er leider allzu klar,
Die Jugendträume ſind nicht wahr!

So Mancher träumt, es ſey doch ſchön,
Als Künſtler auf den Brettern ſteh'n,
Dreitauſend Thaler Gage im Jahr,
Und extra noch ein Spielhon'rar;
Doch tritt er auf, das Kraftgenie,
Sa pfeift Parterre und Gallerie!
Beim Lampenlicht erſt ſieht er klar,
Die Künſtlerträume ſind nicht wahr!

O traurig Loos! rief ein Commis;
Im Laden ſtecken ſpät und früh;
Doch kaum läßt ihn der Sonntag los,
Da naht ein Reiter hoch zu Roß!
Ein Rothſchild dünkt er ſich zu ſeyn,
Doch Montags früh; o welche Pein!
Wird ihm bei den Weinbeeren klar,
Daß all' ſein Träumen Eſſig war!

Die größten Träume in der Welt,
Verurſacht uns das liebe Geld,
Denn Mancher ſchreit: „Kein leerer Wahn
Sind Actien von der Eiſenbahn!"
Er kauft das Zeug im Ueberfluß,
Als wär's ein alter Fidibus;
Bis ihm geſtochen wird der Staar,
Die Actienträume ſind nicht wahr!

Gar böſe Träume ſpät und früh,
Erwecket auch die Lotterie,
Und Mancher trägt ſein letztes Moos
Mit Freuden hin für's große Loos.
Früh Morgens wird er aufgeweckt,
Und hört, wie ihn das Glück geneckt:
Ein kleines Nieten macht ihm klar,
Wie all ſein' Hoffen Traum nur war!

Jedoch der allergrößte Traum
Nimmt ſicherlich bei Mädchen Raum,
Sind Freier nicht nach ihrem Goue,
So heißt es gleich: „Marſch pack' dich, du!
Mein Mann der muß ganz nobel ſeyn!"
Doch ſind fünf Jahr in's Land hinein:
Mach, ihr vielleicht ein Schuſter klar,
Wie groß das Pech im Traume war!

Digitized by Google

Nro. 54.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 7. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Münchner Briefe. — Verhandlungen vor dem Aſſiſengerichte der Pfalz. — Pot-Pourri.

Münchner Briefe.

Von M. G. Saphir.

Phyſiognomie der Stadt München.

Ein „Geſicht“ hat jeder Menſch und jede Stadt, aber eine „Phyſiognomie“ haben nur wenig Menſchen und wenig Städte! Wenig, ſehr wenig Städte aber erheben ſich zu einem „Antlitz“, welches, ausdrucksvoll und ausdrucksfähig zum Spiegel ſeines Innern, ſeiner geiſtigen Beſchaffenheit wird.

Ich ſagte vor fünfzehn Jahren in meinen „dummen Briefen“: „Wien iſt eine große Stadt, Berlin iſt eine Stadt, die groß iſt, und München iſt groß wie eine Stadt.“

Vor König Ludwig hatte München keine „Phyſiognomie,“ denn eine Phyſiognomie hat einen „Ausdruck“, und Ausdruck hat nur das, was von innerm Geiſt zeigt, der mit Freiheit und Bewußtſeyn ausgerüſtet, ſeine innerſten Bezüge zur Zeit, Welt und Zuſtänden in der äußern Form zur Anſchauung bringt.

Wie in jeder menſchlichen Phyſiognomie vor allem der Begehrungstrieb ſich ausdrückt, ſo läßt ſich in der Phyſiognomie einer Stadt auch vorzüglich der Begehrungstrieb ſeiner Einwohner erkennen. Wenn man vor dreißig Jahren München ſah, ſo ſagte man: „Die Stadt München hat ein „durſtiges Geſicht.“ In der damaligen „Münchner Stadt“ vom Sendlinger Thor bis zur Theatiner Kirche, vom Karlsthor „jusque à L'Isarthor“ und noch „dans L'Isarthor“ und darüber hinaus in die „Au“, in dieſes ſteinerne Idioticon des Münchner Volkslebens, waren es lauter Abtheilungen von Häuſern, Häuſerhäuslein, die ſich hie und da und dort um ein Bräuhaus herumverſammelten, und da kampirten. Eine jede Legion Häuſer hatte ihr Bräuhaus zum Legat, das Bräuhaus hatte ſeine Unterſchenken: Tribunen u. ſ. w. und ſo konnte man die Stadt eintheilen in die „Pſchorr'ſche Legion,“ in die „Pichlbräu-Legion“ u. ſ. w. Ein innerer Organismus der Stadt war nicht da; ſie entſtand nicht nach bedingten Anlagen, ſie ſetzte blos nach und nach Häuſer an, ſie ließ ſich von Innen nach Außen verdichten, zur Maſſe werden, ſie kryſtalliſirte ſich mineraliſch zu einer Stadt. Von einem Bauſtyle, von Geſchmack und Gedanken, ja ſelbſt von Syntax war bei der Diktion oder Conception von Häuſern, Straßen und Plätzen keine Idee. Einzelne großartige Bauten, einzelne wunderſchöne Kirchen wurden von individueller Caprice, prachtliebender Laune oder frommer Eingebung planlos in die Stadt eingeſtreut, und dabei bequemte man ſich und ſchob ſich zuſammen, und dachte egoiſtiſch nur an ſich, an ſeinen Standpunkt, und nicht an die Nebenhäuſer und an's Ganze.

Dieſe alte Stadt München liegt länglich wie ein Ei auf dem Teller der ſie rings umgebenden Haide; weder an einem bedeutenden Strom noch an einem Bergwall gelegen, hat ſie weder den Kriegsvölkern einen Schutz- und Trutzpunkt, noch den handelnden Völkern einen Stappel- und Anſiedlungspunkt geboten, und nur dem Genie König Ludwigs gelang es, dieſes Ei aufzuſtellen, daß es eine glänzende Stellung einnehme in der Reihe der europäiſchen Reſidenzſtädte.

Das Buch, welches die Figur im Münchener Stadtwappen in der Hand hält, blieb ſo ziemlich in Bianco, bis König Ludwig ſeine Blätter mit denkwürdigen Lettern für die Nachwelt füllte.

Bis zu König Ludwig war München eine Häuſer-Kolonie in der Wüſte, denn „eine Wüſte iſt überall,“ ſagt Schubert, „wo dem Boden zwei Elemente der Belebung abgehen, der Strahl des Lichtes von Oben, und der Strahl der Quelle aus der Tiefe!“ Nicht der Strahl der Kunſt hatte, mit Farbe und Licht, klingend an die Erde geklopft, und ſich ſeine Tempel und Hallen hervorgezaubert, und nicht der Strahl der Wiſſenſchaft hatte, aus den Tiefen des Lebens emporſchießend, ſeinen zerſtäubenden Perlenfall belebend, erfriſchend und befeuchtend auf den Boden zurückfallen laſſen. Nicht Neugier, nicht Wißgier zog die Menſchen nach München. Die faſt ausſchließliche Kultur-Thätigkeit des Malzes und des Hopfens ließ das gebildete Europa es nicht bedauern, daß kein beſonders kultivierter Straßenzug dahinführte.

In ganz früher Jugend war München, an der Iſar gelegen, vielleicht nichts mehr als Gehöfte, Gedünge und Meierhöfe der Klöſter Benediktbeuern, Schäftlarn, Tegernſee u. ſ. w. Während ein Bär im Norden ſich einen ſteinernen Wald baute, legte ein Löwe im Süden den Grund zu einer ſteinernen Höhle: „Albrecht der Bär“ gründete Berlin und „Heinrich der Löwe“ gründete den eigentlichen Aufſchwung Münchens; und wodurch? Durch einen Artikel, den man noch heute in München nicht im Ueberfluſſe findet: durch Salz! Der Löwe nahm Otto dem Erſten von Freiſing das Salz-Monopol ab, verlegte es nach München, und beförderte dadurch ſein Aufblühen. Erſt unter dem ſtrahlenden Scepter der Wittelsbacher wuchs das bei der Iſar aufgezogene ſchwache München nach und nach zur bedeutenden Stadt empor. Aus dem quabblichen Rumpfe wuchſen nach und nach die rechte Hand: das „Kauſinger Thor,“ und die linke Hand: das „Thalbrugthor,“ und die zwei Füße: das „Sendlingerthor“ und das (einſtige) „Wilprechtsthor.“

Alle alten Städte haben zwei große Wohlthäter: „Feuersbrunſt“ und „Ueberſchwemmung!“ Wenn nicht einmal eine „Feuersbrunſt“ ſo eine alte Stadt beim Schopfe nähme, wenn nicht eine „Ueberſchwemmung“ ihr die Füße abſchwemmte, ſie würde nie neuer, ſchöner und zweckmäßiger werden! Durch Feuer und Waſſer ſind ſchon viel Verbeſſerungen in der Welt entſtanden! Auch Münchens erbarmte ſich im vierzehnten Jahrhunderte ein furchtbarer Brand, worauf Kaiſer Ludwig der Bayer den Phönix verjüngt aus der Aſche erſtehen ließ, der Phönix dehnte ſeine Schwingen und ſeine Thore weiter hinaus. Ich übergehe die einzelnen günſtigen Momente für München und ſein Emporkommen, welches Albrecht dem Fünften, dem Churfürſten Maximilian, und beſonders Maximilian dem Dritten, dem unſterblichen Gründer der „Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften“ ſo unendlich viel zu verdanken hatte, und komme zugleich zu dem durch Fürſtengröße und vorzüglich durch ſein großes, edles Herz und durch ſeine Humanität mit Recht angebeteten Maximilian Joſeph I., Vater König Ludwigs I. Von da an datirt die Palingeneſis Münchens, auf welche der jetzige König ſchon als Kronprinz den mächtigſten Einfluß ausübte. Der Impuls dieſes ruhmvollen und unternehmenden Fürſten

Google

reichte noch belebend und nachwirkend in viele erſt unter König Ludwig I. vollendete Kunſtſchöpfungen hinein.

Mit König Ludwig treten wir in eine neue Welt von Kunſt und Glanz, in eine auf ſein ſchöpferiſches „Es werde!“ ins Leben getretene Kunſt-Aera, auf eine Schöpfung, die, mit der Aegis gerüſtet, aus ſeinem genialen Haupte ins Daſeyn ſprang.

Von da an begann die dürre Farb- und Gehaltloſigkeit der Stadt München Blüthe und Blätter zu treiben, Farbe zu bekommen.

König Ludwig, an Geiſt und Sinn der Sehnſucht der Zeit voraneilend, deſſen innere geiſtige Anſchauungskraft frühzeitig in Italien, in dieſer glühenden und blühenden Wiege der Kunſt, der Poeſie und der Liebe zu allem Schönen an wirklicher Anſchauung erſtarkte, reifte, zur Frucht und Erkenntniß wurde, König Ludwig, deſſen angeborner Geſchmack durch klaſſiſche Studien und klaſſiſche Anſchauung zum Bewußtſeyn entwickelt wurde, der den Sprung von den Götterformen und Idealgeſtalten der heitern und ſchönen Kunſtwelt zu den Monstris horrendis der zutäppigen deutſchen Beſtrebungen damaliger Zeit gar zu gut erkannte; König Ludwig fühlte, daß in ſeiner Bruſt auch jenes Urfeuer der göttlichen Kunſtſonne brenne, welches durch Kunſt und Poeſie den Zwieſpalt des Lebens ausſöhnt und den anhaltenden Streit der Erde und des Himmels verſöhnt! In ſeinem Reiche ſollte dieſe Sonne nie untergehen!

Unſere Aufgabe in dieſem Briefe iſt es vor der Hand, nur über König Ludwig, als Schöpfer eines neuen Münchens zu ſprechen. Was iſt München ſeit dem Regierungs-Antritte dieſes Königs geworden! Man umfaſſe im Geiſte Alles, was von der Ueberſiedelung der Univerſität von Landshut nach München bis zur nahen Vollendung der Baſilika in München geſchehen iſt, und man wird es kaum verzeihlich finden, wenn nicht jeder Münchner, ich will gar nicht ſagen, jeder Bayer, dieſem Könige jeden Morgen eine neue Begeiſterung widmet.

München war von jeher eine „Privatſtadt,“ durch König Ludwig iſt ſie zur „Weltſtadt“ geworden! Wenn Architektur Muſik iſt, wie Jean Paul ſagt, ſo iſt das neue München eine großartige Symphonie, und König Ludwig ihr Beethoven! Und welch' ein Schatz von Schätzen liegt in dieſer neuen Stadt, welch' eine Vorwelt liegt in dieſer Neuwelt! Welch' eine zu Bild und Statuen gewordene Weltgeſchichte und Nationalgeſchichte ſpricht und ſingt und begeiſtert aus dieſer Zauberwelt voll intenſiver Bedeutung und extenſiver Großartigkeit? Die Glyptothek, dieſes Nibelungenlied voll Duft und Poeſie mit dem großen Kunſthort; der Königsbau, die Arkaden, die Bibliothek, die Ludwigskirche, die Allerheiligenkapelle, die Pinakothek, die Auerkirche, Baſilika, die Ruhmeshalle, die zweite Pinakothek und noch unzähliges Andere, zu dem ich in ſeinen Einzelnheiten noch kommen werde; dann die Walhalla, Befreiungshalle, Bavaria u. ſ. w., die Maſſe erdrückt mein Gedächtniß! Durch Alles das iſt München zu einem großen, goldenen Anfangsbuchſtaben in der Reihe der europäiſchen Reſidenzen geworden.

Schon die Siedlung der Univerſität nach München bewies, daß König Ludwig der geiſtigen Fortzeitigung des Volkes ihre Geltung nicht nur erhalten, ſondern daß er dem Wiſſen eine feſtere Baſis geben, daß er daſſelbe zur Autokratie erheben wollte, daß es ſein Wille war, die Wiſſenſchaft möge frei von fremden und äußern Einwirkungen ſelbſtſtändig auftreten, daß ſie aus ihrem längere Zeit iſolirt geweſenen höheren Allgemeingeiſt zu einer flüſſigeren Verſtändigung mit dem Volkes- und National-Geiſt übergehe.

Die Univerſität und die Akademie der Wiſſenſchaften in engere Beziehungen bringend, förderte König Ludwigs in die Zukunft hineindenkender und hineinſchaffender Geiſt eine geiſtige und künſtleriſche Entwicklung, die, im Einklange mit dem Ebenmaaße ſeiner königlichen Gedanken und mit dem Schaffungs- und Formtriebe ſeiner welthiſtoriſchen Anſchauung und ſeines durchgebildeten Geſchmackes im Einklange ſteht. Um die Frucht ſoll ſich das grüne Laub, um die marmorne Säule der blühende Kranz, um die leuchtende Ampel das blumige Gewand ziehen.

Wiſſen und Kunſt, ſo wollte König Ludwig, ſoll ſich keiner Richtung unterordnen, dadurch leiden beide und werden abhängig, ſie ſollen die Richtung geben, ſchaffen! König Ludwig hat im Wiſſen die Starrheit des Formalismus vermindert und in der Kunſt die Tyrannei der Einſeitigkeit gebrochen. Er hat dieſer blumenbegränzten Gottheit des Lebens den Griffel Clios in die Alles verſchönende Hand gegeben, er hat die Göttin mit den zaubervollen Roſenlippen zur ſinnigen und beredten Verkünderin der Vor- und Heldenzeit der Nation angeworben, er hat ihren beflügelten Götterarm feſtgehalten, damit er durch zauberiſche Schöpfungen und himmliſche Gebilde ſpreche zu dem religiöſen, hiſtoriſchen, politiſchen, idealen und realiſtiſchen Sinne des Volkes, daß ſie ſchwebend verweile, und ihren Odem aushauche über eine neue Welt voll hoher und anmuthiger Bildungen, daß ſie den Farbenbogen des Schönen ausſpanne, durch den man begeiſtert in das Land der Erkenntniß zieht!

Bei der näheren Detaillirung der Einzelſchöpfungen des neuen München (auf die ich wieder zurückkommen werde) ſtellt ſich in jedem einzelnen Gebilde die Harmonie ſeines Geiſtes mit dem Gedanken ſeines Schöpfers heraus, man ſieht, daß Alles von einer Idee durchdrungen iſt, in jeder neuen Entſtehung findet man die uranfängliche Einheit des großen Gedankens wieder.

Es wäre ſtumpfſinnig, zu ſagen, daß bei den verſchiedenartigſten Bauten, bei ſo mannichfachen Creationen die innere Harmonie des Grundwollens fehle; vielmehr tritt dem Geiſte, der tiefer ſieht als auf das Gehäuſe, und dem Gemüth, das tiefer eindringt als in die Form, ein klarer, ſich ſelbſt bewußter Geiſt der Einheit aus Allem entgegen, ein Geiſt der höhern Ordnung, der die mannichfaltigſten Blumen zu dem harmoniſch einfachſten Strauß zuſammenordnet, ein Geiſt, der ſich durch das Geſtrüppe des Schwankens und Wollens ſiegreich durchgekämpft hat, und welcher das, was von ihm als höchſte Idee erkannt wurde, als rothen Faden durch die Geſammtwerke ſeiner ſchöpferiſchen Kraft zieht!

Daß eine Individualität wie König Ludwig, daß Hervorbringungen, genial, abſonderlich, rieſenhaft und faſt erſchreckend, zauberhaft aufgebracht, märchenhaft in die Mitte einer ſtrömenden Menge hineingeblaſen, nur ſchwer von allen Mitlebenden begriffen, erkannt und beurtheilt werden und werden können, iſt eine Wahrheit, ſo alt als der Erdball, eine Erfahrung, ſo grau, wie das Haupt des Saturnus; daß eine gerechte, tiefe und allgemein anerkennende Würdigung von Geiſt, Sinn, Zweck und Vorausſicht großer Erſcheinungen, von der großen, zähen indolenten Maſſe der kurzſichtigen, engherzigen ſämmtlicher Zeitgenoſſenſchaft nicht in Ausſicht iſt, bei gleichem Gegebenen zu keiner Zeit war, iſt eine ſo uralte Geſchichte, wie die alte Urgeſchichte!

Nicht allen iſt das Maulwurf-Auge geöffnet, Pygmäen ſind ſchlechte Bewunderer von Pyramiden, die Größe wird nur wieder durch Größen gemeſſen, und ſo mag es kommen, daß in München ſelbſt vielleicht Manche, wie die Tauben an den Katarakten des Nils, geiſtblind und herzlahm an den großen Schöpfungen und Wohlthaten vorbeigehen die ſie umgeben und umſtehen wie alte Götterbilder; im Allgemeinen aber erkennt der biedere, offene, herzliche und gebildete Gemeinſinn der Münchner, was König Ludwig für ſie gethan, für ſie gewirkt, und die herzlichſte Liebe zu ſeinem geiſtreichen Könige iſt die Strömung, die das große Publikum durchfluthet. (Humoriſt.)

Verhandlungen vor dem Aſſiſengerichte der Pfalz,

Vatermord betreffend,

In den Sitzungen vom 27., 28. und 29. Mai 1847.

(Schluß.)

Der alte Ertel hatte im Jahre 1846 mit ſeinen Kindern das mütterliche Vermögen abgetheilt, weil er, beſonders die läſtigen Anſprüche des Angeklagten beſeitigend, ſich Ruhe verſchaffen wollte.

Digitized by Google

In Folge der gerichtlichen Theilung, bei welcher ſich Valentin Ertel der heftigſten Schimpfworte und Drohungen gegen ſeinen Vater ſchuldig machte, fielen demſelben nebſt einem Stück Land nur 60 bis 70 fl. Gleichſtellungsgelder zu, während dem alten Ertel ein perſönliches Vermögen von 3 — 4000 fl. übrig blieb. Von dem Vater, der im vorigen Herbſte noch auswandern wollte, konnte der Angeklagte keine Unterſtützung hoffen, er hatte denſelben zu oft, zu bitter gekränkt. Gleichwol hatte er ſelbſt die Abſicht, bald nach Amerika zu ziehen, was aber nicht wohl auszuführen war, da ſeine Schwiegereltern ihm nichs geben konnten. Berückſichtigt man nun, daß durch den Tod des Vaters dem Angeklagten ein Erbe von wenigſtens 1000 fl. zufallen mußte, ſo war der Beweggrund zur That wie zum Vorbedacht gegeben. Auch ſagte Ertel vor nicht langer Zeit zu ſeiner Schwiegermutter, welche ihm die Auswanderung widerrieth: „Mein Vater ſtiebt vielleicht noch dieſen Winter,“ obgleich dieſer ein robuſter, vollkommen geſunder Mann von 59 Jahren geweſen iſt.

Ertel's Ermordung wurde, nach der Anſicht des Arztes, mittelſt eines Beiles oder einer Axt vollführt. Anfänglich wurde irrthümlich ein in der Wohnung des Angeklagten aufgefundenes Beil als das Mordinſtrument angeſehen. Man entdeckte 14 Tage nach der That das wirkliche in dem Hauſe des Getödteten ſelbſt. Es war eine ſogleich vermißte Holzaxt, welche gewöhnlich in der Küche geſtanden hatte. Dieſe Axt, am Styl und Helm mit Blut befleckt, fand ſich in einem Behälter zwiſchen Wellenholz verſteckt — an einer Stelle, wohin ſie nur durch eine mit den Hauseinrichtungen vollkommen vertraute Perſon gebracht worden ſeyn konnte.

Den Wächtern bei der Leiche ſeines Vaters erzählte der Angeklagte allerlei Geſchichten von Schlägereien, z. B. daß es nicht einem Gegner, wenn ſein Meſſer beſſer geſchnitten hätte, ebenſo ergangen wäre, wie jetzt ſeinem Vater.

Bei dem Leichenbegängniſſe war er gegenwärtig. Viele Leute beobachteten ihn genau, und wollen etwas ganz Befremdendes in ſeinem Benehmen wahrgenommen haben. An jenem Tage ſagte er zu ſeiner Frau, ſie ſolle nur, wenn ſie in das Verhör komme, das, was ſie geredet, wieder ſagen, d. h. angeben, daß er nach 10 Uhr nicht mehr ausgegangen ſey. Auf ihre Bemerkung, ſie habe Angſt, erwiederte er: „Du brauchſt keine Aengſte zu haben — es thut mir nichts — ich habe es nicht gethan — man kann mir nichts machen.“

Wie ſehr übrigens den Angeklagten fortwährend der Gedanke, daß man ihn bei Verübung der That geſehen haben könne, beunruhigte, beweiſt ein nach der Verhaftung an ſeine Schwiegereltern geſchriebener, zu den Acten genommener Brief. In dieſem Briefe machte er andeutungsweiſe, in einem verlangten Verhöre aber ausdrücklich, darauf aufmerkſam, wie er an dem fraglichen Abend kurz vor der Polizeiſtunde zweimal aus dem Hauſe des Wirths Weiſſenburger zu ſeiner Frau gegangen und wieder in das Wirthshaus zurückgekehrt ſey. Deſſen auf ſeine Handlungen an dieſem Abend bezügliche Angaben wurden größtentheils von Zeugen als unwahr widerlegt.

In ſeinen verſchiedenen Verhören hat Valentin Ertel die ihm zur Laſt gelegte Miſſethat auf das entſchiedendſte in Abrede geſtellt. Ueber ſeinen im Grabe ruhenden Vater ließ er ſich mit ſo zügelloſer Bitterkeit aus, daß an der gänzlichen Verwilderung ſeines Gemüthes nicht mehr gezweifelt werden konnte. Als man ihm ſeine Frau und Schwiegereltern gegenübergeſtellt und ihn mit deren Ausſagen bekannt gemacht hatte, richtete er an Erſtere die Frage, ob ſie ſo Etwas habe ſagen können, worauf dieſe laut weinend antwortete: „Ja, das ſage ich — ich rede die Wahrheit.“ Auf die Schlußfrage an den Angeklagten, ob er noch etwas vorzubringen habe, gab derſelbe folgende charakteriſtiſche Antwort: „Mein Vater hat es dem ſeinigen gerade ſo gemacht, wie man mir heute vorlieſt, daß ich es ihm gemacht haben ſoll. Er hat ſeinen eigenen Bruder einſt im Bienwald angepackt, und hätte ihn umgebracht, wenn nicht zwei Männer dazu gekommen wären.“ In der That haben Zeugen ausgeſagt, daß der alte Ertel mit ſeinem Vater ebenfalls Streitigkeiten wegen Vermögensverhältniſſen gehabt, denſelben öfter beleidigt, ja ſogar mit einem Simmern nach demſelben geworfen hat.

In der öffentlichen Sitzung war das Benehmen des Angeklagten gemeſſen, ſeine Antworten zeugten von ſchneller Ueberlegungskraft. Sein Charakter, wie der ſeines Vaters, wurde als rauh und jähzornig geſchildert; der alte Ertel ſey übrigens ein braver Mann geweſen.

Nachdem nicht weniger als ein halbes Hundert Zeugen abgehört und die Ueberführungsſtücke vorgezeigt waren, worunter ein Modell des Karl Ertel'ſchen Wohnhauſes die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſelte, entwickelte Herr Staatsprokurator Damm die Anklage in einem ergreifenden Vortrage. Hierauf erhielt Herr Advokat Wollmahr, den Ertel zum Vertheidiger erwählt hatte, das Wort. In ſeiner Vertheidigungsrede, welche über drei Stunden erforderte, bemühte ſich derſelbe, die Nichtſchuld des Angeklagten darzuthun. Nichts wurde vergeſſen, was auch nur im Entfernteſten zu deſſen Gunſten ſprechen konnte, und wir müſſen bedauern, daß weder Zeit noch Raum geſtattet, den Inhalt der gegenſeitigen Vorträge mitzutheilen.

Demnächſt reſumirte der Herr Präſident das Für und Wider der Verhandlungen, und übergab den Geſchwornen folgende von ihnen zu beantwortende Frage: „Iſt Valentin Ertel ſchuldig, in der Nacht vom 26. — 27. Dezember 1846, ſeinen rechtmäßigen Vater, Karl Ertel, Ackersmann in Neuburg, freiwillig und mit Vorbedacht durch Erwürgen und durch Axthiebe getödtet zu haben?“

Nach einer Berathung von einer halben Stunde kehrten die Geſchwornen in den Gerichtsſaal zurück, wo lautloſe Stille von der geſpannteſten Erwartung des Publikums zeugte.

Herr Johann Steinmetz, Gutsbeſitzer in Forſt, gab die Entſcheidung der Jury durch die einzige Sylbe ja kund. Selten wird wohl eine Sylbe von ſolchem Gewichte ausgeſprochen; ſie entſchied über den Angeklagten, ſie traf ſein Weib, ſein unſchuldiges Kind, die ganze beklagenswerthe Familie.

Ertel blieb bei Vorleſung des Ausſpruchs der Geſchwornen kalt und regungslos; ſeine Thränen miſchten ſich nicht mit denen der ihm verwandten Zeugen.

Die königliche Staatsbehörde trug nun auf die im Artikel 13 des Strafgeſetzbuches verhängte geſchärfte Todesſtrafe an; der Vertheidiger konnte gegen dieſen Antrag keinen Einwand erheben. Valentin Ertel erhob ſich, und ſprach mit feſter Stimme: „So wahr als mir der Tod zuerkannt wird, ſo wahr bin ich unſchuldig.“

Der Präſident verkündete, nach vorhergegangener Berathung des Gerichtshofes, deſſen Sentenz, welche Valentin Ertel, 25 Jahre alt, Schiffsknecht, geboren und wohnhaft zu Neuburg, wegen Vatermords, zur geſchärften Todesſtrafe durch Abhauen der rechten Hand und zu den Koſten des Verfahrens verurtheilt.

Ein furchtbarer Spruch, doch er iſt gerecht. Die Geſchwornen ſprachen ihre innigſte Ueberzeugung auf Ehre und Gewiſſen, vor Gott und den Menſchen mit dem unerſchütterlichen Muthe aus, der einem rechtſchaffenen und freien Manne geziemt.

Der Präſident erinnerte den Verurtheilten, daß ſeine Sache vor dem Richter dieſer Welt abgethan ſey; er möge nun ſeinen Blick zu dem Richter in jener Welt erheben, bei welchem Gnade für Recht zu hoffen ſey.

So wird ein Verbrechen beſtraft, das, zu Ehren der Menſchheit, ſich nur ſelten wiederholt. Ertel war kein Verbrecher gewöhnlicher Art, neben ihm ſchrumpfen die Thaten der Diebe und Verfälſcher zu bloßen Verirrungen zuſammen. Mit Entſetzen erfüllt uns ſein Beginnen, wie er in ſtiller Mitternacht den geheiligten Schutz des Vaterhauſes durchbricht, wie er mit der Mordbegier der Hyäne ſeinen ſchlafenden Vater am Halſe faßt, ihn erwürgt, ſeinen Leib zerſchmettert und dann mit der Schleichſamkeit des Raubthiers entſchlüpft. Keine Entſchuldigung, kein Mitleid

Digitized by Google

einem ſolchen Sohne! Der Arm des Richters hat ihn getroffen, der Arm des Nachrichters möge ihn treffen.

Hören wir bei dieſer Gelegenheit wie der vaterländiſche Dichter ſo treffend in folgenden Worten ſich ausſpricht:

„Was die Erde Schönes kennet,
„Was ſie hold und lieblich nennet,
„Was ſie hoch und heilig glaubt;
„Reicht nicht an des Vaters Haupt.
„Balſam ſtrömt von ſeinen Lippen,
„Und auf wem ſein Seegen ruht,
„Der ſchifft durch des Lebens Klippen
„Lächelnd ob der Stürme Wuth;
„Doch wer in der Sinne Toben
„Gottesräuberiſch verrucht
„Gegen ihn die Hand erhoben,
„Iſt verworfen und verflucht.“

Ein Schwabenſtreich.

Der Stuttg. Beob. theilt einen tragikomiſchen Vorfall — eine wahre Geſchichte — mit, um mit dieſem Beiſpiele zu Befleißigung einer guten Handſchrift in Amtsſachen dringend zu ermahnen. Der Fall iſt folgender: Vor nicht gar langer Zeit machte ein Schultheiß dem Gerichte ſeines Bezirks Anzeige von einem Diebſtahle mit dem Bemerken, daß ein gewiſſer N. N. dieſes Diebſtahls verdächtig erſcheine und aus welchen Gründen, und daß der Verdächtige vorläufig und bis auf weitere Weiſung von Seiten des Gerichts im Ortsgefängniſſe verwahrt werde. Der Oberamtsrichter überzeugte ſich aber ſogleich, daß die von dem Schultheißen bezeichneten Verdachtsgründe zu entfernt ſeyen, als daß dieſelben ein Einſchreiten gegen den N. N. oder gar deſſen Verhaftung hätten rechtfertigen können. Er ertheilte deshalb umgehend dem Schultheißen die Weiſung, den Verhafteten ungeſäumt auf freien Fuß zu ſetzen. Der Erlaß an den Schultheißen war jedoch nicht deutlich geſchrieben und ſo kam es, daß der Schultheiß ſtatt: „auf freien Fuß zu ſetzen,“ las: „auf Einen Fuß zu ſetzen.“ Pflichtgetreu begab ſich derſelbe mit dem Büttel ſogleich in das Gefängniß und ließ durch den Letzteren dem Verhafteten den einen Fuß ſo zurückſchnallen, daß Waden und Schenkel ſich berührten und der Unglückliche bloß auf Einem Fuß ſtehen und nur höchſt unbequem ſitzen konnte. Am andern Tage wurde, zwar ohne Erlaubniß des Gerichts, aus Mitleid mit dem Verhafteten der eine Fuß wieder losgebunden und dann daſſelbe Verfahren mit dem andern Fuße vorgenommen. Dieſes abwechſelnde Hinaufbinden des einen und des andern Fußes dauerte acht Tage lang fort, nach deren Verfluß der Schultheiß das Oberamtsgericht um weitere Auskunft bat, was mit dem Verhafteten, der dieſe Behandlungsweiſe denn doch nächſtens nicht mehr ertragen könne, anzufangen ſey? Der Oberamtsrichter verſtand natürlich dieſe Anfrage nicht, reiste übrigens doch, nichts Gutes ahnend, ſogleich nach dem fraglichen Orte, und hier überzeugte er ſich dann von dem Unheil, das ſeine unleſerliche Handſchrift angeſtiftet hatte. Es verſteht ſich, daß der Unglückliche hierauf alsbald frei gelaſſen wurde!!

Sonſt und jetzt.

Vor achtzehn Jahren war bei einer reiſenden Geſellſchaft, die in Spandau ſpielte, ein junger Mann engagirt, deſſen Gluth für ſeine Kunſt ihn für den Rock mit wärmen mußte, der mehr Näthe hatte, als eben nöthig war, um nach der neueſten Mode zu ſeyn, und doch zu wenig Näthe, um alle Löcher zu ſtopfen. Der junge Mann war der Matador der Geſellſchaft und hatte die höchſte Gage, wöchentlich einen Thaler fünfzehn Silbergroſchen. Dabei hätte er ſich glücklich gefühlt, wenn ſie ihm nur regelmäßig wäre zu Theil geworden. Doch oft blieb eine Hälfte aus, und dies war häufiger bei dem Thaler als bei den Silbergroſchen der Fall, mitunter fehlte ſogar das Ganze. Trotzdem ſparte der Künſtler, um, ſo oft er 7½ Silbergroſchen zuſammen hatte, zu Fuße, und es war in einem kalten Winter, von Spandau nach dem Berliner Schauſpielhauſe auf die Galerie zu gehen und von dort herab die Heroen ſeiner Kunſt, namentlich Ludwig Devrient zu bewundern. Nach beendeter Vorſtellung ging er dann wieder nach Spandau zurück, deklamirte laut in die Nacht hinein den Hamlet, Poſa und andere große Kunſtgeſtalten, für die er ſchwärmte, vergaß darüber Froſt und Hunger, weckte aber auch nicht ſelten durch ſeine laute Stimme die bereits ſüß ſchlummernden Charlottenburger. So oft der junge Mann das Berliner Schauſpielhaus erblickte, blieb er wehmüthig und wunſchtrunken ſtehen und gelobte ſich: Sollteſt auch du je in dieſem hohen Tempel der Kunſt ſpielen, ſo gehſt du die hohe breite Treppe hinauf und dankſt erſt Gott, daß er den kühnſten und heißeſten deiner Wünſche erfüllt hat! Bald darauf lachte er ſich über die Tollheit, das Unmögliche zu träumen, aus. — In den letzten Tagen des Aprils d. J. ſah man an einem Nachmittag gegen 5 Uhr einen elegant gekleideten Mann, mit reichem ſchwarzem Haar, brünetem, ausdrucksvollem Geſichte und glühenden, Freude und Begeiſterung ſtrahlenden Augen, dem Berliner Schauſpielhauſe zueilen. Er blickte ſich verſtohlen um, als fürchte er Beobachter: dann ſtürmte er mit Haſt die breiten Stufen der Freitreppe des Schauſpielhauſes hinauf. Als er oben war, bemerkte man, wie ſeine Augen ſich gen Himmel richteten, ſie wurden thränenfeucht, ſeine Hände legten ſich in einander, ſein ganzes Weſen ſchien von einem freudigen Erbeben ergriffen. Bald eilte er die Treppe wieder hinab und ging in's Schauſpielhaus, durch die Thür, die nach der Bühne führt. An demſelben Abende erſcholl drinnen der jubelnde Applaus für das eben ſo geniale als ſcharf durchdachte Spiel Ludwig Deſſoirs als Hamlet. Es war derſelbe, der vor achtzehn Jahren in Spandau wöchentlich 1½ Thaler hatte und zu Fuß nach Berlin wanderte, derſelbe, der vor einer Stunde die Freitreppe des Schauſpielhauſes hinaufgeſtürmt war. Ludwig Deſſoir hat die Bewunderung aller Kunſtfreunde Berlins durch ſein Gaſtſpiel errungen. Es iſt nur eine Stimme, daß eine Leiſtung wie ſein Othello, ſeit vielen Jahren nicht geſehen worden.

Pot - Pourri.

Alexander Dumas.

Jemand, der, gleich dem unermüdlichen Eingeſandts-Lieferanten der beiden Berliner Zeitungen, in einer Minute mehr zu fragen weiß, als zehn geſcheitte Männer in einer Stunde beantworten können, nahm ſich kürzlich die Freiheit, dem Verfaſſer des „Grafen von Monte-Chriſto“ einige Fragen über ſeinen Stammbaum vorzulegen. „Sie ſind ein Quatrone, Herr Dumas?“ fing er an. — „Das bin ich, antwortete ruhig der Dichter, der übrigens vernünftig genug iſt, ſich einer Abkunft nicht zu ſchämen, die er durch ſein Aeußeres nicht verleugnen kann. — „Und Ihr Vater?“ — „War ein Mulatte.“ — „Und Ihr Großvater?“ — „Ein Neger“, erwiederte Dumas, deſſen Geduldsfaden zu reißen anfing, etwas haſtig. — „Und darf ich nun fragen, was Ihr Urgroßvater war?“ — „Ein Affe, mein Herr!“ polterte Dumas heraus, und zwar mit einem Blicke der Verachtung, der den impertinenten Frager wie ein Donnerſchlag traf; „ja, ja, ein Affe: mein Stammbaum fängt da an, wo der Ihrige aufhört.“

Literariſche Polemik.

Schimpft der Eine recht geſchwichtig
Schimpft der Andere auch recht tüchtig,
Keiner bleibt dem Andern ſchuldig,
Keiner trägt ein Wort geduldig.
Und ſo kämpfen beide Krieger,
Bis der gröbſte bleibt der Sieger.
Solch' ein ungebührlich Streiten
Hieß zu andern beſſern Zeiten:
Höckerweibiſch, grob und hämiſch,
Jetzund nennt man das — polemiſch!

Digitized by Google

Nro. 55.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 10. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Zuſammentreffen mit Dr. Martin Luther. — Eine Anekdote von Louis Philipp. — Das deutſche Sängerfeſt in Lübeck. — Erndte und Herbſt-Ausſichten im Jahre 1847. — Die Kartoffelkrankheit. — Pot-Pourri.

Ein Zuſammentreffen
mit
Dr. Martin Luther.

Johannes Keßler (geboren 1502), der viel für die Einführung der Reformation in ſeiner Vaterſtadt St. Gallen wirkte, hat eine bisher noch ungedruckte St. Galler Reformations-Chronik hinterlaſſen, in der ſich auch die Schilderung eines zufälligen Zuſammentreffens Keßler's und eines anderen Studenten mit Dr. Martin Luther im Jahre 1522 findet. „Und ich kann es nicht laſſen", ſagt Keßler, „ob es auch vielleicht kleinfügig und kindiſch erſcheint, allhier zu verzeichnen, wie mir und meinem Geſellen, Martinus, als er aus ſeiner Gefangenſchaft wieder gen Wittenberg reiten wollte, begegnet iſt. Als wir des Studirens heiliger Schrift wegen gen Wittenberg reisten und, Gott weiß bei was für einem wüſten Wetter, nach Jena im Thüringerwalde komen, ſo konnten wir all' des vielen Nachfragens in der Stadt um eine Nachtherberge ungeachtet, keine erhaſchen, noch erfragen, ſondern es wurde uns dieſelbe allenthalben abgeſchlagen; denn es war Faſtnacht, wo man nicht viel Sorge um die Pilger und Fremdlinge trägt. Da kehrten wir aus der Stadt wieder, um weiter zu gehen, ob wir etwa noch ein Dorf erlangten, da man uns beherbergen wollte. Unter dem Thore begegnete uns ein ehrbarer Mann, der uns freundlich anredete und fragte, wo wir doch ſo ſpät noch hinwollten. Wir antworteten ihm: Lieber Vater! Wir ſind bei allen Wirthshäuſern geweſen, da man uns hin und her gewieſen hat, allenthalben aber hat man uns abgewieſen und die Herberge verſagt, daher müſſen wir nothhalber fürbaß ziehen. Er ſprach: Ob wir auch im Wirthshaus zum Schwarzen Bären gefragt hätten? Wir ſprachen: Es iſt uns nie begegnet. Lieber! Sagt uns doch, wo finden wir dieſes? Da zeigt er uns ein wenig vor der Stadt. Und wie wir den Schwarzen Bären anſichtig warden, ſiehe, ſo kam, während vorher alle Wirthe die Herberge uns abgeſchlagen, dieſer Wirth unter die Thür, hob uns auf, erbot ſich gutwillig, uns zu beherbergen, und führte uns in die Stube. Da fanden wir einen Mann bei dem Tiſche allein ſitzend und ein Büchlein vor ihm liegend, der grüßte uns freundlich und hieß uns zu ihm an den Tiſch ſitzen, denn unſere Schuhe waren, mit Verlaub zu ſchreiben, ſo voll Kothes, daß wir uns ſchämten, in die Stube hervorzutreten, und uns darum heimlich bei der Thüre auf ein Bänklein niederſchmiegten. Nun bat er uns, zu trinken, was wir ihm nicht abſchlagen konnten, und wir ſetzten uns, nachdem wir ſeine Freundlichkeit und Holdſeligkeit vernommen, zu ihm an den Tiſch und beſtellten auch ein Maaß Wein, damit wir ihm Ehren halben wieder zu trinken böten. Wir vermeynten aber nichts Anderes, denn es wäre ein Reuter, dieweil er nach Landesgewohnheit da ſaß in einem rothen Schlepli, in bloßen Hoſen und Wams, ein Schwert an der Seiten, mit der Hand auf des Schwertes Knopf ſich ſtützend, mit der andern das Heft umfangend. Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig ſeyen. Doch gab er ihm ſelbſt die Antwort und ſprach: Ihr ſeyd Schweizer; von wannen ſeyd ihr aus dem Schweizerlande? Wir antworten: von St. Gallen. Er ſprach: Wollet ihr, wie ich merke, gen Wittenberg, ſo findet ihr gute Landsleute daſelbſt, nämlich den Dr. Hieronymus Schurpf und ſeinen Bruder Dr. Auguſtin, worauf wir ſagten: wir haben Briefe an ſie. Da fragten wir ihn hingegen: Mein Herr, wiſſet ihr uns keine Beſcheid, ob Martin Luther jetzmals zu Wittenberg oder an welchem Orte er doch ſey. Er antwortete: Ich habe gewiſſe Kunde, daß der Luther jetzmals nicht zu Wittenberg iſt; er ſoll aber bald dahin kammen. Philippus Melanchthon aber iſt da und lehrt die griechiſche Sprache, während Andere auch die hebräiſche lehren, welche beiden Sprachen zu ſtudiren er uns in Treuem rathen wollte, da ſie vor Allem nothwendig ſeyen, um die heilige Schrift zu verſtehen. Wir ſprachen: Gott ſey gelobt! denn ſo Gott unſer Leben friſten wird, wollen wir nicht nachlaſſen, bis wir dieſen Mann ſehen und hören reden, denn eben ſeinetwegen haben wir unſere Fahrt unternommen. Dieweil wir von Jugend auf von unſeren Eltern dazu erzogen und verordnet ſind, daß wir Prieſter werden ſollen, ſo wollen wir gerne hören, was er uns für einen Unterricht geben werde. Nach dieſen Worten fragte er: Wo habt Ihr vormals ſtudirt? Antwort: Zu Baſel, worauf er ſagte: Wie ſteht es zu Baſel; iſt Erasmus Rotterdamus noch daſelbſt und was thut er? Mein Herr, ſprachen wir, wir wiſſen nicht anders, denn daß es wohl ſtehet; auch iſt Erasmus noch da, was er aber thut, iſt Jedermann unbekannt und verborgen, denn er hält ſich gar ſtill und heimlich. Es befremdete uns ſehr an dem Reuter, daß er dermaßen von den beiden Schurpfen, dem Philippus und Erasmus, desgleichen auch von der Nothdurft beider, der griechiſchen und hebräiſchen Zunge, zu reden wußte. Zudem redete er auch inzwiſchen etliche lateiniſche Worte, ſo daß uns bedünken wollte, er wäre eine andere Perſon, denn ein gemeiner Reuter.

„Lieber!" fragte er uns, was hält man im Schweizerlande von dem Luther? — Mein Herr, erwiederten wir, es ſind, wie allenthalben, mancherlei Meynungen. Etliche können ihn nicht genugſam erheben und Gott danken, daß er ſeine Wahrheit durch ihn geoffenbaret und die Irrthümer zu erkennen gegeben hat, Etliche aber verdammen ihn als einen unerträglichen Ketzer. Und vor Allem die Geiſtlichen, fiel er uns ins Wort, ich verſehe mich Deſſen, daß es vorzüglich dieſe ſeyen. Unter ſolchem Geſpräche ward es uns gar heimlich, ſo daß mein Geſelle das Büchlein, das vor ihm lag, aufhob und aufſperrte, und da war es denn ein hebräiſcher Pſalter. Da legte er es bald wieder nieder, und der Reiter behielt es. Hierdurch mehrte ſich unſer Zweifel: wer er doch wäre. Als nun der Tag gar hinunter und es ſehr dunkel ward, kam der Wirth vor den Tiſch, und da er unſer hohes Verlangen und unſere Begierde nach dem M. Luther wahrgenommen, ſprach er: Liebe Geſellen, es wäre euch gelungen, wenn ihr vor zwei Tagen wäret hier geweſen, denn hier iſt er an dem Tiſch geſeſſen, wobei er mit dem Finger an den Ort hinzeigte. Das verdroß uns ſehr, und wir zürnten, daß wir uns verſäumt hatten, und ließen den Zorn über den wüſten Weg ausgehen, der uns verhindert hätte. Nach einer kleinen Weile rief mir der Wirth, ich möchte zu ihm vor die Stubenthür herauskammen. Da ſprach der Wirth zu mir: „Dieweil ich merke, daß ihr aufrichtig den Luther zu hören und zu ſehen be-

Digitized by Google

gehret, ſo ſollt ihr wiſſen, daß Der es iſt, der bei euch ſitzt.“ Dieſe Worte nahm ich ſcherzweiſe auf und ſprach: „Ja, Herr Wirth, ihr wollet mich gerne zum Beſten haben und meine Begierde mit einer leeren Freud' über Luther erſättigen.“ Er aber antwortete: „Er iſt es gewißlich, doch thue nicht Dergleichen, ob du ihn dafür halteſt und bekenneſt.“ Ich ließ nun dem Wirth Recht, konnte es aber nicht glauben. Hierauf ging ich wieder in die Stube, ſetzte mich wieder zu dem Tiſch und hätte es doch meinem Geſellen gern geſagt, was mir der Wirth eröffnet habe. Ich wandte mich darum gegen ihn und raunte ihm heimlich zu: „Der Wirth hat mir geſagt, Der ſey Luther.“ Er wollte es auch, wie ich, nicht bald glauben und ſprach: Er hat vielleicht geſagt, es ſey der Hutten, und du haſt ihn nicht verſtanden. Dieweil mich nun die reuteriſche Kleidung und Geberde mehr an den Hutten denn an den Luther, als einen Mönchen, gemahnt, ſo ließ ich mich bereden: Er hätte geſprochen, er iſt der Hutten ... (Inzwiſchen waren zwei Kaufleute angekommen und man begab ſich zu Tiſche.) .... Unter dem Eſſen that Martinus viele gottſelige und freundliche Reden, ſo daß die Kaufleute und wir vor ihm verſtummten und mehr auf ſeine Worte als auf alle Speiſen achteten. Unter Anderem klagte er mit einem Seufzer darüber, wie namentlich jetzt die Fürſten und Herrn auf dem Reichstag zu Nürnberg wegen des Wortes Gottes obſchwebender Händel und Beſchwerung deutſcher Nation halben verſammelt wären, aber mehr nicht auszurichten geneigt ſeyen, als ihre gute Zeit mit köſtlichem Turnier zu verzehren, während doch nur Gottesfurcht und ernſtliches Gebet zu Gott dazu dienen würde. Aber Das ſind, ſetzte er hinzu, unſere chriſtlichen Fürſten. Weiter ſagte er, ſey er der Hoffnung, daß die evangeliſche Wahrheit mehr Frucht bei unſeren Kindern und Nachkommen bringen werde, weil ſie jetzt auf die lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzet würden, als ihre Eltern, in welchen die Irrthümer eingewurzelt ſeyen, ſo daß ſie nicht mehr leicht mögen ausgerottet werden. Darnach gaben die Kaufleute auch ihre gute Meynung ab, und es ſprach der Aeltere: „Ich bin ein einfältiger, geringer Laie und verſteh' mich auf dieſe Händel nicht beſonders, ſoll ich aber reden, wie ich die Sache anſehe, ſo muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle ſeyn.“ Indeſſen kam der Wirth neben uns und ſprach heimlich: „Habt keine Sorge für die Zehrung; Martinus hat das Nachtmahl für euch bezahlt.“ Das freute uns ſehr, nicht des Geldes und Genießens wegen, ſondern daß uns dieſer Mann gaſtfrei gehalten hatte. Nach dem Nachtmahl ſtanden die Kaufleute auf und giengen in den Stall, die Roſſe zu verſehen. Indeſſen blieb Martinus allein bei uns in der Stube. Da dankten wir ihm für ſeine Verehrung und ſein Geſchenk und ließen dabei merken, daß wir ihn für den Huldreich ab Hutten hielten. Er ſprach aber: Ich bin es nicht. Da kommt eben der Wirth, und Martinus ſpricht zu ihm: Ich bin dieſe Nacht zu einem Edelmann worden, denn dieſe Schweizer halten mich für Huldreich ab Hutten. Der Wirth ſprach: Ihr ſeyd es nicht, aber Martinus Luther. Da lächelte er und ſagte ſcherzend: Die halten mich für den Hutten und Ihr für den Luther; ich ſollte wohl bald Markolfus werden. Nach ſolchem Geſpräch nahm er ein hohes Bierglas und ſprach nach des Landes Brauch: Schweizer, trinkt mir noch einen freundlichen Trunk zum Segen. Nun ſtund er auf, warf den Wappenrock auf ſeine Achſeln und, indem er Urlaub nahm, bot er uns ſeine Hand und ſprach: So ihr gen Wittenberg kommt, ſo grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurpf. Wir ſprachen: Wir wollen es willig thun, aber wie ſollen wir euch nennen, damit er den Gruß von euch verſtehe? Da ſprach er: Sagt nicht mehr, denn: Der kommen ſoll, läßt euch grüßen, ſo verſteht er die Worte bald. Alſo ſchied er von uns und gieng zur Ruhe. Am Samstag darnach (wie Martinus am Freitag dorther) als Morgens darauf eben der erſte Sonntag in der Faſten geweſen, ſind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurpf eingekehrt, um unſere Briefe zu überantworten. So wie man uns da aber in die Stube ruft, ſo finden wir Martinus gleich wie zu Jena, bei ihm Philippus Melanchthon, Juſtus Jodokus Jonas, Nikolaus Amsdorf, Dr. Auguſtin Schurpf, erzählend, was ſich in ſeiner Abweſenheit in Wittenberg zugetragen habe. Da grüßt er uns und lächelt, zeiget mit dem Finger und ſpricht: Dieß iſt der Philipp Melanchthon, von dem ich euch geſagt habe. Da kehret ſich Philippus gegen uns und fraget viel und mancherlei, worüber wir ihm, ſo viel wir wußten, Beſcheid gaben. Alſo brachten wir denſelbigen Tag bei ihnen zu mit Freude und großem Verlangen von unſerer Seite.“

Eine Anekdote von Louis Philipp.

Der „Artiſte“ enthält nach dem in London erſcheinenden „**Observateur français à Londres**“ eine Anekdote, welche in Bezug auf Ludwig Philipp und eine legitimiſtiſche Celebrität ein intereſſantes Licht verbreitet. Der Marquis v. Paſtoret, der ſich vor einiger Zeit zu dem Grafen v. Chambord begeben wollte, ſah ſich bei ſeiner Abreiſe in großer Verlegenheit, wegen eines Käſtchens, das er beſitzt, und das die wichtigſten Papiere enthält. Es in ſeinem Hauſe zu laſſen, wäre unvorſichtig geweſen. Er hielt es alſo für das Beſte, das Käſtchen einer Dame anzuvertrauen, deren unbeſchränktes Vertrauen er genoß und die ihm Beweiſe davon gegeben. Die Dame empfing das ihr Anvertraute mit großer Erkenntlichkeit, und der Marquis reiste zu dem Grafen v. Chambord. Gleich nach ſeiner Rückkehr begab er ſich zu ſeiner Vertrauten und bat ſie um die Rückgabe des Käſtchens. Verlegen antwortete ihm die Dame: „Sie wiſſen, Herr Marquis, daß das Glück mich nicht begünſtigt; traurige Verhältniſſe haben mir Vermögen und die Seelenruhe geraubt. Eine günſtige Gelegenheit bietet ſich jetzt mir dar, meine Lage zu verbeſſern und meinem Gemüth eine andere Richtung zu geben; ich halte es in meinem Intereſſe und in dem meiner Kinder für meine Pflicht, ſie nicht unbenutzt zu laſſen. Ihr Käſtchen iſt für Sie gefährlich: es hat alſo großen Werth für mich, ich werde es Ihnen mithin nur dann zurückgeben, wenn Sie mir 60,000 Frs. zahlen, deren ich in dieſem Augenblick dringend benöthigt bin.“ Der Marquis antwortete der Dame wie ein wahrer Edelmann, „daß Alles dieß ſeine eigne Schuld ſey, und daß er alſo dafür büßen müſſe. Indeſſen,“ fügte er hinzu, „werden Sie begreifen, daß ich in dem Augenblick nicht 60,000 Frs. herbeiſchaffen kann. Geben Sie mir bis morgen früh Zeit, und gegen Mittag ſoll mein Sekretär dieß unglückliche Käſtchen gegen ein Portefeuille vertauſchen, das die geforderte Summe enthalten ſoll.“ Mit dieſen Worten entfernte ſich der Marquis. Als die Dame allein war, überlegte ſie, daß ſie nicht genug gefordert hatte, da ihr jene Summe ſo leicht bewilligt worden ſey. Ein heilloſer Gedanke kam ihr in den Sinn: ſie klingelte, ließ einen Wagen kommen, nahm das Käſtchen und fuhr zum Polizeipräfekten. Herr Deleſſert, dem ſie ſagen ließ, daß ſie ihm die wichtigſten Mittheilungen zu machen habe, ließ ſie augenblicklich vor. „Mein Herr,“ ſagte ſie ihm, „ich beſitze ein Käſtchen, wofür mir der Marquis v. Paſtoret 60,000 Frs. bietet, Sie können alſo ſehen, wie wichtig es iſt. Wollen Sie mir 100,000 Frs. dafür geben, ſo liefere ich es Ihnen auf der Stelle aus.“ Der Präfekt ſann eine Weile nach, und antwortete dann der Dame: „dieß ſey eine zu wichtige Angelegenheit, als daß er allein darüber entſcheiden könne: der König ſey in den Tuilerien, und er bitte ſie (die Dame) daher, ihn dahin zu begleiten, damit Se. Maj. entſcheide, was in der Sache zu thun ſey.“ Die Dame ſah nun wohl ein, daß ſie eine große Thorheit begangen hatte, allein es war zu ſpät. Sie ergab ſich alſo in ihr Schickſal und begleitete Herrn Deleſſert. In einigen Augenblicken ſtand ſie mit Herrn Deleſſert und dem Käſtchen vor dem Könige. Der König hörte den ganzen Bericht mit großer Aufmerkſamkeit an. Die Dame erzählte ihm, wie ſie zu dem Käſtchen gekommen ſey, ſagte dem König, daß ſie die Papiere geleſen, daß ihr Inhalt höchſt wichtig ſey, und ſchloß damit, daß der Marquis, um die Papiere wieder zu erhalten, ihr 60,000 Frs. geboten habe. Der König antwortete ihr, daß er Dem, was ſie ihm erzählt habe, vollkommenen Glauben beimeſſe, daß man aber, ehe man etwas kaufe, doch wiſſen müſſe, was man kaufe, daß die Dame ihm einen Augenblick das Käſtchen anvertrauen möge, damit er einen Blick hineinwerfen

und dann entweder bezahlen, oder das Käſtchen zurückgeben könne. Die Dame ſah ein, daß ſie ſich fügen mußte, und übergab dem König das Käſtchen. Kaum war dieß geſchehen, als Ludwig Philipp einen Hausbeamten rufen ließ, dieſem ſogleich das Käſtchen übergab und ihm ſagte: „bringen Sie dieß in meinem Namen zum Marquis v. Paſtoret und ſagen Sie ihm, daß ich mich ſehr freue, dieſe Gelegenheit benutzt haben zu können, um ihm einen Dienſt zu erweiſen.“ Nach dieſen Worten warf er der Dame einen Blick voller Verachtung zu und wandte ihr den Rücken.

Das deutſche Sängerfeſt in Lübeck.

Lübeck, 30 Juni. 1847.

Die ſchönen Tage unſeres Sängerfeſtes ſind vorüber; unſere Gäſte haben uns im Laufe des heutigen Tages wieder verlaſſen, befriedigt wie wir hoffen, ſowol von der Anordnung als von der Durchführung des Feſtes. Die Theilnahme des geſamten Publikums, des hieſigen und einer großen Anzahl Solcher, die von allen Seiten weit und breit aus der Umgegend hierher gekommen waren, blieb immer gleich lebendig, und gerade dadurch erhielt das Ganze einen ſo wohlthuenden, anſprechenden Charakter. Während der ganzen Zeit des Feſtes blieben die Straßen geſchmückt, und jeden Abend waren die Häuſer in den Hauptſtraßen erleuchtet.

Dem Programm gemäß war am erſten Abend eine Zuſammenkunft in den weiten und gemüthlichen Räumen unſers Rathskellers, am Sonntag das Konzert in der Feſthalle und Abends ein Feſt im Freien: am Montag der Feſtzug durch die Stadt, das Konzert im Freien und das Feſtmahl; am Dienſtag Fahrt nach Travemünde. Nur am Sonntag war das Wetter den größten Theil des Tages ungünſtig, denn es regnete bis gegen 8 Uhr Abends beinahe unaufhörlich und oft heftig. Dennoch gelang es, eine Beleuchtung der Feſthalle und der gartenähnlichen Anlagen, neben denen ſie erbaut iſt, zu Stande zu bringen, wobei namentlich die Halle ſelbſt, die aus Feuerſäulen zu beſtehen ſchien, einen wahrhaft impoſanten Anblick darbot. Etwa 7000 Perſonen fanden ſich nach und nach auf dem durch Gehäge eingefriedigten, für die eigentlichen Feſttheilnehmer beſtimmten Platze ein, und mindeſtens noch 3 bis 4000 hielten ſich außerhalb der Barrieren auf, wo ebenfalls eine große Anzahl Zelte errichtet und erleuchtet waren.

Dieſer großen Menſchenmenge ungeachtet dauerte das Feſt bis tief in die Nacht hinein, ohne daß die geringſte Störung, die geringſte Unordnung vorgefallen wäre: auch die geringere Volksklaſſe zeigte eine muſterhafte Haltung. Nicht in derſelben Weiſe, aber in demſelben Grade ſchön war der Charakter des Feſtmahls. Wo Männer beim Mahle bei einander ſitzen, da wird nach der jetzt allgemein herrſchenden Anſicht die Rede für die beſte Würze deſſelben gehalten; man fühlt allgemein ein Bedürfniß, ſeine Geſinnungen, wenn auch nur durch Zuſtimmung dazu, daß ein Einzelner ſie ausſpricht, an den Tag zu legen. So folgte denn auch bei dieſem Mahle unter der Form von Trinkſprüchen mit kurzen Unterbrechungen eine Rede nach der andern, und mit beſonderer Freude wurde Alles angehört und bewillkommt, was ſich auf eine ſchöne Entwickelung unſers Volkslebens und der politiſchen Verhältniſſe unſers Vaterlandes bezog. Aeußerſt ſinnig hatte das Feſtcomité das Innere der Feſthalle mit den Wappen der ſämmtlichen Bundesſtaaten, aus denen Theilnehmer zum Feſte verſammelt waren, ausgeſchmückt, über der Halle aber wehte eine mächtige Fahne mit dem deutſchen Adler; als darauf einer der Redner hinwies, erſchallte ein Beifallsſturm, der nicht enden wollte, zum Beweiſe, wie ſehr Alle mit dem Sinne, der durch dieſe Anordnung hatte ausgedrückt werden ſollen, einverſtanden waren.

Die beim Mahle angeregten Ideen und Geſpräche ſpannen ſich nach Aufhebung deſſelben unwillkürlich in kleineren Kreiſen, im Rathskeller oder wo man ſich zuſammenfand, fort. Etwa 1800 Perſonen nahmen an dem Feſtmahl Theil. Die Fahrt nach Travemünde geſchah von etwas über 900 Perſonen. Sie wurde von Vielen für den ſchönſten Theil des Feſtes gehalten, theils weil die dreiſtündige Fahrt willkommene Gelegenheit zu erheiternden Geſprächen, zu Anknüpfung neuer und Erneuerung alter Bekanntſchaften gab, theils weil Viele zum erſtenmal in das unendliche Meer hinausblickten, theils weil die Feſtgenoſſen auch hierbei unzweideutige, oft rührende Beweiſe der allgemeinen Theilnahme aller Bewohner, auch der Umgegend erhielten. Der Raum geſtattet uns leider nicht, alle Einzelnheiten zu erwähnen. Eine letzte Vereinigung in der Feſthalle beſchloß endlich das Feſt. Nicht weniger befriedigend als der volksthümliche Theil des Feſtes war der muſikaliſche Theil, deſſen Leitung auf die Bitte des Comité's Hr. Hofkapellmeiſter Lachner aus München übernommen hatte. Außer ihm waren noch die Kapellmeiſter Marſchner aus Hannover, Methfeſſel aus Braunſchweig und Schneider aus Deſſau anweſend, und die beiden erſteren dirigirten die von ihnen komponirten Geſangſtücke. Das ganze Feſt wird hoffentlich noch lange allen Theilnehmern eine wohlthuende Erinnerung gewähren.

Erndte- und Herbſtausſichten im Jahre 1847.

Von Dr. Otto Eiſenlohr in Karlsruhe.

Vergleicht man die Fortſchritte, welche die Vegetation im Jahre 1847 vom Ende des Mai bis zum Anfange des Juli gemacht hat, mit denen, welche ſich aus 46jährigen Beobachtungen für die hieſige Gegend im Durchſchnitt ergeben, ſo zeigt ſich, daß die Vegetation durch die kühle Witterung des Juni etwas zurückgeblieben iſt. Die Beobachtungen geben folgende Reſultate:

Pflanzen.	1846 Durchſchnitt.	1847.	Unterſchied.
Frühkirſche reif	28. Mai.	29. Mai.	1 Tg. ſpäter
Korn (Roggen) blüht vollſtändig	29. „	29. „	gleich
Spelz (Dinkel) blüht .	6. Juni.	16. Juni.	10 Tge. ſpäter
Weinſtock fängt an zu blühen	10. „	14. „	4 „ „
Weinſtock blüht vollſtändig	18. „	22. „	4 „ „
Weinſtock hört auf zu blühen	28. „	2. Juli.	4 „ „
Winterreps iſt reif . . .	26. „	2. „	6 „ „
Korn fängt an zu reifen .	2. Juli	3. „	1 Tg. „
Korn iſt völlig reif . . .	8. „	— — —.—*)	
Spelz iſt völlig reif . . .	16. „	— — — —	

Die warme und trockene Witterung am Ende des Mai und im Anfang Juni beförderte die Blüthe des Korns und das Reifen der Frühkirſchen; doch ſchadete die Trockenheit in ſandigen Gegenden etwas dem Gedeihen des Spelzes und der Gerſte, welche um zehn Tage ſpäter, als gewöhnlich, Aehren trieben und zu blühen anfingen. Die kühlen und regneriſchen Tage vom 6. bis 12. Juni erfriſchten die Vegetationen durch hinreichenden Regen, hielten aber die Blüthe des Weinſtocks, welche im hieſigen botaniſchen Garten und an andern geſchützten Orten ſchon am 28. Mai angefangen hatte, längere Zeit zurück. Die Witterung in der zweiten Hälfte des Juni war aber für alle Gewächſe ungemein günſtig, warm mit einzelnen heißen Tagen, und dabei wechſelte helles Wetter mit Regen ab; dadurch wurden die Fortſchritte der Vegetation ſo ſehr beſchleunigt, daß ſie gegenwärtig wieder beinahe den durchſchnittlichen Standpunkt erreicht hat, und alle Kulturpflanzen zeigen eine Ueppigkeit, wie man ſie in Süddeutſchland vielleicht noch niemals geſehen hat.

Das Korn, welches in hieſiger Gegend im Durchſchnitt das Achtfache der Ausſaat trägt, wird dieſes Jahr wohl das Zwanzigfache tragen, und, in ſo fern die Witterung trocken und warm bleibt, in der erſten Hälfte des Juli geerndtet werden können. Während voriges Jahr aus einem Saatkorn nur ein Halm mit magerer

*) Die Erndte der Wintergerſte und des Korns hat in den obern Gegenden des Landes ſchon an mehreren Orten (wohl etwas zu früh) begonnen, und ſoll einen überreichen Ertrag (man ſagt, das 36fache der Ausſaat) liefern.

Digitized by Google

Aehre hervortrieb, welche oft nicht mehr als 12 Körner enthielt, trieb dieſes Jahr das Korn durchſchnittlich 5 bis 7 Halme mit Aehren, von welchen eine im Durchſchnitt 52 vollkommene Körner enthält; ja in mehreren gutgebauten Aeckern ſind aus einem Saatkorn 10 bis 12 Halme mit Aehren hervorgewachſen, welche zuſammen 500 bis 600 Köener enthalten. Nimmt man nnn an, daß ein Saatkorn dieſes Jahr im Durchſchnitt 5 Aehren mit 250 Körnern trägt, aber nur $1/_{10}$ der Ausſaat dieſen Ertrag gibt, ſo würde man das 25fache der Ausſaat erhalten, und man kann daher mit großer Wahrſcheinlichkeit, ja beinahe mit Sicherheit behaupten, daß das Korn im Jahr 1847 das Dritthalb- bis Dreifache einer gewöhnlichen Erndte liefern wird.

Nicht viel geringer iſt die Ausſicht für den Spelz und Waizen; jedoch kann man gegenwärtig den wahrſcheinlichen Ertrag dieſer Getreidearten noch nicht mit Sicherheit beurtheilen, weil die Blüthe erſt ſeit wenigen Tagen vorüber iſt. Man kann übrigens, indem dieſe Getreidearten ebenfalls ungemein üppig ſtehen, auch von ihnen ungefähr eine doppelte Erndte erwarten. Dagegen hat die Gerſte durch die kühlen Tage im Juni und durch das Regenwetter während der Blüthe etwas Schaden gelitten, gibt aber immer noch die Ausſicht auf eine wenigſtens mittelmäßige Erndte.

Der Winterreps, welcher durch die günſtige Blüthenzeit und die ihm beſonders zuträgliche, theils feuchte, theils warme Witterung ſich vollkommen und dabei ſehr gleichmäßig ausgebildet hat, wird wenigſtens in hieſiger Gegend einen ſehr reichen Ertrag liefern.

Die Heuerndte iſt reicher ausgefallen, als in vielen Jahren geſchah; man kann auf eine Wieſe, welche im Durchſchnitt einen Wagen Heu liefert, dieſes Jahr 3 bis 4 Wagen rechnen. Das Heu wurde zwar an vielen Orten etwas beregnet, kam aber doch im Ganzen ſehr gut nach Haus, und die abgemähten Wieſen ſind wieder ſo üppig bewachſen, daß man auch eine reiche Oehmderndte erwarten darf.

Auch alle übrigen Kulturpflanzen, namentlich Kartoffeln, Welſchkorn, Bohnen, Hanf, und die Futterkräuter (mit Ausnahme der voriges Jahr ausgebrannten Kleefelder) ſtehen ſo üppig, wie mir es nicht denkt ſie jemals geſehen zu haben.

Neue Frühkartoffeln gibt es ſchon ſeit dem 24. Juni; ſie ſind ſehr ſchön, vollkommen geſund, und geben reichlich aus. Auch die Spätkartoffeln haben ſchon viele Knollen angeſetzt und fangen an zu blühen, was voriges Jahr bei vielen erſt am Ende Auguſt geſchah. Die gegenwärtige Witterung iſt der Kartoffelblüthe ſehr günſtig; dieſelbe kann, wenn die Wäeme anhält, in 3 bis 4 Wochen ganz vorüber ſeyn, und ſomit würden die Kartoffeln vom Ende der Blüthenzeit an noch 2 bis 2½ Monate Zeit zur vollſtändigen Ausbildung übrig haben. Daher kann man, wenn nicht die Kartoffelkrankheit ſpäter noch eintreten ſollte, (von welcher man übrigens noch keine Spur bemerkt, und welche bei dem kräftigen Ausſehen der Pflanzen wohl nicht gefährlich werden dürfte), auch von dieſer unentbehrlichen Frucht eine reiche Eendte erwarten.

Die Obſtbäume ſind dergeſtalt reich an Früchten, daß ſich viele, namentlich die Apfelbäume, ſchon jetzt unter der Laſt derſelben beugen. Kirſchen, Sauerkieſchen, Zwetſchgen, Pflaumen und Mirabellen gibt es ebenfalls in großer Menge; Aprikoſen und Pfirſiche ſind jedoch weniger vorhanden. Das Kernobſt, namentlich die Apfelbäume, verſpricht einen ungewöhnlich reichen Ertrag; auch die Nußbäume und ſelbſt die Feigenbäume ſind voll von Früchten, ſo daß man von allen Obſtſorten eine ungewöhnlich reiche Erndte erwarten kann.

Der Weinſtock hat eine noch nie geſehene Menge von Saamen oder Scheinen (Blüthenknoſpen) getrieben; aber die Blüthe iſt nicht überall gut und gleichmäßig ausgefallen. Doch iſt gewiß an den Weinſtöcken ſo viel hängen geblieben, daß man wenigſtens eine eben ſo reiche Weinleſe, wie voriges Jahr, erwarten darf, wenn die Trauben zur gehörigen Reiſe gelangen. Weil der Weinſtock in den Weinbergen noch im Juni verblüht hat, (um 7 Tage früher, als 1835,) und man mit vieler Wahrſcheinlichkeit einen heißen Juli, einen ziemlich warmen Auguſt, und einen ſchönen September erwaeten kann, ſo wird der Wein wohl trinkbar werden, und vermuthlich die Güte des 35ers oder 28ers, aber nicht eine vorzügliche, ſondern nur eine mittelmäßige Qualität erreichen, was auch gerade wünſchenswerth iſt, da es nicht an vorzüglichen, ſondern an leichten und wohlfeilen Weinen fehlt. Daß Ausſichten auf eine gute und reiche Weinleſe vorhanden ſind, zeigt ſich auch dadurch, daß die Preiſe des vormjährigen und ältern Weins in letzter Zeit an vielen Orten gefallen ſind.

Hiernach berechtigt uns der gegenwärtige Stand aller Kulturgewächſe zu den erfreulichſten Hoffnungen und wenn Gott fernerhin ſeinen Segen zum Gedeihen dieſer Gewächſe gibt, ſo dürfte das Jahr 1847 in Getreide, Obſt, Heu, Wein, und in Kartoffeln das Doppelte ja das Dreifache einer gewöhnlichen Erndte erzeugen, und ſomit, wie ich mich ſchon früher ausgeſprochen habe, das geſegnetſte Jahr dieſes Jahrhunderts werden. Die Preiſe des Getreides und der übrigen Lebensmittel dürften daher (vielleicht mit Ausnahme des Fleiſches) gegen das Ende des Jahres wenigſtens eben ſo billig ſeyn, als ſie es vor dem Jahre 1845 geweſen ſind.

Die Kartoffelkrankheit.

In der „Karlsruher Zeitung“ ſchreibt ein fränkiſcher Oekonom über dieſe (in dem gegenwärtigen Jahre glücklicherweiſe noch nicht wieder zum Vorſchein gekommene) Seuche: Von dem gelehrten Oekonomen ſind zwar zahlreiche Hypotheſen aufgeſtellt worden; es ſcheint aber, daß der einfache Landmann weit eher den Nagel auf den Kopf getroffen hat, indem er die Urſache des Verderbens dieſer Knollen einer ganz nahe liegenden Erſcheinung beimißt. Wenn nemlich nach ſtarken Schlagregen eine große andauernde Hitze eintritt, ſo bildet ſich auf der Oberfläche des Bodens eine ſteinharte Kruſte, welche keine Verdunſtung der im Innern befindlichen Feuchtigkeit und keinen Stoffwechſel zuläßt. Die Folge davon iſt, daß Gährung und die Zerſetzung der organiſchen Subſtanz eintritt. Auf dieſelbe Weiſe iſt die Kartoffelfäule unter ungünſtigen Verhältniſſen, wenn auch nur vereinzelt, faſt alle Jahre vorgekommen. Man hatte aber bisher nur wenig darauf geachtet, weil man ſie als etwas ganz Natürliches anſah. ☞ Ueberall, wo man in unſerer Gegend im vorigen Jahr die Kartoffeln zum zweiten Male, im Juli oder Auguſt, vorſichtig behackte, blieben die Stöcke von der Krankheit verſchont.

Pot - Pourri.

Eigenes Neujahrspräſent.

Dem Herzog von Penthièvre wurde von ſeiner Dienerſchaft am Neujahrstage gratulirt. „Ich danke Euch,“ ſagte der Herzog, „und ſchenke Euch Das, was Ihr mir im vergangenen Jahre geſtohlen habt.“

Sinnſpruch.

Der Menſch kann, was er ſoll, und wenn er ſagt: ich kann nicht, ſo will er nicht.

Auflöſung des Rebus in Nro. 53 des Sammlers:

Obergewehr und Untergewehr.

Rebus.

(Eingeſandt.)

HDL N und N.

Digitized by Google

Nro. 56.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 14. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Napoleon und die Napoleoniden. — Franz Liſzt in Stambul. — Gerichts-Scene. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des Sammlers.

Napoleon und die Napoleoniden.

(Aus dem Berliner „Magazin f. d. Litt. d. Ausl.“)

Die Fortdauer des Geſetzes von 1832, welches die Verbannung der Familie Napoleon's aus Frankreich erneuert, iſt eine eben ſo große Huldigung für den Namen des Kaiſers, wie ſie eine Schmach für die gegenwärtigen Zuſtände iſt; denn ſie zeigt, wenn auch indirekt, doch deutlich ſprechend an, wie ſich nicht alle Franzoſen für ſo beglückt durch die Herrſchaft Ludwig Philipp's halten, daß ſie alle Sympathien für die Familie des Kaiſers darüber vergeſſen; ſie zeigt, daß die Anweſenheit eines Greiſes, der den Namen Bonaparte trägt, den Juli-Thron ſchwanken machen kann. Hieronymus, der jüngſte Bruder Napoleon's, ehemaliger König von Weſtphalen, bittet die Pairs-Kammer, die Erlaubniß ſeiner Rückkehr nach Frankreich auf geſetzlichem Wege zu vermitteln; die Kammer, in welcher ſo viele Waffenbrüder des Verbannten ſitzen, iſt gerührt und, trotz der ungünſtigen Anträge ihrer Kommiſſion, nahe daran, ſich durch die Reden des Fürſten von der Moskowa (Sohns des Marſchalls Ney) und des berühmten Vicomte's Victor Hugo (bekanntlich ebenfalls Sohn eines tapferen Napoleoniſchen Generals) zu einer warmen Empfehlung der Petition an den Präſidenten des Conſeils hinreißen zu laſſen; aber der Miniſter flehte die Kammer an, ſie ſolle das ja nicht thun, es ſey gefährlich; ſie ſolle die Bittſchrift nur an das „Auskunfts-Büreau“ weiſen, d. h. ſie ſolle den für einen ſolchen Bittſteller höflicheren Uebergang zur Tages-Ordnung wählen; und das that auch die gelehrige Kammer mit herzerhebender Majorität für das vorſichtige Miniſterium. Als man im römiſchen Senat über die Erlaubniß zur Rückkehr der in Italien ſeit 17 Jahren gefangen gehaltenen Achäer nach ihrer griechiſchen Heimat verhandelte, entſchied für die Verbannten der Ausruf Cato's: „Wie lange werden wir noch über die Frage berathſchlagen, ob einige griechiſche Greiſe in Italien oder in Griechenland begraben werden ſollen!“ Ob der Greis Hieronymus in Italien oder in ſeinem Vaterlande ſterben ſoll, iſt auch hier der Gegenſtand der Berathung, aber es giebt in der neuen Weltſtadt keinen Cato, und wenn es auch einen gäbe, ſo ſpricht doch ſeine Stimme nicht ſo laut wie die Furchtſamkeit des Senats. Gleichzeitig mit den Verhandlungen der Pairs-Kammer bringen die Zeitungen die Nachricht, der König habe in ſeiner unerſchöpflichen Gnade erlaubt, daß die Aſche eines andern Bruders des Kaiſers, des ehemaligen Königs von Holland, nach Reuil gebracht werde, um dort an der Seite ſeiner königlichen Gemahlin Hortenſia (an deren Seite er früher ſelten geruht und mit welcher er faſt à la Don Francisco und Donna Iſabel gelebt hat!) zu ruhen, eine Nachricht, die wir nur für eine Satyre auf das Votum der Pairskammer halten. Inzwiſchen iſt Ludwig Philipp gegen die verſtorbenen Napoleoniden immer ſehr gütig geweſen; de mortuis nil nisi bene verſteht er auch hier anzuwenden, und er gönnt den Mitgliedern des kaiſerlichen Hauſes gern ein Plätzchen unter, wenn auch nicht auf dem Boden Frankreichs.

Das Ergebniß der Debatte am 14 Juni in der Pairs-Kammer war indirekt ein doppeltes: 1) die fernere Beſtätigung, wie unterhöhlt und gebrechlich die jetzige Ordnung der Dinge iſt; 2) eine Rede von Victor Hugo; die voll von bitteren Wahrheiten und oratoriſchen Schönheiten, die lebhaft den gemüthreichen Dichter und eleganten Schriftſteller erkennen läßt und deren Kraft und Reiz auch die Aufmerkſamkeit der deutſchen Leſer zu berühren im Stande iſt, ſo ſehr auch unſere Ohren ſeit einigen Monaten durch vortreffliche Reden in der Nähe verwöhnt und der Standpunkt unſerer Anſprüche erhöht iſt. Victor Hugo ſagt unter Anderem mit betrübendem Rechte, die Regierung ſolle nicht einen 63jährigen Prinzen fürchten, der in der erſten Hälfte ſeines Lebens für und am Ende der zweiten Hälfte ſeines Lebens in Frankreich ſterben wollte; ſie ſolle lieber die Heugabeln von Buſançais fürchten*), und er giebt zu verſtehen, ſie ſolle den Weg der Corruption und den ausſchließlichen Beiſtand der Plutokraten verlaſſen und das Volk durch eine rechtliche und Wohlfahrt bringende Verwaltung entwaffnen. Das Wort „Corruption“, welches der edle Pair gegen die Verwaltung und die Geſellſchaft ſchleuderte, bekömmt hier eine weit intenſivere Bedeutung, als in dem Munde der Oppoſitions-Preſſe; das Wort „Corruption“, die Oriflamme des heutigen Frankreichs, führt auch uns in die Mitte einiger Betrachtungen, welche hier auszuſprechen der Leſer uns erlauben möge, nachdem wir ihn zum ehemaligen Könige von Weſtphalen zurückgeführt haben werden.

Jérome Bonaparte war als König ein treues Ebenbild Karls VII. von Frankreich, nur daß er von Natur tapferer war und der Agnes Sorel mehrere hatte. Galant in der engliſchen, ſowol ritterlichen als frivolen, Bedeutung des Wortes, lebte er viel weniger den Geſchäften, zu welchen ihn ſein hoher Beruf führte, als den Vergnügungen einer üppigen Geſellſchaft, zu welchen ihn ſein Hang trieb. Dem Liebling ſeiner Mutter verzieh auch Napoleon viele Thorheiten und lächelte zu den Ausſchweifungen des liebenswürdigen Sünders, der ja auch, wenn es galt, ein unerſchrockener Soldat war. Aber in großkaiſerlicher Eitelkeit vertraute er dem brüderlichen Bonvivant den Oberbefehl im rechten Flügel der franzöſiſchen Armee, die Rußland zu erobern beſtimmt war. Vielleicht ſäße Napoleon und nicht Ludwig Philipp auf dem Throne Frankreichs, wenn dieſer Mißgriff nicht zu dem Kreiſe ſeiner Fehler gehörte. Napoleon's Invaſionsplan war ein Meiſterwerk der Strategie: die ruſſiſche Armee war durch einen Zug von ihren Vorrathskammern abgeſchnitten und getrennt, der ſtürmiſche Bagration war in weite Entfernung von dem bedächtigen Barclay de Tolly durch das franzöſiſche Heer geworfen, Davouſt und Jérome hielten ſich in ihrer Mitte, und ſein Entkommen war kaum möglich, da Davouſt, der größte Stratege nach Napoleon, hier ſeine Aufgabe kannte und löste. Aber der königliche Wollüſtling gab in Warſchau den ſchönen Polinnen Feſte und dachte auf ganz andere Eroberungen als an die von Moskau; während deſſen entkam Bagration nicht nur der Gefahr, ſondern warf ſich offenſiv auf den verlaſſenen, aber ſtets umſichtigen Davouſt, vereinigte ſich wieder mit dem ruſſiſchen Hauptheere, mit dem er die mörderiſche Schlacht bei

*) Zu Buſançais haben, wie bekannt, vor einigen Monaten die Landleute in einem Tumulte wegen der Theuerung einen Beamten mit Heu- und Miſtgabeln erſtochen.

Digitized by Google

Borodino lieferte, und in welcher er fiel.*) Was half es jetzt, daß Hieronymus nach Kaſſel zurückgeſchickt wurde, das Uebel war nicht mehr zu ändern; Tauſende von Franzoſen und Deutſche fielen dem Mißgriffe zum Opfer, es koſtete dem Feldzugsplane ſeinen ſchönſten Erfolg und mittelbar Napoleon ſeinen Thron. Welche andere Weltordnung wäre aus dem ruſſiſchen Kriege hervorgegangen, hätte Hieronymus ſeine Pflicht gethan! Die Franzoſen wären einen Monat früher und ohne die ungeheuren Verluſte von Smolensk und Borodino nach Moskau gekommen; ein Heer gefangener Feinde hätte dem erſtaunten Europa ihre Triumphe bezeugt; Alexander wäre zum Frieden gezwungen worden, und mußte dennoch der Rückzug angetreten werden, ſo wären keine zahlreichen Verfolger dageweſen. Der verjagte König ſchien nicht untröſtlich, die Gräuel des Krieges und die Schauder des Rückzuges gegen die Schwelgereien ſeines Hofes vertauſcht haben zu müſſen, und man ſagt, daß der Bote, welcher ihm in Kaſſel die heranſprengenden Koſacken unter Tſchernitſchef anmeldete, ihn in der Maske auf einem Balle traf. Bei Waterloo focht er unter den Vorderſten im Angriffe und ward verwundet; das Unglück ſeines Bruders nach dieſer Schlacht theilte er aber nicht ganz. Die edle Königstochter (Schweſter des jetzigen Königs von Würtemberg), welche früher ſeinen Thron theilte und welche ihm ſo viele Schwächen zu vergeben hatte, theilte auch das Geſchick des Exulanten unter verhältnißmäßiger Armuth und Zurückſetzung, eine Tugend, deren Verdienſt um ſo mehr zu achten iſt, als unter ihren Schwägerinnen das Beiſpiel einer höhergeſtellten Perſönlichkeit zu entgegengeſetztem Schritte verführen konnte.

Zweiunddreißig Jahre ſind ſeit dem Verbannungswort dahingeeilt, 32 Winter haben das Haupt dieſes letzten Bruders des Kaiſers gebleicht, und er glaubt, Frankreich wird ihm das Verbrechen, Napoleon's Bruder zu ſeyn, endlich vergeben haben, er glaubt, die Regierung wird ihm geſtatten, ſeine Tage im geliebten Vaterlande zu beſchließen. Thörichte Hoffnung, thörichte Liebe! Zweiunddreißig Jahre, das ſteht man an dem Wunſche, iſt der Prinz aus Frankreich entfernt, er kennt es nicht, und deßhalb ſehnt er ſich dahin zurück! Bei aller Gluth dieſer Vaterlandsliebe würde er bei beſſerer Kenntniß dieſes Vaterlandes jetzt nicht dahin zurückkehren wollen, um noch ſchnell als Mitſchuldiger und als Mitopfer den Vorabend einer ſozialen Auflöſung anzutreten! Wie in Rußland, mit welchem man ſo widerlich fraterniſirt, eine halbe Million Menſchen das Vermögen und den Fleiß von vielen Millionen Menſchen verzehren, ſo iſt es auch in Frankreich, mit dem Unterſchiede, daß es dort eine ſtolze, in Jahrhunderten wurzelnde Ariſtokratie iſt, die mit hiſtoriſchen Rechten das Menſchengeſchlecht knechtet; hier aber iſt es eine unadelige und unedle Zunft von Wucherern, die ſich gegen den Bauer und Arbeiter verſchwören, die, wie Talleyrand von den Worten ſagt, ſie ſeyen nur da, die Gedanken zu verbergen, Geſetze votiren, welche den ſchandbarſten Eigennutz decken, Geſetze, welche, um ihre Urheber zu bereichern, das ſchönſte Land auf Gottes Erdboden zum Sitze des Elends, zum Schlupfwinkel der Geſunkenheit machen. Frankreich in ſeinen bürgerlichen Zuſtänden gleicht ſeiner erſten Landes-Bibliothek zu Paris, die in Ordnung zu bringen ſeit der Juli-Revultion Kommiſſionen und Schriftſteller arbeiten, aber als Endreſultat angezeigt haben, daß ſie an der Möglichkeit einer Anordnung verzweifeln. Jährlich werden in dieſer Bibliothek neue Prachtbände zur Schau auf Koſten des Staates angeſchafft, aber Hunderttauſende von älteren Büchern liegen ohne Verzeichniß und ohne Einband in Unordnung in traulichen Haufen beiſammen; Jeder kann entwenden, ohne daß der Verluſt vermißt wird; die Beamten können ſich des Mißbrauchs erfreuen, ohne daß ſie eine Kontrole ſtraft, und eine Katalogiſirung iſt nicht mehr möglich, und erſt eine gewaltſame Maßregel, das Machtgebot eines vielleicht jahrelangen Stillſtandes der Thätigkeit des Inſtituts wird Ordnung in das jetzige Chaos bringen. Ganz ſo wie die Zuſtände der Bibliothek, ſind die der Verwaltung und Geſetzgebung, mit dem Unterſchiede, daß dort nur Trägheit und die vererbte Unordnung von vielen Jahren das Uebel auf geradem Wege unheilbar gemacht haben, während hier ſich Verderbtheit des Charakters mit der gewohnten Nachläſſigkeit paart, Corruption und Gewiſſenloſigkeit das Uebel aber bis zu einem ſolchen Grade von Gefahr gebracht haben, daß nur ein verzweifeltes Heilverfahren noch retten mag. Sollen wir etwa Belege zu unſerer Beſchuldigung geben? Sie ſind überflüſſig, jeder Zeitungsleſer kann eine Anthologie veranſtalten. Das jährlich ſich höher thürmende Ungeheuer, Budget genannt, das jährlich wachſende Ungeheuer, Defizit genannt, die Vorgänge in der Marine, die Unterſchleife und Schimpflichkeiten in Algier, Prozeß Cubière's, Prozeß Girardin's, vor Allem aber das tägliche Sinken des Anſehens Frankreichs im Auslande und die Zurückſetzungen, die es eben erſt wieder von England in Sachen der Junta contra Maria da Gloria zu erleiden hatte, und ſelbſt das Bankgeſchäft mit Rußland, dies Alles aus vielen gleichen und ärgeren Uebeln herausgegriffen, beweist die Blöße und den Fall Frankreichs gräßlich genug. Das Bankgeſchäft iſt weiter nichts als ein Machturtheil des Kaiſers Nikolaus, daß die Furcht vor Frankreich a cessé de régner. Als Cäſar den für einen galliſchen Krieg im Tempel des Saturn aufbewahrten Schatz im Bürgerkriege gewaltſam nahm, ſagte er dem ſich dagegen ſträubenden Schatzmeiſter: „Man brauche jetzt kein Geld mehr gegen die Gallier, die ſeyen von ihm unterworfen.“ Auch der Schatz auf der Feſtung von Petersburg war zu einem Kriege gegen die Gallier geſammelt, aber im Jahre 1847 hat der Kaiſer erklärt, daß die Gallier nunmehr unterworfen ſeyen, ja ſie ſeyen ſo ruhig, daß man ſie zu Zins- und Dienſtpflichtigen durch dieſes Geld machen könne.

Das Sprichwort: „Der lebt wie Gott in Frankreich“, war uns immer unverſtändlich; jetzt aber iſt noch eher die Charte eine Wahrheit als dieſes Sprüchwort, und ſollte Gott wirklich in Frankreich wohnen, ſo iſt es gewiß nicht der allwiſſende und allbarmherzige Vater im Himmel, ein neckiſcher ſchadenfroher Gott aus der Ruine des Olympes. Und dem König Hieronymus rathen wir, ſich, wenn ihm das Arnothal nicht mehr gefällt, im ſchönen Schwaben, in der Nähe ſeines trefflichen Schwagers, des Königs von Würtemberg, niederzulaſſen.

F. Lt.

Franz Liſzt in Stambul.

Falimerayer ſchreibt der Allgemeinen Zeitung aus Bujukdere mit attiſcher Anmuth und jenem liebenswürdigen Spotte, in welchem er Meiſter iſt, Folgendes: „Ueber Franz Liſzt und den bis jetzt in Europa ungenannten Zauber ſeines Spieles Neues und Würdiges zu berichten, wäre nach ſo großen Triumphen ſelbſt den Eingeweihten ſchwer. Was ſoll hier der Laie, der Fremdling auf dem Kunſtgebiete thun, wenn die feinen, wenn die vollendeten Ariſtippe des Jahrhunderts, wenn ſelbſt dünngeſchliffen Habitués der Pariſerwelt ihren Wörterſchatz zu arm finden, um die hinreißenden Ergüſſe, den Reichthum und die immer neuen, immer originellen Schöpfungen dieſes unvergleichlichen Genius würdig anzupreiſen? Liſzt muß man nicht mehr loben, Liſzt muß man hören, und das Entzücken duldet keine Analyſe. Die letzten Töne des „Ave Marie“ — Laute aus ungeahnten Sphären — waren im Saale des Grafen Stürmer zu Bujuk-dere verklungen, und lange ſaßen wir noch ſtumm und blickten wonnetrunken das verklärte Auge des Künſtlers an. Liſzt gießt die glühende Seele in den Schmelz der Akkorde, und wie der Redekünſtler mit dem Ebenmaaß der Phraſe, wie Rafael mit den himmliſchen Konturen, ſo ſchwelgt Liſzt in buhleriſchem Feuer mit der Harmonie der Töne, und Erſchöpfung iſt in beiden Fällen natürliches Geſetz. Aber welches Loos harrt des Künſtlers, wenn er durch die Größe ſeines Ruh-

*) Davouſt und Jérome waren überall und nirgends gegen Bagration, d. h. Davouſt war überall und Jérome nirgends. Der Marſchall war an jedem Ausgang zu finden, wo B. durchſchlüpfen wollte; der König ließ alle Ausgänge offen, und ſo mußte B. nothwendig entkommen. Hieronymus, und noch mehr Napoleon, haben hier an Frankreichs und an ihrer Sache gröblich gefrevelt.

Digitized by Google

mes die Kritik entwaffnet, und ſelbſt Janins Dithyrambe ermüdet hat? Debates Reden und überall gleiches Huldigen genußſüchtiger und eigennütziger Sterblichen langweilen am Ende das Genie, und der Ueberſättigung iſt noch keiner entflohen, der wie Narciſſus in ſich ſelbſt bethört von fremdem Götzendienſte lebt. Wie uns Alltagsmenſchen die Mühe, die Furcht und das Streben in Schranken hält, ſo iſt Gleichmuth, richtiges Maaß und weiſe Geringſchätzung irdiſchen Guts Strebepfeiler des überlegenen Mannes. Ein Buch de contemptu mundi atque divitiarum ſchreiben, während, wie bei jenem gewaltigen Weltverachter in Avignon, Tonnen Goldes in der Truhe liegen, iſt theoretiſch lobenswerth; höher zu achten aber iſt die That, wenn der Tribut, den Europa mit voller Hand dem Genie zu Füßen legt, ohne Zagen und Aufenthalt zu fremdem Troſt vorübergleitet. R... und P.... häufen wohlerworbene Schätze auf; Liszts höchſtes Glück iſt Lob, Staunen, Herrſchaft durch Begeiſterung, nicht Beſitz. Wer, mit Diogena zu reden, ſich in den „Allüres“ der großen Welt bewegt, und, obgleich vollendeter Zögling der Pariſer Juliusatmoſphäre, doch ein menſchliches Gefühl bewahrt und das Gold verachten kann, iſt in dieſer Zeit der Robert Macaire ein Phänomen, wäre er auch nicht der berühmte Liszt.

Doch wozu dieſe Homilie aus Bujuk-dere? Warum kein Wort über die üppig runden Bosporushügel im ſtrotzenden Frühlingsgrün und welchen Roſenduft? Noch flötet ja die Nachtigall im Buſch, und hallt verloren der heimathlich-ſüße Guckucksruf in langen Pauſen morgenlich über die ſtille Höhe an den Strand herab!

Von der Weihe der Kunſt und von der unwiderſtehlichen Gewalt Liszt'ſcher Töne zu reden, wäre allenfalls auch in deutſchen Blättern noch genehm; aber gar zu warmes Lob auf Tugend, Philoſophie und Geldverachtung eines genialen Mannes erregt vielleicht Bedenklichkeiten, gilt am Ende als Epigramm auf die Sitten der Gegenwart, und vielleicht fehlt es ſelbſt nicht an ſolchen, welche fragen: wie man zu ſichtlicher Störung des europäiſchen Gleichgewichts und des allgemeinen Friedens ſubverſiv, kommuniſtiſch und gleichſam halbrevolutionär über Muſik und Tugend reden möge, wo doch Höfe, Kammerherren, Miniſterweisheit und Diplomatenkünſte zu loben wären? Herr Guizot iſt freilich auch ein Muſikant, und ſpielt, wie man weiß, ſeit ſechs Jahren dem franzöſiſchen Volke allerlei Improviſationen vor; aber „court no longer lead public opinion“, ſagte neulich das Morning-Chronicle, und wenn uns das begeiſterte Auge und die himmliſche Melodie des Franz Liszt inniger und feuriger entzückt, als der matte Blick und der ſchnarrende Magiſterton des Pariſer Deputirtenmeiſters, ſo haben wir Praxis und Exempel der Gewaltigen ſelbſt zur Rechtfertigung der Wahl für uns. Doch man beruhige ſich! Die kurze Mittheilung ſoll nicht ſchließen, ohne huldigenden Seitenblick und obligaten Preis irdiſcher Größe und Herrlichkeit. Der Padiſchah, wie Sie ſchon durch andere wiſſen, horchte wiederholt im Palaſt Tſchiragan, und zwar jedesmal mit kaiſerlicher Grazie und der dem erlauchten Haus Osman angebornen Würde, dem Zauberſpiel des ungläubigen Franken zu. Und wenn die Kammerherren Sr. osmaniſchen Majeſtät, nicht zufrieden, die Gefühle ihres Gebieters unterthänigſt nachzuempfinden, wie es in Europa üblich iſt, die innere Bewegung durch Gebärde und Wort verriethen, ſo gereicht es ihrem Geſchmack wie ihrem Kammerherrnſinn zu gleichem Ruhm. Der einſtimmige Ruf: „Böjle tschabuk jupun daha ischitmedik“*) zeigt uns klar genug, wie gründlich und warm man das Höchſte der Kunſt auch in Stambul kennt, fühlt und ehrt.“

*) „Einen ſo ſchnell Machenden (Spielenden) haben wir noch nicht gehört.“ A. d. Einſ.

Gerichts-Scene.

Als in der Sitzung des Kölner Korrektionellgerichts am 21. die Angelegenheiten der Auguſt-Angeklagten verhandelt wurde, fand ein intereſſanter Zwiſchenfall ſtatt, den der Betheiligte, in der K. Ztg. folgender Maßen erzählt: Am Nachmittag hatte ſich das Publikum bis an die Barriere vorgedrängt, welche den Zeugenplatz von dem Sitze des Gerichtsſchreibers trennt. Es geſchieht dies bei ſtarkbeſuchten Verhandlungen häufig und wird auch meiſt geſtattet, weil die ſchlechte Akuſtik des Saales die Schuld trägt. Unter den Vorderſten ſtand auch ich und ſammelte Notizen. Dieſes gab zu folgender Debatte, die ich möglichſt wortgetreu wiedergebe, Veranlaſſung: Präſ. Es wird bemerkt, daß Jemand im Saale die Verhandlungen nachſchreibt. — Ich. Iſt das nicht erlaubt? — Präſ. Es iſt zwar nicht verboten, aber es iſt auffallend. — Ich. Hr. Präſident, ich bitte mir zu ſagen, ob ich nicht weiter ſchreiben darf. Oeffentl. Miniſterium. Ich muß darüber das Wort nehmen. Es beſteht zwar kein Geſetz dagegen, und ich kann es Niemand verwehren Notizen zu ſammeln, aber ſo unter die Augen der Richter vorzutreten und nachzuſchreiben, daß finde ich unanſtändig. (Ich war etwas zurückgetreten und wurde wieder vorgerufen) Präſ. Haben ſie ein beſonderes Intereſſe dabei, die Verhandlung aufzuſchreiben? — Ich. Es iſt das allgemeine Intereſſe, welche ſich an die heutige Verhandlung knüpft. Ich habe mir nicht denken können, daß Gerichte, die dem Grundſatze der Oeffentlichkeit huldigen, die Oeffentlichkeit im weitern Kreiſe ſcheuen ſollten, und daß dem irgend etwas entgegenſtände. Sollte ich mich indeſſen getäuſcht haben, ſo bitte ich, mich belehren zu wollen, und ich werde augenblicklich das Schreiben einſtellen. Uebrigens bin ich nicht weiter vorgetreten, als die Andern: die mangelhafte Akuſtik des Saales macht es erklärlich, daß ich nicht in den hinteren Reihen ſtehe. Ich glaube nicht, daß ich mir dadurch eine Unanſtändigkeit habe zu Schulden kommen laſſen. — Präſ. Nein das iſt auch meine Anſicht. Gerichtsvollzieher! Setzen Sie dem Herrn einen Stuhl an den Tiſch, damit er bequemer ſchreiben kann. — Ich verbeugte mich, betrat jetzt erſt die Richtertribüne und machte Gebrauch von dem mir angewieſenen Sitze. (Das Publikum nahm dieſen Ausgang mit donnerndem Beifall auf.)

Pot-Pourri.

Das Zählen einer Billion — länger dauernd als man glaubt.

Ein New-Yorker Blatt enthält Folgendes: „Was iſt eine Billion?“ Die Antwort iſt ſehr einfach! eine Millionmal eine Million. Dies iſt ſchnell geſchrieben und noch ſchneller ausgeſprochen, aber Niemand iſt im Stande es zu zählen. Ihr zählt in einer Minute 160 oder 170; aber laßt uns ſelbſt vorausſetzen, daß ihr es bis auf 200 in der Minute bringt, ſo wird die Stunde 12,000 liefern, ein Tag 288,000 und ein Jahr oder 365 Tage (denn an jedem Schalttage möget ihr vom Zählen ausruhen) 105,120,000. Laſſet uns nun vorausſetzen, daß Adam vom Anfange ſeines Lebens angefangen hätte zu zählen, und daß er damit bis jetzt fortgeſetzt hätte, ſo würde er, nach dem gewöhnlich angenommenen Alter der Erde, noch lange nicht genug gezählt haben. Um eine Billion zu zählen hätte er 9512 Jahre 34 Tage, 5 Stunden und 20 Minuten nach der angegebenen Regel, nöthig gehabt. Wenn wir nun annehmen, wir gönnten dem armen Zähler täglich 12 Stunden zur Ruhe, zum Eſſen und zum Schlafen, ſo hätte er 19,024 Jahre, 69 Tage, 10 Stunden und 40 Minuten nöthig, um bis auf eine Billion zu zählen.

Fatalitäten durch Schläfrigkeit.

Ein Gentleman in London — ſo erzählt der „Punch“ — ging dieſen Winter in ſein Schlafzimmer, um ſich zur Abendgeſellſchaft anzukleiden, welche er in ſeinem Hauſe geben wollte. Er ſetzte ſich in den Armſtuhl vor das Bett, wo er ſich vor dem Schlafengehen gewöhnlich auskleidete; — da überwältigte ihn die Schläfrigkeit. Er ſetzte ſeine Nachtmütze auf, zog ſeine Nachtkleider an und legte ſich in das Bett, in dem er bald einſchlief. Als die Muſik Qua-

Digitized by Google

brillen u. ſ. w. zu ſpielen anfing, ſprang er aus dem Bett und lief, wie er war, in das Geſellſchaftszimmer, um nachzuſehen, woher der Lärm und das Getäuſch komme. Welchen Skandal, welches Gelächter es da abſetzte, kann ſich der Leſer ſelbſt denken.

Die Pickelhauben

haben ſich bei dem neulichen Hamburger Kravall als ſehr unpraktiſch erwieſen. Die Aufwiegler griffen die Träger derſelben oben am Pickel und trieben ihnen die Haube in den Nacken, ſo daß ſie nichts mehr ſahen und das metallene Sturmband ihnen die Kehle zuſchnürte. (Es geht nichts über eine Verbeſſerung.)

Buntes.

Bei den Weingläſern und Weinflaſchen wird man es erſt ſo recht gewahr, was für trockene Weſen die Geleerten (Gelehrten) ſind.

Meinen Kopf zum Pfande! wenn es nicht wahr iſt, rief ein Schauſpieler bei einem Streite. — Das glaub ich, entgegnete der Direktor, da verlieren ſie nicht viel.

Die Geiſtesgegenwart der Frau von Souzza, welche den einſt ſo beliebten Roman: „Adele de Sennges“ verfaßt hatte, war bekannt; ſie äußerte ſich beſonders in ſchnellen Antworten auf verfängliche Fragen, die man in Geſellſchaft aufwarf. Napoleon wollte ſie einſt in Verlegenheit ſetzen. Eine junge Tänzerin hatte in einem Ballet einen Sprung gewagt, und dabei die Gränzen der vertraulichen Mittheilungen, die erlaubterweiſe eine Tänzerin dem Parterre machen darf, ziemlich ſtark überſchritten. „Sie waren geſtern Abend in der Oper“, ſagte Napoleon, „und haben das Aergerniß mit erlebt. Bis wohin hat man ſehen können?“ — „Bis zur Schulter, Sire,“ lautete die Antwort ſehr ernſt. „Vortrefflich“, rief der Kaiſer, „man kann die volle Wahrheit nicht decenter ausdrücken.“

Wechſelherz.

Von L. Schandein.

(In Pfälzer Mundart.)

Mei' Herz is ſ'Mihlerädche —
Un 's Bächelche is deins,
Un dut das nimmi laſa:
Do geht ah nimi meins.

Mei' Herz is ah das Quellche —
Der Felſe dann is deins;
Loſſt der ke' Waſſer rinne:
Do ſpringt a nimmi meins.

Mei' Herz is ah das Bächle —
Un 's Quellche dann is deins,
Un dut das nimi ſpringe:
Do laſt a nimmi meins.

Mei' Herz is ah der Felſe —
Was awer dann is deins?
Nan' kann ich nimi weider:
Dei' Herz is alſo meins!

So hammer dann Een Herzche —
's lebt eens im annre nor;
Dut deins mol nimmi kloppe:
Is meins dann ah verlohr! —

Korreſpondenz des „Sammlers.“

Cirque-Equestre des Herrn E. Renz.

Augsburg, 12. Juli 1847.

Ein eben ſo unternehmender als fleißiger Mann, den man ſeine Reitbahn ſpät 10 Uhr verlaſſen und früh 5 Uhr wieder betreten ſieht, um die überraſchendſten Dreſſuren ſeiner Pferde zu vollenden, iſt Herr Renz. Die vor uns liegenden Erfolge laſſen mit Recht das Urtheil zu: ihn mit Beuchet in Paris, de Bach in Wien und Steinbrecht, der Berlin jetzt mit London vertauſcht hat, in Parallele zu ſtellen. — Ich ſah den Cielel von Lejars und Cuzent, deren Thiere bewundert werden, aber ſie leiſteten Minderes als jene des Hrn. Renz, vielleicht deßhalb, weil Loiſet der Dreſſeur bei Lejars iſt und die Pferde begreiflicher weiſe mehr unter ihrem Lehrer ausführen als bei einem Fremden.

Il faut corriger la nature! Muß der Wahlſpruch bei dieſen Arbeiten ſeyn; denn es kommt in der That darauf an, natürlichen Widerwillen der Thiere zu überwinden, und dieß geſchah gewiß wenn wir die Pferde des Hrn. Renz lebende Fiſche und Hühner, wie Geldſtücke, Porzellainteller u. a. Sachen apportiren ſehen. So ſehr ſolche Dinge und das Abſchießen von Piſtolen ſchon Staunen erregen muß, ſind ſie doch nur der Anfang größerer Dreſſuren, wir das Walzen zu nennen. — Die „Flora“ iſt ſo überraſchend geſchult, daß ſie mit den Vorderfüßen auf einen im Galopp davon gezogenen Wagen ſteht und mit den Hinterfüßen im Galopp hinterdrein läuft. — Sie erhält Riemen mit Schellen an die Vorderfüße und tanzt damit nach dem Takte der Muſik. — Der Hengſt „Nelſon“ marſchirt, wie ein Soldat, ſchnell und langſam, nach der Laune ſeines Herrn, immer mit ihm Schritt haltend. — Der Schimmel „Solimann“ legt ſich mitten im Lärm des Gefechtes zu Boden und läßt ſich nicht ſtören ob auch das Getümmel in der Bahn betäubend zunimmt; er erholt ſich ſcheinbar und leckt dann ſeinen Gebieter wie ein Hund. — Das Springpferd „Minerva“ endlich ſetzt über fünf Fuß hohe feſte Barriere. *) — Hr. Renz ſcheint mit Leidenſchaft Kunſtreiter zu ſeyn, und daß er das Tuch bei allen vier Zipfeln faßt, beweist das herrliche Ausſehen, und die Behendigkeit ſeiner Thiere, welche buchſtäblich, trotz der angeſtrengten Arbeit, glatt, rund und munter ſind. Einmal auf dem Rücken des Pferdes ſtehend iſt Hr. Renz voll Bravour, und die Kraft ſcheint ſich ausarbeiten zu wollen. Seine Poſten von 6 bis 12 Pferden ſind anerkennenswerth und ſeine römiſchen Spiele, wobei er auf zwei Pferden ſtehend mehrere andere zwiſchen ſeinen Beinen durchjagen läßt u. ſ. w. haben mich ſeiner Zeit wahrhaft überraſcht.

Mit dem Dienerperſonale zählt die Geſellſchaft 42 Perſonen, die wir in ihren Glanzpunkten aufzählen wollen.

Mad. Renz iſt eine geübte Reiterin und eine hübſche beſcheidene Frau, die bei ihren Shawltänzen viel Grazie entfaltete.

Dem. Adline verſpricht viel zu werden; ſie iſt Schülerin des Hrn. Renz, wo ich nicht irre und macht hübſche Sprünge.

Hr. Felſenmeier dürfte die Perle der Geſellſchaft heißen, ich behaupte, daß der renomirte Lejars ſeinen Schenkelritt mit weniger Sicherheit ausführt als er, wobei ihn freilich das herrliche Thier, deſſen er ſich bedient, nicht wenig unterſtützt; denn es macht einen ſo ruhigen Galopp und geht ſo taktmäßig, als zu wünſchen. Als Forcereiter ſteht Hr. Felſenmeier, bei ſeiner Jugend, auf einer hohen Stufe, dabei wurde er mit der einnehmendſten Figur begabt.

Hr. Pferre iſt im kleinen Cirkelſprung (durch Reiſe), ſehr wacker, und gleich nach Hrn. Felſenmeier zu nennen. Auch ſeine Rückwärts-Evolutionen und Tempoſprünge, über Bänder, ſind beachtenswerth.

Mad. Czedoelavitſch führt die Voltige mit überraſchender Bravour aus; ſie iſt dabei zur höchſten Akkurateſſe verpflichtet und muß mit dem Pferde gleichſam hinüberfliegen, kein halber Fuß darf dabei verpaßt werden, wenn das Wageſtück gut ausfallen ſoll.

Hr. Mar Crzome **) der Groteſque- und Forcereiter agirt kühn, doch tragen ſeine Stellungen etwas Monotones zur Schau.

Hrn. Rudolph den Ohneſattelreiter, mangelt Grazie, dafür hat er viele Talente für Verwandlungsſcenen und Karikaturen.

Hr. Schuhmacher iſt als Jongleur wacker, und darf den darin ausgezeichneten Chanerlet zur Seite geſtellt werden und Hr. Quallz verdient Erwähnung durch ſeine Kraftproduktionen.

Unter den 42 Pferden der Geſellſchaft ſind, wie ich ſchon erwähnte, Prachtexemplare, und viele die im Voltigiren, Changiren und Pirouettiren Ausgezeichnetes leiſten, wie denn die Manövres überhaupt meiſt mit Exaktität und ſchnell folgend, ans Licht treten, was den zahlreichen Beſuch des Publikums und die Beifallsſtürme deſſelben rechtfertigt; die wir den Künſtlern um ſo uneingeſchränkter gönnen mögen, wenn wir bedenken, daß ſie dieſelben mit Gefahr der Geſundheit, ja des Lebens ſelbſt, erkaufen müſſen. F. A.

*) Dieſe „Minerva“, wofür ſchon 2000 Thlr. preuß. geboten ſeyn ſollen, ſetzte, eine Wette gewinnend, mit ihrem Reiter, zu Berlin, über eine vier Fuß hohe Schranke; wie ſie einſt bei drei und ein halb Fuß Höhe, zwölf Fuß in der Breite überſprang.

**) Hr. Crzome, ein Sohn Afrikas, wurde als Negerknabe nach Cairo verkauft und von Sr. k. H. dem Herzoge Max in Bayern mit nach München genommen, wo er erzogen und getauft wurde.

Digitized by Google

Nro. 58.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 21. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Feſte im Bad Kiſſingen. — Eine Pfingſtfahrt auf dem Bodenſee. — Anekdoten von Suwarow und dem Fürſten von Ligne. — Ein armer Teufel. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des Sammlers.

Die Feſte in Bad Kiſſingen.

Kiſſingen, 14. Juli 1847.

Während von den meiſten deutſchen Bädern Klagen über geringen Beſuch in dieſem Jahre laut werden, hat Kiſſingen eine Saiſon ſo glänzend wie ſie ſeit Jahren nicht geweſen, Gäſte drängen ſich auf Gäſte, alle Wohnungen ſind bis in die letzten Räume überfüllt, und ein Feſt bietet dem andern die Hand. Nachdem am 16 d. M. der regierende Herzog von Altenburg mit Gemahlin und Prinzeſſinnen Töchtern (von denen die eine bekanntlich mit dem Großfürſt Konſtantin verlobt iſt) dahier angelangt war, traf am 27. der Großfürſt-Thronfolger von Rußland mit der Großfürſtin Ceſarewna ein, und am 28. Jun. folgte die Kronprinzeſſin von Würtemberg Großfürſtin Olga nach. Am 29. kam König Ludwig zum Beſuch bei den hohen Gäſten von Brückenau, und wurde auf der feſtlich geſchmückten, mit Ehrenpforten verſehenen Saalbrücke von den ſtädtiſchen Korporationen, am Kurhauſe von den Behörden feierlich empfangen. Unter dem Krachen der Kanonen und Böller, dem Wehen der Flaggen von den umliegenden Bergen und dem Schalle der Muſik, hielt der Monarch ſeinen Einzug, nahm die Einladung zur Tafel bei dem Großfürſten an, und kehrte Abends nach Brückenau zurück. Am 2. Juli traf der Kronprinz von Bayern mit der Kronprinzeſſin ein, und am folgenden Tage brachten die Bürger ihre Huldigung durch eine feierliche Serenade mit Fackelbegleitung und Beleuchtung des Platzes vor dem Abſteigquartier dar. Am 7. Juli wurde von dem Großfürſt-Thronfolger der Geburtstag ſeines kaiſerlichen Vaters gefeiert. Am Abend vorher hatte die Kiſſinger Bürgerſchaft, dankbar für das viele Gute das ihr der Aufenthalt des Großfürſten und einſt der des Kaiſers gewährte, eine Serenade mit Fackelzug dargebracht unter Beleuchtung der Umgebungen des Kurhauſes, deſſen Flügelgebäude Se. kaiſ. Hoheit bewohnt. Am Feſttage fand feierlicher Gottesdienſt in der im Kurhauſe eingerichteten ruſſiſchen Kapelle und darauf ein großes Feſtmahl bei dem Großfürſten ſtatt. Es iſt unnöthig von der dabei entfalteten Pracht der Uniformen und Toiletten zu ſprechen. Bei den von dem Thronfolger ausgebrachten Toaſten auf Se. Maj. den Kaiſer von Rußland und Se. Maj. den König von Bayern erdröhnte das auf dem Altenberg aufgeſtellte kleine Geſchütz. Abends ließ der Großfürſt den Kurgarten erleuchten, und auf dem Altenberg erglänzte der Namenszug des Kaiſers in Tauſenden von Lampen. Einen magiſchen Effekt bot die Beleuchtung der Arcaden und das Aufflammen von bengaliſchem Feuer auf den umgebenden Höhen dar. Der Erbgroßherzog von Heſſen, der Prinz Emil von Heſſen und die Prinzen Friedrich von Heſſen und Chriſtian von Holſtein-Glücksburg waren zu dem Feſte hier eingetroffen. Am 8. Juli wurde das Geburtsfeſt Ihrer Majeſtät der Königin von Bayern durch feierlichen Gottesdienſt begangen. Der Kronprinz von Bayern gab Familientafel, an welcher ſämtliche höchſte Herrſchaften theilnahmen; im Kurhauſe fand großes Feſtmahl ſtatt, bei welchem nach dem Sinne der wohlthätigen Monarchin eine Sammlung für die Armen veranſtaltet wurde. Abends war Feſtball im Geſellſchaftsſaale, welchen die ſämtlichen hier anweſenden fürſtlichen Gäſte mit ihrer Anweſenheit beehrten. Am darauf folgenden Tag wurde der Kurplatz und der Altenberg zur Nachfeier glänzend beleuchtet, und ein großes Feuerwerk abgebrannt. Am 11. l. M. traf auch der Kronprinz von Württemberg hier ein. Am 13., dem Geburtstag Ihrer Maj. der Kaiſerin von Rußland, zugleich dem Erinnerungstage der Vermählung der Großfürſtin Olga mit dem würtembergiſchen Thronerben, fand abermals feierlicher Gottesdienſt und große Feſttafel bei dem Großfürſten-Thronfolger ſtatt; bei dem Toaſte auf Se. Maj. den Kaiſer ertönte Geſchützdonner, während die treffliche Muſik des Artillerieregiments Zoller die ruſſiſche Volkshymne ſpielte. Abends trug dieſelbe vor den Fenſtern des Thronfolgers das ruſſiſche Abendgebet vor. Während deſſen hatte Se. kaiſ. Hoh. den Kurgarten glänzend beleuchten laſſen, und ein koloſſales A auf dem Berge zeigte die Deutung des Feſtes an. Ein großartiges Feuerwerk, an deſſen Schluſſe die gegenüber liegende ſchöne Burgruine Bodenlaube in rothem Feuer ſtrahlend erſchien, beendete den Tag, der begünſtigt war vom herrlichſten Wetter deſſen wir uns ſeit lange ununterbrochen erfreuen. Während ſich nach dem eben Erzählten die Anweſenheit der vielen hohen Gäſte auf glänzende Weiſe kundgibt, ſieht man dieſelben mit einer Einfachheit und Prunkloſigkeit auftreten, welche dem Auge des flüchtigen Beobachters ihre Anweſenheit in dem bunten Getümmel der zahlreichen Brunnengeſellſchaft verbergen würde, zöge nicht die liebliche Erſcheinung der fürſtlichen Frauen und die impoſante Geſtalt des Großfürſten aller Blicke auf ſich, und wären nicht die geliebten Züge des nach langer Abweſenheit in weiter Ferne zur Heimath zurückgekehrten Kronprinzen Maximilian und ſeiner erlauchten Gemahlin tief in den Herzen aller Bayern eingeprägt. Alles freut ſich des geſunden, friſchen, heitern Ausſehens des Kronprinzen, der täglich mit einer Menge von Brunnengäſten aufs freundlichſte verkehrt. Die Innigkeit des Familienbandes zu erkennen, welches die kaiſ. ruſſiſche Familie ſo eng umſchließt, hat man vielfach Gelegenheit, ſowie man ſich viele Beiſpiele von der großartigen Weiſe erzählt, wie dieſe höchſten Herrſchaften überall Hülfe leiſten, wo ſie das Bedürfniß derſelben wahrgenommen haben, ſelbſt, ohne daß ein Hülferuf zu ihnen gedrungen wäre. Mit Freude hört man, daß der Badaufenthalt bei all' unſern hohen Gäſten, die der hieſige Heilquell angezogen, ſehr günſtige Erfolge äußert; wir ſchließen daher mit dem Wunſche, daß ſie recht zufrieden und mit dauernd befeſtigter Geſundheit in die Heimath zurückkehren mögen. (Allg. Ztg.)

Eine Pfingſtfahrt auf dem Bodenſee.

Skizze von J. N. Letour.

(Fortſetzung.)

Nun gab es auf dem Verdeck ein kleines Intermezzo. Einige behaupteten nämlich, deutlich das durch den Bodenſee ſtrömende Rheinwaſſer vom eigentlichen Bodenſeewaſſer unterſcheiden zu können und deutlich die Strömung zu ſehen. Alles lehnte ſich nun auf die rechte Seite des Boots. Viele wollten etwas ſehen, ich ſah mit dem beſten Willen nichts, zwar muß ich bemerken, daß der See nicht ganz ruhig war, ſondern in kleinen Wellen gieng, doch glaube ich, daß wir, obgleich hoch oben im Oberſee doch der

Digitized by Google

Rheinmündung nicht ſo nahe waren und der unterhalb Rheineck einſtrömende Rhein doch keine Themſe und kein Miſſiſſippi iſt. Ein ältlicher Mann neben mir bemerkte, daß man die Strömung die ganze Länge des See's hindurch ſehe und ſogar in dem Ueberlinger See Spuren davon erblicke. Ein Spaßvogel aus unſerer Geſellſchaft bemerkte, daß dieſes ſchon ſeyn könne, jedoch ſey nicht allen Augen alles ſichtbar, ſowie nicht allen Ohren alles hörbar. Er ſey z. B. mit einem vorzüglich feinen Gehör begabt und höre ſchon ſeit geraumer Zeit prachtvolle Chöre aus der Ferne herüberklingen; er wolle wetten, dieß ſeyen die, vielleicht nur für ihn hörbaren, in die Ferne getragenen Tonſchwingungen vom heute ſtattfindenden Lahrer Geſangfeſt, denn aus einer Kirche könne es nicht kommen, da er keine Orgeltöne dabei vernehme. Auf ſein Beiſpiel horchten auch wirklich mehrere einige Augenblicke mit aufgehobenem Ohr, doch konnte dieſen Guten unmöglich die Ortsentfernung bekannt ſeyn; auch hörten ſie nichts wie ſie treuherzig verſicherten.

Bald darauf landeten wir in Kaiſerlich-Königlich Oeſterreichiſchen Staaten. Ein Franzoſe aus unſerer Geſellſchaft wollte es nicht glauben, bis wir ihm den öſterreichiſchen Doppeladler an den Hafenpfählen zeigten. Er legte immer die Strecke von Straßburg nach Wien, die er einmal zurückgelegt, als Entfernungsmaaßſtab zwiſchen ſeinem Vaterland und dem Kaiſerſtaat an. Als ſchlechtem Geograph, wie es die meiſten ſeiner Landsleute ſind, war es ihm zu begreifen unmöglich, daß höchſtens anderthalb Tagmärſche die beiden Reiche von einander trennen. Wirklich iſt aber dieſes äußerſte Beſitzthum Oeſterreichs ganz geeignet einem die ungeheure Größe dieſes Staatenbundes vor die Augen zu führen. Welche Linie vom rothen Thurmpaß dem äußerſten Quarantainehaus gegen die Wallachei, oder von Herrmannſtadt, der Hauptſtadt Siebenbürgens bis hieher an Rhein ohne Unterbrechung des Gebiets; oder von Brody in Gallizien bis Padia an die Gränze des Kirchenſtaats. Innerhalb dieſes Gränzraums ein freies, geſittetes und opulentes Volk und Europa könnte vor einer Ruſſenüberſchwemmung ſicher ſeyn.

Man hat ſchon vielmal über die Unhöflichkeit öſterreichiſcher Zollbeamten klagen hören und über ihre allzugroße Pedanterie und den bis in's Kleinlichſte gehenden Dienſteifer. Hier war nicht eine Spur davon zu treffen. Viele von unſerm Boote hatten in Tüchern und Päckchen allerlei Lebensmittel mitgenommen, und man begnügte ſich mit der Ausſage: es ſey Proviant für die Geſellſchaft und keine nähere Unterſuchung fand ſtatt.

Wir begaben uns ſogleich nach dem Gebhardsberg und zwar in zahlreicher Geſellſchaft. Obgleich von mäßiger Höhe, machte uns der heilige Gebhard doch bedeutend ſchwitzen. Die Mittagsſonne brannte unausſtehlich; wie wir bei unſerer Rückkunft in Bregenz erfuhren, wies der Thermometer an jenem Tag um die Mittagszeit 24 Grad; auch konnten wir nicht langſam thun, da wir die Entfernung und die nöthige Zeit dazu, ſie zurückzulegen, nicht genau bemeſſen konnten, und erſt nach Abfahrt des Schiffes zurückzukommen fürchten mußten. Solche Eile und Haſt nimmt auch der ſchönſten Partie ihren Reiz.

Auf dem Gebhardsberg, worauf ein Gnadenbild, zu dem noch ſtark gewallfahrtet werden ſoll, waren trotz der Hitze der Tageszeit, zahlreiche Geſellſchaften. Die Ausſicht iſt bezaubernd und gibt wirklich Erſatz für alle Tropfen vergoſſenen Schweißes. Es liegt ein Panorama vor den Augen, wie es ſchöner kein anderer Schweizerſee aufzuzeigen vermag. Und doch wird der Bodenſee von den Touriſten als Stiefkind behandelt, nur wenige derſelben verirren ſich verhältnißmäßig an ſeine Geſtade und ſelbſt viele Bewohner vom nahen Süddeutſchland ſind dieſelben eine terra incognita. Mag der Neufchateler See, mag der ſtolze Leman ihre zahlloſen Bewunderer auf dieſe Stelle ſenden, damit ſie ſehen, daß die Schweiz an ihrer Oſtgränze im Verein mit Deutſchland eben ſo Schönes, wo nicht Schöneres bietet, als im Weſten im Verein mit dem finſtern Savoyardenland.

Ein Panorama beſchreiben wollen iſt ſo ſchwer, als eine Landkarte in Muſik ſetzen. Viel tüchtigere Pinſel als der meinige haben ſich ſchon daran gewagt und haben dennoch nur Stümperhaftes zu Tage gefördert. Wer dieſes mit eigenen Augen geſehen und zumal zur Zeit eines prachtvollen Sonnenuntergangs, wo See, Flüſſe, Berg, Thal, Ebene, Städte und Dörfer eine noch viel glänzendere, faſt italieniſche Färbung annehmen müſſen, der wird hier ſicher mit Petro ausrufen: Herr, hier iſt gut wohnen, hier wollen wir Hütten bauen. Um an einen ſolchen Ort nach Wunſch ohne große Mühe, Zeit und Geldaufwand kommen zu können, ſollte einem ein Engel zu Gebot ſtehen, der auf Begehren einen hinter dem Hobelbank oder dem Aktenſtoß am Schopf hervorzöge und wie weiland den Habakuk durch die Lüfte dahinführte und abſetzte. Das Ding müßte ſich gut ausnehmen, aber den Kahlköpfen und den Dampfſchifffahrtsaktien ging's ſchlecht.

Beim Heruntерſteigen bekam unſer Franzoſe den Knieſchnapper; ich rieth ihm, ſeine Scharniere mit Meersburger 1846 einzureiben. Er meynte, das komme vom Schlafen in einem feuchten Zimmer. Auf mein Anfügen, er ſchlafe wahrſcheinlich ebener Erde, bemerkte er: „Oh! non, och oben bei die Dienſtboten.“

Bregenz ſelbſt iſt ein Ort von geringer Erheblichkeit. Nach meiner unmaaßgeblichen Anſchauung dürfte faſt ebenſo viel Militär im Orte ſeyn, als ſonſtige Einwohner. Das Militär ſticht durch Muskulatur, kräftigen Körperbau, mannhaftes Ausſehen und Unverdorbenheit vortheilhaft vor vielen andern deutſchen Truppen ab. Ein Bregenzer Bekannter wollte uns noch auf einen Zimmer- oder Holzlagerplatz führen, um uns einen Begriff von der Summe des von hier aus transportirten Holzes beizubringen, aber wir machten allezumal das Kreuz vor dieſem Anerbieten. Das Auge, noch trunken von dem eben Geſehenen, und ſchwelgend in der Erinnerung, ſollten wir nun vor einen Holzſtoß hinſtehen und am Ende ihn noch gar bewundern müſſen. Grauenhaftes Zumuthen, das vielleicht aus dem Herzen des kreuzbravſten Mannes gekommen ſeyn mag, aber ein Gefühl hinterließ, ähnlich dem nach einem Schwefelätherrauſch. Man ſollte ſolche Philiſter wie die Mücken mit Tabakrauchen vertreiben können, ich wollte mich bei ſolchen Anläſſen gerne einige Cigarren koſten laſſen, aber das Geſchlecht raucht meiſtens ſelber.

Wir lechzten nach etwas anderem, als nach einer Anſicht von Latten und Rahmſchenkel. Unſere Felchen vom Vormittag verlangten zu ſchwimmen. Dieſe, ſowie der Schinken und der während der größten Hitze des Tages zurückgelegte Marſch hatten unſere Gemüther mit brennendem Durſt erfüllt. „Ein Königreich für einen Schoppen Bier“ rief unſere kleine Schaar in dem Gang eines Wirthshauſes, in das wir eingetreten waren. „Es gibt keins,“ donnerte eine Schickſalsſtimme uns vernichtet entgegen. Auf dem Dampfboot gab es zwar, dieß war aber lau wie Brechthee. Wein wollten wir keinen und Seewaſſer ſoll blaue Därme machen. Nun kam der Mann, den wir mit ſeiner Einladung auf die Rahmſchenkelanſicht ſo einſtimmig hatten abfahren laſſen, durch ſeinen menſchenfreundlichen Rath wieder hoch zu Ehren und es reut mich, was ich oben beſchrieben habe. „Möchten die Herren nicht unſern Veltliner 1846er verſuchen, er iſt zwar meineidig ſtark, aber man trinkt ihn faſt immer mit Waſſer und Zucker.“ „Wir können ja die Limonade probiren“ meynten Einige. Es wurden zwei Flaſchen dieſes Getränks aufgetragen, ſowie zwei Caraffen des friſcheſten kryſtallhellſten Bergwaſſers. Ich verſuchte das dickrothe Gewächs zuerſt unvermiſcht, wie man eigentlich immer thun ſoll. Es war ein feuriger ſüßer Wein, ähnlich dem italieniſchen oder ungariſchen, aber ihn pur zu trinken iſt vielleicht nur ſeinen Landsleuten möglich; mit Waſſer und Zucker verdünnt, war es aber das lieblichſte Kühlungsgetränk, das ich je getrunken. Wir ſogen wie die Bienen bis das Schiffsglöcklein zum anderumal läutete. Als wir ſpäter auf dem Boote unſern Säckel- und Zahlmeiſter fragten, wie theuer dieſe Atzung in unſerer Diverſitenliſte zu leſen ſeyn würde, hörten wir mit Erſtaunen, daß Wein, Waſſer, Zucker und einiges Mürbes nur zwei Zwanziger gekoſtet habe und auch dieſes ſchon ohne ſeyn Wiſſen von dem Holzhändler bezahlt geweſen ſey und man

Digitized by Google

ihm durchaus nichts mehr abgenommen habe. Wir kamen alle überein, daß dieſes ein edler, ſeltener Mann ſeyn müſſe, war doch ſeine Rache ſo edel. Wir konnten ihn durch unſere allerdings etwas barſche Abweiſung ſeiner Einladung beleidigt haben, allein er ſammelte Kohlen auf Häuptern ſeiner Beleidiger und that ihnen Gutes.

Nun ging's Lindau zu. Wir zogen für dieſe Strecke die Cajüte vor, wo wir alle Fenſter und Thüren öffneten und in moslim'ſcher Gemüthsruhe auf den Polſtern herumlagernd, unſern Kaffee ſchlürften. Auf das Cigarrenrauchen mußten wir verzichten, da es auf dieſen, wie auf den rheiniſchen Boten in der großen Cajüte unterſagt iſt. Wir verzichteten gerne auf dieſen Genuß, da Lindau ſchon ganz nahe vor uns lag, wo wir zu einem Glas bayriſchen Biers in aller Behaglichkeit eines zu rauchen gedachten, da wir auch hier, wie überhaupt auf dem ganzen Weg uns mit improviſirten Mahlzeiten begnügen und erſt bei unſerer Nachhauſekunft in Conſtanz im gemeinſchaftlichen Abendeſſen das Mittageſſen aufgehen laſſen wollten.

Auch hier war im Hafen alles übervoll mit Menſchen. Ein anderes Boot hatte kurz vorher gelandet und ebenfalls ſeine Maſſen ausgeſpieen. Von vielen Seiten hörte man Muſik, dazwiſchen Böllerſchüſſe, auch ſahen wir deutlich, daß wir ſchon im Bayerland waren, denn obgleich in hieſiger Gegend noch viel, wenn auch mittelmäßiger Wein wächst, ſo ſpielt doch das Bier ſchon eine Hauptrolle. Man hatte uns eine Sommerwirthſchaft empfohlen, wo man hübſch im Freien ſein gutes Glas Bier trinken könne, aber leider fanden wir alles beſetzt und mußten uns bequemen, in einer nicht ſehr geräumigen, mit dichtem Tabaksqualm, Käs-, Wurſt- und andern Gerüchen reichlich geſchwängerten Atmoſphäre unſer Seidel zu trinken. Eine Kellnerin ſchwebte von Tiſch zu Tiſch, unter beſtändigem Lachen ihr nichts weniger als leichtes Geſchäft beſorgend, Trümpfe einſteckend und ausgebend.

Als Einer der Unſrigen ſie fragte: ob ſie heute ſchon an's Beten gedacht habe, bejahte ſie es mit dem Hinzufügen, wenn man ja für Niemanden zu beten habe, ſo habe man für den Schatz zu beten, daß derſelbe einem treu bleibe. Auf die Frage, ob ſie einen Schatz habe und wer er ſey, deutete ſie treuherzig auf den ebenfalls aufwartenden Braufnecht: „Dort der Bräu." Ich aber dachte mit Heine:

Daß du gar ſo ſehr gebetet,
Dieß zu glauben, wird mir ſchwer,
Dieſes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Es gibt Mädchengeſichter ſo ſpitzbübiſch-ſchalkhafter Natur, bei denen man es für eine Unmöglichkeit halten konnte, daß ſie ernſtlich zu beten, oder nur ſonſt ein ernſthaftes Geſicht zu machen im Stande wären. Die ſah mir gerade ſo aus.

(Fortſetzung folgt.)

Anekdoten von Suwarow und dem Fürſten von Ligne.

In Golowin's neuem Buche: Types et caractères etc., findet ſich unter Anderm eine hiſtoriſche Skizze: „Reiſe der Kaiſerin Katharina II. in die Krimm", angeblich von dem Grafen Ségur, welcher als damaliger franzöſiſcher Geſandter am ruſſiſchen Hofe dieſe Reiſe mitmachte, geſchrieben. Darin werden folgende Anekdoten von Suwarow und dem Fürſten von Ligne erzählt: Als Suwarow zum Reichsmarſchall ernannt worden, machte er ſeinen Soldaten ſeine Beförderung auf folgende wunderliche Weiſe kund. Er ließ in einer Kirche, auf beiden Seiten des Schiffs und in Kolonnen eben ſo viele Stühle ſtellen, als es ältere Generale als ihn gab, dann trat er, blos in eine Weſte gekleidet in die Kirche und ſprang über jeden Stuhl, ſo wie Knaben wohl einer über den andern ſpringen, und nachdem er auf dieſe gewandte Art zu erkennen gegeben, wie er alle ſeine Nebenbuhler überholt habe, zog er die große Marſchallsuniform an, ſchmückte ſich mit den zahlreichen Orden, die ihm waren ertheilt worden, und lud hierauf mit Würde die Prieſter ein, dieſe Zeremonie durch ein Te Deum zu beſchließen. Als der Kaiſer von Oeſterreich ihm ſeinen höchſten Orden geſchickt hatte, ſoll er ſich ſelbſt zum Ritter aufgenommen und ſich öffentlich vor einem großen Spiegel mit den wunderlichſten Zeremonien dekorirt haben. Es iſt bekannt, daß, als er durch Korſakow's Fehler vor dem General Maſſena retiriren mußte, er in der Schweiz eine Grube graben ließ, in die er ſtieg und ſeinen Soldaten zurief, daß ſie ihn lieber verſchütten und mit Füßen treten möchten, wenn ſie, ſtatt dem Feinde entgegen zu gehen, fliehen wollten. — Der Fürſt von Ligne ließ nicht die mindeſte Mattigkeit in unſern (nämlich der Geſandten, welche die Kaiſerin begleiteten) Zirkel eindringen; er erzählte hundert kurzweilige Anekdoten und machte über jeden Gegenſtand des Geſprächs ein Madrigal oder ein ſinnreiches Gedicht. Eines Tages myſtifizirte er den Grafen Cobenzl und mich auf eine ſehr originelle Weiſe. Wir waren, nebſt ihm, ſeit einiger Zeit von einem kleinen Fieber befallen. Er machte uns Vorwürfe über unſere Sorgloſigkeit, daß wir keine ärztliche Hülfe ſuchten, übertrieb unſer verändertes Ausſehen, äußerte lebhafte Beſorgniß darüber und verſicherte uns endlich, daß er beſchloſſen habe, mit ſeinem Beiſpiele uns voran zu gehen, ſich zu pflegen und alle Mittel zu gebrauchen, um die Reiſe fortſetzen zu können. Auf ſein dringendes Bitten ließ Cobenzl, der heftige Halsſchmerzen hatte, ſtark zur Ader, und ich nahm ein- bis zweimal Arznei. Als wir darauf, einige Tage nachher, bei der Kaiſerin uns zuſammen trafen, ſagte ſie zu dem Fürſten: Sie ſehen heute recht wohl aus? ich glaubte, daß Sie unpäßlich wären, hat mein Leibarzt Sie beſucht? — O nein, Madame, verſetzte er, meine Unpäßlichkeit iſt von keiner langen Dauer, denn ich habe eine beſondere Art mich zu kuriren: ſobald ich mich unpäßlich fühle, laſſe ich meine beiden Freunde kommen, laſſe Cobenzl zur Ader und Ségur purgiren, und ich bin hergeſtellt. — Die Kaiſerin wünſchte ihm zu dem Rezepte Glück, das zu probiren ſie nicht abgeneigt ſey, und ließ es an Spott über unſere Folgſamkeit nicht fehlen.

Ein armer Teufel.

Wenn man in Paris auf dem Boulevard des Italiens ſpazirt, bemerkt man eines der größten und ausgedehnteſten Magazine der Stadt mit dem Schilde: „Un pauvre diable." Der Gründer dieſes Geſchäftes, ein äußerſt gewandter und in hohem Grade achtungswürdiger Kaufmann, hatte ſich durch Solidität, Geſchäftskenntniß und Thätigkeit von einem kleinen Geſchäfte dieſes enorme errichtet: er war mit andern Worten d'un pauvre diable ein Millionär geworden. Da berieth er ſich einſt mit ſeiner Frau, und ſie fanden daß 100,000 Franken Renten für gewöhnliche Bedürfniſſe hinreichend wären, und ſie daſſelbe nicht mehr vermehren wollten. Der Herr „pauvre diable" rief alſo alle ſeine Commis zuſammen, nahm von ihnen Abſchied und ſtellte ihnen ihren neuen Herrn vor, nämlich den ob dieſes unerwarteten Glückes ganz erſtaunten erſten Commis, von deſſen Tüchtigkeit er durch langjährige Dienſte überzeugt war. Um aber nicht das Glück ſo ganz in eines Einzigen Schooß zu werfen, traf er folgende höchſt intereſſante Verordnung, durch welche er eben ſo eine Menge von glücklichen Leuten als eine Pflanzſchule ausgezeichneter Commis ſchuf. Er beſtimmte nämlich, daß der erſte Commis dem Geſchäfte als Herr ſo lange vorſtehen ſollte, bis er daraus einen Gewinn von 50,000 Fr. Renten gezogen habe. Dann ſollte er das Geſchäft unter denſelben Bedingungen wieder ſeinem erſten Commis übergeben, und ſo ad infinitum. Da nun der jedesmalige erſte Commis weiß, daß am Ende einer gewiſſen Zeit ſein Glück gemacht ſeyn muß, ſo gibt er ſich alle Mühe, ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten, ebenſo, wie die andern Commis ſämmtlich nichts ſehnlicher wünſchen, als durch Thätigkeit und Treue bis zum Range des erſten Commis zu avanciren. Sie ſind denn je nach ihren Fähigkeiten und Leiſtungen alle numerirt, und avanciren je nach den Beweiſen, die ſie von ihren Fortſchritten geben können, und auf dieſe Weiſe betrachtet es jeder Commis ſchon als ein Glück,

Digitized by Google

in das Haus aufgenommen zu werden, weil es dann nur von ſeinem Fleiße und Talente abhängt, erſter Commis und nach wenigen Jahren Herr eines der erſten Pariſer Geſchäfte zu ſeyn. Es ſollen jetzt, ſeit 22 Jahren (nach dem Rücktritte des Gründers) ſich ſchon drei erſte Commis gefolgt ſeyn, die ſich jeder mit einer Million Franken zurückgezogen und ihren Platz dem Nachfolger cedirt haben. An dem Geburtstage des von ſo Vielen, die er glücklich gemacht hat, angebeteten alten Herren, verſammeln ſie ſich dann Alle, und wetteifern, wer ihm durch die zarteſte Aufmerkſamkeit, durch die liebevollſte Beglückwünſchung ſeine Verehrung am beſten darthun wird.

Pot - Pourri.

Der Schwefel-Aether gegen den Schmerz.

Der geniale Operateur Dieffenbach in Berlin hat in ſeinen wenigen Mußeſtunden ein höchſt intereſſantes Werk unter dem Titel: „Der Aether gegen Schmerz" verfaßt, und deſſen Ertrag für die Armen beſtimmt. Am Schluſſe des Werkes heißt es: Nach dem, was wir bis jetzt über die Anwendung der Aetherdämpfe bei chirurgiſchen Operationen erfahren haben, ſind wir zu folgenden Schlüſſen berechtiget: Die Aetheriſation iſt im Stande, den höchſten Schmerz bei der größten chirurgiſchen Operation vollſtändig aufzuheben. Die Aetheriſation kann aber auch Steigerung des Schmerzgefühls und Tobſucht zur Folge haben. Die Aetheriſation iſt lebensgefährlich bei Neigung zum Schlagfluſſe, Blutſturz und manchen anderen Umſtänden. Uebertreibung der Aetheriſation kann augenblicklichen Tod herbeiführen. Die Blutung iſt ſtärker als ſonſt bei Operationen, ebenſo die Neigung zu Nachblutungen. Wunden, welche unmittelbar vereinigt werden, heilen eben ſo ſchnell; Wunden mit Subſtanzverluſt gewöhnlich langſamer. Das Befinden der Aetheriſirten nach chirurgiſchen Operationen iſt im Allgemeinen minder günſtig, als bei denen, welche ohne Aether operirt werden. Das Mittel iſt eben ſo ſehr überſchätzt als verachtet worden. Rechnet man nun alle die kleinen, mit der Aetheriſation verbundenen Nachtheile bei vielen Perſonen zuſammen, ſo ergibt ſich daraus eine größere Krankheitsſumme, daß von tauſend Aetheriſirten und Nicht-Aetheriſirten auf jene einige Todesfälle mehr, als auf dieſe kommen. Dennoch iſt der Werth des Mittels bei ſchmerzhaften Operationen ein großer, von dem bei umſichtiger Anwendung für die leidende Menſchheit ein bedeutender Gewinn erwachſen iſt, beſonders, wenn es mit großer Behutſamkeit und nur bei ſehr ſchmerzhaften Operationen angewendet wird. Dies iſt die Quinteſſenz der mit vielem Geiſte und mit reicher Erfahrung populär geſchriebenen Schrift.

Ein Moment aus F. Raimunds Leben.

Karoline Pichler wünſchte den Dichter Raimund, den ſie im Hauſe eines Fräuleins v. Iſenflamm kennen gelernt, in ihrem Hauſe eingeführt. Ich erfüllte mit Vergnügen ihren Wunſch, da ich von Raimund, der ſich ſtets von den Dichtern Wiens unterſchätzt oder in hypochondriſcher Stimmung verachtet glaubte, wußte, daß er ſich ſtets geſchmeichelt fühlte, wenn ihm von einer literariſchen Größe eine Aufmerkſamkeit widerfuhr, und als ſolche achtete er die würdige Matrone. Wir kamen zu Tiſche und fanden uns in einem feingekleideten ariſtokratiſchen Kreiſe von einigen Herren und Damen, der ſich gern um die würdige Frau des Hauſes zu verſammeln pflegte. Das Geſpräch lenkte ſich zufällig auf ein Ereigniß, das durch die Eiferſucht einer Frau herbeigeführt, die Runde durch alle Salons der Reſidenz machte. Wenn auch die Thatſache deutlich genug die Worte durchſchimmerte, ſo waren dieſe aus Rückſicht für die anweſenden jungen Damen doch nur in feinſter Weiſe andeutend. Man denke ſich den Schreck der Frau vom Hauſe, welche noch die Salon-Etiquette des vorigen Jahrhunderts gerne bewahrte und die erblaſſende Verlegenheit der Geſellſchaft, als Raimund, der ſich bis jetzt ſchweigend verhalten hatte, ſich gegen mich mit den Worten wandte: „Eiferſüchtig hat meine Madame auch ſeyn können, da, mein Arm hat's g'ſpürt; ſie hat mich aus Eiferſucht 'nein biſſen. Da iſt meine Geliebte, die Toni, ganz anders." Und gegen Alle gewendet, fuhr er fort: „Und was war Schuld an meinem Unglück? Der Mondſchein! und 's grüne Paperl!" Ein allgemeines verlegenes Verſtummen der Geſellſchaft, entſtund, das Raimund für erwartungsvolle Neugierde zu nehmen ſchien, und treuherzig erklärte er ſeine Rede: „Ich bin öfter wirklich melancholiſch und in einer ſolchen Stimmung bin ich allein im Prater ſpazieren gegangen. Es iſt mir allerhand eingefallen, was ſpäter 'n Leuten gefallen hat. Ich gehe zurück, habe Durſt und gehe im Wurſtelprater in's Gaſthaus zum Paperl, da ſitzt die Louiſ' mit ihrem Vater, der auch Lokalſtück geſchrieben hat, der Mondſchein hat ſie ſo ſchön beſcheint, daß ſie mir auf einmal intereſſant vorkommen iſt. Ich hab' oft mit ihr Komödie geſpielt, ſie war mir immer gleichgültig, aber heut' hat der Mondſchein ſie ganz verklärt; plötzlich bin ich verliebt in ſie geworden und hab' ſie bald darauf geheirathet. No, das iſt ja bekannt, wie ſie mich auspfiffen haben, beim erſten Auftreten nach der Hochzeit, weil ich, mein nachmoliges Unglück einſehend, am Tag der Trauung Braut und Hochzeitsgäſte haben ſitzen laſſen." Als er ſo treuherzig geſchloſſen hatte, da ſchien es, als ob ein ungenirter, ganz natürlicher Wolf zwiſchen eine wohlgeſittete Heerde gerathen wäre. Ich werde nie die Verlegenheit der alten Damen, die lächelnde Verſchämtheit der jungen vergeſſen. Ein General, der Graf Rothkirch-Panthen, durch mehre poetiſche Arbeiten bekannt, gab dem Geſpräche eine militäriſch-raſche Schwenkung.

Ein Held.

Wilhelm Burk, der, als dem „Royal George" bei Trafalgar die Flagge weggeſchoſſen wurde, unter dem fürchterlichſten Kugelregen am Maſtbaume emporkletterte und dort die engliſche Flagge annagelte, lebt noch zu Dewenport, geachtet und geehrt von allen, die ihn kennen.

Frau von Keifer.

Keifend erwacht ſie am Morgen und keifend ſtehet ſie auf,
Keifend wird ſie friſirt, trinket mit Keifen den Thee,
Keifend beſucht ſie die Küche, keifend grüßt ſie die Köchin,
Und dann keift ſie von Zimmer zu Zimmer, keift vom Speicher zum Keller,
Schilt bis ſie keifend geſpeiſt, trinkt mit Keifen den Kaffee;
Dann geht ſie keifend zur Näthin und keift über den geſtrigen Thee;
Keifend ſcheiden die Beiden, keifend geht ſie, trifft eine keifende Dame,
Keifend umarmen ſich dieſe, keifend geht ſie nach Haus,
Keift bis ſie ſich keifend entkleidet, legt ſich dann keifend zur Ruh,
Wirft ſich dann keifend herum, bis keifend ſie endlich in Schlaf ſinkt. —
Menſchen, kein Tambour, kein Artillerieknecht begreift's!
Zehn Jahre ſchon keift dieſes ſchreckliche keifende Keifmaul
Ihm in die Ohren und doch iſt Er heut noch nicht taub.

Korreſpondenz des „Sammlers."

Augsburg, 20 Juli 1847.

Als Ergänzung und Berichtigung der Notizen über die Kunſtreiter-Geſellſchaft des Hrn. Renz, in Nro. 56. des „Sammlers", theile ich Ihnen in Bezug des Afrikaner's Hrn. Jezome folgende Notizen mit, welche aus beſter Quelle geſchöpft ſind. Max Jezome iſt in Cordofan in Afrika geboren und wurde nicht nach Europa verkauft, ſondern ſchloß ſich als freier Neger Hrn. Dr. Wels an, als dieſer im Jahre 1834 den Orient bereiste. Nach München zurückgekehrt, nahm ſich Se. k. Hoh. der Herzog Max in Bayern des Negerknaben huldvollſt an, und als derſelbe ſeinen Religionsunterricht vollendet, und im Jahre 1835 durch Se. Exc. den Herrn Erzbiſchof Baron v. Gebſattel die hl. Taufe empfieng, vertrat Se. k. Hoh. Herzog Max auch Pathenſtelle bei ihm. Max Jezome wurde ſchon in früher Jugend zur mutterloſen Waiſe und als einige Jahre ſpäter auch ſein Vater ſtarb, ſo gab er ſeinen Entſchluß nach Afrika zurückzukehren auf und betrachtet nun Europa als ſein zweites Vaterland.

Digitized by Google

Nro. 59. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 24. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Des Deutſchen Ringen und Ziel. — Eine Pfingſtfahrt auf dem Bodenſee — Pot-Pourri. · Buntes. — Korreſpondenz des Sammlers.

Des Deutſchen Ringen und Ziel.

Nach Vater Arndt's: „Des Deutſchen Vaterland!“

Was iſt's, nach dem der Deutſche ringt?
Nach dem er raſtlos vorwärts bringt?
Iſt's daß er finde Amt und Brod,
Auf daß der Magen keine Noth?! —
O nein! ꝛc.
Dieß kann ſein höchſtes Ziel nicht ſeyn!

Was iſt's, nach dem der Deutſche ringt?
Iſt es der Nachruhm, der ihm winkt?
Der Monumente Kunſtgebild'
Was ſeine Bruſt mit Glut erfüllt?
O nein! ꝛc. ꝛc.

Was iſt's, nach dem der Deutſche ringt?
Iſt's, daß man ihm Addreſſen bringt?
Daß werde ihm des Pöbels Gunſt?
Die kaum erzeugt, verfliegt wie Dunſt?
O nein! ꝛc. ꝛc.

Was iſt's, nach dem der Deutſche ringt?
Nach dem er raſtlos vorwärts dringt?
Stimm' laut es an mein deutſches Lied,
Daß jede Bruſt es heiß durchglüht;
Was muß das Ziel des Deutſchen ſeyn?
Der Freiheit goldner Sonnenſchein!

Dieß iſt's, nach dem der Deutſche ringt:
Daß Fürſt und Volk ein Geiſt durchdringt,
Der Geiſt der Liebe, der vertraut,
Nicht bloß auf Pergamente baut;
Dieß muß es ſeyn ꝛc. ꝛc.

Dieß iſt's, nach dem der Deutſche ringt,
Daß alle Welt ein Band umſchlingt,
Daß frei der Geiſt, daß frei das Wort,
Daß Wahrheit gelte aller Ort!
Dieß muß es ſeyn ꝛc. ꝛc.

Dieß iſt's, nach dem der Deutſche ringt:
Daß alles was die Zwietracht bringt;
Der Phariſäer Schlangenbrut
Verſinke in des Zeitgeiſt's Fluth:

Dieß iſt's, nach dem der Deutſche ringt:
Daß Knechtesſinn zum Staube ſinkt;
Daß gott-entſtammte Religion
Der heil'gen Kirche Hauptpatron!
Dieß muß es ſeyn!
O Herr gib deinen Segen drein!

G. Vies.

Eine Pfingſtfahrt auf dem Bodenſee.

Skizze von J. N. Letour.

(Schluß.)

Nachdem wir unſern Durſt gelöſcht hatten, begaben wir uns auf's Boot zurück, um ein ordentliches Plätzchen auf dem Verdeck zu erobern, da wir den Reſt des Tages doch nicht in der Cajüte zubringen wollten. Unſere Magen mahnten nns, daß wir ſeit dem Vormittag nichts mehr zu uns genommen hatten. Unſer Säckelmeiſter wurde ſofort, wie weiland von den Apoſteln Judas, zur Anſchaffung eines Imbiſſes in die Reſtauration geſchickt und ſiehe, er brachte für wenig Silberlinge des Guten gar viel. Räucherzunge, Fleiſchwurſt, Rettige, Schabziezer und friſche Butter. Wir ließen es uns mit rothem Karthäuſer trefflich munden. Bald füllte ſich wieder das Boot und dießmal mehr als alle vorigen Male. Auch brauchten die Leute mehr Platz, ſie waren auf dem Wege leutſelig zu werden und alle gêne abzulegen; ihre Bewegungen wurden freier, das Geſpräch ungebundener; Leute, die bisher in reſpektvoller Entfernung von einander geblieben waren, näherten ſich einander vertranlich; vorher ſchüchterne Liebhaber nahmen keck am elterlichen Tiſch der Geliebten Platz; man verſuchte Lieder anzuſtimmen, man ſah Noten und Liedeebücher aus den Taſchen wandern, mitgebrachte Blasinſtrumente wurden hörbar, das Gläſergeklingel ertönte nicht mehr ſo vereinzelt; Kapitain und Steuermann ſahen den vorübergehenden Schiffsleuten ſcharf in die Augen, ob ſie noch klar ſehen, — kurz man ſah, daß Gott Bachus ſchon ſeine Vorreiter zur Verkündigung ſeiner Ankunft mußte geſchickt haben.

In unſere nächſte Nachbarſchaft kam aber ein Mann zu ſitzen, den der muthwillige Gott ſchon vorzugsweiſe mit ſeinen Gaben ſchien bedacht zu haben. Es war eine behäbige, wohlgenähete Geſtalt, dem Kerne des Bürgerſtandes angehörig, aber ſich noch der alten Schule zuneigend, wie ſein mächtiges Uheenbehäng und ſein ſilberbeſchagenes Meerrohr auswies. Heute ſchien er ſeinen ſchönen Tag gefeiert zu haben. Er war mit Jedermann gleich auf vertrautem Fuß und über die Maaßen redſelig. Seine Schnupftabaksdoſe mußte beſtändig die Runde machen und dabei ſchmunzelte er ſo ſchelmenhaft fauniſch und ſeine Aeugelein glitzerten ſo bachantiſch unter Weinthränen hervor, daß er, einen Anflug von Jungenſchlag mitgerechnet, als Muſtertybus eines harmloſen Feieetagshaarbeutels gelten konnte. Er rückte uns näher und ſchien ſich in unſerer Geſellſchaft ſogleich zu behagen. Freundlich grinſend belächelte er jeden unſerer Witze, bis er, nachdem er einige Zeit gedankenvoll da geſeſſen, plötzlich mit dem Glas in der Hand zu einem Toaſte ſich erhob. — Lautloſe Stille. —

„Meine Herren!“ begann er, „es iſt heute ein Tag und zwar ein ſehr ſchöner Tag. Aber verſtehen Sie mich wohl, wenn ich ſage Tag, — denn es kann auch Nacht weeden, ich ſage Nacht Darum wollen wir, meine Heeeen! an dieſem ſchönen Abend aus vollem Herzen dem heutigen ſchönen, feöhlichen, herrlichen, prächtigen Tag ein Hoch ausbringen, bevor es Nacht wird. Der heutige ſchöne Tag, er lebe hoch, und deeimal hoch und noch einmal hoch.“ Dabei drückte das Menſchenkind ſeine Augen zu und ſchrie, daß man

Digitized by Google

es an beiden Seeufern gehört haben muß. Darauf machte er holdſelig lächelnd die Runde um den Tiſch, um ja keinen von uns beim Anſtoßen zu übergehen. Ermüdet ließ er ſich hierauf auf einen Stuhl fallen, um mit ſeinem Schweißtuch ſich die Tropfen auf Stirne, Naſe und Kinn zu trocknen. Man ſah's dem Manne an, wie er ſich fühlte; es war ihm in dieſem Augenblick zu Muth, wie einem engliſchen oder franzöſiſchen Kammermitglied, nachdem es einen großen parlamentariſchen Sieg errungen.

Es iſt eine Erbſünde ſo vieler, namentlich fröhlicher Menſchen, mit ſolchen Leuten ein kleines Späßlein zu treiben. Aus einigen gefallenen Redensarten hatten wir entnehmen können, daß der Redner ein Erbfeind aller Fortſchrittsmänner und Liberalen ſey, daß er noch in ſeligen Erinnerungen an jene Zeiten ſchwelgte, welche von allen Reaktionen frei waren. Nun war aber auf unſerm Boote ein ſchweizeriſcher Landjägerfeldwebel, welcher ganz martialiſch hin und her ſpazierte und ſeinen Schnurrbart ſtrich. Wir bedeuteten dem Toaſtausbringer geheimnißvoll, es ſey dieſes der Landjäger-Korporal Hofmann von Luzern, nun in Winterthur, welcher in Gemeinſchaft mit zwei andern Landjägern den Dr. Robert Steiger aus dem Keſſelthurm befreit habe. Alsbald legte ſich das vorher ſo freundliche Geſicht in geſtrenge Falten und ſeine Rede verſtummte. Er trank viel und in ſchnellen Zügen, bis er ſich endlich in einzelnen herausgeſtoßenen Schimpfworten ſchweren Kalibers gegen die Freiſchärler, Dr. Rob. Steiger und ſeine Befreier und den General Ochſenbein, Luft verſchaffte, dabei ſah er den Landjäger, wenn er in unſere Nähe kam, ſo grimmig an, als wollte er ihn mit ſeinen Blicken erdolchen.

Da dieſer nichts davon bemerkte oder bemerken zu wollen ſchien, wurde er immer maaßloſer, ſprach vom Tode des Erſchießens, den die drei Befreier ſo gut verdient hätten, als Robert Steiger ſelbſt, zuletzt ſpie er jedesmal aus, wenn der Landjäger vorbei kam. Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, war es hohe Zeit dieſen Roland zu beſänftigen, und auch den Landjägerfeldwebel, welcher des tollen Zeugs doch überdrüſſig geworden war, von dem Irrthum des Lärms zu verſtändigen. Hauptſächlich wirkte zur Beruhigung des Erſteren mit, daß man ihm die unvermeidliche Nothwendigkeit eines Duells in Ausſicht ſtellte, wenn er in ſeinen Beleidigungen weiter gehe. Dieſes, ſowie der Gedanke an Weib und Kind, machte ihn ſtutzig; er wurde von Minute zu Minute ruhiger, bis er auf den ſilbernen Kopf ſeines Stocks geſtützt, ſelig entſchlummerte.

Hie gut Würtemberg allweg! tönte es, als wir in Friedrichshafen am ſchwarz-rothen Gränzpfahl an's Land ſetzten. Es war binnen etwa zehn Stunden die fünfte Gränzmarke, an der wir vorüberkamen. Im Hafen Conſtanz die gelb-rothe Badens, in Rorſchach das Cantonalwappen St. Gallens, in Bregenz der kaiſerliche Doppeladler auf ſchwarz-gelbem Pfahl, in Lindau das helle blau-weiß Bayerns mit den Wecken, in Friedrichshafen nun das alte ſchwarz-rothe mit den Löwen und Geweihen und dem Motto: „Furchtlos und treu," das der Volkswitz in fruchtlos und theuer umgewandelt hat und das in dieſem Jahr in Würtemberg zur Wahrheit wurde.

Roth und ſchwarz! Warum denn nicht die dritte? Die Schwaben trugen vor Alters doch die deutſche Tricolore, als die erſten im Vordertreffen. Es ſteht ſo düſter dieſe zwei allein — zumal wenn Wind und Wetter ſie an den Rändern haben, ineinander verfließen machen: — man möchte meinen ſie weinten über den Verluſt ihrer dritten goldſtrahlenden Schweſter.

Wie man doch im Vorbeigehen an einem Grenzſtock ſich in ſpeculative Politik verlieren kann. Ich erwachte erſt aus ſolchen und andern Träumereien, als mich in den Straßen der Reichsſtadt Buchhorn, nunmehrigem Friedrichshafen, ein Freund aus dem benachbarten Würtembergiſchen, den ich ſeit vielen Jahren nicht mehr geſehen hatte, herzlich umarmte und grüßte. Woher? Wohin? und ehe die Secunde verging, wußten wir, daß wir zu unſerer gemeinſchaftlichen großen Freude mit einander nach Conſtanz fuhren.

Was will man in einem fremden Orte anders machen, wenn man unter Obdach will, als in ein Wirthshaus gehen. Mein Freund gieng mit uns und ſchnell vergieng die Zeit unter traulichem Geſpräch bis zur Wiederabfahrt des Boots. Vor derſelben wollten wir noch die innere Einrichtung des ſchön gelegenen königlichen Schloſſes beſchauen, allein man bedeutete uns, daß man gegenwärtig die Erlaubniß nicht erhalte, da man täglich den König von Baden aus erwarte.

Faſt hatten wir uns verſpätet: hinter uns wurde das Brückenbrett zurückgezogen. Unſer Toaſtausbringer, der aus ſeinem Schlummer wieder ſo ziemlich nüchtern erwacht war, war wegen unſeres Ausbleibens ſehr in Nöthen geweſen. Sein Geſicht ſtrahlte vor Freuden, als er uns wieder ſah. „Blitz noch einmal," ſagte er ausſchnaufend, als er uns an Bord ſah, „diesmal hat's gegolten. Aber jetzt iſt Polen offen, — ich bin ein Menſch und Chriſt und Stadtſoldat, aber der Teufel ſoll mich holen, wenn ich ſchon einmal fideler war." Zugleich fing er ſtehend das Lied an zu ſingen: „Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen und haben einander ſo lieb." Bei dieſer zweiten Strophe drückte er aus purer Liebe meine Hand ſo entſetzlich, daß ich laut hätte aufſchreien mögen. Um mich von dieſem ſteinernen Gaſt zu befreien, wußte ich nichts beſſeres, als ihm ſanft auf ſein beſtes Hühnerauge zu treten. Wenn ich hundert Jahre alt würde, ſo könnte ich den Sprung nicht vergeſſen, den dieſer Soloſänger in dieſem Augenblick in ſeiner Tonleiter bewerkſtelligte. Ebenſo wird mir das Muskelſpiel unvergeßlich bleiben, das ſein Geſicht durchfurchte. Ich entſchuldigte mich bei ihm, ſo gut ich vor verbiſſenem Lachen konnte, worauf er zufrieden antwortete: „S'iſt ſchon recht, aber s'thut ſakriſch weh."

Der Abend war prachtvoll. Die Sonne ſenkte ſich gegen die Berge des Hegaus. Das Schweizerufer ward mehr und mehr ſchattiger, während das ſchwäbiſche Ufer über und über im goldenen Roth dalag, die Alpen vertauſchten ihren blauen Mantel mit einem prachtvollen Purpurgewand, in welches dunkelviolette Arabesken geſtickt waren, — eine Tafelrunde von Rieſenkönigen im Krönungsgewande. Ueber den See, den der dunklere Himmel dunkelblauer färbte, flatterte ein luſtiger Oſtwind, der unſere Flaggen in ihrer ganzen Länge ausſpannte und den See kräuſeln machte.

Auf dem Schiff war jetzt Polen offen, wie unſer Sänger geſagt hatte. Ungeheure Heiterkeit allenthalben und doch alles in Ehren. Ein jovialer Conſtanzer, der ſich unſerm Kreis angeſchloſſen hatte, war unerſchöpflich in Erzählung von Schnurren der ergötzlichſten Art, wovon ich einige, als dem Sagenkreis des Bodenſees angehörig, mir hier mitzutheilen erlaube, obgleich ich weiß, daß ich weit hinter der Friſche und Naivetät des in der Mundart des Landes erzählten Originals zurückbleibe.

„Wiſſen Sie auch," fing er an, „wie Sie auf eine leichte Weiſe in Friedrichshafen hätten zu Prügel kommen können? Wenn Sie einen Friedrichshafner Eishacker geheißen hätten. Ich will's Ihnen ſagen warum. Anno ſo und ſoviel war eine fürchterliche Kälte, wie ſeit Menſchengedenken nie. Stein und Bein war zuſammengefroren und auch der Bodenſee, was höchſtens alle hundert Jahre einmal paſſirt. Da meynte ein Mitglied des Magiſtrats der alten Reichsſtadt man ſollte, wie man bei großen Ueberſchwemmungen irgend ein Denkzeichen ſetzt, bis wohin das Waſſer gegangen, ſo auch an dieſe Kälte ein Andenken haben und er ſchlage vor, man ſollte in die Mitte des Sees in das Eis die Jahrzahl einhauen zum ewigen Angedenken. Im erſten Augenblick ſoll dieſer Vorſchlag ſelbſt dem Magiſtrat plauſibel geklungen haben, bis die Leute, die man dazu beordern wollte, es zu thun ſich geweigert hätten, da wirklich noch nicht Faſtnacht ſey und ſie ſich zu dummen Streichen nicht hergäben.

„In Meersburg," fuhr der joviale Conſtanzer in dem Erzählen ſeiner Schnurren fort, „wo wir in einigen Minuten landen werden, kann man mit einem andern Wort ebenfalls leicht zu Grobheiten kommen. Wie die Bewohner faſt jedes Städtchens ſich gegenſeitig Spottnamen geben, ſo gibt man den Meersburgern den Uebernamen „Saubügler" und das kommt daher. Vor langer Zeit,

Digitized by Google

als noch das Hochwild zahlreicher umherlief als jetzt, war die Stadt Meersburg oder vielmehr ihre Gemarkung viele Jahre hindurch in Schaden durch einen Eber, der in Feld und Weinbergen große Verwüſtungen anrichtete und den man doch nicht habhaft werden konnte. Nun wurde von Seite des Bürgermeiſters ein großes Treibjagen angeordnet, auf welchem das Thier endlich erlegt wurde. Als der Gemeinde angehörig, wollte der Bürgermeiſter das Thier ſo gut wie möglich verwerthen und damit nichts verloren gehe, was man zu Geld machen könnte, ſo wollte er auch die Borſten verkaufen; da dieſelben aber beim Wildſchwein bekanntlich ſtruppig, wollig und kurz ſind, ſo ließ er, um dieſelben glatt und verkaufbar zu machen, das Thier bügeln. Von jener Stunde heißt man hier zu Land die Meersburger Saubügler."

Spaßhafter als dieſe beiden klingt der Schwank, den er von Ueberlingen zum Beſten gab. „Ueberlingen" erzählte er, „iſt früher auch eine freie Reichsſtadt geweſen und viele darten thun ſich heute noch etwas zu gut darauf. Da geſchah es, daß der Kaiſer auf Beſuch kommen ſollte und dies in kürzeſter Bälde. Da verſammelte ſich der Magiſtrat um würdige Vorbereitungen zum Empfang zu treffen. Die Stadt bot mit ihren reichen Mitteln alles auf, was nur den Empfang und die Bewirthung eines ſo hohen Gaſtes glänzend und prachtvoll machen konnte. Nun war einmal ein Rathsmitglied bei einer Kaiſerkrönung in Frankfurt geweſen und hatte dorten geſehen, daß der Kaiſer vom Römer in den Dom auf Teppichen gelaufen war, mit denen man das Pflaſter bedeckt hatte. So ſollte es in Ueberlingen auch gehalten werden, wenn der Kaiſer ebenfalls die Kirche beſuchen wolle. Aber die Noth war groß, als man alles in allem nur zwei zu dieſem Zweck brauchbare Teppiche vorfand. Nun war guter Rath theuer. Teppiche kommen zu laſſen, dazu war die Zeit zu kurz. Nach langem Meditiren fällt einem Rathsherrn aber ein Mittel ein, das als probat angenommen wurde. Iſt der Kaiſer über einen Teppich gelaufen, meynte derſelbe, ſo könnte man ja denſelben hinten ſchnell hinweg nehmen und während der Kaiſer in langſamem Paradeſchritt über den zweiten marſchire, habe man Zeit genug, dieſen wieder dem vordern anzulöngen und ſo fort. Der Kaiſer kam und wollte richtig zur Kirche, alſo wurde das Teppich-Changement in's Werk geſetzt. Anfangs ging es gut, bis die Leute unachtſamer wurden und einmal am hintern Teppich zu reißen anfingen, während der Kaiſer denſelben noch nicht überſchritten hatte. Da ſolchermaaßen das Fundament unter ſeinen Füßen wankte, ſtürzte kaiſerliche Majeſtät zu Boden und ſoll über dieſen Unfall höchſt erzürnt geweſen ſeyn. Da er aber ſonſt ein braver Herr war, ſo hatte er es bald vergeſſen; nur beim Wegzug von Ueberlingen, als der Magiſtrat ſich verabſchieden wollte, gedachte er nochmals des Vorfalls, zog eine geladene Piſtole aus der Seitentaſche ſeines Reiſewagens und überreichte ſie als Andenken und Geſchenk dem Bürgermeiſter mit dem Bemerken, ſie ſey geladen, losſchießen dürfe er ſie nur dann, wenn ihm einmal größere Leute begegneten als ſeine Ueberlinger. — Deßhalb könne man auf einen Trumpf gefaßt ſeyn, wenn man einen Ueberlinger frage, ob das Piſtol noch nicht losgeſchoſſen ſey."

Ich habe dieſe Schnurren aus dem Gedächtniß nacherzählt und wird wohl Niemand an ihnen Aegerniß nehmen.

Das Boot hielt an der alten Meersburg oder Mörsburg, wie ältere Urkunden ſchreiben. Am Abhang eines ziemlich ſteilen Berges reicht es in amphitheatraliſcher Lage bis an das Waſſer des Sees und erinnert unwillkührlich im Miniaturbild an die Küſtenſtädte Italiens und des Orients. Meersburgs Schickſale ſind mannichfach wie jene von Conſtanz und mit dieſen innig verwandt. Mit Conſtanz fiel und ſtieg es. Früher war hier der Sitz des Hofgerichts des Seekreiſes und eines Prieſterſeminariums. Beide ſind verlegt und iſt dem Städtchen nichts geblieben als ein Lehrerſeminar. Meersburg hat zwei Schlöſſer, welche vom See her dem Städtchen ein gewiſſes impoſantes Ausſehen geben. Das Eine wird von einem Sprößling des uralten Geſchlechts der Dalberge bewohnt, deſſen Gaſtfreundſchaft und Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft einen guten Klang haben. Da das Boot nur kurze Zeit anhielt, hatten wir weder Zeit noch Luſt, das Städtchen hinauf zu ſteigen.

Nun zum letzten Mal auf's Schiff! Noch eine kurze Spanne Zeit und der Tag neigte ſich zu Ende und mit ihm unſere Fahrt. Auf dem Boot ward es immer lauter, rings um uns immer ſtiller und ruhiger. Die Purpurröthe des Abends hatte allmählich einer bleichen Bläſſe Platz gemacht, in welcher die entfernteren Gegenſtände zu verſchwimmen ſchienen. Der Unterſchied zwiſchen Licht und Schatten war verwiſcht und nur hellere und dunklere Farbentinten traten aus der Dämmerung hervor. Die Alpen hatten ihr glührothes Gewand abgelegt und daſſelbe mit einem fahlen Nachtmantel vertauſcht. Im Weſten glühete und leuchtete noch der Horizont und zeigte in ſcharfen Umriſſen die Kegel und Berge des Höhgaus, während im Oſten das Blau des Himmels ſich immer dunkler und dunkler färbte und ſchon einige Sterne herüberſchimmerten. Zu unſerer Rechten ſchien die herrliche Mainau wie ein ſchwimmendes Eiland zauberiſch an uns vorüberzuziehen, Abendgeläute zitterte von allen Seiten über den See und wieder ein Pfingſttag war dahin.

Wie viele noch?

Wir hatten das Horn umgeſegelt und näherten uns raſch dem Hafen Conſtanz. Die alte Stadt trat mit ihren hervorragendſten Gebäulichkeiten noch kräftig aus den Halbſchatten der Spätdämmerung hervor. Das ehrwürdige Münſter, das alte Dominikanerkloſter, die Kirche von St. Stephan und vor allem das an hiſtoriſchen Erinnerungen ſo reiche Kaufhaus mit dem Conciliumsſaal ſahen auf den alten See, der ja Zeuge geweſen war von jenen Tagen, wo Conſtanz ſich rühmen konnte mit eine der erſten und mächtigſten Städte Deutſchlands geweſen zu ſeyn, die noch im Jahr 1548 auf eigene Fauſt ſich mit Kaiſer und Reich in Krieg einließ und den zu ihrer Erſtürmung geſchickten kaiſerlichen Obriſten Alphonso ni fides mit 4000 ſpaniſchen Soldaten zurückſchlug, die alles, was Deutſchland, Frankreich und Welſchland an geiſtlichem und weltlichem Glanz beſaß, einmal auf vier Jahre in ihre Mauern zuſammendrängte.

Seit faſt 400 Jahren iſt die Stadt Conſtanz den Krebsgang gegangen. Die 60,000 Menſchen, die ſich zur Zeit des Concils in dieſen Mauern drängten, ſind von Jahrzehnd zu Jahrzehnd zuſammengeſchmolzen. Sieben tauſend und einige ſind von jenen Maſſen zurückgeblieben. Auch ich möchte mit v. Wänkſtern fragen: worauf ſoll nun der Conſtanzer ſtolz ſeyn, wenn nicht auf die Vergangenheit? Die Gegenwart erlaubt es ihm nicht. Wäre die Stadt jetzt noch was ſie früher war, ſo könnte ſie füglich der alten Erinnerungen entbehren. Verkürzen wir ihr dieſen Schatz nicht. Es iſt faſt ihr einziger Reichthum.

Vom Dampfboot begaben wir uns direct in unſern Gaſthof, wo uns mehrere Conſtanzer Freunde zu erwarten verſprochen hatten. Wir waren heiter und guter Dinge. Es wurde viel geſprochen über die Geſtaltung der Dinge in der nächſten Zukunft und der Hoffnungen, die ſich für Conſtanz daran reihen. Ob die Beſtrebungen der Bürgerſchaft und anderer patriotiſcher Einwohner zur Verwirklichung der großen Idee, die von Banotti und andern angeregt wurde, mit Erfolg gekrönt werden wird? Ob die Mauern und Kloſtergänge Petershauſens je vom ſchrillen Pfiff des Dampfroſſes wiederhallen werden? Wir wußtens nicht.

Ein herzliches „Glück auf" der „an Glanz, Urſprung, Herkunft, Namen, Stämmen, Stiftung, Stand, Wappen, Würden und Weſen ſo reichen, der edeln, ſieghaften, veſten Stadt Conſtanz" beſchloß unſere Pfingſtfeier. Aus vollem Herzen ſtimmte ich mit ein, iſt es doch meine Vaterſtadt. (Oberrh. Zeitg.)

Pot - Pourri.

Das Raſirgeld — eine enorme Ausgabe.

Man kann annehmen, daß der fünfte Theil der männlichen Bevölkerung ſich durch das Meſſer des Barbiers des Bartes, einer

Digitized by Google

Hauptzierde des Mannes, beraubt läßt und jeder dieſer Bartverächter ſeinem Geſichtglätter jährlich 3 fl., was gewiß gering angenommen iſt, bezahlt. Dieſe Gewohnheit koſtet in Nürnberg allein ſchon 15,000 fl. jährlich und entziffert ſich nach gleicher Progreſſion für Bayern auf eine Million 500,000 Gulden, für ganz Deutſchland auf ungefähr 15 Millionen und für ganz Europa ſogar — — hört, hört, — auf die enorme Summe von

72 Millionen Gulden per Jahr,

wenn nehmlich eine Bevölkerung von rund 240,000,000 Seelen angenommen wird.

Dagegen hat ein Engländer in dieſen Tagen eine Flugſchrift unter dem Titel herausgegeben: „Das Raſiren, eine unnatürliche, unverſtändige, unmännliche, gottloſe und verderbliche Sitte unter den Chriſten,“ und in dieſer beweiſ't er ſonnenklar, daß wir in den Wonnen des tauſendjährigen Reiches ſchwimmen, nicht aber mit Noth und Theurung zu kämpfen haben würden, wenn — die Raſirmeſſer nicht wären, denn dieſe dreimal verfluchte Waffe, und keine andere, habe das irdiſche Paradies zerſtört, und mit der Mode des glattgeſchorenen Kinnes zugleich die ſieben Todſünden in die Welt gebracht. Dann läßt der Verfaſſer eine endloſe Reihe geſchichtlicher Notizen über Kehlabſchneiden mit Raſirmeſſern, über David, Pelamus, Alexander, Peter den Großen u. ſ. w., über Türken und Perſer folgen, in denen er darthut, daß das Bartabſchneiden ſündhaft und ſchadhaft, und die Ordnung im Staate, wie die Moral der Staatsbürger untergrabe, ja er meynt, der erſte Barbier und das große Thier in der Offenbarung Johannis wären, wenn nicht eine und dieſelbe Perſon, doch gewiß ſehr nahe verwandt geweſen.

Welches iſt der ſicherſte Paß?

Der beſte Paß — ſagt der „Punch“ — iſt eine engliſche Banknote (wohl auch jede aus andern Staaten, auf eine hohe Summe lautend). Dieſer Paß iſt ſehr tragbar und iſt überall current, da er auf dem ganzen Continent vollkommen verſtanden wird. Er ſchafft dem Inhaber Zutritt an Orte, die er ſonſt auf keine Weiſe ſehen würde, und man kann damit viel weiter reiſen, als mit einem gewöhnlichen Paſſe. Er braucht nicht viſirt zu werden, dagegen hat es bisweilen ſeine Schwierigkeiten, wenn der Reiſende zu weit von ſeiner Heimat entfernt iſt, ihn erneuert zu bekommen. Dieſe Päſſe kann man ſich jederzeit von der engliſchen Bank verſchaffen; jeder der edlen Directoren hat das Privilegium, ſie zu ertheilen. Doch wird dieſes Privilegium ſelten von ihnen mißbraucht und mancher abweſende Herr Sohn, welcher auf einer deutſchen Univerſität ſtudirt und dem es begegnet, daß er ſeinen Paß verloren, erfährt zu ſeinem Leidweſen wie es ſchwer iſt, ſich einen neuen zu verſchaffen. Reiſende können nicht genug gewarnt werden, ſich von einem ſo werthvollen Paß zu trennen; denn iſt er einmal, beſonders in einem franzöſiſchen Hôtel, ihnen abhanden gekommen, ſo können ſie ſicher ſeyn, daß ſie ihn nie wieder zu ſehen kriegen. Junge Gentlemen werden gleichfalls ſorgſam gebeten, nicht zu ſehr auf das Anſehen dieſes Paſſes zu bauen; denn wie groß auch deſſen Gewicht ſeyn möge, ſie werden ihn vollkommen werthlos finden, und für eine Zeitlang in ihrer Reiſe aufgehalten werden, wenn ſie unterwegs in einen der extravaganten Exzeſſe verfallen, welche ſich daheim bisweilen vor den Augen einer nachſichtigen Behörde mit einer Banknote bedecken laſſen.

Vielſchreiber.

Ein in Neapel erſcheinendes Journal enthält folgende Anzeige: „Nicolò Corridi aus Corfu liefert auf Beſtellung binnen vierundzwanzig Stunden ein Trauerſpiel oder ein Opernlibretto, in drei Tagen ein vollſtändiges Heldengedicht in ſechszeiligen Stanzen und auf Verlangen werden gewiſſe Buchſtaben des Alphabets ganz davon ausgeſchloſſen. Der Dichter wohnt im Hôtel de Londres, Straße Quantart, Nr. 22, in Neapel.“ — Alle Vielſchreiber unſerer Zeit, von Alex. Dumas und Balzac bis auf James und Lady Bleſſington, müſſen über ihre Langſamkeit erröthen, wenn ſie dieſe Anzeige des Poeta Signor Nicolò leſen! — Ein wohlaſſortirtes Lager von Luſtſpielen, Poſſen, Librettos und Gelegenheitsgedichten „zu den billigſt feſtgeſetzten Preiſen“ wäre beſonders für Liebhabertheater, ſo wie auch für Brautleute, angehende Väter, Feſteſſenveranſtalter ꝛc. äußerſt bequem: man könnte nach Geſchmack auswählen, wie in einem Modewaarenlager.

Der überglückliche Colporteur.

Die Mappe mit dem Proſpekt und Probenummern einer neuen Zeitſchrift unterm Arm, die Abonnentenliſte in der Taſche, kam unlängſt ein Colporteur in eine Stadt. Da ſieht er ein großes Gebäude, das einem Schloſſe gleicht; er geht hinein und findet im Garten ſechs Herren in einer Laube ſitzen, wovon der Eine mit vielen Orden geziert iſt. Der Colporteur öffnet ſeine Mappe und zeigt den Proſpekt. Der erſte dieſer Herren unterzeichnet gleich 50 Exemplare, der zweite 100 und der dritte 150. Der Colporteur traut kaum ſeinen Augen, als der vierte 200 Exemplare verlangt und ihm noch die Verſicherung gibt, daß er eine Anſtellung auf einem ſeiner Güter erhalten ſolle, damit er nicht mehr zu colportiren brauche. Der fünfte nimmt den Bleiſtift und verlangt 300 Exemplare gleich gegen baar. Als dieß der ſechste ſieht, beſtellt dieſer die ganze Auflage für ſich, ebenfalls baar, er wolle auch gleich in Gold bezahlen; der Colporteur ſchwebt im höchſten Himmel, fällt aber plötzlich herunter, denn der Inſpektor des Hauſes erſcheint und jagt die Journal-Abonnenten auseinander. Der Colporteur war in ein Irrenhaus gerathen.

Buntes.

Der Menſch ſoll nur kriechen, ſagt Saphir in ſeinem „Humoriſten“, da kommt man zu Etwas. Unter den Thieren haben nur zwei Weſen, die kriechen, eigene Häuſer, die Schildkröte und die Schnecke.

In einer neuen Poſſe von Neſtroy ſagt ſehr richtig Einer: „Nur Jene, die arbeiten, ſollen zu eſſen bekommen.“ Da erwiedert ihm der Andere: „Bedenken Ew. Gnaden, wie viele Menſchen dadurch brodlos würden!“

Ein eifriges Mitglied eines Mäßigkeitsvereins fragte neulich einen Mann, der noch keiner ſolchen Genoſſenſchaft beigetreten war, ob er keine Neigung zum Mäßigkeitsverein ſpüre? — O ja, ſagte der Gefragte, denn wenn ich Wein ſehe, wäſſert mir ſtets der Mund.

Korreſpondenz des „Sammlers.“

München, 21. Juli 1847.

Am verfloſſenen Sonntag den 18. Juli eröffnete Herr Julius Keer, Kammerſänger des Herzogs von Sachſen-Koburg-Gotha, ſein Gaſtſpiel auf der hieſigen Hofbühne als „Maſſaniello“ in der „Stummen“ wobei er durch großen Beifall und durch die Ehre eines zweimaligen Hervorrufens ausgezeichnet wurde. Dieſer Beifall kann Hrn. Keer um ſo mehr freuen, da derſelbe von einem Theil des Publikums ausging, welcher den wahren Künſtler zu ſchätzen weiß. Die Stimme des Hrn. Keer iſt ſehr angenehm, klangreich, kraftvoll; dabei entwickelt er eine treffliche Methode und hohe Ausbildung im Vortrage, wodurch es ihm möglich wird, die Töne in den verſchiedenen Schattirungen auf's Innigſte zu verſchmelzen. Mit dem Geſang verbindet dieſer Künſtler ein ſehr belebtes richtiges Spiel, und bringt ſomit beides in Harmonie. Die nächſten Partien des Hrn. Keer denen wir mit großem Intereſſe entgegenſehen, ſind: „Stradella“; „Robert“; und die „Hugenotten“.

Auflöſung des Rebus in Nro. 57 des Sammlers:

Amor.

Rebus.

(Eingeſandt.)

is is

Digitized by Google

Nro. 60.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 28. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Macht der Muſik. — Das Ergebniß der Getreide-Ernten im neunzehnten Jahrhundert. — Auswanderung nach Siebenbürgen. — Das unglückbringende Haar. — Pot-Pourri.

Die Macht der Muſik.*)

Wer einſam ſteht im bunten Lebenskreiſe
Und was das Leben theuer macht verlor,
Wie bebt ſein Herz, trifft eine liebe Weiſe
Aus ferner Jugendzeit ſein horchend Ohr.

Willkommen, Töne! Eures Hauches Fächeln
Weckt eine ſchlummernde Gedankenwelt;
Verweinte Augen lernen wieder lächeln,
Die düſt're Stirn' iſt plötzlich aufgehellt.

Der Zephyr, der in reichen Blüthendüften
Des Orients ſich hin und her gewiegt,
Verbreitet Balſamhauch noch in den Lüften,
Wenn ſchon die Blume welk am Boden liegt.

So lebt, iſt auch der Traum des Glücks entſchwunden,
Erinnerung im Hauche der Muſik;
Ein kleines Lied aus jenen beſſeren Stunden
Bringt uns die alte Seligkeit zurück.

Muſik, du Mächtige! vor dir verſchwindet
Der armen Sprache ausdrucksvollſtes Wort;
Warum auch *ſagen*, was das Herz empfindet?
Tönt doch in die die ganze Seele fort!

Der Freundſchaft Worte haben oft gelogen,
Es täuſcht die Liebe durch Beredſamkeit:
Muſik allein hat nie ein Herz betrogen
Und viele Tauſend Herzen hoch erfreut.

*) Dieſes Gedicht ſoll die Herzogin von Orleans zur Verfaſſerin haben.

Cardinal Feretti.

Die „Kölner Zeitung" enthält folgende Schilderung dieſes in einem ſo wichtigen Augenblicke an das Ruder gelangenden Staatsmannes:

Cardinal Ferretti iſt ein Mann von ſeltener Energie und großer Charakterfeſtigkeit. Wird er aber noch im Stande ſeyn, die faſt entzügelten Roſſe des Staatswagens zu bändigen? Wird er Ruhe und Umſicht genug beſitzen, dieſen Wagen in das verlorene Geleiſe wieder zurück zu führen? An Muth und Willen gebricht es ihm gewiß nicht. Ich ſah den Cardinal Ferretti zum erſten Male im Jahre 1831. Er war damals Biſchof von Rieti. Dieſe an und für ſich ſelbſt unbedeutende, aber mit einer guten Ringmauer umſchloſſene und an einigen Orten auch mit einer Art Wall verſehene Stadt war gerade damals von mehr denn 5000 Rebellen, die zwei Kanonen zu ihrem Dienſte hatten, belagert. Die Bürger waren der Mehrzahl nach unſchlüſſig, ob nicht auch ſie die Fahne des Aufruhrs aufpflanzen ſollten. Nur ein geringeres Häuflein und ohngefähr 200 Mann Linientruppen waren entſchieden zu Gunſten der Regierung geſtimmt. Der Biſchof gab den Ausſchlag. Er erſchien auf dem Platze der Stadt und ſprach Worte hoher Begeiſterung an die ſchwankende Menge. Nie habe ich Gelegenheit gehabt, eine gleiche Kraft des Wortes wahrzunehmen, nie eine ſo raſche und ſo entſchiedene Wirkung der Rede geſehen. Ferretti ſchien ein neuer Eremit von Amiens, der mit übernatürlicher Beredſamkeit zum Gotteskampf aufforderte. Mit glühendem Enthuſiasmus griffen alle Bürger zu den Waffen, um vereint mit der geringen Schaar Linien Soldaten den beginnenden Sturm zurückzuweiſen. Ein heftiges Gewehrfeuer begann von beiden Seiten; auch die Feldgeſchütze der Belagerer blieben nicht unthätig. Mit dem Rücken an ein Bäumchen gelehnt, ſtand Ferretti auf dem Stadtwalle im Kugelregen und begeiſterte durch ſeine Gegenwart Bürger und Soldaten zur muthigen Gegenwehr. Dem Anſcheine nach ſchaute er ruhig in die blutige Scene, doch ſein Auge war mit Thränen gefeuchtet, und ſeine Lippen bewegten ſich zum leiſen Gebete. Er betete gewiß für Freunde und Feinde. Mir kam er damals wie ein Weſen höherer Regionen vor. Sechs Jahre ſpäter finden wir ihn als Nuncius in Neapel. Die Cholera ſchwang mit furchtbarem Grimme ihre grauſenerregende Geißel in der volkreichen Stadt. Alles hatte den Muth verloren; auch ſogar die Diener des Altars ſcheuten ſich, den Sterbenden die Tröſtungen der Religion zu reichen. Ferretti aber rief ſie durch ſein heroiſches Beiſpiel zur Beobachtung ihrer heiligen Berufspflicht wieder zurück. Ueberall, wo die Seuche am ſchrecklichſten wüthete, fand man ihn; mehr aber in der Hütte der Armuth, als im Palaſte des Fürſten. In erſterer erſchien er niemals mit leeren Händen. Seine Equipage, ſein koſtbares Hausgeräth, ſein Silbergeſchirr, ja, ſeine werthvollen Kelche verkaufte er, um Hülfsbedürftige mit dem Erlös zu unterſtützen. Als er nichts mehr fand, um es verwerthen zu können, verſetzte er in einem Leihhauſe ſein Biſchofskreuz. Als Erzbiſchof von Fermo, mit nahe an 20,000 Thlrn. Einkünften, blieb er fortwährend arm, ja, als er auf ſein Erzbisthum Verzicht leiſtete, hatte er eine Schuldenlaſt von einigen Tauſend Thalern. Weit mehr, als ſeine reichen Einkünfte ausmachten, hatte er zu wohlthätigen Zwecken verwandt. Werden alle dieſe erhabenen Eigenſchaften aber hinreichend ſeyn können, den Staat aus ſeinen ſichtbaren Verlegenheiten zu retten? Doch ein Mann, der mit ſo hohen Tugenden ausgerüſtet iſt, dem es nicht an Geiſt mangelt, obgleich er mit der Staatsverwaltung ſich nie befaßt hat, und der eine große Popularität genießt, vermag große Dinge auszurichten.

Das Ergebniß der Getreide-Ernten im neunzehnten Jahrhundert.

Im achtzehnten Jahrhunderte kam eine nicht geringe Zahl von Miß-Ernten vor. Als ſehr allgemein werden namentlich die der Jahre 1708, 1740, 1770 und 1771 bezeichnet. Gegen Ende des Jahrhunderts fiel großer Mißwachs im Jahre 1795 ein, welcher zumal in England eine ſehr bedeutende Einfuhr von fremdem Getreide veranlaßte. Mit einer noch entſchiedeneren Fehlernte begann das neunzehnte Jahrhundert. In England hatte man im Jahre 1800 ſo wenig Getreide geerntet, daß man durch eine bis dahin beiſpiellos große Einfuhr nur einen ſehr kleinen Theil des Ausfalles decken konnte, und die Kornpreiſe einen überaus hohen Stand er-

Digitized by Google

reichten. Nicht ganz in demſelben Grade zeigte ſich die Mißernte in Deutſchland. Dagegen trat beſonders hier, in den nördlichen und mittleren Gegenden, im Jahre 1804 in Folge anhaltender Näſſe ein großer Mißwachs ein. Auch in den Jahren 1805 und 1806 waren in Deutſchland im Allgemeinen die Ernten nicht gut, und zumal im Jahre 1806 die Preiſe ſehr hoch, was aber freilich großentheils auch durch den in demſelben vorherrſchenden Kriegszuſtand veranlaßt ward.

Im Jahre 1809 fiel in England auf's Neue eine Mißernte ein, während man in Norddeutſchland mit dem Ertrage zufrieden ſeyn konnte. Das Jahr 1810 gehörte zu den geſegneten Zeitabſchnitten; aber die bekannte Dürre im Jahre 1811 hatte überall im weſtlichen Europa, namentlich auch in England, ganz beſonders aber in Deutſchland, allgemeinen Mißwachs zur Folge; die Preiſe ſtiegen um ſo mehr, als ungeheure Heeresmaſſen von Weſten nach Oſten das deutſche Vaterland durchzogen, und da, bald nach der Vernichtung des franzöſiſchen Heeres und der ihm verbündeten Armeen in Rußland, in Deutſchland ſich wiederum neue Kriegsſchaaren ſammelten, ſo brachte die in den meiſten Gegenden Norddeutſchlands günſtige Ernte vom Jahre 1812 einen ſo bedeutenden Rückgang der Preiſe nicht hervor, als unter andern Umſtänden erfolgt wäre. In England aber zeigte ſich jetzt die Einwirkung des Krieges in dieſer Hinſicht noch entſchiedener. In den Jahren 1812 und 1813 waren dort die Ernten nicht ſchlecht, und dennoch ſtanden die Preiſe in denſelben ſehr hoch. Der Krieg hatte ſeit dem Jahre 1793 der Induſtrie einen ſolchen Impuls gegeben und eine ſo bedeutende Vermehrung der mit dieſer und mit Handel beſchäftigten Bevölkerung bewirkt, daß die landwirthſchaftliche Produktion in den meiſten Jahren um ſo weniger für den Bedarf ausreichte. Die Ernten der Jahre 1813, 1814 und 1815 ſind, namentlich was Norddeutſchland betrifft, den mittleren zuzurechnen; aber dann folgte die entſchiedenſte Mißernte in dieſem Jahrhundert. Ueberall im weſtlichen Europa trat in Folge der ungemeinen Näſſe des Jahrs 1816 gar arger Mangel ein. Das nordiſche Reich wie die nordamerikaniſchen Freiſtaaten zogen nun ſehr bedeutende Summen aus dem weſtlichen Europa. Man ſchätzt den Werth der Mehlausfuhr der Union in den beiden Jahren 1818 und 1819 auf 29 Millionen Dollars, und doch wurde von dort meiſtens nur England und die pyrenäiſche Halbinſel verſorgt.

In Nord-Deutſchland fiel die Ernte in dieſem Jahre wie im Jahr 1818 befriedigend aus; in England galt ſie für eine Mittel-Ernte, und noch geringer war ſie im folgenden Jahre, in welchem in den meiſten Gegenden Deutſchlands das Winterkorn vorzüglich gut gedieh, Gerſte, Hafer und Hülſenfrüchte aber durch die große Dürre des Sommers im Allgemeinen unter mittelmäßig ausfielen. Dann aber folgte eine Reihe entſchieden guter Ernten. Die Jahre 1820, 1821 zeichneten ſich beſonders in Nord-Deutſchland in dieſer Hinſicht aus. Im Jahre 1822 führte große Trockenheit im Frühling und Sommer wiederum eine Mißernte der Sommerfrüchte herbei. In den Jahren 1823 und 1824 fiel die Ernte in Deutſchland vorzüglich gut aus, und da keine Ausſicht zum Abſatze des deutſchen Getreides war — denn Frankreich, die Niederlande, Spanien und Portugal hemmten wie England die Einfuhr fremder Cerealien — ſo ſanken die Preiſe auf den deutſchen Märkten in unerhörtem Maaße. Seit dem Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts waren ſie dort nicht ſo niedrig, wie am Schluſſe 1824 und im Jahre 1825. So z. B. kaufte man in Berlin den Schöffel Weizen, der im Jahre 1816 mit 71 Sgr. bezahlt wurde, mit 21 Sgr. Erſt im Jahre 1826 trat eine Steigerung wieder ein.

Die Ernte von 1827 war in Britannien und Deutſchland eine mittelgute. Im Vorſommer 1818 ward durch große Näſſe die Ausſicht für die Ernte im ganzen weſtlichen Europa ſehr getrübt. — Auch im Jahre 1829 waltete große Näſſe vor, ſie ward aber in dieſem Jahr den Feldfrüchten in Deutſchland verderblicher als in England, wo man doch eine gute Mittelernte erzielte, während ſie in Deutſchland, beſonders in Qualität nur ſehr mittelmäßig war. Aber ſehr allgemeiner Mißwachs trat im Jahre 1830 ein. Daſſelbe zeichnete ſich noch weit mehr als die beiden vorangegangenen durch Näſſe aus, und es entſtand nun ein ſo allgemeiner Getreidemangel im nordweſtlichen Europa, daß hier faſt überall die Einfuhr von fremdem Korn nöthig wurde. Die norddeutſchen Häfen führten jetzt namentlich bedeutende Mengen Roggen aus den ruſſiſchen Oſtſeeplätzen ein, die Getreidepreiſe ſtiegen ſo hoch wie im Jahre 1818.

Die Ernte vom Jahre 1830 galt für eine mittlere, die im Jahre 1831 für mittelgut. Der Beſtellung auf das Jahr 1833 war die Witterung im vergangenen Herbſte ſehr günſtig; der folgende Vorſommer war aber in manchen Gegenden trocken, für welche das dann eingetretene Regenwetter zu ſpät kam. Anhaltend trocken waren die Sommer 1834 und 1835. Die Ernte der Sommerfrucht fiel daher in manchen Gegenden ſehr kärglich aus; dagegen erntete man Winterkorn reichlicher, in einigen Gegenden ſogar ſehr reichlich. Im Jahre 1836 hatte Deutſchland wie in den beiden Vorjahren eine Mittelernte, dagegen waren die Kartoffeln ſehr gut gerathen.

In Deutſchland mochte der Ausfall der Ernten von 1838 bis 1842 minder groß als in Britannien ſeyn, allein ſehr günſtige Ernten fielen in dieſer Zeit auch dort nicht ein.

Im Jahre 1845 hob ſich der Ernteertrag in Deutſchland kaum über das Mittelmäßige, während bekanntlich der Ausfall der Kartoffelernte hier wie im britiſchen Inſelreiche und Belgien den Mangel an Körnerfrucht recht fühlbar machten. Aber im Jahre 1846 war die Kartoffelausbeute im weſtlichen Europa noch weit geringer, denn die Krankheit zeigte ſich hier viel verderblicher als im vorangegangenen Jahre. Die Kornfrüchte waren im Sommer 1846 in England, Schottland und im nördlichen Irland im Allgemeinen gut. Der Weizen lieferte faſt überall eine weit über das Mittlere ſich erhebende Ernte. Auch waren Hafer und Rüben faſt überall gut gerathen. In Deutſchland zeigte ſich die Krankheit der Kartoffeln im Allgemeinen weit weniger als im Vorjahre, aber die vorherrſchende Dürre hatte deren Ausbildung verhindert, und ſie blieben meiſt klein. Nicht minder verderblich war dieſe Dürre den übrigen Sommerfrüchten. So unterſchied dieſes überaus trockene Jahr ſich dadurch beſonders von ſeinen Vorgängern, daß Ausfall in faſt allen Früchten eintrat. In den ſehr trockenen Jahren 1822, 1826 und 1835 war der Roggen wenigſtens nicht ſchlecht, in manchen Gegenden ſogar vorzüglich ausgefallen. Aber wie ganz anders im Jahre 1846, denn alsdann brachte dieſe wichtigſte Getreideart kaum den vierten Theil des mittleren Ertrages. Noch nie, ſelbſt das Jahr 1816 nicht ausgenommen, mochte das weſtliche Europa in einem kleinen Zeitraum ſo viel bezogen haben, wie im Spätſommer und Herbſte 1846, ſo wie fortwährend in dieſem Jahre. Damals waren wenigſtens die Kartoffeln leidlich gerathen, auch war die Bevölkerung viel minder bedeutend als jetzt. Aber im Jahre 1846 konnte auch die Einfuhr viel beträchtlicher ſeyn als Jahre 1816, weil in denſelben Gegenden Getreide für den Ausfuhrhandel lieferten, welche vor dreißig Jahren davon erſt ſehr wenig geliefert hatten, namentlich die Landſtriche nördlich vom ſchwarzen Meere, die Unterdonaugegenden und das nordamerikaniſche Binnenland. — Aus den Erfahrungen im Jahre 1846 kann aber dann ſehr viel Gutes hervorgehen, wenn dadurch die Erkenntniß in Deutſchland lebendiger werden ſollte, daß es der kräftigſten Förderung der Bodenproduktion bedürfe, und wenn es ferner die Ueberzeugung gewinnt, daß, wenn auch abſolut genommen, das was hier an manchen Orten in dieſer Hinſicht geſchehen, bedeutend iſt, es den Anforderungen der Zeit doch bei weitem nicht genügt. („Lloyd.")

Auswanderung nach Siebenbürgen.

Vielfach ſchon iſt Siebenbürgen als ein Land dargeſtellt worden, das ſich ganz beſonders zur Einwanderung eigne; ja vor etwa zwei Jahren machte es ein ſächſiſcher Prediger von dort zur

Digitized by Google

Aufgabe einer Reiſe, Deutſche, beſonders Würtemberger, zur Ueberſiedelung förmlich anzuwerben, in Folge wovon auch wirklich ungefähr 1000 Köpfe dahin abgegangen ſind. Schon dem unbefangenen Beobachter werden ſich hierbei von ſelbſt einige Bemerkungen aufdrängen. Einmal müſſen die Thätigkeit, mit welcher die Sachſen die Sache betreiben, und der Eifer, mit welchem ſie einladen, von ſelbſt auf den Gedanken bringen, daß es mehr ihr Beſtes iſt, was ſie dabei im Auge haben, als das Wohl derer, welche gezwungen ſind, ihr Heimatland zu verlaſſen. Sodann läßt ſich in allen ihren Darſtellungen der Sachlage immer ein Widerſpruch nachweiſen. Gewöhnlich nämlich heißt es etwa ſo: Ihr, die Ihr Deutſchland verlaſſen wollt, kommt nach Siebenbürgen. Hier findet Ihr Landsleute und, wenn ihr Geld mitbringt und ſonſt tüchtige, fleißige Arbeiter ſeyd, Euer Auskommen. Aber kommt nicht etwa in größerer Anzahl, denn eigentlich — können wir Keinen gebrauchen.

Bei der Wichtigkeit der Auswanderungsfrage für Deutſchland möge es erlaubt ſeyn, in aller Kürze einige Aufſchlüſſe zu geben.

Die Sachſen haben nur einen kleinen Theil (den ſüdlichen) von Siebenbürgen inne: ein Stück im Norden (der Biſtritzer Diſtrikt) iſt zu unbedeutend, als daß er hier in Betracht kommen könnte. Nun iſt aber gerade das Sachſenland (fundus regius) am ſtärkſten bevölkert, ſo daß es in dieſer Beziehung vielen Gegenden Deutſchlands um nichts nachſteht. Da nun außerdem der Abſatz der Produkte ſehr ſchwierig, der Handel, beſonders in neuerer Zeit, ſehr unbedeutend iſt und das Fabrikweſen noch in der Wiege liegt, ſo fragt es ſich, ob es unter ſolchen Umſtänden gerathen iſt, die Bevölkerung noch zu vermehren? Es iſt natürlich keine Frage, daß, wo 200 Tauſend leben, auch 201 Tauſend ſich ernähren können. Aber daß ſich die Auswanderer weſentlich verbeſſern ſollten, muß doch ſehr zweifelhaft erſcheinen. Allerdings ſind fetteres Eſſen und billiger Wein, von ächt deutſchem Standpunkte aus betrachtet, weſentliche Vortheile. Beide führen aber auch, wie im Schlepptau, ihre Nachtheile mit ſich, nämlich das Wechſelfieber, welches häufig graſſirt und beſonders Ausländern ſtark zuſetzt, — und Trunkſucht, welcher ſich deutſche, allezeit durſtige Kehlen faſt ſtets in Weltländern ergeben.

Wenn nun alſo die Bevölkerung auf dem Sachſenboden für dortige Verhältniſſe hinlänglich ſtark iſt, aus welchen Gründen ſucht man denn noch mehr Menſchen hinzuziehen.

Erſtens, um tüchtige Ackerwirthe zu gewinnen, und beſonders auch, um die noch ganz unbekannt geweſene Stallfütterung einzuführen, mit einem Worte, um da Fortſchritte zu machen, wo man gegen Deutſchland zurückgeblieben iſt. Der zweite Beweggrund iſt aber ganz eigenthümlicher Art. Die Sachſen ſind nämlich nicht die einzigen Bewohner des Sachſenlandes, wenn auch der Name das anzudeuten ſcheint. Vielmehr iſt auch hier, wie in ganz Siebenbürgen, die Bevölkerung in der Art gemiſcht, daß die Walachen an Seelenzahl das Uebergewicht haben. Es möchte nun noch hingehen, wenn das Verhältniß wenigſtens ſo bliebe, wie es iſt. Allein während ſich die Walachen außerordentlich ſtark vermehren, — acht bis zehn Kinder ſind etwas Gewöhnliches, — ſo vermindern ſich die Sachſen dagegen von Tage zu Tage mehr. Um hier nur ein auffallendes Beiſpiel anzuführen, ſo gibt es eine kleine Stadt von 5000 Einwohnern, welche noch vor 50 Jahren eine ſtarke ſächſiſche Bevölkerung hatte. Jetzt iſt wohl die Kirche noch vorhanden, ſammt ſächſiſchem Pfarrer und Küſter, allein die Gemeinde iſt bis auf zwei Familien ſpurlos verſchwunden. Worin dieſe Unfruchtbarkeit ihren Grund hat, mögen Aerzte erklären; an der deutſchen Abſtammung liegt's wahrlich nicht, eher am Klima und an der Nahrungsweiſe. Wie dem auch ſeyn mag; die Thatſache ſteht feſt und betrübt jeden patriotiſchen Sachſen. Um nun der Gefahr eines einſtigen völligen Verſchwindens von der Erde bei Zeiten vorzubeugen, iſt die Nation auf den Einfall gekommen, von ihren, ſich nur allzu ſtark reproduzirenden Stammverwandten friſche deutſche Elemente zu entlehnen. Wir wünſchen von Herzen einen glücklichen Erfolg und haben gar nichts dagegen, wenn man einige Auswanderungsluſtige zu den genannten Zwecken aufnimmt, vorausgeſetzt, daß man nicht längſt anſäßige Walachen lieblos und gewaltſam verdrängt, um für Fremde Platz zu gewinnen, eine Befürchtung, die, ich will nicht entſcheiden, mit welchem Rechte, unter Walachen und Ungarn ſchon laut geworden iſt. Aus allem Geſagten aber erhellt, daß die Sache für Deutſchland von keiner Bedeutung iſt. Ganz anders wäre es, wenn es ſich um Ungarn und Siebenbürgen überhaupt handelte, die beide nur dünn bevölkert ſind. Beſonders könnte die große, von der Theiß durchfloſſene Ebene (die ſogenannten Pußten) und der mittlere Theil von Siebenbürgen (die mezöség) noch unzählige Menſchen ernähren, und es iſt nicht etwa Nationalhaß der Ungarn, der keine deutſche Anſiedlung dulden wollte. Im Gegentheil würden viele Grundbeſitzer mit Vergnügen bereit ſeyn, Fremde aufzunehmen und Kolonien zu gründen, wenn es nur die Verhältniſſe geſtatteten.*) Allein, wie jetzt die Sachen ſtehen, kann von einer Einwanderung im Großen nicht die Rede ſeyn. Im Innern fehlt es an Kommunikationswegen, ſo daß der Verkehr immer ſchwierig, oft ganz unmöglich iſt; nach Außen iſt faſt jede günſtige Ausfuhr abgeſchnitten, ſo daß mancher Gutsbeſitzer nur etwa alle 8 Jahre einmal mit Gewinn verkaufen kann; die Güter ſind faſt alle verſchuldet; $^3/_5$ ſind in Prozeſſe verwickelt; die bäuerlichen Verhältniſſe ſind gar nicht geregelt; baares Geld iſt ſelten und nur zu ſehr hohen Prozenten zu bekommen; das Fabrikweſen, welches durch den Schutz-Verein einen künſtlichen Aufſchwung genommen hatte, iſt nun wieder in einen tiefen Winterſchlaf verſunken. So ſteht es im Allgemeinen in Ungarn und Siebenbürgen, und es iſt mithin ſo lange nichts zu hoffen, bis in dieſen chaotiſchen Wirren der Ruf laut wird: Er werde Licht! Iſt Licht geworden, dann wird es an der Zeit ſeyn, die Auswanderungsfrage wieder anzuregen.

*) In einzelnen Fällen iſt es ſchon geſchehen.

Das unglückbringende Haar.

(Aus dem „Wanderbuch eines verabſchiedeten Lanzknechtes.“)

Als ich noch bei den Uhlanen in *** ſtand, führte mich mein Nachmittags-Spazierritt oft bei der ſtattlichen Mühle vorüber, welche einige Büchſenſchüſſe von dem Städtchen lag. Als ich einſt wieder vorbeitritt, hörte ich laut ſchluchzen und weinen. Ich hielt mein Pferd an, blickte zum Fenſter hinein und ſah in der Hinterkammer ein armes Weib liegen, während ihr Mann ſie an den Haaren feſthielt und mißhandelte. Schnell ſaß ich ab, band mein Pferd an das Fenſtergitter und trat in das Zimmer. Pfui, Meiſter, ſagte ich, ſchämt Euch, Euer armes Weib ſo zu mißhandeln, das thut kein Ehrenmann! Ich bin der Herr in meinem Hauſe! brüllte er. Ich bezwang mich und meynte ganz ruhig, er würde mir doch nicht die Thüre weiſen und wenigſtens in meiner Gegenwart ſich ſolcher Gewaltthätigkeit enthalten, widrigenfalls er bedenken möge, daß die gütige Natur mir ebenfalls einige phyſiſche Kräfte beſchert habe, die mir dazu dienen würden, den Hausfrieden herzuſtellen. Die Vettel hat nichts zu thun, als ihr Haar zu flechten und zu bürſten, ſtatt in der Küche zu arbeiten! brummte er, ſich mürriſch entfernend. Das arme Weib ſetzte ſich vor die Thür, die zerrauften Haare wieder ordnend. Ach, ſagte ſie, kann ich denn etwas dafür, daß er jede Gelegenheit abſieht, mich zu ſchlagen, auch wird er wohl recht bald ſeinen Zweck erreicht haben und mich nicht mehr ſehen und dann zufrieden ſeyn: denn lange dauert es ohnehin nicht mit mir; der Doktor ſelbſt ſagt, ich habe die Schwindſucht, und mein Mann hat ihm aus Freude darüber gleich zwei Säcke feines Weizenmehl in das Haus geſchickt: ach, aber an all' dem iſt mein unglückliches Haar Schuld! Auf mein Befragen erzählte ſie: Schon zu Hauſe war es mein Unglück; von fünf Kindern bin ich die einzige mit ſchwarzem Haar, mein Vater haßte mich deßwegen: meine Mutter, die etwas eigenes Vermögen hatte, hinterließ es mir, und deßwegen begehrte mich mein jetziger Mann, trotz ſeiner Abneigung gegen dieß ſchwarze Haar, denn er liebt nur die Hochblonden. Von meinem

Digitized by Google

Vater und meinen Geſchwiſtern faſt zum Hauſe hinausgeſtoßen, hoffte ich durch Gehorſam und Treue doch die Liebe meines Mannes zu gewinnen. Ich bin ſchwach und kränklich, und unterzog mich willig auch den ſchwerſten Arbeiten; aber mein Mann verlangt gar zu viel, und macht die Hausfrau zur Magd. Aber Gott ſey Dank, ich hoffe bis zum Herbſt, wie der Doktor ſagt, hab' ich es überſtanden, und doch ſagen die Leute — und dabei trocknete ſie lächelnd die Augen, mein Haar ſey ſchön und die Frauen in der Stadt würden eine ſolche Zierde theuer bezahlen. Nun, wenn ich ſterbe, vermache ich es Ihnen, Herr Lieutenant, aber nehmen Sie ſich in Acht, es klebt ein Fluch daran! — Das nächſte Frühjahr rückte ich vom Urlaub beim Regimente ein: ich hatte mich zu melden und lag noch im Bette; meine Monturſorten ordnete mein getreuer Diener, als der Trompeter, Friſeur, Federſchmücker und Tauſendkünſtler an die Thür klopfte. Seit meiner Abweſenheit vom Regimente hatte ſich eine Veränderung in der Adjuſtirung ereignet. Statt Federbüſchen waren Roßbüſche als Helmſchmuck an die Czakos geſteckt worden. Man ſezte beſondern Werth auf dieſe Veränderung, und die armen Pferde auf der Weide und ſogar in den Ställen mußten oft ihre Schwänze einbüßen, um unſere Köpfe damit zu zieren. Die wahren Elegans aber kauften um hohe Preiſe aus feinem, glänzendem Frauenhaar verfertigte Büſche, welche ſich natürlicherweiſe weit beſſer ausnahmen. Der Herr Trompeter brachte mir nun ein derlei Requiſit militäriſchen Dandysmus. Schade, ſagte er, daß ich dem Herrn Lieutenant nicht den Buſch bringen konnte, den ich ſeit vorigem Herbſt liegen hatte; er war, aber es iſt ein Geheimniß, aus den Haaren der verſtorbenen Müllerin. — Iſt die arme hübſche Müllerin geſtorben? rief ich. — Ja wohl, todtgeprügelt worden, ſo nach und nach, erwiederte er gleichmüthig: es war auch keine Frau für den dicken Müller. Hat auch die Selige nicht gemocht, und als ſie geſtorben, haben auch die Totengräber ſie gleich Tags darauf aus dem Hauſe in die Todtenkammer getragen. Um einige Gulden und ein Paar Maß Wein habe ich ihnen die ſchönen Zöpfe bald abgehandelt. Das iſt ein Czakobuſch geworden! Er iſt ſeine zehn Dukaten werth, einen ähnlichen muß der Inhaber ſelbſt nicht haben! Nun, da kam der Lieutenant N..., der hatte juſt im Spiel viel Geld gewonnen, adjuſtirte ſich neu und hat den Buſch gekauft! Ich hätte Ihnen denſelben gegönnt, auf Ehre. Ich zahlte den Trompeter und ging, mich zu melden. Ich dachte viel an Kathinka's (ſo hatte die Müllerin geheißen) Haar. Als ich wieder bei der Mühle vorbeiritt, waren die Blumengärten vor dem Hauſe in eine Pfütze verwandelt. Der dicke Müller ſaß vor der Thür und grüßte mich kaum. Als ich nach Hauſe kam, war entſezlicher Rumor beim Stabe. Lieutenant N... hatte ſich erſchoſſen; ſtarker Verluſt im Spiele war Schuld daran. Seine Sachen wurden verſteigert. Lieutenant Graf M..., der eben nach Wien reiste, wo er als Freier in vollem Glanze auftreten ſollte, kaufte den größten Theil ſeiner Effekten. In Kurzem erhielt ich einen Brief, der mir anzeigte, er ſey wenige Wochen vor Vollziehung einer Heirath, welche ſein Glück begründet hätte, am Nervenfieber geſtorben. Um dieſe Zeit befand ſich in Wien ein ausgezeichneter Offizier, welcher zu dem Regimente verſezt wurde. Er erſtand die hinterlaſſenen Effekten des Grafen M... Kaum beim Regimente eingerückt, hatte er mancherlei Unannehmlichkeiten, da es Ton im Regimente war, keinen fremden Einſchub zu dulden. Oberlieutenant E... war nicht der Mann, ſich ungeſtraft necken zu laſſen. Ein Duell folgte dem andern. Endlich aber — der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er bricht — traf auch ihn eine tödtliche Kugel — er fiel. — Ich lag krank und ſchwach auf meinem Bette; der Kopf war verbunden. Der Arzt erklärte mich zwar außer Gefahr, rieth mir aber, dem Himmel zu danken, daß bei einem ſo mörderiſchen Sturze mein Leben bewahrt geblieben ſey. Bei der Revue nemlich war mir mein Pferd durchgegangen, das Sturmband zerriſſen, der Czako herabgefallen. Derſelbe, an der Fangſchnur feſtgehalten, war dem wilden Pferde an die Flanken geſchlagen, der wehende Buſch machte die Beſtie noch wilder, und endlich ſezte dieſe in einen haushohen Graben mit mir hinab, wo Roß und Reiter bewußtlos liegen blieben. Ich bin nur froh, daß ich den Czako wieder habe, ſagte ich zu meinem Diener, und den Buſch. Er iſt der ſchönſte in der Armee. — Euer Gnaden wiſſen gar nicht, wie pfiffig ich denſelben nach dem Tode des Oberlieutenants E... in der erſten Konfuſion ausgetauſcht habe. In der Verlaſſenſchaftsauktion haben ſie ſtatt ſeiner unſeren abgeſchabten, der dem Schwanze einer kranken Ratte glich, lizitirt, und ich habe den ſchönen, als uns gehörig, gleich auf den Czako geſteckt. — Nimm ihn gleich herunter, ſtöhnte ich mit matter Stimme, begrabe ihn und kaufe mir einen andern, ſey's ein Rattenſchweif; den aber ſetze mir ja nicht mehr auf! — Du lachſt mich wohl aus, lieber Leſer? hätteſt aber vermuthlich, wie ich um keinen Preis der Müllerin verhängnißvolles Vermächtniß behalten.

Pot - Pourri.

Druidiſche Ueberreſte.

In einem Steinbruch zu Frethun bei Calais entdeckte man eine ausgemauerte zwei Metres lange und einen Metre breite Grube, die mit 100 Pferdsköpfen angefüllt war, in deren Mitte ſich ein Kuhkopf mit noch friſchen Hörnern befand. Keine andern, dieſen Thieren zugehörige Knochen waren zu finden. Man glaubt, dieß rühre von Opfern der Druidenprieſter her.

Aechte Loyalität.

Bei einer ihrer Touren durch England und auf dem Wege nach Coventry wurde Königin Eliſabeth an der Gränze des Stadtweichbildes vom Mayor als oberſter Behörde an der Spitze einer Cavalcade empfangen. Der Tag war heiß, die Königin gleich den Uebrigen zu Roß, der Mayor ihr zur Seite. Als ſie durch einen zwar nicht tiefen, aber breiten Bach ritten, verſuchte das Pferd des Mayors zu ſaufen. Der Mayor zügelte es ſcharf. Da ſagte die Königin in der ihr eigenen gebieteriſchen Weiſe: „Herr Mayor, Herr Mayor, ſo laßt doch Euer Pferd ſaufen, Herr Mayor!“ Der Mayor zog ſein Baret, beugte das Haupt bis zum Sattelknopf und erwiderte: „Zu Eurer Majeſtät Befehl; nur möge Eurer Majeſtät Roß zuerſt geruhen, ſich ſatt zu ſaufen.“

Charlatanerien im Annoncenweſen.

Die Engländer und Amerikaner zeichnen ſich durch ihre marktſchreieriſchen Ankündigungen aus, und der „Punch“ der ſich ſchon einigemale darüber weidlich beluſtigte, theilt neuerdings einige mit. Auf dem Hauſe eines Schneiders in New-York lieſt man mit großen Buchſtaben: „Hierher! Hierher! Kommt zu mir Alle, die Ihr nackt ſeyd, und ich will Euch kleiden!“ Ein Kaufmann in Miſſiſippi, der einige böſe Schuldner zur Zahlung ermahnen wollte, ließ in die Zeitung einrücken: „Blitz und Donner! Feuer und Schwefel über Euch, wenn Ihr nicht zahlt, was Ihr mir ſchuldet!“ Eine der beſten dieſer Anzeigen aber iſt die eines Quackſalbers, der dem Publikum anzeigen wollte, er könne die bösartigſten Augenübel heilen. Die Ueberſchrift dieſer Anzeige lautete: „Möge kein Blinder dies überſehen!“

Hamburger Zeitungsanzeigen.

Zum beſſeren Erwachen endete am 1. Juni mein geliebter ſtets rechtswandelnder Mann. Deſſen Wittwe. — „Ein paar Eheleute wünſchen ein Kind auf den Löffel zu nehmen.“ — Heute wurde ein friſcher Knabe von meiner Frau leicht und glücklich entbunden.“ — Ein hieſiger Bürger, welcher eine Fußreiſe in die Schweiz unternimmt, wünſcht einen Reiſewagen koſtenfrei dahin mitzunehmen.“ — „Ein einzelner Mann wünſcht gegen ihm zu leiſtende Caution von 2000 Mark unentgeldlich Beköſtigung und Logis zu erhalten.“ — „So eben friſch auf uns geladenen Limburger Käſe bieten wir an.“ — „Ein Bürgergardiſt in Uniform, mit Leder und Gewehr, iſt bei der verwittweten M. billig zu verkaufen.“ — „Herr Dr. und Senior N. als Hauptpaſtor iſt bei dem Kirchenbeamten K. für einen Schilling zu haben.“

Digitized by Google

Nro. 61.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 31. Juli.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Lied der Freude nach den Tagen des Jammers. — Wiener Ereigniſſe. — Ciceroachio. — Das Ghetto in Rom. — Preußiſcher Landtag. — Die Zeitloſe. — Pot-Pourri. — Buntes. — Korreſpondenz des „Sammlers.“

Lied der Freude
nach den Tagen des Jammers.

Gloſſe:
Nun ſauſen die Winde allzumal
Und ſchaffen von allen Enden,
Nun blühe das fernſte, tiefſte Thal,
Nun, armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.
Uhland.

Nun ſauſen die Winde allzumal
Die feurigen, ſtürmiſchen Lieder,
Sie ertönen ſo hell durch die Gauen all'
Und erwecken den Frohſinn uns wieder.
Laut preiſet des Vaters beſchirmende Hut,
Was Menſch heißt, mit betenden Händen;
Und die Dichter ſingen mit heiligem Muth
Und ſchleudern hinein die Lieder voll Gluth
Und ſchaffen von allen Enden.

Nun blüht das fernſte, tiefſte Thal,
Wohin du mögeſt auch ſchauen,
Da glänzet des Segens goldener Strahl
Und Fülle decket die Auen.
Da iſt keine Hütte ſo arm, ſo klein,
D'rin die Herzen voll Freude nicht ſchlügen;
Und die Mutter ſegnet die Söhne ein
Und belächelt das Kind, das ſchwach und klein,
Denn nun werden es Wonnen umwiegen.

Nun armes Herz, vergiß der Qual,
Nun laß dein Bangen und Sorgen,
Es muß nach Jammer und Wehe einmal
Auch tagen ein froher Morgen.
Und läge er auf uns mit bleierner Macht,
Der Wucher, er muß doch verenden,
Dem Tage des Segens muß weichen die Nacht,
O juble, Herz, es tagt, es tagt!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden!

(Eingeſandt.) J. Lehmann

Wiener Erlebniſſe.*)

Von L. Schücking.

Erſtes Kapitel.

Es waren beinahe vierzehn Tage verfloſſen, ſeitdem der Domherr und Lambert Kerſting den Herrenhof von Schwalborn verlaſſen. Der Freiherr Guntram und ſeine ſtattliche Gemahlin ſaßen ſich an demſelben Steintiſch unter der alten Linde gegenüber, an dem wir ſie, umgeben von einem kleinen Kreiſe zufriedener und blühender Geſichter beim Beginne unſerer Erzählung erblickten. Jetzt waren ihre Züge umwölkt; die beiden bejahrten Leute ſaßen allein und verlaſſen da; fort und davon geflogen waren ihre Kinder, als ob ſie nie welche mit Sorge und Angſt großgezogen; kein helles, fröhliches Lachen wurde mehr laut in den Umgebungen des verödeten Herrenhauſes. Der Freiherr ſah vergebens die Allee zum nahen Dorfe hinunter, durch welche früher um dieſe Stunde der ſteife preußiſche Soldat mit feſten Schritten anmarſchirt kam, um den ſehnſüchtig harrenden Freund erſt mit dem „Reichspoſtreuter“ zu ärgern und dann im Tarok zu ſchlagen. Cöleſtinens ſchlanke Geſtalt glitt nicht mehr raſch an den Baumſtämmen vorüber, um zu ihrer Seelenfreundin Marianne zu eilen und ihr die Rührung mitzutheilen, welche ſie eben aus Lafontaine's neueſtem Romane geſchöpft. Es war Alles in Groll und Feindſchaft, Alles aus einander geſprengt.

Das kommt bei deinen energiſchen Maaßregeln heraus, ma chère, ſeufzte der Freiherr. Mein Leben iſt verbittert!

Lieber Guntram, wenn Kraft und Entſchiedenheit eben ſo wenig koſteten, wie Schwäche und Geduld, was hätten dann die Schlafmützen voraus? Die Welt würde dann beneidenswürdig reich ſeyn an großen und ſtarken Charakteren. Es wäre gut, wenn du darüber etwas nachdächteſt, mon cher!

Da kommt Tafelmacher, ſagte der Freiherr nach einer Weile.

Was will Er, Tafelmacher?

Gnädiger Herr, ſagte der Verwalter, der mit einer tiefen Verbeugung herantrat, der alte Bauer, der Kerſting, iſt da; er will Ew. Gnaden ſprechen und um einen Paß für den Lambert bitten.

Einen Paß? fragte der Freiherr verwundert.

Wohin will er denn? fiel Frau von Schwalborn neugierig ein.

Er hat jemanden gefunden, der ihn mit ſich nach Paris nehmen will; es iſt ein reicher Herr, der aus Cleve kommt, Cloots heißt er, Baron Cloots . . .

Cloots, der Phantaſt?

Cloots, der Lump? ſagte Gnaden Mama, der ſeinen chriſtlichen Namen verläugnet und ſich umgetauft hat in — in — wie heißt es —? Es lautet beinahe wie Antichriſt!

Anacharſis, ſagte der Freiherr. Was meynſt du dazu, Agnes?

Laß ihm einen Paß ſchreiben, in Gottes Namen — gib ihm Päſſe, ſo viel er haben will, bis ins Land, wo der Pfeffer wächſt, hinein!

Sagt dem Gerichtshalter, er ſolle den Paß ausfertigen, befahl der Freiherr.

Aber haltet uns den Schulzen vom Leibe — es iſt mir durchaus nicht darum zu thun, eine Konverſation mit ihm zu haben, ſetzte die Dame hinzu.

Der Verwalter verbeugte ſich und ging.

Da reiſen zwei ſchöne Subjekte zuſammen, fuhr Frau von Schwalborn fort. Es iſt gar nicht auszuſagen, wie viel verrückte Köpfe jetzt auf einmal auftauchen. Wenn mir der Junge, der Karl, nur wieder zur Vernunft kommt! Fort mußte er von hier

*) In Nr. 42 bis 52 des Sammlers theilten wir einen Roman (Bruchſtück) unter dem Titel „Eine Familie von 1790“ mit; wir laſſen hier ein zweites Fragment folgen, das ſich unmittelbar an die früher abgedruckten ſieben Kapitel anſchließt, doch auch ohne die früheren dem Leſer verſtändlich ſeyn wird.

Digitized by Google

— aber daß du darauf beſtanden haſt, ihn nach Wien zu ſchicken — es will mir nicht in den Sinn. Seine Römiſch-Kaiſerliche Majeſtät Joſephus der Andere — richtig iſt es auch bei dem nicht im Kopf — richtig iſt es nicht — dabei bleib' ich und laſſe es mir nicht abdiſputiren!

So bleib du dabei, liebe Agnes, ich bin weit davon entfernt, mit dir darüber zu disputiren. Wer glauben kann, daß Wien nicht das einzige und letzte Bollwerk der Ordnung in der Welt, daß der Sohn der groſſen Kaiſerin Maria Thereſia nicht der Inbegriff der höchſten Regentenweisheit iſt, dem habe ich nichts mehr zu ſagen!

Der Freiherr ſtand auf, that einige ſehr heftige Züge aus ſeinem Meerſchaum, und dann entfernte er ſich ſchmollend und in ſeinem Heiligſten tief gekränkt.

Geh du nur, du wirſt es ſehen! ſagte Frau von Schwalbarn, ohne von ihrem Strickſtrumpf aufzublicken oder die Verſtimmung ihres Gatten einer Notiznahme zu würdigen.

Dieſer ſetzte ſich in einen Gartenſtuhl, auf deſſen Rücklehne er den Kopf legte, rauchte und hielt die Augen auf das Storchneſt über ſeinem Dache gerichtet, das jetzt von den flügge gewordenen Jungen verlaſſen und verödet war, wie ſein eigenes Haus. Er dachte an Karl, dem ſein Herz nachzog mit aller Fülle väterlicher Liebe und Sorge. Karl war auf Reiſen geſchickt worden. Er ſollte in der Fremde ſeine unglückliche Leidenſchaft vergeſſen. Nach Wien hatte man ihn geſandt, in Wien war ein Bruder ſeiner Mutter, ein Freiherr von Meichelbeck, Geſandter eines kleinen deutſchen Hofes; von dieſem ſollte er in die Welt eingeführt werden und, dem Glanze des vornehmſten Hofes der Erde nahegebracht, einſehen lernen, in welche Verirrungen ſeine unberathene Einbildungskraft gerathen, als ſie in dem Herzen einer Demoiſelle Zerrwitz einen, auch nur oberflächlicher Rückſichtnahme werthen Gegenſtand geſehen.

Wo war Karl in dieſem Augenblicke? Der alte Freiherr hatte ja auch die Reiſe zu verſchiedenen Malen zurückgelegt, und indem er ſich ein Bild der ganzen Route vorzuſtellen ſuchte, während er ſo mit zurückgelegtem Kopfe in die blaue Luft ſah, berechnete er die Entfernung, welche ihn von dem lieben Sohne trennte. — In Nürnberg, in Regensburg konnte er jetzt ſein; — womit machten ſich ſeine Gedanken beſchäftigen — flogen ſie ſeinen Schritten voraus, mit freudiger Haſt dem Ziele zu? oder waren ſie an der ſtillen Heimat haften geblieben und ſchwebten hier ſehnſüchtig um Cöleſtinens reben-umſponnenes Fenſter, während ſie gereizt und erkältet von dem Bilde der Eltern und dem verlaſſenen Vaterhauſe ſich abwandten?

Darüber grübelte Guntram nach und wurde weich darüber; das Feuer ſeines Meerſchaums erloſch, ſeine Arme verſchränkten ſich über der Bruſt, und als ſein Blick auf ein Fenſter fiel, hinter welchem Mariannens jetzt auch verödetes Zimmer lag, beſchlich ein tief wehmüthiges Gefühl das gute und biedere Herz des alten Freiherrn von Schwalborn.

Karl war übrigens viel weiter, als ſein Vater glaubte, und vielleicht auch ſchon weiter, als die kühnſten Hoffnungen ſeiner Mutter reichten, wenn ſie an die Heilung ſeines Herzens dachte.

Man reiſ'te bedeutend raſcher, als in den patriarchaliſchen Zeiten in welchen der ehemalige Reiteroffizier Maria Thereſia's ſeine Fahrten nach der Kaiſerſtadt gemacht. Karl war bereits in Wien. Er war ſeit einigen Stunden bei ſeinem Oheim richtig und wohlbehalten eingetroffen. Freiherr v. Meichelbeck wohnte in einem ſchönen Hauſe in der Leopoldſtadt. Er war ein freundlicher, lebhafter und doch, wie es Karl ſchien, kalter Mann, der den Neffen nach ſeiner Weiſe herzlich, aber immer ziemlich kühl empfing, und nach einer Viertelſtunde Hin- und Herredens über die ferne Familie und Karl's Reiſe-Erlebniſſe ihn ohne viel Umſtände wegſandte, weil er nun durchaus ſeine Sieſta halten müſſe. Karl war ein wenig beleidigt darüber. Aber er vergaß den Aerger wenige Minuten nachdem er ſich mit einem förmlich brennenden Schaudurſt in das Wogen und Treiben der groſſen Stadt geſtürzt. Tauſend Dinge verlangten hier ſeine Aufmerkſamkeit. Bald waren es glänzende Läden, bald die wunderlichen Trachten fremdländiſch reden der Menſchen, bald die Gebäude, bald Züge Militärs, von Gold ſtrotzende Caroſſen, herrliche Ungarpferde, frappante Phyſiognomieen — was ihn feſſelte und jeden Augenblick ſtehen ließ. Er ſah am Stephansdome hinauf, er durcheilte die Höfe der Burg, er ſchlenderte über Kohlmarkt, Graben, Kärnthnerſtraße, die Glacis — er hätte Alles verſchlingen mögen mit den Augen, in ſolcher Aufregung war er. Dies war ja Wien, der geiſtige Mittelpunkt der Welt, in welcher er gelebt, die hohe Schule der Lebensanſchauung, in deren Traditionen ein Cavalier aus katholiſchem Hauſe von damals auferzogen wurde — dies war das Wien ſeines Vaters, das Wien, welches der Pol ſeiner früheſten Reiſewünſche geweſen, das Wien Maria Thereſia's und Joſeph's des Zweiten, die Kaiſerſtadt endlich, in welcher ſich alles concentrirte, was die deutſche Welt von 1790 an Großartigkeit, an hiſtoriſcher Poeſie und an Macht beſaß.

Wien war Karl wie eine zweite Heimath. Und es war ſeltſam: in den wenig Häuſern, die er in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts betrat, wehte ihm derſelbe eigenthümliche Duft entgegen, der in den dunklen getäfelten Gemächern ſeines väterlichen Hauſes herrſchte und den er ſonſt nirgends in der Welt bemerkt hatte.

Ermüdet kehrte er von ſeinem erſten Ausfluge in der Dämmerung zu ſeinem Oheim zurück. Dieſer erwartete ihn zum Abendeſſen und ſchien nach ſeiner Sieſta jetzt in der freundlichſten und mittheilſamſten Stimmung von der Welt. Er war ein magerer Mann über Mittelgröße, Karl's Mutter, ſeiner Schweſter, auffallend ähnlich; ein geröthetes Geſicht deutete eine Neigung für den Wein mit größerer Aufrichtigkeit an, als es ſich für eine Diplomaten-Phyſiognomie eigentlich ziemen wollte. In der That ſah Karl mit großer Verwunderung den alten Herrn bald eine Flaſche Meneſcher Ausbruch, dann mehrere Gläſer Cyperweins und endlich einen großen Becher des ſchwerſten und feurigſten Tokaiers leeren, ohne daß dadurch ſeine Seelenruhe nur im geringſten erſchüttert worden wäre. Das Souper fand in einem kleinen Garten-Salon ſtatt, deſſen Wände mit Stich bedeckt waren, die in ſinniger Abwechſelung ein blaues Haus mit einem Ziehbrunnen und einen blauen Reiter auf einem dicken blauen Hengſt, dann wieder den Ziehbrunnen, dann wieder den Reiter darſtellten. Die Flügelthüren zu dem kleinen Garten ſtanden offen und ließen den Duft der Reſeda-Beete in das Gemach. Während des Eſſens ſchüttete Karl dem Oheim ſeine von den Eindrücken des Tages bewegte und überſtrömend volle Seele aus. Der Oheim ſchwieg. Als aber die Speiſen abgetragen waren, ſchob der alte Herr ſeinen Lehnſtuhl an die offene Thür und hieß Karl ein Gleiches thun.

Ich habe mit dir noch zu plaudern, guter Junge, ſagte er, und während er ſprach, lächelten ſeine ſchmalen Augen ſehr verſchmitzt, und die Naſenſpitze bewegte ſich ſeltſamer Weiſe immer im gleichem Takte mit der Oberlippe. Nach den Beobachtungen, die ich über dich mache, muß ich dir geſtehen, daß du einen Fehler haſt, Karl, und ich kann nicht eilig genug dich davon zu heilen ſuchen, wenn irgend etwas aus dir werden ſoll.

Und dieſer Fehler iſt, lieber Onkel?

Du haſt viel zu viel Reſpekt vor tauſend mittelmäßigen Dingen; du läßt dir zu ſehr imponiren — ich glaube, dein guter Onkel Deſtbod hat dir dieſe blaue Vergötterungsluſt beigebracht. Nichts ſchädlicher als das, mein Junge. Wenn du nicht bald zu der Einſicht kommſt, daß Alles in der Welt höchſt menſchlich, klein und erbärmlich iſt, ſo wirſt du dein Leben lang an der Naſe herumgeführt werden. Du ſchütteſt mir da deinen Enthuſiasmus aus über die Gröſſe unſerer erhabenen Kaiſerfamilie, die Höhe des Stephansdomes, die Schönheit der Stadt Wien, und wenn man dich hört, ſollte man meynen, die Welt ſey ein Ausbund von Vortrefflichkeit. Ich aber ſage dir, Jüngelchen, ſie iſt durchaus eine Pfuſcherarbeit, und das präge dir getroſt als die erſte aller Wahrheiten ein: das Meiſterſtück der Schöpfung, der Menſch, iſt unſerm lieben Herrgott leider am vollſtändigſten mißrathen!

Ich bin allerdings zu Pietät und Reſpekt erzogen worden, lie-

Digitized by Google

der Onkel, verſetzte Karl etwas beleidigt, und ich glaube, daß man wohl daran gethan hat, mich ſo zu erziehen!

So, glaubſt du in der That, lieber Junge? ſtimmt dieß mit deinen pädagogiſchen Principien überein? ſagte der Diplomat mit einem Anfluge von Spott.

Ich glaube, ſagte Karl lächelnd, Sie finden es höchſt reſpektwidrig, daß Ihr Neffe Ihnen zum Trotz doch etwas in der Welt Reſpekt haben will.

O nein, verſetzte der alte Herr, und der ſpöttiſche Zug um ſeine ſchmalen Lippen trat noch ſtärker hervor; nur begreiſe ich denn nicht, wie deine Pietät gegen deine Eltern nicht deinen Verſtand vor Verzerrung in ſchlechte Witze bewahrt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Ciceroachio

iſt der Spitzname eines Mannes in Rom, deſſen eigentlicher Name Angelo Brunetti iſt und den Leſern aus den neueſten Ereigniſſen bekannt ſeyn wird. Es gibt vielleicht keinen Mann, Weib oder Kind in Rom, das nicht ſeinen Namen kennt. Er ſteht an der Spitze jedes populären Thuns, und kann in jedem Augenblick über Hunderte, wo nicht über Tauſende gebieten, die ſich von ihm in Allem leiten laſſen; er iſt ein unehrgeiziger Rienzi, ein friedlicher Maſaniello, denn zu ſeinem Ruhme ſey es geſagt, er hat ſeinen Einfluß bis jetzt nur zu guten, friedlichen und uneigennützigen Zwecken benützt; er iſt der Repräſentant, der ſtillſchweigend erwählte Tribun des Volks, oder wie man ihn nur nennen mag; er iſt der Vertheidiger ſeiner Rechte, ohne je eine einzige Bewegung ungeduldiger Forderung oder des Mißvergnügens hervorgerufen zu haben. Seine Bewunderer haben ihm nie außerordentliches Talent und Rednergabe zugeſchrieben, und das Geheimniß ſeines Einfluſſes liegt mehr in ſeinem Edelmuth, ſeinem Wohlwollen und ſeinem unwandelbar redlichen Benehmen. Angelo Brunetti hat ſich in ſeinem Geſchäft als Miethkutſcher und Holzhändler, das er noch jetzt betreibt, zu einem gewiſſen Reichthum emporgeſchwungen; er hat dadurch die Mittel, ſeine Freunde nach Gefallen zechfrei zu halten, und dieß ſicherte ihm den Eingang zu den Herzen der niederen Klaſſen, obwol eine ſolche Stellung bei der ſprichwörtlichen Wandelbarkeit der Volksgunſt ſich ohne große moraliſche Ueberlegenheit nicht hätte behaupten laſſen. Er iſt ein Mann von etwa 50 Jahren, hat außer ſeiner Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit keinen beſonderen Ausdruck, und ohne ſeine ſüdliche Geſichtsfarbe würde man ihn eher für einen nördlichen Bauer als für einen Anwohner der Tiber halten. (Nach einem Schreiben aus Rom vom 18. Juli im Sémaphore wäre es auch Ciceroachio geweſen, welcher die Verſchwörung der Rückſchrittspartei entdeckt hätte.)

Das Ghetto in Rom.

Ein Mitglied der mit der Unterſuchung des Ghetto in Rom beauftragten Commiſſion entwirft in ſeinem dem Papſt erſtatteten Bericht folgendes Bild von dieſer traurigen Aufenthaltsſtätte: „Etwa 3900 Iſraeliten leben in Rom im Ghetto, einer ſo niedrig gelegenen Gegend, eng eingeſchloſſen, daß ſie auch bei dem kleinſten Uebertritt der Tiber augenblicklich unter Waſſer geſetzt wird. Das Schlimmſte dabei iſt, daß die Wohnungen zur ebenen Erde faſt alle mehrere Fuß unter dem Niveau der Straße ſtehen. Aus dieſem Grunde ſind ſie auch in trockner Jahreszeit ſtets feucht, weil weder gedielt, noch mit Backſteinen gepflaſtert wird. Fenſter fehlen faſt überall, nur durch die Thüre kann friſche Luft eintreten. Somit ſind dieſe Wohnungen in einem Grade übelriechend, daß Jedem, der ſie zum Erſtenmal betritt, der Athem vergeht. Dieſe gräuliche Luft rührt auch zum Theil von der Menge von Perſonen her, die in einem und demſelben Zimmer zuſammenleben müſſen. Ich ſage die lautere Wahrheit, ſage, was ich mit eigenen Augen ſah, wenn ich berichte, daß im Ghetto in einer kleinen engen Kammer oft ſechszehn Menſchen zuſammenleben, ſchlafen und ihre menſchlichen Bedürfniſſe daſelbſt verrichten müſſen. Solche zahlreiche Familien haben nur zwei enge Betten, manche aus neun Perſonen beſtehende hat deren nur eins. Ich ſah Familien dieſer Zahl, wo Vater, Mutter, drei Töchter und vier Söhne ein und dieſelbe Lagerſtätte theilten. Ja es gibt einzelne Zimmer, in denen drei Familien zuſammen wohnen, mit nur zwei Betten, oft ſelbſt nur mit einem. In dieſen Fällen ſchläft eine Familie wenige Stunden, nach ihr die zweite, dann eben ſo kurze Zeit die dritte. Mir ſind Häuſer vorgekommen, in denen über dem Bette Blechrinnen angebracht waren, damit man gegen das herunterträufende Regenwaſſer ſchlafend ſicher wäre. Ich ſchweige über die zerbrochenen Treppen und bemerke nur noch, daß ſehr viele Häuſer auch in ihren oberen Stockwerken ohne Fenſter ſind, und ihre Bewohner wie in einem Gefängniſſe eingeſchloſſen vegetiren. Ich ſtieß auf erblindete Menſchen, erblindet in und wegen dieſer Atmoſphäre. Die Hälfte der römiſchen Juden iſt äußerſt arm; wer die Miethe nicht zahlen kann, wird aus ſeiner Höhle gejagt und muß dann in einer Kammer mit vielen Unglücksgefährten Obdach ſuchen, die für einmaliges Uebernachten als Locanda feil ſteht.“ (Mainz. Unthbl.)

Preußiſcher Landtag.

Ein eifriger Zeitungsleſer hat über die Thätigkeit des Erſten Vereinigten Landtages nach den Berichten in der „Allg. Preuß. Ztg.“ ſtatiſtiſche Tabellen geführt, welchen der „Rhein. Beobachter“ folgende Notizen entnimmt: In den vereinigten Curien und in der Curie der drei Stände, d. h. die 13 Sitzungen der erſteren vom 12 April bis 12. Juni, und die 38 Sitzungen der letzteren vom 20 April bis 25. Juni, zuſammen genommen, iſt im Ganzen 6849mal geſprochen worden. Dieſe Summe zerfällt in 145 Redner aus dem Fürſtenſtande, 2058 aus dem Ritterſtande, 1570 aus dem Stande der Städte und 183 aus dem Bauernſtande, 1826 Aeußerungen der beiden Marſchälle, 437 Reden der verſchiedenen Regierungs-Organe und 610 „Stimmen“. Der Marſchall der vereinigten Curien hat 438mal, der Marſchall der Drei-Stände-Curie 1388mal geſprochen; in der Drei-Stände Curie der Landtags-Commiſſar und die übrigen Vertreter der Regierung 384mal, in der vereinigten Curie 73mal das Wort genommen. Nicht namentlich aufgeführte Redner (Stimmen) erhoben ſich in den angegebenen Sitzungen in den vereinigten Curien 115, in der Curie der Drei-Stände 495, wobei wir indeß bemerken, daß unſer Statiſtiker auch die geringſte Aeußerung einer „Stimme“ bei dieſer Zahl concurriren läßt und bei „mehreren Stimmen“ immer deren zwei angenommen hat. In den vereinigten Curien haben außer den angeführten 145 Aeußerungen und reſp. Reden von Mitgliedern aus dem Fürſtenſtande 367mal Mitglieder des Ritterſtandes, 233mal Vertreter der Städte und 36mal Vertreter von Landgemeinden geſprochen. Die Geſammt-Summe der Aeußerungen in den vereinigten Curien beträgt ſonach mit Inbegriff der ſprechenden „Stimmen“ 1407. — Die Tabelle weiſ't nach daß in der Drei-Stände-Curie der Ritterſtand 1691mal, der Bürgerſtand 1337mal, der Stand der Landgemeinden 147mal, die geſammte Standſchaft ſonach 3175mal das Wort genommen hat. Nach den verſchiedenen Provinzen kommen von dieſer Summe auf die Provinz Preußen 586, auf Brandenburg 563, Pommern 216, Schleſien 417, Poſen 133, Sachſen 276, Weſtphalen 281, auf die Rheinprovinz 488 Sprecher oder vielmehr einzelne Reden. Hauptredner aus der letzteren Provinz waren Hr. Hanſemann aus Aachen, der 181mal, v. Beckerath aus Crefeld, der 43mal, Meviſſen aus Dülken, der 52mal, von der Heydt aus Elberfeld, der 94mal und Camphauſen aus Köln, der 29mal geſprochen hat. Von den 281 Acten der Thätigkeit, mit welcher die Provinz Weſtphalen aufgeführt iſt, gebühren allein dem Deputirten der Ritterſchaft, Frhrn. v. Vinke aus Hagen 160; unter den Preußen iſt der General-Landſchafts-Rath Hr. v. Auerswald am häufigſten aufgetreten nämlich 128mal, eben ſo oft hat Hr. Graf v. Schwerin, Mitglied

der pommerſchen Ritterſchaft, geſprochen. Die größte Theilnahme an den Debatten hat ſich bei den Berathungen über das Beſcholdenheitsgeſetz und über die Abänderungen des Geſchäftsreglements kund gegeben. Die größte Zahl der artiven Redner ergibt die Sitzung vom 5. Mai in Betreff des erſteren Gegenſtandes; in dieſer hat der Ritterſtand 85-, der Bürgerſtand 67-, der Stand der Landgemeinden 1mal, der Marſchall 79mal und die Regierung 21mal das Wort ergriffen. Unſer Tabellarius hat in den Verhandlungen der Curie der Drei-Stände 200 „Bravo's“, 70 „Gelächter und Heiterkeit“ und 125 „Murren“ in den verſchiedenſten Nuaneen gefunden.

Die Zeitloſe. (Colchicum autumnale.)

(Eingeſandt.)

Dieſe Giftpflanze, welche allgemein bekannt iſt, wird auch Herbſtzeitloſe, Herbſtblume, Spinnblume, wilder Safran, Butterwecken, Kühdutte genannt. Die roſafarbige oder mehr lillafarbige Blume, welche 6 Staubgefäße und 3 Griffel hat, blüht im Herbſte, die gelblichgrünen tulpenartigen Blätter erſcheinen im Frühling, wo ſich bald die 3fächerige aufgeblaſene weißlich grüne Saamenkapſel zeigt, deren ſich die Kinder zum Spielen bedienen, wenn man ſie nicht ſorgfältig davor warnt und hier unter dem Namen „Heumutſchein“ bekannt ſind. Ich zählte in einer ſolchen Kapſel eines größeren Exemplars 180 Saamenkorner, in der Größe von Rettig-Saamen. Die Zwiebeln dieſer Pflanze, welche 4 — 6 Zoll tief in der Erde liegen, und ebenfalls den Tulpenzwiebeln*) ähnlich ſehen, haben wie das ganze Gewächs giftige Eigenſchaften.

Ich habe leider wahrgenommen, daß ſich dieſe ſchädliche Pflanze ſeit 3 — 4 Jahren an manchen Orten bedeutend vermehrt hat; ich halte den Genuß der Pflanze für alle Hausthiere als ſchädlich, doch mehr den Pferden, welche keine Wiederkauer ſind, als den wiederkauenden Thieren, nämlich dem Rindvieh, den Schafen und Ziegen, doch muß ich bemerken, daß die Kühe, wenn ihnen das Heu lang gefüttert wird, dieſe Pflanzen oft wegſchieben und liegen laſſen, was ſie freilich, wenn ihnen dieß Futter als Heckerling (Gſodt) vorgeſetzt wird, nicht können.

Es ſind mir erſt in der kürzeſten Zeit drei Fälle bekannt geworden, wo eine Vergiftung durch das Colchicum ſtattgefunden haben ſoll; die erſtere ſoll abſichtlich durch die Böswilligkeit eines Dienſtboten, die zweite zufällig geſchehen ſeyn. Ueber Beide ſind gerichtliche Verhandlungen gepflogen worden. Bei der Sektion nach dem erfolgten Tod der Pferde fand man im Magen derſelben, der nach einer ſtarken Entzündung in Brand übergegangen war, den Saamen von der Zeitloſe. — Ein ſehr achtbarer Gaſt und Landwirth ſagte mir vor einigen Tagen, er habe ſeinen Pferden beſſeres Futter reichen laſſen, worunter aber das Colchicum, was er zu ſpät wahrgenommen, häufig geweſen ſey; er kam ſchnell um zwei Pferde, und ſchreibt das Unglück dieſem Giftkraute zu.

Oefter vorgekommene Fälle von Vergiftung von Menſchen und Thieren in Folge des Genuſſes von Saamen oder Blättern der Herbſtzeitloſe (Colchicum autumnale) haben auch die k. Regierung aufmerkſam gemacht, vor dieſer giftigen Pflanze zu warnen und ihre Ausrottung anzuempfehlen.

*) Wenn gleich, wie ich Eingangs erwähnte, die Blume allgemein bekannt iſt, dürfte es bei deren Zwiebeln doch weniger der Fall ſeyn, weil mit dieſen gar häufig unſere Blumen- und Gartenfreunde von ausländiſchen, vagirenden, ſogenannten Handels-Gärtnern betrogen werden. Jene verkaufen dieſe Zwiebeln für Tulpen, Tazetten, Jonquillen, Narziſſen, amaritis formosissima, und andern von ihnen ſelbſt geſchöpften radbrecheriſchen Namen. Auch mir boten ſolche Händler unter andern wilde Roſen, die ſie den Hecken auszogen, für Rosa unique admirable, Tees. Flora etc. auch Heubeerſträucher ſtatt Hortenſien an, ich jagte ſie mit ihrem Plunder beim Hauſe hinaus. Dieſe Betrüger, welche unſern guten Kunſt- und Handelsgärtnern, deren wir in allen Theilen Bayerns haben, auch mit dem Verkauf anderer Sämereien das Brod vom Maule wegſchnappen, ſollte man den Gerichten anzeigen, damit ſie geſtraft, und mittelſt Schub aus dem Lande geſchafft würden. D. C.

Ich werde dieß Mittel zur Vertilgung dieſer ſchädlichen Pflanzen im nächſten Sammler mittheilen.

M. Mindelthaler.

Pot - Pourri.

Zeitungen und Bajonette.

Napoleon machte einſt, indem er ſich über den durch Zeitungen geübten Einfluß äußerte, folgende Bemerkung: Ein Journaliſt iſt ein Rathgeber, ein Regent der Herrſcher, ein Beſchützer der Völker. Vier feindliche Zeitungen ſind mehr zu fürchten als hunderttauſend Bajonnette.

Etiquette.

Als der Polizeichef von Moskau 1812 die Stadt verließ, meldete er dem Kaiſer Alexander, der amtlichen Styliſtik gemäß, welche fordert, daß man jedesmal, wenn man den Kaiſer anredet, glücklich iſt, den Einzug der Franzoſen mit den Worten: Ich habe das Glück, Ew. Majeſtät anzuzeigen, daß die Franzoſen Moskau beſetzt haben u. ſ. f.

Guter Rath.

Ein Geiſtlicher hatte ſich in Folge der langen Theuerung entſchloßen, in Proceſſion an der Spitze ſeiner Pfarrkinder durch die Fluren des Kirchſpiels zu ziehen, um das Gedeihen der Saaten zu ſichern. So oft er an einem Feld von wenig verſprechendem Anſehen vorbeikam, ſagte er: „Seht, hier hilft Singen und Beten nichts, da gehört Dünger her!“

Buntes.

Eine der letzten Nummern der „Leipziger Zeitung“ enthielt ein Heirathsgeſuch, worin es am Schluße heißt: „Die geehrten Damen werden gebeten, ſich in portofreien Briefen poste restante niederzulegen.“ So leicht ſchon dieſe Laſten auch immer ſeyn mögen, ſo dürften ſie für Briefe doch etwas zu ſchwer ſeyn.

Ein junger Menſch, der ein Mädchen heirathen ſollte, verlangte jetzt um 2000 fl. mehr Mitgiſt, als voriges Jahr, da die Lebensmittel jetzt ſo theuer wären.

Korreſpondenz des „Sammlers.“

Augsburg im Juli 1847.

Stadtgeſchichten, romantiſche Erzählungen von K. Deyerl.

Statt der Tendenzpoeſie unſerer Zeit begrüßen wir dieſe romantiſchen Erzählungen als Blüthen eines ächt poetiſchen Gemüthes. Der Verfaſſer, der ſeine Vorſtudien zu Augsburg gemacht, hat ſich den Stoff ſeiner größeren Erzählungen aus der Vergangenheit dieſer altberühmten Reichsſtadt gewählt. Ein freier Sinn, eine kühne Phantaſie, eine gewandte Behandlung und einnehmende Ausdrucksweiſe geben ein für die Zukunft noch viel Gutes verſprechendes Zeugniß von dem Schriftſtellerberufe des jungen Autors. Freilich kann die Kritik über einzelne kleine Mängel nicht hinwegſchlüpfen, ſo fällt es zum Beiſpiele auf, wenn Johannes Bittel mit hundert Reitern der gewaltigen Stadt die Fehde ankündigt. Hier hätte der Umſtand erwähnt werden ſollen, daß ſich die Fehden der damaligen Zeit auf Plünderung der zu den Städten ziehenden Kaufmannsladungen ꝛc. ꝛc. beſchränkten; und bei der Erzählung „Profeſſor Ratas“ hätten wir auch gerne etwas von Röschens Schickſalen nach ihrem Verſchwinden erfahren mögen. Doch hat uns das Buch im Ganzen angeſprochen und die Menge ſeiner ſchönen Stellen läßt jene unbedeutenden Lücken leicht überſehen. Wir empfehlen die Stadtgeſchichten als eine lebhaft unterhaltende, anziehende Lektüre, und geben dem Verfaſſer, der, wie wir hören, eine Reiſe nach dem deutſchen Weſten und nach Ungarn angetreten hat, ein herzliches Glück auf und den Wunſch mit auf den Weg, daß er nach ſeiner Rückkehr einen neuen Bilderſchatz aus ſeiner Reiſemappe mitbringen möge.

Auflöſung des Rebus in Nro. 59 des Sammlers.

Paris.

Digitized by Google

Nro. 62. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 4. Auguſt.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Wiener Erlebniſſe. — Reminiſcenzen von dem Regensburger Sängerfeſte.

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Erſtes Kapitel.

Der Oheim lachte laut auf über ſeine treffliche Anſpielung. Karl wurde dunkelroth und ſagte flammenden Auges: Lieber Onkel, Sie werden fühlen, daß Sie Sich in dieſem Augenblick incompetent machen, über ſchlechte Witze zu Gericht zu ſitzen!

Nein, ich wollte dich nicht beleidigen — laſſen wir das — nach wenig Tagen, die du hier in Wien verlebſt, wird dein Herz geheilt ſeyn — man muß nur nie viel Aufhebens von etwas machen, darin liegt alle Weisheit beſchloſſen — merke dir das, Karlchen. Nichts bewundern, nie viel Aufhebens machen — und milde urtheilen — das ſind die drei Spitzen der höchſten Lebensweisheit! Was deinen unmenſchlichen Reſpect und gläubigen Enthuſiasmus für alle möglichen Dinge angeht . . .

Sie beurtheilen mich falſch, lieber Onkel; glauben Sie mir, ich ſehe klar und bis auf den Grund der Wahrheit, hundert Vorurtheilen gegenüber, welche die Welt beherrſchen!

Die Welt wird aber von tauſend Vorurtheilen beherrſcht, und du haſt es alſo immer noch mit einem Reſt von neunhundert zu thun; darunter ſind tüchtige Burſche, ſage ich dir, Vorurtheile, die Hand und Fuß haben und manchem armen Teufel das Leben ſauer machten! **Eh bien** — was wollte ich ſagen? ja, ich will einen Unterricht mit dir beginnen, du ſollſt eine Art moraliſche Kur durchmachen, ehe ich dich in die Welt lancire; du nennſt mir ein beliebiges Ding, das deinen Enthuſiasmus erregt, und ich zeige dir, daß es ein Ausbund von Unbedeutendheit und bedauerlicher Schwäche iſt. Stelle eine Geſtalt vor mich hin, zeige mir die ſtolzeſte Stirn, ich bin bereit, mein Aſchenkreuz darauf zu machen und ihm das **memento quia pulvis es et in pulverem reverteris** zuzurufen.

Das möchte ihnen doch zuweilen ſchwer fallen — zum Beiſpiel, wenn ich Ihnen die Stirn Joſeph's **II.** zeigte!

Der Oheim nahm eine Priſe, als ob er der bei ſeinen Geſprächen thätig mitwirkenden Naſenſpitze erſt eine Erholung gönnen müſſe, und dann ſagte er mit einem ſo pfiffigen Geſicht, als ſey er im Stande, den Spruch vom ſchlummernden Homer auf den lieben Herrgott ſelber anzuwenden.

Was bewunderſt du an ihm?

Seine Thatkraft — ſeine großen, durchgreifenden Reformen — ſeine Weisheit — ſeine . . .

Halt! beobachten wir eine gewiſſe Ordnung. Erſtens ſeine Thatkraft. Iſt das bewunderungswürdige Thatkraft, mit einer despotiſchen Gewalt den Einzelnen, den Nationen, den Corporationen Wunden ſchlagen, für welche man gleich darauf ſelbſt Pflaſter bereiten und ängſtlich Kräuter ſuchen muß, damit ſie nur ja raſch wieder heilen? Seine Reformen? Lieber Junge, wenn man das Pferd beim Schwanze aufzäumt, ſo iſt das allerdings eine durchgreifende, in allen Gebieten der Geſchirrkunde und Pferdedreſſur höchſt einflußreiche Reform — aber auch der beſcheidenſte Unterthanenverſtand fragt dabei, ob dieſe Reform ſich wohl zweckmäßig und auf die Dauer wohlthätig erweiſen dürfte. Ich weiß nun freilich nicht, ob du dieſer Anſicht biſt; aber du wirſt mir zugeben, daß ſich auch das Gegentheil behaupten läßt. Seine Weisheit? Nun, ich habe ſo eben ſchon meine Meynung darüber angedeutet. Jedenfalls iſt es leicht weiſe ſeyn, wenn Niemand uns widerſprechen darf. Du wirſt den alten Fürſten Kaunitz kennen lernen; von den Lippen dieſes Mannes wirſt du den ganzen Inbegriff Joſephiniſcher Regentenweisheit ausſprechen hören. Das, ſagen Seine Durchlaucht, das hätte ich ſelber nicht beſſer machen können, wenn ein Hofrath ihnen ſeine Elaboration überreicht, und wenn ein Virtuoſe ihnen auf der Bratſche etwas vorgeigt, ſagen ſie dasſelbe, und wenn ein Seiltänzer über dem geſpannten Strick auf dem Kopfe ſteht — Seiner Durchlaucht höchſtes Lob iſt immer: „Das hätte ich ſelber nicht beſſer machen können.“ Das iſt die Deviſe des Syſtems: ſich Alles zutrauen und dann in Alles von obenher mit **Ordres du Mufti** hineinſchlagen!

Er iſt doch ein weiſer, ein großer Mann, dieſer kaiſerliche Genius, der die Fakel der Aufklärung über Oeſterreich, über Deutſchland ausſtreckt!

Ein Dilettant in der Größe iſt er. Die Völker Oeſterreichs werden durch ihn nie zum Glück und zur „Aufklärung“ kommen, wie du es nennſt.

Werden ſie denn ſelbſt, durch eigene innere Lebensentwickelung je dahin kommen können? Iſt es nicht beſſer, wenn ein Weiſer ſich an ihre Spitze ſtellt und ſie empor-, ſich nachreißt?

Wenn man ſie empor- und ſich nachreißen will, muß man ſie nicht bei den Haaren faſſen.

Wird das Volk ſelbſt und allein zu großen Zielen kommen? Ich glaube es nicht. Das Große haben immer nur Einzelne erreicht.

Allerdings, die Maſſen ſind immer unvernünftig — die Einzelnen immer gut. Das aber magſt du mir glauben, die Maſſen ſind heute nicht mehr glatte und geſchmeidige Oelfarben, mit denen ſouveraine Pinſel ſich ad libitum ihre Karten illuminiren und ein Bild malen können, wie ideologiſche Schwärmerei es ihnen als Ideal politiſcher Glückſeligkeit zeigt.

Sie haben mir weh gethan, lieber Onkel, und gegen Ihren eigenen Grundſatz verſtoßen, milde zu urtheilen.

Wir haben genug politiſirt, ſagte der Onkel gähnend. Ich bin ſchläfrig, und du wirſt müde ſeyn. Morgen wollen wir von den Verrichtungen reden, welche du als mein Attaché bei mir haben wirſt. Alſo auf Wiederſehen, Karlchen. Schlafe wohl!

Der Oheim entließ Karl, und dieſer zog ſich in ſein Zimmer zurück. Die Fülle von Eindrücken, welche er an dieſem Tage empfangen, ließ ihn lange nicht zur Ruhe kommen. Was der Oheim ihm über den edlen Regenten geſagt, den er enthuſiaſtiſch verehrte, hallte ſchmerzlich in ſeiner Seele nach.

Der Menſch iſt ſchwach. Seine eigenen Erlebniſſe haben einen geheimen Einfluß auf die Richtung ſeiner Ueberzeugungen, der deßhalb nicht geringer iſt, weil man kaum wagen würde, ihn ſich ſelbſt zu geſtehen. Seit Lambert Karl durch eine Werbung um ſeine Schweſter empört hatte, fühlte dieſer einen Widerwillen gegen das Volk

überhaupt.“ Dieſes kecke Nebeneinanderſtellen der Verhältniſſe Karl's zu Cöleſtinen und Lamberts zu Mariannen hatte etwas ſo innerlich Verletzendes, ſo Demüthigendes für Karl gehabt, daß er ſich dafür rächen mußte; und er that dieſes durch die Theorie, die er über den politiſchen Werth des Volkes in ſich aufbaute. Deſto höher mußte das Bild eines Weiſen auf dem Throne in ihm ſteigen, der, ſtark durch dieſelbe Erkenntniß, im Glanze ſeiner Macht über die Köpfe des Volkes dahinſchritt und ein wahrer Kaiſer der Bildung war. Daher kam es, daß die Reden ſeines Onkels ihm wie eine Art Blasphemie klangen, die tief in ſeine junge, verehrungdurſtige Seele ſchnitten.

Endlich ſchlummerte er ein. Aber ſeine Ruhe ſollte nicht lange währen. Er fuhr noch mitten in der Nacht aus ſeinem Schlafe empor, von ſchrillen Poſthornklängen und donnernden Schlägen geweckt, welche gegen das Einfahrtsthor des Hauſes geführt wurden, mit einer wirklich ſtaunenswerthen Rückſichtsloſigkeit gegen die ſchlummernde Bevölkerung des ganzen Viertels. Nach einer Weile raſſelten die Flügel des Einfahrtsthores auf, und eine Kaleſche rollte mit dumpfem Dröhnen in den gewölbten Thorweg ein. Etwa zehn Minuten darauf öffnete ſich auch Karl's Zimmerthür. Der Kammerdiener ſeines Oheims trat mit Licht haſtig herein, und eine große verſiegelte Depeſche nebſt einem kleinen Pakete auf den Tiſch legend, ſagte er; Herr von Schwalborn, ein Courier aus N. iſt angekommen — er ſagt, es ſey ſehr wichtig und dringend — der Herr Geſandte will nicht in ſeiner Nachtruhe geſtört ſeyn und läßt Ihnen ſagen, Sie möchten die Depeſche öffnen und ſehen, was es ſey.

Nicht geſtört ſeyn — ich? ſtammelte Karl erſchrocken — Gott im Himmel, welche Idee! was weiß ich, was zu thun iſt! Eine dringende Staatsangelegenheit, und mein Onkel will nicht geſtört ſeyn.

Der Kammerdiener antwortete keine Sylbe auf dieſe Ausrufungen des erſchrockenen Attaché, ſondern zündete zwei Wachslichter an und entfernte ſich.

Karl ſprang in höchſter Aufregung aus dem Bette — Schrecken, das Gefühl äußerſter Rathloſigkeit und eine gewiſſe Freude geſchmeichelter Eitelkeit, daß ihm eine Sache von politiſcher Wichtigkeit anvertraut werde, bewegten ſein Herz zu lauten Schlägen, als er das große Siegel der Depeſche aufriß. — Er las:

Monsieur le Baron!

Seine Hochfürſtliche Durchlaucht der Herr Herzog befahlen mir eben in einer äußerſt dringlichen Angelegenheit Ihre Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Das für das zu der am 18. d. M. Statt findenden Vermählung der Prinzeß Auguſtine vorbereitete Trouſſeau beſtimmte und von Ihnen in einer wahlrenommirten Porcellan-Manufaktur zu Wien beſtellte Service iſt richtig anhero eingelaufen, leider aber hat ſich bei Auspackung desſelben eine Sauciere und die große Fiſchſchüſſel zerbrochen, auch von einer der Taſſen das Henkelchen abgeſtoßen erwieſen.. Dieſen Schaden werden nun Ew. Hochwohlgeboren durch Ankauf der Erſatzſtücke ſchleunig zu redreſſiren erſucht, damit der Courier, welcher Gegenwärtiges in Ihre Hände überbringt, ſicherlich damit noch vor dem 18. d. M. wieder allhier eintreffen kann.

Das Service hat die vollſtändige Billigung Seiner Durchlaucht erhalten. Der gnädigſte Herr geruhten wiederholt zu bemerken: il a du goût, ce cher Baron, il a du goût — wozu Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin huldreichſt hinzuzuſetzen beliebten, daß ſie nur die Goldränder an den Aſſietten etwas breiter gewünſcht hätten.

Ich bin, mein verehrteſter Freund und Gönner, Ihr

ganz gehorſamſter Diener Baron Hornfels,
Ober-Hofmarſchall.

N. S. Ich habe die Taſſe beigepackt, damit das Deſſin nöthigenfalls genau nachgemacht werden kann, wenn kein weiterer Vorrath da iſt.

Das iſt die Staats-Affaire! rief Karl aus — da hat mein Onkel freilich Recht, weiter zu ſchlafen, und ich will vorläufig dasſelbe thun!

Zweites Kapitel.

Karl hatte am andern Morgen in der Frühe Erſatzſtücke für die zerbrochene Fiſchſchüſſel und die Sauciere eingehandelt, um dem N.ſchen allerhöchſten Hofe ſeine Seelenruhe wieder zu geben, und dann hatte er umherzuſchlendern begonnen, wie am vorigen Tage. An der Straßenecke ſah er heute große, mit Holzſchnitten verzierte Anſchläge prangen, die ſeine Aufmerkſamkeit erregten. Zu oberſt auf dieſen Blättern war ein großer doppelköpfiger Adler zu ſehen, mit der Deviſe: **Sub umbra alarum tuarum**, dann folgte die Ankündigung des „kaiſerlich-königlich-privilegirten Hetz-Amphitheaters“, daß heute in den Nachmittagsſtunden eine: „hiſtoriſche, prächtige, durchaus ſtarke Thierhatz in acht Auftritten ſtattfinden werde.“ Dabei waren die wunderſamſten Dinge verheißen, was alles „ein friſcher Bär“, was „Schußbartel die Wildſau“ oder was ein talentvoller ungariſcher Vollſiler, der ſich in Wien zum Tanzmeiſter ausgebildet zu haben ſchien, in ihrem menſchenfreundlichen Eifer, das Publikum zu ergötzen, leiſten würden. „Die Herren Hetzliebhaber, hieß es zum Schluſſe, die gute brauchbare Fanghunde mitbringen, genießen freien Eintritt auf dem für die Hunde und ihre Herren beſtimmten Platz.

Als Karl beim Mittagstiſche ſeinen Oheim nach dieſem Volksſchauſpiele fragte, rieth dieſer ihm ſehr eifrig, hinauszugehen, und ſtellte ihm ſeinen Wagen zur Verfügung, da das Amphitheater eine gute Strecke weit draußen „bei den Weißgerbern“ liege. Karl nahm das Anerbieten um ſo mehr an, als er ſich wohl hütete, dem Oheim je wieder zur Zeit der Sieſta beſchwerlich zu fallen. Er fuhr nach der Mahlzeit hinaus. Schon von Weitem hörte er unter Trommelſchlag die Hatz ausrufen und ſah Schaaren Neugieriger nach dem Amphitheater ſtrömen. Dieß war ein aus Brettern erbautes hohes und rundes Gebäude, über dem die ſchwarzgelbe Fahne Oeſterreichs flatterte. Im Innern befanden ſich zu ebener Erde, um den mit Sand beſtreuten Cirkus, die Zellen für die wilden Thiere und größere Behälter für die Hunde. Darüber erhoben ſich drei Reihen Logen, alle dichtgefüllt mit Zuſchauern aus allen Ständen, gepuderte Männer in geſtickten Kleidern, Frauen im ganzen geſchmackloſen Staate jener Tage und mit Riechflaſchen gegen den furchtbaren Dunſt der Thier-Arena gewappnet. Nach einer Weile Harrens begann unter ſchallender Blechmuſik das Schauſpiel; der Hetzmeiſter gab das Zeichen, die Fallgatter von den Käfigen wurden aufgezogen — aber nichts von dem, was Karl erwartete, geſchah — kein zorniges, durch wilde Schönheit und geſchmeidige Kraft ausgezeichnetes Thier ſtürzte ſich in den Cirkus, um ſeine Gegner zu erwarten und mit ihnen um den Sieg zu ringen; es erfolgte keine Entwickelung der höchſten Gewandtheit und der bewundernswürdigen Stärke eines edlen und muthigen Geſchöpfes. Nein, der Bär, der den Kampf beginnen ſollte, war ein jammervolles, durch den Blutverluſt bei den früheren Aufführungen ermattetes Thier, das ſich furchtſam in die Ecke ſeines Käfigs gekauert hatte und von einigen Knechten mit einem Hebebaum ſo lange geſtoßen wurde, bis es im Schmerze hineinbiß. Nun wurde es auf den Schauplatz gezogen, und darauf entkuppelte man die Hunde, vor denen der Bär ſich zu retten ſuchte, indem er ſeinem Käfig zueilte. Da er dieſen verſchloſſen fand, wühlte er vor dem Gatter die Erde auf, als ob er wie in Todesangſt ſich darin verbergen wollte; aber Alles vergebens: die Hunde ergriffen ihn, und nun folgte eine Scene von unbeſchreiblicher Scheußlichkeit, ein Zerfleiſchen und Martern, daß Karl übel zu werden fürchtete.

Und dieſe Scene war auf den Anſchlagzetteln mit den Worten: „Ein friſcher Bär, der zu allen Dingen den Kopf ſchüttelt, ſoll zu einem billigen Jawort gezwungen werden“, dem Volke als ein Vergnügen verheißen, und das Volk jauchzte vor Luſt bei dieſem Schauſpiele und ſtampfte mit den Füßen und ſtieß wieherndes Gelächter aus!

Endlich ergriffen die Hetzknechte die Hunde und riſſen ſie von dem zermarterten Opfer fort, welches für fernere „Ergötzlichkeiten“ dieſer Art aufgeſpart werden ſollte.

Digitized by Google

Ein ungariſcher Stier kam an die Reihe und hatte ähnliche, aber nach den brüllenden Ausbrüchen furchtbarer Pein zu ſchließen, noch größere Schmerzen zu erdulden; ihm wurden beide Ohren und ein Stück des Maules abgeriſſen. Darauf wurde ein Hirſch durch eine Anzahl an ſeinem Körper befeſtigter Schwärmer, welche man anzündete und die ihn in einen Feuerregen hüllten, wie toll in dem Zirkus umhergehetzt — das war das Letzte, was Karl von dieſen Scheußlichkeiten ſah. Er würde längſt das Amphitheater verlaſſen haben, wenn er hätte hoffen dürfen, durch das Gedränge zu entkommen. Jetzt aber gab die Verzweiflung ihm Rieſenkräfte — denn er hörte von ſeinen Nachbaren, es werde nun die Glanzleiſtung des Tages an die Reihe kommen — zwei hungrige Wölfe werden einen lebendigen Eber auffreſſen! Zudem ſah Karl in ſeiner Nähe einen hochgewachſenen jungen Mann mit krauſen, dunklen Haaren und mit Zügen, welche den Südländer verriethen, aufſpringen, ſehr heftig geſtikuliren und ebenfalls verſuchen, ſich Bahn zu brechen, um davon zu kommen. Karl war bald ſo glücklich, über mehrere Bänke fort, den Platz des Entrüſteten zu erreichen, und Beide ſchoben ſich nun mit vereinten Kräften durch die Menge und erreichten endlich das Freie.

Quella bestialità, ſagte der Fremde, als ſie draußen waren, und wiſchte den Schweiß von ſeiner gebräunten Stirn.

Hören Sie! Ein donnerndes Beifallsjubeln! Der ſüße Pöbel! rief Karl aus — welcher Gräuel!

Ich hätte Luſt, Feuer an dieſe Mordhöhle zu legen — fiel der Italiener ein.

Wie kann der Kaiſer ſo etwas dulden? das iſt unbegreiflich!

Es trägt 5000 Gulden Pacht ein, und das Volk will es! Freilich, hätte man meine Oper: „Der Reiche von einem Tage“ mit ordentlicher Beſetzung und zu rechter Zeit gegeben, ſo hätte man die 5000 Gulden in drei Abenden erſetzt haben können und brauchte das Volk nicht um den ſchlechten Mammon zu brutaliſiren, ſagte trotzig der junge Mann.

Beide ſchritten raſch davon, und Karl fragte, wie um die Rede auf einen anderen Gegenſtand zu bringen: Sie ſchreiben Opern?

Si Signor — mein Don Giovanni, den ein gewiſſer Mozart in Muſik geſetzt hat, iſt in Prag mit wüthendem Applaus des Publikums aufgenommen worden!

Wie mag man ſich von einem Publikum applaudiren laſſen, von ſolchem Volke! ſagte Karl erbittert, indem er auf das Amphitheater zurück deutete, von welchem her eben ein furchtbares Beifallsdröhnen den beiden Forteilenden nachſchallte.

Lieber Herr, antwortete der Operndichter, unſer Publikum beſteht nun einmal aus dem Publikum! Das iſt eine herzlich ſchlechte Einrichtung, ich gebe es zu, aber die Welt iſt leider mit dem Publikum bevölkert, und die Blumen und Steine hören uns nicht zu, ſo oft wir auch an ſie die Rede richten.

So ſchweig' ich lieber und verſchlöſſe meine Ideen in meiner Bruſt.

Der Italiener ſchüttelte den Kopf: Das geht nicht — das Dichten iſt eine Seelenkrankheit, es iſt ein Schnupfen, den die Pſyche hat, und — das Nieſen kann man nicht laſſen.

Karl mußte lachen über den lebhaft geſtikulirenden Poeten, der Alles in einem komiſch gebrochenen Deutſch vorbrachte. Als ſie die Stelle erreicht hatten, wo der Wagen Karl's hielt, lud dieſer ſeinen Begleiter ein, mit ihm zurück zu fahren. Der Verfaſſer des Don Giovanni nahm dieſes Anerbieten an und machte während der Fahrt, trotz alles Wagengeraſſels und Stoßens, auf's eifrigſte die Unterhaltung: er weihte Karl in alle ſeine Verhältniſſe, zum berühmten Abbe Caſti, zum Maeſtro Salierie, zu Mozart, zu Martini und zur ganzen italieniſchen Oper ein, ließ an ſeinem Intendanten, dem Grafen Roſenberg, kein gutes Haar, ſah im Kaiſer dagegen einen Engel des Lichts und theilte überhaupt die geſammte Menſchheit haarſcharf in zwei Klaſſen ab: teufliſche Böſewichter und göttliche Weſen. Als der Wagen durch eine der Straßen der inneren Stadt rollte, fuhr er plötzlich in die Höhe.

Um Gottes willen, laſſen Sie halten, laſſen Sie halten! Hier iſt meine Wohnung — wir fahren an meiner Wohnung vorüber — das geht nicht, Sie müſſen bei mir eintreten, Sie müſſen eine Flaſche Aliatico bei mir leeren.

Ablehnen, Widerſtand fruchtete nichts bei dem excentriſchen Menſchen; Karl mußte den Wagen allein heimkehren heißen und zwei Treppen zu der Wohnung des Italieners erſteigen.

Er wurde hier in einen Salon gewieſen, während ſein Begleiter zurück blieb, um ſeine Haushälterin zu ſuchen und ſie in den Keller zu ſchicken.

Karl trat in das hübſch eingerichtete, mit einer gewiſſen Phantaſie geſchmückte Empfangszimmer des Poeten, blieb aber an der Thüre von einem höchſt unerwarteten Anblick wie gefeſſelt ſtehen.

Ihm gegenüber, auf einem in der Fenſterniſche ſtehenden Seſſel ruhte ein weibliches Weſen von einer ſo wunderbaren Schönheit, wie Karl nie etwas Aehnliches geſehen. Sie war in ſchwarze, nonnenhafte Tracht gekleidet und hatte eine Basquine von dunkler Seide über den Kopf geworfen; aber die faltenreiche, verhüllende Gewandung konnte dem ſeltenen Reize dieſer Erſcheinung nicht Eintrag thun. Sie war groß und ſchlank gebaut, die vorgeſchobenen, über einander ruhenden Füße, welche das Kleid unbedeckt ließ, die feinen, durch die ſtraffe Seide des Strumpfes ſich abzeichnenden Knöchel, die Taille und die im Schooße ruhenden Hände, das alles war von vollendeter Form; die Taille ſo ſchlank wie eine Lilie, und doch hatte ſich die Fremde von der geſchmackloſen zuſammenſchnürenden Tracht jener Tage emancipirt, ſo daß die weich geſchwellten Umriſſe ihrer Geſtalt ſich ungezwängt durch den Faltenwurf des ſchweren und dunklen Kleides abzeichneten. In der Form ihrer gerundeten Schultern, des voll Anmuth geſchwungenen Nackens, des kleinen, etwas vorgebogenen Kopfes, über deſſen üppige Flechten von kaſtanienbraunem Haare die Basquine nur halb verhüllend niederhing — und endlich in dieſen wunderbar klaren, idealen Zügen lag ein unwiderſtehlicher Reiz. Ihre Augen waren groß und dunkel, aber nicht glühend und herausfodernd, wie die Augen des Südens, an den die ganze Erſcheinung mahnte; ſie hatten etwas Feuchtes, Verhaltenes, nach innen Gerichtetes, und die breiten Lider mit den langen ſeidenen Wimpern ſchienen ſich gewöhnt zu haben an eine fortwährende Senkung, als ob dieſe himmliſchen Augen die Welt nur halber Blicke würdigten. Die Stirn war hoch, ſchmal, gerundet und blendend weiß, an den Schläfen ſchimmerte hell das blaue Adergeflecht, und die Röthe der Wangen war ſo zart, als ob ein bloßer Hauch ſie dahin gezaubert habe. Kurz dieſes Weib war eine ungetrübte Erſcheinung deſſen, was ſo lange die Welt ſteht, die Künſtler und die Dichter zu erringen geſtrebt haben, dem die Herzen Tauſender in allen Jahrhunderten voll heißer Sehnſucht ſchlugen — es war die Schönheit ſelber.

Karl war elektriſirt von dieſem Anblicke und ſtarrte, an den Boden geheftet, mit geöffnetem Munde die Fremde an. Dieſe erhob ſich und trat ihm einen Schritt entgegen, indem ſie hoch erröthend einige Worte in italieniſcher Sprache ſagte. Karl hätte in den Boden ſinken mögen vor Schaam, daß er kein Wort Italieniſch verſtand.

Sie ſind nicht Herr da Ponte? fragte ſie jetzt, und ihre Stimme hatte nichts von dem ſirenenhaften Wohlklange verloren, den ſie eben zeigte, als ſie die ſonoren Worte des ſüdlichen Idioms ausſprach.

Hier iſt da Ponte — Lorenz da Ponte, kaiſerlich königlicher Hoftheater-Dichter! Was beliebt? rief dieſer, der in demſelben Augenblicke mit einer Korbflaſche unter dem Arme eintrat; gleich darauf aber verſtummte auch er, als er einen Blick auf die Fremde geworfen.

Sie antwortete in italieniſcher Sprache. Der Hoftheater-Dichter hörte ſie mit großer Spannung an. Karl ſah, wie ſie ihm einen Brief übergab, welchen da Ponte durchflog, und wonach ſich ſeine Aufregung nur noch vergrößerte. Nach einem langen eifrigen

Digitized by Google

Geſpräche verabſchiedete ſie ſich, und da Ponte bot ihr mit allen Zeichen des tiefſten Reſpects den Arm, um ſie die Treppe hinunter zu führen. Als Karl allein war, fiel ſein Blick auf den Brief, welchen der Italiener auf den Tiſch geworfen hatte; da er in italieniſcher Sprache geſchrieben war, ſo hätte er ihn nicht verſtehen können, auch wenn er indiscret genug geweſen, ihn leſen zu wollen. Aber er las die Unterſchrift, ſie hieß: Migazzi, Cardinale-Archevescovo di Vienna. Einen Augenblick darauf ſtürmte da Ponte wieder ins Zimmer und tobte in fabelhafter Lebhaftigkeit auf und ab.

Wiſſen Sie, wer das war? Eine Gräſin aus — eine Gräſin aus einem der älteſten italieniſchen Häuſer — und was ſie will? Sie will Komödiantin werden! — Sie will in einem allegoriſchen Stücke, das ich ſchreibe, zuerſt auftreten — ſie kommt mir wie vom Himmel geſendet, denn ich hatte Niemand, Niemand, der ſchön genug geweſen wäre für die Rolle! Welches Schickſal — gütiger Gott, und welcher Edelmuth! Welch herzerſchütterndes Geſchick!

Um Gottes willen, ſagte Karl, dem die Fremde den allertiefſten Eindruck gemacht hatte — um Gottes willen, ſpannen Sie mich nicht durch Ihre Ausrufe auf die Folter, reden Sie, erzählen Sie mir, was iſt mit dieſer Fremden?

(Fortſetzung folgt.)

Reminiscenzen von dem Regensburger Sänger-Feſte am 25., 26. und 27. Juli 1847.

Wir theilen unſern Leſern noch einige gemüthliche Inſchriften und Toaſte als Erinnerung an das Regensburger Sängerfeſt mit, welche bei der Beſchreibung desſelben in unſerer „Abendzeitung" augenblicklich nicht aufgenommen werden konnten. — Bei dem Einzuge der Sänger las man an den mit Fahnen und Guirlanden geſchmückten Thoren folgende Inſchriften:

An dem Marthore gegen die Landſeite:

Suchſt gute Brüder, fröhliche Lieder,
Gaſtliche Becher, wackere Zecher,
Und willſt mithalten fein,
Da geht der Weg herein.

Gegen die Stadtſeite:

Ein Thor ſogar muß ſich erfreu'n,
Wenn ſolche Weiſen ziehen ein;
Man muß ein Thor ſeyn, um euch Allen
Vor Freud' nicht um den Hals zu fallen.

Ober dem Thor an der hölzernen Brücke ſtand:

Wohl auf und ab den Donauſtrand,
Von Schwaben bis in's Türkenland,
Möcht' wiſſen wo ein Thor thät ſteh'n,
Durch das heut' liebere Gäſte geh'n.

Am Weinthore:

Viel tauſend Jahr
Manch Gut koſtbar.
Die Donau ſchwamm hernieder;
Doch hat ſie bracht
Kein beſſ're Fracht,
Als ſolche luſt'ge Brüder.

Am Thore von Stadtamhof:

Ich wollt' ich wär'
nochmal ſo breit,
So liebe Gäſte
kommen heut.

Hätt' nicht der Bauherr
Schand von mir,
Möcht' ich vor Luſt
zerſpringen ſchier.

Am nördlichen Aufgange zur ſteinernen Brücke:

All Sorg' werft ſchnell in's Waſſer hin
Und laßt ſie ſelbander weiter zieh'n,
Denn Waſſer und andre Trübſal mehr
Soll'n euch machen nit große Beſchwer.

Der Thorthurm der ſteinernen Brücke trug einen altdeutſch geformten Schild mit den Verſen:

In alt und neuer Zeit
Sah ich viel Volk's paſſiren,
Zu Krönung, Tanz und Streit,
Zu Brautfahrt und Turniren;
Doch fall' ich ſelber ein,
Eh' mir einfallen thät',
Daß je ich froh're Reih'n
Allhie geſehen hätt'.

Toaſt,

welchen das Mitglied des Regensburger-Liederkranzes, Hr. Dr. Gerſter, nach Abſingung des „Chores zur Befreiungshalle" Sr. Maj dem Könige ausbrachte:

Was iſt es, das uns hier vereint?
Was hat uns denn hieher gezogen?
Was iſt's, das Herz und Seele eint
Beim Feſt, das heute wird gepflogen?
Das iſt des deutſchen Liedes hoher Klang,
Es iſt der deutſchen Thatkraft mächt'ger Drang,
Das iſt der deutſcherwachten Eintracht lichter Geiſt,
Der deutſches Herz zu deutſchem Herzen weiſ't.
Es iſt der Geiſt, den unſer König pfleget längſt vor allen,
Drum ſoll zu ſeinem Ruhm jetzt noch ein Hoch! erſchallen,
Wie Ludwig ſtrahlt und glänzt im deutſchen Fürſtenkranz
Iſt er als Deutſcher Vorbild ſeines treuen Bayrenlands.
Drum ſchwenket jetzt die Hüt' und ſtimmet Alle an
Dem Bayernkönig Hoch! Der uns als Deutſcher geht voran.

Toaſt,

ausgebracht am dritten Tage des Sängerfeſtes, in der Walhalla, von dem Mitgliede des Regensburger-Liederkranzes Hrn. Dr. Gerſter nach Abſingung des Schleswig-Holſteiner Volksliedes.

Hier in des deutſchen Ruhmes ſchönſten großen Hallen
Soll laut ein Wort für Schleswig-Holſtein's Land erſchallen,
Und vom Walhalla-Berge ſoll es wiedertönen
Hin in das Land von Schleswig-Holſtein's tapfer'n Söhnen.
Walhalla's deutſch Genoſſen ſollen auch es hören,
Wie Schleswig-Holſtein Treu die deutſchen Brüder ſchwören.
Und daß noch lebet deutſche Tugend, deutſche Treu,
Geſtärkt ſie wird im deutſchen Ruhmestempel neu.
Und da, wo früher deutſches Land durch fremden Trug zerklaubt,
Und deutſches Herz dem deutſchen Herzen ſchmählich ward geraubt,
Da, wo das deutſche Reich des Todes iſt verblichen,
Weil von den Vätern war der Eintracht Geiſt gewichen,
Da werde es dem Freunde wie dem Feinde wieder kund,
Daß neu erſtanden iſt ein kräftiger deutſcher Völkerbund,
Der nie und nimmermehr von deutſcher Eintracht läßt,
Auf Gott und deutſches Wort und Treu gebaut iſt feſt,
Und welcher ſchirmen wird mit tapf'rer ſtarker Hand
Das Brudervolk in Schleswig-Holſtein ſtammverwandt,
Und nimmer ſoll es ſich dem fremden Joche beugen,
Und nimmer deutſcher Geiſt aus ſeinen Adern weichen
Und wenn es kommt zum blut'gen Kampf und Streit,
Hurrah, iſt unſer Schwert ſchon lang für es bereit.
Der Bayern König geht mit deutſchem Muth voran,
Und mit ihm ziehet freudig jeder deutſche Mann.
Und wo für Deutſchland's Ehre kämpft der Bayer Wittelsbach,
Da folgen muthig alle ſeine treuen Bayern nach.
Denn allen Deutſchen iſt es ja geworden kund,
Das deutſche Wort, das ſprach ſein königlicher Mund;
Und hier, wo Ludwig hat erbaut dem deutſchen Ruhm,
Wie nirgends ſteht ein würd'ges deutſches Heiligthum,
Wo Deutſchland's große Manner ſind durch ihn vereint,
Hier rufe jeder deutſche Vaterlandesfreund.
Hoch Schleswig-Holſtein, du uns allen ſtammverwandt,
Steh' feſt und bleibe treu dem deutſchen Vaterland.

Digitized by Google

Nro. 63. Sechszehnter Jahrgang **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 7. Auguſt.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Wiener Erlebniſſe. — Schillers Wohnhaus in Weimar. — Oporto. — Die Zeitloſe. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers.“

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Woher iſt ſie, wie heißt ſie, was kann ſie zu einem, für eine Dame von ſolchem Stande ſo unerhörten Schritt bewegen?

Das ſind Geheimniſſe, die ſie mir anvertraut hat, mein Freund, Geheimniſſe, welche ewig in meiner Bruſt verſchloſſen werden ſollen, neben der unausſprechlichſten Verehrung dieſes Engels!

Und wo wohnt ſie denn?

Vor meinem Munde hängen ſieben Siegel, junger Freund.

Aber Ihr Stück, in welchem ſie auftreten wird, werden Sie mir doch nennen? Welche Rolle will ſie übernehmen? wann wird ſie auftreten? welchen Namen wird ſie für das Publikum haben?

O, mein Stück, das iſt erſt recht ein Geheimniß, lieber Herr, ſagte lachend da Ponte — aber ſeyen Sie unbeſorgt deßhalb; wenn Sie der Diplomatie angehören, wie Sie mir erzählt haben, werden Sie ganz gewiß bei der Aufführung zugegen ſeyn!

Sie ſprechen, als handelte es ſich um eine wahre Kriegs- und Stations-Action, verſetzte Karl und fügte zwiſchen den Zähnen murmelnd hinzu. Hole der Henker deine Geheimnißkrämerei!

Da Ponte trank in ſeiner Aufregung ein Glas des dicken ſchwarzen Weines nach dem andern und entwickelte dabei die ganze unermeßliche Geläufigkeit ſeiner Zunge. Karl vermochte bald nicht mehr dem Strome ſeiner Rede zu folgen; er verſuchte es auch nicht, ſondern ließ ſeine Gedanken der ſchönen Fremden folgen, welche durch da Ponte's geheimnißvolle Andeutungen vollends unwiderſtehlich geworden war. Endlich brach er auf und verabſchiedete ſich von ſeinem neuen Bekannten. Dieſer entließ ihn mit einer Flut von Höflichkeits-Betheurungen und verſchwor ſich hoch und theuer, Karl ſolle ſo ſicher wie irgend Jemand in Wien zu der erſten Aufführung ſeines allegoriſchen Bühnenſpiels eine Einladung erhalten.

Als Karl zu ſeinem Oheim zurück kehrte, empfing ihn dieſer in großer Aufregung.

Um Gottes willen, junger Menſch, wo ſteckſt du, wo treibſt du dich umher? Es iſt die höchſte Zeit, daß du dich umkleideſt, um mit mir in die Soiree zu fahren, die Fürſt Kaunitz gibt, vielleicht iſt der Kaiſer da — alſo ſpute dich, fort!

Karl eilte in ſein Zimmer, der Kammerdiener folgte ihm, um ihn zu friſiren, — ein Manöver, welches unſer Landjunker zu ſeinem Entſetzen — es war das erſte Mal in ſeinem Leben — geduldig über ſich ergehen laſſen mußte. Während er vor dem Spiegel ſaß, fiel ihm die Phyſiognomie des hinter ihm beſchäftigten Kammerdieners auf. Der Menſch war der wahre Typus eines pfiffigen Dieners und Factotums im Hauſe eines alten Hageſtolzen: es lag in den Zügen dieſer gewandten, etwas unterſetzten Figur ein Ausdruck von Habgier und von Schlauheit, von Sinnlichkeit und Keckheit, daß Karl keinen Augenblick zweifelte, wenn er dies Wieſelgeſicht auf ſeine Seite ziehe, hinter alle Geheimniſſe der Welt kommen zu können.

Sie geben Sich ſo viele Mühe mit meinen widerſpänſtigen Haaren, daß Sie mir erlauben müſſen, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweiſen, leitete Karl das Geſpräch ein, indem er ſeinem Adoniſateur einen Ducaten über die Schulter reichte.

Der Kammerdiener ſchien dies für eine höchſt anſtändige Weiſe zu halten, eine Converſation anzuknüpfen, und antwortete mit großer Unterwürfigkeit, durch welche ein beſſerer Menſchenkenner vielleicht ein wenig Ironie hätte ſchimmern ſehen.

Herr Baron! ich kann ſo viel nur annehmen, wenn Sie mir die Hoffnung geben, Ihnen in wichtigeren Dingen von Nutzen ſeyn zu können!

Vielleicht können Sie das — verſetzte Karl mit einem gewiſſen Nachdrucke.

Es würde mich glücklich machen, antwortete der Kammerdiener und legte die Hand auf die Bruſt. Sein Geſicht ſah in dieſem Augenblicke ſo ehrlich, ſo aufrichtig aus, daß Karl ihm in voller Unbefangenheit ſeine Begegnung mit der Italienerin erzählte, ſie ihm aufs genaueſte beſchrieb und mit den Worten ſchloß: Wenn Sie mir Nachricht, nur eine Spur von ihr aufzutreiben wiſſen, ſo erhalten Sie das Doppelte von dem, was ich Ihnen gegeben.

Der Kammerdiener machte ein ſo kluges, ſo überlegen lächelndes Geſicht, als ob es ihm eine Kleinigkeit ſey, binnen vierundzwanzig Stunden über jeden Sterblichen auf dem Erdenrunde Auskunft zu haben.

Sie werden mit mir zufrieden ſeyn, ſagte er. — Die Toilette Karl's war nach einer ſtarken halben Stunde beendet: Dank einiger gewandten Griffe mit dem Brenneiſen, prangte er im ſchönſten Lockenkopfe à la Antinous; dann fuhr er in einen hellblauen, mit ſchmalen Goldborten beſetzten Rock, und als er ſich nun von der Scheitel bis zu den weißſeidenen Strümpfen und den lakirten Schuhen mit glänzenden ſilbernen Schnallen hinab im Spiegel beſah, mußte er ſich ſelber geſtehen, daß er gewachſen ſey wie eine Tanne. Der Kammerdiener verließ ihn, und während er den Degen mit dem vergoldeten Gefäße durch die Kuppel ſteckte, ſagte er für ſich: Es wäre gewiſſenlos, dieſe räthſelhafte Italienerin ihrem Schickſale zu überlaſſen! Ich muß mir durchaus beſtimmte Auskunft über ſie zu verſchaffen ſuchen — wer weiß, wie leicht ſie von einem Schritte zurück gehalten würde, der ſie an den Rand des Verderbens zu bringen droht! Wer weiß, wie ſie eine uneigennützige Hand ſegnen würde, die ſich ihr zur Rettung böte! Ich will mir keinen Tag Ruhe gönnen, bis ich ſie gefunden habe!

Während Karl mit ſolchen philanthropiſchen Vorſätzen die Unruhe ſeines Herzens zu beſchwichtigen ſuchte, ſchritt der Kammerdiener durch einen Corridor zur Wohnung ſeines Gebieters, um ihm mitzutheilen, daß ſein Neffe fertig ſey und ihn erwarte. Sein Geſicht trug keine Spur mehr von der unterwürfigen Höflichkeit, die eben noch in allen Zügen deſſelben zu leſen geſtanden hatte; vielmehr ſagte er für ſich hin mit einem Ausdrucke äußerſter Verachtung: Dieſer arme Teufel! er glaubt mich mit einem armſeligen Kremnitzer beſtechen zu können!

Als er im Zimmer des Geſandten angekommen und ſeine Botſchaft ausgerichtet, ſetzte er hinzu: Ihr Neffe iſt auf dem beſten Wege der Heilung, gnädiger Herr!

Wie meynſt du das, Philipp!

Er hat in einer jungen Italienerin das Ideal aller Schönheit entdeckt und ich ſoll ihm vermittelſt eines Dukaten ihr Herz oder mindeſtens Nachrichten von ihr verſchaffen:

In der That? Du ſpaßeſt!

Baarer Ernſt! ſehen Sie hier den Keemnitzer!

In der That! Der arme Junge!... Höre, Philipp, dies läßt ſich ganz vortrefflich an, aber man muß es ausbeuten. Ich verlaſſe mich auf dich — bringe ihm Nachrichten von ſeiner Schönen — erfinde ihm Mährchen über das Mädchen, die ſeine Einbildungskraft erhitzen, mache ihm Verſprechungen, laß ihn Billets doux ſchreiben, die du mir bringſt — dies wird ihn von ſeiner unglücklichen Dorfpaſſion abziehen.

Aber wenn er endlich ſeine Italienerin zu ſehen verlangt — wenn er die Geduld verliert?

Nun dann iſt ſie abgereiſ't oder todt, was du willſt — er wird ſich tröſten, und ſeiner kindiſchen Leidenſchaft iſt unterdeß die Spitze abgebrochen.

Der verlaſſenen Braut daheim ſind unterdeß die Billets doux in die Hände geſpielt.

Vielleicht — vielleicht iſt es nicht einmal nöthig, verſetzte der Geſandte und drückte noch einmal ſeine aufgekleiſterten **Ailes de pigeon** an den Schläfen feſt. Uebeigens, nebenbei geſagt, Philipp, mein Neffe iſt nicht reich! Schone ſeine Keemnitzer, hörſt du!

Philipp verbeugte ſich lächelnd, und ſein Gebieter ſchritt die Treppe vor ſeinen Appartemens hinunter, um ſeinen Wagen zu beſteigen, an deſſen Schlage Kari ihn bereits erwartete.

Drittes Kapitel.

Nach wenigen Augenblicken befand ſich Kari an der Seite ſeines Oheims mitten in den glänzenden Geſellſchaftsſälen des Fürſten Kaunitz. Der Metternich des achtzehnten Jahrhunderts liebte freigebig die Wiſſenſchaft und die Kunſt; dafür hatte die letztere ſeine goldſtrotzenden Gemächer mit ihren auserleſenſten Schöpfungen geſchmückt, und Kari war geblendet von der Pracht, die ihn umgab. Dieſe Gemälde, dieſe koſtbaren Gobelins, dieſe hohen Girandolen, deren flammende Wachslichter ſich zehnfach in den ſchönen hohen Trumeaux wiederſpiegelten — dieſer ganze Pomp im Geſchmacke der Zeit Ludwig's **XV.**, an deſſen Hofe Kaunitz die Hochſchule für ſeine diplomatiſche Kunſt und ſeinen Geſchmack gefunden — das alles war für unſeren jungen Land-Edelmann ſo feſſelnd, daß ſein Oheim ihn unter den Arm nehmen mußte, um ihn fortzuziehen.

Komm nur, Jüngelchen, komm nur, ſagte er, ich muß dich erſt dem Fürſten und der Dame des Hauſes vorſtellen — hernach verſenke dich in Bewunderung, ſo tief wie du willſt!

Der Fürſt Kaunitz ſtand im folgenden Saale zwiſchen zwei ergrauten Kriegsmännern, denen er ſehr lebhaft in franzöſiſcher Sprache etwas erzählte.

Als er den nahenden Freiherrn von Meicheibeck mit ſeinem Neffen erblickte, winkte er den Geſandten heran.

Hören Sie zu, Baron, hören Sie zu, ſagte er, es iſt äußerſt merkwürdig — Sie wiſſen doch, daß Prinz Naſſau neulich behauptete, er habe einen perſiſchen Schimmel, der alle meine Pferde ſchlage? Nun denken Sie, dieſes Wunderwerk von einem Schimmel iſt hier, der Naſſau hat ihn mit Extrapoſtpferden von Warſchau kommen laſſen! Das nenne ich Eigenſinn und Verſchwendung! Heute Morgens hat denn der Allerweltsſchimmel in meiner Sommereitbahn ſeine Künſte gezeigt, und wer glauben Sie, daß um achtzehn Zoll höher geſprungen iſt? Mein alter Scheck aus Ukraine — der alte Scheck hat ihn rein todt gemacht — o, es war ein ſuperber Satz — ganz magnifique, ich hätte ihn ſelber nicht beſſer machen können, nicht wahr, Lacy, Sie waren dabei, nicht wahr?

Der Angeredete legte das Zeugniß, zu welchem er aufgefordert, durch eine leichte Verbeugung ab.

Apropos, Baron, Sie haben in der verfloſſenen Nacht einen Courier mit wichtigen Depeſchen erhalten — unſere Wiener Zeitung hat es bereits gemeldet — darf man fragen?

Durchlaucht halten zu Gnaden, verſetzte der Geſandte höflich ablehnend, indem er ſein Geſicht in ſo tief ernſte und geheimnißvolle Falten zog, als knüpfe er ſie wie ein Tuch über einem Dinge zuſammen, das ja nicht ans Tageslicht kommen dürfe: es betrifft Familien-Angelegenheiten meines gnädigſten Herrn.

Nun Sie wiſſen, ich bin nicht neugierig, verſetzte der Fürſt mit einem ſarkaſtiſchen Zuge von Ironie um den Mund; aber fügte er hinzu, wen haben Sie denn da mitgebracht?

Ich habe mich unterſtanden, meinen Neffen und Attaché, den Baron Karl v. Schwalborn, mitzubringen, um ihn Ew. Durchlaucht gehorſamſt vorzuſtellen und Hochdero Gnade zu empfehlen.

Karl machte eine tiefe Verbeugung, der Fürſt, der eine Idioſynkraſie gegen alles hatte, was ihm „Junker" zu ſeyn ſchien, nickte, ohne ein Wort zu ſagen, mit demſelben ironiſchen Lächeln dem Vorgeſtellten zu und fuhr dann in ſeinem Geſpräche über ſeinen Schecken fort.

Der gute Kaunitz hat heute die Stallwache, raunte der Oheim Karl ins Ohr, nachdem Beide ſich von ihm zurückgezogen — es gibt Tage, wo kein Wort aus ihm herauszubringen iſt, was ſich nicht auf Pferde bezöge. An andern ſollte man ihn für einen Antiquar halten, denn er ſpricht nichts als von alten Gemälden. Der Officier neben ihm iſt übrigens der berühmte Feldmarſchall Lacy, und der andere iſt der noch berühmtere Kriegsheld Laudon.

(Fortſetzung folgt.)

Schillers Wohnhaus in Weimar

iſt wie wir bereits in unſerer „Abendzeitung" angezeigt haben, vom Stadtrath zu Weimar angekauft worden und wird für die Zukunft allen Verehrer des großen deutſchen Dichters als Gemeingut offen ſtehen. Dieſe Behörde hat ſogar beſchloſſen die Wohnzimmer wieder herzuſtellen und das Parterre durch einen Hausverwalter bewohnen zu laſſen dem zur Pflicht gemacht werden ſoll, alle Fremde ohne Entgelt herumzuführen und darauf zu ſehen, daß die Schiller'ſchen Zimmer im beſten Stand erhalten und insbeſondere auch die Reliquien von ihm, die dort aufbewahrt werden ſollen, einer langen Folgezeit erhalten werden. Schiller's Name wird überall hochverehrt und auch in den unterſten Klaſſen rühmt und preiſ't man das Verfahren des Stadtraths, und daß nun für alle Zukunft dafür geſorgt iſt, daß die ehrwürdigen Räume, wo ein ſolcher Geiſt zum Segen für die ganze Menſchheit wirkte, heilig gehalten werden und dem profanen Treiben entrückt ſind.

Oporto

iſt, nach Liſſabon, die größte und wichtigſte Seeſtadt in Portugal. Die Römer nannten ſie **Portus Gallorum.** Sie liegt 4 Meilen von der Mündung des Douro und 174 engliſche Meilen nordöſtlich von Liſſabon. Oporto iſt der Sitz eines Biſchofs, hat 5 bis 6000 Häuſer und 30,000 Einwohner, 7 Kirchen, 12 Klöſter und 9 Hoſpitäler, von denen eines 900 Waiſen ernährt. Ferner gibt es hier anſehnliche Seiden-, Töpferwaaren- und Hutmanufakturen. Der Hafen iſt ſehr geräumig und ſicher, und die Einfahrt nur bei gewiſſen Winden, wegen der vielen Scheeren und der hochgehenden See, gefährlich. Das Kaſtel von St. Jao de Foz vertheidigt ihn. Es laufen jährlich mehr als 500 Schiffe ein, von denen die meiſten fremde Handelsſchiffe ſind. Der Handel war daher hier ſehr ſchwunghaft. Die berühmten Portweine machen jetzt noch einen bedeutenden Handelszweig aus, obgleich nicht die Hälfte der Weine, die man gewöhnlich ſo nennt, Oporto geſehen hat. England war bei dieſem Handel am meiſten betheiligt, doch litt derſelbe unter Miguels Tyrannei bedeutend. Der Handel mit Braſilien hat, ſeitdem letzteres ſich unabhängig erklärte, ſehr abgenommen. Villa Nova liegt Oporto gegenüber am Douro, über den eine Brücke dahin führt; es iſt eigentlich eine Vorſtadt von Oporto, und zählt 2000 Einwohner.

Digitized by Google

Die Zeitloſe. (Colchicum autumnale.)

(Schluß.)

Alles Unkraut auszurotten hält ſchwer, denn das Schlechte auf Erde gedeiht ſonder Pflege, aber das Gute will gepflegt ſeyn. Das Ueberhandnehmen dieſes giftigen, ſchädlichen Unkrautes, und vieler ſchlechten Kräuter ſchreibe ich einer vernachläßigten Wieſenkultur zu, weil die Wieſen ſelten beſaamt und größtentheils ſehr ſtiefmütterlich behandelt werden, und dadurch viele Grasarten, wenn ſie auch perrenirend ſind, bei ſchlechter Pflege nach und nach ausſterben, und ſodann die ſchlechten Pflanzen die Oberhand gewinnen.

Bei der Heuernte rathe ich an, dieſes Unkraut aufzuleſen und nach erfolgter Trocknung ſogleich zu verbrennen, oder friſch in Kompoſt=Dünger gebracht, verweſen zu laſſen. Bei der Fütterung rathe ich an, das Futter, ehe es auf die Raufe geſteckt wird, tüchtig aufzuſchütteln, damit der Saamen zu Boden fällt, ſo auch dasjenige, welches zu Heckerling geſchnitten wird, auch ſollte man die Pflanzen vom Heu ausleſen und vertilgen, ſie ſind mit ihren zwei Finger breiten, und 1 bis 1½ Finger langen Blättern, welche im getrockneten Zuſtande braun ausſehen, leicht zu erkennen.

Im Herbſte, wenn dieſe Giftpflanze blüht, ſollten die Zwiebeln derſelben ausgeſtochen werden, man muß ſich aber hiezu eines eigenen Spatens bedienen, weil eine gewöhnliche breite Grabſchaufel oder Spaten leicht abrechen würde. Dieſer Spaten ſoll 9 — 10 Zoll lang und eine Hand breit ſeyn, oben wenigſtens ½ Zoll dickes Eiſen haben und gut geſtählt, auch ein flacher 4 Zoll langer Stift angebracht ſeyn, damit man dem Spaten im ſtarken Boden mit dem Fuße nachhelfen kann; das Haus am Spaten muß verhältnißmäßig ſtark ſeyn, daß ein zäher, ſtarker Stiel von Buchen- oder Eichenholz angebracht werden kann.

Die durch das Ausſtechen wund gewordenen Stellen ſoll man im darauf folgenden Frühling mit Klee und gutem Grasſaamen beſtreuen, und jeder wird ſich für die auf ſeine Wieſe verwendete Mühe durch mehr und beſſeres Futter, das er erhält, belohnt finden.

Wer aber viele Wieſen beſitzt, wo die Zeitloſe oder andere ſchlechte Gräſer häufig wachſen, der greiſe zum Pflug, baue 3 — 4 Jahre auf ſolchen Neubrüchen die der Bodenart angemeſſenen Früchte, und wandle ſeine vorher ſchlechten Wieſen nach und nach in Kunſtwieſen um.

(Eingeſandt.) **M. Mindelthaler.**

Pot - Pourri.

Nahrungsfrage.

In Redens ſtatiſtiſcher Zeitſchrift finden wir eine Zuſammenſtellung aus der ſich hinſichtlich des Verbrauches der wichtigſten Nahrungsmittel, ergibt, daß für eine Normal=Familie (Mann und 3 Kinder) täglich faſt 4 Pfd. oder jährlich 1450 Pfd. Roggen = 17 Schfl. erforderlich ſind. Deutſchland enthält 8,342,000 ſolcher Familien und bedarf mithin jährlich im Durchſchnitt 141,814,000 Schäffel Brotkorn, welche nach Mittelpreiſen (zu 1½ Thlr.) 212,721,000 Thlr. werth ſind. Da nun aber ſeit der Erndte 1846 der Schäffel Roggen um mindeſtens 75% höher im Preiſe geſtanden hat, als in Mitteljahren, ſo hat das erforderliche Brodkorn einen annähernden Werth von 369,500,000 Thrl. gehabt, der Verbrauch iſt alſo um 157,000,000 Thlr. gegen ein Mitteljahr vertheuert worden. Der Durchſchnittsverbrauch einer Normalfamilie an Kartoffeln iſt auf 25 Schfl. jährlich zu berechnen, welches für 8,342,000 ſolcher Familien einen Jahresverbrauch von 208,550,000 Schäffel macht, davon koſtete in Mitteljahren der Schäffel 10 Sgr., alſo das ganze Bedarfquantum 69,500,000 Thlr. Im Jahre 184⁶/₇ aber iſt deſſen Werth 140 Mill. Thlr. geweſen, alſo 71 Mill. mehr als in gewöhnlichen Jahren. Die Vertheurung der beiden Artikel Brod und Kartoffeln iſt hiernach in unſerem Vaterlande für das Jahr 184⁶/₇ überhaupt 228,000,000 Thlr. anzuſchlagen. Wenden wir dies Verhältniß ferner auf eine Familie aus dem Handarbeiterſtande an. Auf dem Lande der Provinz Brandenburg beträgt die Geſammtausgabe jährlich zwiſchen 86 — 165 Thlr., davon für Brodkorn in gewöhnlichen Jahren 25 — 26 Thrl.; für Kartoffeln 8 — 9 Thlr. Im Jahre 184⁶/₇ hat eine ſolche Familie für dieſe beiden Nahrungsmittel aber 63 Thlr. bezahlen müßen, alſo 29 Thlr. mehr als in Mitteljahren. Hieraus mag man ſchließen, ob Noth vorhanden geweſen iſt.

Gerechtes Schickſal.

Ein Deutſcher hatte ſich in Philadelphia ein Vermögen durch Milchverkauf erworben. Mit zwei Beuteln voll Goldſtücke trat er den Weg nach der Heimath wieder an und am Bord des Schiffes zählte er den einen Beutel ſeines Schatzes noch einmal durch. Ein heilloſer Affe ſah ihm zu. Kaum war der Inhalt des Beutels gezählt, letzterer zugebunden und bei Seite geſtellt, während der zweite Beutel an die Reihe kommen ſollte, ſo erwiſchte der Affe den zugebundenen und war im Augenblick damit auf der Maſtſpitze. Er öffnete dort oben den Beutel des Milchmannes, beäugelte das ſchöne Gold und warf dann abwechſelnd ein Stück aufs Verdeck und eines ins Meer, bis der Beutel leer war. Als er fertig damit war, rief der Beraubte, der müßig dem Spiel hatte zuſehen müſſen: „Das muß der Teufel ſelber ſeyn; denn was vom Waſſer kam, gibt er dem Waſſer, und was von der Milch kam, gibt er mir!“ — Nach dieſem Geſtändniſſe hatte alſo der Milchhändler in Amerika nur die Hälfte und nicht wie in Deutſchland zwei Drittel der Milch aus Waſſer beſtehen laſſen.

Schinderhannes' „Julchen“,

die berüchtigte Geliebte dieſes einſt ſo gefürchteten Räubers, lebt gegenwärtig noch, eine 64jährige Greiſin auf dem Hundsrücken. Wie viel beſſer, ſagt K. Mayer am Schluſſe ſeiner Geſchichte: „Johannes durch den Wald und ſeine Geſellen“, könnte ſie dieſe Geſchichte erzählen! Aber ſie iſt ſtumm, und wenn ſie ihr Stillſchweigen bricht, geſchieht es nur, um ihres Räubers Sache zu führen. „Mein Hannes“, ſo lauten ihre oft wiederholten Worte, „war doch lange nicht ſo ſchlimm, als die Leute ſagen.“ — Sie hatte übrigens ihrem Räuber zwei Kinder geſchenkt: ein Mädchen, das gleich nach der Geburt ſtarb, und einen Sohn, welcher im Gefängniß zu Mainz zuerſt das Tageslicht erblickte. Man nahm ihn nach Schinderhannes' Hinrichtung der Mutter und erzog ihn für den Militärſtand. Der Knabe wurde öſterreichiſcher Soldat in der Mainzer Garniſon, ein ſtiller, rüſtiger Menſch, der bei einem guten Verhalten bald zum Unteroffizier aufrückte. Er ſtarb in noch ganz jungen Jahren, vielleicht von dem Gefühle verzehrt, ſolchen Eltern ſein Daſeyn zu verdanken.

Nur nicht Naſchen!

Lafontaine pflegte jeden Morgen einen gebratenen Apfel zu eſſen. Eines Tages legte er einen ſolchen zum Verkühlen auf den Kaminſims und gieng inzwiſchen in ſeine Bibliothek. Gleich nachher trat einer ſeiner Freunde in's Zimmer, ſah den Apfel und aß ihn. Lafontaine kehrte zurück, ſah den Apfel nicht, aber ahnete ſogleich deſſen Schickſal. Voller Beſtürzung rief er: Wer hat den Apfel gegeſſen, der auf dem Kamin lag! — „Ich nicht,“ erwiederte der Erſte. — Deſto beſſer, mein Freund. — „Warum deſto beſſer?“ — Warum? antwortete Lafontaine, weil ich Arſenik hineingethan hatte, um die Ratten zu vergiften. — „Himmel! Arſenik! ich bin vergiftet!“ rief der Andre. „Schnell ein Gegenmittel.“ — Nur ruhig, Freund, ſagte Lafontaine; es war nur ein Spaß, um zu erfahren, wer meinen Apfel gegeſſen hatte.

Ein neuer Kunſtausdruck.

Ein Theaterrefferent der „Allgem. Preuß. Zeitung“ ſchlägt für den Ausdruck claqueurs das deutſche Wort „Jubelmänner“ (im Gegenſatz zu den „Klageweibern“ der Alten) vor — eine ſehr glückliche Wortbildung, die das Bürgerrecht in der deutſchen Sprache verdient.

Gegenſatz.

Das letzte Werk des bekannten franzöſiſchen Socialiſten Proudhon führt den Titel: „Philoſophie des Elends“ (natürlich des auf der ungleichmäßigen Vertheilung der irdiſchen Güter beruhenden menſchlichen Elends.) Es hat nun eine Entgegnung in einem Buche gefunden, welches betitelt iſt: „Das Elend der Philoſophie.“

Korreſpondenz des „Sammlers.“

Erndte-Feſte.

* Nördlingen, den 23. Juli 1847. Der geſtrige Tag war für die Bewohner unſerer Stadt ein eben ſo ernſter und zu religiöſen Betrachtungen geeigneter als auch der harmloſen Freude gewidmeter Feſttag. Nach einem Vermächtniß der Vorzeit und frommer Ahnen ſollte vor beginnender Erndte eine Dank- oder ſogenannte Kornpredigt abgehalten werden, und eingedenk des ſorgenſchweren Theurungsjahres 1817 wie der hartbedrängten jüngſten Vergangenheit wurde einmüthig verfügt, daß wie damals, ſo auch jetzt der erſte Getreidewagen blumengeſchmückt auf eine feierliche Weiſe in die Stadt und während des Frühgottesdienſtes vor die altehrwürdige Hauptkirche geführt werden ſolle. Nach getroffener Anordnung verſammelten ſich die ſtädtiſchen Behörden, die Gewerbevereine, die Schuljugend, überhaupt die ganze Kirchengemeinde auf dem geräumigen Vorplatz, und unter Glockengeläute, Muſik und Geſang erſchien der reichbekränzte, mit Inſchriften gezierte, von dem Bürger und Gaſtwirth Sauer geführte Garbenwagen, umgeben von jungen Bürgersſöhnen und Töchtern, die in ländlicher Tracht mit Schnittergeräthſchaften das ſinnige Bild nächſt zu hoffender Erndtefreuden gewährten. Die weiten Räume des altergrauen, ſchönen Tempels füllten ſich mit einer Maſſe von Zuhörern aus allen Ständen und von allen Confeſſionen, nicht ſowol aus der Stadt als auch aus deren nächſter ländlicher Umgebung; ſelbſt die israelitiſchen Nachbarn, einer innern Stimme folgend, hatten ſich eingefunden und Niemand erinnert ſich das Gotteshaus jemals ſo reich beſucht geſehen zu haben. Herr Pfarrer Mayer hielt die Predigt und ſprach unter Grundlage des Pſalm 116. Geiſt und Herz erhebende Worte, die auf die Zuhörer einen ſichtlich tiefen Eindruck gemacht und ſein trefflicher Vortrag wird auf vielſeitiges Verlangen dem Druck übergeben werden. Nachmittag überließ ſich die Einwohnerſchaft außerhalb den Thoren in unmittelbarer Nähe üppiger Fluren den Genüſſen der Geſelligkeit und Freude, und frohgeſtimmt, anſtändig und ruhig mit der Ausſicht in eine beſſere Zukunft kehrte man bei herrlicher Sommernacht erſt ſpät zur Ruhe zurück, um ſich zu neuem Berufe zu ſtärken. Das Andenken an dieſe Feier wird nach Jahren noch freudige Erinnerungen hervorrufen.

* Hürben, 27. Juli 1847.

Der heutige Tag läßt uns eine Erinnerung zurück, die gewiß in jeglichem Herzen tiefe Wurzel gefaßt, und ein bleibendes Denkmal der Freude und Wonne iſt's, was uns der heutige Tag geſchaffen. Es galt nämlich die feierliche Einheimſung des erſten Fruchtwagens des heurigen Erndlejahres in die Scheune und die Veranſtaltung eines unſchuldigen, Gott und Menſchen gewiß gefälligen Erndtefeſtes. Kaum ward der Gedanke hiezu rege, ſo erſcholl von der ganzen Gemeinde, ſowol chriſtlichen als israelitiſchen Einwohnern ohne Ausnahme, ein einſtimmiges Ja, und mit vollkommenem Rechte läßt ſich hier mit dem Pſalmiſten ausrufen: „Wie ſchön und angenehm iſt's, wenn Brüder in Eintracht beiſammen wohnen.“ — Nachmittags 3 Uhr verſammelte ſich die ganze Gemeinde feſtlich gekleidet vor der Wohnung des Herrn Gemeindevorſtehers Vogel, ſtellte ſich dort in ſchönſter Ordnung auf, und als bald darauf eine Salve vom Felde herein die frohe Kunde brachte, daß der Feſtwagen bereits beladen ſey, zog ſie insgeſammt an die Gränze des Ortes, um dort denſelben zu empfangen und auf feierliche Weiſe zu begleiten. An der Gränze des Ortes anlangend, blieb der Zug ſtehen, der nahen Ankunft des Fruchtwagens mit Freude harrend. Es war ein impoſanter Anblick, das Wehen der Fahnen vom Felde herein zu ſehen, während Muſik und Geſang miteinander wechſelten. Welches Herz ward nicht hingeriſſen zur Dankbarkeit für des Himmels Segen?! Als nun der mit Getreide beladene, geſchmückte Feſtwagen an der Straße anlangte, wurde ein herrliches Lied mit Choralgeſang vorgetragen, ſodann zog der Wagen, begleitet von der Schuljugend mit ihren Herren Lehrern an der Spitze und der ſämmtlichen Gemeinde, in wohlgeordnetem Zuge durch den Ort und hielt vor der Kirche zu Hürben an, an welcher Stelle in feierlicher Stille und Andacht ebenfalls Choralgeſänge vorgetragen wurden. — Von dort bewegte ſich der Zug unter Geſang und Muſik nach dem israelitiſchen Gotteshauſe, deſſen große Räume ſo angefüllt waren, wie es ſeit Menſchengedenken noch nicht vorgekommen iſt; das Gotteshaus, die Synagoge war von Menſchen beiderlei Confeſſionen ſo dicht angefüllt, daß nicht eine Spanne darin unbeſetzt war. Nachdem vorher einige Pſalmen mit Choralgeſang vorgetragen wurden, beſtieg der Herr Rabbiner Schwarz die Kanzel, trug ſodann eine der Feier des Tages ganz angemeſſene, ſehr inhaltsreiche, erbauliche, auf die Gemüther aller Anweſenden tief einwirkende Rede vor, zu welcher er ſich als Text wählte: Pſalm. Kap. 145. V. 15 „Und Aller Augen ſchauen nach Dir hin und Du gibſt ihnen Speiſe in der Zeit“, und 126. „Die in Thränen ſäen, werden mit Freuden ſammeln.“ — Wie ſchön und erhebend waren ſeine kräftigen Worte, wie ſelbſt in dem jetzigen Zeitalter, wo Kunſt und Wiſſenſchaft ſo freundlich blühen, dennoch, weder Kunſt noch Wiſſenſchaft es ſind, die dem Willen Gottes Schranken ſetzen können, und daß wir nur zu Ihm dem Herrn allein vertrauen und nur von Ihm Hülfe in der Noth erwarten und erflehen können. Auch legte er durch ſein ſalbungsvolles Wort den Zuhörern die Pflichten der Liebe für unſern vielgeliebten König und die treue, unerſchütterliche Anhänglichkeit an Allerhöchſtdenſelben an's Herz, wie unſerer König und Landesvater der erſte Monarch in Europa geweſen, der mit väterlicher Liebe ſeinem bedrängten Beamtenſtande zur Abwehr der Noth Theuerungszulagen bewilligte, ſeine Speicher öffnete und mit Huld und Gnade mit dieſem erhabenen Beiſpiele vorangegangen ſey, ſo daß alle Anweſenden, Jüngling und Greis, Männer und Frauen tief ergriffen waren und in ſtiller Ruhe und Andacht mit dankerfülltem Herzen das Auge und Herz zum himmliſchen Vater richteten. Nachdem die Rede des Herrn Rabbiners beendigt war, wurden noch einige Pſalmen vorgetragen und den Schluß bildete das Abſingen der Hymne „Igdal“. — So verließ nun in Freude und Troſte die Menge das Gotteshaus und wie man in Friede und Eintracht den Feſtzug begonnen, ſo wurde derſelbe auch in brüderlicher Eintracht beider Konfeſſionsangehörigen geſchloſſen.

Sonett.

(Eingeſandt.)

Saht ihr den Zug von Chriſt und Juden wallen?
Saht ihr den Wagen auch, ſo ſchön geziert;
Auf dem die erſte Frucht nach Haus geführt? —
Saht ihr nicht manche Dankesthräne fallen? —

Und hörtet ihr die Loblieder ſchallen? — —
Gewiß, ihr wardet wunderbar gerührt!
Gewiß ihr habt das Schöne auch geſpürt! —
Und tief ergriffen hat es euch wohl allen.

O, laßt ſolch' Feſt doch jedes Jahr erſcheinen
Und danken Gott, der uns ſo wohl erhält,
Es iſt geeignet Alle zu vereinen. —

Wie Gott die Sonne über All' läßt ſcheinen,
Und jeden Menſchen liebt auf dieſer Welt,
So wollen wir aus Dank auch haſſen keinen.

Hürben, den 27ſten Juli 1847

M. W.
genannt Major

Rebus. (Eingeſandt.)

NOC.

Digitized by Google

Nro. 64.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 11. Auguſt.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Wiener Erlebniſſe. — Zeitungs-Enten. — Ernſt Mahners Evangelium medicum. — Kartoffelkrankheit.

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Nach dieſen Worten ließ der Oheim Karl ſtehen, um ſich der Fürſtin Clary, welche im Hauſe des Haus-, Hof- und Staatskanzlers die Honneurs machte, vorzuſtellen. Karl aber konnte von der Gruppe der drei Männer, welche der Geſandte ihm genannt hatte, kein Auge verwenden. Dem Anſchein nach auf einen Tiſch mit Blumen geneigt und den Duft der Heliotropen einſaugend, ließ er ſeinen ſpähenden Blicken volle Freiheit. Kaunitz war ein hochgewachſener, jetzt vom Alter etwas gebeugter Mann, auffallend koſtbar und elegant, faſt ſtutzerhaft gekleidet, mit einem Geſichte voll Leben und Intelligenz. Die Stirn hoch, mit einer leiſen Einſenkung quer über die Mitte, die ſtarken regelmäßig gezeichneten Brauen hochgeſpannt, was ſeiner Phyſiognomie einen eigenthümlichen Ausdruck von Klarheit, Ueberlegung und Fernſichtigkeit gab — die Naſe fein gebogen, der Mund endlich von höchſt charakteriſtiſchem Schnitte — das ganze Innere des Mannes lag um dieſe feinen, beredten, kecken Lippen, ein Ausdruck von Sinnlichkeit und von Verwegenheit, von Hochmuth und von Verachtung — eine ganz epikuräiſche Weltweisheit! — Welch ſonderbare Weltordnung! dachte Karl, als er das lebhafte, ſelbſtzufriedene, eine vollſtändige Ueberlegenheit über den Reſt der Menſchheit ausdrückende Mienenſpiel dieſes Voltaire der Politik, dieſes „ministro eretico“, wie Rom ihn nannte, beobachtete — ſeltſame Weltordnung! In dieſem Kopfe hat ſich der Gedanke verkörpert, der zwanzig Millionen Menſchen regiert, und wenn die feinen Züge dieſes blaſſen Geſichtes um ein Weniges anders lieſen, wenn um dieſe Lippen ein wenig Schwärmerei oder Idealismus ſtatt der ſtrengen Energie und der Skepſis ausgeprägt läge — dann würden dieſe zwanzig Millionen unter anderen Geſetzen leben, als ſie jetzt empfangen! Und dieſe beiden Männer neben ihm, dieſer Laudon mit dem ſtrengen langen Degengeſichte, dieſer Lacy mit dem Rundkopfe voll Entſchloſſenheit und Scharfblick — dieſe Männer der Gewalt, welche ſo ſymboliſch die lächelnde Politik des Abſolutismus in ihre Mitte genommen haben und allein hinreichend ſind, um Völker und Reiche unter dieſer Politik in Gehorſam zu halten — welche Gruppe bilden ſie! Bei Gott, das Leben iſt ein Traum, ſonſt wäre es ein Wunder!

Dieſe Gedanken drangen mächtig auf Karl ein, während er die immer gleich heitere Phyſiognomie, die franzöſiſch geſchulte, mit etwas affectirter Grazie ſich bewegende Geſtalt des mächtigen Kanzlers beobachtete, die doch immer noch ſo viel von deutſcher Steifheit und Pedanterie durchſchimmern ließ, daß ſie auf unſern Helden keineswegs einen durchaus günſtigen Eindruck machte.

Es wäre unmöglich, ſagte Karl ſich, ſeinem Gedankengange folgend, daß eine Perſon ſolchen Einfluß auf eine willenloſe Heerde von Millionen übte, wenn nicht hinter ihr ein Dogma ſtände, welches eine Geltung hätte, die es durch ein überirdiſches Gepräge, durch eine göttliche Weihe bekommen. Und indem er hierüber nachgrübelte fiel ihm ſchwer aufs Herz wie der Kaiſer die andere, die helle Seite des herrſchenden Syſtems von damals, ſelber an der Vernichtung jenes Dogma's arbeitete, indem er nicht mit dem Wunder, ſondern mit der Philanthrophie, der Aufklärung und der Weisheit menſchlicher Gedanken regierte.

Der Oheim kam zu Karl zurück, und nachdem er ihm noch einige der Anweſenden genannt, weil ſie hiſtoriſche Namen trugen, oder eine hohe Stellung am Kaiſerhofe einnahmen, ſtellte er ihn einigen jungen Leuten vor, die bei verſchiedenen Geſandtſchaften Attachés gleich Karl waren. Dieſer wußte jedoch ſeinem Onkel Dank für dieſen freundlichen Verſuch, ihm Gelegenheit zu einer Unterhaltung zu verſchaffen. Dieſe Attachés ſchienen Karl eine unausſtehliche Menſchenclaſſe, und nach ihren Geſprächen und ihrem Weſen waren ſie vom Morgen bis zum Abend nichts als Frauenbeſieger und unwiderſtehliche Eroberer —; als liebenswürdige Böſewichter und Herzenbrecher, ſo ſchien es, ſtanden ſie auf, dinirten ſie, legten ſie ſich zu Bette. Unſerem unverdorbenen jungen Helden waren ihre Geſpräche ein Gräuel, und er zog ſich von ihnen zurück, ſobald es ihm möglich war. Unbemerkt trieb er ſich nun in den glänzenden Räumen umher, bewunderte die Kunſtſchätze des fürſtlichen Wirthes, oder den Schmuck der Frauen, die, faſt alle ohne Schönheit, ein kleines vollkommenes Geſchlecht unbedeutender Geſtalten, ſelbſt keinerlei Bewunderung erwecken konnten — und endlich warf er ſich ermüdet auf die ſchwellenden Polſter eines Divans in einem Seitenkabinet, in welchem ſich Niemand anders befand.

Hier kehrten ſeine Gedanken bald zu dem mächtigſten Eindrucke zurück, welchen er an dem heutigen Tage empfangen, zu der Erſcheinung jener ſchönen Fremden, die er im Hauſe da Ponte's geſehen. Seine Phantaſie begann ihm hundert rührende und herzerſchütternde Situationen auszumalen, in welchen die arme Italienerin ſich befinden könne. Der Kern aller dieſer Träumereien war immer, daß ſie aus hochherzigem Edelmuthe den Entſchluß gefaßt, alle Hoheit ihres Standes abzulegen, allen Anſprüchen zu entſagen, welche Jugend, Schönheit — ſolche Schönheit — ihr gaben, und ſich gebrochenen Herzens einer Pflicht oder einer grauſamen Alternative zum Opfer zu bringen. Je länger Karl ſo über ſie nachdachte, deſto heißer flammte in ſeinem Herzen der Wunſch, das heftige Verlangen auf, für ſie einen entſcheidenden Schritt thun zu können. — War es nicht wahrſcheinlich, daß in dieſer großen Geſellſchaft von allem, was reich, mächtig und edel war in der Hauptſtadt der öſterreichiſchen Monarchie, ſich zwanzig, hundert Perſonen befanden, denen er nur ein Wort zu ſagen brauchte, um ſie in das Schickſal der räthſelhaften Fremden rettend eingreifen zu laſſen? O, gewiß — hätte nur dieſer vermaledeyte da Ponte nicht ſeine Geheimnißkrämerei gehabt — wäre nur der geringſte Faden dageweſen, vermittelſt deſſen ſich Aufklärung über die ſchöne Italienerin gewinnen ließe!

Als Karl eine Zeit lang in Gedanken verloren, mit geſchloſſenen Augen, den Kopf in die Hand geſtützt, ſo geſeſſen, hörte er neben ſich das Rauſchen eines ſeidenen Gewandes. Er ſah auf — eine Dame ſtand vor ihm, über die erſte Jugend beinahe hinaus, aber noch immer ſchön, von edlen, reinen Zügen und eine ſtattliche Geſtalt, die ihr ſtolzes, ausdrucksvolles Haupt wie eine Königin

Digitized by Google

trug. Ihr Haar war gepudert, aber das ſchwarze, lebhafte Auge deutete an, daß es dunkel ſeyn müſſe, ein leiſer Schatten dunklen Flaums lag auf der Oberlippe. Sie warf einen forſchenden Blick auf Karl, der aufgeſprungen war, und ſagte dann, während ſie ſich niederließ und mit einer Handbewegung ihm die Erlaubniß gab, ſeinen Platz wieder einzunehmen:

Sie waren ſehr tief in Gedanken verſunken — welchen weltbeglückenden Problemen ſannen Sie nach?

— Karl kannte die Dame nicht, aber er ſah, daß ſie vornehm war, „jusqu'au bout des ongles“, und während ihm das Blut in's Geſicht ſchoß, fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, daß er vielleicht nur gleich hier zu reden habe, um das Schickſal derjenigen zu wenden, welche ihn mit ſo ungemeſſener Theilnahme erfüllte. Deshalb antwortete er mit aller naiven Unbefangenheit ſeiner Natur:

Das Problem, welches mich beſchäftiget, ſoll nicht die Welt beglücken, gnädigſte Frau, ſondern weiter nichts als einen Menſchen.

Und dieſer Menſch iſt natürlich der, welcher Sie am meiſten intereſſirt, d. h. Sie ſelbſt — verſetzte die Dame lächelnd.

Nein, nicht ich — das eigene Glück läßt ſich ſchwerlich durch Nachdenken finden!

Das glaubt man, ſo lang man ſo jung iſt — ſpäter werden Sie anders urtheilen. Aber wen wollen Sie denn beglücken? wer iſt der oder die Glückliche, für welche Sie ſo edelmüthige Abſichten — vielleicht gar „redliche Abſichten“ hegen? Die Dame ſprach dieſe Worte mit offenbar ſarkaſtiſcher Betonung.

Sie thun mir in der That Unrecht, erwiederte Karl, etwas eingeſchüchtert — um mich von dem Verdachte zu reinigen, den Sie auf mich werfen, müſſen Sie mir erlauben, Ihnen eine Begegnung mitzutheilen, welche ich heute hatte.

Karl begann zu erzählen, wurde warm dabei, und da die Dame ihm auf's Aufmerkſamſte zuhörte, ſo boten ſie beide den Anblick einer Gruppe von zwei auffallend ernſt mit einander beſchäftigten Menſchen dar.

Plötzlich unterbrach ſie eine helle, etwas ſcharfe, aber ſehr wohltönende Stimme:

Liebe Fürſtin, ich finde, Sie ſind außerordentlich abſorbirt!

In der Thüre des Kabinets ſtand ein Mann, den Karl ſchon einmal geſehen zu haben glaubte, ohne zum Bewußtſeyn über das Wann und Wo kommen zu können. Er war von mittlerer Größe, ſtark und gut gebaut, aber außerordentlich mager, das Geſicht dunkel rothbraun gefärbt, und nicht ſchön mehr, obwol die einzelnen Theile, die hohe gewölbte Stirn, die Adlernaſe, die ſtarken Brauen, der regelmäßige, kräftig gezeichnete Mund bewieſen, daß er in der Jugend ſchön geweſen ſeyn mußte. Er war in einer einfachen Uniform des Kaiſer Joſeph Chevauxlegers-Regiments, ohne weiteren Schmuck — doch mußte es ein Mann von Gewicht ſeyn, denn die Dame erhob ſich wie erſchrocken und antwortete erröthend mit einem bedeutungsvollen Blicke, in welchem ſowol Zärtlichkeit als eine gewiſſe Scheu lag. Sie ſprachen ein paar Worte in einer Sprache, von welcher Karl nicht wußte, ob er ſie für Ungariſch oder Böhmiſch halten ſolle.

So? antwortete der Fremde — Sie machen mich neugierig — erzählen Sie weiter, fuhr er zu Karl gewendet fort.

Karl ſchilderte mit allem Feuer ſeiner entzündeten Einbildungskraft die Schönheit der italieniſchen Gräfin, welche Schauſpielerin werden wollte — er erſparte ſeinen beiden Zuhörern nicht den geringſten Umſtand und ſetzte alles hinzu, was da Ponte ihm geſagt hatte.

Ich werde gleich morgen da Ponte ſprechen! rief der Reiter-Offizier mit großer, auffallender Lebhaftigkeit aus — während die Fürſtin mit einer Bewegung des Kopfes Karl andeutete, er ſey entlaſſen. Dieſer entfernte ſich aus dem Kabinette.

Sie intereſſiren Sich auffallend für dieſe Komödiantin in spe, ſagte die Fürſtin, als ſie mit dem Offizier allein war.

Dieſer lächelte ſelbſtgefällig — es mußte etwas in den Worten der Dame liegen, das ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte oder ihm Vergnügen machte.

Sind Sie eiferſüchtig, meine Freundin?

Sire, wir Frauen ſind Ihnen immer ein ſo gleichgültiger Gegenſtand geweſen, daß ich mich nur wundere, wie dieſe geheimnißvolle Unbekannte eine Ausnahme zu machen ſcheint.

Die Pſychologen haben zu jeder Zeit behauptet, daß der menſchliche Geiſt am meiſten durch das angeregt werde, was ſich ihm unter dem Schleier des Geheimniſſes bietet.

Und wir Frauen pflegen argwöhniſch unter den Decken ängſtlicher Verhüllung nur das zu vermuthen, was verſchleiert zu werden nöthig hat.

Wir haben es aber hier mit einem Gegenſtande zu thun, deſſen ſeltene Schönheit und Anmuth ſich nur dem Blicke entziehen zu wollen ſcheint, um nicht grauſam alles Andere zu überſtrahlen!

Die Fürſtin war während dieſer Unterredung immer röther geworden; ihr Auge blitzte, und zitternd vor innerer Aufregung zerpflückte ſie die Seidenfäden der rothen Schleife an ihrer Bruſt.

Der Mann, der ſich unterdeß neben ihr niedergelaſſen, ſchien dieſe Zeichen, in welchen ſich die Bewegung ihrer Seele verrieth, mit boshaftem Vergnügen zu beobachten; und wie um ſie noch mehr zu necken, fuhr er fort: Wer iſt der junge Mann, welcher uns durch dieſe merkwürdige Entdeckung verpflichtet hat?

O, einer der liebenswürdigſten Männer, welche ich kenne, Eure Majeſtät, verſetzte die Dame mit affectirter Lebhaftigkeit einfallend ein, unverdorbenes Herz und voll jener friſchen Naivetät, die um ſo anziehender iſt, je ſeltener ſie unter unſeren jungen Männern ſich findet! Er iſt Neffe und Attaché von Baron Reichelbeck, wie er mir ſagte.

Jedenfalls hat er das neidenswerthere Loos, Ihr Protégé zu ſeyn, Madame.

Ja, das iſt er in der That — all den galanten und nicht galanten Herren, welche mir den Hof machen, zum Trotze! verſetzte die Fürſtin, immer heftiger werdend. Ich hoffe, mein Gemahl wird ihn während des Herbſtes zu unſeren großen Jagden in Ungarn einladen.

Das heißt, wenn ich Ihnen nicht einen Querſtrich mache, ſchöne Fürſtin, und den jungen Liebling des Glückes Ihnen dadurch entziehe, daß ich ihn an mich feſſele!

Die Fürſtin ſchlug ihr großes dunkelglühendes Auge auf und ſah den Mann, den ſie liebte und der Niemand anders als der Kaiſer war, mit einem forſchenden Blicke an. Welcher verſteckte Sinn lag in dieſen Worten Joſeph's? Hatte das Bild der italieniſchen Gräfin, welches der begeiſterte junge Attaché entworfen, das Herz des Kaiſers wirklich in Flammen geſetzt, wie ſie im erſten Aufwallen der Eiferſucht zu bemerken geglaubt, und lebte ein wirklicher ungeheuchelter Drang in ihm, den an ſich zu ziehen, der allein ihm weitere Auskunft und Anknüpfungspunkte geben konnte, oder wollte er ſein Spiel mit ihr treiben, deren ſchlecht verhüllte Leidenſchaft er ja kannte, wollte er eine Eiferſucht ſchüren, die ihn ergötzte, war dieſes Intereſſe an dem jungen Menſchen geheuchelt und hatte nur den Zweck, ſie zu ängſtigen? Sie wurde nicht klug daraus. Sie antwortete mit ſpöttiſchem Lächeln: Ich freue mich, daß Eure Majeſtät meinem Urtheile ſo entſchieden beitreten. Denn da Sie ſeit je das felſenfeſte Prinzip befolgt haben, nur das erprobte Verdienſt an Sich zu feſſeln und durch Anſtellungen zu belohnen, ſo beſtätigt Ihr Entſchluß aufs glänzendſte alles, was ich zum Lobe des Herrn ſagte, den wir freilich weiter nicht kennen, deſſen Name ſogar Eurer Kaiſerlichen Majeſtät und mir noch unbekannt iſt!

(Fortſetzung folgt.)

Zeitungs-Enten.

Vor einiger Zeit waren es noch die großen Seeſchlangen oder Kraken, welche in allen Zeitblättern ſpukten. Jetzt beginnen es geheimnißvolle unterirdiſche Gemächer zu werden, in denen man mehr

Digitized by Google

oder weniger bedeutende Schätze oder andere überraſchende Gegenſtände findet. Wir haben bereits das unterirdiſche Gemach in Brüſſel, worin zwei große Fäſſer voll alter Brabanter Thaler ſtanden; wir haben die nicht minder bewährte Nachricht von dem großen myſtiſchen Fund am Magdalenenmarkte in Paris, der mit einer wohl conditionirten Myſtifikation endete; wir haben die mit alten Goldmünzen angefüllten Gewölbe von Inverneß in Schottland und von Münſter in Irland. Vor einigen Tagen iſt nun wieder, bei Erbauung des Ludwig-Philipps-Spitals in Paris, ein großer Kaſten gefunden worden, der an ſich ſelbſt von gediegenem Golde geweſen ſeyn ſoll, und über deſſen noch viel koſtbareren Inhalt ein viel bedeutendes Schweigen waltet. Ferner hat man zu Paimboeuf abermals zwei Fäſſer geprägten Geldes gefunden, und ſo an vielen andern Orten. Die unterirdiſchen Gemächer ſind alſo entſchieden in der Mode. Wer ſucht, wird finden. Wer weiß, ob nicht unter dem Hauſe des Leſers ein mit Schätzen angefüllter Keller, der bei irgend einem vorhundertjährigen Kriegsereigniſſe oder einer Feuersbrunſt ꝛc. verſchüttet und ſeitdem vergeſſen worden, vorhanden iſt. Nachſtehender Fund kann als Beiſpiel dienen. In Boiſſé-le-Sec wurde vor einigen Tagen ein unterirdiſcher Behälter von nahe an fünfzig Fuß im Durchmeſſer entdeckt. In der Mitte dieſes Saales, deſſen Gewölbe zum Theil eingeſtürzt war, ſtand ein ſteinerner Tiſch, der Aehnlichkeit mit dem im Kyffhäuſer hatte. Leider ſaß dahinter kein alter Kaiſer, deſſen Bart durch den Tiſch gewachſen war. Um aber hinter der deutſchen Sage nicht zurückzubleiben, erklärten die franzöſiſchen Alterthumsforſcher, daß dieſer Tiſch ein Druidenaltar ſey. Eine irdene Lampe hing über dem Tiſche an einer noch ziemlich gut erhaltenen Eiſenkette. Man ſtellte weitere Nachforſchungen an; ſie blieben fruchtlos. Das unterirdiſche Gemach ſchien mit keinem andern in Verbindung zu ſtehen oder geſtanden zu haben. Sein Zugang, wenn es einen ſolchen gehabt hat, war ſo ganz verfallen, daß man ihn nicht mehr zu erkennen vermochte. Es wurde unmittelbar ein Bericht über dieſe Entdeckung der geſchichts- und alterthumsforſchenden Geſellſchaft zu Mans abgeſtattet. Faſt gleichzeitig fand ein Bauer zu Marellette bei Mamers, in einer von ihm ausgebeuteten Mergelgrube, in einer Tiefe von etwa 6 Fuß einen viereckigen, auf allen Seiten mit Eiſen beſchlagenen Kaſten. In der Vorausſetzung, daß ein Schatz darin enthalten ſey, zerſchlug er den Deckel mit ſeiner Hacke, und erblickte — einen Menſchenſchädel, der mumienartig noch mit der Haut bekleidet war, und einen ſtarken Bart hatte. Neben dem Kopfe lag ein eiſernes Halsband, woran eine Kette befeſtigt war. Der Bauer wurde durch dieſen Anblick ſo erſchreckt, daß er ein Hülfegeſchrei ausſtieß. Die Nachbarn eilten herbei, und ſtaunten den ſonderbaren Fund an, den ſpäter der Maire des Orts als Staatseigenthum forderte. Er wurde ihm ohne Widerſtand überliefert.

Ernſt Mahner's Evangelium medicum,*)

das iſt

Die wiederhergeſtellte Ur-Heilkunde, gegründet auf die „angeborne Hygieine“, die urälteſte und neueſte, ewig und einzig wahre Heildoctrin.

„Hony soit qui mal y pense!“

Die keineswegs dem Einzelgeiſte ihres Wiederherſtellers, ſondern dem allgemeinen Menſchengeiſte, ja der ganzen lebendigen Schöpfung angehörende, leider nur den civiliſirten Erdbewohnern — dem verirrten Geſchlecht — entſchwundene „angeborne Hygieine“ (nicht zu verwechſeln mit der Naturheilkraft), die ächte Panacee, tritt als eine ganz neue, außerordentliche, aus der Vergeſſenheit des graueſten Alterthumes emporſteigende Lebens- und Geſundheitsdoctrin in die Welt, die, alle ihre Lehrſätze nicht auf das Wiſſensſtückwerk der Schulen, ſondern auf der Natur trugloſe Urweisheit gründend, ſämmtliche ohne Ausnahme falſchen Heiltheorien dieſer Tage radical reformiren, die divergirenden Meynungen einigen, ja die Sache der Geſundmachung der Menſchen zur mathematiſchen Gewißheit erheben will, und alſo eine große, heilvolle Regeneration der krankthumbeladenen Völker unſerer Zeit und Weltgegend, nebſt Aufhebung aller mediciniſchen Laienſchaft, die mit der „angebornen d. i. einer „lebendigen Hygieine“ im Menſchen gar nicht beſtehen kann, in die allergewiſſeſte Ausſicht ſtellt. — Das iſt die Weisheit, die das Geſchlecht erretten ſoll! — Das entartete, verhäßlichte, krankthumbeladene, branntweinvergiftete, kaffee-erſchlaffte, ſchnürbruſtverkrüppelte, ſieche und hypochondriſche, entmergelte und laſterzerfreſſene Geſchlecht dieſer Tage! Obgleich dieſe aus göttlicher Weisheit ſelber geborne Urheilkunde, welche (im feindlichen Gegenſatze zum heutigen, den Menſchen ſo ſich unentbehrlich zu machen ſuchenden Arzt- und Apothekerthum) eine einmalige, für's ganze Leben ausdauernde Heilung des Menſchen als Ziel ſich vorſetzt, die einzig wahre, über allen Irrthum der Schulen erhabene Heiltheorie iſt, ſo bedarf es doch, was der Beſtimmung dieſer Lehre, wieder ein Gemeingut der ganzen Menſchheit zu werden, wie ſie es vor Zeiten war, ſo ſehr zu Statten kommt — zu deren Verſtändniß durchaus keiner mediciniſchen Vorkenntniſſe, weil ſie, gewitzigt durch das mehrtauſendjährige Bemühen der Schulen, auf das Weſen der Krankheiten durchaus ſich nicht einläßt, ſondern einen ganz andern, von den heut zu Tage eingehaltenen mediciniſchen Bahnen weit abliegenden aber geradezu zum Ziele führenden Weg einſchlägt, — den Weg der inſtinktlichen Erneuerung des Menſchen — der Inthroniſation des innern Lebensregenten, d. i. der den Gang der Maſchine ohne unſer Bewußtſeyn mit der überſchwenglichſten Weisheit leitenden, alle Störungen fern haltenden „angebornen Hygieine“. — Eine die kühnſten Hoffnungen auf dem mediciniſchen Gebiete weit hinter ſich laſſende, über alle Maßen wichtige Heilsentdeckung für die geſammte Menſchheit — — **Simplex sigillum veri.** — Die aus der Urweisheit der Natur, d. i. aus göttlicher Intelligenz geborne, und darum eben überaus ſegenbringende „Urheilkunde“ beſitzt wirklich bei der allergrößten Einfachheit die für die ohnmächtigen Schulen unglaubliche Heilmacht, den ur-regelrechten Lebensgang im menſchlichen Organismus einmal und für immer wiederherzuſtellen, und zu gleicher Zeit die lebendige Geſundheitskunſt in den Menſchen wieder einzuſetzen, unter deren weiſer Regierung alsdann im Menſchenleibe keine Störungen mehr vorfallen. Sie lehrt: Geſundheit, d. i. regelrechter Lebensgang, iſt nur möglich bei einer Lebensführung, angeordnet vom weiſe waltenden Ur-Inſtinkt im Menſchen. Alles kommt ihr daher darauf an, dieſen beim Urmenſchen untrüglichen Lebens- und Geſundheitsführer in den Menſchen der Neuzeit wieder einzuſetzen, dieſe Stimme der Natur in ihm wieder zu erwecken. „Inſtinktliche Erneuerung der Menſchen!“ iſt ihr großes, welthiſtoriſches Loſungswort, das von einem Ende bis zum andern unter allen Völkern ertönen ſoll, die jene Stimme der Urweisheit der Natur, jenes Urwort Gottes, durch die große Naturſünde und Lebensfalſchheit in ſich ertödtet haben. Mit dem Rufe dieſes erhabenſten, hochfreudigen Loſungswortes, welches iſt das wahrhaftige **Evangelium medicum**, ſoll eine neue Aera beginnen für die Menſchheit und für die Wiſſenſchaft! — — Die hohe Heilkunde der Vorzeit, obgleich nur ſie allein das eingewurzelte Krankthum radikal zu heilen vermag, hat doch vor Allen die heut zu Tage mit ſo großem Unrecht genannten Geſunden im Auge, die nicht (womit man heut zu Tage ganz vergeblich ſich abmühet) vor Krankthum, das ſie alle dem Keime nach ſchon in ſich tragen, beſchützt werden können, ſondern die ächt geheilt werden müſſen, durch welche Urheilmachung, verbunden mit der Wiedereinſetzung

*) Mitgetheilt aus dem „Goldenen Buche der Panacee“, einem im Laufe langjähriger Pilgerſchaft entſtandenen, theilweiſe in antiker Gold- und Farbenſchrift geſchriebenen Buche, welches das Evangelium medicum, d. i. die „Heilbringende Urgeſundheitskunde“ in Denkſprüchen, Aphorismen, Rhapſodien enthält, wie ſie in den Stunden hellſehender Begeiſterung aus innerem Drange geboren worden. — **SOLI. DEO. GLORIA.** —

der angebornen Hygieine, die Möglichkeit aller innern Störungen (faſt ganz) aufgehoben wird. — Denn alſo hat der allgütige Schöpfer die wunderſam zuſammengeſetzte Leibesmaſchine eingerichtet, daß, wenn ſie mit diätetiſcher Virtuoſität, welche nur durch die inſtinktliche Wiedergeburt erlangt wird, behandelt wird, in ihr durchaus keine Störungen vorfallen. Die Menſchen der Vorzeit, im Beſitze der angebornen Hygieine, wurde innerlich nicht krank. — — Die heilbringende Urgeſundheitskunde iſt dreitheilig: Sie iſt erſtens Ur-Inſtinktslehre, d. i. die den Menſchen wiedergebrachte Kunde von einem in ihren Vorvätern lebendig geweſenen Urwort Gottes für des Menſchen Leiblichkeit, und handelt, klar und ausführlich beſchreibend, von den einzelnen Naturtrieben, Vermögen, Gefühlen, Zu- und Abneigungen, Luſt und Schmerz, Sättigung und Eckel, Sucht und Abſcheu, mittelſt welcher die Natur den Lebensgang leitet und in Ordnung erhält. — Dieſe Lehre von dem Urwort Gottes für des Menſchen Leibesnatur iſt die Felſengrundlage der heilbringenden Urgeſundheitskunde und von der allerhöchſten Wichtigkeit! — Die heilbringende Urgeſundheitskunde iſt zweitens Urdiätetik, d. i. die Lehre von der Leibesbehandlung, angeordnet vom weiſe waltenden Ur-Inſtinkt im Menſchen, deren Grundſätze die goldenen Geſetztafeln der Ur-Hygieine den Menſchen vorhalten. Die heilbringende Urgeſundheitskunde iſt zum Dritten und Letzten die heilmächtige Urpanacee, d. i. die Freudenkunde von der Regeneration des Menſchen durch die Wiedereinſetzung der lebendigen Geſundheitskunſt, durch das beglückende, hochgenußreiche Leben nach der Urdiätetik (Haltung des goldenen Geſetzes) und durch die hohe therapeutiſche Trias: Faſten, Waſſer und Geiſt!! — — „Ich habe den Krondiamanten einer hohen Wiſſenſchaft wiedergefunden! Kommet, ich will Euch beweiſen, daß er ächt iſt.“ (Orakelſp. der Panacee.) — Denn dieſe hohe Urgeſundheitskunde iſt die einzig mögliche, für Jedermann verſtändliche, auf die Ureinfachheit zurückgeführte, und darum über alle Maſſen leicht anwendbare, und dennoch überaus mächtige Heildoctrin, eine aus der trugloſen Weisheit der Natur geborne Welt-Heillehre leiblich-geiſtiger Völkerregeneration, und beſtimmt, wieder ein Gemeingut aller Menſchen zu werden, und Frieden zu machen auf dem mediciniſchen Gebiete. Und da einzig nur die Urgeſundheitswiſſenſchaft, die anderswo überall vergeblich geſuchten hohen Geheimniſſe der Schönheits-, Verjüngungs- und Lebensverlängerungslehre in ſich birgt, ferner nur ſie allein die hochfreudige Aufgabe löſet, den Lebensgenuß ungemein zu erhöhen, und zu gleicher Zeit die Geſundheitskraft und die genießenden Organe auf ein verlängertes Leben hinaus wunderſam zu ſtärken, ſo wird jeder geſundheitlich nicht ſchon ganz zerrüttete Menſch, vor Allem auch das ſchwächere Geſchlecht, aus dieſer göttlichen Freudenlehre, die aus der Urzeit jugendlicher Völkerfriſche wie eine frühlinglockende Sonne nach langer Winternacht, den elendbeladenen Völkern der Gegenwart als Retterin erſcheint, ganz überſchwengliche Vortheile ziehen! — So herrlicher, großmächtiger Königsnatur iſt die hohe Heilkunde der Vorzeit, weil keines Menſchen Hirnwahn, ſondern geboren aus dem Urquell der Weisheit mit dem goldig ſtrahlenden Sieges- und Hoheitsſpruch auf der Stirn:

„Ich bin göttlichen Urſprungs!“ —

SOLI. DEO. GLORIA.

Ernst Mahner.

Alle wohldenkenden Redaktionen der Tagesliteratur, beſonders mediciniſcher Zeitſchriften, denen eignes und fremdes Geſundheitsglück am Herzen liegt, wollen die obenſtehende aus dem in prophetiſcher Sprache geſchriebenen goldenen Buche der Panacee mitgetheilte „Rhapſodie“, eine Kundgebung von welthiſtoriſcher Bedeutung, nebſt den „Goldenen Geſetztafeln“, mit dem Bemerken zur Kunde aller Menſchen bringen, daß, da das genannte Goldene Buch dem Drucke in nächſter Zeit noch nicht übergeben werden kann, Alle, welche die Wahrheit ſuchen, und keine Gelegenheit haben, die mündlichen Verkündigungen des „Pilgers“ zu hören, wenigſtens den richtigen Weg zu ihr finden können, durch die Leſung und Befolgung der Glückſeligkeitslehre für das phyſiſche Leben der Menſchen. Von Ph. K. Hartmann. Leipzig bei Voß, und des „Weges zum Paradies“ von Wilh. Zimmermann. Quedlinburg und Leipzig bei Baſſe, (mit Ausnahme des irrthümlichen Kapitels von der gänzlichen Enthaltung des Fleiſchgenuſſes.)

Auf dieſem Wege könnet ihr gelangen und eintreten in die ſeit langen Zeiträumen verſchloſſenen, ſchweigſamen Hallen des wahren Tempels der Hygieina!

Mein Geiſt begleite und führe Euch auf rechter Bahn! — —

SOLI. DEO. GLORIA.

Der Verkünder des *Evangelium medicum*. *)

---

*) Wir haben Vorſtehendes nach dem Wunſche mehrerer Leſer aufgenommen und werden auch den Inhalt der ſogenannten Geſetztafeln im nächſten „Sammler“ mittheilen. Jeder möge ſich darnach ſeinen Commentar ſelbſt bilden. D. Red. d. „Sammlers.“

Kartoffelkrankheit.

Es ſcheint, daß wir von der leidigen Kartoffelkrankheit auch in dieſem Jahre nicht ganz verſchont bleiben ſollen. Von mehreren Seiten wird ihr Auftreten gemeldet. So ſchreibt man dem Schwäb. Merk. aus Hohenheim: „Wir erhalten nunmehr aus mehreren Landestheilen glaubwürdige Nachrichten von dem Wiedererſcheinen der Kartoffelkrankheit. Trotz dieſes wiederkehrenden Uebels können wir jedoch eine gute Kartoffelernte haben, wenn nur kein ſtarkes Faulen der Knollen im Acker oder nach deren Herausthun ſich einſtellt. Wir ſind von der Verbreitung der Krankheit von den von dem grauen Pilze angegriffenen Stauden auf andere Stauden und von dem Stengel nach den Knollen hin überzeugt und rathen wiederholt, wo ſich die Krankheit bei einigermaßen in der Ausbildung fortgeſchrittenen Kartoffeln im erſten Beginnen durch Flecke und Schimmel (Pilze) an Stengeln und Blättern oder gar ſchon durch Schwarzwerden und Fäulniß derſelben zeigt, das Kraut über dem Boden abzuſchneiden und die Kartoffelſtöcke mit etwas lockerer Erde zu überdecken, aber die Knollen noch nicht auszuthun, ſo lange nicht naſſe Fäulniß an denſelben zu bemerken iſt. Tritt aber naſſe Fäulniß hinzu, was bei tief und feucht liegenden Aeckern leicht der Fall iſt, ſo bleibt nichts übrig, als möglichſt raſch auszuthun und das in den letzten Jahren vielfach bewährte Verfahren zu ergreifen: Abſonderung der geſunden und krankhaften Knollen; Aufbewahrung der erſteren in kühlen, dunkeln, trockenen Räumen; möglichſt baldige Benutzung der angegriffenen Kartoffeln durch Füttern, Dämpfen und Einſalzen, Trocknen u. ſ. w.“ Die Redaktion des Merk. fügt hinzu: Auch wir haben ſchon einige Mittheilungen über das Vorkommen der Kartoffelkrankheit erhalten. Darin ſtimmen auch dieſe Nachrichten überein, daß es heuer ſehr viele Kartoffeln gebe. Im letzten Jahre hatten wir nicht nur Kartoffelkrankheit, ſondern im Allgemeinen eine geringe Kartoffelernte. Wenn alſo ſelbſt der ſchlimme Fall einträte, daß die Kartoffelkrankheit in gleicher Stärke wie voriges Jahr aufträte, zu welcher Beſorgniß jedoch vorerſt noch kein Grund vorhanden iſt, ſo würde bei der viel größeren Erndte dennoch eine weitaus größere Menge verbleiben.

Auch im Kanton Uri und im Berner Oberland, dann in Oeſterreich und der Gegend von Königsberg in Oſtpreußen, ſowie in Schleſien hat ſich die Krankheit gezeigt.

Die neueſte „Würzburger Ztg.“ ſchreibt: Von mehreren Oekonomen, die bedeutenden Kartoffelbau treiben, haben wir erſt heute die beruhigende Verſicherung erhalten, daß ſich bis jetzt in Franken bei der ängſtlichen Nachforſchung keine Spur der Kartoffelkrankheit gezeigt hat.

Digitized by Google

Nro. 65. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 14. Auguſt.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: v. Schmids Geburtstags-Feier. — Wiener Erlebniſſe. — Verfehlt und doch getroffen. — Die Haſenjagd. — Pot-Pourri.

Zur Feier des achtzigſten Geburtstages

des

Hochwürdigen Herrn

Domcapitulars Chriſtoph von Schmid,

Ritter des Civil-Verdienſt-Ordens der bayriſchen Krone ꝛc. ꝛc.

in Augsburg am 16ten Auguſt 1847.

Unter Tauſenden, die Deinen Namen,
Edler Greis! zu ehren ſich vereint,
Kommt Dir auch mein Herz erglüht entgegen
Redlich iſt dieß Opfer Dir gemeynt.

Was ich täglich unter Kleinen fühle,
Die ſo zahlreich ſich um mich geſchaart:
Dank dem **Edlen,** der vor fünfzig Jahren
Lehrer meiner theuren Heimath ward!

Dieß Gefühl ertön' in frommen Lauten
An dem Tage feſtlich Dir geweiht,
Aller Eltern, Kinder, Lehrer Herzen
Stimmen ein in reinſter Freudigkeit.

Was den Menſchen zu des Höchſten Bilde,
Zu dem Weſen ſanft und gut erzieht,
Stets in lieblich-ſchöner, hoher Weiſe,
Deinem Wirken, **Edelſter!** erblüht.

O, der vielen, ſchönen, theuren Stunden,
Die Du unter Kindern einſt verweilt,
Gold'ne Zeit, die uns mit Dir vereinet,
Allzuſchnell biſt du dahin geeilt.

Segensreich iſt ſie für mich verfloſſen,
Der Erinn'rung bleibe ſie bewahrt,
Mir und vielen jugendlichen Freunden,
Wird ſie ſo zur ſteten Gegenwart.

Gottes Weſen haſt Du tief erſchauet,
Spracheſt oft darob ſo hoch entzückt,
Haſt der Dinge Werth darauf gegründet,
Daß Du Gottes Bild darin erblickt.

Menſchenwürde haſt Du rein gefühlet,
Stets im Menſchen Gottes Bild geſchaut,
Seines Seyns Bedeutung uns gelehret,
Uns des Lebens hohen Sinn vertraut.

Aus der Knospe bricht die holde Roſe,
Und entzückt durch Farbenpracht und Duft,
Aus des Winters eiserſtarrter Erde,
Uns der Lenz die neue Schöpfung ruft.

Wie in kalten, ſchneebedeckten Grüften
Noch im Keim die zarte Blume ruht,
Und erſt unter milden Lenzeswehen,
An der Sonne ſanft-erregter Glut,

Sich bewegt in mild-entthauter Erde,
Leiſe ſich nach Oben krümmt und hebt,
Und erſt ſpät im hohen Werth und Glanze
Eine lieblich-ſchöne Blume lebt:

So erſcheint der junge Menſch im Leben,
Wenn er erſt dem Mutterſchoos entſtieg,
Erſt der Kräfte reges Müh'n und Walten
Bringt im Bildungskampfe ihm den Sieg.

Mutterlieb' und Freundlichkeit beſtrahlen
Erſt den Säugling an der Mutterbruſt,
Auf des Lieblings holden Wangen malen
Sich gefühlte Zärtlichkeit und Luſt.

Was die Mutterzärtlichkeit und Güte
Für das junge, menſchliche Gebild,
Sey der Lehrer, wenn erſt Kraft und Triebe
Mehr ſich ſchon erweitert und enthüllt.

Still erforſcht der fromme, edle Weiſe
Menſchengeiſtes Weſen und Natur,
Prüfet ſinnig, ſpendet dann beſonnen,
Was er je erſtrebte und erfuhr.

So **der theure, vielgeliebte Lehrer,**
Dem der Heimath Schule einſt vertraut,
Er, der Weisheit Freund, der Tugend Ehrer,
Der im Dienſt der Jugendwelt ergraut.

Gottes Bild im Menſchen zu erneuern,
Das Gemüth zur Liebe zu erzieh'n,
Des Verſtandes Dunkel zu erhellen
War ſein großes Streben und Bemüh'n.

Ob der Sorge dieſes Sinnens ſchwanden
Schlaf und Ruh' ihm, und nach Mitternacht
Sah man noch des Weiſen Lampe leuchten,
Die des Geiſtes Forſchungen bewacht.

Digitized by Google

Edler Sinn und reine Herzensgüte
Führten ihn in unſ're Mitte ein,
Freud' und Liebe ihm entgegen ſtrahlte
Aller Herzen waren nunmehr ſein.

Was dann ſeinen ſanftberedten Lippen
Je entſtrömet freundlich hold und mild,
Nahmen wir als eine höh're Kunde,
Die der Wahrheit hellem Born entquillt.

Weiſe gab er ſeinen hohen Lehren
Der Geſchichte liebliches Gewand,
Und wie leicht durch innern Sinn des Schaumes,
War der Worte ſchöner Geiſt erkannt.

Freudig und entzückten Herzens eilten
Nach der Bildung ſchöner Stätte wir,
Und wie glücklich wir da ſelbſt uns ſahen,
Horchend ſtets mit heißer Luſtbegier!

Großes Buch — Natur! wie reich an Wonne,
Reiner Quell der Weisheit und der Luſt,
Chriſtus — Licht nach einer höhern Sonne,
Quell der Seligkeit für unſre Bruſt!

Früh ward uns der Schöpfung Werk gedeutet,
Frommer Sinn für ſie in uns geweckt,
Einer höhern Sonne zugeführet,
Was Gott erſt als Keim in uns gelegt.

Wie ſo bald entzückte uns die Blume,
Ihr ſo ſüßer Duft und Wunderbau,
Und wir ſangen Gott zu Ruhm und Preiſe
Durch die bunte, blüthenreiche Au.

Fühlten uns ſo tief bewegt gerühret,
Und ſo inniglich erfreut, entzückt,
Wenn der Lehrer Jeſum vorgeſtellet
Und dem jungen Herzen nahgerückt.

Wie aus Jeſu holdem Jugendbilde
Aller Lieblichkeiten Fülle ſtrahlt;
Anmuthsvoll und himmliſch-ſchön und freundlich
Gott in ſeinem Blicke ſich gemalt.

Frühe ward der wunderholde Knabe
Uns zum Freunde traulich lieb und werth;
Und als Gottes ſchönſte, beſte Gabe
Mehr und mehr erkannt, geliebt, verehrt.

Sein und ſeines Vaters Bilder blickten
Wir dann in der Brüder Angeſicht,
Wenn wir ſie mit Huld und Lieb umfingen,
Uebten wir an Gott die ſüße Pflicht.

Gern enthüllt der Menſch des Geiſtes Wiſſen,
Der Empfindung tiefgefühlten Drang,
Träume, die des Lebens Luſt erſahen,
In der Stimme wundervollem Klang.

Wenn die Welt des Herzens nied'res Regen,
Nur der Sinne Reiz und Luſt beſingt,
Und das Lied der trügeriſchen Liebe
Eitel träumend um die Leyer hängt —

So ertönet der Geſang des Guten
Aus der reinen, unentweihten Bruſt,
Gott und der Natur iſt ſie entnommen,
Seiner Muſen ſanfte ſüße Luſt.

In dem Tempel ſangen wir in Chören
Fromme Lieder Gott zu Ruhm und Preis,
Tauſendſtimmig Jovas Lob zu ſingen —
Welch Gefühl in ſeinem Heiligthum!

Mit der Dichtung lieblichen Geſängen,
Die gereicht den Blümchen auf der Flur,
Wie der Sphären-Harmonien-Reigen,
Groß und kleinre Werke der Natur

Hat die Schule reichlich uns beſchenket
Und der Schöpfung tiefen Sinn gelehrt,
Und was ſie uns bildlich je geboten,
Mit des Liedes Melodie verklärt.

Glücklich Du nach unentweihter Jugend,
Reinen Sinn's für Gott, Natur und Pflicht,
Schöner krönt als fromme, reine Sitte,
Eine Krone Deine Stirne nicht.

Dieſen ſchönen Pfad haſt Du die Jugend,
Edelſter! an frommer Hand geführt,
Darum ehren Tauſende den Namen,
Dem des Herzens reinſter Dank gebührt.

Dieſen Dank der Eltern, Lehrer, Kinder,
Nimm in Huld, **Verehrter!** heute an;
Er verſüße Dir des Lebens Abend,
Und verkläre Dir des Himmels Bahn! —

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Der Kaiſer nahm die Stichelei mit der beſten Miene von der Welt auf.

Mein Entſchluß wird mich wenigſtens unruhigen Befürchtungen überheben, während die Herbſtjagden auf Ihren Gütern Statt finden und mich Ihrer Geſellſchaft berauben, ſagte er, plötzlich zu einem Tone ſo anmuthiger Galanterie übergehend, daß die ſchöne Fürſtin alle Heftigkeit und allen eiferſüchtigen Zorn ſchwinden fühlte.

Majeſtät belieben mit mir zu ſcherzen!

Wie könnte ich in einer meinem Herzen ſo wichtigen Angelegenheit Scherz treiben? Was glauben Sie? Sie ſollen gleich ſelbſt ſehen!

Der Kaiſer erhob ſich und winkte einen behenden kleinen Herrn in den beſten Jahren heran, der in dieſem Augenblicke draußen an der Portière des Cabinets vorüber ſchoß.

Sonnenfels, ſagte er, ich bitte Sie, den Meichelbeck aufzuſuchen und ihm zu ſagen, er möge mir morgen um Mittag ſeinen Neffen ſenden.

Der behende Herr verbeugte ſich tief und eilte, ſeinen Auftrag auszurichten; der Fürſtin Züge verdüſterten ſich wieder, als ſie ſah, daß der Kaiſer die Sache ſo ernſt nehme; dieſer aber ſchien es nicht zu bemerken.

Sind Sie nun überzeugt, wie viel mir daran gelegen iſt, daß Sie Sich nicht zu gut unterhalten, wenn Sie von Wien entfernt ſind?

Ohne eine Antwort abzuwarten, küßte er ihre Hand, und dann verließ er das Kabinet und ſchritt durch die Reihen der zurückweichenden Gäſte in ein anderes Zimmer, in welchem die verwittweten Fürſtinnen Franz und Karl Lichtenſtein, Kinsky und die Grä-

Digitized by Google

ſin Ernſt Kaunitz ihn am Spieltiſche erwarteten, um ſeine Partie zu machen.

Karl hatte ſich unterdeß die Zeit vertrieben, ſo gut es gehen wollte; er fand nach und nach, daß dieſe großen Geſellſchaften ſehr ermüdend ſeyen und unbillig tief in die Nacht verlängert würden, und daß die Menſchen in den großen Städten, beſonders die der großen Welt, außerordentlich an Lebhaftigkeit verloren haben müßten, um ſich ſo in ſtundenlangem monotonem Durcheinanderſummen vergnügen zu können; endlich war er aus Mangel an Unterhaltung dahin gekommen, mit untergeſchlagenen Armen die hellpolirten Meſſingknäufe der Brandruthen in einem Kamine anzuſtarren, die ein paar Dachshundköpfe darſtellten und ihm lebhaft die Phyſiognomie des alten preußiſchen Hauptmannes Zerwitz ins Gedächtniß riefen.

Da berührte ein Fächer ſeinen Arm. Er ſah ſich um. Es war die Fürſtin, mit welcher er vorhin geſprochen und die ihm einen Wink gab, ihr in daſſelbe Kabinet zu folgen, in welchem er ſie vor einer Weile verlaſſen.

Kannten Sie den Herrn, mit welchem Sie hier ſprachen? fragte ſie.

Es war der Kaiſer?

Ja. Ich hoffe, Sie gehören zu der Zahl Derer, welche in ihm das ſehen, was er iſt, den Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, den Weiſeſten ſeiner Zeit, und wenn er auch nicht den ſchönſten und erhabenſten Thron der Welt einnähme, er doch ein großer und bewundernswürdiger Menſch bleibt!

Ja, das thue ich, von ganzer Seele!

Das habe ich erwartet; und es freut mich — es gibt mir die Gewißheit, daß ich Ihr Glück gemacht habe.

Mein Glück — Madame — ?

Ich habe den Kaiſer auf Sie aufmerkſam gemacht, ich habe Sie ihm empfohlen, und die Folge iſt, daß Sie in ſeiner unmittelbaren Nähe eine Stellung einnehmen werden, die einflußreich iſt, wenn Sie ſie nur einflußreich wollen!

Mein Gott — ich — ich bin ſo neu hier, ſo unerfahren, ſo unfähig — ein ſolches Glück erſchreckt mich!

Seyen Sie ruhig, man wird Ihnen nichts aufbürden, was über Ihre Kräfte ginge; aber vergeſſen Sie nicht, daß ich es war, welche Sie erhob, und kommen Sie zu mir, wenn Sie des Rathes bedürfen. Ja, kommen Sie oft zu mir — verſprechen Sie mir das — verſprechen Sie, in mir Ihre Freundin ſehen zu wollen.

Die Fürſtin reichte ihm ihre Rechte; Karl war ſo beſtürzt, daß er dieſe ſchmale zarte Hand im biſamduftenden, mit Blumen bemalten Handſchuh in die ſeine nahm, ſtatt ſie zu küſſen, und kaum bemerkte, wie die Fürſtin ſie ihm mit dem Ausdrucke eines gewiſſen „Desappointements“ in ihren ſtolzen Zügen wieder entzog. Er war überwältigt, wie im Traume — die Fürſtin verließ das Kabinet, jetzt erſt beſann er ſich, daß er ja nicht einmal ihren Namen kenne — er machte ſich auf, den Oheim zu ſuchen, um ihn danach zu fragen, als er dieſen ſchon in großer Lebhaftigkeit auf ſich zukommen ſah.

Ach, da biſt du ja, Jüngelchen, ich ſuche dich wie eine Stecknadel — nun, was ſagſt du jetzt? Ich hoffe, du wirſt mir dankbar ſeyn, daß ich dich ſo erfolgreich zu pouſſiren ſuche — nichts Beſſeres, als einen Onkel von Einfluß haben, das ſiehſt du jetzt — ich habe von dir geſprochen, Karlchen, ſo bei Dieſem und Jenem — verſtehſt du — und ſo eben kommt Hofrath Sonnenfels zu mir, um mir zu ſagen, daß dich der Kaiſer morgen um Mittag ſprechen will! He, das haſt du nicht gedacht, als du nach Wien kamſt? Mach dir nur die Gelegenheit zu Nutze und paß deinen Vortheil ab.

Zweifeln Sie nicht an meiner Dankbarkeit, theuerſter Oheim; aber ſagen Sie mir, wer iſt jene Dame in grauer Seide mit dem Diamanten-Rivière, die ſich ſo ſelbſtbewußt beim Gange in den ſchlanken Hüften ſchaukelt.

Die? Das iſt unſere Böhmen-Herzogin, unſere Zauberin „Libuſſa“, die Fürſtin von K.

Denken Sie, die hat mich auch empfohlen, und zwar ſo, daß der Kaiſer mich in ſeinem Dienſte anſtellen will!

Die Fürſtin K.? Die hat dich empfohlen?! rief der alte Freiherr von Meichelbeck überraſcht aus, indem ſein Geſicht um ein Bedeutendes länger wurde.

Sie hat es mir ſelbſt geſagt, und es handelt ſich um eine Anſtellung in der unmittelbaren Nähe des Kaiſers! Ich bin noch ganz außer mir von freudigem Schrecken!

Nun, ſo wünſche ich dir Glück, Karlchen, ſagte der Oheim, ſich faſſend, da er an Karl's Unbefangenheit wahrnahm, daß dieſer in ſeiner Unſchuld gar nicht ahnte, durch welche kleine Windbeutelei der alte Diplomat ſich eben bei ihm ein Verdienſt hatte machen wollen. Ich wünſche dir Glück, und wenn du wirklich zu hohen Ehren kommen ſollteſt, ſo vergiß nicht, daß ich in deiner Nähe bin, um bei vorkommenden Fällen deiner Unerfahrenheit zu rathen und beizuſtehen!

Sicherlich nicht, lieber Onkel, ich hoffe nur, daß ſolche Fälle nie in den Nachmittagsſtunden vorkommen werden.

Oh, Schalk, was willſt du damit ſagen? willſt du deinem Oheim alte Gewohnheiten übel nehmen?

Der Freiherr von Meichelbeck drückte bei dieſen Worten ſeinem Neffen ſehr zärtlich die Hand; er äußerte die größte Beſorgniß, daß Karl ſich nicht amuſire, er fragte mit höchſter Theilnahme, ob die Lakaien ihn auch mit Speiſe und Trank verſehen hätten — er war plötzlich von dem Air von feierlicher Ueberlegenheit, daß er ſeinem Neffen bisher gezeigt, zu der Freundlichkeit eines Bologneſer-Hündchens übergeſprungen.

Ich empfehle dir dieſen Punſch à la Romaine, Jüngelchen, ſagte er, indem er mit der Spitze ſeines dreieckigen Hutes die Schulter eines ſervirenden Bedienten berührte. Komm Er hieher, guter Freund — verſorge Er mir dieſen jungen Herrn hier.

Ich bitte Sie, Onkel, es iſt mir nicht möglich — aber Sie thun mir den größten Gefallen, wenn Sie mir noch etwas von der „Zauberin Libuſſa“ erzählen. In welchem Verhältniſſe ſteht ſie zum Kaiſer?

Verhältniß? Du haſt ſchärfere Augen, als ich dir zutraute, Karlchen. Warum gebrauchſt du das Wort Verhältniß?

Weßhalb ſollte ich es nicht gebrauchen?

Eh, eh, eh, Jüngelchen, du biſt zum Diplomaten geboren.

Wollen Sie mir nicht antworten?

Brauchſt du denn noch eine Antwort? Oder ſoll ich dir le secret de Polichinell offenbaren! Sie iſt in den Kaiſer verliebt.

Und er?

Der Geſandte zuckte die Achſeln.

Nun, und er?

Der Freiherr von Meichelbeck zuckte die Achſeln noch einmal ſo ſtark wie eben und verlor ſich dann höchſt diplomatiſch im Gedränge.

(Fortſetzung folgt.)

Verfehlt und doch getroffen.

In einer obſcuren Gaſſe wohnte im fünften Stock in Paris ein Beamter, der ſich mit ſeinen tauſend Franken Gehalt gar kümmerlich durchſchleppte. Unmittelbar neben ihm wohnte eine Bilderausmalerin, welche vom Morgen bis zum Abend bei ihrer Arbeit fröhliche Lieder trällerte. Gegenüber, auf der andern Seite der Gaſſe, hauste ein junger „Lion“, der für den Luxus ſeiner gelben Handſchuhe und ſeines goldenen Stockknopfes in einer elenden Dachſtube büßte. Zwiſchen dem Lion und der Bilderausmalerin entſtand bald eine elektro-magnetiſche Augentelegraphie. Der Lion wünſchte der Griſette die Erklärung ſeiner Signalblitze zu geben; er ſchrieb alſo eine glühende Liebeserklärung, beſchwerte ſie mit einem großen Kupferſtück und warf ſie hinüber. Unglücklicher Weiſe aber folgte

Digitized by Google

die Depeſche nicht die Richtung ſeiner Augen; ſie nahm einen falſchen Weg und zerſchmetterte eine Fenſterſcheibe in dem Stübchen des armen Beamten. Abends, bei ſeiner Rückkehr, fand er den Brief und einen für ſeinen Schnupfen ſehr gefährlichen Luftzug; indeſſen er mußte ſich wohl entſchließen, ſein Einkommen von einem Tage zu opfern, um das Fenſter wieder in ſeinen vorigen Stand ſetzen zu laſſen. Am folgenden Tage ſah er bei einem Trödler ein altes Bild, das auf einen wurmſtichigen Rahmen genagelt war; er erſtand das Bild um einige Sous und beſchloß, die Fenſterbreſche damit zu bedecken. Vor einiger Zeit wollte er das Fenſter öffnen, um einen Sonnenſtrahl einzulaſſen. Wie groß war ſein Erſtaunen, als er die Leinwand betrachtete und das frühere Tulpen-Bouquet nicht mehr bemerkte! Statt der Blumen ſah er klares Waſſer, bewaldete Hügel, Menſchen, Thiere; er rieb die Leimfarbe vollends ab, und ein Meiſterwerk kam zum Vorſchein. Der Beamte nahm ſein Bild unter den Arm, und lief damit zu mehreren Trödlern. Dieſe boten ihm fünfhundert Franken, tauſend Franken, aber den Namen des Meiſters, dem dieſes Prachtſtück zuzuſchreiben war, wollte Keiner ſagen. Er ließ ſich indeß nicht abſchrecken, ſondern bot den erſten Kunſtkennern der Hauptſtadt das Bild an. So kam er auch zu dem Marquis von L., der ihn um ſeine Addreſſe und um die Bewilligung, das Bild vierundzwanzig Stunden zu behalten, erſuchte. — Wollen Sie zwanzigtauſend Franken für das Bild? fragte der Marquis, als der Beamte ſich mit klopfendem Herzen wieder einfand. — Zwanzigtauſend Franken! wiederholte der arme Teufel, indem er die Banknoten anſtarrte. — Hier iſt das Geld; Ihr Bild iſt ein Hyusmans von Mecheln. — An demſelben Abende ſaß in einem berühmten Reſtaurant des Palais-Royal eine kleine aber vergnügte Geſellſchaft: ein ältlicher Mann, ein junger Elegant und ein hübſches, junges Frauenzimmer. Es waren die Geiſette und der Lion, welche der arme Beamte zu dem Schmauſe eingeladen hatte.

Die Haſenſchlinge.

Da nach den jetzigen Geſetzen das Haſenjagen den Bauern noch nicht erlaubt iſt, im vergangenen Winter aber die Haſen wegen des hohen Schnee's in den bäuerlichen Baumpflanzungen großen Schaden anrichteten, ſo ſann ein Bauer auf Liſt. Da er nicht ſchießen durfte, ſo wollte er Herrn Lampen auf eine andere Weiſe beſtrafen. Er erklärte daher frank und frei, daß er die Rackers lebendig fangen werde. Er errichtete in ſeinem Garten auch wirklich eine Falle. Dieſe ſtand durch ein Leinchen mit einer Klingel in der Wohnſtube in Verbindung ſo daß es allemal klingelte wenn ſich ein Haſe gefangen hatte. Der Bauer, um ſeines Fanges gewiß zu ſeyn, konnte ſichs nicht bequemer machen. Kein Wunder, daß dieſe allen Forſtgeſetzen Hohn ſprechende Induſtrie bald verrathen wurde. Nicht zwei Tage gingen in's Land, ſo erſchien ſchon ein Gerichtsdiener in der Wohnung des Miſſethäters. Er fand bloß die Ehefrau in der Stube. „Wo iſt Ihr Mann?“ herrſchte der Diener des Geſetzes. „Mein Mann,“ antwortete mit großer Gelaſſenheit die Bäurin, „na der fangt Haſen!“ Wie freute ſich der Gerichtsdiener dieſer Antwort. So leicht war ihm lange kein Geſtändniß geworden. Unterdeß tritt der Mann in die Stube. „Wo iſt Er geweſen?“ wendet ſich nun der Gerichtsdiener an den Eingetretenen. „Wo ſoll ich geweſen ſeyn? Im Garten.“ „Was hat Er da gemacht?“ „Was ſoll ich gemacht haben? Haſen hab' ich gefangen.“ Unterdeß klingelt es wieder. „Hört Er,“ ſpricht der Bauer, da klingelts ſchon wieder. Ich wette, es ſteckt wieder ein Beeſt in der Falle. Kommee mit, wenn Er ſehen will, wie ich ſie fange.“ Die Beiden begaben ſich in den Garten. Es war richtig. Ein Lampe ſaß wieder in der Falle. Jetzt ergriff der Bauer eine Ruthe, gerbte dem Haſen den Hintern tüchtig und derb, worauf er die Schlinge aufmachte und den Gefangenen laufen ließ. „Sieht Er,“ ſprach nun der Bauer, „dieſer kommt nun nicht wieder, der merkt ſich die Züchtigung, und ſo mache ichs mit allen, die da Luſt haben, meine Bäume abzuſchälen.“ Lange hatte man kein verblüffteres Schergenzeſicht geſehen als nach dieſen Worten des ehrlichen Landmannes.

Pot - Pourri.

Getreide-Erndten ohne Ausſaat.

Nach der Dorfzeitung ſoll es einem Oekonomen, dem Bierbrauer Kern in Konſtanz, gelungen ſeyn, Getreide-Erndten ohne Ausſaat zu erzielen, d. h. das Getreide gleich dem Gras perennirend zu machen. Sein Verfahren dabei iſt folgendes: Man pflügt und düngt gut, ſäet dann Sommer- oder Wintergetreide, mähet es im Frühjahr, ehe der Halm aufſchießt, gleich dem Graſe ab (das Abgemähte wird als Futter benützt) und wiederholt Dieß einige Mal im Jahre. Dann läßt man das Getreide wie gewöhnlich wachſen und ſchneiden. Im folgenden Jahre reift es früher und trägt reichlicher, als gewöhnlich behandeltes Getreide. Gedüngt wird es im Spätjahre gleich den Wieſen und im Frühjahr von Dung und Unkraut gereinigt. Bis jetzt hat man von ſo behandeltem Getreide vier Erndten nach einander erhalten.

Schweizer Zeitungsſtyl.

Der Aargauer Kourier. ſchreibt: Da in in den Zeitungen ſo viel von dem engliſchen Geſchäftsträger Peel geſchrieben wird, ſo finde ich mich bemüßigt, auch etwas über ihn zu ſagen. Er iſt ein junger ſchöner Mann, zufälligerweiſe Sohn eines reichen Miniſters, und iſt deßwegen Geſchäftsträger der Frau Viktoria von England geworden. Zu ſeiner Diſpoſition und Service haltet er ſich 6 Stück Vieh, 3 Bedienten und 3 Pferde. Er iſt eine luſtige Haut und verklopft viel Geld, ohne ſich viel um die Quelle zu bekümmern, woher es gefloſſen. Daß er nicht nach den holzgräflichen Noten tanzt, wird ihm natürlich ſehr übel genommen — im Hallerblättli und andern Jeſuitenzeitungen.

Mexikaniſcher Champagner.

Eine „Charlestowner Zeitung“ hatte behauptet, daß Santa Anna, als er ſeine Niederlage bei Cerro Gordo unvermeidlich ſah, vor Wuth **geſchäumt** habe. Eine Louisville-Zeitung findet dies ganz in der Ordnung, da er von den amerikaniſchen Freiwilligen **entkorkt** worden ſey. (Bekanntlich verlor er auf der Flucht ſein künſtliches Bein von Korkholz.)

Treffende Antwort.

Als Lord Ellenborough Lordoberrichter war, wurde einſt ein Maurer in der Arbeitstracht als Zeuge vor Gericht gebracht. Als er den Eid leiſten ſollte, ſagte Seine Herrlichkeit zu ihm: „In der That, Zeuge, wenn Sie vor Gericht erſcheinen, ſollten Sie jedenfalls ſauberer und ſchicklicher gekleidet ſeyn.“ — „Nun was Das betrifft,“ erwiederte der Zeuge, „ſo bin ich wohl eben ſo anſtändig gekleidet, wie Ew. Herrlichkeit. Sie ſind hier in ihren Arbeitskleidern, und ich in den meinigen.“

Alles hat ſeine gute Seite.

Ein gemüthlicher Menſch fiel von einem Wagen, und zwar gerade auf den Kopf, ſo daß er es nur der Härte ſeines Hirnkaſtens zu danken hatte, keinen Schaden genommen zu haben. Vergnügt betaſtete er den betreffenden Theil mit den Worten: „O Gottlob, daß's uf koin edla Thoil ganga iſch.

Lindpoeſie.

Jenny Lind iſt neulich in folgenden Verſen beſungen worden:

Ein Engel ſtieg ſie zu uns nieder,
Geſandt von Gottes hehrem Thron:
Doch fordert ſie für ihre Sendung
Unmäßig hohen Botenlohn.

Auflöſung des Rebus in Nro. 59 des Sammlers.

Annonce.

Digitized by Google

Nro. 66. Sechszehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 18. Auguſt.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: An den Verfaſſer des Buches „Genovefa“. — Wiener Erlebniſſe. — Ergötzliche Scenen am königlichen Hofe auf Tahiti. — Vervollkommnung der Locomotive. — Pot-Pourri.

An den Verfaſſer des Buches „Genovefa“
zur Feier des 80ſten Geburtsfeſtes
am 15. Auguſt 1847.

Was ſtolze Weisheit nicht vermag,
Das kann die Unſchuld — kann der Glaube.
Die mächtigſte Begeiſt'rung lag
Gepaart mit Einfalt einer Taube
Im Geiſte deß, der dieſes ſchrieb;
Er hatte Gott und Menſchen lieb.

Als ſeine Feder hier begann
Der Tugend ſchweren Kampf zu ſchildern,
Rief keine er der Muſen an,
Und prunkte nicht mit falſchen Bildern.
Empfindung, holde Wahrheit ſtrahlt
Aus jedem Zuge, den er malt.

Von Herzen kam, zu Herzen dringt
Des Autors edle, fromme Sprache.
Ja! was der Kunſt ſo ſchwer gelingt —
Zu rühren, das war ſeine Sache.
Der Treue Kraft im Leidensdrang
War ſeiner Seele Hochgeſang.

Was eine Fürſtentochter litt,
Wie heilig ſie den Sieg errungen,
Um welchen Preis das Laſter ſtritt,
Und welche Dolche es gedungen,
Und welch' ein ſchrecklich Loos ihm fällt,
Hat dieſes Büchlein treu erzählt.

Der Mutter hohe Zärtlichkeit,
Des Kindes Lieb, der Hündin Treue,
Des Gatten wilde Heftigkeit,
Dann ſeinen Jammer, Pein und Reue,
Des Freundes Troſt, wenn Unmuth beugt,
Hat dieſe Schrift uns ſchön gezeigt.

Der evangeliſch reine Geiſt,
So in des Büchleins Kern ſich hüllet,
So zur Bewunderung hinreißt,
Und uns mit ſüßer Wehmuth füllet,
Die Thränen, die man gern ihm leiht,
Sind Perlen für die Ewigkeit.

Heil ihm, dem Mann, der unſ'rer Zeit
Dieß Kleinod wiederum gegeben!
Im Moder der Vergeſſenheit
Lag all zu lang dieß Engelleben.
Der ſchönſten Frau, die uns gelehrt,
Wie keuſche Tugend ſich bewährt.

(Eingeſandt.) K.

Wiener Erlebniſſe.
Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Viertes Kapitel.

Die Uhr des Amalienhofes in der kaiſerlichen Burg zu Wien ſchlug Mittag.

Karl's Herz pochte laut und ungeſtüm, als er durch die Corridore und hallenden Säle dieſer Burg ſchritt. Eine Fülle hiſtoriſcher Erinnerungen, großer Geſtalten der Vorzeit, glänzender Bilder und ſtolzer Gedanken ſtürmte in dieſen hohen Palaſträumen der Habsburger, der ſtolzen Ferdinande und der großen Maria Thereſia auf ihn.

Aber es fiel ihm auf, wie ſtill es in den Räumen der Burg war. Er hatte in dem Palaſte des Kaiſers Fülle und Gedränge erwartet. Statt deſſen eilten vereinzelt und lautlos einige Lakaien in ſchwarzſammtnen, hellgelb galonnirten Livreen über die glatten Parquets — hier und da ſtand ein Hatſchier mit ſeiner Partiſane und in ſeltſamer ſpaniſcher Tracht — endlich vor einer hohen Flügelthür hatte ein Thürhüter ganz in ſchwarzem Anzuge, ebenfalls nach ſpaniſchem Schnitte, Poſto gefaßt. Er öffnete, ohne ein Wort zu ſagen, und Karl trat in eine ſchmuckloſe Art von Galerie ein, welche jener berühmte Controllorgang war, der Schauplatz ſo vieler kleinen Dramen voll Intereſſe und — voll poetiſcher Gerechtigkeit. Ein Adjutant, der in dieſem Raume auf und ab ſchritt, bedeutete Karl, zu warten.

Nach einer Weile öffnete ſich die dem Eingange gegenüber liegende Thür, und ein Mann trat auf die Schwelle — es war der Kaiſer ſelbſt. Er rief raſch und heftig, wie ungeduldig, die Frage aus: Iſt noch Jemand da? und als er Karl wahrnahm, winkte er ihn zu ſich, indem er in ſein Cabinet zurück trat. Karl folgte ihm. Das Cabinet des Kaiſers hatte eine überaus beſcheidene Einrichtung und machte einen auffallenden Eindruck von Kälte und Leere, ſo phantaſielos war die ganze Ausſtattung des Raumes, in welchem Joſeph II. wohnte und arbeitete. Eine unermeßliche Menge Acten und Schreibereien bedeckten die Tiſche, an jenes Wort Friedrich's erinnernd, der den Kaiſer ein lebendiges Repertorium von Handſchreiben und Dekreten nannte. Zwei Secretäre, mit überwachten und von Arbeit erſchlafften Geſichtern ſchoben eben ihre Papiere zuſammen und entfernten ſich.

Bis halb Zwei, meine Herren, ſagte der Kaiſer zu ihnen, und dann wandte er ſich zu Karl. So freundlich der Kaiſer ſonſt gegen Jedermann war, ſo ruhten doch jetzt ſeine hellen Augen vom reinſten, von jenem berühmten „Kaiſer-Augenblau“ mit einer gewiſſen Strenge auf unſerem Helden, ja, es war, als läge ein Ausdruck von Verdrießlichkeit in ſeinen Zügen. Es mochte ihn gereuen, daß er in jener Raſchheit ſeines Charakters, die er ſchon ſo oft theuer hatte büßen müſſen, ein Verſprechen gegeben, welches vielleicht nur ſchwer vielleicht gar nicht zu erfüllen war. Und das nun gar einer bloßen Laune, der zufälligen Wendung eines ſcherzhaften und neckenden Geſpräches mit einer Dame zu Lieb! Welche Anſtellung in ſeiner Nähe verdiente dieſer junge Menſch, zu welchem Amte

Digitized by Google

war er tauglich? welchen Charakter hatte er? Der Kaiſer wußte von allem dem nicht das Mindeſte. Er mußte das unglückliche Glückskind ins Verhör nehmen.

Sie ſind nicht fern von der Gränze meiner rebelliſchen Niederlande zu Hauſe? Denkt man bei Ihnen auch, wie die da im Weſten?

Vielleicht denkt ein Theil des Volkes ſo, aber man handelt anders — zwiſchen Denken und Handeln iſt bei den Deutſchen eine größere Kluft, als bei ihren Nachbarn.

Das heißt ſie ſind Schlafmützen, und es iſt Indolenz, wenn ſie mir treu bleiben?

Majeſtät...

Sprechen Sie frei heraus, was Sie denken!

Daß Ew. Majeſtät Unterthanen in meiner Heimath nicht handeln wie Rebellen, kann ich unmöglich Indolenz haben nennen wollen; daß ein Theil von ihnen ſo denkt, wie eine Partei in den Niederlanden denkt, mag dagegen jeden harten Ausdruck verdienen.

Weßhalb? Wiſſen Sie denn, ob dieſe Menſchen in ihrer Dummheit, womit ſie ſich gegen meine Geſetze auflehnen, nicht höchſt weiſe ſind? Wiſſen Sie denn, ob es nicht die Aufgabe des Monarchen iſt, zu hemmen, das Vorurtheil zu ſchützen, ſtatt auf der Bahn des Fortſchrittes und der Aufklärung fortzureißen? Iſt es denn ſo wahr, daß der Monarch als Steuermann des Staatsſchiffes das Ruder zu führen habe? Wenn die Fürſehung nun wollte, daß der Geiſt der Volksentwickelung, der Genius einer Nation der Steuermann des Schiffes ſey und der Monarch nur der nothwendige Ballaſt? Hätten dann Ihre Junker, die mit meinem Steuern ſo unzufrieden ſind, nicht am Ende Recht?

Karl, der nicht wußte, ob der Kaiſer im Ernſt oder ironiſch dieſe paradoxe Behauptung ausſprach, wollte etwas antworten, aber Joſeph unterbrach ihn raſch abſpringend: Wollen Sie mir in meinem Heere dienen.

Auf Karl's Zügen ſpiegelte ſich etwas wie unangenehme Ueberraſchung und Enttäuſchung.

Sie wollen nicht — weshalb nicht?

Stehende Heere ſcheinen mir nothwendige Uebel — Ew. Majeſtät werden zu Gnaden halten, wenn ich Scheu empfinde, mich in dieſe Kategorie rubriziren zu laſſen.

Welche Anſtellung verlangen Sie von mir? — Der Kaiſer ſagte dies in raſchem, ungeduldigem Tone, und bei aller Aufregung, in welcher Karl ſich befand, fühlte er ſich doch durch die Art, womit Joſeph II. zu ihm ſprach, verletzt. Er hatte alle die tiefe Reizbarkeit, welche der Jugend eigen iſt und ihr ſo manchen geheimen inneren Schmerz bereitet, den der ältere, auf einer feſten Lebensſtellung fußende Mann nicht mehr kennt.

Ich verlange keine Anſtellung von Ew. Kaiſerlichen Majeſtät, verſetzte er deßhalb mit zuckender Lippe. Durch Vermittlung meines Oheims, des Freiherrn von Melchelbeck, und der Frau Fürſtin von K. iſt mir der Befehl zugekommen, um dieſe Stunde vor dem Angeſicht des Kaiſers zu erſcheinen, da ich in ſeinen unmittelbaren Dienſt gezogen werden ſolle. Ohne dieſen ausdrücklichen Befehl würde ich nie gewagt haben, Ew. Kaiſerlichen Majeſtät mich vorzuſtellen, und noch in dieſem Augenblicke kann ich nicht denken, daß ich der angedeuteten Gnade würdig ſeyn ſollte.

Alſo Sie verlangen nichts?

Ich bin in zu tiefer Verehrung für Ew. Kaiſerlichen Majeſtät Perſon auferzogen, um nicht etwas zu erbitten.

Und das iſt?

Daß es Ihnen gefallen möge, Sire, zu glauben, es gebe bei uns Edelleute, welche Gut und Blut für ihren Kaiſer zu opfern bereit ſind, ohne deshalb Gedanken an Gnaden und Anſtellungen zu nähren.

Der Kaiſer ſchien die Gemüthsſtimmung zu durchſchauen, welche aus Karl ſprach, und dies gewann ſein Wohlwollen.

Eh bien, ſagte er und fragte plötzlich wieder abſpringend: Herrſcht Dürftigkeit oder Wohlſtand in Ihrer Heimath? Was thut man für jene?

Wohlſtand und Armuth ſind da; jener gibt dieſer, wie ein Herr ſeiner Sclavin, weil er keine Lumpen ſehen mag, nicht wie ein ſtarker Bruder ſeiner ſchwachen und ſiechen Schweſter!

Der Kaiſer ſchwieg einen Augenblick, während ſein Blick fortwährend forſchend auf den Zügen des jungen Mannes ruhte. Dann ſagte er:

Sie wollen nichts von mir! Gut — ich will Sie über die ſetzen, welche etwas von mir wollen!

Der Kaiſer ſetzte ſich, ſchrieb einige Zeilen nieder, faltete und ſiegelte ſie und ſagte dann zu Karl: Tragen Sie dieſe Zeilen zu Sonnenfels.

Der Monarch wandte ſich ab und war im nächſten Augenblicke aus dem Kabinet verſchwunden. Der Thürhüter trat ein und winkte Karl, ihm zu folgen. Als dieſer durch die nächſten Zimmer ſchritt, ſah er durch ein offenes Fenſter den Kaiſer unten im Hofe, ſo wie er ihn verlaſſen hatte, in der ſchlichten Uniform, im großen abgetragenen Hute und den hohen Stiefeln mit klirrenden Spornen, zu Pferde ſteigen, um ſeinen gewöhnlichen Spazierritt an den Prater zu machen. Der Graf Roſenberg, ſein Liebling, erwartete ihn und hielt ihm den Bügel.

Nach einigen Minuten ſtand Karl in der geheimen Hofkanzlei und wurde in das Arbeitszimmer des berühmten Hofraths Sonnenfels geführt, der mit großer Lebhaftigkeit ihm entgegenſprang und im Nu das Handbillet des Kaiſers aufgeriſſen, geleſen und wieder geleſen hatte. Dann fuhr der kleine bewegliche Mann mit dem ausdrucksvollen Judengeſicht in ſeinen Seſſel zurück, winkte Karl, ſich niederzulaſſen, und ſagte, während ſein lebhaftes Mienenſpiel keinen Augenblick aufhörte: Der Kaiſer ernennt Sie zum Hofſecretär — wie heißen Sie? woher ſind Sie? Sie erhalten 600 Gulden Gehalt — Sie müſſen im Sommer Morgens um fünf, im Winter um ſechs Uhr im Vorzimmer des Kaiſers ſeyn, weiter haben Sie nichts zu thun; nach einer Stunde, wenn Sie nicht gerufen werden, können Sie wieder gehen. Eine hübſche Stelle das und von Einfluß, Sie können ſich Glück wünſchen, ich habe nicht ſo hoch anfangen dürfen, ich war fünf Jahre lang gemeiner Soldat, dafür ſind Sie Junker, und ich war ein armer Judenbube. Wie lange ſind Sie ſchon in Wien? Haben Sie ſchon die Schauſpiele beſucht? Man hat mich neulich als Hanswurſt auf die Bühne gebracht, weil ich ihnen den Hanswurſt nicht wie Gottſched feierlich ausgetrieben, ſondern habe einmauern laſſen — du lieber Gott, ein Mann darf ſich nicht irre machen laſſen, wenn man auch mit Koth beworfen wird — nun, Sie werden auch ſchon Ihre Erfahrungen machen, ich kann mich mit dem Bewußtſeyn tröſten, daß Wien heute das Vergnügen einer geſitteten, regelmäßigen Schaubühne empfindet, und das iſt mein unverweſendes Siegeszeichen! Sie werden ſich mit dem Bewußtſeyn tröſten können, daß Sie Hunderten von Armen und Leidenden die einzelnen Bäche aus dem großen Strome der Gnade unſeres unvergleichlichen Joſeph des Andern zulenken — ja, das iſt es. Haben Sie mir noch was zu ſagen?

Erlauben Sie mir wenigſtens, Ihre Fragen zu beantworten, und geſtatten Sie mir auch eine Frage, verſetzte Karl, der ein Lächeln über die ſeltſamen Allüren des Männchens im grünen Schnürrock nicht unterdrücken konnte. Er gab dann dem Hofrath die Auskunft über ſich, die dieſer verlangt hatte, und ſchloß mit den Worten: Und nun muß ich Sie doch um Aufklärung bitten, wozu der Kaiſer mich beſtimmt und was ich in ſeinem Dienſte thun ſoll.

Ha ſo — das will ich Ihnen ſagen — er trägt ſich ſeit einiger Zeit mit der Errichtung der Stelle, welche er Ihnen übertragen — er fühlt, er hat ſich überarbeitet, und in der That, dies Leben voll Mühe und Bürden können Seine Majeſtät ſo nicht fortführen, von Morgens Fünf bis Neun geleſen und geſchrieben, dann ins Kabinet bis Mittag, dazwiſchen alle Stunde einmal in den Controlorgang, um allerlei Volk ſeinen Unſinn auskramen zu hören. Nach einem kurzen Spaziergang oder Ritt um Mittag wieder an die Arbeit, endlich ermüdet und abgeſpannt zu Tiſche — taugt gar

Digitized by Google

nichts, das! Nach der Tafel Muſik, bis 7 Uhr Audienzen, dann ins Theater, danach in Geſellſchaft, nach eilf Uhr noch Sachen von Wichtigkeit ausgearbeitet, dann ein unruhiger Schlaf auf einer Hirſchhaut und einem Sack voll Maisblätter — du lieber Herrgott, ſolch ein Leben iſt um einen Menſchen von Eiſen todt zu hetzen! Der Kaiſer hat mir nun aufgegeben, eine kurze Inſtruction für die neue Stelle aufzuſetzen — hier — warten Sie — ach, hier — da haben Sie das Papier, und nun, ich bin ſehr beſchäftigt, wir hatten Seſſion heute Morgen — alſo auf das Glück, Sie wieder zu ſehen — leben Sie recht wohl, ich bin erfreut, Sie kennen gelernt zu haben — Sie ſind ein Mann, mit dem man ſich ganz vortrefflich unterhält, wenn ich Ihnen in etwas dienen kann, wenden Sie Sich nur an mich — gehorſamſter Diener — küſſ' Ihnen die Hand!

Der Hofrath hatte mit dieſen Worten unſern Helden zur Thür hinaus complimentirt, und dieſer ſtand draußen auf dem Gange, als kaiſerlich königlicher Hofſecretair mit 600 Gulden Gehalt, ohne noch im Geringſten etwas Anderes zu wiſſen, wozu er eigentlich berufen ſey, als daß er Morgens um Fünf im Sommer und Sechs im Winter aufſtehen ſolle!

In ſeltſam gemiſchter Stimmung, halb voll Freude, halb voll Unruhe und getäuſchter Erwartung, begab er ſich nach Hauſe, wo ſein Oheim ihm unruhig entgegeneilte und ihn mit Fragen beſtürmte. Karl befriedigte den Freiherrn von Meichelbeck ſo vollſtändig er konnte, und dann machten ſich beide an das Studium der ſchriftlichen Inſtruktion, welche Karl von dem „Montesquieu Oeſterreichs“ erhalten hatte. Aus dieſem Aktenſtücke nun gieng hervor, daß der Dienſt des jungen Hofſecretärs darin beſtehen ſollte, alle für den Kaiſer einlaufenden gewöhnlichen Bittſchriften um Unterſtützungen, Almoſen, feine Belohnungen, Ehrenzeichen u. ſ. w. an ſich zu nehmen und in ein Buch mit verſchiedenen Rubriken den Namen des Bittſtellers, dann ſein Geſuch, dann die ſeine Anſprüche ſtützenden Gründe und endlich die Bemerkungen einzutragen, welche der Secretär zu machen finde, nachdem er mit dem Bittſteller geſprochen oder Erkundigungen bei den Behörden über ihn eingefordert, wozu ihm ein Hofconcipiſt zur Hülfleiſtung geſtellt war. Eine letzte Rubrik in dem Buche blieb leer, um die Entſcheidung des Kaiſers aufzunehmen. Abends vor Schlafengehen mußte der Kaiſer das Buch auf ſeinem Tiſche finden, Morgens früh der Hofſecretär es in Empfang nehmen, um die Entſcheidungen des Kaiſers auszuſchreiben, deſſen allenfallſige mündliche Inſtructionen entgegen zu nehmen und der betreffenden vollziehenden Behörde zu überſenden, was gewöhnlich der Kaſſirer des kaiſerlichen „Kammerbeutels“ war.

Ein ſchönes Emploi! rief der Oheim lachend. Du wirſt mit ſämmtlichen Bettlern der Monarchie zu thun bekommen!

In der That, ich weiß gar nicht, weßhalb ich eine ſolche Stelle annehmen ſoll — ich bin nicht hieher gekommen, um eine Stelle zu erhaſchen, und habe nicht nöthig, um 600 Gulden meine Freiheit zu verkaufen!

Nicht annehmen — Jüngelchen, biſt du nicht geſcheidt — eine Stelle, die dich fortwährend mit dem Kaiſer in Berührung bringt — die ſo einflußreich gemacht werden kann, wie eine im Lande, wenn du geſchickt biſt und deinen Vortheil verſtehſt, nicht annehmen — daß hieße eine Million ausſchlagen, weil der, welcher ſie dir ſchenken will, mit einem Gulden aufzuzählen anfängt!

Sie mögen Recht haben, Oheim; ich werde viel Gutes wirken können und will es verſuchen — ich bin ja nicht gebunden!

Thue das — es wird dich jedenfalls bedeutend fördern, denn du wirſt die Welt kennen lernen!

(Fortſetzung folgt.)

Ergötzliche Scenen am königlichen Hofe auf Tahiti.

Ein Südſee-Abenteurer Melville, der kürzlich ein intereſſantes Buch, eine zweite Robinſonade herausgegeben, liefert in demſelben intereſſante Schilderungen von Tahiti, der Königin Pomaré, und deren Familie. Auf Tahiti herrſcht unbeſchränkte Gaſtfreundſchaft, was um ſo mehr Anerkennung verdient, als die Inſel, wenn auch fruchtbar, doch nur einen geringen Ertrag von Lebensmitteln hervorbringt. Die Brodfrucht iſt das Hauptnahrungsmittel; auch die Fiſcherei iſt ſehr wichtig, da bei ihr viele Eingeborne ihren hauptſächlichen Unterhalt finden. Von Betriebſamkeit iſt bei ihnen wenig zu entdecken, dagegen iſt polyneſiſche Trägheit ſprichwörtlich. Eine geringe Arbeit würde die Bewohner Tahitis in Stand ſetzen, Reichthümer zu ſammeln, wenigſtens nach Verhältniß ihrer eigenen Schätzung des Geldwerthes und der Bequemlichkeiten, welche das Geld verſchafft. Das Zuckerrohr iſt auf der Inſel heimiſch und von beſonderer Güte; auch die Baumwolle gedeiht ſehr wohl; allein die vorhandenen ſchönen Pflanzungen ſind Eigenthum der Weißen und werden auch von Weißen bearbeitet, denn die Beſitzer würden lieber einem betrunkenen Seemann 18—20 ſpaniſche Dollars monatlich geben, als einen nüchternen Eingebornen für ſeine Fiſchbeköſtigung und ſeinen Taro miethen. Ohne alle Energie bringen die Tahitianer ihr Leben in trägem Müßiggange hin, lieben nichts mehr, als ungeſtörte Ruhe und den ſinnlichen Genuß des Augenblicks. Die Race ſchwindet raſch dahin. Im Jahre 1777 ſchätzte Kapitän Cook die Bevölkerung Tahitis auf ungefähr 200,000 Seelen. Aber eine vor vier oder fünf Jahren vorgenommene ordentliche Zählung ergab nur eine Volksmenge von 9000! Krankheiten verſchiedener Art, die ſämmtlich aus Europa eingeführt und hauptſächlich die Folge von Trunkſucht und Ausſchweifungen ſind, bewirken jene entſetzliche Abnahme, die mit dem Ausſterben der Eingebornen enden muß.

„Die Palme wird wachſen,
Die Koralle ſich breiten,
Doch der Menſch wird verſchwinden.“

So lautet eine alte, tahitianiſche Prophezeihung, die bald verwirklicht ſeyn wird. Und wenn Pomaré, die noch nicht vierzig Jahre zählt, eine lang lebende Herrſcherin ſeyn ſollte, ſo dürfte ſie vielleicht noch eine Königin ohne Unterthanen werden. Es iſt ein Zeitalter der Königinnen! Iſt Pomaré's Gebiet auch eins der kleinſten, ihr Volk gering an Zahl und ſchwach, und ihre Vorrechte ſehr beſchnitten, ſo hat die Königin Tahitis doch einigen Lärm in der Welt gemacht und die öffentliche Aufmerkſamkeit in ziemlichem Maaße auf ſich gezogen. Eine Zeitlang ſprach man in der That ebenſoviel von ihr, wie von ihren civiliſirten und mächtigern europäiſchen Schweſtern. In Frankreich hielt man La Reine Pomaré für eine intereſſantere Perſönlichkeit als die ſpaniſche Iſabella oder die portugieſiſche Maria, und machte ſich außerordentliche Begriffe vom Anſehen, von den Gewohnheiten und Eigenſchaften Ihrer ſchwärzlichen Majeſtät. Die Ferne begünſtigte die Täuſchung und die franzöſiſche Einbildungskraft ſchwärmte in Vorſtellungen, bis die Berichte des tapfern Thouars' und ſein Protektionsgeſchwader den Zauber zerſtörten und Pomaré auf ihren wirklichen Charakter reducirten, nämlich auf den einer trägen, ſchmutzigen, ausſchweifenden polyneſiſchen Wilden, die barfuß umherläuft, Schnaps trinkt und ihren Gemahl pantoffelt. Ihr wirklicher Name iſt Aimato, aber ſie nahm bei der Thronbeſteigung den königlichen Geſchlechtsnamen an, unter welchem ſie am meiſten bekannt iſt. Wie es in Rom Cäſaren gab, gibt es in Tahiti Pomarés. Der Name wurde urſprünglich vom großen Otu angenommen (von dem Kapitän Cook erzählt), welcher die ganze Inſel unter einem Scepter vereinigte. Er vererbte auf ſeinen Sohn, dann auf ſeinen Enkel, der als Kind auf den Thron kam und jung ſtarb, und welchem ihre gegenwärtige Majeſtät, Pomaré Wahine I. — die erſte weibliche Pomaré — nachfolgte. Die Dame iſt zweimal vermählt geweſen. Ihr erſter Gemahl war ein Königsſohn, allein die Verbindung war unglücklich, es kam zur Scheidung und ſie verband ſich nun mit Tani, einem Häuptlinge von der benachbarten Inſel Imeo. Dieſer hat es ſchlecht bei ihr und er findet Tröſtung in der Betrunkenheit. In dieſem Zuſtande läßt er ſich dann und wann zu heftigen Aus-

Digitized by Google

Brüchen hinreißen, verachtet die königliche Würde, prügelt die Gemahlin durch und zerſchmeißt die Geſchirre. Eine ſolche Haupt- und Staatsaktion kam vor ungefähr ſieben Jahren vor. Durch Einflüſterungen ſeiner guten Kameraden gereizt und unter dem Einfluß einer ſtarken Doſis gebrannter Waſſer, vergaß der unbändige Gemahl der Königin den Reſpekt, den er der Gemahlin und Herrſcherin ſchuldig war, beſtieg ſein Roß und ſprengte gegen die königliche Cavalcade, die auf ihrem Nachmittagsritt im Park begriffen war. Eine Ehrendame ward zu Boden geworfen, die andern flohen entſetzt, mit alleiniger Ausnahme Pomaré's, die das Terrain wie ein Mann behauptete und an ihren ungehorſamen Gatten eine Philippika in ſo auserleſenen Ausdrucken richtete, wie ſie ſich keine Pariſer Hallendame träumen läßt und wie ſie in keiner Berliner Höckerin Mund gekommen. Aber leider verfehlte ihre Beredtſamkeit dießmal die Wirkung. Sie ward vom Pferde geriſſen und ihre perſönlichen Reize wurden ſehr durch einen Fauſtſchlag in's Geſicht beeinträchtigt. Hierauf verſuchte Othello-Tani ſie zu erwürgen und ſchon war er auf beſtem Wege, dieß klaſſiſche Werk glücklich zu vollenden, als die getreuen Unterthanen der Königin zu Hülfe eilten. Das Verbrechen war allzu gräßlich, als daß man es hätte überſehen dürfen und Tani ward nach ſeiner heimathlichen Inſel verbannt; nach kurzer Zeit aber erklärte er ſeine Reue, gewährte amende honorable, und ward wieder zu Gnaden aufgenommen. Er wagt es nicht ſehr oft, ſich dem Willen ſeiner königlichen Gemahlin zu widerſetzen, noch weniger ſeine Hände gegen ihre geweihte Perſon zu erheben, ſondern unterwirft ſich mit muſterhafter Geduld ihren Launen und Scheltworten, ja ſelbſt den handgreiflichen Ermahnungen, die ſie nicht ſelten an ihm verſchwendet.

Der Verfall der tahitianiſchen Monarchie, die Erniedrigung des königlichen Hauſes Pomaré, gewährt ein trauriges Schauſpiel. Noch trägt die Königin eine Krone, welche ihr die glücklichere Königin Englands verehrt hat; auch hat ſie noch einen Hof und einen Palaſt, wenn man dieſen Namen anwenden darf; allein ihre Macht iſt faſt nur nominell und ihre Schatzkammer hat die betrübte Eigenſchaft mancher europäiſchen, ſie iſt meiſt leer. Der unverbeſſerliche junge Otu ſagte einſt zu den erſten Miſſionären: „Ich bin größer als König Georg, er reitet auf einem Pferd, und ich auf einem Menſchen." Dieß war auch der Fall. Er reiste mit Poſt durch ſein Gebiet auf den Schultern ſeiner Unterthanen und in allen Thälern fanden ſich Relais „unſterblicher Weſen." Aber ach, wie haben ſich die Zeiten geändert! wie vorübergehend iſt menſchliche Größe! Vor einigen Jahren entſchloß ſich Pomaré Vahine I., Enkelin des ſtolzen Otu, zum Lohnwaſchen, indem ſie durch ihre Agenten öffentlich bat, daß ihr die Offiziere von Schiffen, die in ihren Häfen einliefen, die Wäſche ihrer Hemden überlaſſen möchten.

(Schluß folgt.)

Vervollkommnung der Lokomotive.

Wie groß auch bereits das Maaß von Schnelligkeit ſey, das man bisher durch die Anwendung der Lokomotiven auf den Eiſenbahnen erreicht hat, ſo ſcheint daſſelbe doch noch bedeutend überſchritten werden zu können. So findet ſich in engliſchen Blättern z. B. die Anzeige, daß ein Engländer, Namens Crampton, nach einem neuen Princip eine Lokomotive konſtruirt hat, deren erſtaunliche Schnelligkeit und ſonſtigen Vortheile vor den bisher gebrauchten Lokomotiven ganz kürzlich mehrfachen Proben unterworfen worden ſind, die auf der Nordweſtbahn Londons ſtattgefunden haben. Dieſe Maſchine, welche einige Wochen hindurch den Dienſt auf dieſer Linie mit einer Zeiterſparniß von 20 — 25 Minuten auf 50 — 60 (engl. Meilen) verſehen hat, iſt neulich ganz allein, ohne Wagenzug, verſucht worden, um die Größe ihrer möglichen Schnelligkeit zu beſtimmen. Bei dieſer Probe hat ſie in einer Stunde den ungeheuren Raum von 75 (engliſchen, alſo über 16 deutſche) Meilen auf einer horizontalen Ebene durchmeſſen. Während dieſer mit bisher unerreichter Geſchwindigkeit zurückgelegten Fahrt hat die Bewegung der Maſchine eine ſtets gleichmäßige, bewunderungswürdige Regelmäßigkeit bewieſen, auch iſt nicht das geringſte Schwanken wahrgenommen worden. Der Hauptvorzug dieſer Lokomotive beſteht theils in dem Umſtande, daß der Schwerpunkt des Ganzen ſo niedrig wie möglich gelegt iſt, indem ſich der Keſſel kaum 2 Fuß 9 Zoll über dem Niveau der Schienen befindet, theils darin, daß kein Theil der Maſchine über die Räder vorſpringt. Aus mehreren Einzelnheiten, die wir hier nicht näher beſchreiben können, geht hervor, daß die entfernteſten Räder nur 13 Fuß von einander abſtehen, während derſelbe Zwiſchenraum bei den gewöhnlichen Lokomotiven von gleicher Kraft 16 Fuß beträgt. Als ein anderweitiger Vorzug iſt auch zu erwähnen, daß der Lokomotivführer die ganze Maſchine überblicken kann und nicht genöthigt iſt, ſich unter den Keſſel herabzubücken, um vorkommenden Unregelmäßigkeiten abzuhelfen. — Die Probefahrten ſind daher auch ſo befriedigend ausgefallen, daß die Geſellſchaft der Nordweſtbahn ſofort den Bau einer Maſchine nach dieſem Modell befohlen hat, die an Kraft der jetzt im Bau begriffenen koloſſalen Maſchine für die Great-Weſtern-Bahn gleichkommen ſoll.

Pot - Pourri.

Kartoffel-Surrogat.

Einiges Aufſehen erregt gegenwärtig unter unſeren Landwirthen ein neues Knollengewächs, welches abermals die Beſtimmung haben ſoll, die Kartoffeln wenn nicht ganz doch theilweiſe zu erſetzen. Es iſt dieß die Yamswurzel (Dioscorea sativa,) welche aus Weſtindien ſtammt, wo ſie von den Negern im Großen angepflanzt wird, und ganz die Stelle der Kartoffeln vertritt. Es wird ihr nachgerühmt, daß ſie einen großen Gehalt von Stärkemehl beſitze, und gekocht oder geröſtet eine ſehr ſchmackhafte und nährende Speiſe gewähre. Sie ſoll überdieß einen ſehr großen Ertrag abwerfen, und im Anbau ganz der Kartoffel gleichen, der ſie auch darin ähnlich iſt, daß ihre Vegetation nicht länger als 5 Monate in Anſpruch nimmt. Die Knollen wiegen gewöhnlich 30 Pfd. und mehr.

Amerikaniſche Hauſirer.

In den Vereinigten Staaten iſt den letzten Jahren eine neue Art Hauſirer entſtanden, die ſich „Hartwaaren-Leute" nennen, oder auch „Chap Johns", weil ſie Alles „ſpottbillig" weggeben. Die „Hartwaare" beſteht aber in allerlei harten wie weichen Dingen, von einem Stück Seife bis zur Handſäge. Eine Weſte bot z. B. einer derſelben mit folgender Empfehlung feil: „Dieſe Weſte — ſchöner gelber Grund mit rothen Flecken! — Dieſe ſelbige Weſte hier wurde eigentlich für Prinz Albert gemacht, und zwar nach einem von der Königin zugeſchnittenen Muſter; er war aber grade knapp bei Gelde, als ihm die Weſte in den Pallaſt gebracht wurde, und ohne Zahlung wollt' ich ſie nicht hingeben. Nun hab' ich ungeheuren Schaden dabei." — Darauf wird gefordert und geboten und nachdem man von einer anſehnlichen Summe Dollars auf eine Anzahl Pence herabgekommen iſt, hat der unglückliche Käufer das ſpottbillige Prachtexemplar, welches Prinz Albert nicht bezahlen konnte, richtig am Halſe.

Die vier Species der jetzigen Politik in Frankreich finden nach dem „Charivari" folgende Anwendung:

„Les griefs s'additionnent,
Les fonds de l'état se soustraient,
Les scandales se multiplient
Et les conservateurs se divisent."

Dreihundertjähriges Sprichwort.

Die Frau im Haus, ſo ſelber wacht,
Aus einem Heller zehne macht.

Digitized by Google

Nro. 67. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 21. Auguſt.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: v. Schmids Geburtsfeſt. — Moriz Rugendas. — Wiener Erlebniſſe. — Ergötzliche Scenen am königlichen Hofe auf Tahiti.

Am achtzigſten Geburtstage des Hochwürdigen Hochwohlgebornen Herrn Chriſtoph v. Schmid, Domcapitularen ꝛc. ꝛc. zu Augsburg.

Zur ſanften Leyer greifet die Camöne,
Das Haupt geſchmückt mit friſchem Lorbeerkranz,
Entlockt den zarten Saiten ſüße Töne
Und Freude ſtrahlt aus ihrer Augen Glanz:
Sie ſingt vom Vielgefeierten der Geiſter,
Singt von der frommen Kinderdichtung Meiſter. —

Auguſta, die erhabene, die hehre —
Sie ſtimmet ein in dieſen Feſtgeſang
Und freuet ſich des Mannes, dem zur Ehre
Ertönt der Saiten heller Silberklang:
Und Mund und Herz, die jubelnd ſich erſchließen
Von Glück- und Segenswünſchen überfließen. —

Im Streben nach dem Guten, Schönen, Wahren
Tritt heute an der greiſe Jubilar —
Zu Gott gewandt, den Dankesblick, den klaren,
Die ſeltne Zahl der hohen achtzig Jahr.
Er hat mit ſeines tiefen Geiſtes Waffen
Ein bleibend ſchönes Denkmal ſich geſchaffen. —

Doch horch! ich hör' noch andere Geſänge,
Sie kommen von der Wernitz grünem Strand;
Und lauten rein wie ſüße Heimathklänge.
Von Dinkelsbühl im Virngrund hergeſandt;
Die ſüßen Heimathklänge bringen Kunde,
Was ſich bewegt in Aller Herz und Munde. —

Sieh'! es entbeut Dir, ihrem würd'gen Sohne,
Den Gruß und Handſchlag Deine Vaterſtadt;
Dein Ruhm von einer bis zur andern Zone
In Deinen Werken ſich verbreitet hat:
Nimm' heute hin der Wünſche allerbeſte
Zu Deinem achtzigſten Geburtstagsfeſte.

Nimm hoher und verdienter Achtung Zeichen,
Der holden Muſen edles Stirneband,
Den Dichterkranz, den wir Dir überreichen,
Den Dankbarkeit und heiße Liebe wand:
Er ſchmück' die Silberlocken Deiner Haare
Noch viele glückliche, geſunde Jahre!

Dinkelsbühl, 15. Auguſt 1847.

Konr. Zimmer,
Curatbeneficiat.

Moriz Rugendas.

(Nach einem Schreiben aus München, in der Allg. Ztg.)

So hat denn Moriz Rugendas nach beinahe ſiebzehnjähriger Abweſenheit auch ſeine hieſigen alten und neuen Freunde aufgeſucht und vor ihnen die mit den reichen Ergebniſſen ſeiner letzten amerikaniſchn Kunſtwanderung gefüllten Mappen, ſoweit dieſe bis jetzt geordnet ſind, entfaltet. Nachdem er, wie bekannt, von 1821 bis 1825 das Innere Braſiliens bereiſt und dann ſpäter in der Heimath durch Veröffentlichung ſeiner Reiſeſtudien und die ſchweigeriſche Formen- und Prachtfülle der Urwälder jenes Landes zur Anſchauung gebracht hatte, trat er im Jahr 1831 einen zweiten Wanderungszug an, der ihn über Mexico nach Chili und an der felsbeſäumten Küſte dieſes Landes zu den Patagoniern, von da an den La Plataſtrom nach Buenos-Ayres und Montevideo und weiterhin durch die farb- und klangreichen Ebenen der argentiniſchen Republik in verſchiedenen Hin- und Herzügen über die Thäler und Höhen der Cordilleren zurück nach Chili und endlich nach Peru führte. Was der Reiſende dießmal von ſeinen Skizzen und Bildern uns ſehen ließ, macht nur einen ſehr geringen Theil von dem geſammten Vorrath aus, den er in 18 Mappen mit nahe an 3000 Blättern bewahrt. Doch reichte es hin uns von der raſtloſen, durch nichts zu ermüdenden Thätigkeit und dem mannichfaltigen Kunſtgeſchick des trefflichen Mannes zu überzeugen, der den ſeltenen und eigenthümlichen Genuß, welchen er uns damit bot, noch ſo weſentlich durch ſeine mündlichen Mittheilungen und Erläuterungen zu ſteigern und zu beleben wußte. Wer könnte berechnen mit wie vielen Schwierigkeiten und Hinderniſſen der Reiſende zu kämpfen hatte! Die Mittel ſeines Unterhalts und zur Ausführung einer 15 Jahre hindurch fortgeſetzten Reiſe mußte er auf der Reiſe ſelbſt ſich erſt erwerben durch Verkauf ſeiner Bilder, für die er vorzugsweiſe in Franzoſen und Deutſchen, minder in Engländern, Liebhaber und Käufer fand, und dieß in fremden von der Civiliſation doch nur ſtrecken- und ſtellenweiſe inniger berührten Ländern. Sehr häufig waren ihm nur wenige Augenblicke vergönnt, wenn er vom Pferde ſtieg, um, den Strahlen einer glühenden Sonne ausgeſetzt, die intereſſanteſten Punkte und Erſcheinungen der Gegend zu zeichnen. Allen Schwierigkeiten und Gefahren ſetzte er eine eiſerne Stirn, einen felſenfeſten Willen und die Mächtigkeit eines kräftigen Körpers entgegen. Ein Streben wie dieß, das die gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens und das Leben ſelbſt zur Erreichung eines mit Bewußtſeyn und entſprechender Thätigkeit verfolgten Zieles daran ſetzt, verdient unſere volle Achtung. Die Zeichnungen und Skizzen, von Rugendas an Ort und Stelle aufgenommen, und theils in Farben, theils mit Bleiſtift ausgeführt, geben die Erſcheinungen und Eindrücke des Augenblicks mit friſcher Unmittelbarkeit wieder; man ſieht, es war dem Künſtler nicht um eine beſtechende Wirkung, um ein blendendes, verführeriſches Gewand zu thun, er wollte überall die volle Wahrheit geben und hat ſie gegeben. Seine Schilderungen tragen den Stempel unverfälſchter Treue an ſich, und gewähren ein vollſtändiges und lebendiges Bild von den Eigenthümlichkeiten in Natur- und Menſchenleben, die jene uns zum Theil noch wenig oder gar nicht bekannten Gegenden dem aufmerkſamen und kundigen Reiſenden dar-

Digitized by Google

haten. Ueberall faßte er beſonders das ins Auge, was andern vor ihm entgangen war, und mit glücklicher, künſtleriſcher Wahl wußte er dann immer den angemeſſenſten Stand- und Zeitpunkt zu treffen, wodurch ſich die Phyſiognomie der Landſchaft mit ihrer menſchlichen oder thieriſchen Staffage oder ihren Kunſtdenkmalen in dem ihr entſprechendſten Lichte zeigen konnte. In rein landſchaftlicher Beziehung ſind zumal die Zeichnungen aus Chili und den Cordilleren ungemein merkwürdig.

Ein weſentlich verſchiedenes Gepräge tragen nach Inhalt und Ausführung die Zeichnungen, die der Reiſende aus Peru mitgebracht. Hier ſind es zunächſt Städteanſichten und, neben den Denkmalen menſchlicher Kunſt aus älterer und neuerer Zeit, Darſtellungen aus dem Leben des Volks, die er uns vorführt. Insbeſondere widmete er dem üppig ſchönen Geſchlecht der peruaniſchen Frauen von Lima und Cuzco und ihren maleriſchen Trachten eine ſehr bedeutende Anzahl von Blättern, die er mit den intereſſanteſten mündlichen Erläuterungen zu begleiten weiß. Ihm ſaßen zu ſeinen Bildern Frauen jedes Alters und Standes, vornehme wie geringe, geiſtliche wie weltliche. Schnell verbreitete ſich, wenn er in einer Stadt ankam, das Gerücht: ein fremder Künſtler ſey da um die ſchönſten Frauen der Stadt zu malen; und mehr bedurfte es nicht um ihm ſelbſt den Zutritt in die angeſehenſten Häuſer zu öffnen. Ein wenig ſchwieriger hielt es mit den Nonnenklöſtern; doch thaten ſich ihm auch hier die Pforten auf, wenn er ſich das Anſehen gab als ſey er ein Handwerker, ein Stubenmaler, der zu ſeinem Zweck dieſe oder jene Abbildung brauche. Die Frauen von Lima zeigen die anmuthsvollſte Schlankheit der Körperbildung und eine bezaubernde Grazie in Weſen und Kleidung; ſie ſind nicht unempfänglich für Schmeicheleien, und der Fremde der im Vorübergehen auf der Straße laut ihre Schönheit bewundert, möge ſich hüten vor dem erkenntlichen Blick des großen flammenden Auges, das der zuſammengehaltene Schleier vom Geſicht allein nur freiläßt. Doch hielt der Reiſende, in Widerſpruch mit der herrſchend gewordenen Anſicht, ihrer Sittſamkeit eine warme Lobrede. Die Geiſtlichkeit dagegen iſt bis zu einem ſolchen Grade verweltlicht, daß die Aufhebung des Cölibats nicht nur wünſchenswerth und nothwendig, ſondern auch, ſobald die gegenwärtigen Zuſtände verbleiben, auf die Dauer ſelbſt nicht zu vermeiden ſey. So gründlich und treu wie Rugendas hat kein Künſtler vor ihm die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten der ſtädtiſchen Architektur jener Gegenden geſchildert. Seine Blätter geben uns nicht nur die allgemeinen Anſichten der Ortſchaften und das Aeußere der Gebäude, ſie führen uns auch in das Innere der Wohnungen und Höfe ein, deren Galerien von anmuthigen Säulen und Säulchen getragen werden, gleich den Balconen die an der Mehrzahl der Häuſer nach der Straße zu angebracht ſind. Es iſt eine Art ſpaniſch-mauriſchen Bauſtyls, der ſich darin abgeprägt hat und der Holzſchnitzarbeit zu ſeinem zierlichen Schmuckwerk bedarf. Daneben macht ſich der ſpätere Renniſſance- und Roccocoſtyl mit ſeinen verſchiedenen Ausartungen in ziemlicher Anmaßung geltend, und ſo konnten denn auch dieſe Städte dem langweiligen und charakterloſen Anſehen der unſrigen nicht entgehen.

Zuletzt hat unſer Reiſender auch ſeinen Aufenthalt auf dem Schiffe, welches ihn nach Europa zurückbrachte zu anziehenden phyſiognomiſchen Studien benützt, die gleichfalls einen ſchönen Beitrag zur Völkerkunde liefern. Man ſieht es ſeinen Chineſen und Japaneſen, ſeinen Hindoſtanen und Malayen, ſeinen Neuſeeländern und Marqueſasinſulanern an, daß er nach reiner Wahrheit in Form, Farbe und Ausdruck ſtrebte, und nicht eine bloß gefällige oder effectvolle Darſtellung geben wollte; er konnte dabei mit ſeiner gewohnten Sorgfalt und Treue um ſo eher zu Werke gehen, als die Meerfahrt ihm Muße genug hiezu bot; mit vorzüglichem Fleiß behandelte er jedoch die Abbildungen der Eingebornen von Nukahiva, um deren vielgerühmte Geſchicklichkeit und wunderlichen Geſchmack im Bemalen ihres Körpers in ein recht helles Licht zu ſetzen.

So wünſchenswerth und den Abſichten des Reiſenden entſprechend es wäre dieſe ſowol in geographiſcher und ethnographiſcher als in artiſtiſcher Beziehung wichtigen und ſo vieles Neue darbietenden Studien, ſey es auch nur in einer ſchicklichen Auswahl, lithographiſch vervielfältigt zu ſehen, ſo wenig Wahrſcheinlichkeit iſt doch bei den jetzigen Zeitläuften für die Erfüllung dieſes Wunſches vorhanden. Müſſen wir aber auch hierauf verzichten, ſo bliebe doch immer noch die Hoffnung, daß dieſer köſtliche Schatz einer größeren ethnographiſchen Sammlung einverleibt werden könnte, wo er nicht nur artiſtiſche, ſondern auch wiſſenſchaftliche Früchte tragen würde.

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Fünftes Kapitel.

Die Prophezeihung des Freiherrn von Melchelbeck erfüllte ſich vollſtändig. Karl hatte erſt wenige Wochen ſeines täglichen Dienſtes gewartet, als er bereits trotz aller friſchen, unverkümmerten Jugend ſeines Herzens eine unſägliche Verachtung der Maſſe der Menſchen ſeinen Geiſt beſchleichen fühlte. Hatten ihm frühere Erfahrungen, Lambert's Benehmen z. B. oder jene Scheußlichkeiten eines blutigen Volksvergnügens, die ihn unlängſt mit Entſetzen erfüllt, das Volk roh und thieriſch erſcheinen laſſen, ſo war es ihm jetzt zuweilen, als blicke er in einen Abgrund von Jämmerlichkeit und Niedrigkeit.

Zweimal im Tage brachte ein Adjutant des Kaiſers ihm die eingelaufenen Bittſchriften in ſein Arbeitszimmer in die Hofkanzlei. — Die kurzen Auszüge waren bald gemacht; aber um gewiſſenhaft die ſeinen Bemerkungen beſtimmte Rubrik des Supplikenbuches ausfüllen zu können, ließ Karl ſich die Mühe nicht verdrießen, möglichſt viele der Bittſteller ſelbſt aufzuſuchen, ſich nach ihren Verhältniſſen zu erkundigen, ſie zu beobachten, ihre Klagen anzuhören. Dabei ſchärfte ſich mit wunderbarer Schnelligkeit ſein Anfangs noch unſicherer pſychologiſcher Blick und der Enthuſiasmus der Wohlthätigkeit, welcher ihn erfüllte, wurde kühler und kühler. Wie manche Schuld trat an ihn heran und hatte ſich in die zerriſſenen Gewänder des Unglücks gehüllt — wie manches Laſter heuchelte ſich in die Larve gekränkter Unſchuld — wie manche Lüge kam mit frecher Miene und forderte das Eigenthum der Armuth für ſich als ihr Recht! Die Faulheit verlangte Steuern vom Fleiße; von den Summen, welche der Pflug des Landmanns und das Werkzeug des Handwerkers dem Staate aufbringen mußten, wollten Schaaren von nichtsthuenden Schmarozern zehren — und doch waren alle ſolche Erfahrungen nichts im Vergleiche mit dem Eindrucke, den die Art der Bitten auf Karl hervorbrachte. Dieſer hätte nie geglaubt, nie geahnt, daß der Eigennutz und die Habſucht ſo aller Schaam entblößt auftreten, daß der Ehrgeiz ſelbſt, um nur ſeine Zwecke zu erreichen, ſo ohne Anſtand in den Rock der Niederträchtigkeit ſchlüpfen, die Eitelkeit ſo demüthig am Boden kriechen könne. Um aus dem großen Borne der kaiſerlichen Freigebigkeit einen Tropfen nur zu erlangen, ſchien eine Menge dieſer Bittſteller kein Mittel zu niedrig; es war eine Unmännlichkeit, ein Krümmen im Staube, ein Wegwerfen der Manneswürde, eine „Verhündigung" vor der Perſon des Kaiſers, um eine Penſion, ein Gnadengeſchenk, ja, einen Orden, eine kleine Anſtellung zu erhalten, daß ein wahrhafter, moraliſcher Ekel den jungen Hofſekretär beſchlich, wenn er ſo manche dieſer Bettelbriefe durchgeleſen hatte.

Es werden dir manche luſtige Curioſa vorkommen, Jüngelchen, ſagte der Freiherr von Melchelbeck eines Abends, als er mit ſeinem Neffen in dem kleinen Gärtchen ſeines Hauſes unter einer Laube verblühten Gaisblattes ſaß — manche wunderliche Käuze, die des Kaiſers Gnade in Anſpruch nehmen!

Wunderliche Käuze in der That, aber ſelten luſtige, und wenn man ſo ſieht, wie die Menſchen ſich dem Monarchen gegenüber entwürdigen, ſo kann man ihn nur bewundern, daß er den Glauben an die Menſchen nicht verliert und nicht zu einer tiefen Verachtung ihrer Aller kommt, daß er noch den unverwüſtlichen Muth behält, mit eigener Aufopferung an ihrem Wohle zu arbeiten!

Der Oheim machte ein Geſicht, als ob er andeuten wolle, daß er ſeine eigenen Gedanken darüber habe. An ihrem Wohle? Liebes Karlchen, ſagte er, es gibt eine Geſchichte, in die man die

Digitized by Google

Thalen der Monarchen einträgt! und dann bringſt du nicht in Anſchlag, daß dir Manches ein unwürdiges Wegwerfen ſcheint, was dem nicht ſo vorkommt, dem damit geſchmeichelt werden ſoll.

Weßhalb nicht?

Entwürdigen kann ſich der Mann nur vor dem Manne, die Götter der Erde aber . . .

Joſeph II. will nichts ſeyn als ein Menſch, im ſchönſten Sinne des Wortes. Er iſt ja der bewundernswürdige Ausdruck der Humanität, zu der unſer Jahrhundert ſich aufzuſchwingen ringt; und was dieſes letztere angeht, ſo ſehe ich für daſſelbe kein anderes Heil als durch einen Weiſen auf dem Throne, wie Joſeph der Andere iſt!

Ich ſehe, ich muß meinen Unterricht von neulich wieder aufnehmen, lächelte der alte Freiherr.

Bemühen Sie Sich nicht, lieber Oheim, Sie werden mir meinen Enthuſiasmus nicht ausreden, und ich werde nie glauben, daß die ſittliche und politiſche Weiterentwickelung des Volkes anders als von oben, von ſolchen Regenten, wie unſer Monarch iſt, oder durch ſolche Rathgeber der Krone, wie Kaunitz, wie Sonnenfels ſind, kommen werde. Nur Eines möchte ich einräumen: es ſcheint mir faſt, als wenn Joſeph II. zu ſehr Menſch und Philanthrop wäre, und zu menſchlich aus dem Nimbus heraustrate, der einer illuſionen- und wunderbedürftigen Maſſe halber dem Königthume noth thut, und der als divum numen um die alten Imperatoren lag, deren Nachfolger unſer Kaiſer iſt. Joſeph vertauſcht zu oft die geſicherte Stellung des Herrſchers mit der prekären und gefährlichen des geiſtreichen Mannes. Seine Sucht, das letzte Wort zu behalten, läßt ihm oft Niederlagen zu Theil werden, und ſein perſönliches Selbſtgefühl macht ihn zuweilen den Sieg ſeiner Würde vergeſſen, den er nie ablegen ſollte.

Da haſt du Recht, fiel der Oheim mit ſeinem ſtereotypen Lächeln ein; er ſelbſt ſagte einſt, als man ihm eine alte Krone zeigte und ihn aufmerkſam machte, wie leer an Steinen und Zierath ſie ſey: „Ueberhaupt iſt jede Krone ohne Kopf eine leere Sache." Ich aber frage dich, was wäre ſein Kopf ohne Krone? Uebrigens wollen wir nicht länger ſtreiten; Jeder muß durch Erfahrung klug werden, und du ſitzeſt ja jetzt an der Quelle der Erfahrungen. Was ich dir ſagen wollte, ein Lakai war da, der dich einlud, morgen Abend zur Fürſtin K. zu kommen.

Dieſe Einladung hatte etwas Unangenehmes für Karl; er ſcheute die Fürſtin — aus ihren leidenſchaftlichen Augen hatte ihn etwas angeblitzt, das ſeiner klaren, reinen Natur einen fatalen Eindruck machte, etwas Dämoniſches, ſeinem Weſen Widerſtrebendes. Zum vollen Bewußtſeyn war dieſer Eindruck freilich nicht in ihm gekommen — auch hatte er heute keine Muße, darüber nachzudenken, denn als er ſich auf ſein Zimmer zurückzog, um ſich zur Ruhe zu begeben, fand er einen Brief aus der Heimath auf ſeinem Tiſche, der ihn in die größte Aufregung verſetzte. Der Brief war von Cöleſtinen, ein langer Brief, mindeſtens ſechszehn Seiten der zierlichſten, regelmäßigſten Handſchrift, und auf allen ſechszehn Seiten nicht Ein orthographiſcher Fehler. Cöleſtine ſchüttete allen Kummer der Einſamkeit, allen Schmerz der Sehnſucht darin aus — ſchwärmeriſche Worte voll weichſter Empfindungen richtete ſie an ihren Geliebten; er ſah ſie hinter ihrem rebenumſponnenen Fenſter ſitzen, die Blicke in die Abendröthe ſenkend und eine unendliche Bedeutung legend in jede Erinnerung an ihn, jede Blume, die er ihr geſchenkt, als ein Heiligthum hüthend, jedes Wort, welches er zu ihr geſprochen, ſich wieder und wieder vorſagend, als läge ein unergründlich tiefer Sinn für ſie darin. Er ſah mit Schrecken Cöleſtinen in dieſes Gefühlsleben, in dieſe Dämmerung, welcher nur aus einem Sterne Licht zuſtrömte, ſich einſpinnen und die Welt darüber vergeſſen. — Eine Reſignation, ein Verzagen lag in dem ganzen Briefe, das, weit entfernt, mit froher und jugendlicher Zuverſicht in die Zukunft zu blicken, und ein ordentliches, geſundes Stück Glückſeligkeit, wie jeder Sterbliche darauf Anſpruch machen kann, zu hoffen, nicht einmal in der Hoffnung ein Glück zu ſuchen ſchien. So ganz war ſie in ſtillem Brüten über die Vergangenheit verloren und verlangte nichts Anderes von der Welt, als nicht aus dieſem Zuſtande aufgeſchreckt zu werden!

Noli turbare circulos meos! ſagte Karl, nachdem er den Brief geleſen, und ſchritt dann in großer Bewegung auf und ab. Er war äußerſt unzufrieden mit Cöleſtinen.

Ich habe ihr doch geſchrieben, in welcher Welt voll Leben und Thätigkeit, in welchem Mittelpunkte großartiger Bewegung ich lebe! rief er unmuthig aus — ſie wünſcht mir kein Glück dazu — das alles iſt ihr nichts — nicht einmal der Kaiſer intereſſirt ſie, denn in drei Worten wird ſie fertig mit ihm! Gott, könnte ich ſie einmal hier mitten in den Strudel des Lebens, dicht an den Webſtuhl der Geſchichte bringen, könnte ſie ſehen, wie die Menſchheit ſtrebt, ringt und ſich abkämpft, wie alle Springfedern des Geiſtes, alle Muskeln männlicher Thätigkeit ſpielen und arbeiten in einer ſolchen Welt, an einem Heerde des Lebens!

Wie ungerecht ſind die Männer!

Es verdroß Karl, daß Cöleſtine, die daheim im ſtillen Dorfe geblieben, nicht genau dieſelbe Stimmung mit ihm mehr habe, der in die Schule des Lebens getrieben war. Es verdroß ihn, daß ſie die neuen Eindrücke, welche ſein Geiſt empfangen, nicht theile, obwol ſie ja keine Ahnung von dieſen Eindrücken haben konnte! Er zürnte ihr darum und hätte doch ſelber nicht vermocht, ſich in die alten Stimmungen wieder zu verſetzen, die er ja auch durchlebt hatte! Vielleicht lag auch eine kleine Beleidigung ſeiner Eitelkeit darin, daß ſie nicht größere Wichtigkeit an ſeine Erlebniſſe, ſeine Stellung knüpfe, als in ihre Empfindungen!

Nur zwei Nachrichten aus der Heimath enthielt der Brief: Lambert, ſchrieb Cöleſtine, ſey nach Paris gewandert und habe nichts von ſich hören laſſen; ſelbſt ſein Vater, der Schulze, habe keinen Brief von ihm, wie dieſer dem Hauptmann geklagt, der jetzt viel auf dem Hofe des alten Bauers verkehre. Dafür ſey ein junger, franzöſiſcher Marquis auf Haus Schwalborn angekommen. Marianne ſey aus dem Stifte zurück gekehrt, wohin ſie zum Beſuche einer Verwandten unmittelbar nach der häuslichen Kataſtrophe von Gnaden Mama geſandt worden war; der junge Franzoſe mache dem Fräulein gewaltig den Hof, und wie man ſage, mit Erfolg — Beſtimmteres wußte Cöleſtine nicht, da Marianne den Umgang mit ihr abgebrochen habe.

Karl konnte lange keinen Schlaf finden, nachdem er ſich niedergelegt. Er entwarf tauſend Plane, wie er jetzt, durch ſeine Anſtellung gewiſſer Maßen unabhängig geworden, Cöleſtinens Schickſal mit dem ſeinigen verbinden und ſie ihrem unthätigen, welken Gefühlsleben entziehen könne, damit ſie in der friſchen Atmoſphäre geſunder Thätigkeit erſtarke und damit kräftigere Farben irdiſcher Geſundheit auf die Wangen zurück kehrten, die durch den Paſſions-Blumenduft ihrer Empfindungen den Schmelz verloren. Er dachte über die ganze Richtung nach, welche ſein Oheim, der gute Domherr, den jungen Gemüthern gegeben, die in ſeiner Nähe lebten, und beſchloß gleich morgen an Cöleſtine alles das zu ſchreiben, was ſein Herz erfüllte. Er wollte ſie warnen vor jener Sentimentalität, in die ſo mancher edle Geiſt einer Generation verfallen, welche geſunde Herzens- und Gemüthsnahrung, welche einfache Religioſität als zu ungebildet beſeitige und dafür die ſchwächliche Schwärmerei eines Literatur-Pietismus eingeführt hatte, an dem nun die Seelen kränkelten.

Um ſo nachdrücklicher wollte er ſeine Geliebte davor warnen, als er ja ſelbſt von dieſer Richtung ſo eben noch umſtrickt und befangen geweſen; ja, eigentlich ſchüttelte er ſie erſt in dieſem Augenblicke ganz und völlig ab, wo ſie ihm in Cöleſtinens Briefe ſo unangenehm entgegen trat, und wo er vorbereitet war auf einen ſolchen inneren Umſchwung des Geſchmackes durch die Erfahrungen und Erlebniſſe ſeiner letzten Wochen, die ihm den Blick ins wirkliche Leben eröffnet hatten. Und wie himmelweit war dieſes wirkliche Leben von dem lügneriſchen, roſen- und vergißmeinnicht-umkränzten Spiegel entfernt, den die Lieblingsdichter ſeines guten Oheims Ehrembrecht ihm vorgehalten hatten! Karl's Natur aber war zu gerade und unverkümmert, um nicht überall vor Allem zuerſt die Wahrheit zu verlangen.

Digitized by Google

Als er endlich den Schlummer fand, wurde er von ängſtlichen Träumen gepeinigt. Er glaubte, Cöleſtinen zu ſehen, die ein bleiches Haupt über die Wellen eines reißenden Fluſſes erhob und ihn zur Hülfe rief: er wollte ſich vom Ufer in die Tiefe ſtürzen, um zu ihr zu ſchwimmen, aber er vermochte es nicht, weil endloſes Geſchlinge und Geranke von Schilf und Waſſerpflanzen, eine rieſige Vegetation — wie eines Urwaldes — ihn aufhielt und umſpann — dieſe Ranken bewegten ſich, wurden lange, endlos lange lebendige Weſen, Schlangen und Gewürme — und während er mit ihnen kämpfte, ſank Cöleſtine mehr und mehr und ſtieß endlich einen furchtbaren Angſtſchrei aus — er riß ſich mit verzweifelnder Gewalt los, er war neben ihr, die Wellen ſpülten über ihren Kopf fort — er tauchte hinunter, ein Griff, er faßte ihre Schulter, brachte ſie empor ans Licht — da blickte ihn lächelnd, hold, ſchönheitſtrahlend das Geſicht der Italienerin an — ſeine Sinne ſchwanden, er fühlte nur noch, wie ſie ihn jetzt in ihre Arme nahm und ihn an's Ufer trug. (Fortſetzung folgt.)

Ergötzliche Scenen am königlichen Hofe auf Tahiti.

(Schluß.)

Die beiden Hauptperſonen desjenigen Theils des erwähnten Buchs, woraus wir gegenwärtige Notizen entnehmen und die hier unter den Beinamen Typi und Long Ghoſt figuriren, waren äußerſt begierig, zum Hofe dieſer Waſchfrau-Königin zu gelangen. Sie hofften Gunſt zu erlangen und befördert zu werden, denn auf ihrer Kreuzfahrt in jenen Meeren hatten ſie viel Beiſpiele derartiger Erhebungen beobachtet. Auf einer der Tongainſeln war ein Spitzbube aus Wales Mundſchenk des Königs der Kanibalen geworden. Der Monarch der Sandwichsinſeln hatte drei Fremde an ſeinem Hofe: einen Neger als Trommelſchläger, einen ſtelzfüßigen Portugieſen als polyneſiſchen Paganini, um die Geige zu ſpielen, und Mordekai, einen Gaukler, der als ſüdſeeiſcher Bosko S. Majeſtät mit Bechern, Bällen und Taſchenſpielereien ergötzte. So hofften auch Typi und ſein (medeiniſcher) Freund Long Ghoſt in Pomaré's Haushalt eine anſehnliche Rolle zu ſpielen. Sie vernahmen, daß die Königin alle Fremden an ſich zu ziehen ſuchte, um den Franzoſen die Spitze bieten zu können. Sie befand ſich damals zu Talu, einem Dorf an der Küſte von Imeo, und dorthin begaben ſich die beiden Abenteurer in der Hoffnung, ſogleich zu wichtigen Poſten bei Hofe befördert zu werden; indeß waren ſie, für den unglücklichen Fall, auch darauf gefaßt, in einer Zuckerpflanzung zu tagelöhnern oder mit einem Wallfiſchfänger in See zu gehen, der damals im Hafen Lebensmittel und Waſſer einnahm. Sie waren ihres bisherigen mühſeligen Lebens müde und ſehnten ſich nach Anſehen und Premierminiſterſtellen. Beides dünkte ihnen leicht zu erlangen. Long Ghoſt, der neben andern trefflichen Eigenſchaften auch ein wahrer Orpheus auf der Violine war, hielt es für ſehr wahrſcheinlich, daß er ein tahitiſcher Rizzio werden würde. All dieſen ſchönen Dingen mußte aber nothwendig eine Vorſtellung bei Hofe vorausgehen und zu dieſer war ſchwer zu gelangen. Standen ſie einmal erſt vor Pomaré, ſo zweifelten ſie nicht, daß dieſe mit napoleoniſchem Scharfblick ihre Verdienſte erkennen und Typi zu ihrem Admiral, Long Ghoſt aber zum Generalinſpektor der Hoſpitäler machen würde. Allein es fehlte an Jemand, der ſie einführte. Der geeignete Weg wäre der geweſen, den alle reiſenden bedeutungsloſen Wichte einſchlagen, die ihre Nichtigkeit bei fremden Höfen einzudrängen wünſchen, nämlich ſich an ihre Geſandten zu wenden. Dies war aus guten Gründen nicht thunlich, und überdieß war ihre Tracht nicht ſehr geeignet, in einem Audienzzimmer zu erſcheinen. Typi hatte ſich einen neuen Frack aus zwei alten, einem blauen und rothen, gemacht, und das unregelmäßig Farbengemiſch gab ihm faſt das anmuthige Anſehen eines Papagei's. Ein zerlumptes Hemd von gedrucktem Calico war turbanartig um ſeinen Kopf gewunden, während die Aermel hinten herunterbaumelten; Sandalen aus Rindshaut ſchützten ſeine Füße. Long Ghoſt, der Doktor, war faſt noch phantaſtiſcher in ſeinem Aufzug. Er erfreute ſich einer Kura, eines Kleids, ähnlich dem ſüdamerikaniſchen Poncho, einer Art Mantel oder Tuch, in deſſen Mitte ein Loch iſt, durch welches man den Kopf ſteckt. Dieß einfache Kleidungsſtück, aus grober, brauner Tappa beſtehend, fiel in Falten um ſeinen eckigen Körper, und gab ihm, in Verbindung mit einem breitkämpigen Hut aus Panamagras, das Anſehen eines heruntergekommenen Granden.

So ausſtaffirt kamen die zwei Freunde in der Nähe der königlichen Reſidenz an und waren glücklich genug, mit Frau Popo, einer wohlwollenden tahitianiſchen Matrone bekannt zu werden, die ſie mit Röcken und Hoſen, wie ſie die Seeleute tragen, verſorgte und ſich in jeder Hinſicht wie eine Mutter gegen ſie benahm. Ihr Gemahl, Jeremias Popo, ein Mann von Bedeutung und Anſehen, hieß ſie in ſeinem Hauſe willkommen, nährte und pflegte ſie, ohne Hoffnung auf Lohn oder Erſatz. Zum Theil verdankte man dieſe generöſe Gaſtfreundſchaft der Heuchelei dieſes, Long Ghoſt genannten Spitzbuben, welcher, ſowie er fand, daß ſeine Wirthsleute zur Frömmigkeit geneigt waren, ein Tiſchgebet über den ſaftigen, gebratenen Ferkelchen murmelte, womit ihr freundlicher Amphytrion ſie bewirthete. Allein weder reine Leinwand noch erheuchelte Frömmigkeit waren hinreichend, um die günſtige Aufmerkſamkeit der Königin Pomaré auf die Spekulanten zu lenken. Sie war an Seeleute gewöhnt und ſchätzte dieſelben daher nicht ſehr hoch. Eine Uniform, und wäre es auch nur der mottendurchfreſſene Hausrock eines Fähnrichs geweſen, würde ihre Wünſche nach hoher Beförderung ſehr wirkſam unterſtützt haben. Gleich vielen andern ihres Geſchlechts liebt Pomaré ein Soldatenkleid ſehr und hielt in beſſern Tagen ſogar ein furchtbares Leibgardenregiment mit gepappten Tſchakos und ohne Hoſen.

Indeß war Typi und ſein Kamerad jedenfalls feſt entſchloſſen, an den Hof zu gehen und ſie waren nicht ſehr ſkrupulös hinſichtlich der Art und Weiſe ihrer Einführung. Sie begaben ſich zu einem marqueſaniſchen Gentleman von herkuliſcher Proportion, deſſen Amt war, die königlichen Prinzen auf ſeinen Armen ſpazieren zu tragen. Typi, der ſeine Sprache redete und in ſeinem heimathlichen Dorfe geweſen war, machte ſich bald mit Marbonna vertraut, der ihn bei einem der Kammerherren der Königin einführte. Nunmehr mußte Beſtechung ihre Kraft bewähren: eine Handvoll Tabak erwies ſich als trefflicher Paß nach dem Innern des königlichen Palaſtes; nun aber wurde Marbonna plötzlich abgerufen und die Eindringlinge ſahen ſich ihrem Schickſal überlaſſen, mitten unter den Hofdamen, liebenswürdigen und geſprächigen Dirnen, die leicht dazu gebracht wurden, die Fremden in der Königin eigenes Zimmer zu führen. Hier waren zahlreiche Gegenſtände europäiſcher Manufaktur angeſammelt, welche man Pomaré als Geſchenke geſpendet hatte. Schreibtiſche, geſchliffene Glas- und Porzellanſachen, werthvolle Kupferſtiche und vergoldete Leuchter, Waffen und Inſtrumente aller Art lagen zerſtreut und zerbrochen, ſtaubig und roſtig unter unreinen Kürbisſchalen, alten Matten, Rudern, Fiſcherſperren und allerlei Geröll. Es war Eſſenszeit, und die Königin kam ſoeben aus ihrem Privat-Boudoir, in einen blauſeidenen Rock und reiche Shawls gekleidet, aber ohne Schuh und Strümpfe. Sie legte ſich auf eine Matte und ſpeiſte mit allerhöchſt eigenen Fingern ohne Vermittelung von Gabel u. dgl. Der dreiſte Long Ghoſt, den die königliche Gegenwart nicht blöde machte, wollte ſofort ſich und ſeinen Freund einführen, die Diener widerſetzten ſich aber dieſem Eindringen und dieß geſchah ſo geräuſchvoll, daß die Königin von ihrer Kürbißſchüſſel mit Fiſch aufblickte, die Fremden erblickte und deren Entfernung befahl. Das war die erſte und letzte Zuſammenkunft zwiſchen dem abenteuernden Seemann und der Königin Pomaré. Statt bei Hofe zu ſpeiſen, ward man auf allerhöchſten Befehl hinausgeworfen.

Digitized by Google

Nro. 68. Sechzehnter Jahrgang. **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 25. Auguſt.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Wiener Erlebniſſe. — Eine tragiſche Liebesgeſchichte. — Eine Mexikanerin. — Unfehlbares Mittel das kalte Fieber zu heilen. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers.“

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Es iſt ſeltſam, welch tiefen Eindruck ein Traumbild zurück laſſen kann — als Karl erwachte, war ſeine ganze Seele erfullt von dem lächelnden Antlitze der Undine, die ihn aus den Wogen des Stromes getragen. Er verſchloß den Brief Cöleſtinens und verſchob die Antwort auf ſpätere Zeit, weil es ihm unangenehm. Nachdem er ſeines Morgendienſtes beim Kaiſer gewartet, eilte er mit dem Vorſatze nach Hauſe zurück, den Kammerdiener ſeines Oheims zu befragen, ob er noch keine Spuren der räthſelhaften Gräfin entdeckt. Aber bevor er heimkam, begegnete er ſeinem Freunde, dem Dichter. Da Ponte ſchien in groſſer Aufregung zu ſeyn.

Sie da, mein junger Cavalier, und ſo früh ſchon? Was hat Sie den Armen des Morpheus entriſſen?

Da Ponte hätte ſeine Dichter-Eigenſchaft compromittirt geglaubt, wenn er das gemeine Wort Schlaf ſtatt eines mythologiſchen Ausdrucks gebraucht hätte, wie ihn noch heute die Sänger des „öſterreichiſchen Parnaſſes“ lieben.

Karl beantwortete ſeine Frage, indem er ihm mittheilte, welche Function er am Hofe bekleidete.

Ah, Signor Cavaliere, hätte ich das geahnt! So nahe der Perſon des Kaiſers ſtehen Sie — und ich habe einen Beſchützer in der Nähe des Kaiſers ſo nöthig!

Was iſt Ihnen wiederfahren? Sie ſind aufgeregt, in Haſt. . .

Das hat ſeine höchſt natürlichen Gründe — Sie ſehen mich in der kläglichſten Angſt und Verzweiflung, in welche je ein armer Poet gerathen! Sie erinnern Sich doch der ſchönen italieniſchen Gräfin, welche Sie bei mir ſahen?

Was iſt mit ihr — ſprechen Sie — ſagte Karl, indem er raſch die Farbe wechſelte.

Nun, mit ihr nichts — aber mit mir armen Teufel deſto mehr — man droht mir mit Stilet und Mord, wenn ich ſie in meinem Stücke auftreten laſſe, und mein Stück ſoll aufgeführt werden, und ich weiß Niemanden in aller Welt, der zu ihrer Rolle paßte! Es iſt die Rolle einer Göttin, und ſie iſt in der That eine Göttin.

Aber wer droht Ihnen?

Weiß ich es? Da ſehen Sie dieſes anonyme Billet, dieſes duftige Brieflein mit dem Roſenſtrauß als Vignette. Dieſes leibhaftige Latet anguis in herba!

Karl las das Billet — es enthielt in der That alle die Drohungen, welche da Ponte angegeben hatte.

Das iſt ſeltſam, höchſt ſeltſam — was wollen Sie thun?

Ja, das frage ich mich ſeit dem Augenblicke, wo ich den Zettel erhielt; eine ſchlafloſe Nacht hindurch bis zu dieſer Stunde! Was würden Sie thun?

Ich würde mich durch anonyme Drohungen nicht von dem abbringen laſſen, was ich einmal beſchloſſen.

Ah, Signor Cavaliere, Vostra excellenza verlangt die ſchöne Italienerin wieder zu ſehen, und kümmert ſich nicht darum, ob es auf Koſten von da Ponte's heilen Rippen geſchehen wird.

Hören Sie, da Ponte, gehen Sie zum Kaiſer. . .

Der Kaiſer ſoll ja überraſcht werden!

Da iſt guter Rath freilich theuer — ſonſt hätte ich mich anheiſchig gemacht, den Kaiſer zu bewegen, daß er eine beſondere Leibwache für Lorenz da Ponte errichte, beſtehend aus den zwölf handfeſteſten Göttern des Olymps mit Unter-Lieutenantsrang in der Armee!

Da Ponte faßte die Sache von einem viel zu tragiſchen Geſichtspunkte aus auf, um an ſolchen Scherzen Vergnügen zu finden. Als lyriſcher Dichter konnte er auf ſehr glänzende Beiſpiele hinweiſen, die ihn entſchuldigten, wenn er von der Pflicht, perſönlichen Muth zu beweiſen, ſich diſpenſiren ließ. So verbarg er die fieberhafte Aufregung nicht, die ihn forttrieb.

Leben Sie wohl, ſagte er; verſprechen Sie mir nur, im Nothfalle mir beim Kaiſer die Hand über den Kopf zu halten: ſagen Sie ihm nach der Vorſtellung des Stückes, daß Lorenz da Ponte nur mit Gefahr ſeines Lebens Seiner Majeſtät ein ſolches Schauſpiel bereitet habe.

Sie wollen alſo die Aufführung jedenfalls Statt finden laſſen?

Ich ſollte mein Stück nicht aufführen, mein Licht unter den Scheffel ſtellen! rief der Dichter aus; wo denken Sie hin! Lieber zehn Leben laſſen! Es handelt ſich nur um den nöthigen Schutz gegen dieſe gottloſen, verbrecheriſchen, diaboliſchen Drohungen. Was meynen Sie, wenn ich in den Palaſt des Cardinals ginge? Migazzi hat mir die Gräfin empfohlen.

Karl konnte dieſen Entſchluß nur billigen und begleitete da Ponte bis zu der Wohnung des Kirchenfürſten. Als ſie ſich trennten, ließ er ſich von dem Dichter den Ort angeben, wo er ihn am Abende treffen könne, um den Erfolg ſeines Schrittes zu erfahren.

Es war natürlich, daß da Ponte's Mittheilung Karl's Intereſſe für die geheimnißvolle Fremde nur noch ſteigerte. Als er heimkam, rief er den Kammerdiener ſeines Oheims auf ſein Zimmer, um — es war das erſte Mal, und Karl wurde blutroth dabei — zu fragen, ob dieſer in ſeinen Nachforſchungen glücklich geweſen. Das war allerdings der Fall, der Diener hatte ſichere Nachrichten, wie er behauptete: er hatte von einem Fourier des Fürſten L. gehört, daß der Jäger des Grafen B. eine Schweſter habe, die eine Freundin beſitze, welche die verſtorbene Beſchließerin der Herzogin von A. habe ſagen hören, daß eine Dame wie die von Karl beſchriebene einmal vor längerer Zeit einen Beſuch bei ihrer Gebieterin gemacht.

Und das nennen Sie ſichere Nachrichten?

Karl glaubte, ein höhniſches Lächeln an dem Munde des Kammerdieners ſpielen zu ſehen, und reizbar wie er war, ſagte er raſch: Gehen Sie nur, geben Sie Sich weiter keine Mühe!

Am Nachmittage fand ſich Karl im Hotel der Fürſtin K. ein, die ihn, wie wir erwähnten, zu ſich beſchieden hatte. Er wurde in ihr Cabinet geführt. Sie war allein, am Schreibtiſche beſchäftigt und winkte Karl, in einem Fauteuil Platz zu nehmen, bis ſie fertig ſey. Er erhielt dadurch Muße, ſie zu beobachten,

Digitized by Google

und das Reſultat dieſer Beobachtung war eine entſchiedene Verſtärkung des unheimlichen Eindrucks, welchen ſie bereits das erſte Mal, in der Soiree des Fürſten Kaunitz, auf ihn gemacht hatte. Es gibt keinen günſtigeren Augenblick, die wahre Phyſiognomie einer Perſon zu beobachten, als wenn ſie lieſ't oder ſchreibt. Beide Beſchäftigungen treiben das eigentliche Seelenantlitz des Menſchen in ſeine Züge hervor. Die Fürſtin K. zeigte, indem ſie ſchrieb, einen unangenehmen Ausdruck von Schärfe, Strenge und Heftigkeit in ihren feſtumriſſenen Zügen, in dem kalten, ſtechenden Feuer ihrer Augen; ſie war ganz die Enkelin einer jener kriegeriſchen und unbezähmbaren böhmiſchen Jungfrauen, welche der Gegenſtand ſo vieler Sagen und Dichtungen ſind, und unter deren Schaaren vielleicht ihre Ahnmutter kämpfte. Sie war einfach gekleidet, in eine hoch am Halſe ſchließende Robe von grauer Seide mit breiten Volants; eine dunkelrothe Schleife im ſchwarzen, außerordentlich reichen Haar bildete ihren einzigen Schmuck.

Sie warf die Feder fort und wandte ſich zu Karl.

Sie haben mir Ihre Verſprechungen nicht gehalten, Herr von Schwalborn, ſagte ſie; noch nicht ein einziges Mal ſind Sie zu mir gekommen, um meine Hülfe oder meinen Rath in Anſpruch zu nehmen. Finden Sie Sich ſo leicht in Ihren Dienſt?

Er iſt nicht ſchwer und zu untergeordnet, als daß ſeine Details verdienten Ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, verſetzte Karl und fügte dann, um die Dame, der er ſeine Stellung zu verdanken glaubte, durch dieſe Wahrung ſeiner Ueberlegenheit über ſeine Charge nicht zu verletzen, raſch hinzu: Aber er iſt eine herrliche Gelegenheit, dem Kaiſer, den Dürftigen und mir ſelbſt nützlich zu werden.

Ihnen ſelbſt? Sehen Sie darauf? Noch ſo jung und ſchon ſo egoiſtiſch?

Mein Egoismus beſteht in dem brennenden Verlangen, zu lernen — und mein Dienſt iſt eine Art Hochſchule der Menſchenkenntniß — das der perſönliche Nutzen, den ich daraus ziehe und der mich Ihnen für Ihre Empfehlung beim Kaiſer ſo dankbar macht, gnädigſte Frau.

Die Fürſtin ſah Karl eine Zeit lang mit ſcharfen, forſchenden Blicken an.

Sie haben zu viel Stolz, junger Mann, ſagte ſie dann — tauſchen Sie dieſe Eigenſchaft möglichſt bald gegen den Ehrgeiz aus.

Hat er Vorzüge vor dem Stolze? fragte Karl etwas betroffen über der Fürſtin pſychologiſchen Scharfblick.

Ja, den Vorzug, welchen die Leiter vor der Stütze hat, wenn man ſteigen will!

Mag ſeyn; aber wenn man nicht ſteigen will?

Und wer wollte das nicht? ſagen Sie mir das, mein junger Hochſchüler der Menſchenkenntniß. Glauben Sie, Sie ſeyen ſtolz genug dazu? Ich ſage Ihnen ein Wort, und all Ihr Stolz iſt dahin, und Sie fühlen den brennenden Durſt, Sich empor zu ſchnellen!

Ein Wort? und das wäre?

Sie ſind ſtolz darauf, „ein begüterter Land-Edelmann“ zu ſeyn. Mit dieſem Namen gehen Sie unbefriedigt durchs Leben und verlangen nichts mehr. Ich nenne Sie einen unbekannten, obſcuren, überſehenen „Krautjunker“ — ſehen Sie, jetzt ſind Sie geſtachelt, und Sie fühlen das Bedürfniß, mit der Welt zu ringen, um empor zu kommen! Das thut ein Wort, das thut der Name! — Die Fürſtin lachte, während ſie ſo ſprach, aber Karl wurde dunkelroth.

Durchlaucht, das iſt mehr, als...

Sprechen Sie nicht weiter — ich habe doch Recht — hätte ich es nicht, ſo würden Sie lachen können; daß Sie verletzt ſind, beſtätigt am beſten, was ich behaupte. Nun zürnen Sie mir nicht — ich hätte Sie nicht verwundet, wenn ich nicht auch den Balſam für die Wunde bereit hätte.

Und dieſer Balſam iſt? fragte Karl, mehr um etwas zu ſagen und unbefangen zu ſcheinen, als aus Neugier nach dieſem Balſam; denn er fühlte die lebhafteſte Abneigung gegen alles, was von dieſer Frau kommen konnte, die ſeine jugendliche Empfindlichkeit ſo tödtlich beleidigt hatte.

Der Balſam iſt dies, ſagte die Fürſtin, indem ſie ein gefaltetes Papier von dem Schreibtiſche nahm und Karl überreichte.

Es war ein kaiſerliches Patent, welches Karl zum Officier à la suite ernannte.

Aber, durchlauchtigſte Frau...

Beruhigen Sie Sich. Dieſes Papier verpflichtet Sie keineswegs, den Sponton zu tragen und den ungebildeten Jünglingen der Kaſerne eine Wiſſenſchaft beizubringen, welche Sie ſelbſt nicht beſitzen. Sie bleiben in Ihrer Stellung beim Kaiſer und haben von nun an nur die Pflicht, öffentlich in Uniform zu erſcheinen. Wenn Sie dieſer ſchweren Pflicht ein Jahr hindurch Genüge leiſten, ſo ſetze ich Ihnen meinen Kredit zum Pfande, daß ſie am letzten Tage desſelben zum Hauptmanne ernannt werden, und verſpreche Ihnen alle und jede Unterſtützung zum Höherſteigen, wenn Sie unterdeß Geſchmack daran gefunden haben ſollten.

Legen Sie ſolchen Werth darauf, mich in Uniform zu ſehen? ſagte Karl immer mehr überraſcht.

Ja, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil Sie Sich für Wien nicht zu kleiden wiſſen und die Uniform dem bisherigen disharmoniſchen Eindrucke Ihrer Erſcheinung ein glänzendes Ende machen wird — verſetzte ſie ſpöttiſch.

(Fortſetzung folgt.)

Eine tragiſche Liebesgeſchichte

die ſich dieſer Tage zu Braunſchweig zugetragen, hat die allgemeine Theilnahme erregt. Ein junger Mann in den erſten zwanziger Jahren, Sohn eines untern Beamten im dortigen Lande, war längere Zeit mit einem dortigen, jungen und liebenswürdigen Mädchen verſprochen. Gewiſſe Gründe ſollen ein geſpanntes Verhältniß zwiſchen den Verlobten herbeigeführt, oder daſſelbe ganz aufgehoben haben. Vor einigen Tagen reiſ't der junge Mann auf der Eiſenbahn Abends von Braunſchweig nach Hannover, läßt ſich in einem dortigen Gaſthofe ein Zimmer geben und ſagt dem Kellner, der ihm Thee und Butterbrod bringen muß, er wolle ſich gleich zu Bette legen. Am Nachmittage des folgenden Tages, etwas nach 4 Uhr, wurden die Bewohner des Hauſes durch den Knall eines Schuſſes aufgeſchreckt; da fällt ihnen ein, daß man von jenem am Abend vorher angekommenen jungen Manne noch nichts wieder geſehen. Man eilt zu ſeinem Zimmer, erbricht die verſchloſſene Thüre und findet den Jüngling aus drei Schußwunden blutend liegen, aber noch bei völliger Beſinnung und der Sprache fähig. Dem ihn befragenden Gaſthofsbeſitzer ſagte er, daß verrathene Liebe ihn zu dieſem entſetzlichen Schritte getrieben. Um 11 Uhr Morgens hatte der Unglückliche ſich den erſten Schuß, der aber von Niemand im Hauſe gehört worden, gegeben; die Kugel, die das Herz treffen ſollte, war darüber hinweg in die linke Bruſt gedrungen. So, ſein Blut von ſich ſtrömen ſehend, hatte der junge Mann mit entſetzlicher Standhaftigkeit geharrt, daß der Tod ihn befreie. Als er ſich endlich aber überzeugt, daß die Wunde nicht tödtlich ſey, da ſchießt er ſich, etwa um 3 Uhr Nachmittags, eine zweite Kugel durch den Kopf, welche durch die rechte Schläfe ſeitwärts eindringt, unterhalb des Auges durch, aber an dem Naſenwirbel wieder ihren Ausgang nimmt. Da auch dieſe Kugel ihm den erſehnten Tod nicht gibt, ſchießt ſich der Jüngling eine Stunde ſpäter die dritte durch den Kopf. Erſchöpfung durch Blutverluſt mochte die Hand unſicher gemacht haben, denn auch dieſe dritte Kugel war nicht auf der Stelle tödtend, und erſt nach einigen Tagen erfolgte der Tod.

Eine Mexikanerin.

In dem Louisville Courier erzählt ein Offizier von der Armee des Generals Taylor folgenden Vorfall, der ſich während der

Digitized by Google

Schlacht von Monterey zutrug: „Als ich auf unſerem linken Flügel in der Nähe eines Forts ſtationirt war, bemerkte ich ein mexikaniſches Weib, welches emſig damit beſchäftigt war, den Verwundeten beider Heere Brod und Waſſer darzureichen. Ich ſah dieſes engelgleiche Weſen das Haupt eines Schwerverwundeten auf ihren Schooß nehmen, ihm Speiſe und Trank geben und ihn ſorgfältig mit einem Tuche verbinden, das ſie von ihrem eigenen Kopfe nahm. Nachdem ſie ihren Vorrath erſchöpft, eilte ſie nach Hauſe, um ſich abermals mit Brod und Waſſer zu verſehen; als ſie jedoch zurückkehrte, um neue Leidende zu tröſten und zu laben, hörte ich den Knall einer Flinte, und das arme ſchuldloſe Geſchöpf fiel todt nieder. Es muß wohl ein zufälliger Schuß geweſen ſeyn; ich will es wenigſtens zur Ehre der Menſchheit glauben. Mit Entſetzen wandte ich mich ab und erhob unwillkührlich die Augen zum Himmel: Guter Gott! dachte ich, dieß iſt der Krieg! — Am folgenden Tag kam ich an derſelben Stelle vorbei und ſah den Körper noch dort liegen, ihm zur Seite das Brod und die zerbrochene Flaſche worin ſich noch einige Tropfen Waſſer befanden. Es waren die Embleme ihres Berufes. Die Kugeln flogen wie Hagel um uns her, aber wir höhlten ein Grab aus und begruben das heldenmüthige Opfer ihrer Menſchenliebe nach Soldatenart."

Unfehlbares Mittel, das kalte Fieber zu heilen.

Unter dieſem Titel macht in der „Breslauer Zeitung" ein Herr N—n Folgendes bekannt: „Vor vielen Jahren hielt ſich im preußiſchen Staate ein franzöſiſcher Offizier auf, der bei einem Arzte wohnte. Derſelbe wurde ſpäter gefährlich krank und theilte kurz vor ſeinem Tode demſelben aus Dankbarkeit für ſeine treue Pflege nachſtehendes Mittel gegen das Fieber mit. Der Arzt wandte das Mittel bei ſeinen Fieberkranken an und war über die ſchnelle Heilung erſtaunt. Der franzöſiſche Offizier hatte den Arzt verpflichtet, dieſes Rezept nur für ſeine Praxis zu benutzen und es Niemand Anderem mitzutheilen. Der Doktor hielt ſein Verſprechen, doch war es nicht zu vermeiden, da das Medikament in der Apotheke angefertigt wurde, daß der Apotheker es auch erfuhr, und auf dieſe Art iſt das Rezept bekannt geworden. Wie ſchwer ſich Fieber kuriren laſſen, wird Jeder wiſſen. Im Jahre 1827 lag ein Viertheil des Breslauer Militärs in den Lazarethen, der Rekonvaleszenten und Wiedergeneſenen waren ſehr wenige, und Manche haben ſich noch Jahre lang mit dem Fieber herumgetragen. Als Gegenſatz führe ich an, daß drei meiner Geſchwiſter von nur einmaligem Gebrauch dieſes Medikaments total vom Fieber befreit wurden, ja ſogar eine Schweſter von mir, die nahe daran war, die Waſſerſucht zu bekommen, wurde ſofort vom Fieber verlaſſen.

Rezept.

2¼	Loth	Aloe sicotrina.	¼	Loth	Rad. Gentianne.
¼	„	Agaricus.	¼	„	Theriac. Venetinn.
¼	„	Rad. Rhei.	¼	„	Rad. Zedotriae.
¼	„	Ammoniac.	¼	„	Crocus oriental.

Hierauf gießt man zwei ſchleſiſche Quart ſtarken Kornbranntweins und läßt es 13 Tage in gemäßigter Wärme ſtehen, dann kann man es ſogleich gebrauchen. Wenn das Fieber ſich das dritte Mal einfindet, aber durchaus nicht früher, nimmt man, wenn nach dem Froſt die Hitze eintritt, einen Eßlöffel voll von dieſer Medizin, und es wird ſelten nöthig ſeyn, noch ein zweites Mal einzunehmen, weil in der Regel das Fieber ſchon nicht mehr wiederkommt. — (Ein Arzt iſt jedoch ſtets dabei zu Rathe zu ziehen!)

Pot - Pourri.

Für Koffee-Fraubaſen!

Bisher war man der Meynung, der Koffee ermangle alle nährenden Eigenſchaften, weil er wenig ſtickſtoffhaltige Subſtanz enthalte. Der gelehrte Chemiker Payen, der jüngſt eine Analyſe des Koffees vorgenommen, und durch chemiſche Procedur ſtickſtoffhaltige Theile in demſelben entdeckt hat, ſpricht ſich darüber folgendermaßen aus: „Die bis zu einer ſchwachrothen Färbung geröſteten Kaffeebohnen behalten das meiſte Aroma. Werden ſie aber bis zur kaſtanienbraunen Farbe geröſtet, ſo erleiden ſie einen Gewichtverluſt von 20 pCt. Erhitzt man ſie noch weiter, daß die Bohnen eine braune Farbe und einen firnißartigen Glanz-Ueberzug erhalten, ſo ſteigt der Gewichtverluſt bis auf 25 pCt. Der Vorzug gebührt demnach dem ſchwach (röthlich) gebrannten Kaffee. Die Filtration extrahirt aus demſelben um die Hälfte mehr, als aus den braun gebrannten Kaffeebohnen. Der davon bereitete, mit Milch und Zucker verſehene Kaffee enthält ſechsmal ſo viel nahrhafte Subſtanz, als eine Taſſe Bouillon." Um den Wohlgeſchmack des Kaffee's zu vermehren, ſchlagen Einige vor: man ſolle dem zum Kaffee beſtimmten Waſſer etwas Salz oder reine Soda (von letzterer für jede Taſſe ein Gran) beifügen, wodurch der Kaffee auch der Geſundheit zuträglicher werden ſoll.

Andere rathen, man ſoll die rohen Koffeebohnen vor dem Brennen mit lauwarmem Waſſer erſt waſchen und nachher wieder trocknen. Der Kaffee ſoll dadurch wohlſchmeckender werden und 1 Loth deſſelben ſo viel Kraft haben, als 1½ Loth ungewaſchener. Ebenſo ſollen auch Würfel von Roggenbrod, mit dem Kaffee zugleich geröſtet, die wohlriechenden, fettigen, ſaliniſchen Beſtandtheile an ſich ziehen, und wenn die Würfel nachher mit dem Kaffee gemahlen werden, den Wohlgeſchmack des Kaffee's ungemein erhöhen.

Luftfahrt.

Daß nicht jede Luftfahrt ſo glücklich abläuft, wie die des Herrn Green in Frankfurt a. M., beweiſt ein Brief des Luftſchiffers Lehmann, den derſelbe von Amerika aus an die „Wien. Allg. Theaterzeitung" ſchreibt. Bei ſeiner erſten Luftfahrt auf amerikaniſchem Boden warf Herr Lehmann, als bereits 11 Stricke am Korbe zerriſſen waren und er ſich in augenſcheinlicher Lebensgefahr befand, in einer Zuckerplantage Anker. Plötzlich hört er einen furchtbaren Knall und ſteht mitten in Feuer! Als er ſich von ſeiner Betäubung erholt, hält er nur noch die Schnur vom Ventil in der Hand. Die Exploſion erklärte ſich dadurch, daß auf der Stelle, wo Herr Lehmann ankerte, kurz vorher ein Feuer gebrannt hatte, deſſen Aſchenfunken das ausſtrömende Gas entzündeten; der ſchöne Ballon verbrannte, und Herr Lehmann hätte, wie er ſich ausdrückt, mitten im Zucker die bitterſten Thränen weinen mögen.

Gelehrten-Gewohnheiten.

Viele Gelehrte ſind nicht fähig, ihre geiſtigen Kräfte zu gebrauchen, ohne ſich phyſiſch auf irgend eine Weiſe zu beſchäftigen. Pitt konnte am beſten denken, wenn er in ſeinem Zimmer auf und ab ging; Sheridan, wenn er in eine Anzahl brennender Lichter ſtarrte; Fox nach dem fröhlichen Verkehr mit ſeinen Freunden; Gibbon bei vollkommen ſtiller Mittagszeit; Byron während der Nacht. Einige können nicht ſtudiren, ohne an den Nägeln zu kauen. Allein das non plus ultra aller Gewohnheitsnarren dürfte ein engliſcher, in jüngſter Zeit ſehr en vogue gekommener, dramatiſcher Schriftſteller ſeyn, der zu einem Arzt kam, um ihn wegen ſeines mehr und mehr ausfallenden Haupthaares zu conſultiren. Lange war es mir unmöglich (erzählt der Arzt) den Grund dieſes Haarausgehens zu entdecken, bis ich ihn eines Tages in ſeinem Arbeitszimmer aufſuchte, gerade als er an einem ſeiner Werke ſchrieb, und zu meinem nicht geringen Staunen bemerkte, daß ſich mein Patient von Zeit zu Zeit ein Haar ausrupfte. Jetzt war mir das Ausfallen des Haares erklärlich, allein es koſtete nicht wenig Mühe, den Dichter von dieſer Angewohnheit zu befreien.

Getheilte Pferde.

„Von den wunderlichen Sitten der Araber," erzählt „der Verſtorbene" in dem eben erſchienenen zweiten Bande ſeiner „Rückkehr," „bekam ich hier eine Probe. Ich begegnete auf dem Bazar einer

ausgezeichneten Stute und wünſchte ſie zu kaufen, der Reiter war dazu auch willig, aber bald fand es ſich, daß ſie zehn verſchiedene Eigenthümer hatte. Einem gehörte der Kopf, einem der Schwanz, einem dritten ein Vorderbein, das andere Bein einem Vierten und ſo fort. Da nun alle dieſe Eigenthümer ſchwer zuſammenzufinden und wahrſcheinlich noch ſchwerer unter einen Hut zu bringen waren, ſo konnte ich meinen Wunſch auf keine Weiſe realiſiren. Dieſe bei manchen Stämmen herrſchende Sitte erſchwert es ungemein, ein gutes Pferd von ihnen zu erlangen.

Nähere Auskunft

An der Table d'Hote in Mainz fragte ein ungeographiſcher Fremder einen neben ihm ſitzenden Mainzer: Wem gehört dieſe Stadt? Der Mainzer verſetzte, ohne ſich zu bedenken: dem Großherzoge zahlen wir die Steuern, die Preußen und Oeſtreicher liegen hier im Quartier, von Frankfurt wird das Geld geſchickt, das Dampfſchiff fährt jeden Abend hier an, aber vor 33 Jahren waren wir franzöſiſch.

Devoteſtes.

In einer etwa achtzehn Zeilen großen badiſchen Schrift kommen folgende Worte vor: „Ehrfurchtsvoll", „unterthänigſt", „gehorſamſt", „Höchſtihr", „Allerhöchſt", „gehorſamſt", „Allerhöchſt", „Allerhöchſtihr", „unterthänigſt", „tiefſt", „Allerhöchſt", „Allerhöchſtihr", „allerunterthänigſt", „Allergnädigſt", „Allerhöchſt", „Allerhöchſt", „tiefſt", „Allerunterthänigſt, treugehorſamſt" .... alſo mehr Worte als Zeilen!

Ein Redeübungsverein

iſt in Leipzig entſtanden und von der Regierung beſtätigt worden. Frauenzimmer werden nicht aufgenommen, die können's ſchon ſo.

Selbſtempfindung.

Ein oft geprügelter Schuſterjunge wurde gefragt, was Ohrfeigen für ein Gefühl verurſachten: „Ach Gott — rief er aus — ſo etwas läßt ſich nicht beſchreiben, das muß man ſelbſt empfinden!"

Korreſpondenz des „Sammlers."

* Augsburg, im Auguſt, 1847.

Poetiſche Verſuche:

ſo heißt der Titel einer kleinen vor uns liegenden Schrift, die in ihrem anſpruchsloſen Gewande manch hübſche Blume reiner Poeſie birgt. Der Dichter, Hr. Severin Müller, verzeichnet in ſeinem Werkchen drei Stadien, deren erſte Gedichte, meiſt lyriſchen Inhalts, die zweite einen Operntext (Germana) und die dritte ein Trauerſpiel (Wannsfeld) enthält. Wenn wir bei poetiſchen Verſuchen hauptſächlich die Gedichte im Augen behalten, ſo liegt das in der Natur der Sache, und iſt hier um ſo mehr begründet, als gerade ſie uns des Lieblichen viel bieten. Was bei ihnen hauptſächlich anzieht, iſt die wechſelnde Stimmung, die poetiſche Tinte in ihren verſchiedenen Abſtufungen, welche lebendig und friſch aus den Reimen weht und bald in Form eines Sonetts bald romanzenartig zur Aeußerlichkeit wird. Und doch läßt ſich auch in dieſer Verſchiedenheit der Gemüthsfärbung eine gewiſſe Konſequenz nicht verkennen, denn während die erſten Gedichte: „Meine Freiſtatt" — „Sehnen" — „Der Mönch" — ſtille Sehnſucht und ſchmerzliche Reſignation

(„Doch wenn alles knoſpt und glühet
„Mir bleibt meine Welt verblühet"

ſingt der Mönch) — athmet, erkennen wir in „St. Magnus Tritt" das ſtarke muthige Gottvertrauen. St. Magnus, ein Prediger des Evangeliums bei den heidniſchen Vindeliziern, wurde verfolgt und war

— bis an den Lech geſloh'n.

Und dort, wo Berge thürmend ſich erheben,
Hoch in den Wolken droh'nde Felſen ſchweben
Und unten tief der wilde Bergſtrom rauſcht;
Wo nicht den Berg ſchön, grüne Wieſenmatten
Bedecken, Fichte nicht und Thann' ſich gatten,
Nur ſpärlich Moos durch Felſenſpalten lauſcht;

Dort, wo der Sailing himmelhoch erhoben,
Brauſt unten tief des wilden Leches Toben
Im wilden Bett, das er ſich ſelbſt erkohr;
Wo an des kahlen Rieſenberges Ende
Sich ſtracks erheben zwei der Felſenwände,
Da drängt ſich Fluth auf Fluth durch's enge Thor.

Bis hieher war's dem Heil'gen nun gelungen;
Doch die Verfolger waren nachgedrungen,
Der ſichern Rettungsporte keiner nah'.

Da in dieſer Noth fleht St. Magnus zu Gott um Rettung, aber nicht um ſeines Lebens willen, ſondern damit der Kirche Chriſti ein Streiter erhalten bleibe.

— Die Feinde nah'n, nichts rettet ihn als ſpringen —
Es gibt ein Gott der kühnen That Gelingen.
Und das Unglaubliche, es iſt geſcheh'n. —
Gerettet, ſteht am andern Ufers Rande
St. Magnus, dankend dem, der Hülfe ſandte,
Der in der höchſten Noth erhört ſein Fleh'n.

Doch Wunder, ſieh! am Uferrand herüben,
Des Fußes Tritt; er iſt im Fels geblieben,
Und wird noch heut, dem frommen Volk gezeigt!

An dieſe Rettung reiht ſich in naturgemäßer Folge „die Sehnſucht des Gefangenen" an, und von tiefer Wirkung iſt nach jedem Vergleich, was dem Gefangenen fehle und was er erſehne, der Refrain

„Es iſt der Freiheit roſ'ger Sonnenſchein!"

Anſprechend ſind namentlich auch die Liebeslieder, und wenn hier und da die Göttin Eros neckiſch den Schleier zu lüpfen ſcheint, ſo geſchieht dieß doch auf ſo harmloſe und in natürlicher Wahrheit keuſche Weiſe, daß auch der ſtrengſte Grillenfänger daran kein Arg finden wird. Wen, der noch Sinn für Leben und Natur hat, ſollten nicht die Strophen freuen:

Wie unausſprechlich lieb, wie ſüß Ihr Scherz,
Ihr Minneſpiel — und ſelbſt des Vorwurfs Qualen,
Sie mußte mir's mit tauſend Küſſen zahlen.
Drum blühe freundlich Baum der ſüßen Liebe,
Verzweige Deine Aeſte laubbedeckt
Zum dunklen Sitz! daß ſtill verborgen bliebe,
Wenn mich mein Liebchen freundlich koſend neckt;
Daß keine Störung unſ're Freude trübe,
Dem Geſpang der Späher wohlverſteckt,
Mögſt Du Dich ewig junger Blüth erfreuen, —
Wie wir Dich jetzt zum Baum der Liebe weihen!

Oder wem wecken nicht ſüße Erinnerungen der Jugend die Worte:

Es thränet das Auge die Tage lang,
Die Seele zaget, das Herz iſt bang,
Sie denk ich — und was ich verübe —
„Nur Sie, mit ſehnender Liebe."

Im Garten endlich, in Dämmer-Nacht,
Wenn die Liebſte kömmt, dann iſt es vollbracht;
An ihrem Herzen zerſtiebe!
„Ja fliehe nur Sehnen der Liebe!"

Damit ſcheiden wir von unſerm Dichter, dem wir von Herzen glücklichen Fortgang auf der erfolgreich betretenen Bahn wünſchen.

F. O.

Digitized by Google

Nro. 69. Sechzehnter Jahrgang **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 28. Auguſt.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Beiſetzung. — Wiener Erlebniſſe. — Napoleon und ſein Sohn. — Denktafeln. — Miniſter und Thürſteher. — Pot-Pourri.

Beiſetzung.

Sie führen einen Todten mir vorüber. —
Da wird nicht s'Aug allein, das Herz auch trüber,
Und ob er fremd mir iſt, ob gut bekannt,
Ein „Lebewohl!“ wird flüſternd nachgeſandt.

Und ſeh' ich ſo ihn auf dem letzten Wege
Von Schmerz befreit, bedürftig keiner Pflege,
Dann ſchaut der Geiſt ernſt fragend weit zurück:
Bedenkend des Entſchlafenen Geſchick. —

Begrüßte ſeine Wieg' einſt Mutterliebe,
Und nährte in dem Kind die erſten Triebe
Ein treuer Vater dem das Herz gebot
Ihm mehr zu geben als nur täglich Brod?

Stand ihm, als dieſe Stätte ward zu enge,
Im Leben wohl, im wirren Weltgedränge
Zur Seite denn ein mit empfindend Herz
Das fähig war zu theilen Glück und Schmerz?

Fand der — der nun zu Grabe wird getragen
In dieſes Lebens vielbewegten Tagen
Die Ruhe wohl, nach Stürmen ſchwer erſiegt,
Die jetzt zu ſeinen Füßen endlos liegt?

Und wenn er nicht gefunden Lebensfrieden,
Wenn rauher Nord zerdrückt hat ſeine Blüthen; — —
O ſprich! du Ruhender! hat dir verklärt
Den Schmerz — die Lieb' am eignen Herd?!

Stand wohl an deinem Leid- und Todtenbette
Wie Ring und Ring ſich ſchlingt zu einer Kette,
Ein holder Kreis, und drückte dir die Hand,
Weil Liebe und Natur dich ihm verband? —

Und ähnlich dieſen wüßt ich tauſend Fragen!
Vom Traum des Glücks, vom Hoffen und Entſagen,
Von ſchwerer Täuſchung und von bitt'rer Noth,
Von deinem Leben, ſelbſt von deinem Tod!

Doch du liegſt ſtill. — Aus bleichem Angeſichte
D'raus Friede ſtrahlet im Verklärungs-Lichte,
Lieſt wohl der Geiſt, der weit und weiter ſchaut
Was einſt im Leben dir auch war vertraut?

Es kann im Erdenthale wohl hienieden
Der Lenz nicht endlos ſeyn mit ſeinen Blüthen,
Es muß die Nacht mild kühlen Sonnentag,
Wenn er mit ſeinen Gluthen auf uns lag.

Es wechſelt wie im Garten Blüth' und Roſe
Das ernſte Schickſal ſpielend ſeine Looſe;
Und wenn im Tode Herz und Auge bricht,
Iſt es das letzte Wechſelloos wohl nicht!

Die Hülle bricht. Der Geiſt in ihr muß leben,
Und frei der ſchweren Feſſeln ſich erheben;
Muß wieder ſuchen was er hier einſt fand
Für ſeine Kräfte ſich ein Heimath-Land.

So laß dich mild beweint zu Grabe tragen.
Verzweiflung nicht, — nur Wehmuth darf dir ſagen
Für kurze Zeit ein leiſes „Lebewohl!“
Weil Geiſt und Geiſt ſich wieder finden ſoll.

So dacht ich ernſt. Da iſt dem Aug' entglitten
Der arme Wandrer, der nun ausgeſtritten;
Das rege Leben rang ſich an mein Herz,
Doch ach! es ſchlug verſtimmt und fühlte Schmerz.

G***

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Die Fürſtin fand augenſcheinlich eine Befriedigung darin, mit Karl ein Spiel zu treiben, in welchem ein frauenhafter Uebermuth ſich mit dem Wunſche zu vereinigen ſchien, ihn ihre geiſtige Uebermacht fühlen zu laſſen. Glaubte ſie dadurch den Ehrgeiz in ihm zu reizen, den ſie aufſtacheln wollte, um ihn als ihr Werkzeug benutzen zu können? Gewiß iſt, daß Karl ſich niemals weniger geneigt fühlte, das Werkzeug dieſer Frau zu ſeyn, als in dieſem Augenblicke.

Ich verletze Sie mit dem, was ich ſage — fuhr ſie ernſter werdend und ſich zu ihm neigend fort, und doch habe ich Sie zu mir rufen laſſen, um Ihr Glück zu machen. Sie lieben. Wenn ich alſo von Glück rede, ſo meyne ich das Glück Ihres Herzens.

Karl erblaßte. Er ſah die Fürſtin mit einem Blicke an, worin eben ſo viel Erſtaunen als Unruhe lag.

Sie haben mir, als ich Sie bei Kaunitz ſah, fuhr die Fürſtin fort, Ihre Leidenſchaft verrathen. Nun hören Sie. Es wird morgen oder in den nächſten Tagen eine Bittſchrift bei Hofe einlaufen und in Ihre Hände kommen, welche ein alter verabſchiedeter Offizier des Regiments Laudon Kuiraſſire an den Kaiſer richtet. Dieſer Mann lebte früher in der Provinz in Görz, und iſt mit einer Nichte, der Waiſe ſeines Bruders, hieher gekommen. In ſeiner Bittſchrift verlangt er eine Unterſtützung, um den Aufenthalt in Wien, den die Führung eines Prozeſſes ihm nöthig macht, fortſetzen zu können, da ſeine Penſion nicht zur Beſtreitung der Koſten ausreicht. Sie, mein junger Freund, ſorgen dafür, daß dieſe Bittſchrift abſchlägich beſchieden wird.

Aber, Durchlaucht. . .

Beruhigen Sie Ihr Gewiſſen — dem alten Manne ſoll dadurch nichts entgehen. Sie ſelbſt ſollen ſein Wohlthäter werden. Begeben Sie Sich noch am ſelben Tage zu ihm, drücken Sie ihm Ihr Beileid aus, daß Sie ſein Geſuch nicht haben unterſtützen können, verſichern Sie ihn jedoch Ihrer perſönlichen Theilnahme und bieten Sie ihm hundert Lonisd'or als Darlehen an — erbitten Sie

Digitized by Google

Sich die Erlaubniß, ihn beſuchen zu dürfen, die er Ihnen nicht verweigern wird, und dann machen Sie ſeiner Nichte den Hof, heirathen Sie dieſelbe wo möglich. —

Aber um Gottes willen, Frau Fürſtin. . .

Es iſt die Dame, welche Sie lieben!

Hier ſind die hundert Louisd'or — ſetzte die Fürſtin noch einer Pauſe hinzu, während welcher Karl ſie ſprachlos anſtarrte; dann nahm ſie eine Rolle aus dem Schreibtiſche, legte ſie vor Karl auf den Tiſch und ſagte: Damit Sie mit dem äußeren Luxus und Glanze bei der jungen Dame auftreten können, der einen Erfolg verbürgt, werden Sie beim Nachhauſekommen ein Cabriolet mit einem Grauſchimmel aus der Ukraine, ein hübſches Reitpferd und einen gewandten Jokey finden, der für ſie ſorgt? Nun? Sie antworten nicht?

Karl war in der That verſtummt vor Ueberraſchung. Die Fürſtin glaubte er werde in Jubel ausbrechen und von Dankbarkeit überſtrömen. Es war die Zuverſicht auf dieſen Erfolg ihrer Anträge, was ihrem Geſpräche im Anfange den Uebermuth gegeben hatte. Deſto verwunderter ſah ſie den jungen Mann an, als er antwortete: Ich kann das nicht annehmen Durchlaucht.

Und weßhalb nicht?

Die Fürſtin war nicht die Frau, der Karl hätte ſein Herz erſchließen und ſein Verhältniß zu Cöleſtinen offenbaren mögen. Er ſuchte nach Ausflüchten und fand keine.

Sie ſind ein Sonderling! Sie werfen nicht allein Ihr Lebensglück, Ihre Zukunft fort, auch das, was in der Jugend viel wichtiger iſt, das Vergnügen, ja, die Befriedigung Ihrer Herzensneigung.

Die Art, wie ich abgeſandt werde, für Lohn und Geſchenke das Vergnügen und jene Befriedigung zu ſuchen, ſcheint mir etwas Demüthigendes, Unwürdiges zu haben.

Thörichte Bedenken! Wiſſen Sie denn, um was es ſich handelt, wiſſen Sie, daß meine Abſicht keine andere iſt — als — doch nein, Sie ſind noch zu thöricht, noch zu kindiſch, als daß ich Sie auf den Grund der Dinge ſehen laſſen könnte! Aber das bedenken Sie wohl: Jenes Geſchöpf, deſſen Schönheit Ihnen eine ſolche Begeiſterung einflößte, und das dieſe Bewunderung im unbeſchränkteſten Maße verdient — jenes Mädchen vom höchſten Adel der Seele, wahrhaft überſchüttet mit den Gaben des Himmels, berechtigt zu allem, worauf Jugend, Gemüth, Verſtand, hoher Schwung der Innerlichkeit Anſpruch geben können — jenes Mädchen ſteht am Rande eines Abgrundes. Eine rettende Hand muß ſich ihr bieten, und dieſe Hand kann nur die der Liebe ſeyn. Unter den blaſirten, faden und affectirten Zieraffen, die an Empfangstagen meine Salons füllen, kenne ich keinen, der ihr Liebe einflößen könnte, keinen, der eines ſolchen Geſchöpfes würdig wäre. Sie lieben ſie, und außerdem haben Sie den unermeßlichen Vorzug der Natürlichkeit friſcher Empfindungen; was Ihre äußeren Vortheile angeht — die Fürſtin lächelte wieder freundlich —, ſo haben Sie mich bemüht geſehen, Ihnen jede Folie zu verleihen. Sie führen Sich obendrein als Wohlthäter in das Haus ein — es kann nicht fehlen, daß Sie dadurch einen günſtigen Eindruck machen. — Sie müſſen dieſes Weſen gewinnen, deſſen unterdrücktes Lebens- und Liebesbedürfniß ſie doppelt und dreifach empfänglich gemacht hat. Ich verhehle Ihnen nicht, daß eben dieſe Unterdrückung ihr eine krankhafte, verderbliche Richtung gegeben; Sie ſollen als ihr Retter ſie daraus zurück reißen. In der Bruſt dieſes jungen Mädchens, in dieſer glühenden Seele kocht das Gefühl über, es ſchäumt in dieſem Becher eine wilde Gährung erhabener, bewunderungswürdiger, aber gefährlicher, ungezügelter Vorſätze und Ideen — Sie ſollen dieſen Schaum abſchlürfen und den höchſten Rauſch der Poeſie und Liebe daraus trinken — und Sie wollen nicht?

In Karl's Bruſt war ein heftiger — ein ſchmerzlicher Kampf.

Die Fürſtin ſah ihn eine Weile mit zornigen, ſtechenden Blicken an.

Ich glaube — ich könnte Sie verachten, ſagte ſie — aber es iſt nicht möglich, daß Sie Sich weigern — gehen Sie — bringen Sie mindeſtens dem alten Officier das Gold dort — Sie wollen doch ihn nicht das Opfer Ihres Eigenſinnes werden laſſen?! Denn nur durch Sie erhält er dieſe Wohlthat, mein Wort darauf!

Nein, das Gold werde ich ihm bringen. Das darf ich — aber . . .

Kein Wort mehr! Wenn Sie bei ihm waren, kommen Sie zu mir zurück, und wir ſprechen dann weiter. Bis dahin ſeyen Sie verſchwiegen!

Die Fürſtin ſprach die letzten Worte mit majeſtätiſchem Ernſt und mit Blicken, in welchen mehr als die ausdrücklichſte Drohung lag.

Ich werde wiederkommen und werde ſchweigen, verſetzte Karl und ging, das Herz centnerſchwer belaſtet.

Sechstes Kapitel.

Karl wanderte eine Zeit lang auf dem Glacis auf und ab in heftigem Kampfe mit ſich ſelbſt, oder nein, im Kampfe nicht — er hatte ja geſiegt über alle die blendende Verführung, alle Gewalt der Lockung, womit ein blitzartig auf ihn eindringender Augenblick des Rauſches ihn überwältigen wollte. Aber er war deßhalb nicht minder in einer außerordentlichen Aufregung. Und wenn man auf den Grund ſeiner Seele hätte ſehen können, ſo würde man hier ein Geheimniß gefunden haben, das ihm ſelber nicht bekannt, ein Geheimniß, traurig und unheilverkündend für die, welche die Siegerin in der verfloſſenen Stunde ſeines Kampfes geblieben. Auch ſie hätte ausrufen können: Noch ſolch ein Sieg, und ich bin verloren!

Dieſes Geheimniß aber war: Karl war Cöleſtinen treu geblieben, indem er der Pflicht gedachte, welche ihn an ſie binde. Nichts iſt gebrechlicher als der Ring der Treue, wenn ihn die Pflicht ſchmiedet!

Karl erinnerte ſich des Rendezvous, das da Ponte ihm gegeben. Es war ein Kaffeehaus, und Karl fand es bald in der angegebenen Straße; eine ungeheure blanke Meſſingkanne, von einem Mohren gehalten, der halb ſo groß war wie ſie, bezeichnete es. Ein Kaffeehaus von damals war eine durchaus verſchiedene Anſtalt von dem, was heute dieſen Namen in Wien trägt, wo das öffentliche Leben der großen Stadt, ihre Literatur, ihre politiſche Oppoſition, vor Allem ihre Tagespreſſe hier die Fayers findet, während das Cafee für Commis voyageurs und Löwen die Hochſchule des guten Tones iſt. Das Kaffeehaus, welches Karl betrat, war eine große geweißte Stube mit Tiſchen von blankgebohntem Eichenholz; rings umher liefen Bänke, bedeckt von ſchwarzledernem Polſter; hier und da ſaß ein vereinzelter Gaſt, unter denen kein einziger Raucher, denn das Rauchen galt noch für Unſitte, und man begnügte ſich mit dem Schnupfen; als Marqueur fungirte ein geſetzter Menſch von 50 Jahren, eine reſpektable gepuderte Perſönlichkeit mit ſtattlichem Zopf und weißer Halsbinde. Eine lange Weſte von rothem Tuch mit zwei Reihen kugelrunder Zinnknöpfe, Jacke und Schürze aus grünem Tuch, kurze Beinkleider, Schuhe mit Schnallen, Strümpfe geſtreift wie die Haut eines Zebra, das bildete die Erſcheinung des Marqueurs von 1790 — und ehrenfeſt wie er iſt, der ganze Ton dieſer ſtillen und höchſt ſoliden Vergnügensanſtalt. Karl fand ſeinen Freund hinter einem der Tiſche, einer Trieſter Baſtflaſche gegenüber, ein großes Glas mit Aqua d'oro in welchem noch die Goldplättchen ſchwammen, vor ſich; zu dieſem geiſtigen Genuſſe geſellte da Ponte das Agrement, welches ihm das Verſpeiſen eines Häufleins von „Kipfel“ und „Eiernem“ gewährte.

Marqueur — Freund — Geliebter — Ganymed, ein Glas hieher! ſchrie da Ponte, als er ſeinen Bekannten ſah, dem Aufwärter nach, corpo di dio! maledetto! — ſetzen Sie Sich, mein Freund!

Er rückte für Karl einen Armſeſſel heran, und dann rannte er voll Haſt dem harthörigen Marqueur nach.

Karl blickte unterdeß in die Zeitung, welche auf dem Tiſche vor ihm lag. Es war das Haupt- und Leibblatt jener Zeit, die Neuwieder „Geſpräche aus dem Reiche der Todten.“ Welche Ironie

Digitized by Google

des Schickſals, das Hauptorgan der deutſchen politiſchen Preſſe von 1790 nannte ſich: Geſpräche aus dem Reiche der Todten!

Da Ponte kehrte mit einem Glaſe zurück, da er nicht abwarten konnte bis der dienſtbare Geiſt in den Zebraſtrümpfen damit anlangte — er wäre im Stande geweſen, wie einſt Moliere aus Aerger über ſeine langſamen Träger aus der Sänfte zu ſpringen, ſie ſelbſt auf den Rücken zu nehmen und damit im Schweiße ſeines Angeſichtes bis an ſein Haus zu rennen.

Und nun fragte Karl, nachdem er von dem Goldtranke verſucht — Sie ſind ſtrahlend von Heiterkeit — welchen Erfolg hat Ihr Gang gehabt?

Den allerbeſten — den glänzendſten! rief da Ponte aus, ich habe die ſchönſten Verheißungen — ich fürchte nichts mehr — ich fürchte meine anonymen Feinde ſo viel, wie mein Don Giovanni den Corregidor von Sevilla! Und Aufſchlüſſe habe ich bekommen — Aufſchlüſſe — o, ich bin fein — junger Cavaliere — der da Ponte iſt fein wie ein Maulwurfsauge!

Da Ponte rieb ſich die Hände vor Vergnügen.

Karl bemerkte jetzt erſt, daß ſein Geſicht ein auffallend hohes Roth zeigte. Vielleicht würde die Farbenlehre eine intereſſante Bereicherung erhalten haben, hätte man die myſteriöſen Beziehungen dieſes Roth zu dem Gelb in ſeinem Glaſe einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung gewürdigt. Karl begnügte ſich aber damit, aus dieſer Färbung auf eine beſondere Bereitwilligkeit zu offenen Mittheilungen in dem kaiſerlich königlichen Hoflyriker da Ponte zu ſchließen, und er irrte darin keineswegs.

Was hat Migazzi Ihnen geſagt? fragte er.

Der? Er hat mich gar nicht ſehen wollen.

Und das hat Sie mit ſo viel Zuverſicht erfüllt?

Nein, das nicht — aber es iſt ein magerer gelber, kleiner Mann zu mir gekommen mit dunklen brennenden Augen — ja, ja, mit einem Paar Augen wie Kohlen — der hat mir gewinkt, hat mich am Arm gefaßt und aus der Antichambre in ein Kabinet geführt — da hat er nach meinem Anliegen gefragt, und ich habe ihm Alles erzählt und ihm das anonyme Billet gezeigt und meine Angſt geſchildert — da hat der Kleine mich am Kopf gefaßt und hat mir geſagt: Seyen Sie ruhig — es ſind leere Drohungen — ich kenne die Hand, welche dieſes Billet ſchrieb. Eine Dienerin hat dieſe Zeilen geſchrieben, die eben ſo wenig ein Stilet zu handhaben weiß, wie diejenige, deren Befehl ſie erfüllte, als ſie einen Brief dieſes Inhalts abſandte!

Wer war der gelbe kleine Mann, der das alles wußte?

Der Almoſenaustheiler der Fürſtin K.

Der Fürſtin K.? Das iſt ſeltſam! rief Karl überraſcht aus.

Soll ich Ihnen nun ſagen, was ich über dieß Alles denke? Die Fürſtin K. will nicht, daß unſere ſchöne Gräfin in meinem Stücke auftrete. Frage: Welchen Grund kann ſie haben? Antwort: Sie liebt den Kaiſer. Das iſt ein offenbares Geheimniß. Alſo, ſie fürchtet, daß der Kaiſer dieſe Schönheit ſehe. Habe ich recht geſchloſſen?

Ohne Zweifel. Nur weiter. Wie kommt es, daß der Oheim unſerer Gräfin Bianca Tondini, der alte zerſchoſſene Rittmeiſter, der nichts heil behalten hat, als ſeine lange Habichtsnaſe und ſeinen Adelſtolz, einwilligt, ſeine Nichte auf der Bühne erſcheinen zu ſehen? warum kommt dieſer kleine ſchwarze Mann und verräth ſeine eigene Gebieterin gegen mich, den Fremden? Antwort: es muß Leute geben, welche nichts dagegen haben, daß Seine geheiligte apoſtoliſche Majeſtät Kaiſer Joſephus der Andere, immer Mehrer des Reichs und Verächter der Frauen, unſere im Fleiſche wandelnde Schönheitsgöttin Signora Bianca erblicken! Habe ich Recht? Bemerken Sie alles wohl, was ich ſage — Leute, welche nichts dagegen haben — mehr behaupte ich nicht — ja, ja, ja — o, der da Ponte iſt fein, fein wie das Haar einer Angorakatze!

Karl war von dieſen Enthüllungen höchſt unangenehm betroffen.

Wer iſt der alte Rittmeiſter? fragte er.

Der alte Bortolomeo Graf Tondini — ein wunderlicher Kauz, ſeit einigen Monaten hier, um einen Prozeß zu betreiben, arm wie eine Kirchenmaus und trotzig und hochfahrend wie ein Hahn aus Calcutta.

In dieſer Weiſe fuhr da Ponte fort, alles mitzutheilen, was er wußte und was er combinirte; ſo erfuhr Karl denn auch, daß die junge Bianca als Waiſe im Kloſter erzogen, aber durch des Kaiſers Maaßregeln gegen die geiſtlichen Stiftungen um ihr Aſyl gebracht worden ſey; daß ſie durch einen gemeinſamen Bekannten da Ponte's und ihres Oheims veranlaßt worden ſey, mit ihrem Entſchluſſe, auf die Bühne zu gehen, ſich da Ponte anzuvertrauen, der ein Werk mit einer vortrefflichen Rolle für ſie vorbereite; er erfuhr, daß ſie da Ponte bei ihrem erſten Beſuche mitgetheilt, wie einzig die Verzweiflung, ihren väterlichen Beſchützer und Wohlthäter, den alten Krieger, mit bitterſter Dürftigkeit ringen zu ſehen, ſie bewege, trotz ihres Standes und Namens Schauſpielerin zu werden; er erfuhr endlich alles, was ihm damals geheimnißvoll erſchienen.

Und jetzt — ſchloß da Ponte ſein Geplauder — heben wir die Sitzung auf. Bianca wird in meinem „Tempel der Flora" auftreten, ſie wird ihm einen glänzenden Triumph ſichern — um das Uebrige kümmere ich mich nicht und bin ſo froh wie ein Kaninchen!

Sie ſcheinen vor allen Wiſſenſchaften die Mythogie und die Naturgeſchichte zu lieben, Signor da Ponte — wenn man nach Ihren Vergleichen urtheilen darf, bemerkte Karl aufſtehend.

Beim Herkules, das thue ich auch! Gott oder Thier — was dazwiſchen liegt, hol' der Teufel! Die Wahrheit iſt in den Extremen!

(Fortſetzung folgt.)

Napoleon und ſein Sohn.

(Aus „Meneval's Napoleon und Louiſe)

Unter der Aufſicht der Frau v. Montesquiou nahm der König von Rom ſchnell an Kraft und Schönheit zu. Jeden Morgen brachte man ihn ſeiner Mutter. Oft begleitete ſie ihn mit der Amme, die ihn trug, zu ſeinem Vater, auch wenn dieſer arbeitete. Sobald dieſer Beſuch gemeldet wurde, ſtand der Kaiſer auf, um ihm entgegenzugehen. Die Amme durfte nicht in das Kabinet Napoleon's eintreten, ſondern er bat Marie Louiſe, ihm ſeinen Sohn zu bringen; ihr nahm er dann das Kind ab und trug es küſſend umher. Und wie oft ſaß der Kleine auf den Knieen des Mannes, der ſich entweder auf ſeinem Lieblingsſeſſel neben dem Kamine oder ſeinem in der Mitte ausgeſchweiften Schreibtiſche niedergelaſſen hatte, wo er, mit dem Kinde ſpielend, wichtige Berichte las, oder Depeſchen unterzeichnete, in denen jedes Wort erwogen werden mußte. Bisweilen zog Napoleon auch ſeine Aufmerkſamkeit von den großen Gedanken ab, die ihn beſchäftigten, legte ſich mit ſeinem geliebten Sohne auf den Fußboden nieder, ſpielte mit ihm wie ein Kind, und achtete dabei auf Alles, was den Kleinen unterhalten, oder ihm Unangenehmes erſparen konnte. Der Kaiſer hatte ſich Manoeuvreſtücke machen laſſen, d. h. kleine Mahagonihölzer von ungleicher Länge und verſchiedener Farbe, die oben ausgezackt waren, und Bataillone, Regimenter und Diviſionen vorſtellten. Wollte er nun eine neue Truppenkombination, eine neue Evolution verſuchen, ſo bediente er ſich ſeiner Holzſtückchen, die er auf dem Teppiche aufſtellte. Bisweilen überraſchte ihn ſein Sohn, wenn er ernſthaft mit der Aufſtellung dieſer Hölzer beſchäftigt war und irgend eines jener gelehrten Manoeuvres verſuchte, welche den Erfolg einer Schlacht ſicherten. Sein Sohn, der dann neben ihm am Boden ſaß und ſich über die Form und Farbe dieſer Holzſtückchen freute, griff jeden Augenblick danach und ſtörte ſo die Schlachtordnung oft im entſcheidenden Augenblicke. Doch die Geiſtesgegenwart des Kaiſers und ſeine Nachſicht gegen das Kind waren ſo groß, daß ihn dieſe Störung nicht in ſeinen Manoeuvres irre machte und er, ohne ſich zu erzürnen, ſeine Holzſtückchen immer wieder von

Digitized by Google

Neuem aufſtellte. Zum Frühſtück, welches der Kaiſer allein einnahm, mußte die Frau v. Montesquiou wenigſtens den kleinen König von Rom bringen. Napoleon nahm ihn auf die Kniee, gab ihm zu eſſen, hielt ihm das Glas an die Lippen und lachte über das verzogene Geſicht des Kindes, wenn ihm ein Tropfen Wein auf die Zunge kam. Einſt hielt er ihm einen Biſſen hin und zog ihn ſchnell zurück, als ihn das Kind mit dem Munde faſſen wollte. Der lachende Vater machte einen zweiten Verſuch, aber der Kleine wendete das Geſicht ab und war nachher auch nicht zu bewegen, das Geringſte anzunehmen. Napoleon wunderte ſich darüber; aber die Montesquiou ſagte zu ihm: „Das Kind läßt ſich durchaus nicht täuſchen; es iſt ſtolz und empfindlich." — „Stolz und empfindlich", ſprach der Kaiſer; „ſchon gut, ſo liebe ich ihn." Und er küßte den Knaben, ſich freuend, daß er dieſe Eigenſchaften an ihm fand. Die Kaiſerin Joſephine hatte um die Gunſt gebeten, daß man ihr den König von Rom ſende. Der Kaiſer fürchtete zwar ihre Aufregung beim Anblick des Kindes, ließ es aber doch hinter dem Rücken Marien Louiſens, die er nicht eiferſüchtig machen wollte, durch die Frau v. Montesquiou nach Bagatelle (einem Luſtſchlößchen im Boulogner Wäldchen) bringen. Die treffliche Joſephine konnte ſich der Thränen nicht enthalten, als ſie das Kind erblickte; ſie küßte es und ſchien ſich in der Illuſion des Gedankens zu gefallen, daß ſie ihr eigenes Kind liebkoſe.

Denktafeln.

Auf einer Porzellantafel, welche bei der am 3 Auguſt ſtattgefundenen Grundſteinlegung zur Petrikirche in Berlin eingeſenkt wurde, finden ſich folgende hiſtoriſche Notizen aus dem laufenden Jahr aufgezeichnet: „In dieſem Jahre ſtiegen die Preiſe der Lebensmittel zu einer ungewöhnlichen Höhe, ſo daß 125 Thaler für den Wiſpel Weizen, 115 Thlr. für Roggen, 60 Thlr. für Haber und 70 Thlr. für Gerſte gezahlt wurden; der Schäffel guter Kartoffeln war nur für 2 Thlr. zu haben, und die Theurung gab ſogar zu Volksaufläufen Veranlaſſung. Die jetzt in Ausſicht ſtehende ganz vortreffliche Ernte läßt jedoch mit Zuverſicht auf eine bedeutende Verminderung der Preiſe hoffen, die bisher ſchon fortwährend im Abnehmen begriffen waren. Der erſte allgemeine preußiſche Landtag verſammelte ſich in dieſem Jahre in Berlin, und wurde am Sonntage Quaſimodogeniti den 11. April durch Se. Maj. den König feierlich eröffnet; auch wurde am 17. Juli 1846 Mündlichkeit und Oeffentlichkeit bei dem Gerichtsverfahren angeordnet, und vom 2. Juni bis 29. Auguſt deſſelben Jahres die erſte evangeliſche Generalſynode in Berlin abgehalten. Nehme nun der allmächtige Gott das zu ſeiner Ehre gegründete Werk in ſeinen gnädigen Schutz, damit wir und unſere ſpäteſten Nachkommen in dieſem Gotteshauſe Stärkung für den Glauben finden mögen, der uns freundlich hinüber geleiten wird in das Land des Schauens!" — Auch die bei dem Abbruche der früheren Kirche im Grundſtein aufgefundene kupferne Gedenktafel wurde wieder beigelegt. Sie enthält unter Anderm folgende Notizen, welche nebſt dem beigefügten Segensſpruche zu einem intereſſanten Vergleich mit der vorſtehenden Inſchrift Anlaß geben: „Das gegenwärtige Jahr (1731) iſt das 43ſte Dero (des Königs Friedrich Wilhelm I., Vaters Friedrichs des Großen) Alters, und das 19te Dero königl. Regierung, binnen welcher Zeit Sie eine große Armee von etlichen und 70,000 Mann errichtet, dergleichen keiner Dero Vorfahren gehabt hat; doch war damals Friede im Lande, auch wohlfeile Zeit, und wurde der Schäffel Roggen im vorigen Jahre hier in Berlin um 11 Groſchen verkaufet; nachdem aber Gott die Mark mit Viehſterben, auch einer großen Menge Rauppen und Heuſchrecken im vorigen und dieſem Jahre heimgeſuchet, iſt der Preis bis auf 18 Groſchen herangeſtiegen. Gott laſſe den Bau in Segen fortgeführet werden, damit in dieſem Hauſe ſein Wort allezeit rein und lauter verkündigt werde; er bewahre dieſe Stadt für fernerem Unglück und erhalte das königliche Haus im Flor bis auf den jüngſten Tag, damit es eine Säule der evangeliſchen Kirchen ſeyn und bleiben möge! Amen!"

Miniſter und Thürſteher.

Die „Independance" theilt folgende Anekdote mit, an deren Wahrheit eine ſolche Quelle wohl nicht zu zweifeln erlaubt:

Dieſer Tage erſchien in einem der Miniſterien in Brüſſel ein Herr, der wenig mit der Lokalität bekannt und Etwas zu ſuchen ſchien, als er eine Perſon gewahrte, die ihm als zum Hauſe gehörig vorkam.

Das Kabinett des Miniſters?

— Der Miniſter iſt nicht da.

Mag ſeyn... aber das Kabinett?

—Es iſt Niemand da, ſage ich Ihnen, alſo...

Sie verſtehen mich nicht: — ich frage nicht nach dem Miniſter, ſondern nach ſeinem Kabinett!

— Ich verſtehe ganz gut; allein in der Abweſenheit des Miniſters habe ich gar nicht zu ſagen, wo ſein Kabinett iſt, und werde es auch nicht.

Beſtimmt nicht?

— Nimmermehr.

Sie ſcheinen Streng... das iſt ſchön, was ſind Sie denn aber?

— Wer ich bin? antwortete der Beamte, ſich in die Bruſt werfend, ich bin der Portier des Miniſteriums!

Und ich bin der Miniſter... wollen Sie mir gütigſt mein Kabinett zeigen?

Pot - Pourri.

Ein kleines Rechnenexempel.

Man kann annehmen, daß in Deutſchland 36 Millionen Menſchen leben und daß jeder Menſch im Durchſchnitt wohl täglich 1 Pfd. Schwarzbrod und für 1 Kreuzer Weißbrod ißt. Wollte man nun weiter annehmen, daß jedes Pfund Schwarzbrod um 1 Loth und jedes Weißbrod für 1 kr. um ½ Loth zu leicht ſey, ſo würden die Conſumenten täglich verlieren:

an Schwarzbrod 36,000,000 Loth,
an Weißbrod . . 18,000,000 „
Summe 54,000,000 Loth

oder 1,687,500 Pfd.

Setzt man ferner den Preis pr. Pfd. zu 3 Kreuzer, ſo würde dieſer Verluſt täglich 84,375 Gulden und in einem Jahre 30,796,875 Gulden betragen.

Ein ganz artiges Sümmchen, welches auf dieſe Weiſe den Bäckern zufloſſe, wenn ſie auch nur um 1 Loth und ½ Loth das Brod zu leicht machten. — Ein Glück, daß die deutſchen Bäcker Das nicht thun!

Auch ein Zeugniß.

Eine vornehme Dame hatte die Gewohnheit, ihr Dienſtmädchen ſehr ſpät aus dem Hauſe zu ſchicken, um einige Einkäufe zu machen. Das Mädchen wurde zuletzt darüber ungehalten und ward aus dem Dienſt mit folgendem Schein entlaſſen: „Die Antonie K. aus A. eignete ſich nicht zum Fortſchicken und mußte daher wegen Mangel an Schicklichkeitsgefühl fortgeſchickt werden."

Berliniſches.

In einem Berliner Intelligenzblatte las man jüngſt folgende Anzeige: „Mein grauer Pintſcher iſt verloren gegangen. Ja wohl gegangen, denn als er alleine ging, verging er ſich und verlor ſich. Er hört auf den Namen „Lempke" wie mein Stiefbruder. Das gute Thier hinkt, man weiß nicht, warum. Vielleicht ſchlechte Leute oder der Hausknecht vis-à-vis. Er frißt nur aus der linken Hand und murrt, wenn man ihn „Cujon" ruft. Hinten gefleckt. Wer ihn zu Madame Deſe, Wallſtraße Nr. 10 bringt, erhält 7½ Sgr. Weinachtsgeſchenk."

Digitized by Google

Nro. 70.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 1. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Haus Choiſeul. — Wiener Erlebniſſe. — Korreſpondenz des „Sammlers.“

Das Haus Choiſeul.

(Aus dem Feuilleton der „Kölner Zeitung“.)

Die Zeitungen berichten aus Paris ein Ereigniß, welches ſo entſetzensvoll iſt, daß es für den Augenblick jedes andere Intereſſe verdrängt. Man könnte mit dem Alten im Macbeth ſagen:

Three score and ten I can remember well:
Within the volume of which time, I have seen
Hours dreadful, and things strange: but this sore night
Has trifled former knowings —

da nichts Aehnliches im Gedächtniſſe der jetzt Lebenden geſchrieben ſteht; die ganze Skandal- und verbrechenreiche Geſchichte des vorigen Jahrhunderts z. B., welche doch vom Meuchelmorde Königmark's, des Geliebten der Kurprinzeſſin Sophie Dorothee von Hannover, bis zur Vergiftung des edlen Kurfürſten Emmerich Joſeph von Mainz genug der Gräuel aus den Häuſern der Fürſten zu berichten hat, iſt durch dieſe That an innerem Schauder überboten. Um ähnliche Handlungen — ſo blutig und empörend — aufzufinden, müßte man hoch zurückgehen am Strome der Zeiten, auf die Menſchen früherer Jahrhunderte mit den ungebändigten, kochenden Leidenſchaften — Menſchen, denen Reue und Gottesfurcht dann aber auch in einer Nacht die Haare bleichte! Sonſt würde nur das Reich der Fiction uns gleich ganz furchtbare Dinge zeigen — wir müßten in den Romanen Walter Scott's blättern, um aus dem Spiegel der Dichtung die blutigen Häupter furchtbarer Ereigniſſe auftauchen zu ſehen, welche alte Stamm- und Familienſagen eines finſteren, unzugänglichen Landes berichten, das, in die Nebel der Melancholie und eines düſteren Aberglaubens gehüllt, das Mährchenreich entſetzlicher Thaten iſt.

Soll man nun ſagen: die That des Herzogs von Choiſeul-Praslin ſey ein Symptom des inneren Zuſtandes des neunzehnten Jahrhunderts, eine aus der Tiefe eines modererfüllten Abgrundes emporquellende Blaſe, deren aufbrechender Gifthauch ſchaudernd ahnen laſſe, wie morſch und ohnmächtig die moraliſchen Blaſen der Geſellſchaft geworden? Oder ſoll man gar ſagen, es ſey eine tiefe innere Verderbtheit der höheren Stände, welche hier zu Tage trete? — Es wäre kurzſichtig, Nein zu antworten und der individuellen Leidenſchaft zuzurechnen, was nicht geſchehen ſeyn kann ohne Verkettung tiefliegender Motive, charakteriſtiſcher Verhältniſſe, vielverſchlungener Bedingungen. Aber es wäre auch vermeſſen, ein verdammendes Ja zu rufen und ſo unſer Jahrhundert reif zu erklären für das Hereinbrechen eines furchtbaren und vernichtenden Strafgerichtes! Das aber iſt gewiß, daß die Parteien ſich dieſes Ereigniſſes bemächtigen werden, um daraus eine Waffe zur Vertheidigung von Syſtemen und Theorieen zu bilden, welche — am Ende eben ſo zweifelhafter Natur ſind, als jene Waffe ſelbſt! Schon vernimmt man aus Paris, wie ein großer Theil der Bevölkerung durch die That des Herzogs von Praslin in eine hohe Aufregung verſetzt iſt, in einem Maaße, daß die Polizei es nicht wagt, den Verkauf fliegender Blätter zu hindern, welche die Details des Verbrechens enthalten und trotz des Geſetzes öffentlich ausgeboten werden. Unterdeß haben ſich die Blätter der verſchiedenſten Farben voll Haß und Eifers der That bemächtigt, um ſie in ihrem Sinne zu commentiren und auszubeuten.

Doch laſſen wir das bei Seite. Wir beabſichtigen hier nur, dem Intereſſe, welches jene blutige That dem Namen Choiſeul zugewandt hat, mit einigen Notizen über das Fürſtenhaus entgegen zu kommen, das ſein altes, glänzendes Wappen jetzt auf ſo unſelige Weiſe befleckt ſieht.

Die Choiſeul's gehörten zu den älteſten Geſchlechtern des ſtolzen franzöſiſchen Adels, der auf allen andern Familien der Welt, die Fürſten des heiligen römiſchen Reichs nicht ausgeſchloſſen, tief herabſah, und einſt geſammter Hand ſich auflehnte, als Ludwig XV. eine Prinzeſſin des ſouverainen Hauſes Lothringen unmittelbar hinter den Perſonen du sang tanzen laſſen wollte. Die Croi, trotz ihres großen Bildes, welches die Sündfluth darſtellt und mitten in den Wogen einen Ertrinkenden, der Papierrollen über dem Waſſer empor hält und ausruft: **Sauvez les archives de l'illustre maison de Croi!** ſind nicht vornehmer, und der Stammbaum jener Dame, welche, im Begriffe, ſich in die Kirche zu unſerer lieben Frau zu begeben, ihrem Kutſcher zurief: Zu meiner Couſine! kann nicht höher hinauf gereicht haben. Ein alter Autor (Moreri) ſagt: Je höher man hinauf geht in der Geſchichte des Hauſes Choiſeul, auf deſto größere Macht, deſto leuchtenderen Glanz ſtößt man. Als Stammvater wird von den Meiſten Hugo von Baſſigny und Boulogne ſur Marne angenommen, der um das Jahr 937 lebte. Das Stammſchloß iſt Choiſeul in der Landſchaft Baſſigny in Champagne — das Wappen beſteht aus einem goldenen Kreuz in blauem Felde, in den vier Ecken geziert mit je fünf goldenen Schindeln. So ſieht oder ſah man es in jener alten Abtei Morimond, an welche ſich die ſchöne Sage unſeres bergiſchen Nachbarlandes vom verſchollenen Grafen Eberhard knüpft. Die Genealogen beginnen mit Renard oder Rainer Herrn von Choiſeul und Grafen von Langues, der 1084 lebte und deſſen Nachkomme Rainer III. im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts durch Vermählung mit Aliſe, der Tochter Roberts II. von Dreux, dem königlichen Hauſe von Frankreich verwandt wurde, denn Aliſe war die Enkelin des Prinzen Robert des Großen, Grafen von Dreux. Johannes II., Connetable des Herzogs von Burgund, zeichnete ſich vor allen durch ſeine Tapferkeit aus; er hatte im Jahre 1282 den Herzog Friedrich von Lothringen in ſeine Gefangenſchaft gebracht, bis dieſer ihm ein Löſegeld von 2000 Livres erlegte. Die Familie ſpaltete ſich bald in eine Menge Linien. In der, welche ſich de Clemont, de Langues und de Precigny nannte und ſich mit den Häuſern Sully, Amboiſe, Chatillon verſchwägerte, gewann Philibert, **par excellence: le capitaine de Langues** genannt, Heerführer Karl's VIII. und Ludwig's XII., in Italien den höchſten Kriegsruhm. Eine zweite Linie nannte ſich von Aigremont und Esclances, eine dritte, die im Dienſte der Herzoge von Lothringen ſich auszeichnete, von Chery und von Iche. Die Choiſeul von Aigremont und Ambonville folgen, dann die von Beaupré, von Meuze und Francieres, von denen ſich Ludwig von Francieres zuerſt Markgraf nannte; er diente unter dem großen Condé und wurde ſpäter **Lieutenant général des armées du roi.** Claude, der Graf

Digitized by Google

von Choiſeul genannt, war einer der größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts. Er kämpfte unter Choligny (1664) in Ungarn und entſchied die berühmte Schlacht bei St. Gotthard, vertheidigte glorreich unter dem Marſchall von Noailles die Inſel Candia wider die Türken und erfüllte damals ganz Europa mit dem Ruhme ſeiner Tapferkeit. Er diente ſpäter dem Kurfürſten von Köln, als deſſen General-Feldmarſchall er die Stadt Lüttich unterwarf (1684) und vertheidigte ſpäter ſein Vaterland wider den drohenden Einbruch des Kurfürſten von Bayern. Seit 1707 bis an ſeinen Tod 1711 war er Doyen der Marſchälle von Frankreich. — Zu derſelben Linie gehört der Herzog Stephan Franz Choiſeul, die größte Illuſtration der Familie, auf den wir zurückkommen werden.

Der Zweig der Chevigny, Doncourt und Esguilly iſt ohne hervortretende Charaktere; deſto reicher daran ſind es die Choiſeul's, welche ſich Marquiſe von Praslain, Grafen du Pleſſis und de Hoſtel nannten und von denen mehrere den Titel Herzog von Choiſeul führten. Es iſt die jüngſte, aber die glänzendſte Linie, durch zwei fehlende Schindeln im Wappen von den andern unterſchieden. Den Stolz dieſer Linie des Hauſes Choiſeul bilden der tapfere Friedrich I. (Ferry), gefallen in der Schlacht bei Jarnac, von Wunden bedeckt — Karl, Marquis von Praslain, welcher ſich mit Kriegsruhm überhäufte bei der Eroberung von La Fere, während des Aufruhrs, der 1589 nach der Ermordung der Guiſen in Paris ſtatt fand, von den Bürgern gefangen gehalten, königlicher Statthalter in der Champagne, endlich Marſchall und Gouverneur von Xaintonge wurde, in 47 Schlachten kämpfte, 53 Städte eroberte und 36 Wunden erhielt während der 45 Jahre, welche er mit unerſchütterlicher Treue, ein Muſter chevaleresken Sinnes, ſeinen Königen Heinrich IV. und Ludwig XIII. diente. Er ſtarb 1626. Eben ſo hoch ſtellt die Geſchichte ſeinen Neffen Cäſar von Choiſeul du Pleſſis Praslain, als enfant d'honneur mit Ludwig XIII. erzogen, berühmt durch Tapferkeit in den Kriegen unter dem letztgenannten Könige und ſeinem Nachfolger, zugleich Diplomat, 1646 zum Marſchall von Frankreich ernannt, 1665 zum Herzoge von Choiſeul und Pair erhoben. Der Bruder dieſes erſten Herzogs von Choiſeul war Gilbert von Choiſeul, Graf von Pleſſis-Praslain, Biſchof von Comminges, von Languedoc, endlich von Tournay, ausgezeichnet durch ſein Wirken als Kirchenfürſt und theologiſcher Schriftſteller, berühmt durch ſeine Unerſchrockenheit, während die Peſt ſeine Diözeſe Comminges heimſuchte.

Der letzte berühmte Name aus dem Zweige von Praslin iſt Cäſar Gabriel von Choiſeul, Herzog von Praslin, Sohn Hubert's von Choiſeul und Louiſens von Beauvau — geboren den 15. Auguſt 1712 zu Paris. Nachdem er mehrere Jahre den Geſandtſchaftsposten in Wien bekleidet, wurde er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und unterzeichnete als ſolcher zu Hubertsburg den Friedens-Traktat, der dem ſiebenjährigen Kriege ein Ende machte. Das war im Jahre 1763, in welchem Jahre er auch Pair von Frankreich wurde, den Herzogstitel erhielt und ſein Porteſeuille ſeinem Vetter, dem Herzoge von Choiſeul-Stainville übergab, um das der Marine zu übernehmen. Er bemühte ſich hier mit unabläſſigem Eifer, der Wiſſenſchaft und ſeinem Vaterlande zu nützen; Bougainville's Reiſe um die Welt ging von ihm aus, und er that Alles, die franzöſiſche Marine auf gleiche Höhe mit der engliſchen zu heben.

Auch an einem neuen Geſetzbuche für die Kolonieen arbeitete er, deſſen Hauptzweck die Verbeſſerung des Looſes der Sklaven war. Er fiel mit ſeinem obengenannten Vetter in Ungnade, aber bei ſeinem Austritte aus dem Miniſterium im Dezember des Jahres 1770 beſtand die franzöſiſche Marine aus ſiebenzig Linienſchiffen und fünfzig Fregatten, alle mit vortrefflicher Artillerie beſetzt. Der Hafen von Breſt war vergrößert, die Magazine waren wohl gefüllt mit Material, in allen Arſenalen herrſchte die angeſtrengteſte Thätigkeit. Längere Zeit, nachdem er aus dem Miniſterium ausgeſchieden, trat er noch einmal vor die Oeffentlichkeit, und zwar um ſeinen Namen von einer falſchen Beſchuldigung Beaumarchais' zu reinigen.

Beaumarchais hatte nämlich für ſeine eigene Perſon eine Art von Manifeſt gegen England geſchleudert und darin ſeinen Zorn über einen geheimen Artikel des Traktats von 1763 ausgeſprochen, nach welchem ſich Frankreich verbindlich gemacht haben ſollte, ſeine Kriegsſchiffe auf eine gewiſſe Zahl zu beſchränken. Da nun kein wahres Wort daran war, auch nie die Rede von einer ſolchen Bedingung geweſen, ſo erklärte der Herzog von Praslin gemeinſchaftlich mit ſeinem Vetter, dem Herzoge von Choiſeul, der mit ihm den Traktat unterzeichnet, die Behauptung des Beaumarchais für eine lügenhafte Verleumdung, welche der ganzen franzöſiſchen Nation unwürdig ſey, da Keiner in eine ſolche Erniedrigung gewilligt haben würde. Der Herzog von Praslin war ein Mann von höchſter Bildung und Feinheit, was auch Condorcet nach ſeinem, im Jahre 1785 erfolgten Tode in einer in der Akademie (deren Ehrenmitglied der Herzog war) gehaltenen Rede hervorhob.

Sein unmittelbarer Nachkomme ſcheint der jetzige Herzog von Choiſeul-Praslin zu ſeyn — der Beſitzer des berühmten Schloſſes Vaux, des zauberiſchen Landſitzes jenes Finanzmannes Fauquet, in deſſen Lebensſchickſalen der Wechſel des treuloſen Dinges, welches man Herrengunſt nennt, eine ſo hervorragende Rolle ſpielt. — Der Großvater des Herzogs war Mitglied der Etats-généraux, ſein Vater Kammerherr der Kaiſerin Joſephine.

Nachdem wir nun noch den letzten und unbedeutendſten Zweig der Choiſeul's, den von Traves und de la Porchereſſe, genannt, wollen wir zurückgehen auf den berühmteſten und für die Geſchichte wichtigſten Träger dieſes Namens, deſſen wir ſchon oben erwähnten — auf den großen Miniſter Ludwigs XV. Stephan Franz Herzog von Choiſeul und Amboiſe, General-Oberſt der Schweizer, Ritter des goldenen Vließes und der Orden des Königs, wurde am 28. Juni 1719 geboren und ſtieg noch jung, ein wahres Schooßkind des Glückes, von Stufe zu Stufe. Im öſterreichiſchen Erbfolgekriege verwundet, erhielt er, kaum 24 Jahre alt, ein Infanterie-Regiment und wurde Oberſt, bald darauf Feldmarſchall; eine Verbindung mit der Schweſter der Herzogin von Gontaut, einer reichen Erbin, brachte ihm bedeutende Beſitzungen zu. Er führte Anfangs den Namen Graf von Stainville kraft des Heiraths-Vertrages, den ſein Großvater, General-Gouverneur von St. Domingo, mit der Tochter des reichen öſterreichiſchen Generals von Stainville geſchloſſen.

Aus dem Kriege in Deutſchland zurückgekehrt und an den ſittenloſen Hof Ludwig's XV. gekommen, ſah er, daß es hier drei Wege gebe, ſein Glück zu machen: durch Oppoſition gegen die Verwaltung — denn der Hof war damals in der Oppoſition —, durch Verſpottung der Religion und durch Verführung der Frauen. Choiſeul hatte es bald weit gebracht auf allen dreien. Er übte eine Herrſchaft über die Frauen, daß die Pompadour geſtand, ihn zu fürchten. Er lernte ſie kennen, und aus ihrer Furcht wurde ein inniges Verhältniß. Jetzt ſtand ihm die glänzendſte Zukunft offen. Im Jahre 1758 wurde er erblicher Herzog und Pair, ein Jahr darauf Lieutenant-General, dann Geſandter in Rom und Wien, endlich nach dem Sturze des bekannten Abbé Bernis, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Als Miniſter hatte er bald die politiſche Allgewalt in Händen und konnte ſo der öffentlichen Meynung zum Trotz das Bündniß mit Oeſterreich, welches Kaunitz eingefädelt, neu befeſtigen. Choiſeul war es auch, der die Verbindung des Dauphins mit Marie Antoinete von Oeſterreich ſtiftete, der die Parlamente Frankreichs in ihrem Streite mit den Jeſuiten ſiegreich machte und endlich die große Maaßregel der Vertreibung des Ordens aus Frankreich durchſetzte. Seine Gegner verbreiteten dafür das Gerücht gegen ihn, er habe den Herzog von Bourgogne, den hoffnungsvollen Zögling Fenelon's, den Dauphin und ſeine Gemahlin, ja, auch den König Stanislaus Leszinsky vergiften laſſen. Unbeirrt davon ging der allmächtige Miniſter ſeinen Weg, hielt alle Zügel der Geſchicke Frankreichs in feſter Hand und wurde deshalb mit Recht von ſeiner Feindin Katharina von Rußland le cocher de l'Europe genannt.

Digitized by Google

Auf die Einzelheiten und den ganzen Geiſt der Verwaltung Choiſeul's einzugehen iſt hier nicht der Ort. Jedes Geſchichtswerk, welches ſich mit dem vorigen Jahrhunderte beſchäftigt, gibt darüber reichliche Auskunft, und alle Memoiren aus der Zeit der Regierung Ludwig's XV. ſtellen den allmächtigen Herzog in den Vordergrund. Auch fehlt es nicht an Memoiren aus ſeiner eigenen Feder, die 1790 in Paris erſchienen. Sein Charakter zeigt ſich im glänzendſten Lichte, nachdem die Dubarry nach langen Intriguen endlich ſeinen Sturz durchgeſetzt. Er zog ſich ſtolz und würdevoll in die Einſamkeit zurück und lebte in ſeiner Verbannung zu Chanteloup bei Tours nicht wie ein Geächteter, ſondern wie ein Herrſcher, der freiwillig einer Krone entſagt hat. Huldigungen aller Art waren ihm in ſeinen reizenden Aufenthalt am Ufer der Loire gefolgt — nur Voltaire wagte es, des Gefallenen zu ſpotten, und dieſer ließ deßhalb den berühmten Weltweiſen als Wetterfahne auf ſeinem Schloßgiebel anbringen.

Franz Stephan von Choiſeul ſtarb am 7. Mai 1785, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Es liegt ein furchtbarer Contraſt in der Weiſe, mit welcher dieſer Choiſeul von der Bühne der Öffentlichkeit zurückgetreten, wenn man ſie der vergleicht, mit welcher jetzt ſein Nachkomme dieſe Bühne beſtiegen, um nach ſo viel Glanz und Ruhm an den Namen ſeines Stammes plötzlich eine ſo ſchmachvolle Erinnerung zu knüpfen!

L. Schücking.

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Sie gingen aus einander, und Karl begab ſich heim, das Herz ſchwer, die Seele zitternd unter dem Eindrucke der Vermuthungen, die da Ponte ihm ins Ohr geraunt.

Der Bediente, welcher ihm im Hauſe ſeines Oheims öffnete, ſagte, er habe den Befehl, den Herrn Geſandten von Karl's Heimkunft augenblicklich zu benachrichtigen; in der That kam der Freiherr von Meichelbeck nach wenigen Augenblicken in ſeinem Schlafrocke herbeigeeilt: Menſchenkind, Glücküberſchütteter, was heißt, was bedeutet das? Die Fortuna ſucht dich in allen Masken auf, heut kommt ſie gar als Jockey verkleidet mit Sattel- und Handpferd, und welchen Pferden! Um Gottes willen, mein Jüngelchen, was ſoll das heißen?

Der Oheim zog ihn mit ſich fort über den Hof, in die Stallung, zu den zwei prächtigen Thieren, welche hier neben den vier ſchwerfälligen Wagenpferden des Geſandten ſtanden; Karl war erſchrocken, als er ſah, wie die Fürſtin ſo unbeirrt von ſeiner Proteſtation ihre Vorſätze ausführe, aber er war ein zu harmlos kindlicher Menſch, um nicht einen Freudenruf über den andern auszuſtoßen, als er die eleganten Kleinode, dieſe ſeidenglatten Ideale von Pferdeſchönheit wahrnahm, die ihm und Niemand anders gehören ſollten!

Seinem Oheim ſagte er und wurde dunkelroth dabei: Der Kaiſer hat Sie mir geſchenkt zur Equipirung, er hat mich zum Offizier ernannt! Dann hielt er ihm raſch das Patent hin, wie um ſeinen weiteren Fragen damit zuvorzukommen.

Am anderen Morgen, um die gewohnte Stunde, durchlief Karl die zujüngſt eingereichten Bittſchriften; die des Rittmeiſters außer Dienſt, Grafen Bartolomeo Tondini, war unter den erſten. Der Supplicant ſtellte vor, wie er ſeiner Verwundungen wegen, die er im letzten unglücklichen Feldzuge im Banat erhalten, den Abſchied mit einer kleinen Penſion bekommen, wie dieſe aber kaum hinreiche, ihm in einer Landſtadt ein anſtändiges Auskommen zu ſichern, um ſo mehr, als er die arme Waiſe ſeines frühverſtorbenen Bruders zu ernähren habe, die bis jetzt in einem Frauenkloſter in Verona erzogen, nun aber durch die Aufhebung des Kloſters ihres Aſyls beraubt worden. Dazu komme, daß er in der Hoffnung, einen in Wien anhängigen Prozeß um ein altes Lehngut ſeiner Familie fördern zu können, in die theure Reſidenz gezogen, deren ungeſundes Klima und Kalkſtaub-Atmoſphäre ihn erkranken laſſen. In Anbetracht ſeiner langjährigen Dienſte und vor dem Feinde bewieſener Tapferkeit wende er ſich nun voll Hoffnung an die kaiſerliche Gnade.

Karl trug die Bittſchrift in ſein Buch ein, ohne irgend eine Bemerkung hinzuzuſetzen. Während des Schreibens ward er inne, wie ſehr ſeine Hand dabei zitterte. Er warf die Feder fort, ſprang auf und rief ſich zu: Ich bin ein wahres Kind — Pfui! ich will doch ſehen, ob ich Gewalt habe über mich ſelbſt!

Er beſchloß, auf der Stelle zu Tondini zu gehen — ſo ſicher fühlte er ſich der Verſuchung gegenüber, ſo trotzig ſeiner ſelbſt gewiß!

Siebentes Capitel.

Wir bitten den Leſer, uns eine hohe und enge Stiege hinauf in das dritte Stockwerk eines ſchmalen, düſteren Hauſes in der Rauhenſteingaſſe in Wien zu folgen. Wir betreten ein Wohngemach nach vorn hinaus, ein freundliches Zimmer, in dem heruntergelaſſene Vorhänge das Licht mildern; verblichene gelbe Tapeten bedecken die Wände und ſind zwar mit augenſcheinlicher Berückſichtigung der Preisliſte gewählt, aber ſie kommen kaum zum Vorſchein unter einer Fülle von Heiligenbildern und von braunen Glaskäſten mit den zierlichſten Arbeiten, wie Nonnen oder alte Jüngferchen ſie zu kräuſeln verſtehen — als da ſind: höchſt maleriſche Landſchaften, aus Stückchen Papier geſchnitzelt, Madonnen mit dem Chriſtkinde oder Engel mit rothen Wänglein, aus feinem Wachs geknetet, und ähnliche Producte des Kunſttriebes in der unbeſchäftigten Menſchenſeele. Zur rechten Seite führt eine Thür, mit einer Portiere verhangen, in ein Nebenzimmer, ihr gegenüber an der Wand ſteht ein Klavier, und während hinter der Portiere ein paar gedämpfte Stimmen eifrig flüſtern, ſitzt ein junges Mädchen vor dem Clavier und ſingt mit einer klangreichen, vollen Altſtimme eine Arie aus einer Oper Paeſiello's. Die Muſik ſcheint die ganze Seele der Sängerin aufzuſtürmen, denn ihr Auge hat einen erhöhten Glanz, ihre Wange ein dunkleres Roth, und wer dieſe ſchlanken, blüthenweißen Finger, die auf den ſchwarzen Taſten liegen, berührte, würde finden, daß ſie kalt ſind und zittern. Die Töne werden immer raſcher und raſcher angeſchlagen, die Stimme wird immer ſtürmiſcher; immer haſtiger drängt, überſtürzt eine Note die andere; aber auch der ſtrengſte Maëſtro würde nicht gewagt haben, dieſen vollen Strom von Tönen zu unterbrechen und ſeine Hand auf die Hand der Spielenden zu legen, um ſie zurückzuhalten im geregelten, ſchulgemäßen Geleiſe; ſo gehoben, ſo königlich gebietend, ſo vom Seelenſchwunge ihrer eigenen Harmonieen emporgetragen, erſchien die Sängerin, die ihr Herz ausſtrömte in dieſen Tönen!

Die Sängerin war Bianca Tondini.

Bianca hatte mit ſieben Jahren ihren Vater und mit eilf ihre Mutter verloren. Man hatte ſie nun in ein Kloſter gebracht, in welchem eine Stiftung ihrer Familie jeder Tochter ihres Hauſes Erziehung und Unterhalt bis zu ihrem Lebensende ſicherte. In der Einſamkeit der Clauſur hatte ihre volle Seele, die Lebhaftigkeit ihres Gefühls, die Fülle von Lebenskraft in ihr keine Nahrung und keine Beſchäftigung erhalten. Die arbeitenden Grundkräfte dieſer ſchwunghaften Natur waren nicht nach außen gewandt, nicht in eine naturgemäße Richtung geleitet und in die geſunde Thätigkeit geſetzt worden, welche jedes Uebermaaß abſorbirt hätte. So wuchs ſie auf, und ihre Einbildungskraft wuchs rieſenhaft mit ihr empor, während ihre Gedanken, Wünſche, Gefühle einen ungeregelten Flug in Höhen nahmen, welche nur die Dichtung und die Phantaſie kennt und welche das Leben nie erreichen läßt.

Sie ſtand in ihrem zwanzigſten Jahre, als der Befehl des Kaiſers kam, welcher ihr Kloſter aufhob. Dieſes Ereigniß machte einen tiefen und erſchütternden Eindruck auf ſie. Die Gewaltſamkeit der Maaßregel, die inhumane, grauſame Härte, mit welcher dieſelbe von den Beamten des Kaiſers ausgeführt wurde, ein

Digitized by Google

Härte, die ſich gegen unberathene und wehrloſe Frauen richtete; dieſes willkürliche Vernichten auch ihres Rechtes, welches das letzte Ueberbleibſel war, das an das ehemalige Anſehen ihrer verarmten Familie erinnerte — das alles empörte die Seele des lebhaften, überwallenden jungen Mädchens, und heftig in allem Empfinden und Urtheilen, richtete ſich ihr ganzer Zorn gegen den despotiſchen Kaiſer.

Ich möchte nur eine Stunde lang reden dürfen mit dem Kaiſer, ſagte Bianca ſeitdem häufig, ich glaube, ich triebe ihn zurück aus einer Bahn, welche ihn neben die verabſcheuteſten Tyrannen der Geſchichte ſtellen wird!

Ihr invalider Oheim hatte ſie nach der Zerſprengung der Kloſtergemeinde zu ſich genommen, und das ſchmalgeſchlitzte und verſchlagene Auge des wettergebräunten alten Soldaten ruhte oft mit einem beſondern Ausdruck auf ſeiner Nichte, wenn dieſe ſich ſolchen Wünſchen und Träumereien hingab. Als er der Hoffnung, den Schneckengang der Juſtiz an einer Wiener Hofſtelle durch perſönliche Anweſenheit beflügeln zu können, gefolgt und in der Hauptſtadt angekommen war, ließ er oft Worte fallen, als ob er ſelbſt ſeiner Nichte eine ſolche Gewalt der Rede zutraue. Er ließ wohl gar den Wunſch durchſchimmern, daß der Zufall ſie dem Kaiſer nahe bringe; dann freilich müſſe ſie anders als in der unvortheilhaften Situation einer Supplicantin des Controlorganges vor ihm erſcheinen.

Nach einigen Wochen Aufenthalts in Wien wurde Bartolomeo Tondini aufs Krankenlager geworfen; es waren gichtiſche Anfälle, deren Heilung keineswegs in naher Ausſicht ſtand; durch die ſich bald einſtellende Sorge um die fernere Exiſtenz in Wien konnte das Leiden nur vergrößert werden. Seine Nichte pflegte ihn, ein paar alte Freunde kamen zuweilen, nach ihm zu ſehen; unter ihnen war auch jener, deſſen da Ponte als eines gemeinſamen Bekannten erwähnt, ein Abbate, mit Bartolomeo Tondini aus demſelben Geburtsorte und wohlgelitten bei dem Kardinal und Erzbiſchof Migazzi.

Eines Tages — der Abbate hatte den Kranken eben verlaſſen — ließ dieſer ſeine Nichte an ſein Lager kommen, und ihre Hand ergreifend, ſagte er: Meine theure Bianca, ich kann dir ein Geſtändniß nicht länger erſparen, welches im höchſten Grade niederſchlagend für dich ſeyn wird; aber die Noth zwingt mich dazu. Ich bin ohne Geld. Was ich mitbrachte, iſt längſt verzehrt, das folgende Quartal meiner Penſion gehört einem Juden in Görz, der es mir gegen einen Abzug zu dieſer Reiſe vorſchoß, und der Freund, der eben von mir ging und der ſich beim Kardinal für mich verwendet hat, bringt mir nur fünf Dukaten — die Mildthätigkeit des Clerus iſt von allen Seiten ſo unermeßlich in Anſpruch genommen, daß ich gern glaube, es iſt Seiner Eminenz nicht möglich, mehr zu thun. Que fare! Unſere Bedürfniſſe ſind nicht groß, aber ſie auf Null zu reduciren, iſt unmöglich. Wirſt du mir zürnen, wenn ich dir in ſolcher Lage einen Vorſchlag mache, der dir allerdings ein großes Opfer zumuthet, aber ein Opfer welches dich zu meiner und deiner Retterin machen würde?

Bianca wurde blaß bei dieſen Worten, aber der Kranke fuhr fort, zu reden.

Du haſt eine ſchöne, eine wahrhaft bewundernswerthe Altſtimme, du lebſt in der Muſik, und dieſes Talent iſt in deinem Kloſter bis zu einem hohen Grade ſchulgerechter Ausbildung gebracht worden. Warum wollteſt du nicht Vortheil daraus ziehen?

Und wie ſoll ich das? fragte Bianka mit zitternder Lippe. Soll ich für die geheimſten, ſchönſten, tiefſten Empfindungen meines Herzens, die in der Einſamkeit als Töne aus meiner Bruſt quellen, einen Käufer und Geld ſuchen?

Iſt das nicht das Loos aller Künſtler, ihr Fluch zwar, aber auch das, was die übrigen Sterblichen ihres Enthuſiasmus theilhaftig macht und mit emporzieht in das Reich der Kunſt? Denke über meine Worte nach, Bianca — ich meinerſeits würde nichts dagegen einzuwenden finden, wenn du dich dem Theater widmeteſt und, von deinem Talente und deiner Schönheit getragen, in kurzer Zeit eine gefeierte Prima Donna wäreſt, die über tauſend Herzen, über tauſend Huldigungen und — über eine Fülle ſchnöden Goldes, das Wichtigſte von Allem, gebietet!

Der alte Officier ſchwieg, und Bianca wandte ſich ſtumm, ohne eine Sylbe zu erwiedern, von ihm ab. Er drängte ſie nicht, ſondern überließ ſie ihren Gedanken, und erſt nach einigen Tagen wagte er, wieder auf ſeinen Vorſchlag zurück zu kommen.

Nun was denkſt du über das, was ich dir neulich ſagte, mein Kind? fragte er.

Wenn ich auch wollte, verſetzte ſie — ich würde nicht können.

Und weßhalb nicht?

Ich würde nicht den Muth haben, die Kräfte würden mir ſchwinden, die Angſt mich erſticken, wenn ich die Blicke einer Menge auf mich gerichtet wüßte.

Höre, Bianca, es bietet ſich eine vortreffliche Gelegenheit dar, den erſten Schritt, der immer am meiſten koſtet, auf eine leichte Weiſe zu thun. Unſer Freund, der Abbate, hat mir von einem vortrefflichen jungen Manne erzählt, der unſer Landsmann iſt und da Ponte heißt. Da Ponte iſt Hof-Theaterdichter des Kaiſers und bereitet die Aufführung eines Stückes vor, welches der Fürſt Auerſperg bei ihm beſtellt hat, um ein Feſt zu verherrlichen, das dem Kaiſer zu Ehren gegeben werden ſoll. In dieſem Stücke, einem allegoriſchen Spiele, würde dir die Hauptrolle gegeben werden können, welche doch nichts Anderes verlangt, als daß du dem Kaiſer ſchweigend einen Kranz überreichſt. Das iſt durchaus Alles — doch bin ich überzeugt, daß du mit der Löſung dieſer ſo einfachen Aufgabe auch ſofort alle Schwierigkeiten wirſt überwunden haben. Denn deine Schönheit wird dir einen Sturm von Beifall gewinnen, der alle Angſt in dir tödet und dich fortzieht auf der Bahn der Lorbeern und jener glänzenden Triumphe, welche auf Erden nur die Schönheit und die Kunſt erringt.

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz des „Sammlers.“

** München, 27. Auguſt 1847.

Unſer Kunſtverein zählt circa 3100 Mitglieder und wird von dem Herrn Fried, als Conſervator, mit ſolcher Aufopferung unterſtützt, daß ſeine unermüdeten Arbeiten die dankbarſte Anerkennung finden. Se. Majeſtät der König iſt fortwährend ein aufmerkſamer Beſchauer aller Novitäten, welche daſelbſt wöchentlich erſcheinen. Die Künſtler ſuchen ſeine meiſt ſchlagenden Urtheile emſig zu erfahren und legen nicht geringen Werth darauf. Nur wenige von den Erzeugniſſen bleiben in München ſelbſt, das Meiſte wird außerhalb abgeſetzt, wodurch eine ſchöne Summe in die Stadt kommt, denn die Künſtler erſten Ranges werden gut bezahlt. So erhielt Herr Diez kürzlich von Karlsruhe für einen Moment aus dem 30jährigen Kriege 1800 fl. und Herr Kirner eben daher 1000 fl. für einen ähnlichen Stoff. Auch in München ſucht man es dahin zu bringen mehrere der beſten Produktionen zu erſtehen, und zahlte Herrn Kirner für ein Bild 1000 fl., um es in die nächſte Verloosung zu bringen. Solche Preiſe waren bis dato hier nicht gegeben. Es iſt ein Grundſatz der Statuten, auf 25 Theilnehmer einen Gewinn zu haben, man ſuchte nun den Vorſchlag durchgehen zu laſſen, einen Theil der alljährlich für 29.000 fl. gekauften Werke, zur Gründung einer Sammlung zurückzubehalten, wie dieß z. B. in Karlsruhe geſchieht, und ferner nicht mehr ſo ſtrenge auf die Zahl der Nummern zur Verlooſung zu ſehen; beide Vorſchläge fanden keine Anerkennung; was mir jedoch nicht tadelnswerth erſcheint. — Das dießjährige Vereinsblatt wird 5000 fl. koſten und iſt auf galvanographiſchem Wege, nach einem Bilde von Schön, gearbeitet. — Das Unternehmen der „Fliegenden Blätter“ der Herren Braun und Schneider wirft jetzt vielleicht einen Netto-Gewinn von 30,000 fl. ab, und liefert ſogar 100 Exemplar nach Amerika, nachdem ſchon von mehr als einem Blatte zwei und drei Auflagen gemacht wurden. Daß ſolcher Erfolg die Nachahmer lockt, iſt natürlich, ob jedoch die Erſtlinge mit demſelben Glück belohnt werden, iſt eine andere Frage. Die Verlagshandlung E. Roller verſpricht die in der Tendenz mit den Fliegenden Blättern etwas ähnlichen Leuchtkugeln im nächſten November ſteigen zu laſſen; wozu bereits tüchtige Künſtler geworben ſind. Die Leuchtkugeln ſollen tiefergehende geiſtige Anregung bieten, auf die wir geſpannt ſind.

Digitized by Google

Nro. 71.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 4. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Salat's Geburtsfeſt. — Eine Stunde bei Rugendas. — Wiener Erlebniſſe. — Pot-Pourri.

Dem
königl. geiſtlichen Rathe und quiesc. Univerſitäts-Profeſſor
in Landshut,

Herrn Dr. Jakob Salat

zum 81ſten Geburtsfeſte am 24ſten Auguſt 1847
gewidmet.

Der Baum, gebeugt von edler Früchte Wucht,
Das Herbſtfeld, reich an ſegenſchwerer Frucht,
Der Weinberg, traubenlächelnd jedem Blicke,
Was iſt's, das mehr ein menſchlich Aug' erquicke?
Was mehr? — Ein Greiſenantlitz, gottgeſegnet,
Dem ehrfurchtzollend jeder Blick begegnet,
Ein freier Nacken, den die Jahre wohl,
Doch nie gebeugt ein gleißendes Idol,
Ein Haupt, auf ſtarken Schultern feſtgegründet,
Deß klare Stirn' des Denkers Adel kündet,
Das durch der Zeiten Kampf und Sturmesdrang
Des Silberſcheitels Ehrenkranz errang.
Dein ſind ſolch hohe Güter, hoher Greis,
Drum ziemt auch Dir des Liedes froher Preis!
Gleich jenem Wackern, dem das Vaterland,
Dem jüngſt Auguſta Liebeskränze wand,
Haſt Du auch, raſtlos nach dem Höchſten ringend,
Voll Muthes in der Wahrheit Schachten dringend,
Dem würd'gen Ziel, von höh'rer Macht gefeit,
Des Daſeyns Vollkraft, all' Dein Thun geweiht.
Den freien Blick der Gottheit zugewendet,
Und nie von falſcher Größe Glanz geblendet,
Hielt'ſt Du nur Eines hoch ſtets: Recht und Licht,
Das alte Ethos und die heil'ge Pflicht.
Der Menſchheit, Deiner ewig jungen Braut,
Haſt Du ſtets treu in's glüh'nde Aug' geſchaut,
Und Deiner Seele einzig Haſſen war
Der Heuchler Trug, der Finſterlinge Schaar.
Drum mochte auch an Deiner Forſchung Gaben
Manch Deutſches Herz ſich kräftigen und laben,
Drum leben Deines Geiſtes Thaten fort,
So lange guten Klang gibt deutſches Wort.
Heil Dir! Wer ſo geſtritten und geſtrebt,
Darf ſtolz es ſagen ſich: ich hab' gelebt!
So nähre fürder Dir in ſtarker Bruſt
Hygiea Deines Denkerhimmels Luſt,
Daß wir nach vielen blumenreichen Lenzen
Den Hundertjähr'gen noch mit Roſen kränzen!

Martin Porzer.

Eine Stunde bei Moritz Rugendas.

* Augsburg, 28. Auguſt.

In der Bruſt der Menſchen lebt ein hervorſtechender Hang zum Abenteuerlichen und Romantiſchen, der zwar je nach dem Grade der Kultur einen eigenen Ausdruck annimmt, aber darum nicht minder überall beſteht. Dieſe Eigenthümlichkeit äußert ſich eben ſo in der Poeſie wie in dem wirklichen Leben, und es wird keine allzugewagte Behauptung ſeyn, wenn ich ſage, daß hauptſächlich die Dichtungen und Thaten dieſer Art nicht nur für die ſchönſten gehalten werden, ſondern mehr noch den tiefſten Eindruck auf das Gemüth hinterlaſſen. Die „Ilias", die „Nibelungen!" Wem träte bei dieſen Namen nicht vor die Seele die Geſtalt irgend eines ritterlichen Kämpen, der die ihm drohenden Gefahren für nichts achtend, mit fröhlichem Muthe abenteuernd in fremde Lande zieht, um die nur dunkel und mit allen Schreckniſſen einer wilden Phantaſie ausgerüſtet zu ihm gedrungenen Sagen zu erforſchen, und mit ſeines Leibes Kraft den die Menſchheit bedrückenden Unholden entgegenzutreten! In unſerem Jahrhundert gilt es nun zwar keine Drachen mehr zu erlegen, auch keine Kämpfe mit Rieſen zu beſtehen, wohl aber ſind vergrabene und verzauberte Schätze mit allen Gefahren, die das Leben gefährden können, zu heben, nämlich — die vergrabenen Schätze der Wiſſenſchaft. Vielfach ſchon iſt nach dieſen Schätzen geſucht worden, und ſo haben auch wir Gelegenheit, in ehrfurchtsvollem Staunen die Schickſale von Männern zu bewundern, welche nicht bloß im dunklen, inſtinktmäßigen Drange nach Abenteuern, ſondern im klaren Bewußtſeyn und nach reiflicher Ueberlegung ſich für eine Idee, für ein Streben kühn in die Schrecken eines wilden Landes und roher Völker wagten, und nicht ſelten den Muth ihres Forſchens mit dem Leben bezahlten. Steht ein ſolcher Mann uns durch örtliche und andere Verhältniſſe näher, ſo ſteigert ſich dadurch natürlich das Intereſſe und der Reiz der Sache, und ſo wird man ſich auch nicht wundern, wenn die gute Auguſta mit geſpannter Erwartung der Rückkehr eines ihrer ausgezeichnetſten Söhne, des berühmten Reiſenden und Malers, Herrn Moritz Rugendas, entgegenſah, der nach ſechszehnjährigen Irrfahrten in den wilden Bergländern der Weſtküſte von Süd-Amerika und auf den unabſehbaren Grasflächen des dortigen Binnenlandes zu Anfang dieſes Jahres nach Europa zurückgekehrt war.

Schon im Jahre 1826 hatte unſer Landsmann, damals erſt 19 Jahre alt, ſeine erſte Reiſe nach Braſilien angetreten, und war nach 4jähriger Abweſenheit in die Heimath zurückgekommen, ein reichgefülltes Portfeuille mitbringend, das ihm die Anerkennung der Naturforſcher verſchaffte und ihn ſo zu ſagen zum Liebling des Barons v. Humboldt machte. Dieſer berühmte Gelehrte ſprach in ſeiner „Pflanzengeographie" ſeine Bewunderung für die Arbeiten unſeres Moritz Rugendas aus. Nicht lange jedoch litt es unſern Landsmann in der behaglichen Ruhe des europäiſchen Lebens, ſondern nach kurzer Raſt zog er wieder in die weite Ferne, aber nicht etwa aus leerer Luſt an Abenteuern oder nur von dem Geiſte nichtiger Unruhe getrieben, ſondern aus leidenſchaftlicher Liebe zur Kunſt und Natur, vor Allem aber um den Traum ſeiner Jugend zu verwirk-

Digitized by Google

lichen, der in nichts mehr und nichts weniger beſtand, als für ſich allein die großartigen Landſchaften des ſüdlichen Amerika's zu illuſtriren. Sechzehn Jahre des raſtloſeſten Fleißes, der härteſten Entbehrungen verwendete Rugendas auf dieſes Werk. Zuerſt durchſtreifte er Mejico, dann beſuchte er verſchiedene Punkte an der Küſte Kaliforniens, berührte Guatemala und verweilte ſodann mehrere Jahre in Peru und Chile. Während ſeines Aufenthaltes in letzterem Lande beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit der Darſtellung der ungeheuren Andenkette, die er zu verſchiedenen Malen überſtieg, theils um die allgemeine Konfiguration derſelben kennen zu lernen, theils um einzelne pittoreske Punkte zu zeichnen.

Während dieſer Zeit ſammelte er auch den dramatiſchen Theil ſeines Albums. Die am Weſtabhange der Kordilleren in der Südgränze Chile's lebenden wilden Araucos, bei denen Rugendas volle fünf Monden verweilte, die nicht weniger rohen Indianerſtämme der Peguenches und Veliches, die Bewohner der unermeßlichen Pampas, dort mar de tierra genannt, gaben ihm Gelegenheit, Augenzeuge der ſchrecklichen Epiſoden zu ſeyn, welche er in ſeinen Bildern ſo wahr und treu darzuſtellen gewußt hat. Statt, wie bisher alle Reiſenden klüglich gethan, dieſe wilden indianiſchen Reiterhorden zu vermeiden, ſuchte ſie Rugendas in den geheimſten Schlupfwinkeln ihrer Prairien auf, um ihre Sitten und Gewohnheiten zu ſtudiren, und hier traf unſern Reiſenden auf ſeiner Odyſſee auch einer jener Unglücksfälle, welche alle Vorſicht menſchlicher Klugheit zu nichte machen. Der Blitz tödtete nämlich ſein Pferd und verletzte ihn ſelbſt ſo bedeutend, daß er mehrere Wochen lang in völliger Abſpannung den ſengenden Gluthen der ſüdlichen Sonne und allen Schrecken der Gewitter ausgeſetzt war, umgeben von Begleitern und Landleuten, die unfähig waren, ihm die geringſte Hülfe zu leiſten. Doch erholte ſich Rugendas endlich wieder, und es gelang ihm, nachdem er namenloſe Drangſale erduldet, die nächſte Stadt zu erreichen.

Kaum hatte er ſich jedoch von dem fürchterlichen Schlag erholt, deſſen Spuren noch heute auf ſeinem Geſichte zu leſen ſind, als Rugendas von Neuem zum Wanderſtab griff, nach Chile zurückkehrte, Peru der Länge nach durchzog und Bolivia beſuchte. Seinen Aufenthalt in den Hauptſtädten, wie Mejico, Lima, San-Jago, Buenos-Ayres, benützte er dazu, ſich durch Porträtmalen die zur Ausführung ſeiner Pläne nöthigen Mittel zu verſchaffen. Während dieſer Ruhepunkte machte er ſich auch mit den Sitten der Bewohner vertraut und konnte ſich, Dank der genauen Bekanntſchaft mit hoch ſtehenden politiſchen Perſonen, werthvolle Dokumente verſchaffen, die auf anderem Wege nur äußerſt ſchwer zu erhalten geweſen wären. Solchen gewichtigen Fürſprachen hatte es auch Rugendas, außer ſeiner Kunſt, zu verdanken, wenn er an manche Orte kam, die ſonſt wohl für jeden Reiſenden geſchloſſen bleiben, wobei wir hauptſächlich den Beſuch von Klöſtern in Augen haben, deren Pforten ſich dem Forſcher durch Empfehlungen hoher geiſtlicher Würdenträger meiſt leicht öffneten. Damit widerlegt ſich auch, ſelbſt wenn die beſtimmte Verſicherung des Herrn Rugendas nicht dafür ſpräche, die pikante Erzählung in Nro. 230 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, in welcher geſagt wird, der Reiſende hätte, um den Eintritt in Nonnenklöſter zu erhalten, verſchiedene Vorwände, z. B. daß er ein Handwerker, ein Stubenmaler u. ſ. w. ſey, benützt. Rugendas hatte dieß nicht nöthig, und hätte, ſelbſt wenn er gewollt, zu ſolchen kleinen „Fineſſen" ſeine Zuflucht nicht nehmen können, da man ihn überall in den Städten durch ſeinen längern Aufenthalt allzugenau kannte.

Endlich trieb unſern Pilger die Sehnſucht nach den Seinigen und nach der Heimath, mehr aber noch die Sorge ſeine unter ſo großen Gefahren und mit ſo unendlicher Mühe geſammelten reichen Schätze dem Vaterlande erſprießlich unterzubringen, nach Europa zurück, und nachdem ihn zuvor noch das kunſtſinnige und das Verdienſt auch in dem Fremden ehrende Paris geraume Zeit uns vorenthalten hatte, kam Rugendas im Monat Juli dieſes Jahres endlich in den Mauern ſeiner Vaterſtadt an, die er als Jüngling verlaſſen, um ſich friſchen Muths ſeine eigene Bahn zu brechen, und die er als Mann wiederſah, als ein Mann, den ſein Selbſtvertrauen nimmer getäuſcht ließ und der mit Stolz auf das Werk ſeiner Tage zurückblicken mag, denn ihm iſt das Bewußtſeyn, nicht bloß für ſich, ſondern mit ſeinem Pfund zum Beſten der Mit- und Nachwelt reichlich gewuchert zu haben.

Ein friſcher Handſchlag der gebräunten Rechten, mit welchem mich der hochgewachſene Mann bei unſerem erſten Zuſammentreffen begrüßte, kündigte mir den Landsmann an, und ich folgte freudig ſeiner freundlichen Einladung zu einem Beſuch, um die Ausbeute ſeiner langjährigen, mühevollen Reiſen mit ihm zu muſtern. Ein eigenes Zimmer birgt die Schätze, die er aus der neuen Welt nach Europa gebracht, die Ausbeute ſo mancher mühevollen Jahre, ſo mancher Gefahr und Entbehrung. Zwanzig große Portefeuilles kündigten mir ſchon zum Voraus an, welch' hoher Genuß meiner warte, ließen mich aber auch alsbald einſehen, daß ich ohne Rugendas als Führer mich ſchwerlich zurecht finden würde. Mit der freundſchaftlichſten Aufopferung widmete mir ſeine Güte auch mehrere Stunden und verſchaffte mir eine Ueberſicht aller ſeiner Arbeiten, welche ich des allgemeinen Intereſſes wegen hier anführe. Ueber Mejico ſind es 4 Bände, über Chile 2 große Bände landſchaftlicher Studien aufgenommen während einer längeren Reiſe in den dortigen Cordilleren, ferner 2 Foliobände landſchaftlicher Studien und Anſichten der Seehäfen auf der Weſtküſte, 1 großer Band Koſtüme und Porträts; 2 Foliobände über Arauco, und die Araucos, über Peru 1 großer Band Landſchaften und Städteanſichten, 1 Band Koſtüme, 1 Album Frauenkoſtüme und Porträts, 1 Album mit den Anſich-peruaniſchen Seehäfen von Iquique bis Tumbez; über Bolivia 1 großer Band Landſchaften und 1 Band Monumente aus der Vorzeit von Ober-Peru; über die Argentiniſche Republik und Uruguay 2 Bände Koſtüme; den Beſchluß machen 1 Band mit Darſtellungen von Südſeeinſulanern und 1 Band Vegetations- und Koſtüm-Studien von dem letzten Beſuch in Rio-Janeiro de Bahia und Pernambuco.

Man mag aus dieſer einfachen Aufzählung auf die Reichhaltigkeit des Stoffes ſchließen, zu deſſen Bewältigung ein längeres und eifrigeres Studium erforderlich iſt, als mir vergönnt war, denn im Ganzen enthalten die Mappen des Reiſenden über zweitauſend Zeichnungen. Allein ſo viel erſah ich, daß die Sammlungen des Hrn. Rugendas mit einer ſeltenen Konſequenz durchgeführt ſind, und alle Eigenthümlichkeiten des Natur- und Menſchenlebens der von ihm bereiſten Länder mit einer ſolchen Genauigkeit und in ſolcher Einzelnheit umfaſſen, daß ſie mit Recht eine plaſtiſche Kulturgeſchichte des geſammten Süd-Amerika's genannt werden können.

Welchen Plan der Künſtler für die Zukunft hat, läßt ſich natürlich jezt noch kaum entſcheiden. Aber ſo viel iſt nicht nur zu wünſchen, ſondern ſelbſt anzunehmen, daß man ſeine Sammlungen wohl nicht zerſplittern laſſen, ſondern ihnen den dafür paſſenden Platz in einem Nationalmuſeum anweiſen, Hrn. Rugendas aber für ſeine außerordentlichen Leiſtungen auch auf außerordentliche Weiſe entſchädigen wird, — eine Vermuthung, zu welcher man um ſo eher berechtigt iſt, als König Ludwig, der großmüthige Beſchützer alles edlen Strebens und Verdienſtes, Hrn. Rugendas auf das Wohlwollendſte und Gnädigſte empfangen hat.

F. G.

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Bianca blieb ſchweigend auf dieſen Vorſchlag — ſie ſagte nicht zu, aber ſie wies ihn auch nicht zurück. Der alte Tondini hoffte das Beſte, und deßhalb ſetzte er in ſcherzhaftem Tone, aber mit doppelt lebhaftem Funkeln ſeiner glühenden Augen hinzu:

Und überdies, mein Kind, wirſt du ja auch endlich Gelegenheit haben, den Kaiſer zu ſehen, oder er wird dich ſehen, was die wichtigere Seite des Ereigniſſes werden könnte!

Digitized by Google

Wie ſo? Was meynt Ihr damit, Oheim Bartolo?

Der Oheim nahm die Hand des ſchönen Mädchens wieder, welche ſie ihm entzogen hatte, und ſagte:

Cara mia, es iſt ein Fehler am Herzen unſeres Souverains, der ihn und uns, ſeine Unterthanen, unglüklich macht. Seine Natur iſt vom göttlichen Künſtler edel gezeichnet, aber es liegt kein Sonnenſchein darauf; ſeine Seele iſt ein ſchöner Tempel, aber der Schlußſtein fehlt, oder daß ich recht ſage, das Götterbild in dieſem Tempel fehlt.

Und wie heißt dieſes Bild?

Es heißt die Schönheit oder die Empfindung des Ideals oder die Poeſie. Joſeph II. hat in ſeinem Leben keine Stanze Taſſo's verſtanden; er iſt kein Grieche!

Und weßhalb ſagt Ihr mir das, Oheim?

Es gibt für ſolche Naturen nur Eine Heilung. Das iſt Frauenliebe.

Joſeph hat nie geliebt. Wenn er dich ſähe — du entreißeſt mir deine Hand und erröthest zornig — du biſt eine Thörin, Bianca. Ich bitte dich, verſchließe dein Herz meinen Worten nicht. Du biſt ein Weib, alſo ſehnſt du dich nach Liebe, und wenn du auch hundert Mal ſo zornig abweiſend deinen Kopf ſchüttelſt. Würdeſt du dich nicht größer fühlen, wenn ein rechter, wahrer Mann, ein Gebieter und Herrſcher, ein Gott der Erde dich liebte, als wenn dein Herz in frauenhafter Schwäche einem jungen Manne um ſeiner wohlfeilen Gutmüthigkeit und ſeines anmuthigen Geplauders wegen ſich hingeben müßte, und das nur, um ſich hinzugeben? Zu lieben und durch dieſe natürliche Erfüllung der Aufgabe deines Frauenlebens zugleich einen Helden zu beherrſchen — und durch ihn die Welt — wäre das nicht das Schönſte was eine Frau erreichen kann? Es hieße der höchſten Ziele, der leuchtendſten Attribute des männlichen Genius ſich bemächtigen und doch keinen Schritt über die Gränzen der reinſten und zarteſten Weiblichkeit hinaus gehen. Es wäre Amor, der mit einem Seidenfaden ſpielt, ein anmuthiges liebliches Spiel für einen Knaben, wenn auch an das Ende des Fadens ein Löwe gebunden iſt!

Durch ſolche Geſpräche ſetzte der alte Tondini das Herz ſeiner Nichte in volleren Schlag, ihre Empfindungen in einen Zuſtand von Aufregung, in der ſie eine Menge phantaſtiſcher Ideen verfolgte, immer weiter in ein wahres Traumland verlockt wurde und endlich nur noch in ihm lebte. In der außerordentlichen Reinheit ihrer Seele, die jedes Verhältniß nur als geiſtiges begriff, lag der Grund, weßhalb ſie nichts Anſtößiges fand in den Abſichten und Hoffnungen welche der Onkel Bartolo durch ſeine Reden ſchimmern ließ. Wäre ſie weniger unſchuldig, weniger unberührt von dem Staube geweſen, der ſich an die Sohlen der Sterblichen heftet, ſo würde ſie vielleicht entrüſtet ſich abgewendet haben von ſolchen Inſinuationen; ſo aber war ſie mit ihrem wunderbar hoch geſpannten Geiſte auf der Höhe jedes idealen Verhältniſſes. Sie war Italienerin, das heißt, ſie war von der Wiege an umklungen und umſungen von dichteriſchen, volltönenden, hoch einherſchreitenden Redensarten: das Paradies hatte keine Wunder, die Mythologie keine leuchtenden Göttergeſtalten, die Geſchichte keine Heroen, mit welchen nicht die Bücher, die ſie las, ja, die tägliche Converſation ihrer Umgebung ſie vertraut gemacht; ihre Lebhaftigkeit, ihre Phantaſie, ihre Neigung zu Schwärmerei und der Pathos ihrer Seele füllten dieſe hohlen Phraſen italiſcher Redeweiſe mit Inhalt aus, ſie hatten Wahrheit für ſie, und ſo kam es, daß Bianca Tondini ſich jeden Augenblick zu einer Diotima des Sokrates, zu einer Herſilia des Romulus oder ſogar zu jener Hain-Nymphe träumen konnte, welche dem großen Geſetzgeber Roms ſeine Inſpiratione mittheilte.

Unterdeß rückte die Noth täglich näher an das Lager des Kranken: der erſte Schritt, der ſchwere erſte Schritt über die Schwelle zu allem, was Bianca träumte, mußte gemacht werden. Jener Abbate, der Freund des Oheims, erleichterte ihn, indem er ein Empfehlungsſchreiben für Bianca zur Einführung bei da Ponte verſchaffte. Wie dieſe endlich ihr klopfendes Herz bezwang und dem Dichter ihren Entſchluß kund that, ſahen wir oben. —

Noch während Bianca ſang, hob ſich der Vorhang vor dem Krankenzimmer ihres Oheims. Ein kleiner ſchwarzgekleideter Mann trat heraus und entfernte ſich leiſe, um das ſingende Mädchen nicht zu unterbrechen. Sie erhob ſich jedoch gleich darauf, trat an das Fenſter und drückte die glühende Wange an die Scheiben, um ſie zu kühlen. Draußen lag Schnee auf den Dächern, denn der Winter hatte ſich geltend gemacht, wenn auch ſpät in dieſem Jahre, doch darum nicht weniger ſcharf und hartnäckig. Unten, in der brunnenartigen Tiefe, wo der Schnee zu ſchwarzem Staube zertreten und ein dichtes Menſchengedränge, wie das eines Ameiſenhaufens, durch einander ſummte, fuhr raſch ein höchſt elegantes Cabriolet, mit einem Eiſenſchimmel beſpannt, heran, hielt — ein hochgewachſener junger Mann ſprang heraus, warf die Zügel dem reich galonirten Jockey zu und ſchlüpfte dann in das Haus, in welchem Bianca am Fenſter ſtand.

Es war Karl.

Nach wenigen Augenblicken trat die Wirthin ins Zimmer Bianca's.

Ein Beſuch...

Sie wiſſen, daß wir Niemand ſehen.

Er kommt vom Kaiſer!

Vom Kaiſer? Schon jetzt eine Antwort? führen Sie ihn herein, herein!

Bianca war im nächſten Augenblicke neben dem Bette ihres Oheims, um ihm die Freudenbotſchaft mitzutheilen.

Beruhige dich, Kind, ſagte der alte Officier, wir wiſſen nicht, was er bringt, und beſten Falls iſt es — ein Almoſen!

Karl trat ein.

Vor ihm ſtand Bianca. Sie ſchien ſich zu erinnern, daß ſie ihn früher geſehen, und — war es deßhalb, oder weil er der Bote des Kaiſers — ſie erwiederte ſeinen Gruß mit einem ſo freundlichen Lächeln, ihr Antlitz, auf dem freudige Erregung ſich ſpiegelte und ein Nachglanz der geiſtigen Verklärung lag, welche ſo eben die Muſik darüber gebreitet hatte — dieſes Antlitz war ſo wunderbar ſchön, daß Karl davon wieder vollſtändig bezaubert wurde. Sein Herz ſtockte, die Worte wallten nicht über ſeine Lippen — er ſtand und blickte ſie an und ſtotterte, und endlich übergoß ſeine Wangen und ſeinen Nacken ein Strom von Purpur, während er die furchtbarſte Beſchämung fühlte, daß er ſo knabenhaft verlegen und unbehalſen vor ihr ſtehe.

Bianca zog den Vorhang vor dem Nebenzimmer zurück und deutete hinein.

Der Graf Bartolomeo Tondini! ſagte ſie.

Karl folgte dem Winke, der Vorhang fiel hinter ihm zurück, und er war mit dem Kranken allein.

Es war ein dürftiges Stübchen, in welchem der alte Officier an das Schmerzenslager gekettet lag: ein höchſt altfränkiſches Himmelbett mit Vorhängen von großblumigem Cattun war jedenfalls das hervorragendſte Stück Möbel darin; vor demſelben ſtand ein Polſterſtuhl mit hoher Rückenlehne und gewundenen Füßen, den der Kranke heran rückte, um ihn Karl zu bieten.

Sie kommen von Seiner Majeſtät — ſagte der Graf — ich hätte eine ſo überraſchend ſchnelle Antwort auf meine Eingabe nicht erwartet — noch auch eine ſo angenehme Art, ſie mir zukommen zu laſſen.

Ich komme nicht gerade im Auftrage des Kaiſers, verſetzte Karl und ſagte dann in ſchonendſter, verbindlichſter Weiſe dem Grafen alles, was die Fürſtin K. ihm inſpiriet hatte, um ſeinen Beſuch zu rechtfertigen. Tondini hörte ihm aufmerkſam zu — er ſchien gerührt von der Theilnahme des jungen Mannes, und als Karl ihm das Darlehn anbot und zugleich die Rolle mit hundert Goldſtücken auf den Nachttiſch vor dem Bette des Kranken legte, ergriff dieſer ſeine Hand und ſchüttelte ſie mit dem ausdrucksvollſten Geſichte von der Welt, in deſſen Zügen je inniger Dank zu leſen ſind.

Digitized by Google

Ich wünſche nur, ſagte Karl dem dieſe Dankbarkeit eine tiefe Demüthigung war, daß der Kaiſer, dem ich Ihre Eingabe im Auszuge vorgelegt habe, bald die Reſolution ertheilt, welche nicht anders als befriedigend von einem Monarchen wie Joſeph II. zu erwarten iſt.

Ich wünſche nur, daß der Rheumatismus mit ſeinen Schmerzen meine alten zerhauenen Knochen verlaſſe, erwiderte der Offizier, damit ich Richtern und Advokaten das Leben ſauer machen und ſie zur Entſcheidung meines Proceſſes treiben kann. Denn eher darf ich ja nicht hoffen, im Stande zu ſeyn, Ihren großmüthigen Vorſchuß heimzuzahlen und…

O, laſſen Sie das — welchen Prozeß führen Sie? fiel Karl ein, um abzulenken von dem, was ihm ſo peinigend war.

Es handelt ſich um ein Lehngut, ſagte Bartolomeo Tondini. Es iſt durch eine Frau unſerer Familie zugefallen; nach dem Tode des letzten Beſitzers aber haben ſich ein paar Vettern ſeiner bemächtigt und ſchließen mich von dem Genuſſe aus, weil beim Anfalle mein Vater ſchon geſtorben geweſen, meine Nichte Bianca, weil ſie ein Mädchen iſt. Und doch hat *eine Frau*, unſere gemeinſame Urgroßmutter, es geerbt und an uns vererbt — iſt das nicht himmelſchreiendes Unrecht? Sind dieſe Verräther nicht werth, den Tod meines heiligen Patrons zu ſterben, dem man, ich wette, um weit geringerer Peccadillen willen die Haut abzog? **Corpo di Bacco!** Dieſe Höllenhunde ſcheuen ſich nicht, das Gut der Waiſe zu verzehren, welche ſie in Armuth und Noth ſchmachten laſſen, und welche ſie treiben, ſich endlich in eine Bahn zu werfen, die noch nie eine Gräfin aus dem erlauchten Stamme der Tondini betreten hat; die Tondini waren im ſechzehnten Jahrhundert Gonfaloniere von Cremona, mein Herr und ein Tondini war Kardinal-Biſchoff von Velletri, einer…

O, laſſen Sie Ihre Nichte dieſe Bahn nicht betreten! rief Karl lebhaft aus; aber der Kranke unterbrach ihn.

Sie wiſſen darum? Das iſt ſeltſam!

Ich weiß es — durch ein Ungefähr — durch da Pante, der mein Freund iſt — o, ich beſchwöre Sie, Herr Graf, hindern Sie Ihre Nichte, einen ſolchen Vorſatz auszuführen! Welch verzweifelter Entſchluß, ein Entſchluß, der noch viel unheilvoller werden kann, als Sie ahnen! Und was treibt Sie dazu, jetzt, wo der Kaiſer ſich Ihrer ſicher annehmen wird, wo Sie Hoffnung haben, Ihren Prozeß zu gewinnen, wo bis dahin meine ganze Habe zu Ihrem Befehle iſt?

Wenn mir aber der Kaiſer ein kärgliches Almoſen ſchickte, wenn mein Prozeß verloren ginge oder, was wahrſcheinlicher, bei meinem und meiner Nichte Leben nie entſchieden würde, wenn endlich der Graf Tondini zu ſtolz wäre, von einem Fremden Darlehn anzunehmen die er nicht erſetzen kann — was dann, junger Freund? Und was endlich, wenn ich ſtürbe und damit die letzte Stütze verloren gienge, welche meine Nichte auf Erden beſitzt?

Dann, dann — rief Karl heftig aus — aber er vollendete nicht, ſondern ſank in ſeinen Stuhl zurück, und während er krampfhaft die Hände rang, ſah er mit verzweifeltem Blicke auf den Boden.

Der alte Officier ſchob die Nachtmütze von ſeiner kahlen Scheitel in die Höhe, zog die bärtige Lippe bis an die Naſenflügel empor und beobachtete mit ſeinen feurigen und verſchmitzten Blicken den jungen Mann. Dann rief er: Bianca? Aber bevor ſeine Nichte eintrat, verbarg er raſch die Rolle Gold unter der Decke ſeines Bettes.

Karl fühlte ſich ihm dadurch zu lebhaftem Danke verpflichtet: er glaubte, es ſey eine Handlung des Zartgefühls, um ihm eine große Beſchämung zu erſparen. Er hätte um Alles in der Welt nicht Bianca gegenüber ſtehen mögen mit der Miene eines Menſchen, der Gold verſchenkt hat, oder der mit einer Geldſumme ſich einführt?

Bianca hatte während des Geſpräches zwiſchen ihrem Oheim und Karl im Vorzimmer am Fenſter geſtanden — in äußerſter Spannung auf das Reſultat dieſes Geſpräches. Ihr Schickſal hing ja davon ab. Zeigte der Kaiſer ſich den Wunden und langen Dienſten ihres Oheims gegenüber ſo kaiſerlich großmüthig, wie ſeine Bewunderer ihn ſchilderten, dann war ja auch ſie nicht mehr genöthigt, den letzten Schritt zu thun, vor dem ſie zagte: dann konnte ſie ruhig das alte, das einſiedleriſche Leben fortführen, deſſen Tage farblos dahin ſchlichen und ihr keine andere Beſchäftigung, keine Ereigniſſe, keine Anregungen brachten, als die, welche an einem Krankenbette möglich ſind. Sie hatte dann auf keinen Tropfen Labſal mehr zu rechnen für den heftigen Durſt ihrer Seele, die nach den Emotionen eines höheren, edleren, in den Regionen der Leidenſchaft und der Poeſie heimiſchen Daſeyns verlangte…

Bianca fühlte, daß ſie vielleicht recht unglücklich werden könne, wenn der Kaiſer irgend ein Glück über ſie ausſchütte. Und doch hatte ihr Herz im erſten Augenblicke hoch aufgeſchlagen, als ſein Bote gekommen war! Das menſchliche Herz iſt ein Ding voll Widerſprüche!

Graf Bartolo Tondini ſtellte den Fremden ſeiner Nichte vor — es war natürlich, daß Karl auf Beider erſtes Zuſammentreffen zurück kam und er erzählte, wie ihn gemeinſame Entrüſtung mit da Ponte zuſammen geführt. Bianca's Blick, der dabei auf ihm ruhte, elektriſirte ihn, er war ungewöhlich lebhaft, feurig, poetiſch. Dies ſchien auch auf ſie zu wirken. Sie verlor nach und nach die Befangenheit, welche die klöſterliche Erziehung ihr im Verkehre mit Männern gegeben, ſie antwortete frei und ohne Rückhalt, ſie ſprach endlich mit Karl wie mit einem alten Bekannten und während ſie ſprach, ruhte ihr glänzendes, wunderbar ſchönes Auge ſo offen und unbefangen, wie das eines Kindes, auf ihm. Eine Stunde verflog ihm dabei ſo raſch, als wären es wenige Minuten geweſen; er ſprang plötzlich auf, er wollte ſich gewaltſam dem Zauber entziehen, und auch nicht um die Erlaubniß bitten, wiederkommen zu dürfen — da ſagte Tandini lächelnd, indem er ihm die Hand reichte:

Ich hoffe, Sie vergeſſen nicht, welche Wohlthat es für einen Kranken iſt, wenn man ein Viertelſtündchen mit ihm verplaudert! Kommen Sie bald wieder, mein junger Freund!

Karl konnte nicht anders, er mußte es verſprechen, und dann eilte er, ſo raſch, als ob er ſich ſelbſt entfliehen wollte davon.

Und der Kaiſer? fragte Bianca, als Karl ſich entfernt hatte.

Maledetto! verſetzte der alte Italiener, er hat mir durch dieſen Menſchen ein für alle Mal zehn Dukaten geſchickt!

(Fortſetzung folgt.)

Pot - Pourri.

Was eine franzöſiſche Miniſterſtelle abwerfen kann, zeigt eine Berechnung der Reforme, woraus hervorgeht, daß der verſtorbene Juſtizminiſter Hr. Martin (du Nord) bei ſeinem Antritte in die Staatsgeſchäfte nur 300,000 Frs. beſaß, während das nach ſeinem Tode aufgenommene und eben jetzt beendete Inventarium ſeiner Verlaſſenſchaft 1,600,000 Frs. ausweiſt.

Eine gefährliche Dame.

Schon den ganzen Nachmittag ſaßen zwei Herren auf einem Flecke und zogen unermüdlich „Dame", während ſich ihre Frauen ſchrecklich langweilten. — „Ich habe eine Dame, die dich noch ſchlagen kann," — ſprach der eine; deſſen Frau jedoch aus dem Schlafe auffahrend, ſetzte hinzu: „Jetzt noch nicht, aber zu Hauſe kann's Dir noch geſchehen."

Was Einer denkt.

„Mr. Clay! Mr. Clay;" rief ein Zudringlicher dem alten amerikaniſchen Senator auf einem Dampfboote nach, und hielt ihn, da er ihm entwiſchen wollte, am Rockſchoße feſt: „ich wünſche zu wiſſen, wie Sie über den jetzigen Tarif denken." — „Ich denke," erwiederte der Geplagte, „daß dieſer Rock unfehlbar zerreißen wird wenn Sie ihn nicht loslaſſen."

Digitized by Google

Nro. 72.

Sechzehnter Jahrgang

1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 8. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Ermordung der Herzogin von Praslin — Wiener Erlebniſſe. — Pot-Pourri.

Die Ermordung der Herzogin von Praslin.

Bei dem allgemeinen Intereſſe, welches die ſchauderhafte Ermordung der Herzogin v. Praslin noch fortwährend erregt, geben wir folgenden authentiſchen Auszug aus den betreffenden Gerichts-Akten.

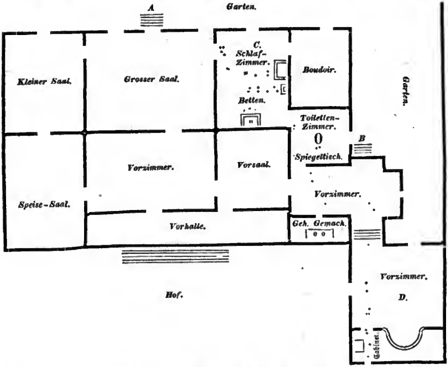
I. Inhalt der Aktenſtücke über den Prozeß Praslin: 1) Erſtes Protokoll des herbeigerufenen Polizeikommiſſärs Truey am 18. Auguſt Morgens 5¾ Uhr. Als er kam, war die Herzogin ſchon todt. Er findet die Piſtole, konſtatirt die Blutflecken auf allen Wänden und Möbeln, findet im Garten einige Spuren kleiner Fußtritte. Schon der Polizeikommiſſär beargwohnt den Herzog, durchſucht ſein Zimmer, läßt ihn ſich umkleiden und findet unter ſeinem Hoſenträger eine grünſeidene Schnur, in der Taſche ſeines Rockes, die inwendig Blutflecken hat, einige Endchen Strick, deren eines blutig iſt. 2) Unterſuchung der Leiche der Herzogin durch die Aerzte Gannal und Reymond. Dieſe konſtatiren 5 Schnittwunden im Genick, 8 Quetſchungen auf der Hirnſchale, 2 Schnittwunden und mehrere (nicht bedeutende) Stiche im Halſe, einen Schnitt in die untere Kinnlade, der die Droſſelader durchſchnitt, und eine Menge Schnitte an den Händen. 3) Protokoll der Unterſuchungskommiſſion. Dieſe konſtatirt die blutigen Spuren, die aus dem Zimmer der Herzogin in das des Herzogs führen, die blutbefleckten Kleider des Herzogs, im Kamine die Aſche und die Ueberreſte eines Foulards, von Papier und andern Gegenſtänden. Sie richtet ihren ganzen Argwohn gegen den Herzog, und verlangt von ihm eine Erklärung. Der Herzog gibt ſolche mit großer Ruhe und Klarheit, ſucht alle Umſtände natürlich zu erklären, alle Inzichten, die ihn belaſten, zu entkräften, er diskutirt mit Logik, bis der Generalſtaatsanwalt Delangle ihm geradezu ſagt: er ſelbſt ſey der Mörder, und er ſolle nur geſtehen. Da faßt er ſeinen geſenkten Kopf mit beiden Händen und hört ſo die lange Rede des Generalprokurators an, endlich ſagt er: „Ja, die Piſtole, die Sie gefunden haben, iſt mein, ich habe ſie in das Zimmer der Herzogin gebracht, als um Hülfe gerufen wurde, aber ich läugne förmlich, meine Frau mit dieſer oder einer andern Waffe getroffen oder verwundet zu haben. Wenn wirklich Blut, Haare und Fleiſch am Kolben der Piſtole kleben, ſo iſt es mir unmöglich, dieß zu erklären.“ 4) Zweites Protokoll der Unterſuchungskommiſſion. Die Lage und der Zuſtand aller Lokalitäten werden nochmals genau konſtatirt. Der Herzog, aufgefordert, ſich mit zu der Leiche ſeiner Frau auf den Schauplatz der That zu begeben, bittet, ihn dieſes traurigen Ganges zu entheben, was auch geſchieht. Der Kammerdiener Charpentier wird vernommen; ſeine Ausſagen belaſten den Herzog noch mehr. Zugleich findet man auf einer Kellertreppe neben dem Schlafzimmer des Herzogs ein halbverbranntes Hemd des Herzogs und die Aſche und Reſte anderer Kleidungsſtücke. Die Unterſuchung wird nun am 19. Auguſt fortgeſetzt; der Herzog iſt nicht mehr anweſend. Er liegt ſchwer unpäßlich zu Bette, und wird bereits ſeit dem 18. Abends durch Polizeiagenten bewacht. 5) Verhör des Herzogs im Luxembourg durch den Kanzler Pasquier und die Pairskommiſſion. Durchaus unbedeutend; der Kanzler erklärt ihm geradezu, er und kein Anderer habe das Verbrechen begangen, er möge doch geſtehen. Der Herzog antwortet immer ausweichend, entweder ſagt er: Wie können Sie mir eine ſolche Frage ſtellen? oder er ſagt: Ich bin zu ſchwach, um zu antworten. Nie jedoch wagt er es, ſeine Unſchuld zu betheuern, und als der Kanzler ihn fragt: Wagen Sie es, zu behaupten, daß Sie das Verbrechen nicht begangen haben? ſagt er nach einer langen Pauſe: Ich kann auf eine ſolche Frage nicht antworten. 6) Zwei Verhöre der Dem. Deluzzi vor dem Inſtruktionsrichter und dem Kanzler Pasquier. Dem. Deluzzi betheuert in dieſen auf das Feierlichſte, daß nie ein irgend unerlaubtes Verhältniß zwiſchen ihr und dem Herzoge beſtanden habe, daß ſie vielleicht für den Herzog mehr als Verehrung gefühlt, daß der Herzog jedoch für ſie nur ein wohlwollender Freund geweſen ſey. Sie ſagt, die Ehe des Herzogs ſey ſeit langen Jahren unglücklich geweſen, der launiſche, gebieteriſche Charakter der Herzogin ſey daran Schuld geweſen und das Hauptzerwürfniß ſey endlich daraus entſtanden, daß beide Ehegatten ganz verſchiedene Anſichten über die Erziehung der Kinder hatten und der Herzog ſeiner Frau ein für allemal ſtreng verbot, ſich in dieſe zu miſchen. Die Eiferſucht der Herzogin, die Gerüchte, die auf Koſten der Mlle. Deluzzi verbreitet wurden, zwangen den Herzog endlich, in die Entfernung derſelben aus ſeinem Hauſe zu willigen. Am 18. Juli verließ ſie das Hôtel Praslin, ſah dann den Herzog noch dreimal, ſtets in Begleitung ſeiner Kinder, und ſchrieb mehrere Briefe voll leidenſchaftlichen Schmerzes an Letztere und ihren Vater. Die Herzogin wollte durchaus, Dem. Deluzzi ſolle nach England gehen; ſie zog es vor, in Paris zu bleiben, und wollte in das große Penſionat der Madame Lemaire im Marais treten. Madame Lemaire, durch die umlaufenden Gerüchte beunruhigt, verlangte eine Art von Rehabilitation durch einen Brief, den die Herzogin an Dem. D. ſchreiben ſollte. Dieſer Brief ſollte am 18. Auguſt der Madame Lemaire übergeben werden. Der Herzog, von Dieppe ankommend, beſuchte mit ſeinen Kindern Dem. D. am 17. Abends. Sie ſprachen von dem Briefe. Er äußerte, derſelbe werde ſchwer zu bekommen ſeyn, und ſagte beim Weggehen noch: „Es iſt mir ſehr leid, daß Das ſo kommt. Ich ſpiele eine ſehr unangenehme Rolle in dieſer Angelegenheit.“ Die Verhöre der Dem. D. zeugen übrigens von großer Bildung, ausgezeichneten Verſtandesgaben und einem ſehr energiſchen und leidenſchaftlichen Charakter. — Aus den Briefen der Herzogin geht hervor, daß die ihren Gatten leidenſchaftlich liebende Herzogin das Herz dieſes Gatten niemals auszufüllen vermochte, daß er ſie ſtets mehr als die Mutter ſeiner Kinder, denn als eine ihm geiſtig verbundene Genoſſin betrachtete, mit der er die Erfahrungen und Genüſſe ſeines innern und äußern Lebens hätte theilen können. Dieſes Gefühl, daß ihr Gatte ſie vom vollen Beſitz ſeines Herzens ausſchließe, machte ſie unglücklich ſchon vor dem Jahr 1841. Später kam noch die Erziehung der Kinder als neue Urſache des Zerwürfniſſes hinzu. Der Herzog hielt ſeine Gattin nicht für fähig, den Unterricht ſeiner Kinder zu leiten; und wir glauben, daß er hierin nicht ganz Unrecht hatte. Die Herzogin beſaß, nach ihren vorliegenden Briefen zu ſchließen, zwar jene allgemeine oberflächliche Bildung der großen Welt, aber keine tiefere Bildung des Geiſtes, die ſie zu konſequenter Durchführung eines Erziehungsplanes be-

Digitized by Google

fähigt hätte. Auch in religiöſer Hinſicht ſcheinen die Gatten ſehr verſchiedene Standpunkte eingenommen zu haben, was wohl auch dazu beitrug, den Herzog zu beſtimmen, daß er ſie von der Leitung des Erziehungsweſens ganz ausſchloß. Das war nun eine grauſame Verwundung ihres Gatten- und Mutterherzens; ſie erblickte darin die tiefſte Erniedrigung. „Theobald, ruft ſie dem Herzog einmal zu, denke an Deinen Schmerz beim Verluſt Deines Vaters; ich habe meinen Gatten, meine Kinder verloren, ich bin in ihrer Nähe und darf ihren Umgang nicht genießen, ich weiß, ich bin eine verachtete Laſt.“ Noch tiefer fühlte ſie ſich aber verletzt, als die neue Gouvernante in die Erziehungsanſichten des Herzogs ſo gut einzugehen, die Liebe der Kinder ſich ſo vollkommen zu erwerben wußte, daß ſie förmlich in ihre Mutterrechte eintrat, daß der Herzog ihr die ganze unumſchränkte Leitung der Erziehung ſeiner Kinder übertrug und daß, je mehr der Riß ſich erweiterte, der in Folge ſolcher Anordnungen die Gattin vom Gatten trennte, um ſo inniger das Vertrauen wurde, das zwiſchen dem Vater und der Gouvernante erwuchs, in der er die wahre, die geiſtige Mutter ſeiner Kinder erblickte, in der aber die Gattin und die böſe Welt — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe für jetzt dahingeſtellt — die ſchlaue Maitreſſe ſahen, welche ihre Stellung bei den Kindern als Mittel benutzte, um ſich zwiſchen die Herzen der Gatten zu drängen und ſowol Frau und Mann, wie Kinder und Mutter in eigennützigem Intereſſe einander zu entfremden. Unbeſchreiblich muß die von ihrem Manne, von ihren Kindern verlaſſene und vernachläſſigte Gattin und Mutter gelitten haben — davon zeugen ihre Briefe, ihr Tagebuch, in welchem ſie — ein religiöſes, ſchwärmeriſches Gemüth — Gott tauſendmal des Tags um Beiſtand anruft, — bis ſie endlich ihrer Eiferſucht und damit ihrer Liebe Herr wird und mit Ruhe, ja Kälte, einzig im Intereſſe ihrer Kinder und des Anſtandes, auf die Entfernung der Perſon aus ihrem Hauſe dringt, der ſich das Gerede der Welt und ſelbſt der Journale einmal bemächtigt hatte. Und dieſe Entſchiedenheit, womit ſie auf deren Entfernung beſtand, war, ſo ſcheint es, ihr Todesurtheil. Der Herzog, mochte er nun in der Deluzzi nur eine Mutter ſeiner Kinder oder die Geliebte lieben, konnte es nicht ertragen, daß ſeinen Kindern Diejenige entriſſen werde, in der ſie eine wahre Mutter gefunden hatten; und das Reſultat eines vielleicht langen, gewiß tiefen und gewaltigen inneren Kampfes war der Beſchluß des Mordes.

(Fortſetzung folgt.)

Da wir glauben, daß es unſern Leſern von Intereſſe ſeyn möchte, eine Ueberſicht der Oertlichkeiten zu bekommen, wo das Verbrechen begangen worden iſt, ſo geben wir hier nach dem „Conſtitutionnel“ eine getreue Abbildung derſelben.



Der Vorſaal iſt der Ort, wo der Zimmerbohner ſchlief, der ſich mit Tagesanbruch entfernt hatte, ehe das Verbrechen begangen wurde. Die Thüre A iſt die, durch welche der Bediente, aufgeweckt von den Klingelrufen, und nachdem er vergeblich verſucht hatte die beiden Thüren zu öffnen welche aus dem Schlafzimmer der Herzogin C, die eine in das Toilettenzimmer der Herzogin wo der Corridor iſt, die andere in den großen Saal führt, in den Garten trat. Dieſer Bediente kehrte hierauf in die Zimmer mittelſt der Treppe B zurück, und auf dem Wege dahin nahm er vom Garten aus einen Mann wahr, in dem er den Herzog erkannt zu haben glaubte, wie er eben das Fenſter des Schlafzimmers der Herzogin öffnete. Als der Bediente in das Toilettenzimmer zurückkehrte, ſtand die Verbindungsthüre des Schlafzimmers der Herzogin und der Zimmer des Herzogs offen. Auf den Corridor O war die Nachtlampe geſetzt worden, die gewöhnlich in dem Schlafzimmer zu brennen pflegte. Das Zimmer, wo der Herzog bemerkt wurde, als er die Hände in die Höhe hob, iſt das, welches ſich neben dem Alkoven ſeines Schlafzimmers D befindet. Die auf dem Plane angegebenen Punkte ſtellen die Blutſpuren dar, welche ſich von dem Schlafzimmer der Herzogin bis zu dem Toilettenzimmer des Herzogs quer durch das Toilettenzimmer der Herzogin, das Vorzimmer und das Schlafzimmer des Herzogs hinziehen. Es befinden ſich dergleichen noch auf allen Wänden in verſchiedener Höhe. Neben dem Kamine des Schlafzimmers der Herzogin ſteht ein ſehr niedriger Schreibtiſch mit einer

Digitized by Google

weißen Marmorplatte, dieſe Platte iſt ganz mit Blut befleckt. Man glaubt, daß die Herzogin darauf zugeſtürzt iſt, da ſich in deſſen Nähe eine Klingel befindet. Auch zeigen ſich Blutſpuren an der Saalthüre, welche verſchloſſen gefunden wurde, keine aber findet man an der Thüre des Boudoirs, die keinen Ausgang darbot. Aus dieſem Umſtande würde man ſchließen können, daß in dem furchtbaren Kampfe gegen ihren Mörder die Herzogin ihre ganze Kaltblütigkeit bewahrte. Auf ein kleines Kanapee gelehnt, das am Kamine auf der andern Seite des kleinen Schreibtiſches ſtand, wurde ſie ſterbend gefunden.

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Karl ließ zwei Tage vorübergehen — dann ſchlug er um die Vormittagsſtunde wieder den Weg in die Rauhenſteingaſſe ein und ſaß nach kurzer Zeit am Bette des Grafen Tondini.

Bianca hatte ihn dieſes Mal wie einen Bekannten empfangen, und dieſe Freundlichkeit gab ihren ſchönen Zügen einen unwiderſtehlichen Reiz. Karl freute ſich ihrer Lebhaftigkeit, mit welcher ſie das Wort ergriff und ihm verſtattete, ohne viel zu antworten, halb traumverloren, in ihr Antlitz zu blicken. Sie ſprach Anfangs von gleichgültigen Dingen, dann fragte ſie Karl nach ſeinem Dienſtverhältniſſe, nach dem Hofe, nach dem Kaiſer. Karl nahm nun ſeinerſeits das Wort, und nachdem er ihr alle Auskunft gegeben, welche er wußte, faßte er ſich endlich ein Herz und lenkte das Geſpräch auf Bianca's Entſchluß, ſich der Bühne zu widmen. Seine Seele war zu voll von Sorge um das Schickſal des jungen Mädchens, als daß er ſich nicht hätte hinreißen laſſen, ſie zu warnen, ſie mit einer ſo warmen Beredtſamkeit, wie er ſich ſelber kaum zugetraut, zu beſchwören, nicht einen Schritt zu thun, der ihn doch eigentlich nichts anging. Aber Bianca nahm ihm ſeine Offenheit nicht übel. Sie gab ihm manches ſeiner Argumente zu, andere ſuchte ſie zu widerlegen. Er fand ſie überhaupt in einer ſeltſamen Gemüthsſtimmung jenem ihrem Plane gegenüber. Sie ſchien eine große Scheu vor dem Schritte zu haben, den ſie thun wollte, und doch wieder von einer geheimnißvollen Macht dahin gezogen zu werden.

War es nun jener weibliche Vorwitz, jener neugierige Drang nach der Gefahr, der ſie ſtachelte und wie einen Nachtfalter der Flamme näher und näher zog? — waren es andere Gedanken, die tiefverhüllt in ihrem Innern lagen, halb ihr ſelbſt unbewußte Schwärmereien, Hoffnungen, die ſie nicht ausſprechen, vielleicht ſich ſelber nicht zu geſtehen wagte? — Genug, Karl kam nicht weiter trotz all ſeiner ſtürmiſchen Beredtſamkeit, und der alte Tondini ſtand ſeiner Nichte eifrig bei und ſchilderte ihre Zukunft in den düſterſten Farben, wenn ſie all den Bedenken nachgeben wolle, die Karl ausſchüttete. Dieſem wurde das Herz ſchwerer und ſchwerer; er ging endlich in der verzweifeltſten Stimmung fort.

Es wäre hohe Zeit für ihn geweſen, zur Fürſtin K. zu gehen und ihr Bericht zu erſtatten über das, was er in Folge ihrer Weiſung gethan. Aber er konnte es nicht über ſich gewinnen; er ahnte, ja, er wußte, daß dieſe Frau ihn beobachten ließ und er wollte nicht in ihren Zügen den Triumph leſen, den er ihr durch die That eingeräumt hatte. Denn war er nicht ganz auf dem Wege, auf dem ſie ihn ſehen wollte?

So begab er ſich heim, und als er in ſeiner Wohnung ankam, fand er einen zweiten Brief von Cöleſtinen vor. Arme Cöleſtine! Deine Briefe konnten ihre Zeit nicht ſchlimmer wählen! Cöleſtine machte ihm Vorwürfe, daß er ſo ſelten ſchreibe; aber ſie machte dieſe Vorwürfe in einem unendlich milden, von Reſignation durchhauchten Tone; ſie war in einer Stimmung voll demüthiger Beſcheidenheit und Entſagung. — Karl hatte dabei die Empfindung, welche wir alle einmal im Leben gehabt haben, wenn wir eine Zeit lang der Heimath fern geweſen, und ihre Verhältniſſe, ihre Charaktere, ihre Phyſiognomieen plötzlich wieder vor uns treten. Wir hatten uns das alles unterdeß ſo groß, ſo ſchön gedacht — es ſtand in den Umriſſen vor dem Auge unſerer Einbildungskraft, welche ihm unſere kindliche Bewunderung gegeben hatte. Nun ſehen wir es wieder; es iſt klein, ärmlich, langweilig! Wir ſind größer geworden, wir haben unſern Maaßſtab höher und höher wachſen laſſen, die Peripherie unſeres Geiſtes weiter und weiter geſpannt. Daran aber denken wir nicht, ſondern wir ſchelten das, was einfach ſtehen geblieben, als ob es kleiner und unbedeutender geworden!

Das arme Mädchen! ſagte Karl, und legte mit einem Gefühle von Mitleid ihren Brief hin, als er kaum zwei Seiten geleſen; wie iſt das alles ſpießbürgerlich und engherzig! Wie lächerlich iſt eine ſolche entſagungsvolle Stimmung, ſolch ein geduldiges Sichbeugenwollen unter das, was das Schickſal gebietet! Wie ungenial, wie ſchwächlich! Es gibt kein Schickſal — es gibt nur Kraft, die Erfolge erringt, Schwäche, die Niederlagen nach ſich zieht. Das ſind die Factoren des Lebens — nicht ein lächerliches Ding, welches man Schickſal heißt und das aus einer Art boshaften Eigenwillens oder aus Mißgunſt von uns Opfer, ja, Entſagung auf unſer Lebensglück verlangen könnte!

Man wird immer unter den Männern ſehr heftige Widerſacher jener großen Lebensweisheit der Frauen finden, welche man Reſignation nennt. Denn es ſind immer Augenblicke der Demüthigung für die Männer, in welchen ſie bei Frauen das Vorhandenſeyn dieſer Weisheit entdecken!

Karl las weiter. Cöleſtine ſchilderte ihm die Gefühle, welche ſie beim Leſen eines neuen wunderſchönen Buches empfunden, das „Werther's Leiden“ heiße. Sie gab in kurzen Worten den Inhalt deſſelben an und ſkizzirte ihm alles, was ſie gedacht und gefühlt bei einer ſo tief ergreifenden, in Thränen auflöſenden Darſtellun der furchtbarſten Conflicte zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft.

Karl ſah nun, woher die ganze Stimmung, welche über Cöleſtinen's Brief ausgegoſſen lag, entſpringe, und während er von dieſer übergroßen, in Thränen überſtrömenden Weiche und Schwermuth aufs unangenehmſte berührt wurde, ſchien es ihm faſt noch unleidlicher, daß Cöleſtine ihr Votum abgeben wollte über einen Conflict von Pflicht und Leidenſchaft, ſich wohl in ähnlicher Situation träume und in einer ſolchen Träumerei beſpiegele. Es lag für ihn etwas perſönlich Verletzendes darin, ein Entwürdigen, ein Herabziehen jenes großen tragiſchen Conflictes, wenn Cöleſtine ſich bis in denſelben hinaufſchrauben wollte — und Karl war geneigt, dies um ſo ernſter zu nehmen, als er ſich ſelbſt darin zu fühlen begann. Er war eben nicht beſſer als alle Menſchen! Der Egoismus dehnt ſich auch über den Schmerz aus, und ſogar für unſer Leid nehmen wir eine Excluſivität in Anſpruch.

Cöleſtinens Brief enthielt als Nachſchrift noch, daß Marianne jetzt wirklich und öffentlich mit dem emigrirten franzöſiſchen Marquis verlobt ſey. Wie Karl ſich, nachdem er Bianca verlaſſen, heimgetrieben fühlte, ſo trieb es ihn jetzt, nachdem er Cöleſtinens Brief geleſen, hinaus, um ſich zu zerſtreuen und zu innerer Ruhe zu kommen. Plan- und ziellos durch die Straßen wandelnd, erblickte er endlich einen Menſchen, der vor ihm her ſchlenderte und, wie er keine weitere Beſchäftigung zu haben ſchien, als zu den Façaden der Häuſer hinaufzublicken oder die Läden rechts und links anzuſchauen. Die Geſtalt kam Karl bekannt vor — ſie wandte ſich um, und Karl ſah — in die Züge Lambert's!

Dieſe Begegnung hatte im erſten Augenblicke etwas Unangenehmes für ihn; er ſchwankte Anfangs, ob er nicht vorübergehen und ſich ſtellen ſolle, als hätte er Lambert nicht geſehen — aber die Gutmüthigkeit, die Freude, einen Landsmann zu finden, ſiegte ob, und da Karl fühlte, daß es an ihm ſey, Lambert entgegenzukommen und ihn zuerſt anzureden, ſo eilte er auf ihn zu und begrüßte ihn mit dem Ausdrucke rückhaltloſer Freundlichkeit.

Sie hier, Lambert — wer hätte das geträumt — woher, ſeit wann, wie? ſprechen Sie!

Seit einigen Tagen! ſagte Lambert, Karl's Begrüßung höflich,

Digitized by Google

oder doch mit mehr Kälte als Freude erwiedernd — ich bin mit der neuen franzöſiſchen Geſandtſchaft hieher gekommen — direkt aus Paris.

Aus Paris, und als Diplomat! förmliche Wunder — Sie müſſen mir erzählen, wie das zuſammenhängt — Sie müſſen mit mir gehen, nach meiner Wohnung.

Die meinige iſt ganz hier in der Nähe, verſetzte Lambert — wollen Sie nicht mit mir kommen?

Karl gab Lambert's eiferſüchtigem Ehrgeize gern nach und ging mit ihm Lambert wohnte in einem paar freundlicher Zimmer in der vorderen Schenkeoſtraße in der Nähe des Lichtenſteiniſchen Palais, aus dem er eben gekommen war, nachdem er die Gallerie geſehen. Er ſprach auch, wie um das Geſpräch raſch auf einen gleichgültigen Gegenſtand zu lenken, ſeine Bewunderung für die großen mythologiſchen Gemälde Franceschini's die er dort gefunden, aus.

Dieſe Sachen laſſen mich durchaus kalt, ſagte Karl. Sie haben doch eine recht franzöſiſche Natur, daß Sie dieſe mythologiſchen Schönheiten bewundern können. Mir kommen ſie vor wie gemalte hochtrabende Phraſen. Es muß Ihnen in Paris recht gefallen haben?

Nicht ſehr im Gegentheile. Ich ging unter dem Schutze eines Mannes hin, der Alles that, um mich zu pouſſiren. Es war der Baron Cloots.

Ich weiß! Man hat es mir von Hauſe geſchrieben!

Nun gut — alſo es fehlte mir nicht an Empfehlungen, aber ich hatte meine Kenntniſſe der Sprache zu hoch angeſchlagen, Ich wurde verlacht, wenn ich auf der Rednerbühne in dem Club der Jakabiner, dem ich mich anſchloß, auftrat, und wenn meine Gedanken auch ſo ſcharf und treffend, mein Enthuſiasmus ſo glühend, wie der des beſten Redners unter ihnen ſeyn mochten, ſo konnte doch dieſes wunderliche Volk mitten in der enthuſiaſtiſchen Beſteigerung plötzlich in das lauteſte Gelächter über ein wie ein t geſprochenes d ausbrechen, oder über einen verkehrt geſetzten Sylben-Accent den ganzen heiligen Ernſt der Sache vergeſſen. Dies erbitterte, dann demüthigte es mich; ich ſah, daß ich mich in allen den ehrgeizigen Hoffnungen, mit welchen ich nach Paris gekommen, getäuſcht habe, daß es kühne Illuſionen geweſen, wenn ich geglaubt, an dem Tempel der Freiheit mitbauen helfen zu können, an deſſen glorreiche Vollendung ein, trotz ſeiner Schwächen, bewunderungswürdiges Volk ſeine Exiſtenz geſetzt hat. Nach Hauſe heimzukehren, ſchämte ich mich. Deßhalb war es mir ein dankenswerthes Anerbieten, als mein Freund und Gönner ſich erbat, bei der neuen Geſandtſchaft, welche nach Wien geſchickt werden ſollte, mir die Stelle eines Reiſedolmetſchers und Ueberſetzers zu verſchaffen.

Und wie geht es Ihnen ſonſt? wo ſtehen Sie?

An derſelben Stelle, wo ich früher ſtand. Ich trage für das Leben denſelben Spiegel in mir, den ich ehemals für dasſelbe hatte und ich verfolge dieſelben Entſchlüſſe. Ich will noch alles das erringen, was ich mir daheim zu erringen vornahm — nur das ausgenommen, was ich errungen habe!

Lambert heftete ſeine Blicke feſt und vielſagend auf den Sohn ſeines ehemaligen Gutsherrn.

Und was haben Sie errungen?

Die Freiheit! Und dann Ueberzeugung und Klarheit, wo ich früher manchmal nur mir ſelbſt vorlog, ſie zu haben!

Die Freiheit! ſeufzte Karl.

Es iſt das ein unendliches Glück, fuhr Lambert fort — ſich klar zu ſeyn und ganz zu wiſſen, was man will.

Wie Recht haben Sie da, Lambert!

Sie ſind nicht glücklich. Es drückt Sie etwas, Karl!

Karl beachtete nicht, wie Lambert ſeinem Beiſpiele folgte und ihn mit lauter Betonung und kindlicher Abſichtlichkeit ebenfalls bei ſeinem Taufnamen nannte. Er ging ohne zu antworten, im Zimmer auf und ab.

Wollen Sie mir nicht etwas von Ihren Erlebniſſen mittheilen? fragte Lambert.

Karl befürchtete, daß Lambert's mißtrauiſches Gemüth ihm Verſchloſſenheit als Hochmuth auslegen möchte, und deßhalb begann er zu erzählen, was ihm vom Beginne ſeines Aufenthalts in Wien bis jetzt begegnet. Karl wollte eigentlich nur ſeiner äußeren Erlebniſſe erwähnen, aber während er erzählte, fühlte er in dieſem Mittheilen eine Erleichterung ſeines Herzens: er wurde wärmer und wärmer, er ging immer mehr in Einzelheiten ein, und mit ſeiner Offenheit wuchs die Spannung, in welcher Lambert ihm zuhörte. Schlau wie er war, errieth der junge Bauer alles was Karl noch zurück hielt, und als dieſer geendigt hatte, ſagte er: Eine merkwürdige, romanhafte Situation das, worin Sie Sich befinden, Karl! Euch Junkern läuft doch das Glück überall in den Weg!

Sehe ich aus, als wenn ich glücklich wäre?

Nein, aber bei Gott, ich würde es! — Was wollen Sie thun?

Kann ich meine Gelübde brechen, — und wenn ich es könnte, kann ich die Schuld auf mich laden, Cöleſtinens Herz brechen zu machen?

Seltſam, ſagte Lambert mit ſchlauem Lächeln, wie viel Selbſtverläugnung in ſolchen Situationen der Menſch hat! Wenn eine Trennung in Vorſchlag kommt, ſind beide Theile immer nur beſorgt, daß dem andern das Herz bricht! Aber Sie haben Recht — fügte Lambert hinzu, dem es klar war, daß ſein eigener Vortheil durchaus Karl's Verbindung mit der bürgerlichen Cöleſtine erheiſche — Sie haben Recht, ein Mann darf ſein Wort nicht brechen — nun und nimmermehr!

(Fortſetzung folgt.)

Pot - Pourri.

Neueſtes Sonnen Syſtem.

In Folge der neueſten Entdeckungen enthält jetzt das unſerer Sonne zugehörige Syſtem 15 Haupt- und 19 Nebenplaneten nebſt den Ringen des Saturn und Neptun, ſo wie eine zwar unbekannte, aber gewiß ungemein große Menge von Kometen.

Ein ſeltener Kaffeehaus-Gaſt.

Am 24. Auguſt Nachmittags beſuchte im Vorbeigehen ein ſehr großer Gaſt ein Kaffeehaus am Schottenfelde in Wien, bei deſſen Erſcheinen alle Spieler erſchreckt auffuhren, ohne eigentlich Urſache zu haben, denn der ſonderbare Gaſt, der gewiß zum erſtenmale im Kaffeehauſe war, betrug ſich ſo anſtändig, daß er manchem täglichen Gaſt als Muſter dienen könnte. Er ging um ein Billard, beſah ſich im Spiegel, und da ihn die Geſellſchaft, wahrſcheinlich wegen eines anweſenden Fleiſchers, incompatibel ſchien, kehrte er durch die offene Küche auf die Straße zurück, wo einige ſeiner Gefährten harrten, die Alle in das nahe Schlachthaus geführt wurden. Wenn dies auch nicht der erſte, ſo iſt es gewiß an Corpus der größte Ochs, den wir je in einem Kaffeehauſe geſehen.

Ein Tropfen zu viel.

In New-York ſitzt ein gewiſſer Neville im Gefängniſſe, weil er einen Tropfen zu viel genommen hat. Er heirathete nämlich Amalie Tropfen, während er ſchon mit einer andern Frau verheirathet war,

Verlegenheit!

Ein junger Mann, der gern Complimente machte, aber kein Geſchick dazu hatte, ſaß bei Tiſche bei mehreren intereſſanten Mädchen, deren eine ihn fragte: Warum er ſo wenig äße? „Ach!“ antwortete er, „wenn man ſolche Damen ſieht, vergeht Einem der Appetit.“

Als einſt von den Freuden des Schauſpielerſtandes die Rede war, meynte Neſtroy: Ein Schauſpieler hat nur eine Freude — die Schadenfreude!

Digitized by Google

Nro. 73.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 11. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Römiſche Volkshymne. — Wiener Erlebniſſe. — Die Ermordung der Herzogin von Praslin. — Elterliche Grauſamkeit. — Pot-Pourri.

Die römiſche Volkshymne.

Gewiß wird es vielen unſerer Leſer erfreulich ſeyn, die Hymne kennen zu lernen, mit welcher am Morgen des Neujahrstages 1847 das römiſche Volk ſeinen angebeteten Herrſcher begrüßt hat und die ſeitdem zum römiſchen Nationalliede geworden iſt. Wir theilen deßhalb aus dem „Korreſpondenten v. u. f. D.“ den Originaltext dieſes Liedes, nebſt dem Verſuche einer deutſchen Ueberſetzung mit. Verfaßt iſt daſſelbe von Phil. Meucci aus Rom, komponirt von Gaetano Magazzari aus Bologna; man kann alſo gewiſſermaßen ſagen, daß die beiden Hauptſtädte des Landes ſich zur Schöpfung des neuen Nationalliedes die Hände gereicht haben.

Dei nuov' anno già l'alba primiera
Di Quirino la stirpe ridesta
E l'invita alla santa bandiera
Che il Vicario di Cristo inalzò.

Esultate, o fratelli, accorrete;
Nuova gioja noi tutti s'apporesta:
All' Eterno preghiere porgete
Per quel Grande che pace donò.

Sù, rompete le vane timore,
Tutti al trono accorrete di Pio;
Di ciascuno Egli regna nel cuore;
Ei d'amore lo scettro impugnò.

Benedetto chi mai non dispera
Dell' alta suprema di Dio;
Benedetta la santa bandiera,
Che il Vicario di Cristo inalzò!

Seht Aurorens Strahlen ſich ergießen,
Die des Jahres erſten Tag uns bringt!
Römer auf! das Banner zu begrüßen,
Welches Chriſti Stellvertreter ſchwingt.

Jauchzt, ihr Brüder! Auch Quirinus' Söhnen
Lächelt neu der Freude Morgenroth;
Heißes Flehen laßt zum Himmel tönen
Für den Edlen, der uns Frieden bot.

Um den Thron, beflügelnd eure Schritte,
Schaart euch, den der Fürſten beſter ziert;
Herrſcht nicht Er in jedes Herzens Mitte,
Der der Liebe mildes Szepter führt?

Segen Dem, der bei des Schickſals Schlägen
Hoffend noch zum Himmelsthrone dringt;
Dir auch, heil'ges Banner! unſern Segen,
Welches Chriſti Stellvertreter ſchwingt.

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Aber was ſoll ich thun? rief Karl aus, ſoll ich dieſes wunderbar ſchöne Weſen, das für Glück, Glanz und alle Lebenshoheit geboren iſt, einem Schickſale überlaſſen, das ſie in den Untergang reißt und jedenfalls der tödlichen Rache der Fürſtin K. ausſetzt?

Bei Ihnen herrſcht die perſönliche Frage vor, bei mir würde es eine andere thun, entgegnete Lambert. Dieſe Bianca ſcheint mir das Werkzeug, womit ein kleiner Ausſchuß der Partei der Ariſtokraten auf den Kaiſer Einfluß zu gewinnen hofft. Wer weiß, wer alles hinter den Couliſſen ſteht, vor denen Signora Bianca erſcheinen ſoll, und wer eigentlich in dem Souffleurkaſten ſteht!

Sie werden damit nicht behaupten wollen, daß Bianca ſich erniedrigen konnte, an einer unwürdigen Intrigue Theil zu nehmen! ſagte Karl aufwallend.

Sie mag unbewußtes Werkzeug ſeyn — auch will ich nicht gerade etwas behaupten, ich ſpreche nur Befürchtungen aus. Sie müſſen mir einräumen, daß dieſe nicht ungegründet ſind. Der Kaiſer lebt ſeit lange in einer unbegreiflichen Wittwerſchaft; es iſt nicht anders möglich, als daß er endlich ſich ſehnt nach Abſpannung und Ruhe; nach ſo viel geiſtigen Niederlagen, wie Joſeph der Zweite im Kampfe mit ſeinen Völkern und dem Vorurtheile erlebt hat, muß er eine Zuflucht des Gemüthes erſehnen. Bianca iſt ein Wunder von Schönheit, wie Sie ſagen. Ich ſehe hier hohe Gefahr.

Sie kennen den Kaiſer nicht!

Ich kenne die Menſchen, verſetzte Lambert mit einem Ausdruck vollkommenſter Altklugheit auf ſeinem blutjungen Geſichte. Dann fuhr er fort: Sieht der Kaiſer ſie, verliebt der Kaiſer ſich in ſie, dann iſt auch ſicher, daß diejenigen, welche mir hinter Bianca zu ſtehen ſcheinen, Einfluß bekommen; denn ſie ſelbſt mit ihren klöſterlichen, ſchwärmeriſchen Anſichten — ſo denke ich ſie mir nach dem, was Sie ſagen, Karl — wird ein williges Sprachrohr Jener ſeyn. Der Kaiſer aber iſt in einer Periode ſeines Alters und ſeines Wirkens angelangt, in welcher leicht eine Kriſis, ein Umſchlagen der Ueberzeugungen eintritt. Soll man in dieſem Augenblicke ihn der Gefahr ausſetzen, von dem Wege des Lichtes und der Aufklärung abgezogen zu werden, den er ſo rühmlich eingeſchlagen hat, der aber ſo dornenvoll für ihn war?

Sie mögen Recht haben — Bianca iſt gefährlich!

Der Plan der Fürſtin K. muß durchgeſetzt werden, fuhr Lambert fort, das iſt mir klar. Ihr Plan iſt vortrefflich. Dieſes Mädchen iſt eine Südländerin, voll überſprudelnden Gefühls und Lebens, voll jener leidenſchaftlichen Kraft, der die klöſterliche Einſamkeit eine furchtbare elaſtiſche Spannkraft gegeben hat. Man muß ihrem Herzen Beſchäftigung verſchaffen, man muß ihr Jemand in den Weg ſtellen, der ſie lieben lehrt — und ſie wird unſchädlich ſeyn. Wenn ſie liebt, wird ſie den Kaiſer und die Politik vergeſſen und die frevelhaften Plane ihres Onkels und ſeiner Freunde verachten. Deßhalb hat die Fürſtin K. Sie abgeſchickt und aus-

Digitized by Google

ſtaſſirt. Karl, aber Sie dürfen nicht, Sie können nicht der Verräther an dem Herzen Ihrer herrlichen Cöleſtine werden — Sie dürfen die Schwelle dieſer Bianca nicht mehr überſchreiten — oder Sie geben mir das Recht, Sie zu verachten!

Wer Lambert bei dieſen Worten angeſehen hätte, würde einen Zug von ſpöttiſcher Ironie entdeckt haben, der um ſeine Mundwinkel ſpielte. Karl ſah ihn nicht an, ſondern warf ſich in einen Seſſel und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen.

Was iſt alſo zu thun? fuhr Lambert fort. Sie müſſen jemand Anderem die Aufgabe übertragen. Uebertragen Sie dieſelbe mir!

Karl fuhr empor und ſah Lambert mit einer Entrüſtung an, als ob eine perſönliche Beleidigung in dieſem Vorſchlage gelegen, oder als ob ſeine Seele dadurch mit Widerwillen und Zorn erfüllt worden ſey.

Nun — warum ſehen Sie mich mit ſo böſen Blicken an? Ich bin nicht ſo ſchön wie Sie, ich bin nicht ſo gewandt, und bin nicht ſo liebenswürdig, ich weiß das alles, und endlich habe ich nicht den unausſprechlich wichtigen Vorzug, ein adeliger Junker zu ſeyn. Aber etwas von meinen bäuriſchen Manieren hat doch der Pariſer Aufenthalt abgeſchliffen, und es käme immerhin auf den Verſuch an! Und, Herr von Schwalborn — fuhr Lambert fort, indem er mit maliciöſem Lächeln Karl auf die Schulter klopfte — wäre es Ihnen nicht angenehm, wenn ich über ſolch einem Abenteuer die rothen Wangen von Fräulein Marianne vergäße?!

Karl brachte kein Wort zur Antwort über ſeine Lippen. Er ſchämte ſich, Nein zu ſagen, weil er Lambert den ganzen Umfang ſeiner Leidenſchaft für Bianca nicht geſtehen wollte und ſchon das, was er geſtanden, bereute; Ja zu ſagen auf den Vorſchlag, der ihn im Innerſten empörte, das vermochte er noch weniger.

Laſſen Sie mich mit mir zu Rathe gehen, Lambert, ich komme wieder zu Ihnen, ſagte er endlich und ergriff ſeinen Hut.

Wie Sie wollen, Karl. Ich bot Ihnen nur einen Freundesdienſt an, da ich Sie in einem unglücklichen Zwieſpalte mit Sich ſelbſt fand. Auf Wiederſehen!

Neuntes Kapitel.

Es war, als ob das Schickſal Karl habe ſtrafen wollen für die verächtliche Geringſchätzung, mit welcher er Cöleſtinens Ideen über Reſignation und die Demuth des Herzens aufgenommen, die ſich zur Unterwürfigkeit unter höhere Fügungen und zur Entſagung auf Erdenglück bereitet ohne zu murren.

Er ſollte nun ſelbſt entſagen, er ſollte nun ſelbſt fühlen, daß die Reſignation ſchwer und nur das trauervolle Ergebniß eines tief ſchmerzlichen Kampfes zu ſeyn pflegt. In dieſem Kampfe war er befangen und konnte nicht zum Siege kommen.

Seine Neigung niederhalten, das Feuer in ſeiner Bruſt erſticken, mit Gewalt über ſich Herr werden — ja, das glaubte er, hätte er gekonnt! Aber Bianca aufgeben, ihre unerfahrene, reine, ſchöne Seele das Spielzeug eines Anderen werden laſſen, und dazu noch dieſes Menſchen, dieſes Lambert, gegen den Karl ſeit jenem abendlichen Zuſammentreffen in der Allee zu Schwalborn in tiefſter Seele eine Antipathie hegte — das war mehr, als er vermochte, das war eine übermenſchliche Aufgabe!

Und durfte er ſo handeln? durfte er ruhig zuſehen, wie eine Schlange ſich in die Nähe dieſer ſchönſten Tochter Hevens ſchleichen wollte, um ſie zu verderben? Geſetzt auch, es würde dadurch in der That das vermieden, was die Gräfin K. fürchtete und was doch immer im Schooße der ungewiſſen Zukunft, im Reiche der Möglichkeiten und Vermuthungen lag — durfte Karl ſeine Zuſtimmung dazu geben, daß ſo ſchlechte Mittel zum guten Zwecke angewendet würden? Aber, ſagte er ſich, war es nicht die lächerlichſte Ueberhebung von Lambert, zu glauben, er könne das Herz der Italienerin gewinnen, es komme da nur auf ſein Wollen an? Und während er ſich dies ſagte, peinigte ihn die qualvollſte Angſt, daß der tollkühne, trotzige Menſch gerade dazu geſchaffen ſey, ein Mädchen wie Bianca zu beſtechen und zu gewinnen. So ſchwankte Karl fortwährend zwiſchen den peinigendſten Empfindungen hin und her. Er wurde von einer furchtbaren Unruhe umhergetrieben; er ſuchte die Einſamkeit und wich den theilnehmenden Fragen ſeines Oheims aus, den ſein blaſſes, verſtörtes Ausſehen erſchreckte und zuweilen fühlte er ſich einer Verzweiflung nahe, die ihn den Tod wünſchen ließ.

Bianca ſah er nicht während dieſer Zeit und eben ſo wenig ſuchte er Lambert auf, der auch zu ihm nicht kam. Er begann ſich damit zu beruhigen, daß Lambert ſeinen Vorſchlag vergeſſen haben werde; dieſe Hoffnung faßte immer feſtere Wurzeln in ihm und ſie ermuthigte und tröſtete ihn, als er ſich endlich mit dem Aufbieten ſeiner ganzen moraliſchen Kraft zu dem Entſchluſſe durchgearbeitet hatte, Bianca nicht wieder ſehen zu wollen — um ihr weiteres Schickſal ſich nicht zu kümmern, jeden Gedanken an ſie zu erſticken, als ſey ſie todt für ihn.

Und doch war ſein ganzer Tag, ſein ganzes Daſeyn nur Ein Gedanke an ſie!

Eines Morgens kündigte ihm ſein Oheim an, für den Abend ſey ein großes Feſt beim Fürſten Auersperg angekündigt und eine Einladung dazu für Karl wie für den Geſandten eingelaufen.

Es ſoll ein Feſtſpiel von da Ponte aufgeführt werden, ſetzte der Freiherr von Meichelbeck hinzu — aber es iſt noch ein Geheimniß!

Karl erblaßte bei dieſen Worten. Ein Feſtſpiel von da Ponte! Der verhängnißvolle Abend war gekommen, an welchem Bianca den erſten entſcheidenden Schritt in ihre neue Laufbahn ſetzen wollte!

Karl befand ſich den ganzen Tag über in einer furchtbaren Aufregung. Mit Zittern ſah er den Abend nahen. Endlich faßte er, von ſeiner Unruhe umhergetrieben, den Entſchluß, zu da Ponte zu gehen und ihn zu fragen, ob denn nichts mehr Bianca zurück halten könne, das Werkzeug eines frivolen Planes zu werden, der ſie ins Verderben ſtürzen müſſe. Er begab ſich in die Wohnung des Dichters, aber da Ponte war nicht daheim, und Karl war dies wie ein geheimnißvoller Fingerzeig, daß er ſeinen Entſchlüſſen treu bleiben ſolle.

So kam der Abend heran. Karl drängte ſeinen Oheim und Beide waren unter den erſten der Gäſte, welche ſich in den glänzenden Gemächern des Fürſten verſammelten. Nach und nach füllten ſich die Säle, und an Karl ſtreifte die weiße Mouſſelin-Robe der Fürſtin K. vorüber. Sie blickte mit einem ernſten, ſtrafenden Blicke auf ihn, doch ſchien ihm, als ob ihre Augen ihm winkten. Er nahte ſich ihr deßhalb, als er nach einer Weile bemerkte, daß ſie in einem Eckdivan eines der Seitenkabinette Platz genommen und allein ſey; er mußte den Augenblick benutzen; denn die Fürſtin K. war gewöhnlich von einem ganzen Kreiſe demüthiger Anbeter umgeben. Ihr Blick lag kalt und ſtolz, wie vorher, auf ihm, als er ſchüchtern heran trat.

Sie ſind ein unbrauchbarer Menſch — ein Narr — ſagte ſie. Sie haben alles, was ich für Sie gethan, ruhig angenommen und dann Sich davon gemacht und nichts weiter von Sich hören laſſen! Und doch war es ſo leicht, was man von Ihnen verlangte!

Für mich war es nicht leicht, durchlauchtigſte Frau! Sie preſſen mir gewaltſam ein Geſtändniß aus, das ſchwer über meine Lippen will, aber das ich Preis gebe, weil ich fühle, daß ich der Rechtfertigung in Ihren Augen bedarf. Ich war gebunden — ich durfte und konnte meine früheren Gelübde nicht brechen!

Aber mich täuſchen, mich glauben laſſen, daß Sie meine Aufträge ausführen würden — das konnten Sie?

Ich habe ſie entſchieden abgelehnt, dieſe Aufträge!

Sie haben mir nicht geſagt, daß Sie dieſe Italienerin nicht liebten.

Karl's einzige Antwort war ein tiefes Erröthen.

Kurz, Sie ſind meiner Theilnahme unwürdig und auch der Gnade des Kaiſers. Der Kaiſer wird Sie morgen vor ſich beſcheiden.

Die Fürſtin ſtand auf, wandte Karl den Rücken und entfernte ſich. Niedergeſchlagen begab der Letztere ſich zu ſeinem Oheim, der in der Nähe ſtand und die kurze Unterredung beobachtet hatte.

Digitized by Google

Was ſind das für Geheimniſſe und Geflüſter mit der böhmiſchen Wlaſta, Jüngelchen? fragte er haſtig.

Lieber Oheim, es ſind nicht meine Geheimniſſe, verſetzte Karl; aber das wollte ich Ihnen anvertrauen: ich tauge nicht für Ihre Wiener Geſellſchaft; ich möchte viel lieber mit meinem Jagdhunde und meiner Flinte allein auf unſeren Haiden daheim ſeyn, als in dieſer koſtbaren und glänzenden Vergnügungs-Anſtalt, deren Glanz Niemanden amuſirt und deren Koſtbarkeit Niemanden freut. Ich werde vorläufig meine Pferde der Fürſtin K. zurückſenden und mein Bittſchriften-Amt niederlegen. Haben Sie nicht in irgend eine Weltgegend einen Courier zu ſenden?

Karl, raſeſt Du? verſetzte der diplomatiſche Oheim und nahm eine Priſe, welcher eine höchſt energiſche Bewegung ſeiner Naſenſpitze folgte. Haſt Du meine Lehren vergeſſen: Mach' kein Aufhebens! — Was haſt Du mit der Fürſtin K.? Einen dépit amoureux? Und darum wollt ihr euch eure zarten vierfüßigen Liebespfänder zurückſenden? Unſinn!

Es entſtand eine Bewegung im Saale — der Kaiſer war angekommen. Er ſchritt mit dem Fürſten Auersperg und den Herren ſeines Gefolges durch das Gemach, in welchem Karl mit ſeinem Oheim ſich aufhielt; im zweiten Saale fand er eine Dame, bei welcher er eine Zeit lang verweilte: es war die Erzherzogin Eliſe, ſeine Nichte. Eine Weile darauf wurde im Hintergrunde des großen Raumes eine Flügelthür geöffnet, die in eine bedeckte, aus Brettern aufgeſchlagene und mit Draperieen bekleidete Gallerie führte. Der Kaiſer reichte der Fürſtin Auersperg den Arm, Kaunitz führte die junge Erzherzogin, und nach ihnen begab ſich die ganze Geſellſchaft ein paar Stufen hinunter in die Gallerie, an deren Ende ein Gartentempel, eine geräumige Rotunde ſie aufnahm. Kein Licht brannte in dieſem Raume, man ſetzte ſich beim Scheine der Fackeln, welche in der Gallerie brannten und ihr Licht durch die offene Eingangsthür bis in den Tempel ergoſſen. Aber als Alles Platz genommen, ſchloß ſich die Thür dieſes Raumes, und man befand ſich in vollſtändiger Dunkelheit.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ermordung der Herzogin von Praslin.

II. Den im vorigen „Sammler" gelieferten Aktenſtücken laſſen wir hier das ſehr charakteriſtiſche Verhör, welches der Herzog von Praslin vor dem Kanzler Pasquier beſtanden hat, ausführlich folgen.

Der Kanzler redete den Herzog alſo an: Sie wiſſen, welch ein ſcheußliches Verbrechen Ihnen zur Laſt gelegt wird, kennen auch alle nähern, Ihnen vor Augen geführten Umſtände, welche auch nicht einmal den Schein eines Zweifels übrig laſſen. Ich fordere Sie auf, die Erſchöpfung, welche Sie zu empfinden ſcheinen, durch ein Geſtändniß abzukürzen, denn Sie können nicht läugnen; oder wollen Sie dennoch läugnen? Praslin: Die Frage iſt ſehr genau; aber ich habe keine Kraft. Das würde zu ſehr weitläufigen Erklärungen führen. Kanzler: Sie ſprechen von langen Erklärungen; — nicht doch. Ein Ja oder Nein iſt genug. Praslin: Es gehört eine große Geiſtesſtärke dazu, um Ja oder Nein zu ſagen, eine ungeheure Stärke, die ich nicht beſitze. Kanzler: Zur Beantwortung meiner Fragen ſind keine weitläufigen Erklärungen nöthig. Praslin: antwortet ungefähr wie vorhin. Kanzler: Um wie viel Uhr haben Sie am Abende vor dem Verbrechen Ihre Kinder verlaſſen? Praslin: Es mochte halb 11, drei Viertel auf 11 Uhr ſeyn. Kanzler: Was thaten Sie, als Sie dieſelben verließen? Praslin: Ich ging in mein Zimmer und legte mich gleich ſchlafen. Kanzler: Haben Sie geſchlafen? Praslin: (mit einem Seufzer): Ja. Kanzler: Bis wann? Praslin: Ich weiß nicht mehr. Kanzler: War ihr Entſchluß ſchon gefaßt, als Sie zu Bette gingen? Praslin: Nein; zunächſt weiß ich aber nicht, ob Das ein Entſchluß heißen kann. Kanzler: Was war ihr erſter Gedanke, als Sie erwachten? Praslin: Mir ſchien, ich würde durch Geſchrei in meinem Hauſe geweckt, und ich ſtürzte in das Zimmer der Frau v. Praslin. (Der Gefangene ſetzt ſeufzend hinzu): Ich möchte bitten, daß Sie mich zu mir ſelbſt kommen ließen, dadurch, daß Sie dieſes Verhör abbrächen. Kanzler: Als Sie in das Zimmer der Frau v. Praslin traten, konnten Sie da nicht wiſſen, daß alle Eingänge um Sie her zugeſchloſſen waren? Konnten Sie allein hineintreten? Praslin: Das wußte ich nicht. Kanzler: Sie ſind dieſen Morgen mehrmals in das Zimmer der Frau v. Praslin gekommen; lag ſie im Bette, als Sie das erſte Mal hineinkamen? Praslin: Nein; leider lag ſie am Boden. Kanzler: Lag ſie nicht an dem Platze, wo Sie ihr den letzten Streich verſetzt haben? Praslin: Wie können Sie mich ſo etwas fragen? Kanzler: Weil Sie mir nicht gleich geantwortet haben. Wo kommen dieſe Rißwunden an ihren Händen her? Praslin: Ich zog mir ſie Abends zu, als ich mein Schloß Praslin verließ und mit Frau v. Praslin einpackte. Kanzler: Woher dieſer Biß an ihrem Daumen? Praslin: Das iſt keiner. Kanzler: Die Aerzte, welche Sie unterſuchten, erklärten es für einen Biß. Praslin: Schonen Sie mich, meine Schwäche iſt zu groß. Kanzler: Es muß für Sie ein ſehr peinliches Gefühl geweſen ſeyn, als Sie bei der Rückkehr in Ihr Zimmer bemerkten, wie Sie mit dem Blute, das Sie vergoſſen hatten, befleckt waren, und ſich bemühten, es abzuwaſchen. Praslin. Man hat dieſes Blut falſch gedeutet; ich wollte nicht vor meinen Kindern mit dem Blute ihrer Mutter erſcheinen. Kanzler. Sie ſind ſehr unglücklich, daß Sie dieſes Verbrechen begangen haben. (Der Angeklagte antwortet nicht; er ſcheint ganz ſtumpf zu ſeyn.) Kanzler. Haben Sie keinen ſchlechten Rath erhalten, welcher Sie zu dieſem Verbrechen getrieben hätte? Praslin. Ich habe keinen Rath erhalten; zu ſolchen Dingen ertheilt man keinen Rath. Kanzler. Fühlen Sie keine Gewiſſensbiſſe, und würde es Ihnen nicht gewiſſermaßen eine Erleichterung gewähren, die Wahrheit geſagt zu haben? Praslin. Heute fehlt mir alle Kraft. Kanzler. Sie reden immer von Ihrer Schwäche; ich habe Ihnen ja gleich geſagt, Sie möchten kurz Ja oder Nein antworten. Praslin. Wenn Jemand meinen Puls befühlte, würde er über meine Schwäche urtheilen können. Kanzler. Sie haben doch gleich Anfangs genug Kraft gehabt, mir auf eine Menge Fragen zu antworten! Praslin antwortet nicht. Kanzler. Ihr Schweigen antwortet für Sie, daß Sie ſchuldig ſind. Praslin. Sind Sie mit der Ueberzeugung zu mir gekommen, ich ſey ſchuldig, ſo kann ich's nicht ändern. Kanzler. Sie können es ändern, wenn Sie Gründe für das Gegentheil angeben, wenn Sie Das, was ſonſt für Ihre Schuld ſpricht, anders zu erklären vermögen. Praslin. Ich glaube nicht, daß ich dieſe Ueberzeugung bei Ihnen ändern kann. Kanzler. Warum Dieſes nicht? (Der Angeklagte erklärt nach einigem Stillſchweigen, daß es ſeine Kräfte überſteige.) Kanzler. Dachten Sie denn nicht an Ihre Kinder, als Sie dieſes ſcheußliche Verbrechen begingen? Praslin. Das Verbrechen habe ich nicht begangen, was meine Kinder betrifft, ſo ſind ſie mein ſteter Gedanke. Kanzler. Wagen Sie erſt zu behaupten, daß Sie dieſes Verbrechen nicht begangen haben? (Der Angeklagte legt ſein Haupt in beide Hände, ſchweigt einige Augenblicke und ſagt dann:) Praslin. Auf eine ſolche Frage kann ich nicht antworten. Kanzler. Hr. v. Praslin, Ihr Geiſt leidet ſchwer und, wie ich Ihnen gleich ſagte, Sie könnten vielleicht dieſes Leiden mildern, wenn Sie mir antworteten. Der Angeklagte gibt keine Antwort und erbittet ſich als Gnade, daß ſein Verhör abgebrochen und auf einen andern Tag verſchoben werde. Andern Tags war er todt.

Elterliche Grauſamkeit.

Aus Rendsburg in Holſtein, vom 21. Aug. ſchreibt die Neue Würzburger Zeitung: Hier fand geſtern ein Volkstumult ganz eigener Art ſtatt. Der Polizeibehörde war ſeit einem halben Jahre zu verſchiedenen Malen angezeigt worden, ein hieſiger Bürger L. und

Digitized by Google

ſeine Frau mißhandelten ihren dreijährigen Sohn auf eine ſo ſcheußliche Weiſe, daß man annehmen müſſe, die unnatürlichen Eltern wollten ſich des Kindes entledigen. Man ſagte, das unglückliche Kind werde in einem Stall angebunden, gleich einem Thiere mit verdorbenen Kartoffeln gefüttert, die ihm mit Gewalt in den Mund geſtopft würden; wenn die Eltern ausgingen, ſteckten ſie das Kind in eine Tonne, wo die Nachbarn es ganze Nächte wollten ſchreien gehört haben; man wollte geſehen haben, daß der Vater es häufig kopfüber in einem Waſſerbehälter geſteckt, angeblich, um es zu reinigen; das Motiv dieſer abſcheulichen Behandlungsweiſe ſey, das Kind allmählig zu Tode zu martern, um deſſen 600 Thaler betragendes Vermögen an ſich zu bringen. Mochten nun auch dieſe Gerüchte zum Theil übertrieben ſeyn, ſo waren doch faſt ſämtliche Bewohner der Straße, in welcher L. wohnt, bereit, Zeugniß gegen ihn und ſeine Frau abzulegen wegen der Mißhandlung ihres Kindes. Nichtsdeſtoweniger fand die Polizeibehörde ſich nicht veranlaßt, einzuſchreiten, bis am Ende das Volk ſelbſt Juſtiz übte. Geſtern Morgen verſammelten ſich viele Leute vor dem L.'ſchen Hauſe; man forderte den L. auf, das Kind herauszugeben, und als er ſich weigerte, bemächtigte man ſich deſſelben, und ein angeſehener Bürger trug es unter dem Beifallsrufe der Menge, die tief ergriffen war von dem Anblick des Kindes, das mehr dem Gerippe eines Affen (es ſoll früher ſehr hübſch geweſen ſeyn,) als einem menſchlichen Weſen glich, über die Gaſſe nach ſeinem Hauſe. Nun endlich, nachdem erſt eine Deputation mehrerer achtbarer Bürger der Polizeibehörde wiederholt Anzeige gemacht, ward eine Unterſuchung verfügt. Der aufs Rathhaus geholte L. konnte ſich ſeinen Verfolgern, dem erbitterten Pöbel, nur durch Flucht über die Eider entziehen. Das unglückliche Kind befindet ſich jetzt im Civil-Hoſpital. Die unnatürlichen Eltern ſind noch auf freien Füßen. So geſchah es denn, daß das Volk geſtern Abend wieder zahlreich vor dem L.'ſchen Hauſe ſich verſammelte; das durch die Polizei requirirte Militair, mehr aber wohl die Bitte des Eigenthümers des Hauſes, in welchem L. zur Miethe wohnt, man möge doch ſein Haus ſchonen, er könne ja nicht dafür, daß ein Ungeheuer darin hauſe, verhinderten jedoch dieſesmal eigentliche Exzeſſe; indeß meynt man, daß eine Demonſtration gegen das Polizeiamt nicht ausbleiben werde.

Pot - Pourri.

Ferrara ſonſt und jetzt.

Die Stadt Ferrara, welche durch die diplomatiſchen Noten, die in Bezug auf ihre Beſetzung durch die Oeſterreicher gewechſelt worden, wieder zu bedeutungsvollem Namen gekommen, glänzte unter den Fürſten des Hauſes Eſte als Sitz der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften während der erſten Jahrhunderte der neueren Geſchichte. Arioſt, Taſſo, Guarini und viele andere minder weltbekannte und dennoch große Männer wirkten hier unſterblich, und man war ſo gewohnt, dieſe Stadt als den Sammelplatz des Erhabenen und Schönen zu betrachten, daß man Städte anderer Länder, wo ſich mehrere hochgebildete Geiſter zuſammenfanden und ſich den ſchönen Künſten widmeten, gern das Ferrara jener Länder nannte, wie z. B. Weimar eine Zeit lang das deutſche Ferrara hieß. Seit Ferrara, um 1600, in die Hände der Päpſte gefallen, hörte es auf, ein ſolches Sinnbild der Kultur zu ſeyn, und erſt unter dem politiſch-liberalen Papſt unſerer Tage ſollte es ſeinen Namen wieder an große Ereigniſſe, wenn auch nicht an die friedlichen der Literatur und Kunſt, knüpfen. Wir ſagen große Ereigniſſe, denn nach der Haltung der Italiäner, der gänzlich unerwarteten Beſetzung der Stadt gegenüber, verbunden mit der Sprache der engliſchen Regierungsblätter und der unabhängigen, aber gewaltigen Times, muß dieſe Begebenheit wichtige Folgen für die liberalen Ideen Italiens und für die Stellung Oeſterreichs auf der Halbinſel haben.

Ein eigenthümlicher Wallfiſchfang.

Am 7. Auguſt wurde ein Schwarm Wallfiſche in die untieſe Bai von Lough Foyle an der iriſchen Küſte gedrängt und von den Arbeitern, welche mit Uferbauten für die Londonderry-Coleraine-Eiſenbahn beſchäftigt waren, bemerkt. Zwei am Ufer liegende Boote fuhren alsbald mit einigen der Kühnſten ab, denen es auch gelang, die Wallfiſche noch weiter nach der Untieſe zu treiben. Jetzt aber begann der Kampf. Die Arbeiter, der Wallfiſchjägerei, wie ſich denken läßt, wenig kundig und mit Dingen, wie Hebebäumen, Eiſenbahnſchienen, Stangen u. dergl. bewaffnet, wären ſicher ihren Feinden unterlegen, wenn nicht die Dampfmaſchine ihnen immer neue Kampfgenoſſen zugeführt hätte. Inzwiſchen füllten ſich alle umliegenden Hügel mit Zuſchauern, um dieſes ungewohnte Turnier zu betrachten — vom trockenen und geſicherten Standpunkte aus. Nach 5 Stunden endlich trug die Ueberzahl der Arbeiter den Sieg davon. Vier Wallfiſche wurden gefangen und werden mit ihrem Thrane den Schweiß der Sieger glänzend belohnen. Da, wo jetzt die Wallfiſche kämpften, wird in 4 bis 5 Jahren, in Folge der von der Eiſenbahnkompagnie angefangenen und weiter projektirten Arbeiten Getreide wachſen.

Neuer Titel.

Die Königin von England iſt auf ihrer Reiſe in die ſchottiſchen Hochlande bis zu einem Punkte gekommen, wo aller politiſche Verſtand unter Ihrer Majeſtät Unterthanen aufzuhören ſcheint. Die Ureinwohner der Gegend von Ardverikie kennen nicht einmal das Wort „Königin“, ſie nennen ihre graziöſe Souverainin „des Königs Frau“. Welchen Titel kann nun der „Prinz Conſort“ von ihnen erwarten? Sie müſſen ihn Mann der Frau des Königs nennen!

Schickſale.

Vor einigen Tagen ſtarb zu Hamburg, in dem ſogenannten tiefen Keller (Bracherherberge), in der Nikolaiſtraße, die Enkelin des Freiherrn v. Knigge, der durch ſein Werk über den Umgang mit Menſchen berühmt geworden iſt. Der Ort dieſes Todes zeigt genugſam, wie tief die Verſtorbene geſunken war und in welchem Elend ſie ſeit Jahren lebte. Sie war in Frankreich geboren, kam nach dem Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter nach Hamburg und ward nach einander die Geliebte Mortier's, Darouſt's und anderer franzöſiſcher Offiziere, lebte verſchwenderiſch und genußſüchtig und feierte Orgien, wie ſie zur Zeit des fünfzehnten Ludwig gefeiert wurden. Mit den Jahren wurden ihre Bekanntſchaften anderer Art, ſie ſank von Stufe zu Stufe und trieb nebenbei das Gewerbe einer Straßenbettlerin und Straßenfegerin — und ſo ſtarb ſie im größten Elend.

Franzöſiſche Unſchuld.

Bei der Geburt eines Kronprinzen von Frankreich wurden 100 junge Mädchen, die ſich verehelichen wollten, ausgeſtattet. Von einer von denen, welche ſich einſchreiben ließen, verlangte man auch den Namen ihres Bräutigams zu wiſſen. „Ach!“ ſagte ſie, „ich glaubte, man bekäme hier Alles.“

Vor dem Pariſer Correctionsgericht fragte der Präſident kürzlich einen Angeklagten: Warum haben Sie 77 Fr. geſtohlen? — Antwort: Für meine Kinder. — Sind Sie denn verheirathet? — Antwort Nein, aber ich hoffe bald in den Eheſtand zu treten und dann auch Kinder zu bekommen.

Unterſchied.

Der Sänger Lips hat ſich ein neues Haus erſungen,
Der Säufer Rips hat drei verſchlungen;
Was eine Kehle doch für Wunder kann verrichten!
Bald bauen, bald vernichten.

Offene Korreſpondenz. Für den „Sammler“ ſind mehrere Beiträge eingelaufen, welche ſo viel thunlich Aufnahme finden ſollen. Aus „Leoni“, willkommen! erſcheint nächſtens.

Digitized by Google

Nro. 74.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 15. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Wiener Erlebniſſe. — Ein Beſuch bei den Prozeß-Verhandlungen gegen die Polen. — Pot-Pourri.

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Fortſetzung.)

Erſter Act: Aegyptiſche Finſterniß. Die Sache wird hieroglyphiſch! ſagte der Freiherr von Meichelbeck.

Karl, der neben ihm ſaß, vermochte keine Sylbe zu antworten. Sein Herz ſchlug ſo hoch, als wollte es ihn erſticken. Es war ihm, als hinge ſein Daſeyn ab vom Ausgange dieſer Stunde. Wird ſie erſcheinen oder nicht? — nur für dieſe Frage und für nichts Anderes hatte er Sinne und Leben.

In der Tempelrotunde begannen leiſe, ferne, verhaltene Klänge hörbar zu werden. Sie ſchwebten und zitterten über den Häuptern der Anweſenden fort, tönten langſam aus und verhallten, kamen wieder, ſchwollen, wurden ſtärker und ſtarker und rauſchten in ſtolzen Melodien auf. Zugleich zitterte ein Lichtſtrahl durch den Raum, und ein roſenrother Schimmer ergoß ſich, eine milde Dämmerung verbreitend und nur langſam an Helle wachſend. Plötzlich hoben unſichtbare Sänger einen Geſang an — ein trefflicher Chor begann eine Cantate, und bald fielen unbeſchreiblich melodiſche Stimmen mit den Solos ein. Das Licht wurde ſtärker, und während die Muſik unſichtbar blieb, erkannten die Gäſte, daß jene roſige Dämmerung durch einen Vorhang im Hintergrunde des Tempels ſtrahlte, vor welchem eine Göttergeſtalt auf einem hohen Piedeſtal ſich dunkel abzeichnete. Man ſah Anfangs nichts als ihre edlen Umriſſe, wie ſie unbeweglich daſtand, nichts als den ſchlanken Bau der Glieder, das vollendet ſchön gezeichnete Profil. Auf Karl wirkte dieſe Erſcheinung wie ein elektriſcher Schlag. Vorgebeugt, weit geöffneten Auges blickte er hin... Bianca mußte dieſe Göttergeſtalt ſeyn!

Die Helle ſtieg und gab der Geſtalt einen ganz magiſchen Reiz. Wie ein ſchönes Traumbild ſtand ſie da, Blumen durchs Haar geflochten, Blumen im Gürtel, Blumen um den Saum des knapp anliegenden weißen Gewandes, und einen vollen, üppigen Kranz von Blumen in der erhobenen Hand.

Bei einer Stelle der Cantate bewegte ſie ſich langſam, ihr Fuß hob ſich, ſie begann eine Reihe Stufen niederzuſteigen, welche von ihrem Piedeſtal herabführten; mit feierlichem Ernſt nahte ſie dem Sitze des Kaiſers, der ſich zunächſt ihr gegenüber befand; ſie kniete nieder, und indem ſie leiſe einen Vers in italieniſcher Sprache flüſterte, deſſen Worte die entfernter Sitzenden nicht vernahmen, überreichte ſie Joſeph II. ihren Kranz. Zu gleicher Zeit flammten, wie durch einen Zauberſchlag entzündet, viele Hundert Lampen auf und ſtrahlten durch die Blumenguirlanden, welche die Wände des ganzen Tempels bedeckten, ſo daß ihr voller und blendend heller Schein auf die Geſtalten der knieenden Göttin und des Kaiſers fiel.

Beim erſten Schritte, welchen die Geſtalt von ihrem Piedeſtal herabgemacht, hatte Karl ſie erkannt. Bianca war es nicht!

Das iſt die Sängerin Ferrareſi — wie ſie ſich hübſch macht in ihrer roſenrothen Beleuchtung! flüſterte der Freiherr von Meichelbeck ſeinem Neffen zu. Sie hat Beruf zu dieſer Rolle, ſie iſt es gewohnt, in einem ſeltſamen Lichte zu ſtehen!

Karl hätte gern gelacht über den Scherz ſeines Oheims — denn in der That, er war nie in ſeinem Leben geneigter geweſen, ſich lauten Ausbrüchen der Freude hinzugeben. Bianca war es nicht — er ſandte ein ſtilles Dankgebet zum Himmel auf, daß ſie gerettet, und es ſchien ihm in dieſem Augenblicke, als ob ihm jetzt das Opfer, welches er gebracht, bereits vergolten, als ob er ſeine Entſagung von nun an um die Hälfte leichter tragen werde.

Der Kaiſer hatte den Kranz der Sängerin, welche ihm eine längſt bekannte Erſcheinung war, mit freundlichem Danke abgenommen, die Blumengöttin ſtieg wieder ihre Stufen hinan, und während deſſen flog der Vorhang, der dicht hinter dem Piedeſtal niederhing, empor, Amoretten, Sylphen und andere Gottheiten, welche Tugenden und heroiſche Eigenſchaften des Kaiſers vorſtellen ſollten, umringten die zurückkehrende Göttin und begannen ein allegoriſches Spiel, welches nach einiger Zeit mit Schlußgeſängen der unſichtbaren Stimmen und einigen Beleuchtungs-Effecten bei wechſelnden Decorationen endete. Dieſe Decorationen ſtellten Gegenden aus den verſchiedenen Ländern dar, welche Joſeph II. beherrſchte oder an welche ſich denkwürdige Momente ſeines Wirkens und Schaffens knüpften. Den Schluß bildete ein in glänzendem bengaliſchem Feuer ſtrahlender Tempel des Ruhmes, in welchem die Büſte des Kaiſers prangte, während über ihm, am Himmel der Bühne, die Sterne ſich zum Namen Joſeph zuſammenfügten.

Als das Schauſpiel unter vielen Acclamationen beendet war und die Geſellſchaft ſich wieder in die Empfangzimmer begab, ſchützte Karl bei ſeinem Oheim Unwohlſeyn vor, um die Erlaubniß zu erhalten, ſich ſtill entfernen zu dürfen. Es war ihm unmöglich, in dem feſtlichen Gedränge, dieſem Summen und Schwirren, dieſer heißen Atmoſphäre, dieſem halb amuſirten, halb gelangweilten Hinlungern ſo vieler fremden Menſchen es auszuhalten. Als die friſche, kalte Winterluft draußen an ſeine Wange ſchlug, athmete er tief und erleichtert auf; dann mit dem ſtürmiſchen Schritte, der freudiger Aufregung eigen iſt, machte er ſich auf den Weg, in die Schenkenſtraße, um Lambert aufzuſuchen. Die Drohungen der Fürſtin K. hatte er vergeſſen über der Freude, daß Bianca nicht aufgetreten ſey. Aber noch drückte ihn eine eiferſüchtige Angſt, eine wahre Seelenpein, und für dieſe ſuchte er Beruhigung, indem er ſich aufmachte, Lambert zu beſuchen.

Als er in der Wohnung ſeines Landsmannes ankam, wurde ihm geſagt, dieſer ſey noch nicht nach Hauſe zurückgekehrt, kehre überhaupt ſelten vor Mitternacht heim. Karl mußte ſich heimbegeben, ohne eine Antwort auf die ſtürmiſche Frage ſeiner Eiferſucht erhalten zu haben:

War es Lambert, der verhindert, daß Bianca aufgetreten?

Während Karl nachgrübelnd darüber auf ſeinem Lager lag und den Schlaf nicht finden konnte; während im Palaſte des Fürſten Auersperg das Feſt ſeinen höchſten Schwung bekommen, die Wangen der Weiber in der Luſt des Tanzes glühten, die Augen der Männer vom Feuer des Tokalers wiederglänzten — ſchritt eine dicht in einen Mantel gehüllte Geſtalt durch die ſchneebedekten, verödeten Gaſſen der Alſer-Vorſtadt. Sie blieb endlich vor einem langen, düſteren Gebäude ſtehen, aus deſſen kleinen viereckigen Fenſtern hier und da

Digitized by Google

noch ein dürftiger und verlöſchender Lichtſtrahl auf die weißverhüllten Dächer ihm gegenüber floß.

Der nächtliche Wanderer ſtieg ein paar Stufen empor, die zu einer Thür in dieſem dunklen, gefängnißartigen Gebäude führten; dort ergriff er ein Seil, welches zur Seite niederhing und den Schellenzug bildete; aber ſtatt zu ziehen und die Klingel in Schwung zu ſetzen, ſchlug er mit dem feſten Knoten, in welchem es endete, dreimal gegen die Pforte.

Nach einer Weile öffnete ſich die Thür, der Oberkörper eines ſtämmigen Menſchen, deſſen Kopf eine Art runden Pilgerhutes bedeckte, kam zum Vorſchein, und der draußen Stehende fragte halblaut:

Nun, wie ſteht's?

I du mein! Wie ſoll's ſtehen? Es ſind halt die ſchwarzen Blattern, ſchöner kann man ſie nicht ſehen! Kammen's halt 'n Biſſel herauf und ſchauen's ſelber!

Schönen Dank für Eure Einladung! verſetzte der andere, wickelte ſich in ſeinen Mantel und ging dann raſch von dannen.

Es war Lambert.

Zehntes Kapitel.

Karl war am folgenden Morgen in der Frühſtunde an ſeinem Poſten in der Antichambre des Kaiſers.

Die Drohung, welche die Worte der Fürſtin K. am Abende vorher enthalten, verſetzten ihn jetzt in große Beklommenheit.

Obwohl er das reinſte Bewußtſeyn hatte, nahm ihm doch der Gedanke, daß der Kaiſer, den er ſo tief verehrte, ihm zürnen könne, alle Zuverſicht.

Nachdem er eine Weile geharrt, kam plötzlich ſehr raſch da Ponte aus dem Kabinet des Monarchen geſchoſſen, mit hochrothem Geſichte, ſtrahlend vor Aufregung und Freude, Arme und Beine wie Telegraphenflügel bewegend. Er wollte an Karl vorübereilen, als dieſer ihn durch einen Gruß auf ſich aufmerkſam machte.

Ach, mein junger Freund! rief er aus, denken Sie welches Glück! der Kaiſer hat mir noch geſtern Abend ſagen laſſen, ich ſolle in aller Frühe vor ihm erſcheinen, und als ich eben vor ihn trete, hat er mein Werk unausſprechlich gelobt und hat eine Liſte in der Hand mit meinem Namen oben darauf und den Namen des Componiſten und aller Acteurs, und hinter jedem ſteht eine Zahl geſchrieben.

Seht, da Ponte, ſagte der Kaiſer zu mir, da habe ich vom Roſenberg dieſe Liſte bekommen und zugleich die Beſtimmung des Douceurs, das Ihr und der junge Componiſt Weigl und die Acteurs erhalten ſollt, — und zugleich nimmt der Kaiſer eine Feder und ſagt: ſo ſchenkt Roſenberg; dann macht er hinter jede der Zahlen eine Null und ſagt: ſo ſchenkt der Kaiſer! Denken Sie Sich, fünfzig Dukaten hatte mir Roſenberg zugedacht, jetzt bekomme ich fünfhundert! O glücklicher da Ponte — o großer Monarch! Aber ich muß zu Weigl — Addio, mein junger Freund!

Halten Sie! Nur noch ein Wort. Weßhalb iſt Gräfin Tondini nicht in Ihrem Stücke aufgetreten?

Daß der Henker ſie hole! rief der glückliche Hofdichter aus — ſie iſt mir krank geworden, und ich habe meine Zuflucht zur Ferrareſi nehmen müſſen. Das Stück wäre ganz anders ausgefallen mit der Tondini — aber Addio, Addio!

Da Ponte eilte davon und überließ mit dem ganzen Egoismus des Glücklichen Karl ſeinen Sorgen. Dieſer hatte freilich nicht lange Zeit, ſich der neuen Unruhe, womit da Ponte's Worte ihn erfüllten, hinzugeben, denn nach wenigen Augenblicken öffnete ſich die Thür, welche zum Kabinet des Monarchen führte, Joſeph erſchien ſelbſt auf der Schwelle und winkte Karl hereinzutreten.

Der Kaiſer erlaubte ſich keinerlei Bequemlichkeiten; ſo war er denn jetzt um die frühe Stunde bereits in ſeinem vollſtändigen Anzuge, und wie immer in der, von den Fürſten des öſterreichiſchen Hauſes ſonſt nicht getragenen Uniform, in welcher Karl ihn zuerſt geſehen, und welche ſo einfach wie nur immer möglich war. Aber er blieb nicht ſtehen wie gewöhnlich, wenn er Jemanden Audienz gab, ſondern ruhte in einem Armſeſſel, mit der Haltung eines Ermüdeten, und Karl fiel es auf, wie mager er geworden. Die ſtarke Naſe war ſpitz geworden, die Wangen hatten ſich gehölt, das helle Auge lag tiefer als ſonſt, und ſeine Lider waren geröthet durch einen jener Flüſſe, die ihn ſo oft heimſuchten.

Sie thun Ihre Pflicht nicht! ſagte er, nachdem er Karl eine Weile mit einem Ausdruck von kalter Strenge, ja, Härte fixirt hatte. Ich wünſche von meinen Beamten, daß ſie geruhen mögen, nur ein Viertheil von dem zu thun, was ich arbeite — aber es ſcheint, ich werde es nicht dahin bringen!

Die Augen des Kaiſers wurden ſtarr, ſeine Oberlippe hatte — wie immer, wenn er zürnte — ſich ſtark aufwärts gezogen.

Karl war über des Kaiſers Worte erſchrocken; obwol er nichts Gutes erwarten durfte, hatte er doch einen ſolchen Vorwurf, ſo ſcharf und zornig ausgeſprochen, nicht gefürchtet. Um ſo tiefer wurde er dadurch verletzt, und dieſes Gefühl gab ihm allen ſeinen Muth wieder.

Ich glaube dieſen Verweis nicht verdient zu haben, Majeſtät, ſagte er mit feſter Stimme und dem Kaiſer offen ins Geſicht ſehend.

Wenn man ihn nicht verdient hätte, würde der Kaiſer ihn nicht ertheilen. Iſt nicht eine Supplik des Rittmeiſters Tondini eingelaufen? Weßhalb iſt dieſe Bittſchrift einfach eingetragen, ohne irgend eine Bemerkung, wie dringend ihre Erledigung ſey? Der Graf iſt ein wackerer alter Krieger, Invalide, ſeine Nichte ihrer Subſiſtenzmittel durch eine meiner Verordnungen beraubt — weßhalb hat Er Sich nicht danach erkundigt und das eingeſchrieben? War es nicht meine Pflicht, auf der Stelle zu Hülfe zu kommen? Es iſt durch eine Verkettung von mehreren Umſtänden ein großes Unglück durch Seine Nachläſſigkeit entſtanden. Er iſt zur Strafe dafür Seines Dienſtes entlaſſen! Er kann gehen.

Verzeihung Majeſtät, wenn ich nur noch ein Wort zu ſprechen wage.

Nun?

Ich habe die Supplik des Grafen Tondini durchaus nicht durch Fahrläſſigkeit unberückſichtigt gelaſſen. Die Bittſchrift hat meine ganze Theilnahme erregt. An demſelben Morgen, an welchem dieſelbe in meine Hände gekommen, habe ich ſofort den Bittſteller aufgeſucht und ihm als Unterſtützung die Summe von 100 Louisd'or eingehändigt.

Als Ihr Geſchenk?

Unter der ſchonenderen Form eines angebotenen Darlehens.

Joſeph II. haßte Antworten, welche ſeine Ausſprüche widerlegten. Jene Scheu vor Widerſpruch, welche großen Herren eigen, gieng bei ihm ſo weit, daß er denen, welche ihm eine treffende und ſeine Behauptungen umſtürzende Antwort gaben, den Rücken wandte und ſie Pedanten ſchalt. Sein Geſicht erheiterte ſich deßhalb nicht durch Karl's Erwiederung, er wandte es ab, blickte durch das Fenſter, und Karl nahm ein Zucken, wie eine ſchmerzliche Bewegung, um ſeine Lippen wahr.

Es bleibt mir nur noch übrig, Ew. Majeſtät meinen Dank für die Gnade zu Füßen zu legen, womit mir erlaubt worden iſt, eine Zeit lang meinem Kaiſer perſönlich dienen zu dürfen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch bei den Prozeß-Verhandlungen gegen die Polen.

(Aus dem Briefe eines Reiſenden.)

* Berlin, Donnerſtag den 2. September 1847.

Intereſſantes Weib, der edle Stolz und die tiefe Wehmuth, welche das Wort Polen beſeelten, ſeelenvolles Organ, welches jede Silbe deiner Lippe gebar, der himmliſche Ausdruck, womit dein Auge Milde und Zorn deinen Gedanken zollte, die erröthende Glut deines Antlitzes im Fluſſe deiner Rede — alle dieſe Seelenbewegungen begeiſterten die unverkennbare, nie erſterbende Liebe zum Vaterlande, zu den Gebräuchen und Sitten, zur Sprache, zu dieſer ſchönen Schöpfung der menſchlichen Verſtändigung. „Alles iſt eingeſtürzt,

Digitized by Google

das Eingeſtürzte wird zerriſſen und zertrümmert, kein Stein ſoll mehr den andern binden, ja ſelbſt die Steine ſollen ſchwinden, und das Erdreich verſinken, worauf das ganze Natianalgebäude einſt ſo ſicher und erhaben ruhte.“ So ſprach das ſchöne Weib. „Polen iſt gedrückt um nie (?) ſich wieder zu erheben, und Sie werden tiefe Trauer bei allen Polen finden, die wahre Polen ſind; beſuchen Sie doch die gegenwärtigen Prozeßverhandlungen, wenn Sie nach Berlin kommen, Sie werden da eine Anzahl Unglücklicher finden, welche mit Enthuſiasmus ein zerriſſenes Vaterland vereinigen wollten, jetzt aber um ſo bitterer dafür büßen, das faſt Unmögliche angeſtrebt zu haben.“ In Wittenberg verließ dies wundervolle und ſchöne Weib den Wogen.

Den 2. September Morgens 11 Uhr ſtand ich vor einem aus Backſteinen mit hoher Mauer und Thürmen umeingten klaſterartigen Gebäude, aber vielmehr mittelalterlichen Burg. Gelber Sand iſt das Fundament dieſes Zellengefängniſſes — rings um nackter gelber Sand — vor dem Eingange nur ſtehen ein paar niedrige Föhren. Sechs Mann in Waffenröcken und Pickelhauben und ein Offizier behüten den Eingang. „Meine Herren, wollen Sie zur andern Seite gehen und Einlaßkarten erholen, ſonſt können Sie nicht hereinkommen.“ Der Fremde iſt ſtets beſſer daran, der Weg geht immer ſo offener. Zwei Treppen hoch iſt die Thüre, worüber ſteht: „Eingang für die Zuhörer“. Man ſteigt drei Treppen aufwärts und befindet ſich auf einem flachen Amphitheater, von wo aus man den vollen Gerichtsſaal überblickt. Das einzige Geräthe welches, außer Tiſchen und Seſſeln der Richter, Vertheidiger und Angeklagten, im Saale ſich befindet, iſt ein großer, offenſtehender Schrank voller Akten die mit roth und blau violettfarbigen Anhängſchilden verſehen ſind. Gegenüber an der Gallerie über den Köpfen der Zuhörer ein von edlem dunklem Holz im Renaiſſance-Geſchmack geſchnitzter Uhrkaſten mit moderner Uhr. Es ſchlägt 11½ Uhr und ſämtliche Angeklagte erheben ſich von ihren ebenfalls im Amphitheater ſich befindenden fünf Seſſelreihen, und verſchwinden der Reihe nach, durch eine Thüre ins Nebenzimmer. Werfen wir einen Blick in den leeren Saal. Der Boden iſt mit einem graufarbigen gemuſterten wollenen Teppich belegt, gegenüber der Zuhörer iſt ein fußhohes Podium, worauf in der Mitte des Halbkreiſes der Präſident, linker Hand die Protokollführer, rechter Hand die Staatsanwälte, neben der Erhöhung rechts die Vertheidiger links die Angeklagten. Die Tiſche ſind mit grünen Tüchern belegt, die ſämtlichen Seſſel von hellpolirtem Holze mit Strohgeflecht bedeckt. Das Innere des Saales iſt im einförmigen Tone, den Plafond zieren querüberliegende gelb bemalte Balken in byzantiniſcher Verzierung, die Bogenfenſter ſind mit geviertelten matten Gläſern gerahmt, in deren Mitte oben ein blaues hoffnungsvolles Kreuz mit einem rothen Auge und weißem Sterne. Nach der Beendigung des Prozeſſes wird hier die Kirche eingerichtet werden. Die Angeklagten kommen einer nach dem andern auf ihre Plätze zurück.

Es wiſpern viele mit einander, werfen Blicke auf Bekannte unter den Zuhörern, ſämmtliche Räthe und Vertheidiger ſind bereits da, der Präſident tritt in den Saal, ſämtliche Angeklagte, ſämtliche Räthe erheben ſich bei ſeinem Eintreten, der Präſident ſetzt ſich, ihm folgen alle Uebrigen, die Ruhe iſt vollſtändig. Dr. Liebelt iſt an der Barriere und ſein Vertheidiger Crelinger neben ihm. Auf des Präſidenten Befehl erſcheinen vier Sachverſtändige, welche um Alter, Stand, Beziehungen zu den Angeklagten befragt und beeidet werden. Bei der Eidleiſtung erheben ſich wiederum alle Anweſenden insgeſamt, der Präſident ſpricht die Eidformel voran. Verweilen wir indeß bei dieſen unglücklichen Polen, die als ſolche kein Vaterland mehr haben. Gegen 150 Angeklagte ſind gegenwärtig, und fürwahr es macht einen großartigen Eindruck eine ſolche Anzahl Männer um ein und derſelben Sache willen vor den Schranken des Gerichtes zu ſehen. Stolz, viel Stolz und auch Eigenliebe, iſt in vielen in faſt allen dieſen ſlaviſchen Geſichtszügen zu leſen, hier als Angeklagte betrachtet zu ſeyn vor einer Menge Zuſchauer, die mehr oder minder dieſe Charaktere hochachten, mit ihnen vielleicht einig wären nach glücklich vollbrachter That. Doch das Schickſal wollte es anders, die getäuſchte Hoffnung prägt ſich tiefer aus in den 15 bis 20 Männerköpfen über 40 Jahre, als bei den bartigen Jünglingen und jungen Männern von 20 zu 30 Jahren; 4 Häupter haben weiße Haare, und von dieſen gehören zwei polniſchen Prieſtern an, die mehr traurige Ruhe, als irgend eine andere Leidenſchaft kund geben. **Mieroslawski** in der oberſten Reihe der Eiſte gegen die Richter hin, iſt eine breitſchulterige kräftige Geſtalt. Sein Geſichtsſchnitt iſt rund und voll, eine hohe gewölbte Stirn mit lebhaften aber etwas tiefliegenden Augen, geſunder Geſichtsfarbe, und gelocktem Haare, braunblondem Bart am Backen, Kinn und über dem Mund. Mieroslawski legt ſeine fleiſchigen blendend weißen Hände gerne auf die Seſſellehne des vor ihm ſitzenden Koſinski. Scheinbar dem Gang der Verhandlungen nicht immer folgend, woran die Unkenntniß der deutſchen Sprache die Schuld tragen mag, iſt er als Haupt der Bewegung viel zu unruhig und lacht zu oft. **Koſinski**, der zweite höchſt Angeklagte, iſt mehr magerer Statur, die etwas hochliegenden Wangen ſind ein wenig geröthet, ein kräftiger Kinn- und Schnurrbart zieren ſein Geſicht, und ein entſchieden feſter Ausdruck liegt in ſeinen Zügen, jedoch nicht ohne Freundlichkeit und zuvorkommendes Weſen. Der dritte vor Kaſinski ſitzende **Taczanowski** ſcheint ſehr gleichgültig gegen das um ihn herum Vorgehende. Ein nach türkiſcher Mode gepflegter ſchwarzer Bart beſchattet den untern Theil ſeines Geſichtes, kurzes Haar bedeckt ſein Haupt und der obere Theil ſeines Geſichtes bietet uns eine der häufigen fahlen franzöſiſchen Phyſiognomien. Er ſcheint mehr Franzoſe, und wird ebenſowenig wie Mieroslawski dem Gang der Verhandlungen folgen können. — Die übrigen Geſtalten und Geſichter ſind alle mehr oder weniger leidenſchaftlich, tieffühlend, beſtürzt. Intereſſant ſind ſie aber alle insgeſamt. Das Zellenleben und der Mangel der Sonne ſcheint jedoch nicht nachtheilig auf ihre Körper gewirkt zu haben, denn ſie ſind alle ziemlich geſunden Ausſehens, und der blaſſeſte von Allen, die intereſſanteſte Geſtalt von allen, iſt der junge Graf v. **Poninski**, der nicht im Gefängniß ſondern in der Stadt wohnt; ſelten verzieht ſich ſeine Lippe zu einem Lächeln, ſeine eingefallenen Wangen, ſeine glatt liegenden ſchwarzen Haare, ſeine Adlernaſe unter welcher ein Jünglingsbart ſich zieht, ſein tiefdenkender und fühlender Gemüthsausdruck ſtempeln Poninski zu der intereſſanteſten Erſcheinung unter den Angeklagten. Indeſſen hat das Verhör über die Gutachtung der vier Sachverſtändigen begonnen, der erſte Zeuge, ein Kanzleirath, fand die zu vergleichenden Schriften ähnlich, namentlich einzelne Buchſtaben ſeyen ſo ähnlich, daß er nach ſeiner Ueberzeugung die Schriften von ein und derſelben Hand halte. Der zweite Zeuge findet ebenfalls auffallende Aehnlichkeit zwiſchen einzelnen Buchſtaben, ſo daß man faſt glauben könnte, es ſeyen die beiden Schriften von Einer Hand geſchrieben worden. Der dritte Zeuge kann nicht einig werden, daß die Schriften von einer Perſon herrühren, er glaubt im Gegentheil, daß beide Schriften nicht von einer Hand ſeyen, indem die Endſtriche der Worte ſehr verſchieden ſind. Der vierte Zeuge findet in den Schriften eine Aehnlichkeit, motivirt aber die auffallende Aehnlichkeit ſey in Schriften nicht ſelten, ſo habe er, einmal drei Schüler in der Schule gehabt, welche auffallend ähnliche Schriftzüge hatten; aber da einzelne Worte, gegen polniſche Art und Weiſe getrennt, und einzelne Buchſtaben ſämtlich verſchieden und ungleich behandelt ſind, ſo ſey er der Ueberzeugung, daß dieſe Schriften nicht von ein und derſelben Hand geſchrieben ſeyen. Die Macht der Oeffentlichkeit übte einen gewaltig großen Einfluß auf die Sachverſtändigen, ſie ſahen lange, oft und genau die Schriften an, es wurde ihnen enge, die Blätter in der Hand zitterten, und von ihrer Stirne trockneten ſie den Schweiß. Die Fragen des Präſidenten waren immer klar und beſtimmt, die Einreden des Staatsanwaltes waren verfänglich und beweisſuchend in den Ausſprüchen der Sachverſtändigen. Und ſo fort und fort wird noch eine geraume Zeit verfließen müſſen, um dieſen rieſigen Prozeß zu Ende zu führen, um Freiſprechungen, Urtheile und Begnadigungen an den Tag zu fördern, um Preußen zum Ruhme zu gereichen, einen politiſchen Prozeß dieſer Größe vor den Schranken der Oeffentlichkeit geführt, die Oeffentlichkeit, dieſer

Digitized by Google

wundervolle Prinzip, dieſe Macht des friedlichen Fortſchrittes ins Leben gerufen zu haben! B—r.

Pot - Pourri.

Ferrara.

Bei dem Streite, der ſich zwiſchen dem öſterreichiſchen Kabinete und dem päpſtlichen Hofe in Betreff der Beſetzung Ferrara's erhoben hat, wird es nicht ohne Intereſſe ſeyn, Einiges über die örtliche Lage und Beſchaffenheit dieſer Stadt zu erfahren. Place oder nicht place — Das iſt dabei ſchwebende diplomatiſche Hamletsfrage. Ferrara befindet ſich in der Nähe der höchſt ungeſunden Sumpfgegenden des Po, eine ungemein ausgedehnte, aber verfallene Stadt, worin ganze Gaſſen unbewohnt ſtehen, während Gras darin wächst und öde Palläſte als Trauerzeugen einer verblichenen Herrlichkeit daſtehen. Vom Po-Uebergange bis zur Stadt ſelbſt iſt höchſtens eine ſchwache Stunde Weges. Die Citadelle liegt am ſüdöſtlichen Ende der Stadt, und obwol in der Ebene ſituirt, beherrſcht ſie doch vermöge ihres fortifikatoriſch erhöheten Baues die Stadt, welche nach dem Begriff der jetzigen Kriegskunſt nicht mehr als eine befeſtigte füglich angeſehen werden kann. Eine verfallene Ringmauer, an deren Ausbeſſerung vielleicht ſeit einem Jahrhunderte nicht mehr gedacht worden, umgibt ſie allerdings. Im Mittelalter nach der ſogenannten gueiphiſchen Methode errichtet, war ihre Beſtimmung offenbar nur, plötzliche Ueberfälle zu verhindern, als die Wunder des Schußmaterials in ihrer furchtbaren Ausdehnung noch unbekannt waren. Zwar iſt ſie mit Schießſcharten verſehen, aber ſie bietet auch ſolche Lücken, daß es dem nächſten beſten Feinde ein Spiel wäre, zu beweiſen, daß Ferrara nur von Weitem als Feſtung angeſehen werden mag.

Das Lebensalter der Päpſte.

Ein Kurioſitätenjäger in Rom hat eine ſeltſame Berechnung aufgeſtellt, um das Todesjahr des Papſtes zu finden. Man muß nämlich die dem päpſtlichen Namen nachgefügte Zahl mit der Zahl ſeines Vorgängers addiren und dazu noch 10 hinzurechnen, ſo gibt die Summe das geſuchte Jahr. z. B. Pius VII. folgte auf Pius VI.; gut, 7 und 6 und 10 macht 23; Pius VII. ſtarb im Jahr 1823. Ihm folgte Leo XII.; 7 und 12 und 10 macht 29; Leo XII. ſtarb 1829. Der nächſte Papſt war Pius VIII. 12 und 8 und 10 macht 30; Pius VIII. ſtarb 1830. Bei Gregor XVI. trifft die Rechnung nicht zu; er hätte 1834 ſterben müſſen, lebte aber lebte aber 1846; wenn man ihm aber zwei Vorgänger anrechnet, ſo iſt alles wieder in Ordnung, nämlich 12, 8, 17 und 10 macht 16. Für den jetzigen Papſt ſind beide Methoden nicht anwendbar; denn das in beiden Fällen gegebene Jahr (1824 und 1842) iſt ſchon verfloſſen; angenommen aber, wir gäben ihm drei Vorgänger (Leo XII., Pius VIII. und Gregor XVI.) ſo müßte er bis zum Jahr 1855 leben, und Pius IX. hätte ſomit noch acht Jahre vor ſich, um ſeinen hohen Beruf zu erfüllen und die Uhr des Vatikan nach dem 19ten Jahrhundert zu ſtellen.

Berichtigung in Betreff der Nachricht über eine angebliche Enkelin des Frhrn. v. Knigge. (Vergleiche die vorhergehenden Nummer des „Sammlers".)

In öffentlichen Blättern befindet ſich eine Korreſpondenz-Nachricht aus Hamburg, welcher die nothwendige Berichtigung zu Theil werden zu laſſen außer dem Intereſſe der Wahrheit auch das Andenken eines geſchätzten deutſchen Schriftſtellers erforderlich macht. Der Freiherr Adolph v. Knigge hatte aus ſeiner Ehe mit Henriette v. Baumbach nur ein einziges Kind, eine Tochter, Philippine, welche an den hannover'ſchen Oberſten Frhrn. v. Reden verheirathet war; von deren vier Kindern iſt keines in Frankreich geboren und der einzige Sohn, der rühmlich bekannte Statiſtiker Frhr. Friedrich von Reden in Berlin; eine Tochter iſt mit einem Frhrn. Ompteda verheirathet, die älteſte und jüngſte (letztere Kanoniſſin zu Fiſchbeck) ſind unvermählt. Jene Erzählung von einem unter den beklagenswertheſten Umſtänden in einer Hamburger Herberge verſtorbenen Frauenzimmer iſt mithin, ſo weit dieſelbe Perſonen betrifft, welche ein Recht haben, ſich nach den Frhrn. von Knigge zu nennen, jedenfalls eine höchſt anſtößige Erdichtung; auf die genannten wirklichen Enkelinnen des Schriftſtellers, — welche dem hochachtbaren Mann, von welchem dieſe Reklamation und Notiz herrührt, von Jugend auf als ausgezeichnete Damen bekannt ſind — könnte aber auch, da dieſelben zwiſchen 1802 und 1810 geboren, ſchon äußerlich von allen dort angeführten leidigen Umſtänden kein einziger bezogen werden.

Rechtsſtreit.

Durch die Blätter macht wieder folgende alte Geſchichte die Runde: Vier Engländer ſaßen zu Tiſche. Der eine von ihnen zog eine neue Banknote aus der Taſche hervor, und beſah ſie. Der zweite ihm gegenüberſitzend, bittet, ihn ſolche auch beſichtigen zu laſſen, und der erſtere reicht ſie ihm hinüber, wobei der zweite ſie in die Suppenſchüſſel fallen läßt. Der dritte zieht ſie raſch daraus hervor, und ſchüttelt die Suppe davon ab, da ſchnapps — fängt ſie der Neufundländer des vierten weg und frißt die Banknote auf. Es fragt ſich nun, wer bezahlt die Banknote? (Wahrſcheinlich iſt der Streit noch nicht entſchieden.)

Der deutſche Michel.

Durch eine Reihe von Blättern läuft gegenwärtig eine Geſchichte über den Urſprung des deutſchen Michels, und wer der Mann geweſen, der zuerſt mit dieſem Beinamen beehrt wurde. „Dieſer war Johann Michael Oberurt, ein wackerer Generallieutenant im Dienſte des Königs von Dänemark. Dieſer kam den kaiſerlichen Völkern gar oft derb über den Nacken, und jene pflegten dann immer zu ſagen, wenn ſie ihren erlittenen Verluſt beklagten oder von ihrem Schaden ſprachen: Das haben wir dem deutſchen Michel zu verdanken."

Das nennt man Pech!

Herr X. geht über die Roßſtraßenbrücke, eine Cigarre rauchend. Er will ſehen, wie ſpät es iſt, zieht deßhalb die Uhr aus der Taſche. In dieſem Augenblicke kommt ein Gendarme. X. will ſich nicht erwiſchen laſſen, nimmt die Cigarre aus dem Munde, um ſie ins Waſſer zu werfen, verwechſelt aber die Hände, ſchleudert die Uhr über das Geländer und ſteckt den brennenden Cigarrenſtummel in die Weſtentaſche. Der Gendarme hält ihn an, X. läugnet geraucht zu haben, aber der von ſeiner Weſte aufſteigende Dampf iſt der ſprechendſte Zeuge ſeiner Miſſethat. Er wird notirt, muß Strafe zahlen, die Uhr liegt im Waſſer, und in die Weſte hat er ein großes Loch gebrannt.

Korreſpondenz des „Sammlers."

Augsburg, 6 September 1847.
(Unlieb Verſpätet.)

Eine willkommene Erſcheinung für die vielen Verehrer des gefeierten Jubilars Herrn Domkapitulars Chriſtoph von Schmid iſt gewiß das in der B. Schmid'ſchen Buchhandlung (F. C. Kremer) dahier erſchienene Schriftchen, welches eine Zuſammenſtellung der auf die Feier ſeines 80ſten Geburtstages Bezug habenden Gedichte, Lieder, Reden ꝛc. ſowie eine genaue Beſchreibung der Feſtlichkeiten enthält, wovon ein geſchmackvoll gebundenes Exemplar Sr. Maj. dem Könige überſendet wurde. Möge dieſe freundliche Gabe viele Abnehmer finden. Mit Bedauern vermiſſen wir in der angehängten Sammlung der bei dieſer Gelegenheit erſchienenen Gedichte, jenes trefflich gelungene von einem Schüler des Jubilars, eines dermaligen Herrn Pfarrers, welches in Nro. 65 des „Sammlers" zu leſen iſt. Auch ſind andere Gedichte aus unſerm „Sammler" und der „Augsb. Abendzeitung" aufgenommen worden, ohne die Quelle anzugeben, während dieſelbe bei anderen Gedichten (z. B. aus der „Neuen Sion") angeführt iſt.

Digitized by Google

Nro. 75. Sechzehnter Jahrgang **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 18. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Wiener Erlebniſſe. — Pot-Pourri.

Wiener Erlebniſſe.

Von L. Schücking.

(Schluß.)

Karl machte nach jenen Worten vor dem Kaiſer eine tiefe Verbeugung und wollte gehen.

Wenn es wahr iſt, was Sie ſagen, ſo können Sie in meinem Dienſte bleiben, ſagte der Kaiſer, indem er offenbar ſich Selbſt bezwang.

Ew. Majeſtät würden mir eine höhere Gnade gewähren, wenn Sie geruhten, mir meine Entlaſſung zu geben. Ich möchte aus Wien abreiſen!

Wie Sie wollen. Kommen Sie darum ein, antwortete der Kaiſer, Sie ſollen eine ehrenvolle Entlaſſung erhalten, denn ich habe Ihnen ſo eben Unrecht gethan. Man hat mich ſchlecht berichtet.

Er wollte Milde und Freundlichkeit in ſeine Stimme legen, aber er ſchien von einer zu tiefen Verſtimmung befangen; das Lächeln, mit welchem er Karl entlaſſen wollte, wurde ein nichtsſagendes Verziehen der Lippen.

Karl entfernte ſich.

Als er allein war, erhob ſich der Kaiſer und ging eine Weile in ſeinem Cabinette auf und nieder. Seine Züge waren düſter, der ſchmerzliche Zug um ſeine Lippen zuckte wieder auf, und über ſeine großen hellen Augen lag wie ein Schleier, den der öftere ſanfte Niederſchlag der Lider nicht entfernte. Ein paar Mal drückte er die Hand auf die Bruſt, in welcher das Herz krankhaft ſchlug, dann warf er die Schultern zurück und holte tief Athem, um Erleichterung gegen die Bruſtbeklemmung zu bekommen, welche ihn peinigte. Zuweilen fuhr er auch mit der flachen Hand über die Stirn, oder blickte auf die prachtvolle Pariſer Pendule aus Alabaſter und Gold, welche ihm ſeine Schweſter Marie Antoinette geſchenkt hatte, als er in Verſailles war. Welche Gedanken mochten ſich regen unter der hohen Stirn des edlen Kaiſers, den ſeine Zeitgenoſſen den Menſchenfreund auf dem Throne nannten? Dachte er beim Anblicke ihres Geſchenkes an eben jene Schweſter und ihr drohendes Schickſal, welches mit jedem Pendelſchlage der Uhr ihr näher rückte? Dachte er an ſich ſelbſt, fühlte er, daß er hier, in den Gemächern ſeiner Kaiſerburg, mitten unter ſeinen Garden und Hatſchieren, doch eigentlich nichts ſey als ein gehetztes Wild, und fühlte er dies doppelt ſchmerzlich, weil der Druck, der auf ſeiner Bruſt lag, mit dem phyſiſchen Gefühle der Unruhe das moraliſche noch verſtärkte?

Es war auch ſo kalt und ſo öde rings um ihn her. Vor den Fenſtern dunkle Mauern der Pallaſtflügel oder beſchneite Dächer; in ſeinem Cabinette ein Wuſt von Acten, Schreibereien, feindlichen Pamphleten wider ihn ſelbſt, Entwürfen und Bänden voll Geſetzen, die ſich ihm eben ſo feindlich erwieſen hatten, wie das wüthendſte jener Pamphlete. Die vergoldeten Geſimſe und Leiſten der Wände die ihn umgaben, ſahen ſo matt und kalt aus, und die mythologiſchen Götter auf den Supporten und Deckengemälden nun gar; das war alles bei der Beleuchtung eines verſchleierten Wintertages ſo unausſprechlich ſchaal und abgeſchmackt — es war wahrhaft troſtlos für einen Mann in Trauer. Er ſetzte ſich nach einer Weile, ergriff eine Feder, tunkte ſie ein — und warf ſie heftig fort. Es war, als habe ihn ein Ekel ergriffen an dem Werkzeuge, mit dem er ein neues goldenes Zeitalter heraufzuzaubern gehofft und nichts als Drachenzähne geſäet. — Laß den Strom rinnen, wie er rinnt, flüſterte er. Aus allem Edelſten, was ich für die Menſchheit habe thun wollen, iſt mir ſtatt Segen ein Feind erſtanden. Wie viel Schöpfungen, ſo viel Wunden in meinem Herzen! Ich bin jung und ſchon am Ende meiner Kraft — und an dieſem Ende muß ich mir ſagen: Ich habe ſie umſonſt vergeudet, ich habe meine Welt nicht verſtanden! Ich habe Licht gewollt: dieſe Welt aber iſt da für die Finſterniß; ich habe Wahrheit gewollt: dieſe Welt aber iſt da für die Täuſchung; ich habe Glück gewollt: dieſe Welt iſt nicht da für das Glück! Arme Staatsmänner, die ihr euer Jahrhundert an die Quellen platoniſcher Weisheit führen und es tränken wollt aus den goldenen Schalen der Vernunft — wie ſeyd ihr ſo kurzſichtig! Um die Menſchheit liegt ein dämoniſches Gewebe geſchlungen, feſt, unausrottbar, aller Philoſophie der klaren Köpfe zum Trotz, ſich am meiſten verſteckend gerade vor dem hellen Auge, und doch da, dach der ewige böſe Feind, den kein Erzengel kettet! Ihr wollt die Welt unterjochen mit dem Sinne und werdet es ſchmerzlich inne, daß der Unſinn ſtärker iſt als der Sinn, wie die Nacht länger iſt als der Tag in dieſer winterlichen Welt! Tauſende von Sternen glänzen in dieſer Nacht — die Fackeln der Intelligenz, welche die Denker entzündet haben; aber wie ſie auch leuchten, die Nacht bleibt Nacht! Mir iſt weh und traurig zu Muthe. Meine Vergangenheit iſt umſonſt dahin, meine letzte Hoffnung iſt — ein Wunder! —

Während der Kaiſer ſich ſo den ſchmerzlichen Empfindungen hingab, die ſeine letzten Lebenstage verbitterten, eilte Karl aus der Burg in die Rauenſteingaſſe. Von da Ponte's Nachricht, Bianca ſey erkrankt, von des Kaiſers Worten, es habe ſich ein Unglück für Taudini ereignet, beunruhigt, wollte er auf der Stelle Aufklärung und Gewißheit ſuchen. Die Wohnung des kranken Grafen ſtand leer. Von der Frau des Hausmeiſters hörte Karl, die junge Dame ſelbſt ſey gefährlich erkrankt und in einer Sänfte fortgebracht, man wiſſe nicht, wohin. Der alte Offizier ſey gleich darauf von dem Haushofmeiſter eines vornehmen Hauſes in einer Caroſſe abgeholt worden, um bei einem reichen früheren Kriegsgefährten, der ſich ſeiner erinnert, eine beſſere Pflege zu bekommen. Weiteres wußte die Frau nicht und hatte ſich mit all der Gleichgültigkeit einer Großſtädterin um ihres Nachbars Wohl und Wehe auch um Weiteres nicht gekümmert. Karl richtete nun ſeine Schritte der Wohnung Lambert's zu. Dieſer war wieder nicht zu Hauſe. Zur Fürſtin K. zu gehen, konnte er nicht übers Herz bringen — ſo blieb er in der peinlichſten Unruhe, blieb mehrere Tage hindurch in derſelben, denn Lambert war ſeltſamer Weiſe nie zu Hauſe zu treffen. Endlich entſchloß ſich Karl, an ſeinen Vater um die Erlaubniß zu ſchreiben, entweder zurück zu kehren oder eine Reiſe nach Italien zu machen, da ihm die Atmoſphäre der großen Stadt immer unerträglicher, ihr Thun und Treiben voll Materialismus, Genußſucht und Rohheit immer widriger wurde. Dazu kam noch, daß die Geſellſchaft, welche

Digitized by Google

die ſeinige, weil die ſeines Oheims, des Geſandten, war, unter dem Einfluſſe eines Trauerfalles ſich tief erſchüttert zeigte und alle Bewegung, alles Leben derſelben plötzlich ſtockte. Neue Anknüpfungen, welche Karl zerſtreut hätten, waren alſo auch nicht zu hoffen geweſen, wenn er ſie überhaupt gewünſcht hätte. Aber er wünſchte ſie nicht, dieſe Geſellſchaft hatte ihm täglich mehr einen troſtloſen Eindruck von Leerheit, ſittlicher Verkommenheit und vernachläſſigter Bildung gemacht. Deßhalb hatte ihn die heftigſte Sehnſucht erfaßt, fortzukommen — wie ſie jedes edlere, unverdorbene Jünglings-Gemüth nach einem Aufenthalte von einigen Monaten in der Kaiſerſtadt anwandelt.

Der oben erwähnte Trauerfall war der Tod der Erzherzogin Eliſe, des Lieblings des Kaiſers, der, tief erſchüttert von der Nachricht, ſelbſt bedenklich erkrankt war.

Während Karl ſich mit dem Briefe an ſeinen Vater beſchäftigte, klopfte es an ſeine Thür. Es war Lambert, der eintrat.

Lambert! Sie endlich einmal! Ich war mindeſtens zehnmal in Ihrer Wohnung.

Wenn ich offen ſeyn ſoll — ich bedaure nicht, daß Sie mich verfehlten — eine Unterredung mit Ihnen wäre mir unangenehm geweſen, ſo lange ich mit einem etwas unruhigen Gewiſſen Ihnen hätte gegenüberſtehen müſſen.

Mit unruhigem Gewiſſen?

Ja — bis geſtern drückte es mich: ſeit dieſer Nacht bin ich von der Pein befreit!

Karl ſah ſeinen Landsmann mit verwunderten Blicken an — dieſer hatte übrigens etwas in ſeinem Weſen, ſeinen Zügen, dem unſtäten Blicke ſeiner Augen, das durchaus noch nicht auf eine vollſtändige Beruhigung des Gewiſſens hindeutete.

Wie ſoll ich Sie verſtehen, Lambert? fragte Karl.

Ich will Ihnen erzählen. Sie wiſſen, was Sie mir damals mittheilten, an jenem Morgen, an welchem wir zuerſt uns trafen. Ich habe, als ich allein war, über die Sache nachgedacht, ich habe ſie von allen Seiten betrachtet und ich bin ſo zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich hier in ein Verhältniß eingeweiht worden, welches durchaus ein entſchloſſenes Eingreifen verlange, und daß ich wahrſcheinlich der Einzige, welcher zu dieſem entſchloſſenen Eingreifen fähig ſey. Ich wußte, was Sie nicht wußten, und was die Fürſtin K. in weiblicher Zurückhaltung Ihnen verſchwieg, wie ſie Ihnen denn überhaupt nur zur Hälfte reinen Wein einſchenkte: ich wußte, daß dem Kaiſer die Frauen gefährlicher ſind, als man glaubt, daß hier alſo wirkliche und volle Gefahr vorhanden, das Kunſtſtück der Ariſtokraten werde gelingen. Es durfte aber nicht gelingen, es durfte um Deutſchlands willen ein ſo ſchlimmes Werkzeug der — Contre-Revolution würde ich in Paris ſagen — nicht in die Nähe des Monarchen kommen. Ich gieng gerades Weges zur Fürſtin K., ich wurde vorgelaſſen, weil ich mich mit einer Botſchaft von Ihnen meldete; ich theilte ihr mit, daß ich von Ihnen eingeweiht ſey und mich anbietete, ihr in einer Angelegenheit zu dienen, in welcher die Kräfte meines Freundes ſich unzulänglich gezeigt. Sie hörte mich an — Anfangs ſchien ſie mich unwillig zurück weiſen zu wollen — aber bald gelang es mir, ſie ahnen zu laſſen, wie viel ich für meine politiſchen Ueberzeugungen zu thun im Stande ſey. Die Eiferſucht des Weibes war zudem zu lebhaft in ihr aufgeregt, um nicht jedes Mittel willkommen zu heißen, welches ihr Beruhigung verſprach. So kamen wir denn überein. Ich übernahm es, durch irgend ein Mittel die ſchöne Blanca von dem Auftreten auf der Bühne und von jedem Verſuche, ſich in die Nähe des Kaiſers zu drängen, abzuhalten. Als Lohn dafür forderte ich von ihr, daß ſie mir daſſelbe auswirke, was ſie Ihnen ſchenkte — das Offizier-Patent.

Sie wollen in öſterreichiſche Dienſte übertreten — Sie wollen Ihr Land der „Freiheit“ im Stiche laſſen?

Lambert ſah Karl eine Weile an, als ob er etwas ſagen wolle und doch unſchlüſſig zaudere. Endlich antwortete er: Nun, weßhalb ſoll ich es nicht offen heraus ſagen? Sie wiſſen, ich liebe Ihre Schweſter — wäre aber meine Leidenſchaft für ſie auch verflogen, dann geböte mir der Ehrgeiz allein ſchon, die Bewerbung, die ich einmal um ſie angefangen habe, durchzuſetzen. Und das will ich! Deßhalb forderte ich von der Fürſtin einen Lohn, welcher den ehemaligen leibeigenen Bauer mindeſtens nicht mehr lächerlich erſcheinen laſſen wird, wenn er zurück kommt und um Fräulein v. Schwalborn anhält.

Aber wenn meine Schweſter nun ſelbſt . . .

Sie liebt mich — Sie wird auf mich warten, Herr von Schwalborn — ich bitte, kein Wort mehr über dieſe Epiſode. Laſſen Sie mich fortfahren.

Lambert, ich zittere vor Spannung auf das, was Sie mir erzählen wollen, aber ich muß Sie noch einmal unterbrechen, um Ihnen zu ſagen, daß Sie Sich eitlen Hoffnungen hingeben. Meine Schweſter liebt Sie nicht, ſie wird nicht auf Sie warten, denn...

Denn..? Lambert zitterte an allen Gliedern.

Sie iſt verlobt, ſie iſt in dieſem Augenblicke vielleicht verheirathet, ſie... Gott im Himmel, Sie werden todtenblaß...!

Weiter, weiter, zum Teufel, weiter!

Meine letzten Briefe aus der Heimat kündigen mir ihre Verlobung mit dem emigrirten Marquis Paiſdore de la Roche an.

Das iſt eine verfluchte Lüge, Ariſtokrat! fuhr Lambert auf, indem er Karl am Rockkragen erfaßte, als ob er ihn erwürgen wollte. Dieſer ſchleuderte ihn mit Entrüſtung von ſich.

Da, auf meinem Schreibtiſche liegen die Briefe, ſagte er — blicken Sie hinein und überzeugen Sie Sich — dann — dort iſt die Thür!

Lambert hielt ſich an einem Seſſel aufrecht, dann warf er ſich hinein und ſchrie: das iſt furchtbar — ich habe um ihretwillen dem gräßlichſten Verbrechen getrotzt, ich habe um ihretwillen ein Menſchenleben an den Rand des Grabes gebracht, und ſie verräth mich!

Menſch, ſprechen Sie — was haben Sie gethan — wen haben Sie an den Rand des Grabes gebracht?

Blanca! o ich bin ein Elender, ich bin verflucht auf immer, ich bin vernichtet!

Er raffte ſich auf, ergriff ſeinen Hut und ſtürzte zum Zimmer hinaus, die Treppe hinunter, aus dem Hauſe, ehe Karl noch drei Schritte gemacht hatte, um ihn aufzuhalten und Erklärungen zu verlangen.

Karl wußte in der furchtbaren Aufregung, in welche ihn dieſe Scene verſetzt hatte, kein anderes Auskunftsmittel, als zur Fürſtin K. zu eilen.

Wenn er nicht von ihr die Ergänzung der ſchrecklichen Andeutungen erhielt, welche Lambert ihm ſo eben gegeben, ſo war Niemand in Wien, der ſie ihm hätte ertheilen können. Er war nach wenigen Augenblicken auf dem Wege zu ihr. Als er in ihrem Hotel angekommen, folgte er dem anmeldenden Lakaien auf dem Fuße nach und trat faſt mit ihm zugleich in das Kabinet der Fürſtin, um nicht zurück gewieſen zu werden. Die Fürſtin ſchien in großer Unruhe, ſie kam ihm mit lebhafter Bewegung entgegen.

Durchlauchtige Frau, ſagte Karl, ich weiß, daß ich Ihre Ungnade auf mich gezogen habe, aber Sie müſſen mir noch einmal Gehör ſchenken. Ich bin in der furchtbarſten Angſt, Sie können nicht unerbittlich ſeyn, Sie können mir ein paar arme Worte nicht verſagen!

Es iſt gut, daß Sie kommen, ich wollte nach Ihnen ſenden, verſetzte die Fürſtin; auch ich habe das Bedürfniß, Aufklärungen von Ihnen zu erhalten. Die Sache hat eine ſchreckliche, eine ganz unſäglich traurige Wendung genommen.

Das weiß ich, aber Niemand, Niemand will mir Rede ſtehen, um mir zu ſagen, was denn eigentlich geſchehen!

So hören Sie!

Ich weiß nur, daß Lambert ſich bei Ihnen als mein Freund eingeführt, daß er darauf Ihr Vertrauen gewonnen hat.

Ja, fiel die Fürſtin ein, ſo iſt es. Mit meiner Einwilligung verſehen, zu thun, was ihm am räthlichſten ſcheine, mit meinen

Digitized by Google

beſten Verſprechungen entließ ich ihn. Lange, ja, mehrere Wochen hindurch hörte ich dann nichts von ihm; aber zwei anonyme Zeilen, welche ich am Vorabende des Feſtes bei Auersberg bekam, enthielten die Worte: Votre bête noire, qui est si blanche, n'y sera pas! Endlich an dieſem Morgen — vor zwei Stunden; taucht er plötzlich vor meinem Portier auf, der Befehl hatte, ihn zu jeder Tageszeit augenblicklich vorzulaſſen. Er iſt anſcheinend voll Freude, und doch bemerke ich eine gewiſſe, trotz aller Mühe übel verſteckte Unruhe an ihm. Er ſagt mir, das Intereſſe, welches ich gehabt, die Italienerin nicht auf der Bühne zu ſehen, ſey mit einem noch größeren Intereſſe zuſammengetroffen, welches er habe, Ihre Neigung zu dieſem Mädchen zu erſticken. Sein Lebensglück hinge davon ab, daß Sie einer Jugendliebe treu blieben. Er ſey einmal in toller Leidenſchaft des Zornes und der Rachſucht zwiſchen Sie und Ihr Glück getreten, oder vielmehr, er habe ſeine entſcheidende Fürſprache Ihnen in dem Augenblicke entzogen, wo er hätte reden ſollen; dieſen Fehler könne er nur wieder gut machen, indem er alles, was an ihm ſey, aufbiete, Ihre nur zu deutlich ausgeſprochene Leidenſchaft für die ſchöne Tondini zu ertödten.

Dieſe Einleitung über Dinge, welche mich durchaus nichts angingen, fuhr die Fürſtin fort, machte mich ungeduldig.

Kommen Sie zum einfachen Berichte und faſſen Sie Sich kurz, ſagte ich, denn Sie ſpannen mich auf die Folter mit Ihren Liebesgeſchichten aus der Provinz.

Sie müſſen mich anhören, Durchlaucht, antwortete er darauf, denn wenn ſie die Motive nicht kennen, welche mich antrieben, noch neben dem Wunſche, Ihnen zu dienen, nach neben dem begeiſternden Entſchluſſe, zwiſchen Kaiſer Joſeph und ein abſcheuliches Complott zu treten: dann würden Sie über meine entſchloſſene That vielleicht mit einer Härte urtheilen, die ich nicht verdiene.

Gut, gut, aber ſagen Sie endlich, verſetzte ich, was haben Sie gethan, um Ihren Zweck zu erreichen?

Ich habe eine Radical-Cur angewandt, antwortete er mit einem dämoniſchen Lächeln. Ich habe mich als Schauſpieler und als Bote da Ponte's, des Hofdichters, bei Bianca Tondini eingeführt. Ich habe ihr geſagt, da Ponte habe im Intereſſe der Aufführung ſeines Stückes durchaus mit ihr zu ſprechen, aber er ſey krank und er ſehe ſich gezwungen, ſie zu bitten ſich noch einmal perſönlich zu ihm zu bemühen. Bianca ging arglos auf dieſe Bitte ein, ſie nahm Hut und Shawl und folgte mir augenblicklich, da ich mich erboten hatte, ſie zu begleiten. Während wir zuſammen durch die Straßen ſchritten, ſie dicht verſchleiert, theilte ich ihr mit, daß da Ponte ſeine ehemalige Wohnung verändert, und daß ich ſie in ein anderes Haus führen müſſe, als in welchem ſie den Dichter zum erſten Male gefunden. Wir kamen in eine ſtille, entlegene Straße; an einem düſteren und altfränkiſchen hohen Giebelhauſe zog ich die Klingel — ein gemietheter Krankenwärter öffnete und wies, als ich nach dem Dichter fragte, ſchweigend eine Stiege im Hintergrunde der Flur hinauf — oben angekommen, deutete ich auf eine Flügelthür am Ende des Corridors und ſagte: Gehen Sie dort hinein, dort erwartet Sie da Ponte, Gräfin Bianca; dann verbeugte ich mich und ſah noch, wie ſie auf die Thür zuging, anklopfte und hinter derſelben verſchwand. —

Nun, weßhalb ſtocken Sie?

Durchlaucht, ich kann mir dieſen Augenblick nicht vergegenwärtigen, ohne wieder einen Theil der Beklommenheit, der namenloſen inneren Unruhe zu fühlen, die ich empfand, als Bianca Tondini jene Thüre hinter ſich zuzog. Als ſie über dieſe Schwelle trat, ſah ſie nicht da Ponte vor ſich — nein, ſie ſah einen Menſchen, der mit dem Tode kämpfte. Sie trat an ein Sterbelager, und ein anderer Krankenwärter, den ich wie den erſten beſtochen hatte, kam ihrer erſchrockenen Frage mit der Antwort entgegen: Sie müſſen Sich zu Ihrem Unglücke, in der Straße oder dem Hauſe geirrt haben — dieſes Haus gehört nicht da Ponte, ſondern dem Kranken dort, der in den letzten Zügen liegt, und zwar an den ſchwarzen Blattern, und den deßhalb Frau und Kinder und Geſinde geflohen haben!

Ich werde den Menſchen niederſchießen wie einen Hund! fuhr Karl bei dieſen Worten der Fürſtin auf. Er war todtenblaß geworden.

Meine Entrüſtung war nicht minder groß, als die Ihrige, fuhr die Fürſtin fort. Kaum ließ ich ihn ſeine Geſchichte zu Ende bringen. Er hatte ſich nach ſeiner Bubenthat geflüchtet, er hatte ſich draußen, hinter dem Vorſprunge eines Gebäudes verſteckt und geharrt, bis er Bianca hatte zurückkommen geſehen. Mit wankenden Schritten, kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, unter dem Eindrucke des furchtbarſten Schreckens war ſie an ihm vorübergegangen und hatte den Heimweg geſucht. Zwei Tage darauf iſt die Krankheit auch bei ihr ausgebrochen. Man hat ſie in das Hoſpital in der Alſer-Vorſtadt gebracht; ein alter Kriegsgefährte ihres Oheims aber hat ſich des nun ganz verlaſſenen Rittmeiſters Tandini angenommen.

Welch furchtbares, welch fluchwürdiges Verbrechen! rief Karl aus.

In der That, verſetzte die Fürſtin, es hat mich aufs Tiefſte empört. Ich verhehlte es Lambert nicht. Er geſtand, daß er ſelber die heftigſten Gewiſſensbiſſe gefühlt, ſo lange Bianca's Leben in Gefahr geſchwebt. Er hatte daran, wie er verſicherte, beim Entwerfen ſeines Planes gar nicht oder wenig gedacht. Er hatte nur die alle Schönheit vertilgenden Spuren im Auge gehabt, welche dieſe Krankheit in dem Geſichte zurückläßt. Aber als das Mädchen nun an dem Rande des Todes geſchwebt, ſey eine namenloſe Unruhe und Angſt über ihn gekommen. Er habe ſich vor Niemanden ſehen laſſen, er habe tagtäglich zwei, drei Mal durch die beſtochenen Krankenwärter Erkundigungen eingezogen; jetzt endlich athme er frei wieder auf: in der verfloſſenen Nacht ſey die Kriſe eingetreten, Bianca ſey gerettet, aber ihre Schönheit für immer dahin! Sie werde nie mehr, weder ſeinen Freund, noch den Kaiſer verführen! Deßhalb, ſchloß dieſer fürchterliche Menſch, komme er, um mich an den verſprochenen Lohn zu mahnen!

O, überlaſſen Sie es mir, mit ihm zu rechnen. Er ſoll ſeinen Lohn empfangen! rief Karl, ſeiner nicht mehr mächtig, aus.

Ich werde Ihren Arm nicht zurückhalten. Sie haben die Pflicht; denn wären Sie nicht ſo thöricht geweſen, der leichten Aufgabe Sich zu entziehen, welche ich Ihnen ſtellte — dieſes Unglück wäre nicht geſchehen. Sie tragen einen Theil der Schuld, wie ich daran trage. Ich werde büßen, wie ein Weib es kann, indem ich Bianca zu mir nehme und für ſie ſorge wie für eine Tochter. Sühnen Sie Ihren Theil, wie Sie es glauben thun zu müſſen.

Ich werde es! verſetzte Karl. Für das, was Sie an Bianca thun wollen, ſegne Sie Gott, Frau Fürſtin; es läßt mich verſöhnt von Ihnen ſcheiden, ſo feindlich Sie mich auch verfolgt und beim Kaiſer verläumdet haben!

Die Fürſtin wollte antworten, ihr Auge leuchtete zornig auf — gewiß wollte Sie Karl bedeuten: daß er eine ihr gegenüber unpaſſende Sprache zu führen beginne; da trat ein ältlicher, ſorgfältig gekleideter Mann, einer der vornehmeren Hausbeamten, haſtig mit verſtörtem Geſichte in das Cabinet — die Fürſtin flog ihm entgegen.

Was iſt, was iſt geſchehen, Dominique?

Der Mann ſprach ein paar Worte, ſo leiſe, daß Karl ſie nicht verſtand — die Fürſtin ſtieß einen Schrei, einen herzzerreißenden, markdurchdringenden Schrei des tiefſten Schmerzes, des Entſetzens aus, und mit den Worten: O Gott, o Gott — das iſt mein Ende! fiel ſie ohnmächtig auf den Teppich nieder.

Der alte Diener ſprang ihr bei, dann winkte er Karl heftig zu, ſich zu entfernen, und dieſer verließ, Schrecken und Zorn in der Seele, das Hotel der Fürſtin.

Eilftes Kapitel.

Während Karl nach Hauſe eilte, bemerkte er eine außergewöhnliche Bewegung auf den Straßen. Gruppen ſtanden zuſammen und flüſterten — ganze Haufen zogen eilig, Eine und dieſelbe Richtung verfolgend, an ihm vorüber — er ſetzte voraus, daß irgend ein militäriſches oder anderes Schauſpiel Statt finde, welches der Phyſiognomie der Bevölkerung dieſen Ausdruck von Lebhaftigkeit und Spannung gebe. Aber auch das Haus ſeines Oheims fand er

Digitized by Google

in voller Aufregung. Oben an der Treppe ſtand der Freiherr von Meichelbeck und zankte von da herunter die zuſammenlaufende Dienerſchaft, daß Niemand wiſſe, wo Karl zu finden, daß ſein Schreiber wieder im Wirthshauſe hinter der Flaſche ſitze, daß die Wache des Reiſewagens beim Sattler ſey, und um tauſend andere Dinge. Karl hatte ſeinen guten Oheim noch nie in ſolchem Zorne geſehen.

Ah! gut, daß du da biſt! rief ihm der Freiherr entgegen, ſobald er ſeiner anſichtig wurde. Du mußt auf der Stille abreiſen.

Abreiſen? Unmöglich — ich habe erſt noch eine dringende Angelegenheit zu erledigen — eine Beleidigung zu rächen und einen Schurkenſtreich zu ſtrafen.

Flauſen — du mußt binnen jetzt und zwanzig Minuten im Wagen ſitzen, Jüngelchen, du mußt als Kurier an unſern Hof abgehen, es iſt Ehrenſache, daß keine andere Nachricht meiner Depeſche zuvorkommt; wir kommen in Ungnade, wenn es der alte Fürſt K., den unſer Herzog nicht ausſtehen kann, früher erführe, als er!

Aber was denn, lieber Onkel?

Was denn? weißt du's denn nicht, daß der Kaiſer todt iſt?

Todt?!

Nun ja — todt, ſeit dieſem Morgen um halb ſechs Uhr todt!

Karl erblaßte — dann ſtiegen ein paar helle Thränen in ſeine Augen.

Mein Gott! ſagte er, darum lief das Volk auf der Straße zuſammen! aber es ſah ſo heiter und aufgeregt aus, als ſtürze es einem Feuerwerk im Prater zu!

Komm in dieſen Saal, Jüngelchen, antwortete der Freiherr von Meichelbeck, wir wollen darüber plaudern, bis der Kammerdiener deine Sachen gepackt hat und die Poſtpferde da ſind.

Er nahm ſeinen Neffen unter den Arm und führte ihn in ein dunkles getäfeltes Gemach, in welchem das lebensgroße Portrait Joſeph's II. über dem Kamine hing.

Es wird vielleicht nur Eine Perſon in Wien wahrhaft über den Heimgang des Kaiſers trauern, ſagte der alte Diplomat, indem er mit Karl in dem Saale auf- und abſchritt.

Und das iſt?

Die Fürſtin K.

Von der komme ich, antwortete Karl, ich war Zeuge ihres Schmerzes, einer Scene, deren Schlüſſel ich nicht hatte und die mich deßhalb doppelt entſetzte. Ja ſie hat Grund, zu trauern! fügte er hinzu und dachte an die unſelige Schuld, welche auch dieſe Frau um der Liebe zu einem Manne willen auf ſich geladen, deſſen Auge ſich unmittelbar darauf geſchloſſen hatte.

Sonſt, fuhr der Freiherr von Meichelbeck fort, iſt Alles heiter beim Tode dieſes Monarchen, der doch, ich geſtehe es dir gern, ſo große, ſo verſöhnende Eigenſchaften hatte — der mehr für Wien gethan in den zehn kurzen Jahren ſeiner Regierung, als je ein Herrſcher vor ihm.

Und was iſt der Grund, daß ſolche Eigenſchaften, mit dem beſten Willen gepaart, zu Grunde gegangen ſind ohne Reſultat? Weßhalb mußte dieſer Kaiſer ſterben wie ein Krieger auf den Trümmern und dem Schutte deſſen, was er mit ſeinem Blute vertheidigte?

Es iſt der Mangel an Glauben in ihm!

An Glauben?

Ja! Aber verſtehe mich recht. Ich meine nicht den Glauben an die Kirche, aber den an den Geiſt. Es iſt das Vertrauen auf die Allmacht der Zahlen; das blinde Verkennen des Gebietes des menſchlichen Geiſtes, welches über die extrakten Wiſſenſchaften hinausliegt; die Ueberſchätzung des militäriſchen Prinzips, die Uniformirung deſſen, was die Natur verſchieden geſtaltet, dieſes kühne, ſich überhebende Selbſtvertrauen, das die Maſſen als Wachs betrachtet, aus welchem der Herrſcher jedes mögliche politiſche Ideal kneten könne — das alles — daneben die Abweſenheit eines großen, ewigen Gedankens — Joſeph II. faßte nicht einmal den Gedanken, dem jetzt die Zukunft gehören wird, den der deutſchen Nationalität!

Sie haben Recht, theurer Onkel, fiel Karl ein — und als Hauptvorwurf gegen Joſeph II. möchte ich noch hinzufügen ſeine Verachtung der öffentlichen Meynung. Und doch iſt dieſer frühe, unbeweinte Tod des Kaiſers eines der erſchütterndſten Ereigniſſe, welche die Geſchichte kennt. Es iſt wie das Enden eines Kriegers auf der Wahlſtatt mitten unter den Leichen ſeiner erſchlagenen Ideen; er liegt begraben unter dem Zuſammenſturz ſeiner theuerſten Schöpfungen, und ſein brechendes Auge hat die Vernichtung alles deſſen ſchauen müſſen, woran er die Kräfte ſeines Lebens geſetzt — nicht einmal der Troſt iſt ihm geblieben, ſagen zu können: **Non omnis morior!** Und doch, er konnte es ſagen! Es wird immer Herzen geben, denen das Gedächtniß Joſeph's II. theuer bleibt, trotz aller ſeiner Schwächen und Uebereilungen; Herzen, die in ihm die warme Begeiſterung für Licht und Recht, für Geſetzlichkeit und Ordnung, für das Glück ſeiner Unterthanen und die Herrſchaft der Vernunft verehren; Herzen, in denen die treue Liebe für einen Herrſcher nicht aufhört, der nichts wollte, als ſich opfern für ſein Volk, und der ſein Leben dahin gegeben hat im Kampfe mit dem, was ihm Vorurtheil ſchien!

Der Kammerdiener trat ein und meldete, daß die Poſtpferde angeſpannt, Karl's Sachen eingepackt und Alles zur Abreiſe bereit ſey. Der Geſandte gab ſeinem jungen Courier eine kurze Depeſche, Karl nahm haſtigen Abſchied und warf ſich in den Reiſewagen. In dem Augenblicke, in welchem die Pferde anzogen, zitterte ein dumpfer Klang durch die Luft. Es war die große Glocke von St. Stephan, welche ihr Trauergeläut anhub. Zwanzig andere Thürme antworteten, und über die Kaiſerſtadt rollten in vollen Wogen die melancholiſchen Klänge. Tief erſchüttert hörte Karl nach und nach das impoſante Strömen der Töne verhallen; während ſein Wagen über die Chauſſee dahinflog, verklangen ſie in dem Rollen der Räder, in dem Pfeifen des Windes durch die dürren Weiden zur Seite des Weges und waren ſpurlos verweht, wie der letzte Seufzer eines Menſchenlebens. Die einſame Fahrt erlaubte ihm, ungeſtört allen den Empfindungen nachzuhangen, die ihn wechſelnd und ſtreitend beſtürmten. Aber im Vordergrunde während dieſer Fahrt blieb immer das Bild des entſeelten Kaiſers vor ſeine Seele ſtehen. Und während er dem Geſchicke des berühmten Herrſchers nachſann, dem erſt die Nachwelt volle Gerechtigkeit hat wiederfahren laſſen, drängte ſich ihm endlich die Ueberzeugung als bleibende Wahrheit auf:

> daß die Entwickelung der Zeit die Macht des Herrſcherthums überhaupt gebrochen und daß Joſeph II. der vollſte Ausdruck dieſer Wahrheit ſey. In Joſeph II. hatte ſich das Herrſcherthum mit dem Guten und Edlen verbündet und war geſcheitert — was konnte es mit dem Ueblen und Schlechten verbündet von nun an noch bedeuten?! —

Pot - Pourri.

Blauſtrumpfliches.

Eine Berlinerin, Minna Bauer, hat einen Roman, „Ein Jünger Börne's“ drucken laſſen, in welchem Hr. Ernſt Droncke ein „Brunnenvergifter“ genannt wird. Minna ſchildert eine Liebesſcene zwiſchen Ely und Joſephe und bemerkt: „Ihr Kopf ruhete in der Nacht ſeines ſchwarzen Bartes.“ Der Kopf muß ſehr klein und der Bart ſehr bauſchig geweſen ſeyn.

Beſcheidenheit.

Gibt es noch mehre ſo hübſche Mädchen wie Sie ſind, im hieſigen Orte? fragte ein Fremder die Dame, mit welcher er auf dem Balle tanzte. — Ich danke verbindlichſt für die freundliche Nachfrage, ungefähr noch vier oder fünf.

Wortſpiel.

Der Herzog von Montpenſier hat einen neuen Beinamen erhalten. Er iſt aus der Familie geſchlagen und gibt mehr aus, als er einnimmt. Sein Vater, der König Louis Philippe redete ihn daher neulich an: **Mon dépensier.** (Mein Verſchwender, oder „mein Nicht-Penſier.“)

Digitized by Google

Nro. 76.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 22. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Schiller's Briefwechſel mit Körner. — Ueber das John Cockerillſche Werk in Seraing. — Ein neues Mittel, das Herz der Geliebten zu gewinnen. — Korreſpondenz des „Sammlers“.

Schiller's Briefwechſel mit Körner.

Von 1784 bis zum Tode Schiller's.

Erſter Theil. 1784 — 1788.

Laudabunt alii claram Rhodon!

* „Der Menſch lebt nicht von Natur allein!“ ſchreibt mit vollem Rechte Körner an Schiller; daher griff ich im Moment der Abreiſe haſtig nach dieſem Buche, das einen Namen an der Stirne trägt, deſſen Klang jederzeit im Innerſten meiner Seele wiederhallt, um draußen auf den weichen Matten am Stahrnberger-See, im Schatten dichtbelaubter Buchen den Naturgenuß durch geiſtige Anregung noch zu erhöhen. Der beſte Beweis für die Vortrefflichkeit eines literariſchen Produktes iſt doch unſtreitig, wenn es Gefühle und Gedanken, die in unſerem Innern in chaotiſcher Verwirrung durcheinander lagen oder in embryon'ſchem Zuſtande ſchliefen, beſtimmte, ſchöne Formen gibt und dafür den paſſendſten Ausdruck dermaßen findet, daß es uns in der Folge am bequemſten iſt ſie auf dieſe Weiſe auszuſprechen. Nicht an Gedanken, noch weniger an Gefühlen ſind die Menſchen gewöhnlich arm, ſondern an dem entſprechenden Ausdrucke für dieſelben: wie in den Tiefen der Erde die edlen Metalle, wenn ſie nicht zu Tage gefördert, geſchmolzen, geſchieden und von Schlacken gereinigt, dann zu Gelde geprägt oder zu Geſchmeide verarbeitet werden, für den Menſchen verloren ſind, ſo jene Schätze des Geiſtes und Herzens, wenn ſie nicht im Worte die Brücke finden, welche ſie über den Abgrund trägt, der den Menſchen vom Menſchen ſcheidet, wenn ihm die Sprache fehle. Aber! unter der Buchen ſanft rauſchenden Wipfeln, im Anblicke der Gebirgswieſen, vom öſtlichen Wendelſtein bis hinauf zum ſüdlichen Abſturz der Zugſpitze, und zu den in reizendem Duftgewinde Hohen-Schwangau bergenden Hügeln, — auch da noch Bücher! Die Antwort hierauf gebe ich mit Körner's Worten, zugleich als Beleg dafür, daß die vorliegende Briefſammlung zu jenen literariſchen Produkten gehört, die den Stempel der Vortrefflichkeit tragen: „Ich gebe zu“ — ſagt er, — „daß ächter Naturgenuß uns in eine günſtige Stimmung für jede Thätigkeit verſetzt. „Aber nicht die Natur als Natur erzeugt Begeiſterung, ſondern der „Schatz von Vortrefflichkeiten, die ſie dem beſſern Menſchen im Zuſtande der Unbefangenheit zur Betrachtung darbietet. Alſo nicht die „lebloſe, die thieriſche Natur allein. Alle Spuren höherer menſchlicher Thätigkeit müſſen bei dem, der Sinn dafür hat, dieſelbe „Wirkung hervorbringen, und warum dieſen Sinn ertödten? Verdient der Geiſt eines Raphael, eines Leibnitz, eines Shakeſpeare, „eines Friedrich weniger Aufmerkſamkeit, als ein Gras, das ich „zertrete?“ — Ich darf nun hinzufügen: verdient der Geiſt eines Schiller! und daß ich ihn neben jene großen Geiſter ſtelle, wird jedenfalls nicht beſtritten werden, ſollten auch excluſive Bewunderer der Kehrſeite der Natur Manches gegen Körner's Behauptung einzuwenden haben. Dieſer Jugendfreund Schiller's hat das Verdienſt frühe erkannt zu haben, daß Schiller „berufen war über Geiſter zu herrſchen,“ — und das noch größere, ſeinen oft an ſich verzweifelnden Freund dadurch ſeiner Beſtimmung erhalten zu haben, daß er ihn ſich ſelbſt in ſeiner Größe und ſeiner Ueberlegenheit kennen lehrte: „So viel muß ich Dir doch ſagen“ — ſchreibt er ihm im letzten Briefe dieſes erſten Theiles der vorliegenden Sammlung — „daß Jena an Dir und Du nicht an dem Profeſſortitel eine Acquiſition machſt.“ Dieſe Erhebung über den Profeſſortitel müſſen wir freilich mit den Augen jener Zeit leſen, in welcher dieſer Titel beinahe zu der Höhe hinanreichte, auf der ſich noch bis auf unſere Tage die Hofräthe zu ....en erhoben zu ſeyn wähnen ſollen; auch gab es damals noch keine Profeſſoren des Tanzes, der Aequilibriſtik u. ſ. w. — Alpha und Omega des Briefwechſels dieſer zwei edlen Geiſter iſt die Kunſt, ſpecieller noch: die Dichtkunſt. Neben den Mittheilungen über dieſen reichen Gegenſtand gehen ſolche über beider Freunde inneres und äußeres Leben, und es iſt ein noch einleuchtenderer Beweis für die Seelengröße derſelben, daß ſich ihre gegenſeitigen Ergießungen über eine ſo gewöhnliche Materie vertrauter Briefe, als die Wonne des Glückes gefunden zu haben und die unruhige Sehnſucht zu finden, die Theilnahme immer in Anſpruch nehmen und rege erhalten können: Körner nemlich hat ſich mit ſeiner Minna verlobt (1784) und im Sommer 1785 verbunden, und Schiller — nachdem der Zug ſeines Herzens ihn Jahre lang zu Charlotte, zu Sophie — und wohl überhaupt zu jenem Geſchlechte hingezogen, das dem Manne das Vollgefühl ſeines Weſens gibt — ſchreibt von Rudolſtadt im Herbſte 1788 die bedeutungsvollen Worte: „Es iſt dieſen Sommer Allerlei mit mir vorgegangen,“ — und nach ſeiner Rückkehr nach Weimar im November: „Mein Abzug aus Rudolſtadt iſt mir in der That ſchwer geworden; ich habe dort viele ſchöne Tage gelebt und ein ſehr werthes „Band der Freundſchaft geſtiftet. Bei einem geiſtvollen Umgang, „der nicht ganz frei iſt von einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Anſicht „der Welt und des Lebens, ſo wie ich ſie liebe, fand ich dort „Herzlichkeit, Feinheit und Delicateſſe, Freiheit von Vorurtheilen „und ſehr viel Sinn für das, was mir theuer iſt. Dabei genoß „ich einer unumſchränkten inneren Freiheit meines Weſens und der „höchſten Zwangloſigkeit im äußerlichen Umgange — und Du weißt, „wie wohl einem bei Menſchen wird, denen die Freiheit des anderen „heilig iſt. Dazu kömmt, daß ich wirklich fühle, gegeben und „in gewiſſem Betrachte wohlthätig auf dieſe Menſchen gewirkt zu „haben. Mein Herz iſt ganz frei, Dir zum Troſte. Ich habe es „redlich gehalten, was ich mir zum Geſetz machte und Dir angelobte; „ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geſchwächt, und „ſo iſt denn das Verhältniß innerhalb der Gränzen einer herzlichen „vernünftigen Freundſchaft.“ Gerade dadurch aber, daß er den Namen „Charlotte v. Langenfeld“ nicht ausſpricht, und daß er kurz vorher eine andere Charlotte, die ihn Jahre lang, wenn auch nicht ausſchließlich, gefeſſelt hatte, „Frau v. Kalb“ nennt und von ihr ſagt: „ſie iſt ein geiſtvolles, edles Geſchöpf — ihr Einfluß „auf mich aber iſt nicht wohlthätig geweſen,“ — läßt er ahnen, daß wohl ſein Gefühl nicht in den Gränzen ſich hielt, die er demſelben ſeinem Freund gegenüber ſteckte! — Den Geiſt der Zeit, in die dieſer Briefwechſel fällt, charakteriſirt Körner gleich in den erſten Worten deſſelben: „In einer Zeit, da die Kunſt ſich immer mehr „zur feilen Sclavin reicher und mächtiger Wollüſtlinge herabwürdigt, „thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was

Digitized by Google

„der Menſch auch jetzt noch vermag.“ Und die Höhe zu der ſich Schiller emporſchwang und in dem vorletzten Briefe dieſes Theiles ausſpricht: „Ich bin überzeugt, daß jedes Kunſtwerk nur ſich ſelbſt, „d. h. ſeiner eigenen Schönheitsregel Rechenſchaft geben darf und „keiner anderen Forderung unterworfen iſt … Der Dichter, der ſich „nur Schönheit zum Zwecke ſetzt, aber dieſer heilig folgt, wird am „Ende alle anderen Rückſichten, die er zu vernachläſſigen ſchien, ohne „daß er's weiß oder will, gleichſam zur Zugabe mit erreicht haben; „da im Gegentheil der, der zwiſchen Schönheit und Moralität, oder „was es ſonſt ſey, unſtät flattert oder um Beide buhlt, leicht es mit „jeder verdirbt.“ — Dieſe Höhe des Standpunktes, die Schiller hier mit ſeiner gewohnten Beſtimmtheit, Tiefe und Klarheit angibt, rechtfertigt den enthuſiaſtiſchen Ausdruck des Freundes: „großer Mann.“ Die harte Probe, ſechs Monate lang auf eine Antwort von dem Dichter auf dieſen erſten Brief warten zu müſſen, (Juni bis Dezember!) beſtand Körner, und im Sommer 1785 befeſtigte perſönliche Bekanntſchaft das ſchriftlich angeknüpfte Band dieſer Edlen. Körner weiſt dem Freunde im Vertrauen auf deſſen Kräfte ein Feld der Thätigkeit an, auf welchem dieſer wirklich die drei Luſtra, welche ihm die ſparſame Parze ſo knapp zumaß, ſich in der Folge ſeine Palmen errang: „Was die Geſchichte in Charakteren und „Situationen Großes liefert und Shakeſpeare noch nicht erſchöpft hat, wartet auf Ihren Pinſel,“ — ſchreibt er. Aus dem unſteten Herumtreiben unter Fremden war Schiller endlich im Herbſte 1785 einem ſeinen Wünſchen angemeſſenern Leben unter verwandten Seelen von Mannheim über Leipzig nach Dresden in den Schooß geeilt, und kann freiaufathmend ſagen: „Mir iſt wohl, und „in der jetzigen Faſſung meines Gemüthes kenne ich keine andere „Beſorgniß mehr, als die Furcht vor dem allgemeinen Loos der zerſtörenden Zeit.“ Das Bild Charlottens v. Kalb ſchwebt ihm aber dort, und ſpäter zu Weimar, beſtändig vor der Seele, und er geſteht, daß der Effekt mancher Stellen ſeines Don Carlos auf ſie berechnet war, und daß er denſelben nicht verfehlte, freut ihn über Alles. Mit Wieland, wie freundlich ihm derſelbe auch entgegenkam, konnte er zu keinem innigen Anſchluß kommen, weil „der ungleiche Charakter“ deſſelben und „ſeine Inconſequenz und Wandelbarkeit der Launen“ — was deſſen Tochtermann Reinhold ſelbſt Schiller mit Schmerzen geſtand — dem tiefern Wurzelſchlagen der Freundſchaft hinderlich war. Mit kindlicher Offenheit erzählte Wieland dem jüngern Kampfgenoſſen ſeine Entwickelung von früheſter Jugend an, und verhehlte nicht, wie oft er an Klippen ſelbſtverſchuldeter Thorheit ſich wund geriſſen habe; Schiller wurde dadurch zu gleichem Vertrauen erweckt, und theilte ihm unbefangen ſeinen eigenen Bildungsgang mit. Wer möchte da nicht an Wielands Stelle geweſen ſeyn, und aus des ſeiner vielbewegten Jugend noch ſo nahen Dichters Munde dieſe vertrauten Bekenntniſſe vernommen haben?! daß er in Wielands Unbefangenheit mehr Kindiſches als Kindlichkeit fand, iſt ein Fehler, den auch Schiller mit der Jugend theilt, und der ſich damit entſchuldigen läßt, daß ſich ſolche Geſtändniſſe beſſer leſen, als aus dem Munde des Greiſes hören laſſen, deſſen hinfällige Perſönlichkeit, wie grün auch ſein Alter (verte vieillesse) ſeyn mag, doch immer ſeinen Worten einen um ſo fühlbareren Dämpfer aufſetzt, je wärmer durch die Erinnerung an das Erlebte ſein Affekt wird. Herder'n „der noch nichts von ihm geleſen hatte“, (1787!) machte Schiller ſelbſt mit ſeinem Don Carlos bekannt und ſonach ihm auch von ſeinem Geiſterſeher: „Wir „ſetzten dieſe Materie fort; er hat auch hierin eigene und fruchtbare Ideen, und neigt ſich ſehr zu der Meynung eines wechſelſeitigen Ineinanderwirkens der Geiſter nach unbekannten Geſetzen.“ Dann rühmt er „den Verſtand und die Feinheit im Auseinanderſetzen der Plane, das Volksmäßige und Natürliche ſeiner Predigtweiſe,“ geſteht aber, „daß ihm überhaupt keine Predigt gefällt.“ An ſeinen Gedichten lobt er „den jungfräulichen Ton und das ſanfte Colorit, „das in den meiſten derſelben herrſche.“ Herder's Abneigung gegen Kant rührte aus einer Quelle her, die Körner meiſterhaft aufdeckt: „Es iſt Herder“ — ſagt er in Bezug auf deſſen Schrift „Gott“ — „nicht beſſer ergangen, als allen andern Metaphyſikern, die an einem „Verſuche einer Demonſtration des Daſeyns Gottes ſcheiterten. „Warum alſo dieſe Bitterkeit gegen Kant, der die Unmöglichkeit einer „ſolchen Demonſtration erwieſen hat? Warum dieſe Ausfälle auf „Vernünftelei und leere Spekulation, da Kant keine andere Abſicht „hat, als die Denker ſeines und der künftigen Geſchlechtsalter vor „unfruchtbaren Spekulationen durch Darſtellung der Unmöglichkeit „ihres Erfolges abzumahnen und zu fruchtbaren Beſchäftigungen „aufzufordern?“ — Was Herder mit Haß erwiederte, das gab Schiller'n Gelegenheit ſeine ſatyriſchen Saiten aufzuſpannen; ſo ging dieſer mit komiſchem Intereſſe mit Bertuch auf deſſen merkantiliſche Spekulationen ein, während jener ſeine Abneigung dagegen auf Bertuch's Perſon übertrug, und „ausgeſpuckt haben ſoll, wenn er „ihn nur nennen hörte.“ — Wenn Wieland's weichmüthiges, in ſchnellem Wechſel von auffallender Hitze zu zerfließender Reue übergehendes Weſen Schiller'n nicht behagen konnte, ſo hielt Herder's tieferer, ſchwarzgalliger Groll und ſym- und antipathiſche Zu- und Abneigung ihn ebenfalls von ſich ferne. Von Göthe gibt ihm Körner von Leipzig aus nach Dresden eine ächt buchhändleriſche Kunde: „Göthe iſt jetzt in Rom.“ — So ſchreibt dieſer ihm im Januar 1787 — „Er hat Urlaub, um ſeine Schriften zu vollenden „und war dazu nach Böhmen gegangen, wo er eine Zeitlang unter „Bauern gelebt hat. Das ſagt Göſchen.“ — Im Auguſt deſſelben Jahres war Schiller „beim Major von Knebel, ſeinem „(Göthe's) intimen Freund. Göthe's Geiſt hat alle Menſchen, „die ſich zu ſeinem Cirkel zählen, gemodelt. Eine ſtolze philoſophiſche Verachtung aller Spekulation und Unterſuchung; mit einem bis „zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer „Reſignation in ſeinen fünf Sinnen; kurz eine gewiſſe kindliche „Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und ſeine ganze hieſige Secte. „Da ſucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man „ſich in leeren Speculationen verfinge. Die Idee kann ganz geſund „und gut ſeyn, aber man kann auch viel übertreiben. Aus dieſem „Knebel wird hier erſtaunlich viel gemacht und unſtreitig iſt er auch „ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viele Kenntniſſe und „einen klaren hellen Verſtand — wie geſagt, er kann Recht haben; „aber es iſt ſo viel Gelebtes, ſo viel Sattes und grämlich Hypochondriſches in dieſer Vernünftigkeit, daß es einen beinah mehr reizen „könnte, nach der entgegengeſetzten Weiſe ein Thor zu ſeyn.“ — Durch die weimar'ſche Secte Göthe's wurde er alſo dieſem nicht zum voraus nahe gebracht; aber auch des erſte perſönliche Zuſammenſeyn läßt kaum ahnen, wie innig zur Vervollkommnung Beider ſpäter ihr Verein wurde: „Ich habe“ — ſo ſchreibt Schiller unterm 12. September 1788 von Rudolſtadt aus — „vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht … Sein erſter „Anblick ſtimmte die hohe Meynung ziemlich tief herunter, die man „mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. „Er iſt von mittlerer Größe, trägt ſich ſteif und geht auch ſo; ſein „Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft „und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt „hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett „und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach „wirklich ſeyn kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine „Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus „viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor iſt, welches dießmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe. „Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten „Zwang; freilich war die Geſellſchaft zu groß und Alles auf ſeinen „Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſeyn, „oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können.“ — Daß Schiller nicht ganz ſich der hiſtoriſchen Kunſt widmete, ſondern der Dichtkunſt wieder ſeine Kraft zuwandte, danken wir — ſo weit dies durch menſchlichen Einfluß bedingt war, — hauptſächlich Körner; obſchon ſich der Poet in einem der letzten Briefe dieſes Theils — vom 15. Dezember 1788 — als baldigen Profeſſor der Geſchichte zu Jena, jedoch ohne fixen Gehalt ankündigt;

worauf der Freund eben bonne mine à mauvais jeu macht, und mit treuer Liebe dem neugebackenen Hiſtorikus Anweiſung ertheilt, wie er ſchnell und ohne zu große Mühe ſich aus „Guthrie's und Gray's Weltgeſchichte u. ſ. w. das unentbehrliche Futter für die Vorleſungen ſchneiden könne, die ſeiner warten;“ denn Schiller hatte in einem Anfall von Kleinmuth dem Freunde ganz kleinlaut geſchrieben: „Es iſt mir immer eine ſchwerere Arbeit, einen Brief des Julius zu ſchreiben, als die beſte Scene zu machen. Das Gefühl meiner Armſeligkeit — und Du mußt geſtehen, daß dieß ein „dummes Gefühl iſt — kommt nirgends ſo ſehr über mich, als bei „Arbeiten dieſer Gattung.“ — Dieſer Jammer bezieht ſich nun zwar zunächſt auf den Mangel philoſophiſcher Lektüre, allein derſelbe bricht auch hie und da durch und wird laut, wo es ſich um hiſtoriſche Kenntniſſe handelt. Schiller hatte freilich die Schwierigkeiten dieſes Faches ſtreng durchdacht und ſagt darüber: „Die Geſchichte iſt aller„dings willkührlich, voll Lücken und ſehr oft unfruchtbar, aber eben „das Willkührliche in ihr könnte einen philoſophiſchen Geiſt reitzen, „ſie zu beherrſchen, das Leere und Unfruchtbare einen ſchöpfe„riſchen Kopf herausfordern, ſie zu befruchten und auf dieſes Gerippe „Nerven und Muskeln zu tragen. Glaube nicht, daß es viel leichter ſey, „einen Stoff auszuführen, den man ſich ſelbſt gegeben hat, als einen, „davon gewiſſe Bedingungen vorgeſchrieben ſind. Im Gegentheil „habe ich aus eigenen Erfahrungen, daß die uneingeſchränkteſte Frei„heit, in Anſehung des Stoffes, die Wahl ſchwerer und verwickelter „macht, daß die Erfindungen unſerer Imagination bei weitem nicht „die Autorität und den Kredit bei uns gewinnen, um einen dauer„haften Grundſtein zu einem ſolchen Gebäude abzugeben, die eine „höhere Hand uns gleichſam ehrwürdig gemacht hat, d. h. an denen ſich „unſer Eigenwille nicht vergreifen kann. Die philoſophiſche innere „Nothwendigkeit iſt bei beiden gleich.“ — Trefflich weiſt Körner, indem er ſeines Freundes „Gedichte der niederländiſchen Rebellion“ beſpricht, (November 1788) nach, inwiefern dieſer ſeinem Ideal nahe gekommen iſt oder ſich davon entfernt hat. Es würde uns zu weit führen, hierüber die Raiſonnements ſelbſt aufzunehmen, und die Beſprechung des folgenden Theiles, dem wir mit Sehnſucht entgegenſehen, erlaubt uns Manches bis dahin aufzuſparen. Ueber Vater Gleim findet ſich eine anmuthige Schilderung im Laufe dieſes Briefwechſels; über Stollberg, deſſen poetiſche Produkte mit einem Produkte weiblicher Backkunſt, einem Weihnachts-Stollen, Schiller'n von den Körner'ſchen zugeſchickt wurden, ſagt Minna Körner: „Stolberg könnte vielleicht etwas von dem Fette der Stollen „brauchen, das ſeinen beigepackten Produkten auf der Reiſe zu Theil „werden wird.“ — Wer irgend noch etwas gegen „die Götter Griechenlands“ auf dem Herzen haben könnte, der leſe, was Schiller zu ſeiner Rechtfertigung ſagt: „Der Gott, den ich in den „Göttern Griechenlands in Schatten ſtelle, iſt nicht der Gott der „Philoſophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen „Haufens, ſondern er iſt eine aus vielen gebrechlichen ſchiefen Vor„ſtellungsarten zuſammengefloßene Mißgeburt.“ M. v. C.

Ueber das John Cockerillſche Werk in Seraing.*)

Das John Cockerill'ſche Werk, welches unter den Hüttenleuten aller Zungen bekannt iſt, liegt eine gute Stunde ſüdweſtlich von Lüttich, in einer ſehr anmuthigen Gegend des Maasthales, im Dorfe Seraing. Die geiſtlichen Fürſten von Lüttich erbauten daſelbſt im 16ten Jahrhundert ein Luſtſchloß, das noch mancherlei Schickſalen zur Zeit der franzöſiſchen Republik in ein Militärſpital, endlich unter niederländiſcher Regierung von den Brüdern James und John Cockerill erworben und zur Anlage von Maſchinenwerkſtätten verwendet wurde. Dieſe Beiden, geboren zu Haslington in England, waren die Söhne eines geſchickten Maſchinenarbeiters, William Cockerill, der zuerſt nach Schweden, dann nach Belgien überſiedelte und die erſten Spinnmaſchinen daſelbſt baute. Der erſte in der Provinz Lüttich mit Koaks betriebene Hohofen wurde daſelbſt im Jahre 1821 von ihnen erbaut; und nachdem James Cockerill ſeinem Bruder John das ganze Werk überlaſſen hatte, begann daſſelbe immer mehr an Umfang und Bedeutung zu gewinnen, ſo daß König Wilhelm I. von Holland ſelbſt als Theilhaber mit John Cockerill einſtand. Aus eben dieſem Grunde aber traf auch die belgiſche Revolution im Jahre 1830 kein Werk härter, als das von Seraing. Die bald darauf erfolgte Anlage großartiger Eiſenbahnen half demſelben zwar wieder auf und der raſtloſe Speculationsgeiſt John Cockerill's und ſein redliches Bemühen, der belgiſchen Induſtrie auf allen Seiten Aufſchwung zu geben, veranlaßten ihn auch zur Anlage von Werken in anderen Gegenden. — Allein die finanzielle Kriſis von 1839, welche alle Werke der Art in eine Stockung gebracht hatte, verſetzte dem großen Gewerbsmanne in jeder Beziehung einen tödtlichen Streich. — Obgleich ſein Activvermögen, das bei der Liquidation auf 26 Millionen Franken ſich herausſtellte, weit ſeine Paſſiva, von 18 Millionen, überſtieg, ſo ward einerſeits doch ſeinem Kredit ein bedeutender Schaden und ſeiner Geſundheit dadurch ein Schlag zugefügt, der ſeine ſchädlichen Folgen bald äußerte; denn als er ſich kurz darauf nach Rußland begab, um neue Geſchäftsverbindungen daſelbſt anzuknüpfen, ſtarb er auf der Rückreiſe in Warſchau plötzlich am 19. Juni 1840, kinderlos, im 50 Jahre ſeines Alters, beweint von allen ſeinen Untergebenen, die ihm von Herzen zugethan waren.

Die Liquidationscommiſſäre und die Gläubiger vereinigten ſich endlich mit Zugrundlegung eines Capitals von 12 Mill. Fres, vertheilt in Actien von 100 Fres., zur Fortreibung des Werkes unter der Firma: „Société Anonyme pour l'exploitation des établissements John Cockerill, à Seraing et à Liège“; bis endlich im Jahre 1844 die Geſammtthätigkeit dieſes ungeheuren Werkes blos mehr auf Seraing beſchränkt wurde, woſelbſt ſich aber daſſelbe, um den beſtändig einlaufenden Beſtellungen zu genügen, namentlich in den letzten drei Jahren ungeheuer vergrößerte. Seine Lage ſelbſt berechtigt es gleichſam zu den günſtigſten Hoffnungen. Es liegt ſo zu ſagen im Mittelpunkte aller jener Plätze, woher es ſeine Rohſtoffe bezieht und ſetzt ſeine Producte auf der Maas, mit welcher es durch einen Canal in Verbindung ſteht, und auf der hart an ihr vorbeigehenden Eiſenbahn von Namur nach Lüttich ab. Seine ausgezeichneten Vorrichtungen und Hülfsmaſchinen aller Art, wozu ſchon unter holländiſcher Regierung der Grund gelegt wurde, und die ſich ſtets noch mit dem bereichern, was die Fortſchritte in der Mechanik Erprobtes darbieten, ſetzen es in den Stand, mit allen Werkſtätten, man darf ſagen, der ganzen Welt in Concurrenz zu treten.

Die in der neueſten Zeit gemachte großartige Anlage von Arbeiterwohnungen, nach dem Beiſpiele einiger Hennegou'ſcher Werke, wird zur Conſolidirung deſſelben weſentlich beitragen. — An der Spitze der Geſellſchaft ſteht nun ein Verwaltungsrath, beſtehend aus einem Director und vier Adminiſtratoren. Jener hat den Vorſitz im Rathe und die oberſte Leitung aller einzelnen Zweige des Werkes. Dieſer ſo wichtige Poſten iſt einem eben ſo würdigen als einſichtsvollen Manne, Herrn G. Paſtor, von Geburt ein Deutſcher, anvertraut. Den Rathsſitzungen wohnt auch ein Secretär und General-Commiſſär der Regierung bei.

Die verſchiedenen Geſchäftszweige ſind:

1) Der Steinkohlenbergbau,
2) die Erzgruben,
3) die Gießerei,
4) die Eiſenfabrik,
5) die Maſchinenwerkſtätte.

An der Spitze jedes dieſer Zweige iſt ein chef de service (Betriebsbeamte) mit ſeinem Kanzlei-Perſonal und Werkführern, welcher die Befehle von dem Direktor erhält. Eine trefflich organiſirte Comta-

*) Wir haben zwar ſchon vor mehreren Jahren eine Beſchreibung dieſes wohl größten europäiſchen induſtriellen Etabliſſements mitgetheilt, allein bei den verſchiedenen Neuerungen und Erweiterungen dürfte die gegenwärtige unſern Leſern nicht unwillkommen ſeyn.

Digitized by Google

bilität macht es dem Letzteren möglich, ſich in jedem Augenblicke von dem Stande ſeines ungeheuren Werkes zu überzeugen.

Nicht nur die Einrichtung der einzelnen Werksgebäude, ſondern auch ihre gegenſeitige Anlage zu einander iſt ſo getroffen und durch Eiſenbahnen der Verkehr darin ſo erleichtert, daß man von einem ins andere ohne Mühe die ſchwerſten Gegenſtände bringen und ſo den Betrieb ungeheuer beſchleunigen kann. Die Reinlichkeit in allen Räumen, an allen Maſchinen, die disciplinariſche Ordnung und Ruhe unter den Arbeitern ſtempeln Seraing auch in dieſer Beziehung zum Muſterwerk. — Das bei allen Werkszweigen beſchäftigte Perſonal beſteht nach den Angaben, welche ich der mir erſt jüngſt von dorther zugekommenen Description de l'établissement John Cockerill à Serning par A. Lecocq, ſowie das meiſte der folgenden Nachrichten entnommen habe, in 4200 Köpfen. — Der ganze Werkskomplex begreift einen Flächeninhalt von 57 Hectaren (570,000 Quadratmeter) in ſich.

Betrachten wir nun in Kürze die verſchiedenen Werksanlagen im Einzelnen. — Der Steinkohlenbergbau zähle drei Förderſchächte, in denen ſich auch eine Fahrt und eine Pumpenkunſt befindet, und zwei Wetterſchächte; der tiefſte hat eine Tiefe van 417 Meter — Man hat bis jetzt 13 bauwürdige Flötze durchſunken. Die Förderung geſchieht auf den Hauptförderſtrecken mittelſt Pferden, deren 25 in der Grube ſind, und durch die Schächte mit drei Hochdruckmaſchinen; eine vierte dient für die Waſſerkunſt und eine fünfte für die Fahrkunſt. — Eine neue Kohlengrube, auch ganz nahe beim Werk, iſt erſt im Aufſchluſſe, — Der Steinkohlenbergbau liefert durchſchnittlich im Jahre gegen 900,000 Hectoliter Kohlen und beſchäftigt über 800 Mann.

Von der Kohlengrube führt eine Eiſenbahn zu den Koksöfen, deren 54 vorhanden ſind, und von dieſen eine ſolche zu den Hohöfen und in die Gießereien. Die große Gießerei für ſchwere Stücke hat 3 Lehmgruben, 10 Krahnen, 5 Kupoloöfen, in jedwelchem man in 7 bis 8 Stunden gegen 8000 Kilos Roheiſen umſchmelzen kann und zwei beſondere Räume für die Lehm- und Kernformerei mit zwei Darrkammern und beſchäftigt 280 Former.

Die kleine Gießerei (für kleine Stücke) hat einen Kupoloofen, der 4 — 5000 Kilos Roheiſen täglich umzuſchmelzen im Stande iſt und beſchäftigt 40 — 50 junge Former. — Fünf Hohöfen erzeugen in 24 Stunden gegen 70,000 Kilos Roheiſen für die Friſcharbeit, und einer, circa 10,000 Kilos liefernd, iſt für die Gießerei in Betrieb. Einer der fünf erſteren iſt ſchon ſeit 11 Jahren ununterbrochen im Gange. — Dieſe Hohöfen und die Gießereien verzehren jährlich gegen 70 Millionen Killos Erze, 39 Mill. Kilos Koaks und 16,500,000 Killos Kalk (Zuſchlag). Außerdem befinden ſich noch zwei Roſtöfen in ihrer Nähe, die ebenfalls durch Eiſenbahnen mit den Hohöfen in Verbindung ſtehen und auf deren Gichten die Rohſtoffe (Koaks, Erze und Kalkzuſchlag) durch eine eigene Dampfmaſchine von circa 6 — 8 Pferden gezogen werden. Unmittelbar hinter dieſen iſt eine Hohofen, der durch einen Kanal mit der Maas in Verbindung ſteht, in welchen die mit Erz beladenen Schiffe, deren er wohl 50 zu faſſen im Stande iſt, einlaufen und wodurch alſo die Erze von der Grube zu Waſſer bis zunächſt an die Hoh- oder aber auch Roſtöfen gelangen. — Nur einige Schritte weiter — und man befindet ſich in der Eiſenfabrik. — Dieſe ſteht ſowol mit der Steinkohlengrube, als auch mit der Gießerei durch Eiſenbahnen in Verbindung. Sie zählt 1 Feinfeuer mit 6 Düſen, 26 Puddlings-, 9 Schweiß- und 1 Blechglühofen, 1 Zäng-, 1 Stabeiſen-, 1 Kleineiſen-, 1 Blech- und 1 Schienenwalzwerk, 5 Abſtückſcheeren, 2 Hämmer, jeder zu 5600 Kilos und 1 Zeugammer; 1 eigene Werkſtätte mit Dreh- und Bohrbänken, ſowie 1 Schmiede mit 9 Feuern und 1 Zimmerwerkſtätte — blos zur Inſtandhaltung der in der Eiſenfabrik arbeitenden Maſchinen ꝛc. und 1 Werkſtätte für das Abdrehen der Walzen. — Das Ueberraſchendſte daſelbſt ſind gewiß die Dampfmaſchinen, welche Alles in Bewegung ſetzen. Eine von 100 Pferden für 4 Walzwerke und eine beſondere von circa 50 Pferden für das Schienenwalzwerk, für jeden großen Hammer eine von 20 Pfund, zwei Gebläſemaſchinen, jede von 100 Pfund und eine ſolche von 45 Pfund, welche die Hohöfen, Kupoloöfen, das Feinfeuer ꝛc. mit Wind verſehen; eine von 8 Pfund für die Drehwerkſtätten, eine von 6 — 7 Pfund für die Planirung der Schienenlappen. — Die Eiſenfabrik liefert jährlich mehr denn 12 Mill. Kilos Schmiede- und gewalztes Eiſen und beſchäftigt gegen 800 Arbeiter. Und alles dies iſt auf einen möglichſt kleinen und für die hüttenmänniſchen Proceduren genau berechneten Raum zuſammendrängt.

(Schluß folgt.)

Ein neues Mittel, das Herz der Geliebten zu gewinnen.

Pariſer Blätter erzählen, daß ein junger Mann, B., ſich leidenſchaftlich in eine reizende Pariſerin, v. S., verliebte, daß ſie ſich aber immer kalt von ihm abwandte. Was er auch verſuchte, um ihr Neigung zu gewinnen, Brieſchen, Bouquets u ſ. w. nichts bewegte ihr Herz. Endlich faßte er einen verzweiflungsvollen Entſchluß. Er borgte ſich den Anzug eines Eckenſtehers, begab ſich in das Haus ſeiner Angebeteten und übergab ihr ſelbſt einen Brief von ſich, in welchem er ihr geſchrieben hatte, daß ihn ihre Grauſamkeit in den Tod treibe und ſie ihn in der Morgue zum letzten Male ſehen könnte.

„Der Unglückliche!“ rief das Mädchen aus, nachdem ſie geleſen hatte. „So ſehr hat er mich geliebt? Ach vielleicht iſt es noch Zeit, ihn zu retten.“

Und ohne auf etwas hören zu wollen, eilte ſie ſoel, die Treppe hinunter, der Wohnung B's zu.

Als dieſer, der falſche Eckenſteher, mit dem Kammermädchen allein war, bot er das bekannte goldene Mittel auf, um den dienenden Geiſt für ſich zu gewinnen.

Es vergieng eine Stunde und endlich kam das Fräulein traurig und troſtlos zurück.

„Es war zu ſpät!“ ſagte ſie zu ihrem Kammermädchen.“ „Der Unglückliche hatte ſeine Wohnung bereits verlaſſen.. Ich eilte ſodann nach der Morgue (in welcher bekanntlich die Leichen der Verunglückten ausgeſtellt werden), wagte es aber nicht, in dieſe grauenvollen Räume hineinzugehen.“

„Ach, Fraulein, wenn Sie wüßten...!“

„Nun?“

„Eben haben Schiffer einen unglücklichen jungen Mann hierhergebracht, den ſie an der Auſterlitz-Brücke aus dem Waſſer gezogen und der leiſe einen Namen nannte...“

„Den meinigen! Himmel, er iſt es! Im Tode noch dachte er meiner. Es muß ihm alle Pflege werden.“

„Still!“ ſagte das Kammermädchen. „Er ſchläft.. und der Schlaf rettet ihn vielleicht.“

„Das gebe Gott!“

Und Gott hat es gegeben. B. ſpielte ſeine Rolle als Halbertrunkener vortrefflich und an ſeinem Lager geſtand ihm die Schöne, daß ihr Herz ſo vieler Liebe nicht länger zu widerſtehen vermöge.

Korreſpondenz des „Sammlers.“

München, 20. Sept. 1847.

Wir ſehen demnächſt einigen intereſſanten Theater-Neuigkeiten entgegen. Des einheimiſchen und rühmlich bekannten Dichters Dr. Schmid vaterländiſches Drama „Herzog Chriſtoph der Kämpfer“, iſt nun auf hieſiger Hofbühne einſtudirt und wird demnächſt zur Aufführung kommen. Daſſelbe iſt der Fall mit einem ausgezeichnet gelungenen Luſtſpiele: „Der Rechnungsrath und ſeine Töchter“, dann einem zweiten: „Ein höflicher Mann“ von unſerm in der Bühnenwelt ſo beliebtem Landsmanne Leopold Feldmann und einem einaktigen Luſtſpiele: „Die Baſe“ von B. W. Vogt, dem Verfaſſer des „Berliner Jemſenjägers“ oder „Die beiden Freier.“

Digitized by Google

Nro. 77. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 25. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Denkmal der Herzogin von Praslin. — Zwei Heldinnen. — Untergang eines Auswandererſchiffes — Ueber das John Cockerill'ſche Werk in Seraing. — Korreſpondenz des „Sammlers“.

Ein Denkmal der Herzogin von Praslin.

Ein Denkmal, ein wahrhaftes Ehrendenkmal, das ſie ſich ſelbſt geſetzt, ſind die Briefe und Tagebücher, welche Fanny Sebaſtiani, Herzogin v. Praslin, hinterlaſſen. Zunächſt für die Mitglieder der Pairskammer, die über den Herzog v. Praslin zu Gericht ſitzen ſollten, war eine Sammlung dieſer Briefe und zerſtreuten Blätter, die ſich in den Schreibpulten des Herzogs und der Herzogin in Paris, ſo wie auf ihren Schlöſſern in Melun und Praslin, fanden, als Manuſcript gedruckt worden. Aus dieſer Sammlung iſt Mehreres in die franzöſiſchen Zeitungen übergegangen, das, ſo wie alles Uebrige, was aus der Feder der Herzogin gefloſſen und über ihr unglückſeliges häusliches Verhältniß Auskunft gibt, in größeren Kreiſen bekannt zu werden verdient, weil dadurch der edeln, vielgeprüften Seele eine öffentliche Genugthuung wird, während das ſtrenge Wort, das der Herzog Pasquier, als Präſident des Pairshofes, über die Verruchtheit der Geſinnung wie der Handlungsweiſe des Mörders ausgeſprochen, ſeine vollſtändigſte Rechtfertigung in dieſen Aeußerungen der Gemordeten findet.

Die Briefe, die übrigens auch durch Gedanken und Styl ſo ausgezeichnet ſind, daß ſie, abgeſehen von dem tragiſchen Intereſſe, welches ſie gewähren, als werthvolle Erzeugniſſe eines gebildeten Geiſtes aufbewahrt zu werden verdienten, beginnen, ſo weit ſie uns vorliegen, mit einem Schreiben ohne Datum, das noch an den Marquis v. Praslin addreſſirt war, alſo aus einer Zeit ſtammt, wo dieſer den Titel ſeines Vaters, welcher am 28. Juni 1841 ſtarb, noch nicht geerbt hatte. Dieſes Schreiben iſt noch voll der innigſten Zärtlichkeit, und dem kalt und unempfindlich gewordenen Gemahl gegenüber klagt ſich die allzugewiſſenhafte Gattin ſelber an, indem ſie ihren kleinen Aufwallungen und ihrer Hinneigung zur Eiferſucht die Schuld beimißt, daß er ſich von ihr entfernt habe. Sie beſchwört ihn, zu ihr zurückzukehren und ihr gemeinſames häusliches Glück nicht zu zerſtören. „Wir ſind noch ſehr jung, Theobald,“ beginnt ſie, „wir wollen uns daher nicht Beide zur Iſolirung verurtheilen.“ „Was!“ ruft ſie aus, „wir lieben uns, wir ſind Beide reinen Sinnes, und wir ſollten dem Geiſte wie dem Herzen nach getrennt von einander leben! O, laß doch Dein Herz nicht durch ein wenig Eigenliebe zum Schweigen bringen; ich ſchwöre Dir zu, daß ich nur nach Deiner Zärtlichkeit, Deinem Vertrauen ſtrebe; ich will die liebende, aber paſſive Hälfte Deines Lebens ſeyn.“ .... „Du ſuchſt Zerſtreuungen,“ fährt ſie fort, „aber biſt Du in der That glücklich? O nein, mein Freund, man iſt es nicht mit einem Herzen wie das Deinige und einem Leben, wie wir es führen .... Mein Vielgeliebter, weſſen klagſt Du mich an, wenn es nicht meine Argwöhnungen und meine Aufwallungen ſind? Hat aber nicht jedesmal der kleinſte Beweis Deiner Zärtlichkeit hingereicht, die einen wie die anderen zu unterdrücken? O, gieb Deiner Aufgeregtheit, Deiner Empfindlichkeit nicht nach, ſey nicht unerbittlich. Mein Herz bricht ſonſt, Theobald! Mitleid, ja Mitleid mit der, die Dich liebt! ..... Mein Freund, mein Vielgeliebter, o wenn Du wüßteſt, mit welcher Luſt ich heute Abend Deinem Vater zuhörte, als er Dir Lobſprüche ertheilte, als er ſein Erſtaunen über das ausſprach, was Du Alles kannſt, wenn Du nur willſt. Ja, ich war glücklich und ſtolz, aber ich — ich war nicht erſtaunt darüber, denn ich weiß es ja ſeit langer Zeit, wie groß Dein Werth iſt. Deine Frau iſt zu ſtolz auf Deine Erfolge, zu glücklich darüber, als daß ſie nicht verdienen ſollte, auch Deinen Kummer und Deine Sorge zu theilen. .... Haſt Du mich jemals, zu irgend einer Zeit, einem Vergnügen den Vorzug geben ſehen, wenn ich das Glück haben konnte, Dir nahe zu ſeyn? Und gleichwol biſt Du im Grunde vielleicht eiferſüchtiger als ich. Gott weiß, wie weit Dein Argwohn in dieſer Beziehung geht, denn ich kann mir ſonſt nicht denken, welchem Motive ich Deinen geheimen Kummer zuſchreiben ſoll ..... Das Leben iſt ſo kurz, mein Vielgeliebter, und es iſt ſchon ſo lange her, daß wir uneins, getrennt ſind. Bald werde ich es nicht mehr wagen, Avancen zu machen, die ſtets zurückgewieſen werden, wie meine Liebkoſungen; in Deinem Charakter liegt es ja nicht, den erſten Schritt zu thun, und ſo wird unſer jetziges Verhältniß zur Gewohnheit werden. Deine Frau wird Dich zu ſehr fürchten, um noch einen Verſuch zu machen, und ſo wird das Leben hingehen: Du wirſt nicht glücklich ſeyn, und Deine Frau wird vor Gram ſterben. O, kehre zurück, zurück zu ihr!“

Dieſer erſte Brief ſcheint uns um mehrere Jahre älter, als die in der Sammlung folgenden, welche mit dem Jahre 1840 beginnen; dafür ſpricht nicht allein die Bemerkung: „wir ſind noch ſehr jung“*), ſondern auch die darin herrſchende Liebesgluth, die noch nicht durch die traurigen Erfahrungen der nächſten Jahre abgekühlt war. Der zweite, vom 21. März 1840, iſt ſchon voller Reſignation, und wenn auch hin und wieder noch Hoffnungsſtrahlen durchblicken, thut ſich doch der Zweifel, das Glück der Häuslichkeit jemals wieder hergeſtellt zu ſehen, ſchon in tiefen Schmerzenslauten kund. „So lange ich,“ ſchreibt ſie ihrem Gatten, „noch die Hoffnung einer Wiederannäherung, einer Ausſöhnung hegte — und ich hatte deren noch vor kurzem ſehr viele — ſchwebte ich beſtändig zwiſchen Freude und Furcht, was mich zuweilen zu launenhaften und bitteren Aeußerungen trieb, jetzt aber, wo das Opfer vollendet iſt, können Sie ruhig ſeyn. Unſeren Kindern, den Leuten, der Familie und der Welt gegenüber ſoll Nichts Sie verklagen, daß Sie mein Glück vernichtet haben .... Wir ſind getrennt, und obwol es bereits drei Jahre her ſind, daß wir ſo leben, als ob wir es wären, ſo blieb doch die Hoffnung; der geſtrige Tag hat auch dieſe getödtet.“

Es folgen nun eine Reihe von Blättern aus einem kleinen, eingebundenen und mit einem Schloſſe verſehenen Buche, auf deſſen erſter Seite die Worte ſtanden: „An meinen Gatten, den Herzog v. Praslin. (Für ihn allein.)“ Zweimal, ſchreibt ſie, habe ſie die bereits mit ihrem Kummer bedeckt geweſenen Blätter ausgeriſſen und verbrannt, weil doch immer wieder ein Augenblick der Hoffnung zurückkehrte und ſie dann keinen Zeugen ihrer Verlaſſenheit und ihres Schmerzes mehr haben wollte. Aber nun habe ihr der Gatte auch die Kinder weggenommen: dies könne ſie ſich nicht durch ſeine Gleichgültigkeit, ja nicht einmal durch ſeinen Haß, ſondern nur durch ſeine Verachtung erklären, und dieſer wolle ſie durch Niederſchreiben

*) Die Herzogin war im Jahre 1807, er im Jahre 1805 geboren.

Digitized by Google

ihrer Gedanken entgegentreten. „Meine Kinder!“ ruft ſie, „kannſt Du glauben, daß ich ſie verderben werde? Du weißt ja, daß mein Herz und mein Leben rein ſind, und Du weißt ja, daß es wenige Mütter gibt, die, welche Schuld auch auf ihnen laſten möge, eines ſolchen Verbrechens fähig wären!“ Sie ruft ihm die Erinnerung an den im vorigen Jahre erfolgten Tod ſeines Vaters zurück, bei welcher Gelegenheit er einen Augenblick zur Beſinnung zurückgekehrt zu ſeyn ſcheint, indem er es ausſprach, ein neues Leben beginnen zu wollen, aber die Freude war von kurzer Dauer: bald fiel er in den alten Stumpfſinn wieder zurück, in welchem er die große Seele dieſer Frau entweder nicht zu würdigen vermochte oder auch aus Furcht, vor ihr „in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle“ zu erſcheinen, nicht würdigen wollte. Die arme Frau täuſchte ſich immer von Neuem, denn ſie täuſchte ſich gern, mit der Hoffnung, daß er ſie im Herzen doch noch liebe und ſein Gefühl nur zu unterdrücken ſuche. Erſt als er anfing, ſeine ſinnlichen Zerſtreuungen nicht mehr blos außer dem Hauſe zu ſuchen, ſondern auch mit der Gouvernante der eigenen Kinder in ein unſittliches Verhältniß zu treten, da gingen ihr die Augen völlig auf, und ſie erkannte den geiſt- und herzloſen, nur von der Sinnenluſt noch in Bewegung gehaltenen Menſchen in ihm. „Wie er doch verändert iſt!“ heißt es in einem ihrer Tagebuchblätter. „Immer iſt er traurig, mürriſch, unzufrieden mit aller Welt, mißtrauiſch gegen Jedermann und über die geringfügigſten Dinge ärgerlich. Man ſieht, hier rächt ſich das Gewiſſen. Ich, die ihn ſo ſehr geliebt, ich vermag ihn kaum noch zu erkennen; es kömmt mir oft vor, als wäre es nicht mehr derſelbe Menſch. Das iſt die Frucht des Mangels an religiöſen Grundſätzen und ſittlichen Ideen, das die Frucht des Müßigganges und der Trägheit. Er war zu etwas Beſſerem beſtimmt: denn der Keim des Guten lag in ihm; aber wenn es in unſerer Jugend verſäumt wird, in uns einen weiten und tiefen Blick für die Dinge, den Enthuſiasmus für das Große, auszubilden, dann vegetiren wir im Leben fort, bis die aller Spannkraft entbehrenden Geiſteskräfte erloſchen und die Materie allein an ihre Stelle getreten iſt.“

Zum erſtenmale erwähnte ſie der Dem. Deluzy in einem vom 24. Januar 1842 datirten Blatte. „Du haſt mir meine Kinder entriſſen,“ ſchreibt ſie, „um ſie einer leichtfertigen Perſon anzuvertrauen, die Du kaum kannteſt; Du haſt ihr die Erfüllung aller meiner Pflichten, alle meine Freuden, alle meine Autorität überlaſſen. Sie hat das Recht, über mein theuerſtes Beſitzthum, über meine Kinder, zu verfügen; ſie iſt meines Gatten Gefährtin, die das Recht ſich erworben, zu jeder Stunde, unter allen Umſtänden in dasjenige Zimmer einzutreten, in welches ich, Deine Frau, die Mutter Deiner Kinder, nicht mehr das Recht habe, zu kommen, ſelbſt wenn Du krank biſt.“ — Unterm 23. April 1842 ſchreibt ſie, Dem. Deluzy habe die edle Dreiſtigkeit gehabt, ihr zu ſagen: „Ich bedaure, gnädige Frau, daß es mir nicht möglich iſt, als Vermittlerin zwiſchen Ihnen und Herrn v. Praslin zu dienen; aber in Ihrem Intereſſe rathe ich Ihnen doch, auf Ihre Art und Weiſe, mich zu behandeln, ein wenig Acht zu haben. Ich kann mir wohl denken, daß es Ihnen peinlich ſey, von Ihren Kindern getrennt zu ſeyn, aber nach dem, in dieſer Hinſicht ausgeſprochenen poſitiven Entſchluß des Herrn v. Praslin zu urtheilen, muß er wohl ſehr triftige Gründe zur Ergreifung einer ſolchen Maßregel haben und bleibt mir nur die dringende Pflicht, dem nachzukommen.“

(Schluß folgt.)

Zwei Heldinnen.

Am 24. Auguſt ſtarb auf der Rückkehr von Oberägypten nach Alexandrien auf dem Packetboot in der Nähe von Kairo der franzöſiſche General Graf Fernig. Deutſche Leſer, denen dieſe Anzeige in den Spalten der franzöſiſchen Journale begegnet, werden theilnahmlos darüber hinweggehen, wenn ſie dieſer Name nicht an zwei heldenmüthige franzöſiſche Mädchen erinnert, die im Jahre 1792 bei dem nationalen Aufſchwung des franzöſiſchen Patriotismus einen eben ſo glänzenden als kurzen Ruhm erlangten und deren Bruder der Verſtorbene war. Ihre Geſchichte, welche Lamartine kürzlich in ſeinen Girondiſten wieder aufgefriſcht hat, verdient auch das Intereſſe der Deutſchen zu feſſeln. In jenen Tagen, als ganz Frankreich ein Lager war und ſich zum Widerſtand gegen den einbrechenden Strom der Invaſion rüſtete, lebte an der äußerſten Gränze des Norddepartements in dem Dorfe Mortagne ein ehemaliger Offizier, Herr von Fernig, Vater von zwei Söhnen, die im Heere dienten, und vier Töchtern, von denen erſt die zwei älteſten, Theophile und Felicitas, zu Jungfrauen erblüht waren. Die Gränzdepartements, welche von Clerfayt's Uhlanen überſchwemmt wurden, beſchränkten ſich nicht darauf, Dumouriez ihre Bataillone zuzuſenden; auch die zu Hauſe Gebliebenen, verheirathete Männer, Jünglinge und ſelbſt Frauen bildeten ſich zu Kompagnien, zogen unter der Anführung eines tapfern und kriegskundigen Mannes aus ihrer Mitte des Nachts aus ihren Dörfern, überfielen die feindlichen Abtheilungen und führten einen Guerillaskrieg gegen die feindlichen Schaaren. Hrn. v. Fernig war die Rolle zugefallen, in ſeinem Diſtrikte dieſe Nationalgarde zu organiſiren und einzuüben, und ſelten verging eine Nacht, in der er nicht in Perſon an der Spitze ſeiner Bauern gegen den Feind auszog. Das erfüllte ſeine zwei älteſten Töchter mit Beſorgniß, und eben ſo von Patriotismus wie von dem Wunſche beſeelt, über das Leben ihres Vaters zu wachen, nahmen ſie in den zurückgelaſſenen Kleidern ihrer Brüder, ohne Wiſſen ihres Vaters, vom Dunkel der Nacht und von der Verſchwiegenheit der Dorfbewohner unterſtützt, an den nächtlichen Zügen Theil; und wenn Herr v. Fernig des Morgens nach ſeiner Rückkehr bei Tiſch die Abenteuer, die Thaten, die Gefahren der Nacht erzählte, ſo vermuthete er nicht, daß ſeine eigenen Töchter in der erſten Reihe ſeiner Plänkler gefochten und zuweilen ſein eigenes Leben beſchützt hatten. Einſt begegnete in der Morgendämmerung der, nach einer Nacht voll Strapazen und Kampf beim Klang einer einzigen von Kugeln zerriſſenen Trommel und unter dem Geſang der Marſeillaiſe, heimkehrenden Kolonne des Herrn v. Fernig der General Beurnonville und ließ die Truppe Halt machen, um ſie zu muſtern und ihr ſeine Zufriedenheit auszudrücken. Aus Furcht, entdeckt zu werden, ſuchten die beiden heldenmüthigen Mädchen ſich zu verſtecken, aber der General bemerkte ſie und forderte Herrn v. Fernig auf, ſie vortreten zu laſſen. Die Mädchen traten aus den geöffneten Reihen; aber ihre Mannskleider, ihre vom Pulverrauch umſchleierten Geſichter, ihre von den abgebiſſenen Patronen geſchwärzten Lippen machten ſie ſelbſt den Augen ihres Vaters unkenntlich. Er war überraſcht, daß er dieſe zwei Kämpfer ſeines kleinen Heeres nicht kannte. „Wer ſeyd ihr?“ fragte er ſie ſtreng. Ein von Lächeln begleitetes Flüſtern lief durch die Reihen. Theophile und Felicitas ſahen ihr Geheimniß entdeckt, fielen auf ihre Kniee, errötheten, weinten, ſchluchzten, umfaßten die Kniee ihres Vaters und baten um Verzeihung ihres aus kindlicher Liebe hervorgegangenen Betrugs. Der gerührte Vater ſtellte ſie dem General vor, und dieſer beſchrieb die Scene in ſeiner Depeſche an den Konvent. Dieſer nannte Frankreich die Namen der beiden Mädchen und ſandte ihnen im Namen des Vaterlandes Ehrenpferde und Ehrenwaffen. Dumouriez wurde auf ſie aufmerkſam, zog ihren Vater und ſie ſelbſt in ſeine Umgebung und ſtellte ſie ſeinen Soldaten als Muſter auf. Seit ihr Haus von den Feinden in Brand geſteckt worden war, beſaßen ſie keine andere Heimath mehr als das Heer. Die Töchter thaten in der Schlacht von Jemappes den Dienſt von Ordonnanzoffizieren. Die älteſte, Felicitas, folgte mit beſonderem Intereſſe dem Herzog von Chartres (jetzigem König der Franzoſen), die andere, Teophile, überbrachte die Befehle des Obergenerals an den General Ferrand und ſtürmte mit dieſem die öſterreichiſchen Redouten. Dieſe werden überwältigt und verſtummen; aber noch kämpft eines der letzten Bataillone ungariſcher Grenadiere. Die junge Theophile v. Fernig rückt an der Spitze einer Abtheilung Jäger gegen dieſes Bataillon, durchbricht es, wirft mit zwei Piſtolenſchüſſen zwei Grenadiere zu Boden, und nimmt mit eigener Hand den Bataillonschef gefangen, den ſie entwaffnet Ferrand zuführt. Während deſſen hatte die andere

Digitized by Google

Schweſter an der Seite des Herzogs von Chartres, der im Centrum das Treffen wieder herzuſtellen und die fliehenden franzöſiſchen Bataillone zu ſammeln ſuchte, Wunder der Tapferkeit verrichtet. Die Zügel zwiſchen den Zähnen, die Piſtole in der Fauſt, ſchalt das 16jährige Mädchen die fliehenden Soldaten und trieb ſie zur Umkehr. Aber als der blutige Sieg für die Franzoſen errungen war, da ſtiegen die Siegerinnen von ihren Pferden, verbanden die Verwundeten und tröſteten ſie. Fortwährend blieben die beiden Amazonen in der Umgebung des franzöſiſchen Obergenerals und nahmen an den kleinen Vorpoſtengefechten Theil, welche nach der Schlacht von Jemappes zwiſchen den franzöſiſchen und öſterreichiſchen Truppen ſtattfanden. Bei einem derſelben ſah ſich Felicitas plötzlich von einer Abtheilung feindlicher Uhlanen umzingelt. Mit Mühe machte ſie ſich von ihren Säbeln frei und wandte ſich mit einer Gruppe Huſaren, um ihre Kolonne wieder einzuholen; da gewahrte ſie einen jungen Offizier von den belgiſchen Freiwilligen ihrer Partei, der, durch einen Schuß vom Pferde geſtreckt, ſich noch ſchwach gegen die Uhlanen vertheidigte, welche ihm den Reſt zu geben ſuchten. Sie kannte ihn nicht, aber ſie ſprengt dem Verwundeten zu Hülfe, tödtet mit zwei Piſtolenſchüſſen zwei der Uhlanen, ſchlägt die andern in die Flucht, ſteigt vom Pferde, richtet den Sterbenden auf und bringt ihn ins Lazareth. Inzwiſchen wurde die Familie Fernig durch ihre Anhänglichkeit an die Perſon Dumouriez', die Mädchen wenigſtens gewiß ſchuldlos, in den Verrath dieſes Generals hineingezogen und verließ mit ihm und dem Herzog von Chartres den franzöſiſchen Boden. Während die Mädchen einſam im Ausland umherirrten, hatte jener von Felicitas gerettete belgiſche Offizier Vandeewalen nur ein Gefühl, das des Dankes, nur Einen Gedanken, den, ſeine Retterin wiederzuſehen. Immer ſchwebte ihm die hülfreiche Erſcheinung vor, die auf der Stätte des Blutbades vor ihn getreten war, dieſes Frauenantlitz unter den Kleidern eines Waffenbruders, das ſich ins Handgemenge ſtürzte, um ihn dem Tode zu entreißen, und ſich nachher im Lazareth über ſein blutbeflecktes Bett neigte. Er verließ den Kriegsdienſt, um ſeinen Schutzengel aufzuſuchen. Lange durchzog er vergebens die Städte des nördlichen Deutſchlands, endlich entdeckte er die Flüchtige tief in Dänemark. Seine Dankbarkeit verwandelte ſich in Liebe zu dem Mädchen, das er jetzt in den Kleidern, mit der Armuth und Schüchternheit ihres Geſchlechts wieder fand. Er heirathete ſie und brachte ſie in ſein Vaterland zurück; ihre Schweſter und Ruhmesgefährtin Theophile folgte ihnen nach Brüſſel, wo ſie jung und unverheirathet als Pflegerin der Künſte, der Poeſie und Muſik ſtarb und Poeſien hinterließ, in denen männlicher Heroismus mit tiefem weiblichem Gefühl ſich vermählt. „Dieſe zwei im Leben, im Tode, wie auf dem Schlachtfelde unzertrennlichen Schweſtern, ſagt Lamartine, ruhen unter denſelben Cypreſſen auf fremdem Boden. Wo ſind ihre Namen auf den Marmortafeln unſerer Triumphbögen? Wo ſind ihre Bilder in Verſailles? Wo ſind ihre Statuen an unſern Gränzen, die ſie mit ihrem Blut benetzt haben?"
(Nürnb. Korreſpondent.)

Untergang eines Auswandererſchiffes.

Mit dem letzten amerikaniſchen Dampfboot iſt die traurige Nachricht von dem Untergange eines Auswandererſchiffes, der ſchwediſchen Bark Iduna, auf der Reiſe von Hamburg nach Newyork begriffen, angelangt. Von den 206 deutſchen Auswanderern, die dieſelbe an Bord hatte, wurden nur 28 (nebſt 7 Mann von der Schiffsbedienung) gerettet; alle übrigen fanden in den Wellen ihren Tod. Nach den Berichten des „Boſton Mercury" wurde das unglückliche Schiff am 9. Auguſt Nachts nach 1 Uhr auf 44,24° Br. und 58,31° Länge im vollen Segeln von dem amerikaniſchen Schiffe „Shanunga", von Liverpool nach Boſton beſtimmt, in den Grund gebohrt. Nach den Ausſagen der Geretteten hätte der Amerikaner, obſchon es nebelig war, den Zuſammenſtoß vermeiden können. Die „Iduna" war mit vollen Segeln in ihrem geraden Laufe, während der Amerikaner kreuzte und grade mitten auf die „Iduna" zufuhr, bei dem erſten Stoße ſchon eine Lücke von zwei Fuß unter dem Waſſerſpiegel und von drei Fuß in das Zwiſchendeck ſtieß; bei dem zweiten Stoß einen ganzen Faden lang von der Seitenwand des Schiffes mit ſich fortnahm und nach dem dritten Stoße erſt wieder frei wurde. Das Waſſer ſchoß mit einer ſolchen Gewalt in das Zwiſchendeck und in die Kajüte, daß es nur Wenigen gelingen konnte, in ihren Nachtkleidern noch auf das Verdeck zu kommen, von wo ſie theils über Bord geſpült wurden oder durch Hinabſtürzen in das brauſende Meer durch Schwimmen ſich zu retten ſuchten. Die größte Anzahl der Paſſagiere aber ertrank im Zwiſchendecke, indem ſie, kaum aus ihrem Schlaf erwacht, ſich auch ſchon außer Stande ſahen, das Deck zu erreichen, da das Waſſer durch den Eingang hinabſtürzte und ſo ſelbſt die Muthigſten von einem Verſuche, ſich zu retten, zurückwarf. Nach 15 Minuten ſank das Schiff mit ſeiner koſtbaren Ladung an Menſchen und Gütern. Der Kapitän der „Iduna" war ein Feigling und ſtarb den Tod eines ſolchen; kaum erſah er die Gefahr ſeines Schiffes, als er ſich mit einigen ſeiner Matroſen durch Flucht mit einem Boote zu retten ſuchte; aber, ſonderbar genug, man vergaß, oder konnte in der Verwirrung und Angſt das eine Ende des Bootes nicht losmachen, ſo daß es mit den darin Sitzenden umwarf und in der Luft ſchwebte, der Kapitän verwickelte ſich in den Stricken, ſo daß er mit den Füßen in der Luft ſchwebte und mit dem Kopf die Wellen berührte und mit den Schwankungen des Schiffes auf und abgezogen wurde, bis er mit demſelben in der Tiefe ſein Grab fand. Gleich bei dem erſten Anſtoß der Schiffe ſprang der Unterſteuermann der „Iduna" auf das Deck der „Shanunga", und dem Einfluſſe dieſes Mannes ſchreiben es die Geretteten zu, daß ſie nicht das Schickſal ihrer Gefährten traf. Die „Shanunga" war unmittelbar nach dem Zuſammenſtoß wieder außer Geſicht und erſt eine Stunde darauf konnten die nach Hülfe und Rettung ſchreienden, in den Wellen ſich bewegenden Unglücklichen ihre Boote ſich nähern ſehen; erſt viel ſpäter wurde die Laterne an der „Shanunga" ausgehangen; über 2 Stunden waren die Ueberlebenden ein Spiel der Wellen, denn erſt gegen 4 Uhr erreichten ſie die „Shanunga". Als die „Shanunga" mit den Geretteten in Boſton ankam, bemühte ſich der Mayor der Stadt ſogleich auf das Menſchenfreundlichſte für die Armen, die ſich nur das nackte Leben erhalten hatten. Die dortigen Deutſchen und viele Amerikaner legten ſogleich 1314 Dollars für die Schiffbrüchigen zuſammen, und eine größere Summe ſteht noch in Ausſicht. Eilf Paſſagiere wurden nicht allein koſtenfrei, ſondern auch mit Baarſchaft, Kleidern, Empfehlungsbriefen u. ſ. w. ins Innere befördert. Der engliſchen Sprache unkundig, konnten ſie dem wackern Mayor nur durch Thränen und Gebärden ihren Dank ausdrücken.

Ueber das John Cockerillſche Werk in Seraing.

(Schluß.)

Aus der Eiſenfabrik gelangt man ſofort in die Werkſtätten der Maſchinenfabrik und zwar in die Schmiede. Dieſe zählt in zwei Reihen 65 Feuer, einen großen Schwanzhammer, durch eine Dampfmaſchine von 12 Pfd. bewegt, dann eine ſolche von 20 Pfd. für zwei Ventilatoren, 3 Schweißöfen, 2 engliſche transportable Glühöfen, einen ſolchen für Bandagen. — Dieſe Schmiede verzehrt täglich bei 8400 Kilos Kohlen und beſchäftigt 183 Mann.

Ihr gegenüber iſt die Locomotivwerkſtatt. Ein gemauerter Graben, auf welchem eine Eiſenbahn hinläuft, durchzieht dieſelbe; er iſt zum Bau der Locomotiven beſtimmt. Sieben ſtarke Krahnen beherrſchen den ganzen Werksraum. 50 Schraubſtöcke an der Fenſterſeite, 10 Lochmaſchinen, mehrere Bohr- und Hobelbänke, eine Nuthſchneidemaſchine und eine Dampfmaſchine von 25 Pferdekraft, welche Alles in Bewegung ſetzt, zieren dieſe wirklich großartig eingerichtete Werkſtätte — welche im Stande iſt, jährlich 50 Locomotiven auszurüſten. Ein Werkmeiſter leitet alle Arbeiten darin und führt die Aufſicht über das dabei beſchäftigte Perſonal. Nahe an

Digitized by Google

dieſer Werkſtätte iſt eine andere zur Aufſtellung großer ſtehender Dampfmaſchinen. In derſelben ſind beſonders eine große Dreh- und Bohrbank von 1525 Meter Länge, und eine Kopfdrehbank, auf der man Stücke von 8 Meter bearbeiten kann, ſehenswerth, die wohl im Werthe auf 27,000 Fres. angeſchlagen werden können.

Das Gebäude ſelbſt iſt ſehr hoch und gut beleuchtet, hat ebenfalls auf ſeiner Sohle einen ſehr großen, tiefen Graben und iſt in der Mitte mit einem, den ganzen Raum beherrſchenden Krahnen verſehen, der wohl 25,000 Kilos zu heben im Stande iſt. — Aus dieſer Werkſtätte gelangt man in eine andere, die ebenfalls für den Bau, aber von kleinen Maſchinen, beſtimmt iſt. Die vorzüglichſte darin ſich befindliche Hülfsmaſchine iſt eine Hobelbank von 14,65 Meter Länge und 1,52 Meter Breite. Ihr zur Seite iſt eine ſehr gut gebaute Dreh- und Bohrbank, dann eine Lochmaſchine und mehrere kleinere Hobel- und Drehbänke. Auch in dieſer Werkſtätte ſind Dampfkolben, Dampfventile, Keſſelüſtungen, Dampfſchuber, hydrauliſche Preſſen u. ſ. w. Zunächſt an dieſem Lokale iſt die Metallgießerei mit 8 Tiegelöfen, einem Flammofen, um Stücke bis auf 2000 Kilos gießen zu können, und ferner die Apparate für die Erzeugung der Gaſe zur Beleuchtung der verſchiedenen Arbeitsräume. — Alle bisher bezeichneten Werkſtätten haben zu ihrer bewegenden Kraft die obige Dampfmaſchine von 25 Pferden. — Nun aber gelangt man in den zweiten Schloßhof. In dem einen Flügel iſt noch eine kleine Werkſtatt mit Kopfdrehbänken zum Abdrehen der Locomotivräderbandagen und einigen kleinen Hobelbänken; im gegenüberliegenden Flügel aber iſt einer der ſchönſten Arbeitsräume. Er hat 92 Meter in der Länge, 10,7 Meter in der Breite und 5,5 Meter Höhe. Eine ungeheure Bohrbank, auf der man Stücke von 3,25 Meter Durchmeſſer und 5 Meter Länge ausbohren kann, liegt zunächſt der genannten Dampfmaſchine. Dann folgen nach dem ganzen Flügel des Gebäudes hinab eine Hobel- und Drehbank nach der andern, eine ſchöner und ſinnreicher gebaut als die andere und alle durch Krahne beherrſcht.

Dieſe Werkſtätte beſchäftigt ſich nun mit den verſchiedenſten Gegenſtänden, welche aber alle von bedeutendem Gewichte ſind. Für kleine Maſchinentheile iſt unmittelbar über dieſer Werkſtätte eine andere, welche ebenfalls durch die ungeheure Anzahl ihrer kleinen Hobel-, Dreh- und Bohrbänke und durch das bunte Ineinandergreifen der Riemen und Riemenſcheiben einen intereſſanten Anblick bietet. — Endlich über dieſem Werkraume ſind die Modellſchreiner, welche ebenfalls mit allem nöthigen Werkzeug, Rundſägen, Handdrehbänken ꝛc. hinreichend verſehen ſind.

Aus der Modellſchreinerei kann man in die Modellkammern gelangen. Es iſt kaum eine Hütte in der ganzen Welt, welche einen ſolchen Reichthum an Modellen beſitzt. Für jede Dampfmaſchine von 1 bis 600 Pferdekraft, ſodann für coniſche und Stirnräder von dem Durchmeſſer von 75 Millimeter bis zu 11,9 Meter ſind die Modelle und zwar meiſtens aus hartem Holze vorhanden. — Kein Wunder, daß der Werth derſelben weit über 1 Mill. Fres. angeſchlagen wird.

Längs des Kanals hat man in neuerer Zeit noch eine Grobſchmiede zum Schneiden größerer Maſchinentheile aufgeführt. Sie hat 2 transportable engliſche Glühöfen, 3 Hämmer, bewegt durch eine Dampfmaſchine von 14, von 25 und eine von 7 Pferden für die Ventilatoren und 14 Schmiedfeuer.

Am weiteſten entfernt von allen übrigen Werksgebäuden endlich iſt die Keſſelſchmiede und die Werkſtatt für die Tender. Der Hauptartikel ſind Lokomotivkeſſel und Tender ſammt Rüſtung, welche, da dieſe Werkſtatt ein für ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet, mit allen nöthigen Hobel-, Loch- ꝛc. Maſchinen und der dazu erforderlichen Dampfmaſchine von circa 12 Pferdekraft verſehen iſt.

Endlich beſitzt Seraing außer dieſem Werke noch eine Keſſelſchmiede bei Lüttich und die Erzgruben an den Ufern der Maas und Ourthe, welche ſämmtlich ihre Erze zu Waſſer an die Hütte abliefern.

Troſt.

Ohne Schwüle — Keine Kühle,
Ohne Regen — Keinen Segen,
Ohne Kriege — Keine Siege,
Ohne Leiden — Keine Freuden!

Gotthold Logau.

Korreſpondenz des „Sammlers.“

München, 21. Sept. 1847.

Im Hauſe des Schlachtenmalers Peter Heß — es befindet ſich in der Nähe des Monumentes des großen Churfürſten Maximilian Emanuel — ſieht man gegenwärtig ein Gemälde ausgeſtellt, das von Morgens bis Abends von zahlreichen Beſchauern umgeben iſt. Der rühmlich bekannte Künſtler hat in dieſem die Schlacht bei Taroutino (nicht an der Moskwa und bei Borodino, wie ein Münchner Blatt irthümlich berichtete) dargeſtellt. Man ſieht im Vordergrunde zur Linken (vom Beſchauer aus) den ruſſiſchen Feldherren Benningſen mit ſeinem Generalſtabe. Die Mitte des Gemäldes füllen einige Koſakenregimenter (damals unter Graf Oloff Denniſſon) ſowie Gruppen einzelner Koſaken, die mehrere franzöſiſche Küraſſiere, wovon einer ſchwer verwundet iſt, gefangen wegführen. Beſonders bemerkbar iſt im Vordergrunde ein ruſſiſcher Krieger, der die erbeutete dreifarbige franzöſiſche Standarte mit dem kaiſerlichen Adler trägt. Zur Rechten hin ſieht man Koſaken die erbeuteten Geſchütze (es fielen bei 70 Kanonen in die Hände der Ruſſen, und bei 2000 bis 3000 Franzoſen blieben in dieſer Schlacht) hinwegführen. Im Hintergrunde des Gemäldes erblickt man kämpfende Regimenter in der Nähe eines Waldes, ſowie fliehende und zurückgedrängte Truppenabtheilungen. In der Mitte iſt eine Kirche ſichtbar, in deren Nähe beſonders lebhaft gekämpft worden zu ſeyn ſcheint. Bekanntlich wurde den 18. Oktober 1812 die Avantgarde der großen franzöſiſchen Armee unter dem Kommando des Königs von Neapel durch einen Theil des ruſſiſchen Heeres unter Benningſen überfallen und zurückgedrängt. Der Künſtler ſcheint den Moment erfaßt zu haben, wo bereits die Schlacht ſich zu Gunſten der Ruſſen entſchieden hat, und nur auf den entfernten Punkten noch der Kriegswürfel geworfen wird. — Das große Schlachtenbild, das auf Beſtellung des Kaiſers von Rußland gemalt wurde, iſt noch bis zum 25. dieſes Monats ausgeſtellt, und von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends iſt Jedermann der Zutritt zu demſelben geſtattet.

Regensburg, 15. Sept. 1747.

Am Donnerſtag Abend wurde uns durch das Konzert des in neueſter Zeit ſo rühmlichſt bekannten Klaviervirtuoſen Th. Krauße aus Weimar, ein Schüler Kalkbrenner's und Liszt's, ein großer Genuß bereitet. Th. Krauße iſt vollkommen Meiſter ſeines Inſtrumentes, auch die ſchwierigſten Paſſagen wurden unter ſeinen Händen zu leichten Tändeleien, es geſtaltete ſich das Inſtrument zu einem lebenden Weſen, das ſich den leiſeſten Wünſchen ſeines Meiſters fügt. Da derſelbe bei ſeiner Reiſe über Nürnberg nach Stuttgart auch Augsburg berühren wird, ſo können wir nicht unterlaſſen, auf dieſen wirklich großen Pianiſten aufmerkſam zu machen.

Nekrolog.

München, 24. Sept. 1847.

Er iſt geſtorben! und allgemeine Senſation erregte ſein Tod. — Sie meynen Kolettis? ...... mit nichten!

Sulzbeck iſt todt! und München hat nun Eine jener volksthümlichen, bei ihrem Anblicke oder auch nur bei Nennung ihres Namens Lächeln erregenden Geſtalten weniger, mit Denen es gleich dem alten Athen durch eine beſondere Fügung des Himmels ſtets geſegnet iſt: auf daß dem hier eigenthümlichen und eingebornen Volkswitz es nicht an Stoffe und Arbeitern fehle. Er iſt heimgegangen in das Land „wo kein Durſt mehr iſt“ und die Münchner Lokalpoſſendichter, Lokalblätter, Caricaturenzeichner und Chargenverfertiger haben nun einen Stoff weniger. „Der ewige Hochzeiter“ iſt ihr letzter Mohikan nun, wenn nicht bald ein neuer derartiger Prophet in Israel aufſteht. Das Oktoberfeſt wird verödet ſeyn! Die Bockhalle trauert um ihn, und die Tanzböden der Dorfkirchweihen. Und ſeine Baßgeige erſt, die ſein zweites Ich geweſen! Schon bei ſeinen Lebzeiten war ſie immer verſtummt, (wahrſcheinlich in banger Vorahnung des ihr drohenden Verluſtes) — wie wird es nun mit ihr ſtehen?!

Digitized by Google

Nro. 78.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 30. September.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Denkmal der Herzogin von Praslin. — Königin Iſabella. — Ueber die Aufbewahrung von Kernobſt beſonders von Aepfeln in Erdgruben. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers“.

Ein Denkmal der Herzogin von Praslin.

(Schluß.)

Wie es möglich war, mit einer ſolchen Perſon noch fünf Jahre unter Einem Dache zu leben, läßt ſich nur aus der Liebe der Mutter, die ihre Kinder nicht ganz verlaſſen wollte und aus dem edlen Selbſtgefühl der Herzogin, die jeden Aufſehen machenden Schritt zu vermeiden ſuchte, erklären. Täglich erneuerte ſich während dieſer fünf Jahre das Märtyrerthum dieſer Frau, die, hinſiechend unter Seelenleiden, ſich durch den Beiſtand der Religion ſtets neue Stärke zu gewinnen weiß. Ihr Tagebuch gibt Auskunft über das, was ſie im Intereſſe ihrer Kinder von Zeit zu Zeit noch bei ihrem Gatten zu erwirken verſucht; nur das Eine gelang ihr, daß ſie doch mit ihren Kindern in direkter Berührung blieb, aber nicht ohne ſich dabei, der Dlle. Deluzy gegenüber, viele Kränkungen und Zurückſetzungen gefallen laſſen zu müſſen. Erſt im Juli 1847 wurde, nachdem der Vater der Herzogin, Marſchall Sebaſtiani, eingeſchritten war, die Entlaſſung der Dlle. Deluzy beſchloſſen. Ueber die Zuſtände des Praslin'ſchen Hauſes zur Zeit dieſes Beſchluſſes giebt uns ein vom 13. Juli 1847 datirtes, „Mes Impressions“ überſchriebenes Tagebuchblatt der Herzogin Auskunft. Es iſt das letzte von ihrer Hand; einen Monat ſpäter ſollte ſie unter den Streichen ihres gefühlloſen Gatten ihr ſchönes Leben enden. Wir theilen dieſes Blatt hier vollſtändig und in einer ſo treu als möglich veranſtalteten Ueberſetzung mit, weil es am tiefſten in die Seele der Unglücklichen blicken läßt, obwohl auch dadurch zu der Löſung des unheimlichen Räthſels, auf welche Weiſe der Beſuch, den der Herzog am Abende mit zweien ſeiner Kinder bei Dlle. Deluzy gemacht, und das von derſelben, ſo wie von der Leiterin der Penſionsanſtalt, in der ſie Unterricht ertheilte, gewünſchte Entlaſſungsſchreiben der Herzogin in der folgenden Nacht die Ermordung derſelben herbeiführen konnte, keineswegs etwas beigetragen wird. Ein vom 19. Juni 1847 datirtes, an Dlle. Deluzy gerichtetes, ſehr wohlwollendes Schreiben der Herzogin, worin ſie der Erſteren ihre Empfehlung an Lady Tancarville und durch dieſelbe an Lady Hislop, ſo wie auch Briefe an die Gräfin Flahault und an Miß Elphinſtone, anbietet, findet ſich ſogar in der Sammlung abgedruckt. — Das obengedachte letzte Blatt der Herzogin lautet folgendermaßen:

„Es iſt lange her, ſeitdem ich geſchrieben habe, inzwiſchen hat ſich ſeitdem nichts geändert; ſie ſoll, heißt es, abgehen, wenn wir nach Praslin ziehen, aber einſtweilen übt ſie noch ihre Herrſchaft ganz unumſchränkt. Vater und Kinder — Alles hält ſie unter ihrer Zucht. Ich begreiſe ſie wohl, wenn ſie entſchloſſen jede Schande auf ſich nimmt, aber ihn, ſein Betragen kann ich mir nicht erklären. Er ſchreit über Verleumdung, aber er giebt doch zu, daß der Anſchein bös ſey, und täglich macht er dieſen Anſchein ſchlimmer, giebt er allen ſcandalöſen Auslegungen mehr Stoff. Er behauptet, daß man ſeinen Umgang verläumde, und doch zeigt er es öffentlich, daß ihretwegen zwiſchen ihm und meinem Vater ein Bruch ſtattgefunden; ja, mit uns bricht er und ſie verläßt er nicht! Es giebt keinen räthſelhafteren Charakter eines Mannes. Iſt es übermäßige Verderbtheit oder übermäßige Schwachheit, — aber wie iſt es möglich, ſo weit zu gehen, daß man das Wohl ſeiner Kinder mit Füßen tritt? Wie ſollte er vor dieſer Frau ſo viele Furcht haben, daß er es, ſo lange ſie im Hauſe iſt, nicht wagt, Kinder ihrer Mutter zurückzugeben, Rückſichten für ſeine Frau zu haben? Wer hat ihr dieſe Herrſchaft über ihn verliehen? Das geht nicht natürlich zu: ſie muß durchaus ein Mittel beſitzen, ihm durch Drohungen zu imponiren. Armer Mann! ich beklage ihn wirklich. Welches Leben führt er, welche Zukunft bereitet er ſich! Wenn er ſich zu zweiundvierzig Jahren ſo von Intrigantinnen beherrſchen und hin- und herziehen läßt, was wird erſt geſchehen, wenn er alt iſt!

„Und wie habe ich ihn einſt geliebt! Er muß doch durch dieſe ſchlechten Geſchöpfe ſehr verdorben worden ſeyn, denn wenn ich ſehe, was er jetzt iſt, ſo kann ich mir das, was mir jene leidenſchaftliche Liebe eingeflößt, durchaus nicht erklären. Es iſt nicht mehr derſelbe Menſch: wie doch der Geiſt in ihm erloſchen, das Herz eingeſchrumpft iſt! wie ſorgenvoll, gelangweilt, reizbar er geworden! Nichts regt ihn an, nichts intereſſirt, nichts begeiſtert ihn: keines jener edelmüthigen, leidenſchaftlichen, enthuſiaſtiſchen Gefühle ſcheint mehr in ſeinem Herzen, in ſeiner Seele zu leben. Stellung, Vermögen, Alles hatte er, was ihm eine nützliche, glänzende, glückliche, ehrenvolle Exiſtenz verleihen konnte. Alles iſt in ihm getödtet: er intereſſirt ſich für nichts, weder für ſein Vaterland noch für ſeine Kinder; er hält ſich an Gouvernanten; er iſt ihr cavaliere servente, ſo lange bis er ihr Sklave wird. In der That glaube ich, daß es ihm nur darum zu thun, Dlle. D. zu behalten (die er ſeit anderthalb oder zwei Jahren nicht mehr liebt), weil er Furcht hat, daß ſie ihm, wenn ſie einmal fort von hier wäre, das Leben zu ſauer machen würde. Mein Gott, welche Exiſtenz!

„Seltſam iſt es übrigens, daß er, wie ich ſicher bin, der feſten Meynung iſt, ich wolle nur aus Liebe zu ihm und aus Eiferſucht die Entfernung der Dlle. D. Er will durchaus nicht begreifen, daß das Einzige, was einen Einfluß auf mich übt, jetzt und für immer meine Kinder ſind. Er meynt, es ſey Liebes-Verdruß, den ich habe, und das ſchmeichelt ihm, kurios! ja, ich zweiſle nicht, daß, wenn er meine Liebe nicht für unauslöſchlich gehalten hätte, er mit größerer Schonung gegen mich, mit geringerer Unwürdigkeit gehandelt haben würde. Welche Täuſchung! Welche übermäßige Eigenliebe! Es iſt vielleicht möglich, im Grunde des Herzens Liebe für einen Mann zu behalten, der uns ſo behandelt, wenn dieſer Mann von einer anderen Seite unſere Bewunderung erregt, durch außerordentliche Werke in unſeren Augen an Achtung gewinnt; aber einen Mann der ſich über das Alltägliche nicht erhebt, einen gewöhnlichen Mann liebt man nur, wenn er gut, rechtſchaffen, gewiſſenhaft iſt und uns das Leben angenehm macht. Es iſt nicht nothwendig, ſelbſt Großes zu thun, aber man muß es empfinden, bewundern, ſich dafür intereſſiren können. Ich vermag es nicht zu ſagen, wie ſehr dieſes höhniſche, von Allem gelangweilte Weſen, dieſe Unmöglichkeit, ſich an irgend etwas lebhaft zu betheiligen, jedes Vertrauen in ihn bei mir erſtickt hat. Ich dachte ihn ſo anders; ach, er muß auch wohl anders geweſen ſeyn; ich hätte ihn ja niemals lieben können, wenn er immer wie jetzt geweſen wäre. Gewiß, in ſeinem Herzen, in ſeinem Verſtande war Fonds genug vor-

Digitized by Google

handen, aber der Mangel an feſten Grundſätzen, an Moral und Religion und ſeine Geiſtesträgheit haben das Materielle in ihm die Oberhand gewinnen laſſen. Und bei allem dieſem ſeine Töchter erziehen wollen! — Wie er ſich hat iſoliren laſſen! Er beſitzt nicht einen einzigen wirklichen Freund, er hat keine andere Verbindungen, als die ihm ſeine Vergnügungen zuführen und die, wegen ſeiner Schwäche Ketten für ihn werden, ſobald er ſich von ihnen losmachen will. Ach, es iſt ſchrecklich! wie ein ſchweres Bleigewicht laſten die Anſprüche der Frauen auf ihm, mit welchen er in Verhältniſſen ſteht. Wie doch die Männer wunderlich ſind! Immer hat er um Perſonen halber, die er nicht liebte, mich hingeopfert, zurückgeſtoßen, verletzt, mißhandelt und verlaſſen — mich, die ihn nur liebte, mit einer unerhörten Leidenſchaft liebte, mit einer Gluth, die mir unbegreiflich ſcheint, und jetzt — ich weiß es nicht — aber vielleicht zieht er mich im Grunde ſeines Herzens jenen Frauen vor, die er verachtet und fürchtet — während ich ganz entzaubert von ihm bin.

„Für mich wird es jetzt immer ſchlimmer ſeyn: er fühlt die Größe ſeines Unrechts zu ſehr; er trägt einen Groll lange nach und vermag nicht zu begreifen, daß ich verzeihen und vergeſſen kann. Mein Verdienſt iſt dabei gar nicht ſo groß: ich kann nur eiferſüchtig ſeyn, wenn ich liebe, und dann verzeihe ich leicht; und ſeitdem meine Gefühle nicht mehr dieſelben ſind, habe ich auch gegen ihn nur inſofern etwas, als er meinen Kindern Unrecht thut. Unſere Lage iſt eben ſo wunderlich als traurig: während er den Vergnügungen nachlief, habe ich mich ihrer ganz und gar entwöhnt; er hat Genüſſe, aber keine Liebe gefunden, meine Liebe dagegen iſt in Thränen erſtickt, und ich habe kein — — Kurz, was bei dem Einen ſich verflüchtigte, hat ſich vielleicht bei dem Andern erhalten und ſo umgekehrt — — Wie ſoll alles dieſes endigen? Ich glaube nicht, daß es je zu einer vollſtändigen Ausſöhnung kommen werde, wie es für unſere Kinder wünſchenswerth wäre. Er wird mich immer fliehen, weil er ſich im Unrecht fühlt, und ich werde ihn eben ſo wenig aufſuchen, ſelbſt nicht um meiner Kinder wegen! Ein Gefühl von Schaam wird mich immer zurückhalten, einem Manne Avancen zu machen, und wäre es auch mein Gatte, ſobald ich an meiner Liebe zu ihm zweifle und fühle, daß andere, ſo viele Jahre niedergehaltene Ideen mich raſcher als mein Herz in ſeine Arme treiben könnten.

„Mein Gott, Du allein weißt es, welche Entbehrungen des Herzens und jeder anderen Art ich erlitten; wenn ich den Verſuchungen nicht erlag, ſo gebührt Dir, o Herr, der Ruhm; Du warſt meine Stütze, meine Kraft. O, verlaß mich jetzt nicht, denn ohne Dich würde ich unterliegen. Mein Gott, mein Gott! ſtütze Du, führe Du mich: ich habe Furcht vor der Zukunft, vor den Drohungen, die er ausgeſtoßen, vor den Schwierigkeiten, die ſich alle Tage neu erheben werden; aber Du wirſt mit mir ſeyn, mein Gott, deß habe ich die Zuverſicht; Du wirſt der armen Mutter helfen, der Du die Kraft verliehen, für ihre Kinder zu kämpfen. Herr, ſtehe mir bei!“

Königin Iſabella.

Iſabella ſteht ſehr ſpät auf, denn ſie geht vor 3 oder 4 Uhr nicht zu Bette. Um 2 Uhr des Morgens ſoupirt ſie. Wenn ſie Audienz gibt, darf man ſicher darauf zählen, daß man eine oder zwei Stunden über die beſtimmte Zeit warten muß. Auch mit ihren Miniſtern macht ſie es ſo. Oft werden ſie gar nicht angenommen, und dann Nachts um 1 oder 2 Uhr gerufen. Die Königin hört alles, was ihre Miniſter ihr ſagen, aufmerkſam an; nichts bewegt und intereſſirt ſie aber ſo ſehr, als wohlthätige Handlungen, Belohnungen für tugendhafte und muthige Thaten, die man ihrer Großmuth empfiehlt. In ſolchen Fällen bewilligt ſie ſtets mehr als man verlangt. Neben dieſer Herzensgüte beſitzt ſie ungemeinen Muth; ſie kennt durchaus keine Furcht. Sie leitet ſelbſt ein Zwei- und Viergeſpann, iſt eine unerſchrockene Reiterin und fordert oft ſcherzend die beſten Reiter ihres Gefolges heraus, es ihr gleichzuthun oder gewiſſe Pferde zu beſteigen, die nur ſie bändigen kann. Ihr Bäschen, die Infantin Donna Joſepha, Tochter des Infanten Francisco de Paula, die oft mit ihr ausritt, ſprach eines Tages zu ihr: „Ihre Pferde wiſſen, daß Sie Königin ſind und gehorchen Ihnen in Allem.“ Iſabella iſt eine große Muſikfreundin. In den Konzerten, die ſie in ihrem Pallaſt gibt, ſingt ſie mit der ganzen Grazie einer Andaluſierin ſpaniſche Lieder. Wenn man von den Gefahren zu ihr ſpricht, die ihr Königthum bedrohen können, ſo lacht ſie. „Beſchäftigt Euch, meine Herren, mit dem Wohl des Landes und Eurer Aller, mir für meine Perſon liegt am Königthum und am Regieren nichts. Uns Königen fehlt es nie an Dem, was nöthig iſt, um beſcheiden zu leben und einige Glückliche zu machen. Sinnt auf Das, was Ihr für mein theures Spanien nach meiner Regierung zu thun habt; denn ſie wird nicht lange dauern, ich ahne es.“

Ueber die Aufbewahrung von Kernobſt beſonders von Aepfeln in Erdgruben.

Der außerordentliche Obſtſegen den uns das Jahr 1847 beſcheert, und der in ſolcher Fülle vielleicht in vielen Jahren nicht wiederkehrt, ſo wie die Erinnerung an frühere und namentlich an das verfloſſene Jahr, welches uns kaum nothdürftig mit einigen Aepfeln und Birnen, und auch Steinobſt nicht allzureichlich beſchenkt, ermahnt zu einer recht haushälteriſchen Benützung deſſelben, um einem etwaigen Mangel in der Folge, wenigſtens auf einige Jahre hinaus, vorzubeugen.

Was in dieſer Beziehung durch Trocknen und Backen des Obſtes geſchehen kann, wird wohl nirgends vernachläßigt werden, und ſicherlich werden auf jene Weiſe viele Tauſende von Maltern zur mehrjährigen Aufbewahrung zubereitet, und eine noch viel größere Menge zu Obſtwein verwendet. Für die Aufbewahrung friſchen Kernobſtes, namentlich der edleren Aepfelſorten, wird es dagegen vielfältig an Raum fehlen und dazu weder die Speicher oder froſtfreien Stuben noch die Keller ausreichen, wovon erſtere ohnedieß nur bis zu eintretendem Winter benützt werden können, die letzteren aber häufig nicht einmal dazu paſſen, wenn ſie zu eng und dumpfig ſind und ſo das darin aufbewahrte Obſt nicht ſelten faulen machen.

Um all' dieſen Uebelſtänden abzuhelfen, gibt es nun ein Mittel das zumal auf dem Lande völlig am Platze ſeyn möchte. Es beſteht darin, daß man das Kernobſt, vornämlich die Spätſorten von Aepfeln, und wohl auch die härteren Winterbirnen in Erdgruben oder ſogenannten Mieten aufbewahrt, die gerade wie die für Rüben, Kartoffeln ꝛc. ꝛc. gemacht, gehörig mit Stroh ausgelegt, und dann mit Erde dachförmig zugedeckt werden.

Nach den Verſuchen welche von einem Dr. Gaspard in Frankreich angeſtellt wurden, hielten ſich die in ſolchen Erdgruben aufbewahrten Aepfel bis zum folgenden Frühlinge (und wohl auch noch viel länger) vollkommen friſch und ſaftig, nur hatten ſie einigen Erdgeſchmack angenommen, der ſich indeß an der Luft bald verlor, auch fanden ſich einige faule darunter, was von Gaspard dem Umſtande zugeſchrieben wurde, daß jene Gruben ohne alle Sorgfalt im Freien gemacht und während eines langen, ungünſtigen Winters einer übermäßigen Näſſe ausgeſetzt waren. Zur Vermeidung deſſen wäre es daher wohl am Beſten die Gruben entweder unter Schuppen anzulegen oder ſorgfältig mit Stroh und Brettern zu überdecken, damit die Winterfeuchtigkeit von ihnen abgehalten würde. Daß ſie in trockenem Boden angelegt werden müßen verſteht ſich ohnedieß.

Einen ähnlichen Verſuch hatte vor einigen Jahren ein Otterberger Bürger gemacht, und zeigte ſich hierbei der Erfolg ſo günſtig, daß man die im Frühjahr aus der Grube genommenen Aepfel für friſch vom Baume gepflückt hätte halten können. Sonach wäre mit dieſer Aufbewahrungsweiſe das Mittel gegeben, nicht allein Kernobſt von einem Jahre zum andern ganz friſch zu erhalten, ſondern auch in obſtreichen Jahren Raum und zugleich Zeit für die Zubereitung zur mehrjährigen Aufbewahrung deſſelben durch Trocknen zu gewinnen — beides Vortheile die von Belang genug, um ſich dieſes Mittels allerwärts zu bedienen.

Digitized by Google

Pot - Pourri.

Die neuernannten franzöſiſchen Marſchälle.

Reille war 1791 Grenadier, 1794 Adjutant Maſſena's, wurde bei Lodi von Bonaparte zum Kapitän, nach der Schlacht von Arcole zum Schwadronschef ernannt. Im Jahre 1806 wurde er als Adjutant des Kaiſers zum Generallieutenant befördert. Er war unter dem Kaiſerreich Inhaber bedeutender Oberkommando's, 1810 Gouverneur von Navarra, 1812 Obergeneral des Armeekorps vom Ebro und des Heeres von Portugal. Er iſt jetzt 73 Jahre alt; der Marſchallsſtab iſt in ſeiner Hand kein Ausdruck eines Kommando's, nur ein Lohn für geleiſtete Dienſte. — Dode de la Brunerie iſt Genieoffizier aus der Schule Marescot's, Chaſſeloup-Laubat's, Haxo's. Er war vor Mainz unter Pichegru's Befehlen Lieutenant, Kapitain unter Moreau in der Rhein- und Moſelarmee, unter Bonaparte und Kleber in Aegypten. Menou ernannte ihn zum Bataillonschef, Napoleon nach der Schlacht von Auſterlitz zum Oberſten. Bei der Belagerung von Saragoſſa diente er als Brigadegeneral vom Geniewesen; 1814 wurde er Generallieutenant. Im Jahr 1823 kommandirte er bei der „Glaubensarmee" das Geniekorps, und in der letzten Zeit leitete er als Generaldirektor die Befeſtigung von Paris.

Die Pfropfenzieher.

König Friedrich II. ritt im erſten ſchleſiſchen Kriege mit mehreren Generalen eines Morgens aus, um den Feind zu recognoſciren; da kam ihm plötzlich ein Gegenſtand vor, den er ſich zu notiren gedachte. Er wandte ſich mit den Worten: „Meine Herren! hat Niemand von Ihnen eine Bleifeder zur Hand?" an die ihn begleitende Suite. Die Offiziere durchſuchten ihre Taſchen — und Niemand konnte das verlangte, unentbehrliche Inſtrument der Gedächtnißhülfe aufweiſen. Der König, diesmal bei guter Laune, ſagte nichts, und mußte den intereſſanten Gegenſtand einſtweilen ſeinem Erinnerungs-Vermögen anvertrauen. — Es rückte die Mittagszeit heran, und der mächtige Despot der lebenden Geſchöpfe, — der Magen — that auch bei dem Herrſcher Preußens ſeine pflichtſchuldigſte Anmeldung. Der König ſtieg daher vom Pferde, begab ſich unter die ſchattigen Aeſte eines Baumes, und befahl, die mitgenommene Collation aufzutiſchen. Dabei befand ſich auch eine Bouteille des köſtlichſten Rhein-Weines, allein hier fehlte es an einem Inſtrumente, den Korkpfropfen herauszunehmen, da wandte ſich König Friedrich abermals an die Generäle mit den Worten: „Meine Herren, hat Niemand von Ihnen einen Pfropfenzieher bei ſich?" — und wie die Kugeln aus den Gewehren — ſo flogen pfeilſchnell aus allen Taſchen der Suite die Pfropfenzieher hervor, denn jeder hatte das für einen tapferen Weintrinker nöthige Inſtrument bei ſich. Der König ſchwieg wieder — lächelte jedoch über dieſen offenen Beitrag zur Charakteriſtik ſeiner, den alten deutſchen Sitten noch ganz treu gebliebenen Generäle.

Fruchtbarkeit eines Schriftſtellers.

Ein junger, noch nicht gewandter Verleger in einer norddeutſchen Stadt hat mit einem Romanfabrikanten einen Kontrakt auf einen neuen Roman abgeſchloſſen. Das Honorar iſt bogenweiſe beſtimmt, in dem Kontrakte aber die Angabe vergeſſen worden, wie viele Bände der Roman haben ſolle. Der Romanfabrikant, der zu den ſeligen Schriftſtellern gehört, die Bücher fertig machen, ohne Geiſtesanſtrengung, was eben ſowohl aus Unluſt zur Anſtrengung, wie aus Mangel an Geiſt geſchieht, liefert nun dem bedauernswerthen Verleger Bogen auf Bogen, Band auf Band. Es iſt gar kein Ende des Romans abzuſehen, drei Generationen haben darin bereits ausgeliebt, ausgelebt und ausgelitten. Da hat denn endlich der Verleger aufgehört, dem Schriftſteller das Honorar zu zahlen, weil er ſonſt alle ſeine Zahlungen einſtellen müßte, und der Schriftſteller hat ihn nach dem Buchſtaben des Kontraktes verklagt.

Pius IX.

Wie große Feldherren ein Hauptmittel, bei ihren Soldaten Enthuſiasmus hervorzubringen, darin finden daß ſie ſich die Namen und Perſonalien Einzelner gut merken, und bei Gelegenheit dieſe ihre Kenntniß an den Tag legen, ſo werden ſolche Züge auch jetzt von Pius IX. erzählt. Da die Guardia civica jetzt im Quirinal Dienſt thut, ſo ließ der Papſt eines Morgens den Poſten in den Thronſaal kommen, ſprach ermunternde Worte zu ihm, und wandte ſich dann an einen römiſchen Bürger mit den Worten: „Ihr müßt in dem und dem Stadtviertel wohnen!" — Ja heiligſter Vater! — Ich weiß es, denn vor 20 Jahren beſuchte ich eines Eurer kranken Kinder." Der Nationalgardiſt war ſelig über das gute Gedächtniß Sr. Heiligkeit.

Ein anagrammatiſcher Scherz.

Das Schickſal meint es gut mit Fräulein Jenny Lind. Es will, daß der Klageſang, die Nänie, und alſo auch jede Urſache dazu, von ihr ferne bleibe; es will, daß ihr Leben ein beglücktes und beglückendes ſey, wie es die Dichter in Idyllen ſchildern, und daß fortan durch anmuthreiche, ſüße Lieder, den Daphnen und Chloes der Idylle abgelauſcht, ihre Zauberkehle uns entzücke. Hört den Schickſalsſpruch! Er lautet:

F i, N ä n i e — n u r I d y l l e n!
1 7 8 3 11 15 6 12 4 2 9 17 13 5 14 10 16.

und zur Erprobung, daß er wirklich der divina cantatrice gelte, ſetze die Buchſtaben, aus welchen der Satz beſteht, in die durch die darunter ſtehenden Zahlen angedeutete Reihenfolge. Welcher Name erſcheint nun? Ach! ein unvergeßlicher —

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 1 14 15 16 17
F r ä u l e i n J e n n y L i n d.

Korreſpondenz des „Sammlers."

Ein Theaterfreund und Kunſtkenner will für unſern „Sammler" in gegenwärtiger Saiſon von Zeit zu Zeit Berichte liefern, welche für das Publikum ſowol als für die Bühne von Werth ſeyn dürften, und denen wir um ſo williger einen Raum in unſerm Blatte öffnen, als eine anſtändige Beſprechung der Theaterverhältniſſe in jeder Beziehung nur förderlich wirken kann.

Augsburg, 28. September 1847.

Augsburger Stadt-Theater. I. Vorſtellung: „Don Cäſar von Bazano oder König, Graf und Zitherſchlägerin. Schauſpiel in fünf Akten mit Geſang, aus dem Franzöſiſchen des Dennery." Es ſcheint bezeichnend für den Charakter der diesjährigen Theaterſaiſon, daß deren Beginn von Don Cäſar von Bazano gebildet wurde; denn als „Schauſpiel mit Geſang" iſt dieſes uns ſchon bekannte Stück betitelt, und recitirendes Schauſpiel, außerdem nur der Geſang im Liederſpiel, ſoll uns den Winter hindurch geboten werden. Manche mögen vielleicht den Ausſchluß der Oper beklagen; auch läugnen wir nicht, daß wir ſie willkommen geheißen haben würden. Allein ſeitdem die guten Stimmen mit Gold aufgewogen werden, und ſich gleichzeitig eine Pracht der Dekoration, eine Vollkommenheit der Maſchinerie als nothwendiges Zubehör der Oper unentbehrlich macht, ſind allerdings die Theater mittlerer Städte beinahe in die Unmöglichkeit verſetzt, die Operanſprüche ihres Publikums zu befriedigen. Wir finden es daher vollkommen gerechtfertiget, wenn der Unternehmer ſeine geſammten Kräfte auf die eine oder andere Richtung der darſtellenden Kunſt wendet. Geſtehen wir dies aber zu, ſo ſind wir nun auch in der Beurtheilung des vertretenen Genres dramatiſcher Kunſt zu ſtrengern Anforderungen berechtigt, als ſie damals geſtellt werden durften, da ſich die Kräfte nach beiden Seiten hin zerſpalten mußten. Aus dieſem Geſichtspunkte möge man dieſe Bemerkungen auffaßen, mit denen fortan jede erſte Darſtellungen des hieſigen Theaters begleitet werden ſollen. Unparteiiſch und ohne überſpannte Vorausſetzungen werden wir unſere Anſicht über die dargeſtellten Stücke, ſowie über die Leiſtungen der Darſteller ausſprechen. Dabei ſtellen wir aber an die Spitze den Grundſatz: die Bühne ſey wirklich eine äſthetiſche Anſtalt, nicht nur ein Nothbehelf zum Zeitvertreibe, die Schauſpieler ſeyen wirkliche Kunſtjünger, nicht Komödianten niedern Styls.

Digitized by Google

Don Cäſar von Bazano iſt anerkannter Maaßen kein dramatiſches Kunſtwerk, aber ein leichtes gefälliges und geſchickt gefügtes Stück. Der nur äußerlichen Nachahmung ſpaniſcher Romantik darf man ſogar vergeben, daß die ganze Handlung auf unwahrſcheinlichen Motiven ruht; daß die Charakteriſtik der Perſonen ſich nur in ſkizzenhaften Andeutungen bewegt. Der einzige mehr durchgearbeitete Charakter iſt Don Cäſar ſelbſt. Herr Quien hat im vorigen Jahr in dieſer Rolle hier mit Glück gaſtirt und ſein Empfang beim Auftreten bezeugte, daß die rühmenden Erinnerungen der hieſigen Preſſe an ſein vorjähriges Erſcheinen nicht ſpurlos am Publikum vorübergegangen waren. Herr Quien hat glückliche Darſtellungsmittel, wenn auch die Stimme diesmal etwas belegt erſchien, und wir können der Auffaſſung ſeiner Rolle unſern Beifall nicht verſagen. Nur war die Eintheilung der Mittel nicht genau berechnet. Mit zu ſtarker Intonation einſetzend ermangelte die Darſtellung der feinern Modulation und bühnengerechten Steigerung. Der Uebergang vom Tone des herabgekommenen Edelmannes, den eben nur das edelmänniſche Bewußtſeyn noch über die Fluthen gänzlicher Verwerfung hält, zum ſelbſtbewußten, wenn auch noch genugſam abenteuerlichen Hidalgo erſchien nicht genug markirt. Der im erſten Erſcheinen gerechtfertigte Ton mußte ſich in künſtleriſchen Abſtufungen zu der Würde erheben, welche der letzte Akt erfordert. Dies aber geſchah zu ſpringend. Dieſer Tadel würde härter erſcheinen, als wir ihn erſcheinen laſſen möchten, wenn wir nicht ſelbſt die Entſchuldigung damit übernähmen, daß wohl der Regiſſeur bei dem Beginne einer neuen Theaterzeit von tauſendfachen Geſchäften überſtürzt, bei einer ſpätern Wiederholung leicht dieſen Mangel zu beſſern vermag. Darum ſcheint es uns auch der Gerechtigkeit angemeſſen, hier ſogleich zu bemerken, daß dieſe erſte Aufführung ſich in jeder Hinſicht auszeichnete, ſoweit die Regie auf deren glückliches Vonſtattengehen von Einfluß ſeyn kann. — Nächſt Don Cäſar nimmt Maritana unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die ganze Rolle iſt kein Charakter, nur eine liebliche Erſcheinung. Fräulein Herz löste ihre Aufgabe, wie wir es von ihr gewohnt ſind, mit richtigem Verſtändniß. Nur wäre zu wünſchen — und beſonders trat dies in der Hauptſcene mit dem Könige hervor — daß die Darſtellerin den Endſylben der Worte und den Endworten der Sätze mehr Geltung gäbe. Dadurch gewinnt die Darſtellung außerordentlich an Ruhe und Rundung. — Beſondern Lobes würdig iſt ferner die Durchführung der wenn gleich kleinen Rolle des Don Alonſo von Santarem durch Herrn Krilling, ein neues Mitglied unſerer Bühne. Wir hoffen an ihm einen tüchtigen Charakterſpieler gewonnen zu haben, in deſſen Darſtellungsweiſe wir einigen Anklang an die Döring'ſche Weiſe gefunden zu haben glauben. — Auch Herr Witz als Marcheſe von Monteſiore, ſowie Fräulein Heyne als Peblo waren vollkommen an ihrem Platz. Ueber Frau Wahlmann und Herrn Schütz behalten wir uns unſer Urtheil vor, nachdem es ſich durch weitere Rollen feſtgeſtellt haben wird. — Es bleibt nur noch die Vorſtellung als Ganzes übrig, und wir ſind erfreut, dieſe bis auf Kleinigkeiten, gelungen nennen zu können. Auch der Geſang des Herrn Rebe war recht brav. Dürfen wir alſo von dieſer erſten Aufführung auf Weiteres ſchließen, ſo hoffen wir, daß ſich bald ein ganz gutes Zuſammenſpiel entwickeln wird, wenn erſt die Darſteller ſich — um mit dem Theaterausdruck zu ſprechen — noch mehr mit einander eingeſpielt haben werden. — Die Lobe'ſche Ouvertüre, ſowie die von Herrn Reithmayer komponirten Zwiſchenakte wurden durch unſer kunſtgeübtes Orcheſter nach Gewohnheit ſehr gut ausgeführt.

München, 27. September 1847.

Die Romantik ſcheint denn doch nicht ganz und gar erloſchen zu ſeyn in unſerer maſchinenräderigen Gegenwart! Haben wir auch keinen Rob Roy, ja nicht einmal einen „Schinderhannes“ oder „bayeriſchen Hieſel,“ ſo haben wir doch einen „Nonnenmacher“ vulgo „Haberl“ und von dieſem kann ich Ihnen etwas erzählen, das an oft geleſene Räuberhiſtörchen erinnert und den Duft der Fabelhaftigkeit darum nicht verlieren wird, weil ich es aus offiziellem Munde vernahm und ein Gensdarme, ein wirklicher, leibhafter Gensdarme, geſtern Abends ſeiner vorgeſetzten Behörde davon Anzeige machte.

So zauberiſch wird das kleine Abenteuer freilich nicht klingen, als käme es aus dem geweihten Munde des Barden von Abbotsford, auch iſt der Schauplatz ungleich minder romantiſch als die ſchottiſchen Hochlande, denn die Scene ſpielt zwiſchen München und Freiſing, der unpoetiſchſten, langweiligſten Gegend des Vaterlandes!

„Kennſt Du das Land, wo nur die Diſteln blüh'n?
„Wo Spinneweben lange Fäden zieh'n?
„Wo hie und da ein dürres Bäumchen ſteht
„Und mag'res Vieh auf öden Triſten geht?
„Moosgreteln ſteh'n und ſchau'n Dich an:
„Was hat man Dir, Du fremder Mann! gethan?“

In dieſen paradieſiſchen Auen fuhren ein gefeſſelter Verbrecher und ein Gensdarme auf einem Wägelchen, „Schub“ genannt. Die idylliſchen Ortſchaften Garching und Grüne (woſelbſt die Schnecken aus langer Weile ſterben, und man das Wirthshaus vor Fliegen nicht ſieht) hatten ſie zurückgelegt, und ſchon ragte Weihenſtephans hoher Dom in der Ferne. Da erblickte der transportirende Gensdarme einen in Jägerstracht gekleideten Mann am Wegesrande. Der Fremde trat mit der Frage näher: „ob er nicht bis Freiſing, wo er ein Geſchäft habe, auf das Wägelchen ſitzen dürfe?“ was der Gensdarm endlich bewilligte. Als Letzterer ſeinen Transportbefohlenen der Behörde übergeben, und zu ſeinem Fuhrmann zurückkehrte, fand er im Wirthshauſe eine Taſſe Kaffee ſeiner harren, und mußte nolens volens ſeines Paſſagiers Gaſt ſeyn, der dann auch auf dem Wege nach München wieder zurückfuhr. Plötzlich klopfte, es war eben an einem recht einſamen und öden Platze, der waidmänniſche Fremde den Gensdarmen mit den Worten auf die Schulter:

„So! jetzt könnt Ihr auch ſagen, daß Ihr einmal mit dem Nonnenmacher Haberl gefahren ſeyd!“ Solches ſprechend ſprang er vom Wagen und — weg war er!

„Wo er ſey und wo ſich hingewendet,
„Als er flücht'gen Schatten gleich entſchwebt?
„Das zu wiſſen ward ich nicht geſendet —
„Hat er doch Kaffee getrunken und gelebt.“

K. W. V.

Sulzbeck nicht todt!

* Dieſe tröſtliche Nachricht (die der Einſender im Sammler nicht einmal ſo artig war zu widerrufen) verdanken wir dem „Münchner Tagblatt,“ welches ſich folgendermaaßen darüber äußert: „Zugleich mit dem Tode des griechiſchen Miniſters Kolettis verbreitete ſich in München ein ähnliches Gerücht, als ſey der beliebte und große Baßvirtuoſe Sulzbeck Todes verblichen. Sulzbeck iſt nicht todt, im Gegentheil, Sulzbeck lebt, lebt ſeiner Kunſt, ſeinem Ruhme! Er hat auch eine Oper eingereicht, die aber nicht gegeben wird, weil hier Niemand ſchwerer durchdringt, als ein Muſikdirektor. Die Kurſe ſind wieder geſtiegen, denn Sulzbeck ſieht ganz gut aus und trägt die deutlichſten Spuren unſerer aufgegangenen Morgenröthe im Geſichte. Sulzbeck iſt noch immer im Zunehmen, wie die Zahl unſerer Aufgeklärten und zeigt ſich als großen Lichtfreund, indem er bis tief in die Nacht hinein auf ſeinem ſchnurbeſpannten Inſtrumente muſizirt; er ſtreicht, als wäre er ſchon ſechs Jahre Cenſor geweſen! Die Sache hat auch ernſthafte Seiten, indem auf das Sterbegerücht Sulzbecks hin deſſen ſämtliche Gnadengehalte und Unterſtützungen ſtockend geworden ſind! Man bittet deshalb ſeinen vermeintlichen Tod nicht weiter zu verbreiten, es iſt weniger um die Wahrheit, als um das Privatintereſſe des berufenen, mir nichts dir nichts todtgenotizelten Baſſiſten zu thun! Sulzbeck iſt todt — es lebe der Sulzbeck! — Er, der Napoleon des Friedens, iſt trefflich als Deklamator, muſterhaft als Patriot und Biertrinker, noch loyaler als Menſch. Er gedenkt, heuriges Oktoberfeſt wieder glänzende Hetz-Geſchäfte zu machen, die ihm ſogar ſchon das Vertrauen mehrerer dramatiſcher Künſtler und Recenſenten erwarben. — (Der „Sammler“ lud dieſen Geiger- und Deklamator-Heros ſchon beim vorjährigen Lager ein nach Augsburg zu kommen, um da vollends ſeinen Ruf zu begründen, denn wer in Augsburg nicht durchfällt deſſen Glück iſt gemacht, Allein — Sulzbeck fürchtet das Augsburger Bier!)

Digitized by Google

Nro. 79.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 2. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Unterſuchungen über die nährenden Eigenſchaften des Brodes. — Das Volksfeſt zu Florenz bei Errichtung der Bürgergarde am 12ten Sept. 1847. — Gaſthofleben in London. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers.“

Unterſuchungen über die nährenden Eigenſchaften des Brodes.

Nach Johnſtone.

Wenn ſich in den gegenwärtigen Zeitläuften etwas zu Gunſten des wenigſt geſchätzten Theile des Getreides, welches die Baſis unſeres ganzen Alimentations-Syſtems ausmacht, ſagen läßt, ſo muß das ohne Zweifel durch die gerade obwaltenden Verhältniſſe ein Intereſſe gewinnen, welches ſich während der Dauer der jetzigen Generation ſo leicht nicht wieder einſtellen möchte. Wir glauben daher, etwas Nützliches und Zeitgemäßes zu unternehmen, wenn wir durch eine einfache und faßliche Argumentation zu erweiſen ſuchen, daß, der allgemeinen Meynung entgegen, das ungeläuterte, den ganzen Ertrag des Korns enthaltende Mehl eine ſubſtantiellere, geſundere Nahrung gewährt, als das durch Beutelung gereinigte.

Die feſten Theile des menſchlichen Körpers beſtehen aus Fett, Muskeln und Knochen. Da dieſe drei Subſtanzen, wie ſie in dem lebendigen Körper vorhanden ſind, einer beſtändigen Abnutzung, einem immerwährenden Abgang unterliegen, ſo müſſen ſie durch die Nahrungsmittel, die wir zu uns nehmen, Erſatz erhalten. Eben ſo wie in der Mühle das in den Trichter geſchüttete Getreide, unter der Form von weißem Mehl, von ſchwarzem und Kleienmehl in verſchiedene Säcke fällt, eben ſo theilt und verwandelt eine geheime unwillkürliche Verarbeitung die in unſeren Körper aufgenommenen Nahrungsmittel dergeſtalt, daß ſich die fettigen Stoffe an dem einen, die muskulöſen an dem anderen, die knochigen an dem dritten Orte ablagern und anſammeln.

Doch iſt das nicht Alles. Die flüſſigen Theile des Körpers enthalten unter einer liquiden Form dieſelben Beſtandtheile, und dieſe Beſtandtheile werden eben ſo an die Orte, wo ſie erforderlich ſind, hingeführt. Sie enthalten gleicherweiſe eine gewiſſe Quantität ſalzigen Stoffes, der in dieſen Subſtanzen auf dieſelbe Art aufgelöſt iſt, wie ſich etwa das gewöhnliche Salz in Bouillon auflöſt. Auch dieſer ſalzige Stoff iſt ein Erzeugniß der Nahrungsmittel.

Hieraus folgt, daß diejenigen Speiſen die nahrhafteſten ſeyn müſſen, die dem Körper die bedeutendſte Maſſe der genannten Ingredienzien oder dieſe Ingredienzien wenigſtens in ſolchen Verhältniſſen liefern, wie ſie dem wirklichen Bedürfniſſe des Individuums, welches die Nahrungsmittel genießt, am angemeſſenſten ſind.

Von dieſem Princip ausgehend, wollen wir nunmehr die relativen Vortheile des Schwarzbrodes und des Weißbrodes des ungebeutelten und des reinen Mehles zu würdigen ſuchen. Das Weizenmehl beſteht aus zwei Theilen, aus einem inneren, den Körnern, und aus den ſie bedeckenden Hülſen. Das innere Korn giebt das reine Mehl, die Hülſe ohne Körner giebt die Kleie. Der Müller kann aber die Hülſen von den Körnern nicht ſo vollſtändig ſcheiden, daß nicht ein Theil der Hülſen mit den Körnern gemahlen werden und mit ihnen gemiſcht bleiben. Erſt die Beutelung bewerkſtelligt nun mehr oder weniger vollſtändige Scheidung, und das Reſultat dieſer Operation bildet, je nachdem die Kleien in mehr oder minder ſchwachem Verhältniß zurück geblieben, für das Auge verſchiedene Nüancen, die dann verſchiedene Benennungen erhalten. Das ungeläuterte Mehl, aus dem das Schwarzbrod gebacken wird, beſteht aus der Totalität des zuſammengemahlenen Kornes; es iſt ungebeutelt und ganz ſo, wie aus der Mühle hervorgenommen, ſo daß es mithin ſämmtliche Kleien enthält.

Man kann daher ſagen, daß das weiße Mehl erſter Qualität keine Kleien enthält, während in dem ungeläuterten Mehl alle Beſtandtheile des Kornes enthalten ſind.

Auf welche Weiſe nun ſind die beiden — das Korn bildenden — Beſtandtheile ihrerſeits zuſammengeſetzt? Wie viel von den verſchiedenen, im thieriſchen Körper ſich findenden Elementen enthält ein jeder von ihnen? Und wie viel von einem jeden dieſer Elemente iſt in dem ganzen Korn enthalten?

1. Fett.

Tauſend Pfund ganzes Korn enthalten 28, 1000 Pfund weißes Mehl 20, 1000 Pfund Kleien 80 Pfund Fett. Die Kleie enthält mithin weit mehr Fettſtoff, als die inneren Theile des Kornes und das ungeläuterte Mehl, d. i. das zuſammen gemahlene Korn iſt faſt um die Hälfte reicher an Fett, als das gereinigte Mehl.

2. Muskelſtoff.

Ich habe das gegenſeitige Verhältniß, in welchem dieſes Ingredienz ſich in der Kleie und in dem reinen Mehl findet, noch nicht an einer und derſelben Kornprobe beſtimmen können, aber zahlreiche Analyſen, die ich angeſtellt, erlauben mir, dieſes Verhältniß bei dem reinen und ungeläuterten Mehl verſchiedener Getreidearten feſtzuſtellen, und ich habe beſtändig gefunden, daß, bei gleichem Gewicht das ungeläuterte Mehl eine größere Quantität der in der Rede ſtehenden Ingredienz enthält, als das reine Mehl. Hier ſind für Weizen und Mais die Reſultate, die ich erhalten habe. 1000 Pfund ungeläutertes und weißes Mehl enthalten reſpektive die folgenden Quantitäten von Muskelſtoff:

	Ungebeuteltes Mehl.	Reines Mehl.
Weizen	156 Pfd.	130 Pfd.
Mais	140 „	110 „

Das ungeläuterte Mehl enthält alſo um ein Fünftel mehr Muskelſtoff, als das reine, ſein Nutzen alſo in Beziehung auf die Erhaltung der Muskelkraft iſt um ein Fünftel höher anzuſchlagen, als der Nutzen des reinen Mehls.

3. Knochen- und Salzſtoffe.

Tauſend Pfund Kleien, ungebeuteltes und reines Mehl enthalten reſpektive die folgenden Quantitäten dieſer — wenn man ſich ſo ausdrücken darf — mineraliſchen Prinzipien des thieriſchen Körpers:

Kleie	700 Pfd.
Ungebeuteltes Mehl	170 „
Reines Mehl	60 „

dergeſtalt, daß — was dieſen wichtigen, allen lebenden Thieren, beſonders aber den im Wachsthum begriffenen, ſo wie den Milch gebenden Müttern, nothwendigen Beſtandtheil unſerer Nahrung betrifft — das ungeläuterte Mehl um das Dreifache nahrhafter iſt, als das reine Mehl.

Es iſt alſo eine feſtſtehende Thatſache, daß, bei gleichem Ge-

Digitized by Google

wicht, das ungeläuterte Mehl eine beträchtlichere Quantität aller drei zu unſerer Nahrung weſentlichen Elemente enthält. Diejenigen daher, die durch die Nahrungsmittel, welche ſie genieſſen, nur ihre Kräfte und Geſundheit erhalten wollen, müſſen ihm den Vorzug geben. Kinder anlangend, die im ſchnellen Wachsthum begriffen ſind, wird ihnen das Brad, je ſchwärzer es iſt, um ſo mehr den hinreichenden Stoff zur Entwickelung ihrer Muskeln und ihrer Knachen gewähren, und aus einem analogen Grunde iſt eine ſalche Nahrung zugleich diejenige, die am beſten für eine Mutter paßt, welche ihr Kind ſtillt.

Man kann ſich hiervon leicht überzeugen, wenn man die reſpektiven Werthe, welche dieſe beiden Arten von Nahrungsmitteln in Bezug auf die drei körperlichen Subſtanzen haben, neben einander ſtellt. Tauſend Pfund einer jeden der beiden Mehlarten enthalten die drei verſchiedenen Prinzipien in folgenden Verhältniſſen:

	Ungebeuteltes Mehl.	Reines Mehl.
Muskelſtaff	156 Pfd.	130 Pfd.
Knochenſtoff	170 „	60 „
Fettſtoff	28 „	20 „
	354 Pfd.	110 Pfd.

Woraus folgt, daß, wenn man Alles, was in Betreff der Nahrhaftigkeit in Anſchlag kömmt, zuſammenfaßt, das ungebeutelte vor dem reinen Mehl einen Vortheil van 50 pCt. gewährt — einen Vortheil, der namentlich für Kinder, ſchwangere Frauen und Leute, die angeſtrengt arbeiten, gewiß nicht außer Acht zu laſſen iſt.

Wenn nun im Korne die zu unſerer Nahrung nothwendigen Elemente durch die Natur ſo innig verbunden ſind, wie unweiſe iſt es gehandelt, dieſe Einrichtung der Natur zu vernichten! Um dem Auge und dem Gaumen zu ſchmeicheln, bringen wir durch die Beutelung ein Nahrungsmittel zu Wege, das nur in einem untergeordneten Grade nährende Kräfte beſitzt, und wir müſſen uns für das, was wir uns auf dieſe Weiſe muthwillig entziehen, bei animaliſcher Nahrung einen Erſatz ſuchen.

Das ungebeutelte Mehl iſt aber nicht allein nahrhafter, es iſt auch geſünder. Dieſe letztere Eigenſchaft iſt es, weshalb es in der Regel von den Aerzten empfahlen wird. Die Beobachtung der Verdauungsgeſetze führt zu der Erkenntniß, daß das einfache Miſchungsverhältniß der Nahrungselemente, wie es ſich im natürlichen Korne findet, für uns das zuträglichſte iſt. Denn wenn dieſes Verhältniß ein ſalches iſt, daß es zugleich dem Menſchen von ſitzender Beſchäftigung zuſagt und denjenigen, der im Freien körperliche Arbeit thut, bei Kräften erhält, ſa iſt das ſicherlich kein blaßer Zufall.

Man dürfte uns den Einwand machen, daß die varſtehenden Betrachtungen durchaus theoretiſcher Natur ſeyen. Ehe man zugiebt, daß die chemiſche Analyſe über die Nahrhaftigkeit der Lebensmittel und ihre Zuträglichkeit für die Geſundheit zu entſcheiden habe, wird man poſitiv-praktiſche Reſultate haben wollen. Ein ſolches Verlangen iſt ganz natürlich, denn die Falgerungen aus einer Thearie erheben ſich erſt dann, wenn ſie wiederholten, genauen Erfahrungen unterlegen haben, zu Muthmaßungen, für welche die Wahrſcheinlichkeit ſpricht. Allein im gegenwärtigen Falle ſind die Erfahrungen varhanden; die Theorie beſtätigt und erklärt nur die erhaltenen Reſultate, ſie entwickelt nur die praktiſchen Nutzanwendungen, die aus dieſen Reſultaten zu ziehen ſind.

So war es aus Magendie's und Anderer Erfahrung bekannt, daß Thiere, die, wenn ſie nur mit reinem Mehl gefüttert wurden, nach ein paar Wochen ſtarben, bei Schwarzbrod eine lange Zeit lebten. Wir haben den Grund dieſer Erſcheinung angegeben. Das ungebeutelte Mehl enthält in großer Quantität die drei Stoffe, die zur Erhaltung ader zur ſucceſſiven Erneuerung der verſchiedenen Beſtandtheile des Körpers erforderlich ſind. Ein Menſch kann eine geraume Zeit van Nichts als Schwarzbrad und Waſſer leben, aber man darf ihm, will man ſeine Exiſtenz nicht verkürzen, nur das allergröbſte Brod reichen; eine unverſtändige Barmherzigkeit würde ihn vielleicht mit ſchönem Weißbrod verſehen und ihn ſo langſam tödten.

Der Schweinezüchter, der Kleie vom Müller kauft, iſt erſtaunt ob der Wirkungen, die ein anſcheinend holziger und unnützer Stoff bei der Mäſtung ſeines Viehs hervorbringt, allein ſein Staunen nimmt ein Ende, wenn die Ergebniſſe des Laboratoriums ihn belehren, was dieſes Nahrungsmittel enthält und wenn ihn die Wiſſenſchaft über die Bedingungen aufklärt, an welche das Wachsthum des Thieres geknüpft iſt.

Die genaue Kenntniß der Bedürfniſſe unſeres Körpers in den verſchiedenen Phaſen ſeiner Exiſtenz, ſowie der Zuſammenſetzung der verſchiedenen Nahrungsſtoffe, über die wir verfügen könen, muß unſer Wahlbefinden und eine nothwendige Oekonomie zum Reſultate haben. In der That iſt unter den gegenwärtigen Verhältniſſen die Beobachtung des letzteren zur Lebensfrage geworden, und jeder van uns muß ſich ihrer ſo ſehr, als es ſeine Mittel und Kenntniſſe geſtatten, befleißigen.

Vielleicht glaubt man, daß es von keinen ſehr wichtigen Falgen ſeyn würde, wenn in der gewöhnlichen Haushaltung das ungebeutelte an die Stelle des gebeutelten Mehles träte. Indeſſen würde doch darin eine große Erſparniß liegen. Dieſe Erſparniß ergibt ſich aus zwei Gründen.

Zuſörderſt iſt die Quantität der Hülſen des Getreides, die beim Mahlen von dem Karn geſchieden wird und nicht für den Genuß des Menſchen beſtimmt iſt, ſehr verſchieden; indeſſen glauben wir nicht zu übertreiben, wenn wir ſie durchſchnittlich auf ein Achtel des Ganzen ſchätzen. Nach dieſer Rechnung würden acht Pfund Korn ſieben Pfund Mehl für die menſchliche Konſumtion und ein Pfund Kleie für das Vieh, beſonders das Federvieh, geben. Enthält man ſich jedoch der Beutelung, ſo hat man acht Pfund ungeläutertes Mehl, und man kann mit derſelben Quantität Getreide, die früher nur ſieben Perſonen ernährte, acht Perſonen erhalten.

Wir haben zweitens geſehen, daß das ungeläuterte Mehl um die Hälfte reicher an Nahrungsſtoff iſt, als das reine Mehl. Aber nehmen wir ſelbſt an, der Unterſchied betrage nur ein Achtel, ſa ergibt ſich dennoch, daß dieſelbe Quantität Korn, die als reines Mehl nur ſieben Perſonen nährte, als ungebeuteltes Mehl neun nähren wird, oder mit andern Worten: daß das in einem Lande vorhandene Getreide durch dieſes Mittel einer um ein Viertel ſtärkeren Konſumtion genügen würde.

Allein, wird man ſagen, wenn die bloße Anwendung der Kleie ſo vartheilhaft iſt, warum hört man nicht lieber auf, ſie den Schweinen zu geben, und warum ſieht man nicht nach einem Mittel, welches es möglich machte, ſie zur Nahrung des Menſchen zu verwenden? das würde weder in den Gewahnheiten des Müllers nach an der Beſchaffenheit des Brades der großen Maſſe der Bevölkerung etwas ändern.

Angenommen, eine ſalche Idee ließe ſich realiſiren, die Kleie ließe ſich ſchmackhaft genug machen, um für ſich allein ein Nahrungsmittel abzugeben, ſo würden ſich die ökanomiſchen Vortheile, auf die wir eben deuteten, dennach nicht herausſtellen. Und zwar deswegen nicht, weil erſtens das reine Mehl allein nicht ſo viel wirkt, als mit einer gewiſſen Quantität Kleie vermiſcht, d. h. weil eine gegebene Maſſe reines Mehl nahrhafter iſt, wenn ſie mit Kleie gemiſcht iſt, als ohne dieſe, und dieſe Nahrhaftigkeit iſt größer als diejenige, welche aus dem nährenden Element der Kleie allein hervargeht. Die Miſchung beider Subſtanzen vermehrt in der That die Wirkung beider. Zweitens würde ſich die Kleie, immer angenammen, daß ſie allein eine Speiſe ſeyn könne, nur langſam und ſchwer verdauen laſſen; ein großer Theil derſelben würde die inneren Kanäle durchwandern, ohne ihren Nahrungsſtaff abzuſetzen; man würde, ſtatt zu gewinnen, verlieren.

Aber auch angenommen, daß ſämtliche Kleie im Magen aufgelöſt werde, ſo würde ſich dach immer ein Verluſt an Nahrungsſtaff ergeben, weil die Kleie eine ihren andern Ingredienzien verhältnißmäßige Quantität van Knochen und Salzſtoff enthält, welche der Körper in ſeinem normalen Zuſtande nicht ganz zu ſeinem Nutzen

Google

würde verwenden können. Dieſer Ueberſchuß würde ausgeſchieden werden und ſo als Nahrungsſtoff verloren gehen.

Endlich iſt es zweifelhaft, ob die Kleie allein ſo viel Mehl oder äquivalente Elemente enthält, als es nöthig wäre, um den andern Bedürfniſſen unſeres körperlichen Syſtems zu genügen. Wir haben im Vorhergehenden von dem Nutzen des Stärkemehls nicht geſprochen, weil beide Mehlarten daſſelbe in hinlänglicher Menge enthalten. Nicht ſo verhält es ſich mit der Kleie. Es iſt uns ſehr zweifelhaft, ob die Ingredienzien, die in der Kleie das ſind, was die Stärke im Mehl iſt, die Funktionen des letzteren auf die gehörig vollſtändige und ſchnelle Weiſe übernehmen könnten. Der Holzſtoff, der ſich in der Kleie findet, möchte ſich in einem gewöhnlichen Magen zu langſam auflöſen. Es würde, damit ſich der Körper erhielte, eine um ſo größere Quantität konſumirt werden müſſen, als ein Theil den Nahrungskanal unverdaut durchwandern würde. Alſo ein neuer Verluſt.

Wir kommen zum Schluß auf das ungebeutelte Mehl als auf diejenige Form zurück, in welcher ſich das Korn zugleich auf die der Oekonomie entſprechendſte, die nahrhafteſte und geſundeſte Weiſe verwenden läßt. Die Natur ſelber hat uns im Korn ein Miſchungsverhältniß gegeben, beſſer, als wir es zu erſinnen vermöchten. Die Stoffe finden ſich, was Form und Verhältniß angeht, in jeder Getraideart, wie im Weizen, auf eine unſeren Bedürfniſſen weit angemeſſenere Art, als ſie ſich, nach dem heutigen Zuſtande der Wiſſenſchaft, irgendwie kombiniren laſſen. (Mag. f. d. L. d. A.)

Das Volksfeſt zu Florenz bei Errichtung der Bürgergarde am 12. Sept. 1847.

(Nach einem Privatſchreiben in der „Berl. Spen. Ztg.“)

Der Polizeipräſident hatte bekannt gemacht, daß man für dieſen Tag mit 100,000 Portionen mehr verſehen ſey, als die Einwohnerſchaft ſonſt gebrauche. Der Großherzog hatte alle Polizeibeamte und das Militär beurlaubt, ſo daß Niemand da war, der Ordnung halten konnte, und das Volk auf ſich ſelbſt angewieſen war. Um 10 Uhr gingen alle Kompagnien der Stadt in den Dom und von da aus ſetzte ſich nach einem feierlichen „veni creator spiritus“ Alles in Marſch. Jede Abtheilung hatte ein Muſikchor und eine oder zwei große Fahnen, ohne die Fahnen zu zählen, die Jeder in der Hand hatte, die bald größer, bald kleiner, von Seide oder Baumwolle waren, oder aus dem am Stocke befeſtigten Schnupftuche beſtanden; denn in den Reihen waren ohne Unterſchied alle Stände durcheinander, neben einem ſchön und fein gekleideten Herrn ein zerriſſener Lumpaci. Die Beamten hatten eine ſehr ſchöne ſammetne Fahne mit der Inſchrift: „Viva la guardia civica, instituzione di stato.“ („Es lebe die Civica, eine Staatsanſtalt!“, wie in dem großherzogl. Motuproprio über die Errichtung der Bürgergarde dieſe genannt wird.) Die Univerſität hatte eine mit Kriegstrophäen, dem Namen Ferrucio (der zur Zeit der Republik fiel) und der Inſchrift: „vi ci battimo fino all' ultimo!“ (wir ſchlagen uns bis zum letzten Mann.) Die Griechen waren in Nationaltracht erſchienen. Die Preußen führten ihre Fahne weiß und ſchwarz und waren ungefähr 60. Die Sachſen hatten die ihrige. Die Franzoſen ihr Tricolor, mit einem ſchwarzen Trauerflor, um die Trauer über ihr Miniſterium anzudeuten (!) Die Engländer erſchienen mit ihren Fahnen. Das Militär war mit der Bürgerſchaft gemiſcht in bunter Reihe. Die Lombarden hatten eine große weiße Fahne mit dem Motto: „Iddio la colorica!“ (Gott wird ihr eine Farbe geben.) Die Prieſter und Mönche, unter denen eine große Anzahl Kapuziner, hatten eine Fahne mit einem Pio IX., der die Armee und die Schwerter ſegnet, und bildeten eine Abtheilung von gegen 1000 Mann. Es iſt nicht möglich, den Anblick des 50,000 Menſchen faſſenden Platzes vor dem großherz. Palaſte Pitti auch nur annähernd zu ſchildern, mit Menſchen und Fahnen gefüllt, mit Muſikchören, die alle zuſammen ſpielten, ein jeder ein beſonderes Stück, — das Wehen der Fahnen, auf dem Platze, aus den Häuſern, von den Dächern, das Händeklatſchen, das Umarmen Aller auf dem Platze und das Küſſen Aller. Man konnte ſich des Weinens nicht enthalten, es war herrlich und wehmüthig zu gleicher Zeit. Eine Idee von der Größe des Zuges kann man ſich machen, wenn man bedenkt, daß, obgleich er im Geſchwindſchritt marſchirte, er doch von 12½ Uhr bis nach 4 Uhr am Pitti vorbeizog. Am Abend war großer Lärm in den Theatern. Die Pergola war mit lauter Wachskerzen erleuchtet, und da man eine Feuersgefahr beſorgte, war an der Thüre verboten, Fahnen durchzulaſſen; dennoch hatten alle Damen unter den Shawls ihre kleinen Fahnen verſteckt eingeführt. Es ſollte ein Concert aufgeführt werden, kam aber nicht zu Stande vor lauter Vivageſchrei. Nach dem erſten Stücke, der Ouverture zu Wilhelm Tell, fing man an ſchreien: le bandiere! le bandiere! (die Fahnen! die Fahnen!) Alle Damen hielten die Fahnen aus den Logen und die Sänger brachten durch ein großes Fenſter die großen Fahnen ein, und ſo in das Parterre. In einem Nu war das ganze Theater voll Fahnen und das Publikum fing an Chöre zu ſingen, ſo heiſer es vom Schreien des Morgens auch war; die Damen ſchlugen den Takt mit den Fahnen und ſangen auch mit. Kurz das Publikum befahl und verlangte ein Stück nach dem andern, bald dieß, bald jenes, und die Sänger mußten gehorchen, die Sängerin in der Mitte: die Gabuſſi mit einer großen Fahne, italieniſches Roth-weiß-grün, in der Hand, und alle alle Sänger mit den bunten Schnupftüchern an den Stöcken. Auf der Bühne war das militäriſche Muſikchor und bei jedem Vivat hielten ſie die Hüte auf den Inſtrumenten in die Höhe. Es wurde gerufen: evviva la lega italiana, evviva l'unione, legate i fazzoletti! (es lebe der italieniſche Bund! es lebe die Union! bindet die Sacktücher zuſammen!) In einem Augenblick banden alle Damen die Sacktücher zuſammen von einer Loge zur andern, erſt rings herum im ganzen Theater und dann ſämtliche Scharpen und Shawls von einer Logenreihe zur andern herab, ſo daß ſämtliche Logen rechts, links, oben und unten verbunden waren; von den Parterrelogen im Parterre, dort von einer Bank zur andern, kreuz und quer, ſo daß alle Menſchen vermittelſt des Sacktuches verbunden waren, und nun ging das Geheulk (anders kann man es nicht nennen) von vorne an. Man hatte den Fürſten Poniatowski in einer Loge bemerkt und wollte, er ſollte von da aus ſingen. Nun entſtand ein Geſpräch mit ihm über das was er ſingen ſollte, und es wurde für einen Hymnus entſchieden, den er herrlich ſang, und worin die Rede iſt von Blutvergießen für die Freiheit, Kampf gegen verſchworene Könige, Bereitſeyn mit den Waffen auf den Ruf Pius', des Geſandten Gottes zur Rettung Italiens ꝛc. Jeder Vers ward zweimal mit einer ſehr hübſchen Melodie geſungen; wenn er nun einen geſungen hatte, hörte man ſchreien: ancora, und das ganze Theater brüllte den Vers von neuem. Die evviva waren zuweilen höchſt eigenthümlich: evviva i fucili! evvivan le nostre sciabole, evvivan 50 pezzi di canone, evvivan i nostri fratelli martiri di Sicilia, evviva la nostra Lombardia, morte a' Gesuiti, abasso i nemici d'Italia! (Es leben die Flinten, unſere Säbel, 50 Stücke Geſchütz, unſre Brüder die Märtyrer von Sicilien, unſre Lombardei, Tod den Jeſuiten, nieder mit den Feinden Italiens.) Zuletzt fing man an im Parterre mit den Fahnen zu tanzen, und ſo endete das angebliche Concert. Die ganze Stadt war erleuchtet, aber das Leben auf den Straßen noch nach Mitternacht iſt nicht zu beſchreiben. Die Soldaten gingen trommelnd durch die Stadt und umarmten alles was ihnen begegnete. Die ſchon bezeichneten Evviva ließen nicht nach, trommelnd, ſchreiend, rufend ging alles durcheinander. Ein Karabiniere (Landjäger) zog den Säbel und ſchrie: „Schwöret alle auf dieſen Säbel, daß wir uns ſchlagen wollen für unſere lombardiſchen Brüder!“ Man ſchrie: evviva il 5 Decembre 1746! an welchem Tage die Oeſterreicher aus Genua vertrieben wurden. Man ſpricht mit keinem mehr den man nicht Bruder anredete, man ſpricht mit Leuten die man nicht kennt; denn alles kennt ſich. Auf der Straße ſchreit einem Jemand zu evvia, und

Digitized by Google

man muß antworten und mit dem Schnupftuch wehen. Alle Wagen und alle Diligeneen haben Fahnen, die Paſſagiere ſchreien **evvivan i nostri fratelli fiorentini**; und es ſchallt zurück **evvivan i nostri fratelli romagnesi**, oder woher ſie kommen. Von allen, beſonders Ausländern, iſt die Ordnung bewundert worden mit der alles ſich zutrug: kein Zank, kein Stoßen, kein Diebſtahl, keine Unart in einer ſolchen Maſſe Menſchen, ohne Polizei, ohne Militär! das will etwas ſagen. Freilich ſieht man auch nie Betrunkene. So endeten geſtern die Feſte die von dem ſchönſten Wetter begünſtigt wurden, und nun geht es ans Werk und zur That. Auf allen Plätzen exerzirt man: Männer, Mönche und Frauen; auf allen freien Fluren iſt ein Uebungsplatz. Die Klöſter bieten in den Zeitungen ihre Säle an, machen unter einander Kollekten für die Montirung der Truppen, und haben erklärt, daß, wenn Pius IX. einen Aufruf erlaſſe, alle Mönche marſchiren."

Gaſthofleben in London.

Neben den eigentlichen Hôtels und Reſtaurants in London, finden ſich hauptſächlich die ſogenannten **boarding-houses**, in denen man verhältnißmäßig ſehr billig lebt. Solide Leute aus dem wohlhabenden Mittelſtande ſind hier die Stammgäſte. Die Frau vom Hauſe macht bei Tafel regelmäßig die Honneurs. — Die Gaſthöfe zweiten Ranges heißen gewöhnlich „**inns**" denen ſich die „**dinning rooms**" anſchließen und die „**oyster rooms**," welche meiſtens nach dem Theater beſucht werden, um Auſtern, Krabben, Hummer u. ſ. w. zu ſpeiſen. — Die Schweigſamkeit der Engländer bei Tiſche iſt ungeheuer; das Geſchäft des Eſſens wird für ſehr wichtig gehalten, und man iſt der Anſicht, daß das eitle Geſchwätz die Verdauung ſtöre. Eine **Table d'hôte** in London iſt das **non plus ultra** von Langweiligkeit, weshalb die meiſten Gäſte in ihrem Zimmer ſpeiſen. Die Aufwärter ſuchen jedes Geräuſch mit den Tellern oder Eßbeſtecken zu vermeiden, ſie ſchleichen auf den Zehen, reden leiſe, oder durch Pantomime, und damit Alles recht ſtill wird, ſind die einzelnen Tiſche durch Bretterverſchläge getrennt, ſo daß die Speiſeſäle wahren Zellengefängniſſen gleichen. Die abgeſperrten Cachots, in denen man Mittags ſogar Licht brennt, haben nur einen Eingang, durch welchen die Speiſen gereicht werden. Die Engländer verzehren ihre Mahlzeiten ohne Brod, und das Nachtmahl kurz vor dem Schlafengehen, damit ſie es bis zum Frühſtücke aushalten können. — Die Preiſe in den Gaſthöfen, in welchen die Fremden in der Regel einkehren, ſind folgende: Frühſtück 1 Shilling 8 Pence (50 kr. C. M.), Mittageſſen ohne Bier und Wein 2 Shill. (1 fl. 12 kr. C. M.), eine Flaſche Porter 40 kr. C. M., eine halbe Flaſche Xeres oder Portwein 1 fl. 30 kr. C. M., Thee oder Grog 30 kr. C. M., — ein Zimmer 48 kr. bis 1 fl. C. M. für den Tag. Hierzu kommen aber auch noch die Trinkgelder für den Kellner (**waiter**), für das Stubenmädchen (**chamber maid**), für den Hausknecht (**boots**), dem ſich oft auch noch der Stallknecht (**ostler**) anſchließt. Dieſe Trinkgelder kommen dem Fremden täglich auf 48 kr. bis 1 fl. 12 kr. C. M. zu ſtehen. In Hôtels, wo die Franzoſen einzukehren pflegen, kann man für Eſſen, Wohnung und Bedienung mit 8 bis 10 fl. C. M. täglich das Auskangen finden. Wem dies indeß zu hoch kommt, der kann ziemlich zu denſelben Preiſen, wie in Paris ein Zimmer auf eine Woche, oder einen Monat miethen, auch fehlt es eben ſo wenig an Speiſehäuſern, wo man ganz anſtändig für 36 kr. C. M. zu Mittag ißt, wie an Caffee- und Theerooms wo man für 12 kr. C. M. frühſtückt. Elegante Cafés, wie die franzöſiſchen gibt es in England nicht.

Pot - Pourri.

Königliches Geſchenk.

Als die glorreiche jungfräuliche Königin Eliſabeth einſt auf einem Beſuche, den ſie auf dem geſchichtlich berühmten Kenilworth machte, durch die Stadt Coventry kam, machte deren Mayor eine treffende Bemerkung. Die Corporation kniete vor der Königin nieder und überreichte derſelben nach damaliger Sitte als Gaſtgeſchenk eine ſchwere Börſe. Der Königin Augen funkelten: „Ein gut Geſchenk!" rief ſie, „hundert Pfund Gold! Ich erhalte nicht viele ſolcher Gaben." — „Möge es Ew. Gnaden gefallen," fiel der ehrliche Mayor ein, „es iſt viel mehr darin." — „Und was denn noch?" fragte Eliſabeth. — „Die Herzen aller Eurer getreuen Unterthanen."

Der Cabinetsſtyl hat ſich doch gebeſſert.

Noch gegen 1708 erhielt ein fremder Militär, der bei dem Fürſten eines Ländchens um eine Anſtellung gebeten, zur gnädigſten Antwort: „Sereniſſimus hätten gnädiglichſt reſolviret, nur mit denen eigenen Ochſen Dero Landes zu pflügen."

Korreſpondenz des „Sammlers."

Augsburg, 28. September 1847.

Augsburger Stadt-Theater. II. Vorſtellung: Dem fünfaktigen Schauſpiel „Katharina II. von Bridgmann" können wir nicht einmal das Lob geſchickter Zuſammenfügung und eines glücklichen Situationsgeſchickes zugeſtehen, welches wir neulich dem Don Bazano zollten. Es iſt eines jener tageslänügen Stücke, wie ſie aus einer mehr oder minder mangelhaften Kenntniß geſchichtlicher Memoiren und den trocknen Zuthaten einer noch mangelhaftern Phantaſie mit alltäglichſter Bühnenkenntniß zuſammengebaut werden, um eben ſo raſch als ſie erſchienen, auch der Vergeſſenheit anheimzufallen. Das ganze Stück hat den größten der Mängel, den Mangel an Organismus. Dafür kann eine hie und da gelungene Scene nicht entſchädigen. Ein ſolches Drama fördert weder die Schauſpieler, noch gibt es dem Publikum einen wirklichen Genuß. Iſt dies aber der Fall, ſo muß man es um ſo mehr erkennen, wenn die Darſteller, wenigſtens ſoviel an ihnen liegt, zum Gelingen des Ganzen beitragen. Dies war aber bei der gegenwärtigen Vorſtellung im Allgemeinen der Fall. Fräulein Herz, welcher die Rolle der Kaiſerin Katharina oblag, that mit vollem Eifer, was ſich thun ließ. Einzelne Scenen, in denen raſche Uebergänge von der Darſtellung des liebenden Weibes zur ſtrengen Kaiſerin, und umgekehrt, erforderlich waren, wurden von ihr mit großer Empfindungswahrheit vorgetragen. Nur ſchien, uns die gar zu majeſtätiſche Haltung und Bewegung nicht immer am rechten Ort. Unter den weiblichen Rollen möchte nächſt dieſer zunächſt die der Iſabella Dogonowsky, Fräulein Groß, glücklich durchgeführt erſcheinen. Beſonders ſcheint die Darſtellung des Fräulein Groß für Momente leidenſchaftlicher Erregtheit geeignet; hier und da wären indeſſen feinere Uebergänge zu wünſchen geweſen. Frau Wahlmann ſpielte die kleine Rolle der Gräfin de Beuee mit geſchicktem Maaß. — Unter den Männerrollen machen ſich die des Grafen Orloff (Herr Behrens) und des Grafen Panin (Herr Gerſtel) den Rang der Wichtigkeit ſtreitig. Herr Behrens hatte ſeinen Charakter richtig aufgefaßt, er hat das Prototyp eines hochmüthigen Emporkömmlings darzuſtellen (was übrigens Orloff in Wahrheit bekanntlich nicht war); und dies that er mit gutem Verſtändniß, wenn wir auch hier und da gern die weichern Farben des Bildes zu nachdrücklicherer Geltung gebracht geſehen hätten. Herr Gerſtel, unſerm Theater ſchon ſeit längerer Zeit angehörig, führte ſeine Rolle mit großer und dankenswerther Mäßigung zum Ziel, und benahm dadurch dem Charakter Panin's einen Theil des Gehäſſigen, was ihm der Verfaſſer vielleicht ſogar halb unbewußt aufgebürdet hat. Herr Quien (Chevalier de Montbrun), der Mann welchen Katharina liebt, wußte ſeine Aufgabe ſo vortrefflich zu löſen, daß man für dieſen Mann wirklich ein Intereſſe gewinnen konnte, trotzdem daß die Dichtung ſelbſt dafür eigentlich gar keinen Anhalt gibt. Die übrigen minder bedeutenden Perſönlichkeiten griffen ebenfalls glücklich in den Gang der Aufführung ein. Nur war Herr Bittner als Graf Waninkoff entweder nicht an ſeinem Platze, oder befangen. Der Aufführung als Ganzes wäre überdies ein raſcheres Zuſammenſpiel gewiß zuträglich geweſen, ſowie auch die ſonſt eben nicht geſparten Striche wohl im letzten Akte noch manches Schleppende zu entfernen vermocht hätten. Die Ausſtattung muß jedoch hier noch mit Lob berührt werden.

Digitized by Google

Nro. 80.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Den 6. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Napoleon und die Polen. — Narvaez. — Aufwand während der Trauung von 1846. — Die ringförmige Sonnenfinſterniß am 9. Oktober. — Schillers Wohnung. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers."

Napoleon und die Polen.

(Aus dem „Magazin f. d. Literatur des Auslandes.")

Das Verhältniß, in welchem der Kaiſer der Franzoſen zu den Polen ſtand, iſt eigentlich noch nirgends recht aufgehellt. Man weiß zwar, daß er ihren Patriotismus zu ſeinen Zwecken gebrauchte, daß er ſich ſeine Verſprechungen von ihnen auf allen Schlachtfeldern theuer bezahlen ließ, und daß er endlich den Verrath, den er an ihnen beging, ſchwer gebüßt, indem mit einem von ihm wiederhergeſtellten Polen die ruſſiſche Kataſtrophe gewiß nicht ſo ſchrecklich für ihn ausgefallen wäre, als ohne daſſelbe. Aber wie die Polen, die ſo tapfer für ihn fochten, wie ein Poniatowski, ein Chlopicki, ein Sulkowski u. A. ſich trotzdem ſtets von Neuem und ſo lange von ihm konnten berücken laſſen, ferner in welchem perſönlichen Verhältniß er zu den ausgezeichneteren Polen geſtanden — davon hat uns die Geſchichte wenig aufbewahrt. Zur Zeit des Unglücks, das über Preußen im Jahre 1806 hereinbrach, ſchienen die Polen der Erfüllung ihrer Wünſche auf Wiederherſtellung ihrer Nationalität am Nächſten zu ſtehen, aber das Herzogthum Warſchau, das der Frieden von Tilſit ſchuf, durch welchen zugleich das Gouvernement Bialyſtock und die Stadt Auguſtowo an Rußland abgetreten wurden, war dieſen Wünſchen nichts weniger als entſprechend. **Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus**, rieſen ſie im Juli 1807, als ſie die im vorigen Jahre an die Polen erlaſſenen franzöſiſchen Proclamationen wieder laſen und damit die neue Karte ihres Vaterlandes verglichen. In einer dieſer Proklamationen, die aus Paris vom 1. November 1806 datirt war, hatte man ſogar Koſziuszko's ehrwürdigen Namen mißbraucht; ſie war unter ſeinem Namen erſchienen, ohne daß er, wie aus ſeiner nachmals erlaſſenen Proteſtation hervorgeht, das Geringſte davon gewußt. Zwei andere in Polen populaire Männer, General Dombrowski, der Schöpfer der großen polniſchen Legion, die von 1797 bis 1803 an allen Siegen der Franzoſen in Italien einen bedeutenden Antheil hatte, und der Senator Wojewode Joſeph Wybicki (l. Wybicki,) der in den letzten Tagen der polniſchen Republik die Civilverwaltung derſelben geleitet, nahmen jedoch wirklich Theil an der im J. 1806 von Frankreich ausgegangenen Wiedererweckung des polniſchen Patriotismus.

Napoleon ſelbſt hatte namentlich während ſeines Aufenthaltes in Berlin dieſe Verſuche auf alle mögliche Weiſe begünſtigt. Nicht minder war er auch noch in Poſen, von wo eines ſeiner bekannten ſchwunghaften Bülletins datirt iſt, bemüht, durch Reden und Handlungen zu beſtätigen, was ſeine Proklamationen an Hoffnungen erregt hatten. Aber ſchon in Warſchau, wo er am 18. December 1806 ſeinen Einzug gehalten, ſchien eine Sinnesänderung in ihm vorgegangen, und dieſe wurde immer ſtärker, je mehr er ſich dem Abſchluſſe des Friedens näherte. Aus dieſer Zeit ſtammt eine uns überlieferte, merkwürdige Aeußerung Napoleon's in Bezug auf die Polen. Er ſagte nemlich zum General Rapp: „Ich liebe die Polen, ihr Feuer gefällt mir; ich möchte gern aus ihnen ein unabhängiges Volk machen, aber das iſt äußerſt ſchwierig. Es haben zu viele Leute Antheil an dem Kuchen: Oeſterreich, Rußland und Preußen. Und wenn die Lunte einmal angezündet iſt *) — wer kann wiſſen wo der Brand dann aufhört? Meine erſte Pflicht gehört Frankreich, das ich Polen nicht zum Opfer bringen darf. Nein, das würde zu weit führen! Uebrigens muß man die Sache dem Beherrſcher aller Dinge, der Zeit anheimſtellen; ſie wird lehren, was wir thun ſollen." **)

Das Motiv, daß außer Preußen auch noch Rußland und Oeſterreich Antheil an dem polniſchen Kuchen hatten, war ſicher das den Ausſchlag gebende bei Napoleon. Ihm war es vor, bei und nach dem Frieden von Tilſit weit mehr um die Gunſt und Freundſchaft des Kaiſers Alexander, als um die der Polen zu thun. Nach dem Kriege 1809 wurde zwar noch ein Stück von Galizien mit dem Herzogthum Warſchau vereinigt, aber die bald darauf eingetretene Verſchwägerung Napoleon's mit dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe machte allen weiteren Hoffnungen der Polen, von dieſer Seite ihr Land noch mehr vergrößert zu ſehen, ebenfalls ein Ende. Oeſterreich ſelbſt hielt es bei dem Ausbruche des Krieges gegen Rußland gar nicht für unmöglich, daß das alte polniſche Reich wieder hergeſtellt werde, und ließ ſich daher auch in dem mit Frankreich abgeſchloſſenen Traktat vom 14. März 1812 die Zuſage ertheilen, „daß der Kaiſer der Franzoſen, wenn es ereignenden Falls dem Kaiſer von Oeſterreich genehm ſeyn ſollte, einen Theil Galiziens zu dem Zwecke ſeiner Wiedervereinigung mit dem Königreiche Polen gegen die illyriſchen Provinzen zu vertauſchen, ſich ſchon von dem gegenwärtigen Augenblicke an verpflichte, in dieſen Tauſch zu willigen." Napoleon dachte aber gar nicht an eine ſolche Transaction zum Beſten Polens, denn als im Juli 1812 in Warſchau von einer „Wiederherſtellung des Reiches" die Rede war, erklärte er den polniſchen Abgeordneten geradezu, daß er keinerlei Beſtrebungen dulden werde, die dem öſterreichiſchen Kaiſer den ruhigen Beſitz ſeiner polniſchen Provinzen ſtören könnten.

Ueber jenen oben erwähnten Verſuch Napoleon's, im J. 1806 die Polen für ſeine Sache zu gewinnen, ſo wie über die demnächſt zu Stande gekommene Conſtitution des Herzogthums Warſchau iſt eine ſehr ſchätzbare, in Deutſchland noch wenig bekannte Aufzeichnung einer der damals mitwirkenden Hauptperſonen uns überliefert worden. Herr v. Wybicki nämlich, der von Napoleon mit der Einrichtung der Juſtiz- und Civilverwaltung, ſowie mit Entwerfung der Staatsverfaſſung des neuen Polens beauftragt war, hat darüber in polniſcher Sprache Denkwürdigkeiten hinterlaſſen, deren Erhaltung und Publication wir, wie die ſo mancher anderen literariſchen Reliquien ſeines Vaterlandes, dem verſtorbenen Grafen Eduard Raczynski verdanken. Das, was wir nachſtehend aus den Memoiren Wybicki's folgen laſſen, theilen wir nach einer Ueberſetzung in den „Provinzialblättern für das Großherzogthum Poſen" mit, die wegen der Sorgfalt, mit welcher ſie redigirt werden, auch außerhalb ihrer Provinz bekannter zu ſeyn verdienen, als ſie ſind. Wybicki ſchreibt über ſeine obengedachte Miſſion:

---

*) Das ſollte wohl ſo viel heißen als: „Wenn ich die Polen einmal ſelbſtſtändig machte."

**) P. M. Laurent, Histoire de l'Empereur Napoléon, Chap. XXV.

„Als Napoleon nach Berlin vordrang, befand ich mich mit meinen Söhnen in Dresden. Aus der Bewegung des franzöſiſchen Heeres ſchloß ich, daß Napoleon ſeine Kräfte in Polen konzentriren, die Polen bewaffnen und Magazine anlegen werde. An die Schlußfolgen der Revolutionirung von ganz Polen reihete ſich der Gedanke, daß man auch mich als wahren Patrioten zur revolutionairen Thätigkeit auffordern würde. Dieſe Gedanken erregten in mir das Gefühl großer Unruhe. Der Fall der franzöſiſchen Revolution mit ihren Schrecken, der ſchmähliche Untergang unſeres Aufſtandes, meine eigenen vieljährigen Leiden, das Geſchick meiner Kinder ſtanden vor meiner Seele, und das Wort: „Revolution“ machte einen furchtbaren Eindruck auf mich. In dieſer Seelenunruhe und, ich möchte ſagen, Verzweiflung, beſchloß ich, Dresden zu verlaſſen und irgendwo an Schleſiens Gränzen das Ende der Kataſtrophe zu erwarten. Meine Söhne ließ ich in Penſion in Dresden, und ſo reiſte ich ab. Einige Meilen von Dresden ſprengt ein Offizier mit franzöſiſcher Kokarde meinem Wagen nach, hält den Kutſcher an und fragt, ob ich Wybicki ſey? Auf mein Bejahen übergibt er mir ein Schreiben des General Dombrowski mit dem Befehle des Kaiſers, ſogleich ohne Zeitverluſt nach Berlin zu kommen. Beſtürzt und verſunken in ein Labyrinth von tauſend verſchiedenen Gedanken fuhr ich mit dem Ueberbringer dieſes Briefes, Lobzinski, dem Adjutanten Dombrowski's, nach Dresden zurück. Er erweckte mich aus meiner Lethargie mit den Worten: „Der Kaiſer will Polen, unſer Vaterland, wiederherſtellen.“ Nun vermehrte ſich meine Unruhe erſt recht, indem ich zu zweifeln begann, ob der Kaiſer in mir die Gaben und Kenntniſſe finden werde, welche er erwartete, und wie ich überhaupt vor dieſem Helden ſtehen und ſprechen würde.

„In Berlin fuhr ich ſogleich beim General Dombrowski vor, der über meine ſpäte Ankunft unruhig war, und beſchwor ihn, mir zu ſagen, wie Napoleon darauf gekommen ſey, mich zu ſich zu berufen. „Der Kaiſer“, antwortete er mir, „dem Siege vertrauend, hatte ſchon beim Beginn des Krieges daran gedacht, polniſche Emigranten von Anſehen und bewährtem Patriotismus bei ſeinem Eindringen in Polen an ſeiner Seite zu haben. Ich bin aus dem italiäniſchen Dienſte durch Kuriere zum Kaiſer nach Deutſchland berufen worden. Da er in Paris zum Civildienſt keinen geeigneten Polen fand, hat man dich ihm empfohlen, und ſeine erſte Frage an mich war, ob ich dich kenne und welches Anſehen du in Polen habeſt?“ — Die Nacht vor der verhängnißvollen Audienz konnte ich nicht ſchlafen. Der General wurde zuerſt zum Kaiſer berufen, dann kam der Moment, in dem der Kammerherr rief: „Herr Wybicki, der Pole, zu Sr. Majeſtät dem Kaiſer.“ Man öffnete die Thür, der Kaiſer ſtand am Kamine, ich fing an zu ſprechen, er unterbrach mich und fragte: ob ich Wybicki ſey? der deſſen Güter konfiszirt wären? Als ich hierauf geantwortet, fragte er wieder, welchen Werth meine Güter hätten? Durch dieſe Güte erdreiſtet, erwiederte ich, daß dieſer Gegenſtand zu unwichtig wäre, um den Kaiſer mit demſelben zu beſchäftigen, daß ich vielmehr ſeine Befehle erwarte, in was ich nützlich ſeyn könne? Berthier und Dombrowski, welche gegenwärtig waren, ſahen bei dieſen Worten verwundert auf mich. Der Kaiſer aber verließ den Kamin, begann auf- und abzugehen und befahl mir, neben ihm zu bleiben. Er fing damit an, daß er den Feind durch Polen verfolgen müſſe, daß er Polen wiederherſtellen, aber vorher wiſſen wolle, welche Bequemlichkeit und Lebensmittel das Heer finden werde? Mit großer Ruhe antwortete ich, daß, wenn er als Sieger ins Land trete, er Alles befehlen könne; wenn er aber erklärte, Polen wiederherzuſtellen, wir ihm alles von ſelbſt zum Opfer bringen wollten. „Bürgen Sie dafür?“ fragte der Kaiſer. „Ich bürge“, antwortete ich dreiſt, „denn der Pole gibt Alles für ſein Vaterland“, und im Eifer ſoll ich bei dieſen Worten des Kaiſers Hand ergriffen haben. Hierauf wandte ſich der Kaiſer zu mir und ſagte: „Sie beſitzen großes Vertrauen bei Ihren Landsleuten, ſchreiben Sie ſogleich eine Proklamation an dieſelben; ſagen Sie ihnen, daß ich mit 300,000 Mann in Polen einrücke, und wenn ich ſehe, daß ſie würdig ſind, eine Nation zu ſeyn, ſie eine werden ſollen.“ Gerührt antwortete ich, daß ich die Proklamation ſogleich ſchreiben würde, ging nun mit Dombrowski weg, entwarf ſofort dieſelbe polniſch und übertrug ſie mit Hülfe Hauke's des Adjutanten Dombrowski's, ins Franzöſiſche.

„Ganz wider mein Erwarten, nahm der Kaiſer die Proklamation unverändert an, gab dann den Befehl, wir ſollten auf der Stelle die Nacht hindurch nach Poſen, wohin er in kurzem nachkommen wolle; uns aber ertheilte er die Vollmacht, in ſeinem Namen die Juſtiz- und Verwaltungs-Behörden zu organiſiren; dem General Dombrowski den Befehl ein polniſches Heer in polniſcher Uniform zu bilden. Die erwähnte Proklamation erſchien aus Berlin, den 3. November 1806 datirt, in polniſcher und franzöſiſcher Sprache.

„Obgleich wir in Poſen in der Nacht anlangten, erwarteten uns große Maſſen Volks, man ſpannte unſere Pferde aus und zog uns bei Fackelſchein bis zum Mielzynskiſchen Hauſe, wo wir wohnen ſollten. Ich ſah nun das Poſen wieder, in deſſen Paläſtra ich meine juriſtiſche Thätigkeit begann, in dem ich 1795 zum Tode und zur Confiscation meines Vermögens verurtheilt worden war, und in welches ich nun als Organiſator mit feierlicher Pracht einzog, — o menſchliches Schickſal!

„So ſehr mich der allgemeine Jubel freute, ſo bemerkte ich doch bald zu meinem Erſtaunen unter den um mich zahlreich verſammelten Edelleuten Beſorgniß und Zweifel am günſtigen Erfolge der Sache; bei anderen, trotz des äußeren Patriotismus, Anhänglichkeit an Preußens Regierung.

„Nach manchen Veränderungen ernannte ich den Kaſtellan Krzyzanowski zum Chef der Juſtiz und Herrn Breza zum Präſes der Adminiſtration; in Kaliſch zu denſelben Würden die Herren Bielinski und Kielczewski. Der Wojewode Graf Dzialynski aus Konarzewo übernahm die Deputation an den Kaiſer nach Berlin. Die übrigen Mitglieder der an die Stelle der entlaſſenen preußiſchen Kammer tretenden Kommissya obywatelska waren die Herren Jaraczewski als Präſes nach dem Abgange von Breza, Chlapowski, Bierncki, Wegorzewski, Kalaczkowski, Jozef Szczaniecki, Wyganowski, Garczynski, Kwilecki, Kowalski, Faustyn Zakrzewski, Gajewski, Koczorowski, Szoldrski, der Domherr Wolicki, Uminski und der Doktor Ruter. Kommandant der Stadt Poſen war in dieſer wichtigen Zeit der Oberſt Alſamitowski. Die übrigen einſtweilen ernannten Mitglieder der Poſener Regierung (damals Juſtizbehörde) waren die Herren Nagalinski, Gajewski, Kwilecki, Bielinski, Szoldrski, Keszycki, Zakrzewski, Karytawski, Niegolewski, Radolinski, Szczaniecki, Wyganowski, Rebowski, Kurczewski, Kurowski, Poninski, Krzyzanowski, Topinski, Stablewski, Radolinski Walknowski. (Schluß folgt.)

Narvaez.

Bei der gegenwärtigen, höchſt eigenthümlichen Stellung, welche Narvaez nach ſeiner verunglückten Geſandtſchaft, die einem Aprilſcherz weit ähnlicher ſieht, als einer ernſthaften politiſchen Miſſion, theils dem alten, theils dem neuzubildenden Miniſterium, theils der Königin Iſabella ſelbſt gegenüber eingenommen hat, iſt der endliche Ausbruch der Criſis, worin Spanien ſchon ſo lange geſchwebt, mit größerer Wahrſcheinlichkeit denn jemals zu erwarten. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der General, der einzig conſequente und energiſche Mann am ſpaniſchen Hofe, früher oder ſpäter abermals und vielleicht mehr als ehemals, in den Vordergrund treten werde. Vielleicht begegnen wir deshalb dem Wunſche unſerer Leſer, wenn wir ihnen eine kurze Ueberſicht der Laufbahn des Generals mittheilen. — Narvaez ſtammt aus einer edlen Familie. Sohn des Grafen von Canada-Alta, einem alten andaluſiſchen Geſchlechte, trat er nach der Reſtauration von 1814 unter Ferdinand VII. als Unterlieutenant in die königliche Garde ein. Bei den revolutionären Bewegungen des Jahres 1820 trat er auf die Seite der Liberalen und wurde Adjutant Mina's. Nach der Reſtauration von 1823 wurde

Digitized by Google

er auf unbeſtimmte Zeit verabſchiedet und genöthigt, ſich von der Armee und den Staatsgeſchäften fern zu halten, bis im Jahre 1832 Marie Chriſtine die Liberalen gegen die für Karl V. in die Schranken tretenden Royaliſten zu Hülfe rief. Während des nun ausbrechenden Bürgerkrieges diente Narvaez unter den Fahnen der Chriſtinos und legte bei verſchiedenen Gelegenheiten Proben von großem Muthe ab, ohne ſich jedoch gerade durch anderweitige kriegeriſche Talente auszuzeichnen. Seine Tapferkeit wurde übrigens durch eine an Barbarei gränzende Grauſamkeit befleckt, und vorzüglich war es Arragonien, welches das Andenken an ſeine blutigen Verfolgungen und Hinrichtungen noch jetzt nicht verloren hat. Man erzählt, daß er auch Frauen, Mädchen und ſelbſt unmündige Kinder nicht geſchont hat. Als im Jahr 1840 die Königin Chriſtine und die Partei der Moderirten vertrieben wurde, begleitete Narvaez die Erſtere nach Frankreich, wo er einer ihrer ergebenſten Hofleute und geſchickteſten Agenten machte. Es ſcheint damals in ſeinen Grundſätzen eine große Veränderung vorgegangen zu ſeyn, denn der ehemalige Adjutant Mina's bekannte ſich in den Pariſer Salons zu den abſolutiſtiſchen Ideen und ließ in dieſer Beziehung ſelbſt die Anſichten Derer weit hinter ſich zurück, die er früher als zur retrograden Partei gehörig bekämpft hatte. Mit großer Offenheit befehdete er die Repräſentativ-Regierung, indem er die Ueberzeugung kund gab, daß ſie für Spanien ein Unding, eine Unmöglichkeit ſey, und daß die Ruhe in dieſem Lande nur durch die Wiedereinführung des alten Regierungsſyſtems, ja der Inquiſition hergeſtellt werden könne. Im Jahre 1843, zur Zeit der Pronunciamentos gegen Espartero, war er es, der aus Paris das Geld nach Spanien ſchaffte, welches Chriſtine zur Vernichtung des Dictators zu opfern beſchloſſen hatte. Er ſtellte ſich an die Spitze der Bewegung zu Valencia. — Sein Miniſterium, ſeine Börſenintriguen, ſeine Zwiſtigkeiten mit Chriſtine, ſeine Gewaltmaaßregeln gegen die Freiheit der Perſon und der Preſſe ſind zu neue und deßhalb zu bekannte Thatſachen, um hier wieder erzählt zu werden, eben ſo ſeine Verbannung nach Frankreich und ganz neuerdings ſeine Ernennung als Geſandter und das Mißlingen ſeiner Miſſion nach Madrid.

Aufwand während der Theurung von 1846.

Der Frhr. v. Reden hat in der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift für Statiſtik durch Zahlen dargethan, wie viel in dem verfloſſenen Jahre Deutſchland mehr für Korn verausgabt habe, als in Durchſchnitt ſonſtiger Jahre. Wir wollen das Reſultat, zu welchem Herr v. Reden dabei gelangt, unſeren Leſern in folgende Zeilen zuſammendrängen. Hr. v. Reden ſchätzt den jährlichen Bedarf an Brodkorn für eine Arbeiterfamilie von fünf Perſonen auf 450 Pfund. Der durchſchnittliche Preis von $1\frac{1}{2}$ Thlr. für den Berliner Scheffel iſt aber ſeit der letzten Erndte um 75 pCt. geſtiegen, es hat alſo der Verbrauch von Korn in ganz Deutſchland in dieſem Jahre eine Mehrausgabe von einhundert und fünfzig Millionen Thalern nothwendig gemacht. Hiezu kommt aber noch, daß der Preis zur Zeit der vorjährigen Erndte bereits ſo hoch war, daß man noch eine Mehrausgabe von 70 Mill. in dieſem Jahre im Verhältniß zum Durchſchnitt anderer mittlerer Jahre in Rechnung bringen muß, ſo daß alſo die Vertheuerung für Deutſchland im Ganzen für dieſes Jahr auf zweihundert und zwanzig Millionen Thaler zu veranſchlagen ſeyn würde, eine Summe, welche die Staatseinnahme aller Staaten, mit Ausnahme für Preußen und Oeſterreich, drei Mal überſchreitet. Hierzu iſt freilich der Gewinn abzuziehen, den einzelne Oekonomen und Spekulanten an jenen Artikeln gemacht haben. Rechnen wir nun aber, wie viel weniger die deutſchen Gewerbsleute und Arbeiter überhaupt verdient haben, ſo wird uns das betrübende Reſultat entgegentreten, daß Deutſchland ohne ein Aequivalent dafür zu erhalten, in dieſem Jahre circa 220 Millionen Thaler mehr verausgabt hat, als im Durchſchnitt ſonſtiger Jahre. Es gehört Etwas dazu, dieſen Ausfall wieder zu verdienen.

Die ringförmige Sonnen-Finſterniß am 9. Oktober d. J.

Da die ringförmige Sonnenfinſterniß zu den ſchönſten Erſcheinungen des Himmels gehört, und ſo ſelten iſt, daß ſie für einen gegebenen Ort oft in einem Jahrhunderte kaum zweimal ſtattfindet, ſo wollen wir auf die am 9. Oktober l. J. beſonders aufmerkſam machen, und einiges zu ihrer Beobachtung Dienliche nach den Schriften Jahn's, Littrow's, Mädler's u. A. vorausſchicken. Eine ringförmige Sonnenfinſterniß kann nur zu einer Zeit eintreten, wo der ſcheinbare Durchmeſſer der Sonne größer iſt, als der des Mondes. Wenn alsdann die Mittelpunkte ihrer Scheiben — von der Erde aus geſehen — in eine Linie fallen oder einen geringern Abſtand bilden, als die Hälfte von dem Unterſchiede ihrer ſcheinbaren Durchmeſſer; ſo entſteht in erſterm Falle eine centralringförmige Sonnenfinſterniß, in letzterm eine ringförmige überhaupt. Am 9. Oktober nun tritt es ein, daß der ſcheinbare Durchmeſſer der Sonne beinahe um $2\frac{1}{2}$ Zoll — den zwölften Theil deſſelben einen Zoll genannt — den des Mondes übertrifft, und beide Weltkörper eine ſolche Stellung für die Erde bekommen, daß ihre Mittelpunkte für einige Gegenden ganz in einander fallen, für andere der Abſtand derſelben geringer als $1\frac{1}{10}$ Zoll iſt. Für Deutſchland wird ſie nirgends centralringförmig ſeyn: aber ringförmig mit ungleich breitem Rande wird ſie, nach der Berechnung des Direktors der aſtronomiſchen Geſellſchaft zu Leipzig Dr. G. A. Jahn, von folgenden Städten geſehen werden, als: Aachen, Aſchaffenburg, Augsburg, Baden, Bentheim, Bonn, Bregenz, Belren, Cannſtadt, Coblenz, Dillingen, Dortmund, Düſſeldorf, Duisburg, Ellwangen, Frankfurt a. M., Gaildorf, Germersheim, Gießen, Heilbronn, Innsbruck, Kaiſerslautern, Karlsruhe, Köln, Mannheim, Mergentheim, München, Nördlingen, Offenburg, Philippsburg, Reutlingen, Rottweil, Speyer, Tübingen, Ulm, Urach, Zuſmarshauſen, Zweybrücken. Für die übrigen Städte wird ſie partial ſeyn. Der Anfang iſt für verſchiedene Orte verſchieden, und fällt ungefähr zwiſchen 7 und 8 Uhr Morgens; man muß hierüber zuverläſſige Ortskalender zu Rathe ziehen; die Dauer iſt ungefähr zwei Stunden 37 — 40 Minuten; die Erſcheinung iſt am Schönſten um die Mitte. Der Verlauf der ringförmigen Sonnenfinſterniß iſt folgender: Die Sonne wird zuerſt auf ihrer Weſtſeite von dem Monde bedeckt. Wenn ſie weiter vorrückt, ſo bildet der noch leuchtende Theil eine Sichel, deren Mitte immer ſchmäler wird, und deren Spitzen ſich immer mehr verlängern, bis ſie plötzlich zuſammenſpringen. Dieß iſt der ſchönſte Augenblick. Bevor er eintritt, bemerkt man in der Lücke zwiſchen den beiden Spitzen ſchon einzelne Lichtpunkte, da die Zwiſchenräume der hohen Mondberge ein wenig früher hindurch dringen. Die ringförmige Erſcheinung kann nur von kurzer Dauer ſeyn, da Sonne und Mond auf ihren Bahnen in ungleichen Zeiten fortrücken. Auf der andern Seite findet daſſelbe Schauſpiel in umgekehrter Ordnung ſtatt. Der Ring zerſpringt; die Spitzen entfernen ſich immer mehr; die leuchtende Sichel wird immer breiter, bis endlich die Sonne wieder ganz erſcheint. Von eigenthümlicher Art ſind die Wirkungen. Die Farbe des Himmels verdüſtert ſich, ſo daß man mit Fernröhren die größeren Sterne ſehen kann; mit freiem Auge dürfte vielleicht Venus erkannt werden, welche um dieſe Zeit etwa 12 Grad weſtlich von der Sonne zu ſuchen iſt. Thermometer, welche in der Sonne hängen, ſinken bedeutend. Gewöhnlich erhebt ſich kurz vorher ein leichter Wind. Die Thiere geben Zeichen innerer Angſt von ſich: Vögel flattern unruhig umher; Hunde bellen, Pferde und andere Thiere drängen ſich unruhig aneinander, werden wild und fliehen. Es dürfte zu rathen ſeyn, daß Reitende abſitzen und Fahrende ausſteigen. Möge nur der Himmel an dieſem Tage günſtig ſeyn, damit man das ſchöne Schauſpiel recht genießen und beobachten könne. (A. P. Z.)

Schillers Wohnung.

In Weimar erregt die Wiedergeburt des Schiller'ſchen Wohnhauſes eine ſehr thätige Theilnahme. Nachdem der Stadtrath das

Digitized by Google

Opfer gebracht hat, es durch den Ankauf zu hohem Preiſe, weit über den materiellen Werth, jeder Entweihung zu entziehen, läßt er jetzt das ziemlich deſolat gewordene Gebäude mit Schonung und Beibehaltung ſeiner früheren Geſtalt und Einrichtung von Grund aus in guten baulichen Stand ſetzen. Das Erdgeſchoß wird ein gebildeter und freundlicher Caſtellan beziehen, ſtets bereit, die Beſuchenden herumzuführen, auch Erinnerungszeichen und Andenken an daſſelbe in Bereitſchaft haben. Die Etage, welche Schiller bewohnte, beſteht in drei Zimmern. Dasjenige, in dem er ſeine „Maria Stuart“, „Jungfrau von Orleans“, „Braut von Meſſina“, den „Tell“ u. A. m. dichtete, ſoll ganz getreu wie bei ſeinen Lebzeiten und in ſeiner urſprünglichen Einfachheit wieder hergeſtellt, und es ſollen in dieſem Heiligthume alle bis jetzt erlangten und noch zu erlangenden Reliquien und Erinnerungs-Gegenſtände aufgeſtellt werden. Das daran ſtoßende mittlere Zimmer ſoll durch Decoration, Meublirung und ſonſtige Ausſchmückung den größtmöglichen Glanz erhalten, und dieſer ſoll die Huldigung bekunden, welche die Nachwelt dem erhabenen Dichter zollt. Wahrhaft rührend iſt die außerordentliche Theilnahme und Bereitwilligkeit geweſen, mit der Weimars Frauen aus allen Ständen hierzu die Hand geboten haben. Freiwillig übernahmen es etwa 30 Damen, Haus für Haus Geldbeiträge zu ſammeln und Mitarbeiterinnen zur Herſtellung eines prachtvollen Teppichs für dieſes Zimmer, verfertigt von eigenen kunſtgeübten Händen, zu gewinnen. Das Reſultat dieſer ſchönen Hingebung für einen edlen Zweck iſt bis heute an Geldbeiträgen die Summe von etwa 200 Thalern und die Betheiligung von bis jetzt 46 Damen an dieſem Kunſtwerke ſelbſt, welches ſicher ſeiner ſchönen Beſtimmung entſprechen wird. Es iſt auch ſchon die Rede davon, daß die Frauen anderer weimariſcher Städte, als Eiſenach, Jena, Neuſtadt a. d. O., Apolda, Allſtedt, Ilmenau, hinter dieſem ſchönen Beiſpiele der Reſidenz nicht zurückbleiben wollen, vielmehr dieſes Prachtzimmer mit ſechs herrlichen Tabourets auszuſtatten gedenken, und daß jede Stadt das ihrige mit dem geſtickten Stadtwappen verzieren werde. Eine Gedenktafel wird ſpäter in dieſen geweihten Räumen die Namen aller vereinigen, die ſich um ihre Ausſchmückung verdient gemacht haben.

Pot-Pourri.

Ausgaben der königl. engliſchen Haushaltung.

Nachfolgende Rechnung für das Jahr 1846 wird den National-Oekonomen, ſo wie dem Publikum überhaupt, nicht unintereſſant ſein: Brod 2050 Pf. St.; Butter, Käſe und Eier 4976 Pf. St.; Milch und Rahm 1478 Pf. St.; Fleiſch 9472 Pf. St.; Geflügel 3633 Pf. St.; Fiſche 1970 Pf. St.; Spezereiwaaren 4644 Pf. St.; Oel. ꝛc. 1793 Pf. St.; Obſt und Zuckerwerk 1741 Pf. St.; Gemüſe 487 Pf. St.; Wein 4850 Pf. St.; Liqueurs ꝛc. 1843 Pf. St.; Ale und Porter 2811 Pf. St.; Wachskerzen 1977 Pf. St.; Lichte 179 Pf. St.; Lampen 4166 Pf. St.; Holz und Kohlen 6849 Pf. St.; Papier, Zeitungen, Schreibmaterialien ꝛc. 824 Pf. St.; Drechslerwaaren 376 Pf. St.! Meſſingwaaren 890 Pf. St.; Porcellan, Glas ꝛc. 1326 Pf. St.; Leinwand 1085 Pf. St.; Wäſche, Tafel-Leinwand 3130 Pf. St.; Silbergeſchirr 500 Pf. St.

Die Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern.

Paläologus Ardax, Kaiſer zu Konſtantinopel war in ſeinem 40 Jahre ſtets kränklich und ſeit 9 Monaten bettlägerig. Arzneien in Menge hatten nichts gefruchtet. Endlich rieth eine griechiſche Kräuterfrau der Kaiſerin, ſie ſollte ihren Mann wenigſtens zweimal wöchentlich recht heftig erzürnen, wenn ſie ihn geſund erhalten wolle. Er habe ſchleimige, ungeſalzene Säfte, und wer ihm nichts als Ruhe und Vergnügen ließe, beſchleunige ſeinen Tod. Die für ihren Kaiſer beſorgte Hulrodina Auguſta that mehr, als ihr befohlen war: ſie hat ihren Gemahl täglich viermal erzürnt, worauf er ſich ſo wohl befand, daß er in zwanzig Jahren kaum 3 Monate krank war. — Durch die Bewegungen des Zornes nun mag die Galle ſamt den übrigen Säften mehr erhöht und erſchüttert, und alſo das mangelnde Feuer oder die fehlende Bewegung der feſten und flüſſigen Theile in Ordnung gebracht worden ſeyn. — Dank ſey es den Weibern unſerer Zeit, welche ihre Männer nicht auf ähnliche Weiſe erkranken laſſen!“

Jenny Lind.

Die Begeiſterung der Söhne Albions für Jenny Lind geht ſo weit, daß ſie ſie durchaus zu ihrer Landsmännin machen wollen. Der Glasgow-Kourier behauptet, daß Jenny Lind von einer ſchottiſchen Familie Namens Lynne, Linne oder Lin abſtamme; die Mitglieder dieſer Familie waren Lairds von Hunſterſtone; um 1688 waren Kaufleute der Familie nach Stockholm ausgewandert — gewiß die Ahnen Jenny Lind's! Die Morning-Poſt ſagt ironiſch, ein mit dem Siegel X-ta-ſer's (lies: **Ecstasy's** — Extaſe,) des Wappenkönigs des Reichs der Mitte, verſehenes Dokument thue Jenny Lind's Abſtammung von dem chineſiſchen Miniſter Lin dar.

Korreſpondenz des „Sammlers.“

Augsburg, 1. Oktober 1847.

Augsburger Stadt-Theater. III. Vorſtellung: „Der Sohn der Wildniß“ iſt bereits ſo einheimiſch auf dem deutſchen Theater worden, daß über dies „dramatiſche Gedicht“ ein kritiſch Wort zu ſprechen vollkommen überflüſſig wäre. Wir wiſſen wie es, urſprünglich für das Wiener Burgtheater geſchrieben und ſeine einzelnen Rollen genau den dort vorhandenen Kräften, ſowie den Lieblingsbewegungen dieſer Künſtler angepaßt, eben auch nur in Wien in wirklicher Vollkommenheit zur Erſcheinung kommen kann. Das außeröſterreichiſche Publikum intereſſirte ſich dann dafür, als für eine außergewöhnliche Erſcheinung, wie es ſich jetzt für König René's Tochter von Henrik Herz intereſſirt, indem es vor angenehmem Schaukeln auf gefälligen Verſen nicht zu einer Frage nach dem eigentlichen dramatiſchen und poetiſchen Werthe kam. Jetzt iſt man kälter geworden, und der Sohn der Wildniß verſchwand bereits wieder von den meiſten Repertoiren. Der geſunde Sinn hat das durch und durch Gezwungene der Dichtung erkannt; wir können uns an dem Stücke wohl mit dem Verſtande, nicht aber mit der vollen Hingebung des Herzens betheiligen. Beſonders leidet die Rolle der Parthenia unter dieſer Unnatur. Aus der liebenden Tochter wird eine Heroin, welche dann jene Liebe für den Zögling ihrer Erziehungskunſt gewinnt, wie wir ſie allerdings oft im Leben, nur unter minder romantiſchen Zuthaten und darum minder intereſſant, entſtehen ſehen. Bei einer ſolchen Aufgabe, welche eben kein natürlich Bild zu geben hat, iſt über richtige oder unrichtige Auffaſſung ſchwer zu entſcheiden. Jede Darſtellerin geſtaltet das Bild nach ihrer Individualität, aber der Zuſchauer wird wohl kaum jemals zu der Illuſion kommen, jene Schauſpielerin ſey wirklich eine Parthenia. Es bleibt immer etwas Gemachtes und Kühles, womit denn die Momente leidenſchaftlicher und wirklich menſchlicher Erregung keinen rechten Zuſammenhang finden wollen. Fräulein Herz war in den Momenten der Erregung vortrefflich an ihrem Platze, den Verſen ruhigerer Scenen wäre dagegen eine getragenere Stimme von Vortheil geweſen. In den Scenen (man hatte noch einige vermittelnde und erklärende Scenen geſtrichen) eines nur mittelbaren Spiels wäre auch jedenfalls mehr Betheiligung am Handlungsgange zu wünſchen geweſen. So z. B. in der Scene des vierten Aktes, wo Ingomar mit beſtändigem Hinblick auf Parthenia Alles hingibt, was ihm bisher theuer war, bis ihm zuletzt Parthenia ſogar das Schwert abnehmen darf. Ingomar's Rolle wurde von Herrn Behrens mit ſchönem Vortragstalent durchgeführt; aber unbegreiflich iſt, warum Herr Behrens im Affekte die Worte gar ſo ſehr zerhackt, ſo daß ſie bis zur Unverſtändlichkeit zerfallen. Miron, der Waffenſchmied, war von Herrn Gerſtel ganz richtig angelegt und würde ſicherlich auch zu vollem Genüge zu Ende geführt worden ſeyn, wenn nicht hier und da ziemlich weſentliche Gedächtnißlücken eingetreten wären. Ueberhaupt war das Stück nicht genugſam zuſammengeſpielt, ſo daß beſonders in vielſtimmigen Scenen Rede und Gegen- oder Nebenrede allzuunverbunden neben und nacheinander herliefen. Noch iſt zu bemerken, daß die Darſtellerin der Actäa nicht Frau Wahlmann war, wie der Zettel beſagte, ſondern Fräulein Hayne. Die Auszeichnung, welche das Publikum den Hauptdarſtellern zollte, war eine gerechte Anerkennung ihres Strebens.

Digitized by Google

Nro. 81. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 10. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Johann Koletti. — Napoleon und die Polen. — Buntes. — Korreſpondenz des „Sammlers.“

Johann Koletti.

Der am 28. September zu Athen verſtorbene Miniſter.

Johann Kolettis war 1780 in einer angeſehenen und geachteten Familie in Saraca, einer kleinen Stadt bei Janina, geboren und verlor frühzeitig ſeinen Vater. Sich ſelbſt überlaſſen und ohne Stütze, fühlte er ſchon damals das Bedürfniß, ſich feſte Grundſätze als Leitfaden für das Leben aufzuſtellen, von denen er ſeitdem nicht abwich. Schon in ſeiner Jugend waren ſeine Gedanken und Gefühle auf die allgemeinen Leiden ſeines Landes gerichtet, und ſo trat der 17jährige Jüngling in die 1797 vom Dichter Rhigas gegründete poetiſche Geſellſchaft Hetairia ein. Mit mehreren Mitgliedern dieſer Geſellſchaft ſtudirte er auf den Univerſitäten Piſa, Mailand, Pavia und Bologna, wo er 1810 zum Doktor der Medizin graduirt ward. Dieſer Beruf, der bekanntlich bei den Türken in hoher Achtung ſteht, ſchützte ihn gegen ihre Tyrannei. Kolettis war einer von den jungen Leuten, die ſich zu Napoleon nach Mailand begaben und dieſem die Mittel zur Eroberung Griechenlands an die Hand gaben. Napoleon war von der Beharrlichkeit der Griechen und ihrem Unglück gerührt und nahm Kolettis und ſeine Genoſſen ſehr wohlwollend auf. Kolettis führte bei der Entwickelung ihres Planes das Wort, und der Kaiſer wünſchte dem jungen Manne Glück zu ſeinen Rednergaben und entließ die Geſandtſchaft mit der Hoffnung, daß er auf ihren Plan eingehen werde. Als Kolettis 1810 in ſeine Heimath zurückkehrte, war Epirus in großer Aufregung. Ali-Tebelen, Paſcha von Janina, hatte ſchon lange den Plan, dieſe Provinzen an ſich zu reißen, und wollte ſich zu dieſem Zwecke Kolettis' als eines der griechiſchen Häuptlinge bedienen; dieſer ſtellte ſich, als wäre er ſeinen Abſichten geneigt und ward ſomit zum Leibarzt ſeines Sohnes Multar-Bey ernannt. Durch ſeine Geſchmeidigkeit und die allen Griechen eigenthümliche Schlauheit gelang es Kolettis, den Verdacht ſeines Herrn einzuſchläfern. Kolettis war der Erſte, der die Fahne der Empörung aufpflanzte und den türkiſchen Aga, der in Sarnea, ſeiner Vaterſtadt, befehligte, fortjagte. Auf ſeinen Rath ſtecken ſeine Mitbürger ihre Häuſer in Brand, er entkommt mit ſeinen Parteigängern der von Kurſchid-Paſcha befehligten Armee, ſchlägt ſich mit ihnen durch die feindlichen Truppen und kommt in den Wäldern von Aetolien mit verſtärkter Macht an, vereinigt ſich hier mit den Rumelioten und gewinnt die Straße von Miſſolunghi, wo bereits die ſpäteren Helden des Befreiungskrieges, Maurokordatos, Negris, Karadja, Metalis und Luziatis, verſammelt waren. Notos Bozzaris ſtand hier an der Spitze der Palikaren und ſchickte Kolettis mit dem Erzbiſchof Germanos nach Morea, dann nach Kalamata, wo aus verſchiedenen Provinzen Griechenlands Deputirte verſammelt waren, um über die Mittel zur Fortſetzung des Krieges zu berathſchlagen, und die Grundlagen eines proviſoriſchen Regierungsſyſtems zu entwerfen. Von dieſer Verſammlung, die man die konſtitutive nennen könnte, ward Kolettis eines der vier Mitglieder der Kommiſſion, welche beauftragt war eine Konſtitution zu entwerfen. Dieſe Konſtitution (vom 13. Januar 1822) übertrug dem Senate die geſetzgebende und fünf Miniſtern die exekutive Gewalt. Maurokordatos ward Präſident des Senats und Kolettis Miniſter des Innern. Nach der Einnahme von Miſſolunghi wurden die Abgeordneten von Neuem nach Argos einberufen, um die Konſtitution zu revidiren. Hier brach die Eiferſucht zwiſchen Maurokordatos und Kolettis aus, und um ſich ſeines gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen, ſchickte Maurokordatos Kolettis nach Attika und Euböa, um den Einfall der Türken zu verhindern. Dieſer entledigte ſich ruhmreich ſeiner Sendung und trug bei Karyſto über die Türken einen der glänzendſten Siege davon. Es iſt traurig, daß die Geſchichte nach dieſem Sieg über den Feind Griechenland's auch von Siegen über die Parteien, die in dem noch nicht befreiten Griechenland ſich einander bekämpften, zu ſprechen hat. Als endlich Kapodiſtrias zur Präſidentſchaft gelangte, rief er Kolettis in die Regierung; dieſer aber, ohne der Sache des ruſſiſchen Schützlings ſich blind zu ergeben, diente ihr, ſo weit ſie mit dem allgemeinen Beſten im Einklange war. Nach dem Tode dieſes Präſidenten ward er Mitglied der Regierungskommiſſion, worin er neben ſeinem Todfeinde Kalakotronis und dem Bruder Kapodiſtria's ſaß.

Nachdem endlich die Londoner Konferenz Griechenland zu einem unabhängigen Königreich erklärt hatte, war Kolettis einer der Erſten, die den König ohne Bedingung anerkannten, ſowie er ſpäter die Truppen Kolokotroni's, dieſes ewigen Rebellen, zerſtreute.

Nach der Ankunft des Königs wurde er Anfangs von der Regentſchaft vernachläſſigt, oder ſie hielt ihn vielmehr auf die Seite geſchoben, weil er ihr zu bedeutend ſchien; er mußte ſich mit dem Miniſterium der Marine begnügen, man verſuchte es mit Maurokordatos und Trikupis. Damals als man noch — im Ganzen mit Recht — auf die Einführung europäiſcher Uniformen großes Gewicht legte, konnte man auch einige Male, z. B. am Neujahrtage 1834, Kolettis in dem hellblauen ſilbergeſtickten Miniſterfrack mit dem galonirten Hut erblicken; was andern recht wohl ſtand, erſchien bei ihm wie ein fremdartiger Mummenſchanz. Sein ganzes innerſtes Weſen wie ſeine gebietende äußere Erſcheinung war mit der weiten weißen Fuſtanella, der kurzen blauen oder braunen Jacke, und dem rothen Feſſ innig verwachſen, und dieſer durch den Krieg zur Nationaltracht erhobenen Kleidung blieb er auch fortan bis an ſein Ende getreu. Die Anfangs mit dem Bann belegte Fuſtanille ſollte wieder zu Ehren kommen, als im Sommer 1834 einerſeits die allzu raſchen Maaßregeln der Regentſchaft gegen die Klöſter, andrerſeits aber auch fremde Umtriebe den Aufſtand in Meſſenien hervorriefen, und es ſich um ſchnelle Dämpfung desſelben handelte. Da war Kolettis der Mann für die Lage der Dinge: mit ſeinem aus den Kriegsjahren herüber bewahrten Einfluß auf die einheimiſche Kriegercaſte rief er bald die nöthige Mannſchaft zuſammen, welch die irre geleiteten und empörten Bauern und Hirten zu Paaren trieb. „Der König darf nur befehlen, ſagte er einſt mit heiterer Selbſtzufriedenheit, und ich ſchüttle aus meiner Fuſtanille ſo viele Pallikaren heraus wie wir gebrauchen.“ Als im Frühling 1835 die Volljährigkeit des Königs herannahte, und der Präſident der Regentſchaft den Wunſch und Plan gefaßt hatte als Staatskanzler das Haupt der Verwaltung zu bleiben, während der junge König ſich augenſcheinlich durch die Perſönlichkeit Kolettis mehr angezogen fühlte, da begann, in den letzten Monaten vor dem erſten Junius, ein ſtilles

Digitized by Google

aber eifriges Ringen und Gegenringen zwiſchen den beiden Staatsmännern, in welchem die Feinheit des Grafen von Armanſperg, mit nachdrücklicher Hülfe von außen, den Sieg davon trug. Der erſte Junius war gekommen; Graf Armanſperg wurde Staatskanzler, und Kolettis ging nach einigen Tagen als Geſandter nach Paris in die Verbannung. Wäre er damals Staatskanzler geworden, die ganze Entwicklung Griechenlands und die ganze Lage des Orients ſeit zwölf Jahren hätten ſich anders geſtaltet. Kolettis blieb acht Jahre in Paris. So lange am Hofe in Athen das was man ſpäter ſehr mit Unrecht, in den frühern Jahren aber mit Recht die bayeriſche Partei nannte, noch in einiger Stärke beſtand, erhoben ſich bei jedem Anzeichen einer möglichen Zurückberufung des Geſandten eifrige Stimmen kurzſichtiger oder verblendeter Rathgeber, um ihn am höchſten Ort als einen gefährlichen Mann zu verdächtigen, und er kehrte erſt nach den September-Ereigniſſen im Jahr 1843, bereichert durch neue Erfahrungen, durch mannichfache, aus dem Verkehr mit franzöſiſchen und fremden Staatsmännern in jener Weltſtadt geſchöpfte Belehrung, nach dem geliebten Lande zurück, das er von dem Türkenjoch mit hatte befreien helfen. Von dem erſten Tage an war er in den Verhältniſſen wieder heimiſch, als hätte er Athen nie verlaſſen; in ſo hohem Grade beſaß er das Gedächtniß der Menſchen und der Sachen, in ſo treuer Erinnerung hielt er auch die ſchwächſten Fäden alter Beziehungen, daß er gleich überall wieder anknüpfen und durch ſeine freundliche Begegnung, durch ſeine ſtets gemeſſene und würdevolle, und doch gewinnende Rede die Herzen der Menſchen lenken konnte, wie die Lage des Augenblicks es erheiſchte. Dieſe Macht über die Geiſter und Herzen im perſönlichen Verkehr war der Hebel durch welchen Kolettis wirkte; Nach der Beſchwörung der Verfaſſung übertrug der König die Bildung des erſten Miniſteriums Hrn. Mavrokordatos und ſeinen Freunden; Kolettis trat wieder in den Hintergrund. Aber die tactloſe Ungeſchicklichkeit dieſer Männer, die ſich unverhüllt und offen nur als Satelliten des engliſchen Geſandten zeigten, hatte bereits nach drei Monaten das Staatsſchiff in eine ſolche Lage gebracht, daß ſie muthlos mitten im Sturm der Wahlen vom Ruder abtraten. Da übernahm am 4 (16) Auguſt 1844, in dem ſchwierigſten Augenblick, Kolettis den Auftrag des Königs eine neue Verwaltung zu bilden. Was er ſeitdem geleiſtet, Anfangs in Verbindung mit Metaxas, dann allein, iſt bekannt; Europa hat ſeine Augen nicht von ihm abgewandt in dieſen drei Jahren, die der Höhepunkt ſeiner ſtaatsmänniſchen Laufbahn waren. **Unus homo nobis cunctando restituit rem.** Mit Ergebenheit und Treue gegen den Thron, mit der innigſten perſönlichen Anhänglichkeit an das edle Königspaar, das ſeinen Werth zu ſchätzen und durch Vertrauen zu belohnen wußte, harrte er aus in den ſchwierigſten Lagen; durch bedächtiges Zögern und Nachgeben, durch Geſchick und eiſerne Beharrlichkeit hat er ſich gegen innere und äußere Feinde behauptet. Johann Kolettis iſt wie ein Spartaner auf dem Walplatz gefallen, er liegt auf ſeinem Schilde, ſieghaft bis zum letzten Athemzug. Indeß die genauere Würdigung ſeines ſtaatsmänniſchen Wirkens möge andern und Kundigeren überlaſſen bleiben; ich will nur noch einige Züge zur Schilderung des Menſchen hinzufügen. Einer ſeiner ſchönſten Triumphe, und der ſeinem Herzen ſichtlich große Freude machte, war der daß er durch ſeine innere Tüchtigkeit bald die Abneigung der meiſten fremden Geſandten überwand, die ihm bei ſeinem Eintritt ins Amt feindlich waren, und daß er ſie aus Gegnern in Freunde verwandelte. Oft und gern erholte er ſich nach des Tages Laſt und Mühen in ihrer Geſellſchaft, und wer dann die heitere und ſorgloſe Unbefangenheit des Mannes ſah, vermochte nicht zu ahnen, welchen Drangſalen er am nächſten Morgen wieder entgegenging. Mitunter flocht er dann in die Unterhaltung Anekdoten aus ſeinem frühern Leben ein. So erzählte er einſt mit vieler Laune wie er im Jahr 1827, als der Peloponnes von Feinden überſchwemmt war und die damalige proviſoriſche Regierung ſich nach Hermione (Kaſtri) in der Argoliſchen Halbinſel zurückgezogen hatte, als Miniſter mit zwei oder drei Portefeuilles nicht einen Heller in der Taſche und nicht einen Thaler in ſeinen öffentlichen Caſſen beſaß. In dem entvölkerten ausgeſogenen Bezirke waren faſt keine Lebensmittel aufzutreiben, weil der Bauer ſeine wenige Habe verbarg. Da ertheilte er in den Frühſtunden, bevor ſeine Regierungsgeſchäfte anfingen, den Bäuerinnen ärztlichen Rath für ihre kranken Kinder, und die eine brachte ihm ein Huhn, die andere ein Brod, die dritte ein Dutzend Eier. In dieſer Zeit ſprach ihn ein Freund, der Graf Th. aus Zante, um zehn Silbergroſchen an. „Ich kann dir nicht fünf Silbergroſchen borgen", war Kolettis' Antwort; „aber willſt du bei mir eſſen, ſo komme dieſen Mittag." Dem hungernden Grafen ſchmeckte das nach den Zeitverhältniſſen leckere Mahl, und Kolettis bat ihn öfter wieder zu kommen. „Aber wie machſt du es", fragte endlich der erſtaunte Gaſt, „täglich Fleiſch oder Hühner zu haben?" Da enthüllte ihm Kolettis wie er ſich ſeinen Unterhalt verdiene, und ſetzte lachend hinzu: „Du ſiehſt wie gut es iſt, wenn man neben der Miniſterwürde noch eine ernährende Wiſſenſchaft beſitzt." Dieſelbe heitere Sorgloſigkeit die ſeinen Umgang und ſein Geſpräch ſo anziehend machte, verließ ihn auch im Drange der Geſchäfte nicht; ſie ſteigerte ſich hier zu einer unerſchütterlichen Ruhe, zu einer klaren und ſelbſtbewußten Sicherheit. Dabei konnte es ihm freilich begegnen, daß er, mit Größerem beſchäftigt, kleinere Nebendinge überſah oder vergaß. So ereignete es ſich, daß ihm eine Einladung zu der königlichen Tafel zugeſandt wurde, und Morgens unter einer Menge Privatbriefe auf ſeinem Tiſche lag. Kolettis, ſchon bei ſeinem Aufſtehen von Beſuchenden umlagert, rafft die Briefe zuſammen und ſchiebt ſie uneröffnet in ſeine Taſche, die immer eine ganze Papierſammlung enthielt, um ſie ſpäter in einem müßigen Augenblick zu leſen. Aber die Bittſtellenden mehren ſich, die Geſchäfte beginnen, der Tag verrinnt. Unterdeſſen kommt die Stunde der Tafel, der Hof iſt verſammelt, man harrt des Miniſterpräſidenten, eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, er erſcheint nicht. Endlich wird nach ihm geſandt, er greift in ſeine Taſche, findet die Einladung, und eilt, den König um Vergebung für ſeine Vergeßlichkeit zu bitten, die ihm lachend gewährt wird. Nach einem Mahle beim bayeriſchen Geſandten im Julius 1844, als ſich ſchon die frühe Dämmerung über die Stadt lagerte, wandelten die Männer rauchend auf dem hohen Söller des Hauſes auf und ab. Einer der Gäſte ſagte ihm unter Anderm: „Wenn ich gefragt werde, was Sie unter Ihrer Verwaltung für die Alterthümer zu thun gedenken: was kann ich antworten?" Er führte den Frager an den Rand des Balkons und deutete hinunter auf die Stadt. „Was willſt du, Brüderchen?" ſagte er heiter (τι θέλεις, ἀδελφέ? denn wenn er griechiſch ſprach, liebte er es den vertraulichen Volkston feſtzuhalten, und jedermann nach Landesart zu duzen, wodurch ſeine Rede noch gemüthlicher wurde); „ſiehſt du, dort unten wird wenigſtens in hundert Häuſern bis Mitternacht gegen mich intriguirt und conſpirirt, und wenn ſie erwachen, konſpiriren ſie auf neue. So lange ich lebe und geſund bin, werden ſie nichts gegen mich ausrichten; aber der ſtete Kampf gegen ihre Machinationen raubt mir die Zeit, die ich lieber auf andere Arbeiten und Maaßregeln verwenden möchte." Er hat ſein Wort gehalten, den Gegnern nicht zu unterliegen; aber die Gegner haben auch ihren Zweck erreicht ihm immer neue Hinderniſſe in den Weg zu ſchieben, bis ihn der Tod dahin raffte, lange vor der natürlichen Gränze des menſchlichen Lebens. Am Iliſſos, an der Themſe, an der Newa und am Bosporos wird es einige Dutzende von Menſchen geben, die ſich dieſer Todeskunde freuen; Griechenland verliert in Johann Kolettis ſeinen fähigſten Staatsmann, ſeinen tüchtigſten Lenker, ſeinen treueſten Hort!

Koletti wurde mit den einem Generallieutenant gebührenden militäriſchen Ehren zur Grabſtätte begleitet. Alle Läden, Gewölbe, Tavernen waren geſchloſſen; die ganze Bevölkerung der Stadt nahm Antheil, theils als Begleitende, theils als Zuſchauer; von den Flecken aus ganz Attika waren Abgeordnete herbeigeeilt, um ſich dem Trauerzuge anzuſchließen. Der Zug bewegte ſich zwiſchen einer doppelten Hecke von Infanterie und Gensdarmerie von dem Hauſe des Verſtor-

Digitized by Google

denen aus an der Reſidenz vorüber und durch die ganze Stadt in die Irenenkirche. Voran ſchritt eine Abtheilung Militair; dieſem folgte die Geiſtlichkeit, an 60 Perſonen ſtark, dann die Hofbedienten, Hoffouriere und nach dieſen die Stabsoffiziere, deren jeder ein ſammtenes Kiſſen trug, auf welchen die Orden und Denkzeichen des Verſtorbenen ruhten. Hierauf folgte die Leiche ſelbſt, offen getragen, nicht auf den Schultern, wie in der Franken Lande, ſondern mit herabhängenden Armen, ſo daß die herrliche Geſtalt, angethan mit aller Pracht der griechiſchen Nationalkleidung, Allen ſichtbar war. Die Miniſter umgaben zunächſt den Sarg, ihnen folgte die zahlreiche Hausdienerſchaft. Hierauf eröffnete den eigentlichen Leichenzug das diplomatiſche Korps in voller Uniform; der Senat, die Deputirten, alle höheren und niederen Beamten, die ſtädtiſchen Behörden und Tauſende von Menſchen aus allen Ständen. Sir E. Lyons machte den Zug mit; von den Gegnern des Verſtorbenen vermißte man nur Maurokordatos, Metaxas und zwei Redakteure von Oppoſitionsblättern. Den endloſen Zug ſchloſſen der mit vier ſchwarz behangenen Pferden beſpannte Leichenwagen und ſämmtliche Garniſonstruppen. In der Irenenkirche wurde von Profeſſor Wambas eine Rede gehalten und die Zeremonie des letzten Kuſſes auf rührende Weiſe begangen. Von hier bewegte ſich der Zug durch die Stadt. Alle Fenſter und Balkone der ſchönen Hermesſtraße waren mit Tauſenden von Frauen und Mädchen beſetzt, viele davon in Trauerkleidern. Am Grabe wurden noch mehrere Reden gehalten; aber ein nahendes Gewitter beendigte die Zeremonie ſchneller, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Unter Donner und Blitz ſchloß die letzte Ehre, welche dem Mann angethan ward, den ſeine Feinde, die Unverſöhnlichen, Unerſättlichen, ſo lange und ſo hartnäckig verfolgt haben. Se. Maj. der König ordnete durch Tagsbefehl eine Landestrauer auf fünf Tage an, welchem Befehle man allenthalben mit größter Bereitwilligkeit nachkam.

Napoleon und die Polen.

(Schluß.)

„Napoleon, ungeduldig, ſich als neuer Sieger nach dem Tilſiter Frieden ſeinem Volke zu zeigen, und wohl auch überzeugt, daß die Polen nach ſo vielen Opfern und ſo vielen ihnen gegebenen Verſprechungen, mit einem bloßen Herzogthum Warſchau nicht zufrieden ſeyn könnten, eilte durch Polen nach Dresden. Um jedoch ſeinem Verſprechen gemäß eine Conſtitution zu geben, berief er die regierende Kommiſſion in Warſchau, oder vielmehr, was gewiß nur durch Irrthum ſtattfand, durch ſeinen Miniſter in Warſchau, mich und Stanislaus Potocki allein, ſo ſchnell als möglich nach Dresden. Da unſere übrigen Kollegen der regierenden Kommiſſion ſehr unzufrieden erſchienen, drangen wir in unſern Präſidenten Malachowski, daß die ganze Kommiſſion nach Dresden gehen müſſe, da der Sache nur ein Irrthum zum Grunde liegen könne. Als endlich der Entſchluß gefaßt wurde, daß wir Alle dieſe politiſche Reiſe gemeinſchaftlich machen wollten, ſetzte ich alle Springfedern in Bewegung, um in der Audienz bei Napoleon einen Conſtitutions-Entwurf bereit zu haben; aber ohne jemanden verletzen zu wollen, muß ich die Wahrheit sine ira et odio bekennen: „es war wenig Einigkeit und wenig Luſt zur Arbeit unter uns.“ Unſer achtbarer Präſident, Malachowski, wollte als Marſchall des Conſtitutions-Reichstags, den Kaiſer um Ertheilung der Conſtitution vom 3. Mai bitten. Ich wagte es, ihm beſcheiden vorzuſtellen, daß dieſe Conſtitution nicht mehr im Geiſte der Zeit wäre, daß jede Klaſſe des Volks vertreten, und die Unterthänigkeit aufgehoben werden müſſe, worüber die Conſtitution vom 3. Mai gänzlich ſchweigt. Von den entgegenſtehenden Meinungen will ich ſchweigen; ich fieng eifrig an, meine Gedanken über dieſen Gegenſtand zu ſammeln und zu ordnen. Potocki theilte meine Anſichten, zum Unglück wurde er aber ſo krank, daß ich ihn faſt mit Gewalt aus dem Bette bringen, und zur Reiſe nach Dresden zwingen mußte; die Anderen waren ſchon voran gefahren. Wir kamen in Dresden, des kranken Potocki wegen, den ich unterwegs beſonders pflegen mußte, ſpät an. Napoleon hatte ungeduldig nur nach uns Beiden gefragt. Auf dem Wege und in Dresden hatten wir die Conſtitutionspunkte aufgeſetzt, und gingen ſo zum Kaiſer, doch ohne einig zu ſeyn. Wann war unter uns in der Republik Einigkeit?

„Als wir im Schloſſe ankamen, wurden Potocki und ich nur allein zum Kaiſer berufen, und wegen unſerer ſpäten Ankunft unzufrieden aufgenommen.

„Mit dieſem Herrn der damaligen Welt bedurfte es viel Takt und Geduld; wir begannen daher, ihm zu danken, daß er uns eine Verfaſſung geben wolle. Hierauf erwiederte er: „Ich weiß, daß die Polen unzufrieden ſind, daß nur ein Herzogthum Warſchau zu Stande gekommen iſt, aber ich konnte der Intereſſen Frankreichs wegen mich nicht kompromittiren.“ Indem wir unſeren Dank im Namen der ganzen Nation ausſprachen, nahm er ſeinen Hut, zerdrückte ihn in ſeiner Hand und ſagte: „Alles wird noch ſo zerdrückt werden. Habt Ihr ein Projekt zu Eurer Conſtitution?“ fuhr er dann fort. Als nun Potocki das, was wir kurz aufgeſetzt hatten, zu leſen anfieng, ließ er ihn nicht enden, ſondern rief: „Ihr müßt eine andere, eine Repräſentativ-Verfaſſung haben.“ Hierauf befahl er, den Fürſten Baſſano zu rufen, um ihm ſelbſt eine Conſtitution zu diktiren. Wir wagten die Bemerkung, daß die übrigen Mitglieder der regierenden Commiſſion im Vorzimmer wären; er ließ ſie hereinrufen und machte uns nun Allen empfindliche Vorwürfe über unſere Uneinigkeit und unſer Streben nach Anarchie. „Ich werde zuerſt bei Euch die Unterthänigkeit aufheben, und Euch eine repräſentative Verfaſſung unter dem Zepter des Königs von Sachſen und ſeiner Dynaſtie geben.“ Hierauf fing er an zu diktiren, ſo ſchnell, daß der Herzog von Baſſano, mit Abbreviaturen und faſt auf den Knieen ſchreibend, kaum nachzukommen vermochte. Bisweilen wandte er ſich an uns mit der Frage, ob wir zufrieden wären? indem er wohl unſerer Antwort gewiß war. Dem Fürſten Talleyrand, welcher ſpät kam, rief er zu: „Sie brauchen viel Bequemlichkeit, ich endige ſchon die Conſtitution des neuen Staats.“ Mit großer Freude fügte er hinzu: „Ich habe die ewige Unterthänigkeit in Polen aufgehoben, und dieſes iſt mir der liebſte Lorbeer von allen meinen Siegen.“

„Das Diktiren der Conſtitution dauerte noch keine Stunde, ſie war nicht geordnet, natürlich wie ein Werk des Auf- und Abgehens. Die Redaktion, und zwar nur hinſichts des Ordnens, trug er dem Fürſten Baſſano auf, der, ohne ein Wort zu ſagen, ſich verbeugte und abging; wir folgten ſeinem Beiſpiele.

„Dieſes Ereigniß machte vielen und tiefen Eindruck auf mich. Viele Jahrhunderte waren wir ohne beſtimmte Verfaſſung und erhielten Geſetze vom Auslande. Der letzte Reichstag dauerte vier Jahre und brachte unter Hader und Streit eine Art Conſtitution, aber zu ſpät, zu Stande. Napoleon gab ſie in einer Stunde, und angemeſſen der Zeit und dem repräſentativen Charakter einer Monarchie.

„Später kehrten wir nach dem Audienz-Saale zurück, wo wir dem Könige von Sachſen als Herzog von Warſchau vorgeſtellt wurden; es fehlte hier auch nicht an unangenehmen, aber leider wahren Vorwürfen über unſere Unordnung. Napoleon drohte mit Rückkehr der Anarchie und und Verluſt der Verfaſſung, wenn wir in unſere alten Fehler fallen ſollten. So mußten wir für unſere oder vielmehr die Sünden unſerer Väter büßen.

„Das Anſehen des Kaiſers war ſehr groß. Als wir mit dem Könige von Sachſen zuſammen waren, war er nicht viel weniger demüthig und gegen den Kaiſer fügſam, als wir. Während des Diktirens pochte der dienſtthuende Kammerherr an die Thür und meldete den König von Weſtphalen — „Er ſoll warten,“ ſchrie Napoleon. Als ich und Potocki zum Kaiſer zur Abſchieds-Audienz berufen wurden, ſagte er uns: „Ich weiß, daß dieſer König nicht für Euch iſt, er iſt nicht Soldat, aber die Nachbarn haben ihn erwählt und Ihr habt ihn ja auch ſelbſt auf dem Reichstage zum Regenten gewollt.“

Digitized by Google

B u n t e s.

Ein ſehr geduldiger Mann, dem ſeine Frau in allen Stücken widerſprach, ſagte einſt, als dies gerade wieder geſchah, zu ihr: „Nun laß es nur gut ſeyn, mein Kind, ich weiß doch, daß ich ein gutes Weib habe.“ — „Den Teufel haſt Du!“ — rief die Frau in der Hitze des Widerſpruchs.

In einer Geſellſchaft ſehr redſeliger Damen war ein junger Mann ſehr ſtill. Eine Dame nahte ſich ihm mit der Frage: warum er denn gar nicht ſpreche. — „Madame,“ ſagte er, „unter ſo vielen Selbſtlauten ſind auch einige ſtumme Buchſtaben nöthig.“

Korreſpondenz des „Sammlers.“

Augsburg, 3. Oktober 1847.

Augsburger Stadt-Theater. IV. Vorſtellung: „Das Glas Waſſer“ von Scribe iſt unſerer Bühne längſt kein neues Stück mehr. Aber dennoch bleibt dieſes „Schauſpiel“ für jede moderne Bühne eines der wichtigſten „Luſtſpiele.“ Dies darum, weil es auch die moderne Geſtaltung des deutſchen Luſtſpiels von entſchiedenſtem Einfluß geweſen iſt. Seit Kotzebue hatte man zwar aus dem Luſtſpiel Schroffheiten, Grobheiten, Uebertreibungen u. ſ. w. entfernt, aber es baute ſich doch immer und immer wieder nur aus einigen komiſchen, man möchte faſt mit den Wienern ſagen, „geſpaſſigen“ Situationen zuſammen, es legte ſeine Komik mehr in Aeußerlichkeiten der Perſonen und Verhältniſſe, als daß es jene höhere und feinere Komik zur Grundlage ſeines Organismus genommen hätte, welche weder im einzelnen Wort, noch in der einzelnen Situation zu finden iſt, ſondern vielmehr an den hockernſthafteſten Begebenheiten die kleinen und kleinlichen Momente aushebt, aus denen dann dasjenige wurde, was uns die gelehrten Bücher als große Geſchichtsmomente vorführten. Das Weſentliche des modernen Luſtſpiels beruht vorzüglich auf Vernichtung der Pietät gegen falſche Autoritäten. Das Glas Waſſer Scribe's iſt der Prototyp jener pikanten modernen Luſtſpiele, welche man ſpeziell als Intriguenſpiele bezeichnet hat. Es iſt hier nicht der Ort zu fragen, ob dieſe moderne Komik äſthetiſch, ob ſie beſonders dramatiſch gerechtfertigt iſt; und man hat auch bei Bauernfeld's, Gutzkow's und Laube's Stücken dieſer Richtung ſich ſehr zweifelnd darüber ausgeſprochen. Aber ſehen wir von dieſer Frage ab, ſo bleibt dieſer modernen Luſtſpielgattung doch immer das Verdienſt mit überraſchendern und ſchlagendern Mitteln ihre Wirkung zu erſtreben, als es die Luſtſpiele vergangener Zeiten thaten. Selbſt auch jene modernen Luſtſpieldichter, welche nicht in die politiſche und Kulturgeſchichte hineingreifen, um die Komik ihrer Erſchaffungen zu erzeugen, ſondern ſich eben an das alltägliche Leben und an den Spaß halten — ſelbſt dieſe Luſtſpieldichter bemühen ſich jetzt die Fäden ihres Gewebes verſchlungener anzulegen, und verwickelter zum endlichen Gewebe zu geſtalten, als es früher geſchah. Früher wirkte man durch die Komik der Erſcheinung, jetzt viel häufiger durch die der Verſchweigung; früher hatten die Perſonen des Luſtſpiels zum Theil ſelbſt ein Bewußtſeyn ihrer komiſchen Rollen, jetzt ſind es lauter erregte Menſchen, denen nur all ihre Freiheit und Klugheit, womit ſie ernſten Zwecken nachſtreben, ein komiſches Ausſehen gibt, weil ſie nichts Ernſthaftes damit erreichen. Iſt aber ſolchermaaßen das Gewicht des Komiſchen, der komiſche Schwerpunkt, von den Perſonen auf den Schlußgedanken des Handlungsganges verlegt worden, ſo mußte auch die Darſtellung eine vollkommene Reform erleiden. Ein komiſcher Anflug des Spieles iſt kaum bei irgend einer Perſon des modernen Luſtſpiels mehr nöthig; es bedarf dagegen im höchſten Grade eines muntern und beſonders eines raſchen Spieles. Nur einzelne hauptſächliche Entſcheidungsſcenen dürfen mit Nachdruck betont werden alles Uebrige muß flüchtig und glatt vorüberſtreifen; die Eleganz gewandter Behebungsweiſe bildet den ſchlagenden Gegenſatz zu dem ſpöttiſchen Ergebniß all dieſer Feinheit. Dieſes raſche und leichte Ineinandergreifen war in der Darſtellung „des Glas Waſſer“ hier nicht erreicht, trotzdem daß die einzelnen Darſteller ihre Rollen glücklich löſten. Die Herzogin von Marlborugh (Frau Burg-Bender) und der Vicomte von Bolingbroke (Herr Quien) ſind die Hauptträger der Handlung. Frau Bender, ein neues Mitglied unſerer Bühne, hatte wohl ihre Aufgabe ganz richtig verſtanden, und ſchien im erſten Akte dieſelbe durch langſames nachdrückliches Spiel auch ganz richtig zur Anſchauung zu bringen Sie hatte hier ſogar ausgezeichnete Momente. Aber ſpäter hielt ſie mit dieſem langſamen Sprechen und dieſer allzu gravitätiſchen Bewegung den raſchen Handlungsfortſchritt auf. Doch können wir, abgeſehen von dieſem zu langſamen Tempo, ihrem Vortrag und Spiel unſere vollſte Anerkennung nicht verſagen und behalten uns vor, ſpäter auf die ganze Darſtellungsweiſe der Frau Bender ausführlicher zurückzukommen, wenn wir Gelegenheit gehabt haben werden, ſie öfter zu ſehen. Einen großen Vorzug hat Frau Bender jedenfalls: den einer deutlichen Ausſprache, welcher den beiden andern mitwirkenden Damen beſonders dort noch zu erringen bleibt, wo Rede und Gegenrede raſch, flüſſig, in kurzen Schlagworten aufeinander folgen. Im Uebrigen war das Spiel des Fräulein Herz (Königin Anna) ſehr anerkennenswerth und bei weitem anſprechender als die neuliche, mancherlei Vergleichspunkte bietende Rolle Katharina II. Abigail (Fräulein Heyne) löſte ihre Aufgabe mit viel gutem Streben und glücklichem Geſchick, nur wäre zu wünſchen geweſen, daß das Coſtüm zeitgemäßer gewählt worden wäre. Herrn Quien's Lord Bolingbroke lieferte uns wieder einen neuen Beweis von der ausgezeichneten Gewandtheit dieſes Künſtlers. Hätte Herr Quien durch noch genaueres Eingreifen der Mitdarſteller zu noch beweglicherem Spiel gelangen können, ſo wäre unſers Erachtens ſeine Ausführung tadellos geweſen. Der Gardefähndrich Masham wurde von Herrn Rebe mit gutem Verſtändniß durchgeführt, obgleich die weichern Partien der Rolle vielleicht dem Naturell des Darſtellers minder entſprechend waren, als die Momente wo dieſe ſich dem (in der Theaterſprache ſogenannten) Chevalier-Charakter nähert. Die übrigen minder bedeutenden Rollen wurden mit Fleiß, nur mit zu wenig raſchem Eingreifen zur Anſchauung gebracht. Indem wir ſchließlich die Ausſtattung des Stückes lobend anerkennen, ſcheint es Pflicht der Dankbarkeit, auch zu erwähnen, daß mehrere Damen des Schau- und Luſtſpiels zur würdigen Veranſchaulichung des Ganzen dadurch freundlich beigetragen hatten, daß ſie es nicht verſchmähten, die ſtummen Rollen von Hofdamen zu übernehmen, welche wir an andern und größern Bühnen leider gar oft von entſetzlich theilnahmloſen und ſchlecht coſtümirten Statiſtinnen zum größten Schaden für alle Illuſion vertreten finden.

V. Vorſtellung. Dienſtag, 5. Oktober: „Bürgerlich und romantiſch“ von Bauernfeld, iſt ein ſo bekanntes Luſtſpiel, daß es überflüſſig wäre, darüber noch ein Wort zu verlieren. Wir werden aber auch in der Beſprechung der heutigen Darſtellung uns ſehr kurz faſſen können, da wir die Kürze für das beredteſte Lob hatten. Ja es würde kaum einer Bemerkung darüber bedürfen, wenn nicht außer Fräulein Herz (Katharina v. Roſen), und Herrn Gerſtel (Rath Zabern), alle Darſteller in dieſem Luſtſpiel auf unſerer Bühne zum erſtenmal zuſammengewirkt hätten. Herr Behrens gab den Baron Ringelſtern in Haltung und Bewegung vortrefflich; nur hätte das vielleicht abſichtlich Affektirte der Sprechweiſe wegfallen ſollen. Denn Ringelſtern ſoll in der That ein nicht unliebenswürdiger Mann, jedenfalls ein vollkommen weltgewandter Menſch ſeyn, der ſich weit mehr blaſirt glaubt, als er es iſt, und daher von ſeiner Liebe ſelbſt überraſcht wird. Eine vollkommen gelungene Leiſtung iſt die des Lohnlakay Unruh (Herr Bittner). Auch Herr Rebe (Badekommiſſär Sittig) ſchien ſich in ſeiner Rolle ganz behaglich zu fühlen. Er muß ſich jedoch bei raſchem und leidenſchaftlichem Sprechen einer ſichereren Herrſchaft über die Töne ſeiner Stimme befleißigen. Die in den höchſten Tönen ſich bewegende Sprache bei leidenſchaftlicher Aufregung wird unſchön, ſobald ſie nicht abſichtlich iſt; dieſe Abſichtlichkeit kann aber nur in der Kroteskkomik, faſt nie in der Liebhaberrolle — wenn dieſe auch komiſchen Charakters iſt — des Konverſationsſtückes gerechtfertigt ſeyn. Die Nebenrollen wurden zu vollem Genüge ausgeführt. Leider war das Haus nicht ſo beſetzt, als es die Geſammtvorſtellung wohl verdient hätte, dagegen war das vorhandene Publikum für die treffend ausgeführten Momente ſehr empfänglich.

Digitized by Google

Nro. 82.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 13. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: König Ludwig in Dillingen. — Billy, der Menſch. — Die Tſchulikſche Setzmaſchine. — Ein Badeabenteuer. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers“.

König Ludwig in Dillingen.

* Ein Volksfeſt ſeltener Art, deſſen Bild unverlöſchlich in der Erinnerung jedes Anweſenden fortleben wird, bot die beglückende Anweſenheit König Ludwigs in der Stadt Dillingen, in Mitte von Tauſenden ſeiner treueſten Unterthanen, unter denen er wie ein liebender Vater, wie ein zärtlicher Freund und Vertrauter herumwandelte, mit gewinnender Hingebung mit angeſtammter Huld und Milde.

Groß und klein, jung und alt, reich und arm, Alles war ſchon am 5. bemüht, die Häuſer würdig und dem Ehrentage angemeſſen zu verzieren, und nach einem entworfenen gemeinſamen Plane reihte ſich Haus an Haus, Fahne an Fahne, Guirlande an Guirlande, daß das Auge nicht müde wurde zu ſchauen um immer Neues und Schönes zu entdecken.

Tiefe Rührung erfüllte die Bruſt bei dieſer raſtloſen Thätigkeit und herzerhebend war der Anblick wie die ärmſten Hütten wenn auch nur mit einem Sträußchen geſchmückt im Feſtgewande prangten und deutlicher als Worte das Gefühl ausſprachen, das die Eigenthümer beſeelte. „Sieh nicht auf die Gabe, guter König, ſieh in unſere Herzen“ — ſo ſprachen die einfachen Kränze — „ſie ſchlagen Dir mit unendlicher Liebe, innig und treu entgegen. Wir haben nicht mehr als einige Blumen, aber an Liebe, an Hingebung für den geliebten König und das angeſtammte Fürſtenhaus ſtehen wir den Reichen nicht nach!“

Vorbereitungen mancherlei Art nahmen den Tag bis tief in die Nacht hinein in Anſpruch, und gleichwol war dieß alles nur ein Vorſpiel zu der emſigen Rührigkeit, die ſich mit Tagesanbruch wieder entwickelte.

. . . .

Da wurde ergänzt, dort vereinfacht, hier beſchaut, angeordnet, vollführt. Landleute aus der ganzen Umgebung durchwogten die Straßen in ihren eigenthümlichen Trachten und vermengt mit den modernern Städtern, trieb ſich Schaar an Schaar, Reihe an Reihe hinaus vor das Thor um die kunſtvolle, in Uebereinſtimmung aller ihrer Theile herrlich ausgeführte Ehrenpforte zu beſchauen. Aber die freundlichſten, ſehnſüchtigſten Blicke waren nach der Straße gen Lauingen gerichtet, von woher der heißerſehnte Landesvater kommen ſollte.

Beim Einbruche der Dunkelheit prangte wie durch Zauber hervorgerufen die ganze Stadt im Feenſchmuck der herrlichſten Beleuchtung.

Nicht einzelne Lichter vor die Fenſter geſtellt, konnten dieſe überraſchende, wie ein Feuermeer in die Nacht hinausſtrahlende Illumination bewirken, jedes Haus bildete für ſich ein ſinniges Ganze und doch wieder nur einen Theil von der wie nach einem wohlbemeſſenen Plane geſchaffenen Beleuchtung, und die hie und da angebrachten, von innigſter Liebe und Verehrung diktirten Inſchriften hoben das Ganze zu einem unvergleichlichen Schauſpiel, das lange in dem Gedächtniſſe der Beſchauer fortleben wird.

Zu beiden Seiten der nach Lauingen führenden Allee hatten ſich 600 Mann mit farbigen Lichtern und je 10 Schritt Abſtand aufgeſtellt, was einen wunderlieblichen Anblick gewährte.

Jetzt — eben ſchlug es 11 Uhr — hört man den Jubelruf der die Straße beſetzt gehaltenen Antheilnehmer immer lauter werden, immer näher rücken, ſchallende Vivats durchwogen die ſommerliche Luft, immer mehr drängen ſich die freudeathmenden Volksmaſſen aufeinander, den königlichen Wagen voraus, zur Seite, — „der König iſt da!“ ruft es jetzt tauſendſtimmig und gefolgt von nimmer endenden Vivats gelangte die Majeſtät am Gaſthauſe zum Mondſchein an, woſelbſt die harrenden Militair- und Civil-Behörden ſogleich zur Audienz vorgelaſſen und mit ausgezeichnetſter Huld empfangen wurden.

Ungeachtet der anſtrengenden Reiſe entwickelte Se. Majeſtät eine vom kräftigſten Wohlbefinden zeugende Heiterkeit, die alles mit Dank gegen den erfüllte, „der die Herzen der Könige lenkt“ und deſſen Vaterauge ſchützend und ſchirmend über den geliebten Landesvater wacht!

Die aus einer Eskadron des Chevauxlegers Regiments Herzog Maximilian beſtehende Ehrenwache wurde von dem „ſeinen getreuen Bürgern vertrauenden“ Monarchen entlaſſen und als der Wunſch Sr. Maj. Sich zur Ruhe begeben zu wollen unter die jubelnde Menge drang, da wandelte daſſelbe Gefühl der Treue und Begeiſterung eben ſo raſch die durch tauſend Flammen zum Tag geſtaltete Nacht in ihren natürlichen Zuſtand um, wie der laute Jubel ſchwieg — und nach wenigen Augenblicken der friedlichſten Ruhe, der behaglichſten Stille Platz machte.

Mit Tagesanbruch füllte ſich die Stadt wiederholt mit Maſſen von Zuſchauern, alle von dem unwiderſtehlichen Drange beſeelt ihren geliebten König zu ſchauen, deſſen geſundes kräftiges Ausſehen, deſſen unbeſchreibliche Freundlichkeit den Enthuſiasmus ſteigerte, der ohnehin die Bruſt jedes Bayern für ſeinen König beſeelt.

Se. Maj. angenehm überraſcht von dieſen ungeſchminkten Aeußerungen der Volksliebe, dankte auf das freundlichſte und begab ſich, gefolgt von Tauſenden, zu Fuß durch die ganze Stadt, nahm von der Kavallerie-Kaſerne, den Stallungen Einſicht, beſah das Schloß, alle Zimmer deſſelben und war eben Willens nach dem Gaſthofe zurückzukehren, als dem hochherzigen König beifiel, die Wohnung des k. Rentbeamten, der ebenfalls im Schloſſe wohnt, nicht wie die der übrigen Beamten beſucht zu haben.

„Ich muß wohl auch der Frau Rentbeamtin meine Viſite machen,“ äußerte der freundlichlächelnde König zu ſeiner nächſten Umgebung, „es könnte ſonſt der Hausfriede geſtört werden,“ und in der That begab Sich Se. Maj. wiederholt die Stiegen hinauf und unterhielt ſich auf das Herablaſſendſte mit der Familie des alſo ausgezeichneten Beamten.

Des Volkes Jubel war ein in der That unbeſchreiblicher als der König wieder in ſeiner Mitte erſchien, und dieſer Jubel tönte fort, während der geliebte hochſinnige König ſich zur Abreiſe anſchickte und längſt war der k. Wagen den Augen ſeiner Unterthanen entrückt, und immer noch drang dieſer Jubel durch die beglückte Stadt die zum Erſtenmale ihren gefeierten, heißgeliebten König in ihren Mauern beherbergt hatte.

Digitized by Google

Billy, der Menſch.

Vor einigen Tagen ſtarb in Berlin ein Mann, welcher ſeit langen Jahren in der großen Hauptſtadt, wo die Leute geſchäftig an einander vorüberlaufen und ſelten Einer die Aufmerkſamkeit der Uebrigen erregt, doch Gegenſtand der allgemeinen Neugier geweſen war; der von Vielen gekannt und von den Meiſten, wenn ſie ihn erblicken, mit einem ſpöttiſchen Lächeln betrachtet wurde. Es war eines von den immer ſeltener werdenden Originalen, welche die Welt mit ihren Sitten und Satzungen verachten und von Außen und Innen ganz verſchieden ſind von den übrigen Menſchenkindern, die da thun und treiben, was Mode, Gebrauch oder Vortheil von ihnen heiſchen, und ſich in alle Umſtände zu ſchicken wiſſen. Oftmals wenn Fremde Berlin durchwanderten, begegneten ſie am Nachmittage auf der Promenade unter den Linden einem ſehr großen, ernſthaft blickenden Mann, dem man es auf den erſten Blick anſah, daß ein ehemaliger Militär in ihm ſtecke. Er ging ſo kerzengerade aufrecht, als befinde er ſich auf der Potsdamer Wachtparade; ſein langer Hals war in einer ſchwarzen Binde eingeſchnürt, ſein Körper ſteckte in einem blauen Ueberrock, an welchem ſich die hohen blankgewichsten Reiterſtiefeln ſchloſſen, die ſeine Beine bekleideten und bis zum Knie reichten. Zuweilen trug er große blitzende Sporen an den Füßen und einen Gurt um den Leib, in welchem ſein Degen ſteckte, immer aber ein langes ſpaniſches Rohr, gelbledeme Handſchuhe und eine Feldmütze, die etwas ſchief nach der rechten Seite ſaß. Wenn ein Fremder dieſe auffällige Geſtalt erblickte, die nicht leicht ſeiner Aufmerkſamkeit entging, und einen davon fragte, die ihr lachend nachſchauten, wer dieſer Mann ſey? ſo erhielt er zur Antwort: das iſt Billy, der Menſch, oder auch: das iſt der Kapitain van Billy, ein höchſt ſeltſames Exemplar, eine der Merkwürdigkeiten Berlins, und er kannte ſich erzählen laſſen, wie dieſer wunderliche alte Herr tagtäglich in demſelben Kleide aus ſeiner Wohnung ſchreite und mit denſelben ſtolzen gemeſſenen Schritten die Promenade herauf marſchire, zum Brandenburger Thore hinaus und die Chauſſe entlang nach Charlottenburg, wo er im türkiſchen Zelte eine halbe Portion Kaffee trinke, eine Cigarre rauche und dann in derſelben Weiſe wieder ſich in ſein einſames Gemach zurückbegebe. Immer allein, immer ſchweigend und durch nichts aus ſeiner Würde zu bringen, wandelte der greiſe Kriegsmann Jahr aus, Jahr ein mit dem feſtgeſetzten Glockenſchlage denſelben Weg. Kein Wetter hielt ihn ab, kein Sturm oder Schnee und Regen. In glühender Sonnenhitze und Staub, wie an den eiſigſten Wintertagen oder im furchtbarſten Gewitter ſah man ihn ſtets in ſeinem blauen bis an den Hals zugeknöpften Rock, ohne Mantel und ohne Regenſchirm nach Charlottenburg feſten Schrittes pilgern, und es gehörte obenein zu ſeinen Eigenthümlichkeiten, daß er nicht die trockenen bequemen Seitenpfade wählte, ſondern ſtets inmitten der Chauſſee ging, mochte der Schmutz auch noch ſo groß ſeyn. Dem fremden Frager wurde dabei auch gewöhnlich mitgetheilt, daß Billy der Menſch niemals ermangle, an der Statue des Fürſten Blücher ſtillzuſtehen, ſeinen Stock auf das Gitter zu legen und den alten Feldherrn lange zu betrachten, bis er nach einem Weilchen kopfſchüttelnd weiter ging. Einen zweiten Halt machte er dann am Ausgange der Lindenpromenade. Hier ſtützte er ſich abermals auf ſein Rohr, ſchaute nachdenkend zu dem Geſpann der Siegesgöttin hinauf, und endete ſeine Betrachtungen mit einem bitteren Lächeln, das ſeine langen faltigen Züge durchlief. Fragte man die Leute, was dieſe Seltſamkeiten zu bedeuten hätten, ſo erwiederten ſie lachend, das iſt ja eben ſeine Narrheit. Er bildet ſich ein, daß nicht Fürſt Blücher, ſondern er eigentlich die Schlacht an der Katzbach gewonnen habe, und hat es ſich in den Kopf geſetzt, daß überhaupt die ganze Weltgeſchichte der Menſchheit verfälſcht und unwahr überliefert werde, weil die wahrhaften Urſachen und Triebfedern des Geſchehenen niemals bekannt, oder abſichtlich entſtellt würden. So galt der arme ſtarrſinnige Kapitain den Leuten als ein Narr, über deſſen krankhafte Einbildungen ſie ſich luſtig machen durften, und doch war dieſer düſtre und heftig reizbare Mann eigentlich nichts weniger als des Verſpottens werth. Er war ein Sonderling, eine ſtarrſinnige unbeugſame Natur, ein Mann, der was er für Recht erachtete, mit eiſerner Konſequenz feſthielt und weder Geſetz noch Befehl dagegen annerkannte; aber in vielen Dingen war er tauſendmal verſtändiger, wie die, welche über ihn lachten, und wer ihn reden hörte von den Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten der Menſchen, von der Entwürdigung der menſchlichen Geſellſchaft, durch die laſterhaften Trennungen der Menſchen, durch eine von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbte ſchmächliche Geſetzgebung, die von wahrem Recht keine Ahnung habe, und wie der eigentliche Menſch, wie er ſeyn ſolle, und wie Gott dies beſtimmt habe, in dieſer Entartung untergegangen und entwürdigt, zum Affen oder zum Tiger gemacht worden ſey, der mußte ihn weit eher für einen von philoſophiſchen Träumereien begeiſterten edlen Geiſt, als für einen Narren halten, obwohl beides oft von den klugen Leuten unſerer Tage als ein und daſſelbe verachtet wird. Von dieſen ſeinen Gedanken über das Weſen der Menſchheit, hatte er den Namen **Billy der Menſch** erhalten, und er ſelbſt nannte ſie auch ſo. Erſt wenn er bei öfterer Unterhaltung Zutrauen gewonnen hatte, erzählte er, daß er während des Krieges Artillerie-Kapitän geweſen ſeyn, und daß er mit der von ihm befehligten Batterie die Schlacht an der Katzbach entſchieden habe. Seine Erzählung war in der That ſo, daß man glauben konnte, er habe wirklich die Entſcheidung bewirkt und ohne das mörderiſche Feuer ſeiner Kanonen in der von ihm gewählten Stellung wäre kein Sieg erfolgt. Blücher ſelbſt hätte dies anerkannt, aber der Kapitän v. Billy kam trotz deſſen und trotz ſeiner Tapferkeit nicht weiter, denn er war ſchon damals ein zu trotziger, unbeugſamer, auf ein Recht beſtehender Mann. Als man ihm zumuthete ein Examen zu machen, um Stabsoffizier zu werden, ſchlug er an ſeinen Degen und rief, er habe ſein Examen in zehn Schlachten abgelegt und werde ſich nie dazu verſtehen, ſich jetzt vor eine Kommiſſion zu ſtellen. So blieb er Kapitän und wurde endlich mit vollem Gehalt in den Ruheſtand verſetzt; er jedoch antwortete dem verſtorbenen Könige, er fühle ſich kräftig genug, noch weiter zu dienen, und werde daher weder ſeine Stelle niederlegen, noch eine Penſion annehmen. Die Antwort war ſtreng; Herr v. Billy wurde gezwungen, ſich dem Willen ſeiner Oberen zu fügen, aber keine Macht konnte ihm befehlen, ſeine Penſion zu erheben. Er zog nach Berlin, und ſeine Sonderbarkeiten wie ſein ſtarres Rechtsgefühl wuchſen mit dem Alter. Seine Frau ließ ſich von ihm ſcheiden, aber nur mit Hülfe van Exekutoren und gewaltſam gezwungen gab er ihr Vermögen heraus; ein andermal lag er mehrere Tage mit allem ſeinen Hausgeräth auf offener Straße, als ein Wirth ihn exmitirt hatte; er aber behauptete im Rechte zu ſeyn und blieb ſo lange im Bette auf der Straße liegen, bis die Polizei ihm eine andere Wohnung geſchafft hatte. Arm und verlaſſen von Allen, war er jedoch immer ſauber und würdig in ſeinem Aeußeren, und nie wankend in ſeinen Grundſätzen, konnten ſelbſt Hunger und Elend ihn nicht vermögen, ſeine Penſion zu nehmen, welche auf Befehl des Königs für ſeinen Sohn geſammelt wurde, der dadurch jetzt in Beſitz von mehr als 10,000 Thalern gelangt. Zuletzt blieben ihm nur täglich 8 Pfennige für ſeinen Lebensunterhalt und er war dem Verſchmachten nahe. Er konnte es augenblicklich ändern, konnte ſeine letzten Tage wenigſtens ſich erleichtern, aber mit ungebeugter Kraft wies er jede Aumahnung und jede Hülfe zurück, und ſo ſtarb er ſtolz in der Würde ſeines Bewußtſeyns, nie ein Unrecht geduldet zu haben. Vor wenigen Tagen fuhr ein Leichenwagen einſam beim Dunkelwerden dem Friedhofe zu. Ein Degen lag darauf, eine alte Uniform und ein Federhut; das ganze Leichengefolge beſtand aus dem Sohn, dem Wirth und dem Arzt des Geſtorbenen. Billy der Menſch lag in dem ſchmalen Sarge, der endlich dem Grollenden Frieden gewährte; aber kein Waffengefährte ſtand an ſeiner Gruft, und über dem Hügel des tapferen Kapitäns, des Siegers an der Katzbach, rollte kein Muskeienfeuer, der letzte Abſchied des Kriegsmannes von der Welt.

Digitized by Google

Die Tſchulikſche Setzmaſchine.

Ueber die merkwürdige Erfindung, welcher zuerſt vor mehreren Monaten in öffentlichen Blättern Erwähnung geſchah, leſen wir jetzt im „Humoriſten“: Am 15. September iſt die erſte Buchdrucker-Lettern-Setz- und Ablegemaſchine, nach dem Syſteme der Herren Wurm und Tſchulik, in der mechaniſchen Werkſtätte des Erſteren erbaut, nach dem Orte ihrer Beſtimmung, Newyork, von Wien abgegangen. Auf dem Wege dahin wird ſie vorerſt noch einen Tag in Leipzig aufgeſtellt werden. Den Grundgedanken der Lettern-Setzmaſchine entwarf bekanntlich Tſchulik, allein ſeine Erfindung würde nie das Licht der Oeffentlichkeit erblickt haben und zu jener Stufe der Vollkommenheit gereift ſeyn, auf der ſie jetzt ſteht, wenn er ſich nicht mit dem geſchickten Mechaniker und Ingenieur Franz Xav. Wurm verbunden hätte. Dem Scharfſinne und der Beharrlichkeit des Letzteren namentlich gebührt das Verdienſt, die Lettern-Setzmaſchine nicht nur in ihrer gegenwärtigen vollendeten Anordnung ins Leben gerufen, ſondern auch durch Erfindung der Ablegevorrichtung erſt vervollſtändigt und völlig brauchbar gemacht zu haben. Die Erfindung iſt bereits für die nordamerikaniſchen Staaten um eine ſehr bedeutende Summe angekauft; wegen ihrer Acquiſition für England ſind Unterhandlungen eingeleitet. Wir können mit voller Zuverſicht ausſprechen, daß dieſe Erfindung in der Typographie Epoche machen wird. Als Beleg des Geſagten dürfte es vorläufig genügen, hier die weſentlichſten Punkte des gutachtlichen Berichtes hervorzuheben, den eine von der Geſellſchaft, welche die Erfindung für Nordamerika ankaufte, aus Sachverſtändigen gebildete Kommiſſion abgegeben hat. Dieſelbe erklärte Folgendes: Sämmtliche Vorrichtungen ſind äußerſt dauerhaft, für den Fabrikarbeiter geeignet und für kunſtloſe Handgriffe berechnet. Das Letternauge wird ſowohl beim Setz- als auch beim Ablegegeſchäft mehr geſchont, als es gegenwärtig der Fall iſt. Beide Vorrichtungen erfordern keine größeren Kenntniſſe, als die bei gewöhnlichen Arbeitern vorkommenden; ſind Setzer und Ableger geübte Spieler, ſo leiſtet die Maſchine in der That Außerordentliches. Sämmtliche Bewegungen ſind weit weniger ermüdend, als die bisher gewöhnlichen: ſowohl der Setzer als auch der Ableger ſtrengt ſein Auge weniger an; Letzterer lieſ't den abzulegenden Satz in derſelben Ordnung, als er entſtanden iſt, mithin braucht er nicht rückwärts zu leſen und gewinnt durch die erſte Sylbe den Ueberblick über die folgenden, braucht alſo weniger Uebung, als unſere, gegenwärtigen Ableger. Die Uebertragung, Wendung und Stellung der Lettern geſchieht mit größter Sicherheit. Die Vorrichtungen auf dem Setzbrette geſchehen durch die Maſchine allein, erfordern durchaus keine Ueberwachung, ja die Maſchine rückt ſelbſt Zeile für Zeile vor und macht den Spielenden auf die Nothwendigkeit eines neuen Setzbrettes aufmerkſam. Die Ablegemaſchine nimmt einen Satz von 100 Quadratzollen auf, legt dieſes Quantum ohne Worttheilung, ja ſogar mehrere kurze Wörter mit einem einzigen Drucke ab, macht den Ablegenden auf jeden Irrthum aufmerkſam und geſtattet durchaus nicht, daß ein Buchſtabe in ein anderes Fach gerathe, als in welches derſelbe gehört. Kaum abgelegt, paſſen die Letternreihen bereits zur Verarbeitung für die Setzmaſchine. Zur Bedienung der Maſchinen ſind a) ein Setzer, b) ein Ableger, c) ein Zwiſchenmanipulant nothwendig, Letzterer kann auch ein Knabe ſeyn; doch kann die gegründete Ueberzeugung ausgeſprochen werden, daß wohlunterrichtete Knaben auch zum Setzen und Ablegen für dieſe Maſchinen verwendet werden können. Ein halbgeübter Setzer ſetzt in einer Stunde 12.000 Lettern, ein geübter 14- bis 15,000*), ja durch einen geſchickten Taſtenſpieler ſteht mit der Maſchine ſogar die Möglichkeit vor Augen, dem Redner im Parlamente das Wort vom Munde in Lettern zu ſetzen und nach dem Schluſſe der Sitzung die Verhandlungen dem Publikum gedruckt liefern zu können. (?) Die bereits bekannten Lettern-Setzmaſchinen der Herren Guyard, Delcambre, Kliegel und Roſenberg werden von der Wurm-Tſchulik'ſchen Erfindung weit übertroffen; dieſe ſteht als durchaus originelle Erfindung da. Dadurch, daß der Setzkaſten keine Aufſicht braucht, der Ableger auf ſeine Irrungen von der Maſchine ſelbſt aufmerkſam gemacht wird, das Geſchäft des Ablegens dem Geſchäfte des Setzens in Betreff ſeiner Schnelligkeit entſpricht und ein geübter Setzer zugleich ein geübter Ableger iſt, alſo eigentlich nur eine einzige Uebung erforderlich wird und die Ermüdeten ſich wechſelſeitig ablöſen können, ſind die großen Schwierigkeiten, welche der Erfindung einer allen, ſelbſt den rigoroſeſten Anforderungen entſprechenden Buchdrucker-Lettern-Setz- und Ablegemaſchine bisher entgegenſtanden, glücklich beſeitigt, und wir können ſomit die Wurm-Tſchulik'ſche Erfindung als eine neue glänzende Manifeſtation des menſchlichen Geiſtes freudig begrüßen. Als Gewährleiſtung für das Geſagte ſpricht noch die Thatſache, daß Hr. Wurm bereits eine zweite Maſchine nach demſelben Syſteme auf Beſtellung und für Rechnung des Hrn. Brockhaus in Leipzig in Arbeit hat und nach deren Vollendung ſogleich eine dritte für k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien in Angriff nehmen wird.

*) Gegenwärtig ſetzt ein geübter Setzer 1500 bis 2000 Lettern in der Stunde.

Badeabenteuer.

Ein junger Lord, deſſen Finanzen mehr zerüttet waren, als ſeine Geſundheit, ſchiffte ſich in aller Eile ein, und gebrauchte nicht auf ärztliche Verordnung, ſondern um ſich vor ſeinen Gläubigern verſteckt zu halten, die Seebäder von Scheveningen. Um ſich in dem langweiligen Badeleben die Zeit zu vertreiben, machte er einer jungen Holländerin, deren Schönheit in der ganzen Umgebung beinahe ſprichwörtlich war, den Hof. Das junge Mädchen nahm die zärtlichen Betheuerungen des Engländers für Ernſt und erwiederte die Caprice des Letztern mit der zärtlichſten Liebe. Der Roman war ſeinem Ende nahe, denn der Engländer hatte bereits alle Vorkehrungen zur Abreiſe getroffen, als der Vater des Mädchens, ein vormaliger Fiſcher, dazu kam.

Der brittiſche Don Juan fand eines Abends an dem gewöhnlichen Stelldichein den Vater ſtatt der Tochter. Der Gentlemen war ſehr erſchrocken! der Holländer ſagte mit der größten Gelaſſenheit: „Ich weiß Alles: Sie lieben meine Tochter und werden von ihr wieder geliebt, Sie werden das Mädchen natürlich heirathen. Sie ſollen ſie haben, ich habe dagegen nichts einzuwenden.“ Der Engländer brach in ein lautes Gelächter aus, der Papa blieb ganz gelaſſen und fuhr fort, indem er ſeine Pfeife ausklopfte: „Ich weiß, Sie ſind ein Lord, und das iſt mir nicht lieb, denn die Lords ſind mir zuwider, ich weiß, daß Sie nichts haben als Schulden; aber das thut nichts, denn meine Tochter bekommt eine recht hübſche Ausſteuer.“ Dieſe Worte wurden von dem Engländer mit einem ſpöttiſchen Lächeln aufgenommen; aber der Holländer nahm keine Notiz davon und fuhr fort: „Wie Sie mich hier ſehen, beſitze ich acht Häuſer — zwei hier in Scheveningen und ſechs in Haag.“ Das ſpöttiſche Lächeln verſchwand augenblicklich aus den Zügen des Engländers. „Eben ſoviel Schiffe wie Häuſer“, fuhr der Holländer fort, „zwei Schiffsbarken und ſechs Kauffahrteiſchiffe. Aber ſeyen Sie unbeſorgt, ich gebe meiner Tochter weder die Häuſer noch die Schiffe, das würde ſie allzuſehr beläſtigen, eben ſo wenig gebe ich ihr meine Gärten in Harlem, noch meine Bauernhöfe in der Gegend von Utrecht; nein, ſie bekommt nur baares Geld, und ich lege ſechshunderttauſend Gulden in der Amſterdamer Bank für ſie an.“

„Sechshunderttauſend Gulden!“ rief der junge Lord; „fünfzigtauſend Pfund Sterling!“

„Ja wohl,“ antwortete der Holländer, indem er ſich eine neue Pfeife anzündete.

„Sie, ein Scheveninger Fiſcher, geben das Ihrer Tochter?“

„O! der Fiſchfang allein hat mir das nicht eingetragen; ich habe zu meiner Zeit einen ziemlich lebhaften Handel mit Sclaven und andern Producten und gelegentlich auch etwas Seeräuberei getrieben. Sie finden ohne Zweifel einigen Anſtoß hierbei, denn als Engländer halten Sie es ohne Zweifel mit der Sclaven-Emancipation?“

„O nicht doch!“ antwortete der Lord; „ich halte es mit den Gulden.“

Digitized by Google

„Nun, ſo nehmen Sie die meinigen, und meine Tochter dazu.“

Der Lord beſann ſich nicht mehr. Einige Tage nach dieſer Unterredung wurde die Fiſcherstochter die Gattin eines Pair von England, und der junge Lord vergoldete ſein Wappen mit holländiſchen Dukaten.

Pot-Pourri.

Engliſcher Aufwand.

Die engliſchen Blätter erzählen ein Beiſpiel ariſtokratiſchen Aufwandes, wie er wohl nur in Großbritannien vorkommen dürfte. Der älteſte Sohn und Erbe Lord Stanley's iſt nämlich in dieſen Tagen großjährig geworden und dem Herkommen gemäß wird dies Familienereigniß mit fürſtlichem Prunke auf dem Landſitze des Grafen von Derby (Lord Stanley's Vater) gefeiert. Mehrere Tage hinter einander werden dem benachbartem Landadel und den zahlreichen Pächtern des Hauſes in Lancaſhire, in Tipperary und auf der Inſel Man glänzende Feſte gegeben, für welche Lord Stanley ſeinen Agenten und Stewards 35,000 Pfd. St. zur Verfügung geſtellt hat.

Ein Hexenmeiſter.

In einem H....ſchen Dorfe ſpielte ein Knabe mit Geld und verſchluckte unvorſichtiger Weiſe ein Stück davon. Darob war nun großes Zetergeſchrei von allen Vettern und Baſen; wie ſollte man das Geldſtück wieder herausbekommen? Da ſagte ein Pfiffikus: „Wißt ihr was? Laßt den Steuereinnehmer holen, der iſt ein Hexenmeiſter, wenn das Geld je heraus zu bekommen iſt, der kriegt's heraus.“

Der erſchreckte Gemahl.

Man erzählt in einer Geſellſchaft: Die Sängerin Mara habe ihren Mann aus dem Kerker losgeſungen. — Bald nachher ſtimmte eine der anweſenden Damen ein Liedchen an. „O ſey ſtill, Kind!“ rief ihr Mann, „ſonſt werd' ich arretirt!“

Es flieht ſo ſchnell die Zeit.

O meine Zeit! Die Räder rollen
Dahin in raſtlos flücht'gem Lauf,
Und mag ich klagen oder grollen,
Ich halte dennoch ſie nicht auf;
Ich möchte ihren Kleidſaum faſſen —
Sie aber iſt verſchwunden weit,
Kaum ſichtbar hat ſie mich verlaſſen —
Es flieht, es flieht ſo ſchnell die Zeit!

Ihr werft mir vor, daß ich verſchwende
Die Stunden, Tage, bis ein Jahr
Mit ſeinem Inhalt geht zu Ende —
Laßt ſehen, ob der Vorwurf wahr?
Getreue Rechnung Euch zu geben
Von meinem Thun bin ich bereit —
Sie wird die Klage auch nicht heben:
Es flieht, es flieht ſo ſchnell die Zeit!

Ich mache früh mich aus den Kiſſen,
Kaum ſieben Stunden währt mein Schlaf,
Ja, mag das Wie der Henker wiſſen,
Daß man zu Bette noch mich traf,
Wenn Alles, lange frei vom Schlummer,
Geſchäftig wirkte weit und breit —
Ein Traum iſt Schuld von meinem Kummer,
Daß flieht, daß flieht ſo ſchnell die Zeit!

Iſt gleich der Müßigang ein Laſter —
Ich muß zuweilen müſſig geh'n.
Zu ſeh'n, wie auf dem Straßenpflaſter
Die Welt ſich dreht, die Dinge ſteh'n;
Hier faßt am Arm' mich ein Geſelle,
Dort geb' ich ſelber das Geleit,
Man ſpricht noch zaudernd an der Schwelle,
Da flieht, da flieht ſo ſchnell die Zeit.

Ich lung're nicht herum in Schenken,
Verachte aber nicht den Wein,
Und Niemand wird es mir verdenken,
Will ich zu Zeiten fröhlich ſeyn;
Dann zähl' ich nicht die Stunden eben,
Die aus die heiſ're Thurmuhr ſchreit,
Ich laſſe Den und Jenen leben —
Da flieht, da flieht ſo ſchnell die Zeit.

Ich opf're wenig Zeit der Liebe,
Ein Stündlein täglich, ſelten mehr,
Und ſey es, daß ich länger bleibe —
Das Abſchiednehmen fällt oft ſchwer —
Daß mich die mitternächt'ge Stunde
Noch trifft in Liebeſeligkeit —
Es iſt kein Zeitverluſt im Grunde.
Und flieht, und flieht ſo ſchnell die Zeit.

O meine Zeit! was ich vollbringe,
Iſt kümmerlich, ein leichtes Spiel;
O meine Zeit! was ich erringe?
Ich weiß es nicht — gewiß nicht viel!
So lange noch an ſeligen Tagen
Mein Herz ſich wiegt in Trunkenheit.
Will dennoch ich nicht länger klagen:
Es flieht, es flieht ſo ſchnell die Zeit!

Johannes Nordmann.

Korreſpondenz des „Sammlers.“

Augsburg, 8. Oktober 1847.

Augsburger Stadt-Theater. VI. Vorſtellung: Die Neuigkeit „Chriſtoph und Renata oder die Verwaisten,“ Luſtſpiel in 2 Akten von Karl Blum, iſt augenſcheinlich keine Originalarbeit, nicht einmal eine Bearbeitung, ſondern einfach eine Ueberſetzung eines franzöſiſchen Originals. Die allerliebſte Kleinigkeit wurde vortrefflich ausgeführt. Der Preis des Abends gebührt jedenfalls Fräulein Herz, welche die Rolle des 18jährigen Chriſtoph mit einer Friſche, Wahrheit und Gewandtheit zur Anſchauung brachte, wie wir ſie in ähnlichen von Damen dargeſtellten Männerrollen leider nur allzuhäufig auf größern Bühnen vermiſſen. Auch an Fräulein Graff, welcher die ſehr ſentimentale Rolle der Renate, Chriſtophs Schweſter, übertragen war, ſcheint unſere Direction eine recht ſtrebſame Schauſpielerin gewonnen zu haben. Die Erſcheinung des Fräulein Graff iſt angenehm, die Aufgabe war von ihr durchweg richtig empfunden, und wenn ſie erſt etwas mehr eingewöhnt auf unſerer Bühne ſeyn wird, gewinnt gewiß auch die Stimme an Stärke, das Spiel an Freiheit. Außerordentlich treffend war ferner die Darſtellung der adels- und geldſtolzen, aber doch im tiefern Herzen braven Baronin von Tourjagu. Der Kammerdiener Bernard ward von Herrn Witz mit vielleicht allzuſtarken, aber wirkſamen Strichen gezeichnet. Auch Herr Rebe fand den richtigen Ton für die Rolle des Liebhabers Garaier. Wie zufriedengeſtellt das leider nicht ſehr zahlreiche Publikum von der Vorſtellung war, bezeugte der Hervorruf aller Darſteller am Schluſſe. — Dieſem amüſanten Luſtſpiel folgte eine ſehr gegenſätzliche Operette: „Die Hütte von Moskau“ — eigentlich nur eine dramatiſirte Anekdote mit eingelegten Liedern. Wir haben die Darſteller beklagt, welche ſich mit vielem Fleiß der Aufgabe unterzogen hatten, dieſe für ruſſiſche Bühnen und ruſſiſche Czarenverherrlichung berechnete Langweiligkeit durchzuſpielen, worin die Muſik mit ihren unintereſſanten Melodien dem eben ſo unintereſſanten Monolog vollkommen entſpricht. An den Darſtellern lag nicht die Schuld, daß im zweiten Akte das vorher ſchon ziemlich leere Haus noch viel verödeter ſtand. Sie hätten für ihre Mühe auch wohl einen beſſern Dank verdient, als ihnen beim Schluſſe durch die Todenſtille zu Theil ward. Und in dieſe Stille leuchtete der Kronleuchter, wie bereits ſeit mehreren Abenden, mit ſchauerlich erſterbenden Lampen.

Digitized by Google

Nro. 83.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 16. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Tod der Gräfin von Görlitz. — Der Prozeß Beauvallon. — Die Karliſtenbanden in der Sierra Morena.

Der Tod der Gräfin von Görlitz.

Du kannſt nicht ſagen, daß ich's that! nicht ſchüttele
Auf mich die blut'gen Locken ſo! Macbeth.

Da der, ſey es durch Zufall, ſey es durch Gewaltthat erfolgte Tod der Gräfin v. Görlitz in Darmſtadt beſtimmt ſcheint, in der nächſten Zeit eine bedeutende Rolle in der Oeffentlichkeit — auf gerichtlichem oder außergerichtlichem Wege — zu ſpielen, ſo theilen wir den kürzlich in der Erklärung des Grafen von Görlitz erwähnten Artikel des „Deutſchen Zuſchauers“ mit, welcher mehrere der für ein gewaltſames Ende der Gräfin ſprechenden Indizien zuſammenſtellt.

Die Corruption unter den höheren Ständen iſt das Thema des Tags. Die franzöſiſche Tagesgeſchichte hat uns blutige, die Menſchheit ſchändende Beiſpiele derſelben vorgeführt, die Preſſe iſt mit Recht unabläſſig bemüht, von Andern den verhüllenden Schleier herabzuziehen, und es iſt eine bittere aber treffende Ironie, daß unter den Pariſer Proletariern der Vorſchlag gemacht worden iſt, einen Verein zur ſittlichen Beſſerung der höheren Stände zu gründen. Die ſcheußliche Ermordung der Herzogin v. Praslin war es vor Allen, welche die ganze civiliſirte Welt mit Schauder und Entrüſtung erfüllte. Der Mörder hat ſich zwar aus den Händen der irdiſchen Gerechtigkeit geflüchtet, aber Dank ſey es einer ſchnellen und energiſchen Juſtiz, über der Schuld deſſelben ſchwebt auch nicht mehr der leiſeſte Schatten der Ungewißheit. So wenig wir mit dem jetzigen Regierungsſyſtem und Miniſterium in Frankreich ſympathiſiren, ſo wäre es doch unbillig, zu verkennen, daß in dem erwähnten Fall die franzöſiſche Juſtiz alles gethan hat, was die Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit nur verlangen konnte. — Sie ging raſch und ſicher der Spur des Verbrechens nach, ſie hat es ſchonungslos enthüllt und alle ihre Schritte und Reſultate der Oeffentlichkeit übergeben. Dieſes rühmliche Verfahren erinnert uns an ein ähnlich ſchreckliches Ereigniß in Deutſchland, und die Parallele die wir ziehen müſſen, zeigt uns leider wieder einmal die ganze Troſtloſigkeit und Kläglichkeit des deutſchen Gerichtsweſens im traurigſten Licht. In Darmſtadt nämlich hat ſich vor nicht langer Zeit ein nicht minder entſetzliches Ereigniß, ebenfalls innerhalb der hohen Ariſtocratie zugetragen, ich meyne den unſern Leſern wolbekannten tragiſchen Tod der Gräfin v. Görlitz. Ueber dieſe dunkle und ſeltſame Geſchichte verbreiteten ſich alsbald die verſchiedenartigſten Vermuthungen. Von vielen Seiten nahm man einen Selbſtmord der Gräfin an, jedoch alle Umſtände kommen überein, dieſe Anſicht zur ganz unwahrſcheinlichen zu machen. Von allen äußern, dagegen ſprechenden Gründen abgeſehen, iſt es gar nicht denkbar (geſetzt, die Gräfin habe einen Selbſtmord beabſichtigt), daß ſie eine ſo entſetzliche und beiſpielloſe Todesart gewählt haben ſollte, aber wenn auch, daß ſie der erſte Verſuch nicht davon zurückgeſchreckt hätte. Die Anſicht Anderer, ſo ihres Freundes, des Staatsraths Jaup, von einer zufälligen Verbrennung iſt kein Reſultat der Sachlage, ſondern des Nachdenkens und daher voll von complicirten Unwahrſcheinlichkeiten, ja baaren Unmöglichkeiten. Die Gräfin verbrannte vor ihrem Schreibpult, dicht neben dieſem befand ſich die Schelle. Iſt es nicht rein undenkbar, daß der Tod ſo ſchnell ſie übereilt haben ſollte, daß ſie nicht mehr die Zeit oder die Kraft gehabt hätte, die Schelle zu ziehen?

Bald hat man auch dieſe Anſichten wieder verlaſſen und immer größeren Boden gewann der Verdacht einer gewaltſamen Ermordung. Und in der That, die Reſultate der Vorunterſuchung erheben dieſen Verdacht auf die höchſte Stufe der Wahrſcheinlichkeit. Der Stadtgerichtsaſſeſſor Purgold hat 26 Punkte voll gewichtiger Inzichten aufgeſtellt und bei dem Hofgericht eine ſchleunige Unterſuchung beantragt. Was that aber das Hofgericht? Es hielt eine geheime Sitzung, erklärte ſich die Verdachtsgründe auf andere Weiſe, fand ſie nicht für zureichend, lehnte die Unterſuchung ab und hat durch dies Verfahren die allgemeine Entrüſtung auf ſich geladen. — Wir ſind in den Stand geſetzt, einige der ſchwerſten Anzeigungen, welche die Vorunterſuchung ergab, hier mitzutheilen; vorher aber müſſen wir, als durchaus nöthig zum Verſtändniß, das Verhältniß des gräflichen Ehepaars berühren. Der Graf v. Görlitz ſteht in dem Ruf, einem Laſter zu fröhnen, welches näher zu bezeichnen ich Anſtand nehme. — Zur Begründung einer ſchweren Beſchuldigung gehört ein juriſtiſcher Beweis, dieſer iſt bis jetzt noch nicht gegen ihn geführt worden, obwohl er vielleicht hätte geführt werden können, wenn man nur gewollt hätte. Er war am naſſauiſchen Hof Geſandter, wurde aber dort abgerufen, wie man ſagt, auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs, weil er durch unverhüllte Befriedigung ſeines widernatürlichen Hangs öffentliches Aergerniß veranlaßt hatte, und in die Niederlande geſchickt. Sein anrüchiger Ruf war ſeiner Frau ſicher bekannt, vielleicht war dieſer oder die Wahrheit, die ihm zu Grunde liegt, die Urſache des Unfriedens, in dem ſie mit ihm lebte; denn notoriſch iſt, daß Beide ganz zwiſchen ſich verfallen waren; ſie bewohnten zwar daſſelbe Haus, aber getrennt, ohne alle gegenſeitige Berührung.

Am Abend, als das Ereigniß ſtattfand, ging um $^1/_2$6 Uhr der Chevauxlegers-Lieutenant v. J. an dem Görlitz'ſchen Haus vorüber und bemerkte einen Brandgeruch. Ohne darüber Vermuthungen oder Beſorgniß zu haben ging er weiter, theilte jedoch in der vereinigten Geſellſchaft ſeine Wahrnehmungen einigen Bekannten mit. Wenn alſo um $^1/_2$6 Uhr der Brandgeruch ſchon auf der Straße bemerkbar war, ſo iſt es höchſt wunderbar, daß der Graf von Görlitz, der ſich zu Hauſe befand, dieſen erſt um 10 Uhr bemerkte, da der Rauch und Qualm der Natur der Sache nach im Innern des Hauſes ſich dichter und dem Geruche auffallender verbreiten mußte, als nach Außen, und zumal in einer Zeit von mehr als 4 Stunden!

Der Graf von Görlitz, der ſich ſonſt im Mindeſten nicht um ſeine Frau zu bekümmern pflegte, hegte an dieſem Abende eine unbegreifliche Beſorgniß um dieſelbe. Er ſowol, als die Bedienten ſagen aus, daß die Gräfin die Gewohnheit gehabt habe, ſich Abends einzuſchließen. Trotzdem ſchickte er um $^1/_2$9 Uhr den einzigen anweſenden Bedienten nach einem zweiten, der in der Nähe wohnte, um dieſen abholen zu laſſen, weil ſich die Gräfin nicht finden laſſe. Als dieſer ſeinen Auftrag ausrichtete, rief die Frau des abzuholenden Bedienten: „Gott! wenn die Gräfin nur nicht verbrannt iſt!“ Welch' ſonderbares Vorausſehen und welch' wunderbares Eintreffen eines Ereigniſſes, das nach der Ausſage des Grafen erſt 1$^1/_2$ Stunden

Digitized by Google

ſpäter und von ihm ſelbſt zuerſt entdeckt wurde! Wie läßt ſich die plötzliche Wahrnehmung des Grafen erklären, daß ſich die Gräſin nirgends vorfinden laſſe, da er wußte, daß ſie ſich um dieſe Zeit einzuſchließen pflegte, wenn er nicht in ihrem Zimmer nachgeſehen hatte? Warum mußte der Zwiſchenraum von $\frac{1}{2}$9 bis $\frac{1}{2}$11 Uhr vergehen, bis die Stube der Gräſin geöffnet wurde, da zwei Bediente zur Verfügung ſtanden und überdieß die Frau des einen derſelben ſchon darauf aufmerkſam gemacht hatte, daß die Gräſin verbrannt ſeyn könne?

Als um 10 Uhr der Brand entdeckt war, ſchickte der Graf den einen Diener nach dem Hausarzte Dr. Stegmaier, und dann um halb 11 Uhr, in Gegenwart mehrerer Zeugen, welche er für nöthig halten mochte, ward die Thüre erbrochen. Bei Oeffnung derſelben prallten alle Anweſenden zurück vor dem furchtbaren Qualm und Dampf, der ihnen aus dem Kabinet entgegenkam. Alle Zeugen verſichern, daß es einige Zeit ganz unmöglich war, in dem dichten Rauch auch nur das Mindeſte zu erkennen; der Graf allein machte hiervon ſeltſamer Weiſe eine Ausnahme, denn er rief ſchon im erſten Moment: „Ach Gott, da liegt ja meine Frau!“ — Doch die Liebe ſieht ſcharf! — Die Leiche wurde nicht einmal ſecirt, denn der Graf wollte es durchaus nicht zugeben; er zeigte auffallende Eile in der Erwirkung der Erlaubniß zur Beerdigung ſeiner Frau und dieſe wurde auch, ſobald es nur einigermaßen möglich war, vorgenommen. Den Antrag der Aerzte auf Unterſuchung, weil der Fall medizinisch intereſſant war, lehnte er ab.

Einen ſehr wichtigen Punkt, ob die Thüre von Außen oder Innen verſchloſſen war, konnte die Vorunterſuchung nicht ermitteln, da kein Schlüſſel aufgefunden werden konnte. War die Thüre von Außen verſchloſſen, ſo kann kaum ein Zweifel über die Urſache des Todes noch herrſchen und leider iſt dieß auf indirecte Art faſt erwieſen. War ſie von Außen verſchloſſen, ſo iſt das Fehlen des Schlüſſels ſehr erklärlich, war ſie es von Innen, wo iſt der Schlüſſel hingekommen? Wahrlich dieſes Indicium läßt eine ſolche Reihe von Folgerungen zu, daß es für ſich allein ſchon eine Unterſuchung zur dringenden Nothwendigkeit gemacht hätte. Eben ſo wenig konnte die Urſache des Brandes entdeckt werden. Kein Leuchter, keine Kohlenpfanne, noch ſonſt ein entzündender Stoff befand ſich in dem Gemach. Wodurch iſt das Feuer ausgebrochen? Nimmt man an, daß es Jemand entzündet und dann das Gemach mit dem Licht, der Kohlenpfanne oder womit ſonſt die That verübt wurde, verlaſſen hat, ſo iſt die Sache erklärt, viel einfacher und natürlicher, als man es unter andern Vorausſetzungen ſeither zu erklären ſich abgequält hat.

Die Gräſin iſt vor ihrem Schreibpult verbrannt, außer einem Theil deſſelben iſt kein ſonſtiges Meubel verbrannt. Der Kopf, der Hals, ein Theil der Arme waren ganz verkohlt. Es gehört aber ein ſehr hoher Grad von Hitze dazu, und gewiß muß dieſe auf einen Punkt concentrirt ſeyn, wenn ein menſchliches Haupt und ein Hals, die ſo viele flüſſige Theile enthalten, gänzlich verkohlt ſeyn ſollen. Es iſt unmöglich, daß unter ſolchen Umſtänden die Verbrennung an einer noch Lebenden ſtattfinden konnte. Die, welche eine zufällige Verbrennung annahmen, ſahen ſich deßhalb zu der abenteuerlichen Ausflucht gezwungen, daß die Gräſin vorher durch Kohlendampf erſtickt ſey, haben aber nicht bedacht, daß die Hitze des unter ihrem Kopf brennenden Pultes ſo ſchnell als der Dampf ſie erreichen und augenblicklich wecken mußte. Ueberdieß hat der Rauch des verglimmenden Puls nicht die einſchläfernde Eigenſchaft des reinen Kohlendampfs, er mußte durch ſeine beißende und übelriechende Beſchaffenheit die Schlafende erwecken. Eben ſo wenig kann angenommen werden, daß die Gräſin den Pult angezündet habe, um in den Flammen deſſelben den Tod zu finden. Wie ſchon geſagt, konnte kein entzündender Stoff gefunden werden. Wie unſicher, wie ſchmerzhaft und langſam wäre ein ſolcher Tod geweſen, welche ungeheuere Standhaftigkeit hätte dazu gehört, unter den gräßlichſten Schmerzen ruhig vor dem Schreibtiſch ſitzen zu bleiben bis zum Ende! Der theilweiſe Brand des Pultes konnte unmöglich eine ſo große Hitze hervorbringen, eine Verkohlung der obern Körpertheile erklärlich zu machen. Es läßt ſich daher nur annehmen, daß die Unglückliche bereits ermordet, gerade mit dem Kopf und Nacken auf ein Kohlenbecken gelegt worden iſt und zwar mehrere Stunden lang. Vor der möglichſt lang hinausgeſchobenen Eröffnung der Thüre konnte man dieſes wegbringen, die Lage der Unglücklichen verändern, den Pult anzünden, um dem Ereigniß den Charakter des Zufalls zu geben. Die Vorunterſuchung und mit ihr die öffentliche Meynung nehmen an, daß die Verbrennung deßhalb ſtattfand, um die Spuren einer vorherigen Erdroſſelung zu vertilgen. Daß hierzu eine ſtarke und concentrirte Hitze nöthig war, erhellt von ſelbſt, und wir müſſen geſtehen, daß dieſe von äußern und innern Gründen unterſtützte Annahme eine furchtbare Wahrſcheinlichkeit für ſich hat.

Der dringende und ſchreckliche Verdacht, welcher ſich immer unumwundener ausſpricht, hätte durch eine ſchleunige und ſtrenge Unterſuchung beſtätigt oder widerlegt werden müſſen. — Wenn das Hofgericht in dieſer traurigen Sache noch etwas thun will, um das geſunkene Vertrauen auf ſeine Gerechtigkeit wieder einigermaßen zu beleben, ſo bleibt ihm nur ein Weg: das iſt eine ungeſäumte Veröffentlichung der Acten, eine Darſtellung ſeiner Gründe für die Ablehnung der Unterſuchung.

Der Graf v. Görlitz, der ſeit lange mit ſeiner Frau in offenkundigem Unfrieden lebte, hat nach ihrem Tod ſeine Geſinnungen plötzlich geändert. Er iſt zerknirſcht, beſucht oft ihr Grab, läßt es mit Blumen beſtreuen, daran ſingen u. ſ. w. Wir wiſſen nicht, ob er dadurch auf die öffentliche Meynung einwirken, oder ſeiner ſo ſpät und plötzlich erwachten Anhänglichkeit genug thun will. Aber wozu das? Die Todten ſind todt, das Hofgericht will keine Unterſuchung und unſer verſtändiges Zeitalter glaubt nicht mehr an Geiſter, die aus dem Grab emporſteigen und Rache heiſchen, wie Hamlets Vater. Doch der Geiſt der Rache läßt ſich nie beſchwichtigen! Das ſchauderhafte Bild der verbrannten und verkohlten Unglücklichen wird nicht ablaſſen, die zu verfolgen, welche ſich an ihr verſchuldet haben. Die allwiſſende Zeit wird auch in dieſe dunkle, traurige Geſchichte ihr Licht werfen und wer weiß, vielleicht iſt das eigene zitternde Gewiſſen die Nemeſis und verräth noch einmal das, was man jetzt zu verhüllen mit aller Anſtrengung bemüht iſt; ſicher werden auch hier noch einmal Macbets Worte erfüllt:

> O, ſolche Thaten richten ſich ſchon hier.
> Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
> Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt;
> Und die gleichmeſſende Gerechtigkeit
> Zwingt uns, den eignen Giftkelch auszutrinken.

Der Prozeß Beauvallon.

Nach franzöſiſchen Blättern vom 9 Oktaber begann am 8. vor dem Aſſiſenhof des Seinedepartements der dritte Akt des Dramas, das ſich aus dem Duell im März 1845 entwickelte, in welchem Roſemond de Beauvallon, Mitarbeiter Graniers von Caſſagnac an dem eingegangenen Schimpfblatt Globe, den Hr. Dujarrier, einen der Redakteure der Preſſe, getödtet hatte. Der Schauplaz des Ganzen iſt die zweideutige Welt zwiſchen den höheren und mittleren Klaſſen, gascogneſche und creoliſche Schriftſteller, die ſich Männer von Welt, Gentlemen nennen und von dem Charivari in ſeinen unübertrefflichen Schildereien über die Gentilshommes mit kurzen quadrillirten Jacken, Proletär-Hüten, kleinen Stöckchen u. ſ. w. gegeißelt werden; die Hauptintereſſen, um die es ſich handelt, drehen ſich um Genuß und Geld, Journalſpekulationen, Landsknecht und Courtiſanen. Der erſte Akt des Dramas ſpielt zu Rouen: Beauvallon wurde freigeſprochen, eine Folge der Scheu der Geſchwornen vor den ſtrengen Strafen, die noch auf dem Duell ſtehen. Aus dieſem erſten Akt entſpann ſich der zweite. Eine Bedingung des Duells war, daß die Piſtolen beiden Duellanten unbekannt ſeyn müſſen, und daß zwei Schüſſe unmittelbar nacheinander geſchehen ſollten. Nun zeigte ſich aber gleich auf der Stelle, daß die Piſtolen Beauvallons im Laufe geſchwärzt waren. Der Zeuge

v. Equevilley aber hatte ſein Ehrenwort dafür gegeben, daß Beauvallon die Waffe nicht kenne, alſo noch weniger probirt habe. Im Prozeſſe ſchwur er auf ſeine Ehre und auf Chriſtus, daß die Piſtolen nicht probirt, ſondern blos ausgeflammt ſeyen. Bei den Zeugenausſagen war der Hauptzeuge ein Hr. v. Meynard, Redakteur eines der in Paris im Intereſſe der Pflanzer in Weſtindien erſcheinenden Blätter, welcher nach dem erſten Prozeſſe gegen Freunde geäußert hatte, er ſey dabei geweſen, wie Beauvallon die ihm längſt bekannten Piſtolen ſeinem Schwager Granier de Caſſagnac (der ſich aus dem Staube gemacht hat und nun die Römer mit politiſcher Weisheit beglücken ſoll) gehörend in einem Garten probirt habe. Wirklich paßten auch 31 Kugelſpuren in der Mauer jenes Gartens ganz zu dem Kaliber der Piſtolen. Andere Zeugen ſagten das Gleiche aus. Equevilley, der ſich Vicomte nennt, wurde deßwegen auch wegen falſchen Zeugniſſes zu zehnjährigee Einſperrung verurtheilt. Nun iſt Roſemond v. Beauvallon, gebürtig auf Guadeloupe, 26 Jahre alt, wieder an die Reihe, ebenfalls wegen falſchen Zeugniſſes, weil er in dem Prozeſſe Equevilley's das Probiren der Piſtolen eidlich abgeläugnet hatte. Er beharrte darauf, behauptete aber, die Bedingung des Duells, daß die Piſtolen keinem der Duellanten bekannt ſeyn dürfen, ſey ihm unbekannt geblieben. Als von Meynard ſeine frühere Ausſage beſtätigte, behauptete Beauvallon und ſein Advokat, der Bleiſchreiber Capo de Feuillide, Meynard lüge, um ſich für einen Sieg Beauvallons über ihn auf dem Felde der Liebe zu rächen. Zugleich produzirten ſie zum Beweis Briefe einer verheiratheten Frau an Beauvallon, die ſich über Meynard's Zudringlichkeit und ſeine nach der Abweiſung vorgebrachten Rachedrohungen beklagt. Es zeigte ſich, daß Meynard allerdings mit der Frau bekannt war und einmal mit ihrem Mann ſich ſchlug; aber aus Zeugenausſagen ergibt ſich, daß er um die Zeit, auf welche jene Bewerbung und Drohung in den Briefen verlegt wird, gar nicht in Paris war. Alle Anzeichen führen, wie auch der Staatsanwalt vermuthet, dahin, daß die Briefe kein Poſtzeichen — obgleich nach Madrid gerichtet — und überhaupt kein Zeichen der Aechtheit an ſich tragend, zum Zwecke der jetzigen Verhandlung nachträglich fabrizirt ſind. Was jene Frau, die ſich L.-P. unterzeichnet, betrifft, ſo ſcheinen Beauvallon und ſein Kumpan Equevilley und auch noch Andere ſich in ihren Beſitz getheilt zu haben. Im Allgemeinen erklärte v. Meynard, daß er für ſich auf jede Weiſe geſucht habe, des Auftretens als Zeuge gegen Beauvallon — für deſſen Bekanntſchaft er nun genug geſtraft ſey, enthoben zu werden, daß er aber dazu genöthigt worden ſey. In Betreff der Dame ſagte er, ſein Verhältniß zu ihr ſey der Art, daß es ihm weder Leidenſchaft, noch Haß, noch Eiferſucht einflöße. Nachdem dieſe Thatſachen beſprochen waren, erklärte der Präſident, die Juſtiz habe ſich wider Willen in dieſe Erörterung eingelaſſen, und er verfüge kraft der ihm zuſtehenden Befugniß, daß hinfort von dieſen Briefen nicht mehr die Rede ſeyn ſolle. Am 9. Oktober ging der Prozeß zu Ende. Der Generaladvokat v. Thorigny ſtellte das Requiſitorium, der Schriftſteller Capo de Feuillide hielt die Vertheidigungsrede, mit verſchiedenen Rührſcenen untermiſcht. Schließlich ſtellte der Präſident die Frage, welche eigentlich die iſt, ob Beauvallon oder Meynard falſch gezeugt habe; dabei erinnerte er zugleich die Geſchwornen, daß ſie auch darüber zu erkennen haben, ob mildernde Umſtände vorhanden ſeyen. Das Geſchworengericht erklärte, nachdem es 10 Minuten in Berathung geweſen, mit Stimmenmehrheit den Angeklagten für ſchuldig, doch mit mildernden Umſtänden. Befragt, ob er noch wegen der Strafanwendung etwas zu bemerken habe, flehte Beauvallon den Gerichtshof im Namen ſeines alten Vaters, eines ehemaligen Soldaten, einer alten, frommen Mutter, ſeiner Schweſtern, deren einzige Stütze er ſey, um Nachſicht an. Das Straferkenntniß gegen den 26jährigen jungen Mann lautete auf achtjährige Zuchthausſtrafe (réclusion) ohne Ausſtellung am Pranger. Die Geſchwornen haben ein von Capo de Feuillide verfaßtes Geſuch an den König um Begnadigung oder Strafumwandlung unterzeichnet.

Die Karliſtenbanden in der Sierra Morena.

Die folgenden Skizzen ſind dem Tagebuche des Sohnes eines angeſehenen und hochgeſtellten ſpaniſchen Beamten entnommen, das ſeinen Aufenthalt unter den Parteigängern, in deren Gefangenſchaft er gerathen war, ſchildert. Die Mittheilung derſelben wird um ſo intereſſanter ſeyn, als gerade in der neueſten Zeit die Karliſtenbanden trotz aller Anſtrengungen der Regierung eine Macht erlangt haben, wodurch noch manche ernſte Konflikte in Spanien herbeigeführt werden können.

. . . . . Am 22. Oktober verließ Don Joſé Madrid, um ſich zunächſt nach Alicante zu begeben, unter dem Schutze eines Geleitsbriefs des General Narvaez und überdies mit einer Menge Empfehlungsſchreiben des Generals an alle Kommandanten der Feſtungen, die von der Straße nach Valencia berührt werden, verſehen. Uebrigens war die Gegend nach den Berichten des Generals dergeſtalt ruhig, daß man in keiner Weiſe zur Ergreifung von Vorſichtsmaaßregeln Veranlaſſung hatte. Daſſelbe erfuhr unſer Reiſender Abends von dem oberſten Richter und Kommandanten der Nationalgarde in Ocana, wohin er ohne das geringſte Hinderniß gelangt war. Auch wurde die Poſt eskortirt, ſo daß jede Furcht vor einer möglichen Gefahr verſchwinden mußte. Als die Reiſenden am andern Morgen bei Sonnenaufgang, ungefähr 2 Meilen jenſeits Ocana, die Poſt von Valencia nach Madrid trafen, erkundigte man ſich wie gewöhnlich danach, was es Neues gäbe und wechſelte die Eskorte. Die neue Truppe, etwa aus 26 Mann Soldaten beſtehend, begleitete die Reiſenden auch von ihrem nächſten Nachtquartier ab weiter. Die Leute waren ermüdet und wünſchten zurückzukehren. Nur mit Mühe wurden ſie durch den kommandirenden Offizier bewogen, bis zur mota do Cuerbo mitzugehen. Wenige Stunden, nachdem ſie Quintanar verlaſſen — es war 4 Uhr Morgens — hielt plötzlich der Poſtwagen an, wodurch die armen Paſſagiere, die ihre Nachtruhe fortzuſetzen begonnen hatten, wieder aufgeweckt wurden. Der Offizier nahte ſich dem Schlage und rief:

„Herr Marquis! Herr Marquis!“

Don Joſé, fürchtend ſein Incognito möchte verrathen werden, ſteckte ſchnell den Kopf zum Wagen heraus, um dem unzeitigen Schreier nicht Anlaß zu geben, ſeine Exclamationen fortzuſetzen und ihm Vorſicht anzuempfehlen.

„Es iſt eben ein Expreſſer angelangt“ — erklärte Jener ſeine Unterbrechung der Fahrt — „mit der Nachricht, daß man einige zwanzig Reiter dort unten über das ungeackerte Feld hat jagen ſehen.“

Bei dieſer Nachricht fuhren plötzlich ein halb Dutzend Köpfe von Reiſenden aus den verſchiedenen Oeffnungen des Poſtwagens heraus, und Alles fragte:

„Was giebts?“ — „Was iſt vorgefallen?“ —

„Ich bin der Meynung“ — erwiederte Don Joſé dem Offizier — „daß wir ſofort umkehren. Aber fragen Sie doch auch die übrige Geſellſchaft um die ihrige.“

„O, mein Herr, es hat Nichts auf ſich. Wir wollen immer vorwärts gehen. Halten Sie etwa meine Truppe nicht für hinreichend gegen jene Schelme? Uebrigens verbietet mir meine Pflicht, den Rückweg einzuſchlagen.“

Das Reſultat dieſer Konferenz, welche der Offizier damit begonnen hatte, Don Joſé um ſeine Meynung zu fragen, beſtand darin, daß er ſeiner eigenen folgte. Don Joſé legte ſich daher in ſeine Ecke zurück, um den unnöthigerweiſe unterbrochenen Schlaf fortzuſetzen. Als ihm dieſer Verſuch eben wider Erwarten gut gelungen war, wurde er auf's Neue durch das Anhalten des Poſtwagens erweckt. Aber diesmal ſchien der Grund etwas triftiger zu ſeyn, als das erſte Mal. Denn er vernahm ein verwirrtes Geräuſch von durch einander rufenden Stimmen, und alle möglichen Arten von Flüchen und Ausrufungen. Sein Erſtaunen war nicht gering, als er beim Schein des anbrechenden Tages die drei Wagen, auf denen die Eskorte fuhr, von einigen Reitern umgeben ſah; da er jedoch immer noch nicht den eigentlichen Zuſammenhang verſtand, warf er ſeine

Digitized by Google

Augen umher, um den Ort, wo ſich die Reiſenden befanden, zu rekognosziren. An der rechten Seite der Straße ſtand ein Wirthshaus, deſſen Namen **venta de Toboso** in ihm die Hoffnung aufſteigen ließ, daß er bald eine ſtreitſchlichtende Dulcinea aus der Thür treten ſehen werde. Statt ihrer aber erſchienen nur bewaffnete Reiter, welche in Menge auf den Wagen losſtürzten und der eskortirenden Truppe zuriefen, ſie ſollten ſich ergeben, man würde ihnen kein Haar krümmen.

Aber ein Soldat gab Feuer. Die Reiter erwiederten es, und der Tumult wuchs um das Hundertfache. Dazwiſchen ſchrien die Reiſenden den Soldaten zu, ſich zu ergeben und keinen Widerſtand zu leiſten, und die Frauen fielen theils in Ohnmacht, theils vermehrten ſie durch ihr Geſchrei die allgemeine Verwirrung. Endlich gab der Offizier ſeinen Leuten Befehl, ſich zu ergeben. Sie gehorchten und lieferten die Gewehre aus, die ſämtlich an einem Eckſteine oder an den Rädern des Wagens von den Parteigängern zerſchmettert wurden. Die Reiſenden ſaßen indeß auch alle in dem Poſtwagen, dem bisher Niemand aus dem Reiterhaufen genaht war. Nachdem aber die Uebergabe ſtattgefunden, rief einer der Anführer: „Man gebe Acht auf die Beute!" — Darunter verſtand er die Reiſenden und ihr Gepäck. Sofort wurden auch die Wagen umzingelt. Die Parteigänger befahlen den Reiſenden auszuſteigen und begannen die Maulthiere von dem Poſtwagen abzuſpannen. Die entwaffnete Eskorte mußte auf Befehl des Anführers der Karliſten eine Linie bilden.

„**Muchachos**" (Kinder), ſagte Einer der Sieger in väterlich ermahnendem Tone, „wenn Jemand von Euch ſich rührt, ſo werden wir in die Nothwendigkeit verſetzt ſeyn, ihm ſofort **cuadro tiros** (vier Schüſſe) beizubringen."

Die Reiſenden wandten ſich an einen Parteigänger, der ihnen am wenigſten furchtbar erſchien, mit der Hoffnung, ihn zu erweichen. Aber die Antwort war unveränderlich. Dennoch zeigte ſich der Angeredete inſofern in der That milder, als er ſtatt des barſchen: „Mit dem Gelde heraus, ihr Hunde!" oder anderer dergleichen zarten Floskeln, mit denen die Uebrigen ihre Rede ſchmückten, in witziger Weiſe den Beraubten Troſt zuſprach: „Beruhigt Euch doch, Kinder, wir wollen ja nicht Euer Böſes, ſondern Euer Beſtes.*)

Ueberall herrſchte die größte Unordnung. Die Parteigänger waren zwei und zwanzig an der Zahl und alle gut beritten. Um ihr Beraubungsgeſchäft mehr mit Muße betreiben zu können, ſandten die Anführer Wachtpoſten nach verſchiedenen Seiten aus, eine Vorſicht, die vollkommen überflüſſig war. Don Joſé wandte ſich an den Hauptanführer, deſſen Phyſiognomie nicht allzu abſchreckend erſchien, und knüpfte eine Unterredung mit ihm an von jener Art, die man im Norden der Pyrenäen eine Gasconade nennt.

„Alles, was mir gehört" — begann er mit ernſtem Tone — „ſteht zu Ihren Dienſten. Dürfte ich dafür die Bitte wagen, daß Sie mich vor der Mißhandlung Seitens Ihrer Untergebenen ſchützen?"

Er war ein Mann von etwa 28 — 30 Jahren, ſchmächtig und von mittlerer Körpergröße. Seine gebräunte Geſichtsfarbe und kaſtanienbraunes Haar gaben ihm einen männlichen Ausdruck, der im Vereine mit dem militairiſchen Anſtande, wodurch er ſich von ſeinen Gefährten auszeichnete, etwas Imponirendes hatte. Seine Antwort war der Frage ganz angemeſſen.

„Ihre Zuvorkommenheit rührt mich tief, Sennor. Aus Furcht Sie zu beleidigen, wenn ich Ihr mit ſo großer Zartheit gemachtes Anerbieten zurückweiſen wollte, nehme ich es mit der Verſicherung an, daß Ihnen bei uns nichts Unangenehmes widerfahren wird."

Indeſſen war das Gepäck auf die Erde geworfen worden, worauf die Unterſuchung im Innern des Poſtwagens vor ſich ging. Der Sergeant Navarro, Don Joſé's neuer Beſchützer, wandte ſich mit den Worten an die Reiſenden: „Laſſen Sie Ihre Päſſe ſehen! Nicht als wenn ich mich auf ihre Richtigkeit verließe; nur neulich hatten wir mit einem Individuum zu thun, das ſich für einen Blechſchmidt ausgab und nichts Geringeres war, als ein Deputirter, wie ich ſpäter in Erfahrung gebracht." — Don Joſé, der Navarro nicht mehr verließ, übergab ihm ſogleich ſeinen Paß. Er bat ſich die ganze Brieftaſche aus, die er genau unterſuchte. Glücklicherweiſe hatte der Marquis die Empfehlungsſchreiben des Generals Narvaez zur rechten Zeit zu vernichten gewußt. Indem er den Paß auseinanderſchlug, ſagte der Sergeant:

„Sie ſind Marquis?"

Don Joſé war wie vom Donner gerührt; ſein Paß war auf falſchen Namen ausgeſtellt. Wie kam alſo Navarro auf jene Vermuthung? Aber die dringende Gefahr gab ihm ſchnell ſeine Geiſtesgegenwart zurück, ſo daß er antwortete:

„„Ich, Marquis? Sie ſcherzen, Sennor. Sehen Sie dort meinen Namen: Joſé Maria Fernandez.""

Jetzt entdeckte er auch das Mißverſtändniß Navarro's. Dieſer nämlich hatte den Namen des Marquis von Pontejos, welcher als Civil-Gouverneur von Madrid den Paß ausgeſtellt hatte, für den des Reiſenden ſelbſt gehalten. Don Joſé erklärte dies dem Sergeanten. Er ſchien damit zufriedengeſtellt.

„Oeffnen Sie jetzt, wenn's gefällig iſt, Ihre Börſen, meine Herren." — Es geſchah. — „Ah, Sie ſcheinen der Reichſte aus der Geſellſchaft zu ſeyn," lächelte Navarro dem armen Don Joſé zu, der ihm etwas über 1000 Realen*) überliefert hatte. Ein anderer Theil ſeines Geldes wurde unter einem Wagenkiſſen gefunden, aber er hütete ſich wohl, ſein Eigenthumsrecht daran kund zu geben.

„Wo haben Sie Ihre Uhr?" fragte der Sergeant.

„„Hier iſt ſie"" — erwiederte Don Joſé. — „„Aber da ſie keinen Werth hat, ſo möchte ich Sie bitten, mir ſie zu laſſen. Wäre ſie ein Bréguet, ſo würde es mir zur Freude gereichen, ſie Ihnen zum Geſchenk anzubieten.""

„Auch will ich ſie nur als ein Andenken an Sie behalten!" verſicherte Navarro.

„„Es iſt mir viel an der Uhr gelegen, da ſie meine Mutter getragen hat und die Kette von meiner Frau gearbeitet iſt.""

„Wahrhaftig, das iſt rührend!" — ſagte der Sergeant mit gefühlvollem Tone. — „Aber geben Sie nur immer. Meine Gefährten würden ſie Ihnen ohne Weiteres abnehmen, während ich ſie mit der Sorgfalt bewahren werde, welche ein ſo theueres Familienſtück verdient."

In ähnlicher Weiſe nahm Navarro auch einen Ring, den Don Joſé von ſeiner Mutter erhalten hatte, in Verwahrung. Nur als er auch den Trauring des Marquis als Andenken ſich erbat, wurde er durch deſſen heftige Proteſtationen, ſo wie durch die Werthloſigkeit des Gegenſtandes, von ſeiner Abſicht zurückgebracht. Den innigſten Antheil nahm er an der Mittheilung, daß Don Joſé erſt ſeit kurzer Zeit verheirathet ſey.

„Sie können ſich denken, welchen Kummer meine Frau und meine Familie empfinden muß, wenn ſie wüßte, daß ich mißhandelt würde," ſetzte Don Joſé hinzu.

„„Das glaube ich gern"" ſagte Navarro mit theilnehmenden Tone — „„und ich würde es mir niemals verzeihen, wenn ich im Geringſten dazu beitrüge, Ihren verehrungswürdigen Eltern und ihrer zärtlichen und liebenswürdigen Gemahlin Schmerz zu bereiten. — Nehmen Sie dieſen Grauſchimmel."" — fuhr er fort. — „Sie werden die Güte haben, uns in Berge zu begleiten.""

Jetzt wird die Sache ernſthaft, dachte Don Joſe im Stillen. Kein Bitten, keine Vorſtellung half. Es war der Beſchluß gefaßt worden, daß alle Reiſenden, mit Ausnahme der Frauen, in die Berge geführt werden ſollten. Da begannen herzzerreißende Auftritte. (Fortſetzung folgt.)

*) **Ce n'est par votre mal que nous voulons, c'est votre bien** Ein Wortſpiel, das durch obigen Ueberſetzungsverſuch nur theilweiſe angedeutet werden konnte, weil bien zwar auch im Deutſchen (Gut) den Doppelſinn hat, daß es Vermögen bedeutet, aber ſich in dieſem Sinne von dem Eigenſchaftswort durch die Flexion unterſcheidet: Gutes und Gut. Daher wählten wir lieber den obigen Ausweg, der freilich eine Art Abweg iſt.

*) Etwa 65 Thaler.

Digitized by Google

Nro. 84. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 20. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Karliſtenbanden in der Sierra Morena. — Hebung der Noth der arbeitenden Klaſſen durch Selbſthülfe. — Pot-Pourri.

Die Karliſtenbanden in der Sierra Morena.

(Fortſetzung.)

Es befand ſich ein General unter den Reiſenden, deſſen Frau ſich vor dem Parteigänger auf die Kniee warf, um die Freiheit ihres Mannes zu erbitten. Aber alle ihre Thränen, Bitten, Ausrufungen rührten dieſe Menſchen von Stein nicht. Die unglückliche Dame fiel in tiefe Ohnmacht, als ſie ſah, daß Alles umſonſt ſey. Man befahl dem General, ein Maulthier zu beſteigen; aber er konnte ſich nicht von ſeinen Kindern losmachen, zwei reizenden Knaben von 6 und 8 Jahren, die weinend ſeine Kniee umfaßt hielten. Endlich beſtand ſeine Tochter, ein Mädchen von 20 Jahren ungefähr, mit großer Hartnäckigkeit darauf, ihren Vater zu begleiten, und machte ſich bereit, hinter ihm Platz zu nehmen. Don José hatte ſchon lange ſeinen Grauſchimmel beſtiegen, auch die anderen Reiſenden waren bereit; nur das muthige junge Mädchen verurſachte noch einen Aufenthalt, indem die Parteigänger unter ſich berathſchlagten, ob ſie ihrem Wunſch, den Vater in die Sierra zu begleiten, willfahren ſollten oder nicht. Voll Mitleid für das ſchöne Kind, ſagte Don José zu Navarro:

„Sie ſollten das junge Mädchen zurücklaſſen; es wird uns nur auf dem Marſche hinderlich ſeyn. Die Weiber machen immer Umſtände.“

Offenbar konnte ſie die Lage ihres Vaters um Nichts verbeſſern, wohl aber ſich ſelbſt die größten Gefahren bereiten. Einige plumpe Witze aus dem Munde der Karliſten hatten Don José hinlänglich belehrt, was ihrer wartete, wenn ſie mitgenommen würde. Mit großer Beruhigung ſah er daher, daß Navarro den Befehl gab, ſie vom Maulthiere, das ſie bereits beſtiegen hatte, herunter zu nehmen. Endlich ſetzte ſich die Karavane in Bewegung. Voraus ritten ſechs Karliſten, dieſen folgten die Gefangenen, der General, ein anderer Reiſender, der Offizier der Eskorte, Don José nebſt ſeinem Diener und endlich der Maulthiertreiber. Das Hintertreffen bildeten die übrigen Karliſten, welche die gefangenen Soldaten nebſt den mit der „Beute“ beladenen Wagen der Eskorte in die Mitte genommen hatten. — Neben Don José befand ſich ein Karliſt, der Einer von den Cabecillas (Unteranführer) der Bande zu ſeyn ſchien. Sein pittoresker Anzug trug keineswegs zur Verſchönerung ſeines gebräunten und von Narben zerriſſenen Geſichts bei; eben ſo wenig ſeine brennend rothen Haare, die ihm den Spitznamen el Rojo verſchafft hatten. Er trug eine weite getigerte und mit Silberſtickereien beſetzte Weſte und einen ſpitzen Filzhut, deſſen vordere Krämpe ungewöhnlich weit über die ſtets gerunzelte Stirn hinausragte. Indeß trog der Schein auch hier. Der rothe Cabecilla legte trotz ſeines unheilverkündenden Stirnrunzelns gegen Don José Beweiſe von bedeutendem Zartgefühl ab. Er nahm eine ſorgſam mit Pelzwerk gefütterte Flaſche von der Seite und reichte ſie ſeinem Nachbar:

„Verſuchen Sie einmal, was darin iſt.“

Don José hatte einen feinen Geruch. Es war ein vortrefflicher weißer Xeres, von dem er furchtlos trank; worauf er die Flaſche zurückgab.

„Rauchen Sie?“ fuhr der Rothkopf in Beweiſung ſeines Zartgefühls, das er durch einen ungeheueren Zug aus der Flaſche noch mehr geſtärkt zu haben ſchien, fort.

„„Sonderbare Frage an einen Spanier, Sennor?““

Der Cabecilla zog eine Anzahl Havanna-Cigarren aus der Taſche und bot ſie Don José dar, indem er unwillig zwiſchen den Zähnen murmelte:

„Kein Feuer!“

Don José war damit verſehen und ergriff die Gelegenheit, ſich ſeinem zartſinnigen und uneigennützigen Gönner angenehm zu machen. Sie hatten ſchon eine geraume Zeit ſtillſchweigend geraucht, als ſich der Cabecilla aufs Neue an ſeinen Begleiter wandte.

„Ich hoffe, daß Sie die Abſicht haben, mir ein Geſchenk zu machen?“

„„Seit ich die Ehre Ihrer Bekanntſchaft habe, Sennor, iſt das mein innigſter Wunſch. Wie ſich doch große Geiſter begegnen!““

„Gut. Was meynen Sie zu einem Pferde?“

„„Sie ſollen es haben.““

„Aber ein ſchönes Thier.“

„„Ein Babinka.““

„Und dauerhaft.“

„„Wie ein Fels.““

„Sie werden an Ihre Aeltern ſchreiben.“

„„Noch heute Abend.““

„Und ſie werden es bringen?“

„„Und wenn ſie auf den Köpfen gehen ſollten.““

Entzückt von dieſem Verſprechen, an das er glaubte, wie ein Ritter an das Ehrenwort ſeines Waffenbruders, begann der Cabecilla gewaltige Dampfwolken in die Luft zu blaſen. Indeſſen entriß er ſich nach einer Weile mit Gewalt dieſem behaglichen Zuſtande eines tiefen Seelenfriedens, um Einen ſeiner Gefährten herbeizurufen:

„Ramirez!“

„„Zu Befehl.““

„Du kannſt jetzt den Offizier abfertigen.“

Dieſer befand ſich nahe hinter Don José. Ramirez ging gerade auf ihn zu und ſagte:

„Steigen Sie ab.“

Der Offizier verließ ohne Mißtrauen den Rücken ſeines Maulthiers.

„„Was wünſchen Sie von mir?““ fragte er.

„Sie werden es ſogleich erfahren“, antwortete Ramirez in höflichem Tone, indem er ſeine Muskete lud. Don José war vor Schreck wie erſtarrt und hätte ſich, da er den Unglücklichen ſeinem Schickſale nicht entreißen konnte, gern entfernt, um nicht Zeuge des blutigen Schauſpiels zu ſeyn, wenn nicht eine unwiderſtehliche Gewalt ſeine Blicke rückwärts gewendet hätte. So ſah er, wie Ramirez auf den Offizier anſchlug und Feuer gab. Der Getroffene fiel, erhob ſich aber ſogleich wieder. Er war bleich wie der Tod. Sein rechter Arm hing ſchlaff auf der Seite herab. Er rief um Gnade.

„Was iſt zu thun?“ fragte Ramirez ſeinen Vorgeſetzten.

„„Mach' ein Ende!““

Don José ſetzte ſein Pferd in Galopp, um dies Ende nicht

Digitized by Google

nicht mehr mit anzuſehen. Ein abermaliger Knall wurde gehört, und noch einer. Bald darauf erſchien Ramirez mit den Beinkleidern des Gemordeten. Zehn Minuten ſpäter hörte Don Joſé wiederum feuern, aber diesmal waren es mehrere zwanzig Schüſſe. Sie galten den Soldaten der Eskorte, welche ſämmtlich füſilirt wurden. Heiter ſcherzend kehrten die Karliſten nach Vollendung ihres Geſchäfts zurück, indem ſie ſich über die Einzelheiten deſſelben unterhielten.

„O Sennor“ — ſtattete Ramirez ſeinen Bericht an den rothköpfigen Cabecilla ab — „was für heuchleriſche Canaillen ſind dieſe Soldaten. Können Sie ſich einen ſolchen Grad von Verderbtheit denken?“

„„Nun?““ fragte der Cabecilla, ſein Geſicht zu einer Grimaſſe verziehend, die wahrſcheinlich ein wohlgeneigtes Lächeln bezeichnen ſollte.

„Ich ſah einen Soldaten über und über mit Blut beſudelt und ſo ſteif, daß er mir übernatürlich todt vorkam. Aber Sie wiſſen, Sennor, ich bin ein alter Fuchs. Gut. Ich unterſuche ihn alſo, und por las siete plagas! (Bei den ſieben Wunden!) nicht eine Schramme hatte der Bengel. Er ſchien ſich nur in dem Blute ſeines Nebenmannes umhergewühlt zu haben, um uns durch ſein fürchterliches Ausſehen zu täuſchen. Sie werden mir zugeſtehen, Sennor, daß dieſer Mißbrauch unſeres Vertrauens meinen höchſten Unwillen erregte. Indeſſen war ich meiner Sache noch nicht gewiß. Vielleicht — ſagte ich zu mir — iſt der arme Mann in Ohnmacht gefallen. Nimm dich in Acht, nie ungerechte Anklage ohne hinlänglichen Beweis zu erheben. Das war anſtändig gedacht, meyne ich; und mit großer Vorſicht ſchritt ich zur That. Um mich nämlich von der wahren Sachlage zu überzeugen, drückte ich ihm einige Zoll meines Bajonnets in die Weichen. Caramba! Da konnte er gut ſchreien Viva Carlos V.! der ſcheintodte Heuchler. — Hund, Räuber, infamer Lügner rief ich ihm zu — ich werde Dich lehren, ehrliche Menſchen zu hintergehen und auf gotteslaſterliche Weiſe den Tod zu karikiren. Während ich ihm ſo die Abſcheulichkeit ſeines Verfahrens vorhielt, ſorgte ich zu gleicher Zeit dafür, daß er in kurzer Zeit ſeine früher blos angenommene Rolle vollkommen naturgetreu ſpielte. Dabei machte ich noch eine Reflexion, Sennor, die ich Ihnen zur Prüfung vorlegen möchte. Sagen Sie, wäre ich nicht ein vorzüglicher Schulmeiſter geworden, da ich in ſo hohem Grade die Geſchicklichkeit beſitze, durch meine Ermahnungen und Strafen das Reſultat hervorzubringen, daß der Schuldige nie in ſeinen früheren Fehler zurückfällt?“

Als die Truppe ſpät Abends am Abhange des Gebirges ihr Nachtquartier erreicht hatte, das in einem elenden, einſam gelegenen Wirthshauſe beſtand, war das erſte Geſchäft der Karliſten, eine Theilung der Beute vorzunehmen. Nachdem die großen Stücke, wie einige Dutzend Ellen blaues Tuch und eine Menge feiner Leinwand ellenweiſe zerſchnitten und vertheilt waren, erging die Aufforderung an jeden Einzelnen, ſich ſeiner ſpeziellen Beutegegenſtände zu entledigen und ſie auf einen beſtimmten Platz zuſammenzulegen. Navarro und ein anderer Anführer, Zaragoza, übernahmen das Geſchäft, den ganzen Haufen in gleiche Theile zu zerlegen. Dann wurden eben ſo viel Looſe gemacht, als Theilnehmer waren. Don Joſé ſah mit Bedauern ſeine feinen Ueberröcke und geſtickten Weſten, die er kurz zuvor direkt aus Paris erhalten hatte, an zerlumpte Banditen als Eigenthum übergehen. Ein eleganter Schlafrock von karmoiſinrothem Kaſchemir fiel dem rothköpfigen Cabecilla zu, der ihn ſofort unter allgemeinem Jubel und intereſſanten Bemerkungen über die Harmonie zwiſchen der Farbe ſeines Haares und ſeines neuen Gewandes, das ſie ſämmtlich für einen Frauenanzug hielten, anzog. Indeß ging die Verlooſung fort. Da fanden ſich denn auch einige Gegenſtände, welche früher zu dem Reiſe-Neceſſaire Don Joſé's gehört hatten, und deren Gebrauch ſich Niemand erklären konnte. Ein Karliſt, Namens Sanchez, betrachtete ſchon ſeit geraumer Zeit ein Inſtrument, von eigenthümlicher und, wie es ſchien, räthſelhafter Form, das er einer der Kinderfrauen abgenommen, welche ſich unter der Reiſegeſellſchaft im Poſtwagen befunden hatten. Sanchez begab ſich zu einem Camarata, den er in ähnlichen Studien eines Gegenſtandes vertieft ſah, um ſich mit ihm gemeinſchaftlich zu berathen.

„Da mag der Teufel wiſſen, was die Dinger bedeuten ſollen“ — rief endlich der Letztere ungeduldig aus.

„„Am ſicherſten gehen wir, wenn wir den Rojo fragen““ — antwortete Sanchez — „Es un sabiondo (es iſt ein Gelehrter); er kann leſen.“

Geſagt, gethan. Der Cabecilla nahte, noch immer in ſeinem karmoiſinrothen Schlafrock, der dem würdevollen Weſen, das er in einer ſo wichtigen Angelegenheit anzunehmen für nöthig hielt, eine höhere Weihe zu geben ſchien. Er nahm beide fragliche Gegenſtände in die Hand und unterwarf ſie einer tiefen und ſehr genauen Unterſuchung. Endlich ſchien er mit ſich über ihren Zweck ins Reine gekommen zu ſeyn. Denn er wandte ſich an die illegitimen Eigenthümer der räthſelhaften Inſtrumente, indem er zu dem Einen ſagte:

„Bewahre dieſen Gegenſtand wie ein Kleinod; er wird Dein Glück begründen. Es iſt ein Clave maestra (Hauptſchlüſſel), zu allen Thüren und Koffern paſſend. Wenn das Schloß tief iſt, dann hält man das Inſtrument ſeiner ganzen Länge nach offen; im entgegengeſetzten Falle verkürzt man den Schaft vor dem Gebrauch.“ — Darauf wandte er ſich zu Sanchez: „Was Dich betrifft,“ — ſagte er zu ihm mit einer Feierlichkeit, die ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlte — „Du biſt glücklich zu preiſen vor Allen. Du kannſt von nun an Deinem Ehrgeiz vollen Aufſchwung gewähren und ſelbſt auf die Stellung eines Befehlshabers Dein Streben richten. Denn Du beſitzeſt jetzt ſchon, was nur den Befehlshabern zukommt: dies Inſtrument iſt ein vervollkommnetes Fernrohr.“

Unter allgemeinem Erſtaunen der Zuhörer, die ihren Neid über das Glück der beiden Glücklichen nicht verhehlten, gab er die beiden Gegenſtände zurück. Das für einen Hauptſchlüſſel erklärte Inſtrument war ein vereinzelter Stiefelzieher; das andere wollen wir Anſtands halber dadurch bezeichnen, daß wir auf die große Rolle hinweiſen, welche es in einigen Molièreſchen Komödien ſpielt. Die ganze Vertheilungsſcene in allen ihren grotesken Einzelheiten zu beſchreiben, dazu gehört die Feder des Verfaſſers von Gil Blas.

Am folgenden Morgen ſetzte ſich der Zug von Neuem in der Richtung nach dem Kamm des Gebirges in Bewegung, aber es waren ſo viele Schwierigkeiten zu überwinden, weil die Anführer es für nöthig erachteten, ſich ſo fern möglich von dem gebahnten Wege zu halten, daß ſie um fünf Uhr Abends nur eine verhältnißmäßig kurze Strecke zurückgelegt hatten. Am Ufer eines kleinen See's wurde Halt gemacht. Der rothköpfige Cabecilla nahm in Begleitung von 14 Mann Abſchied von ſeinen Gefährten, nachdem er ein langes Geſpräch unter vier Augen mit Navarro geführt hatte. Als ſich die übrige Mannſchaft wieder in Marſch ſetzte, wurde das tiefſte Schweigen beobachtet, denn Navarro hatte mit einem fürchterlichen Fluche geſchworen, daß er denjenigen, der nur zu pfeifen wagen würde, an den nächſten Baum hängen ließe. Um Mitternacht endlich gelangte die Truppe an die große Landſtraße, welche die Sierra durchſchneidet. Sie wurde in faſt lautloſer Stille überſchritten, und von Neuem wurden die nächtlichen Wanderer von dem dichten Gebirgswald aufgenommen, durch den ſie kaum ihre Pferde hindurchbringen konnten. Endlich wurde das Dickicht ſo undringlich, daß man zum Anhalten gezwungen war. Der Boden war mit Strauchwerk und hohem Graſe bedeckt, ſo daß man ſich kaum aufrecht erhalten konnte.

„Tragt die Reiſer zuſammen und macht ein tüchtiges Feuer“ — befahl Navarro.

Es wurde ſogleich Hand ans Werk gelegt. Bald war ein gewaltiger Scheiterhaufen errichtet, der auch ſofort angezündet wurde. Die Nacht war ſo eiſig kalt, daß der arme Marquis nebſt ſeinem Diener Cabrero, die beide an dieſe Gebirgstemperatur nicht gewöhnt waren, ohne das wärmende Feuer ſicherlich erſtarrt wären. Die nächſte Sorge betraf das Nachtlager, deſſen Conſtruction der naſſe, mit Kieſel und trockenem Holz beſäete Boden ſo wie der völlige

Digitized by Google

Mangel jeder hinreichenden Bedeckung einen erfindungsreichen Kopf verlangte. Indeß gelang es Don José, durch Fortränmen der Kieſel und Auflockern des Bodens vermittelſt eines ſpitzigen Stockes ſich ein für die Umſtände vorzüglich weiches Lager zu bereiten, und er glaubte völlig das Glück eines Sybariten zu fühlen, als er ſich mit einem ihm zum beliebigen Gebrauch überlaſſenen Schaffell, das nur wenig kürzer war als die Hälfte ſeines Körpers, bedecken konnte. Nach vierſtündigem Schlaf erſcholl um ſechs Uhr Morgens das Zeichen zum Aufbruch nach El Barranco de las Canas, dem zum Sammelplatz der verſchiedenen Trupps beſtimmten Ziel des Marſches.

„Bevor wir dieſen Ort verlaſſen“ — ſagte Sanchez zu Don José — „will ich doch die Stutzbüchſe mitnehmen, die ich hier vor mehreren Tagen verſteckt habe.“

„„Wie? In dieſer undurchdringlichen Wildniß?““ — rief Don José aus, erſtaunt über das Ortsgedächtniß dieſes Menſchen, — „„die werden Sie nimmermehr wiederfinden.““

Sanchez erwiederte nichts, ſondern ſondirte mit einem langen Stabe das trockene Blätterwerk am Boden. Es dauerte gar nicht lange, ſo hatte er die Waffe aufgeſtöbert, die er nun mit triumphirende Miene Don José zeigte.

„Instinto, instinto!“ wiederholte er mehrmals mit großer Genugthuung, indem er ſein koſtbares Gewehr von der Näſſe reinigte.

Bald hatten Alle ihre Thiere beſtiegen und in Gang gebracht. Don José konnte ſich einiger traurigen Reflexionen über den Ausgang dieſer abenteuerlichen Wanderung nicht enthalten. Navarro bemerkte ſeine gedankenvolle Miene:

„Sie ſcheinen Sorgen zu haben, Don José“ — ſagte er.

„„In der That wünſchte ich bald von der Ungewißheit über mein ferneres Schickſal befreit zu ſeyn. Schon drei Tage bin ich und mein Diener in Ihrer Gewalt, und noch immer kennen wir das Loos nicht, das unſer wartet.““

„Beruhigen Sie ſich“ — ſagte Navarro mit großer Höflichkeit. „Daß wir Sie bisher nicht getödtet, ſelbſt nicht einmal gemißhandelt haben, wozu wir doch das Recht und die Macht hätten, wie Sie zugeben werden, geſchah aus dem Grunde, daß ich die Vermuthung gehegt habe, daß Sie das Bedürfniß fühlten, uns ein Geſchenk zu machen, das der Größe der Wohlthat und Ihrer Dankbarkeit angemeſſen wäre. Andererſeits aber fürchte ich — wenn ich von meinen Empfindungen auf die Ihrigen ſchließe — daß Sie ſich durch Ihre natürliche Großmuth verleiten laſſen, zu wenig Rückſicht auf Ihre pekuniären Verhältniſſe zu nehmen, weshalb ich entſchloſſen bin, der Möglichkeit einer an Verſchwendung gränzenden Freigebigkeit durch die Erklärung eine Gränze zu ziehen, daß wir unter keiner Bedingung mehr als die mäßige Summe von 200,000 lumpigen Realen von Ihnen annehmen werden.“

Don José war in der That über den geringen Betrag dieſer, wie ſich der Cabecilla auszudrücken beliebte, „mäßigen“ Summe eben ſo erſtaunt als durch die herzgewinnende Freundlichkeit deſſelben gerührt. Denn was verhinderte im Grunde, ſeine jetzigen Wirthe als Gaſtgeſchenk eine dreimal größere Summe zu verlangen? Dieſe Reflexion trug viel zu ſeiner Beruhigung bei, und er würde ſich ohne Weiteres mit den Vorausſetzungen Navarro's völlig einverſtanden erklärt haben, wäre ihm nicht zufälligerweiſe eingefallen, daß er die Rolle des Marquis mit der des Don José Maria Fernandez vertauſcht und demgemäß ſein Betragen und ſein Vermögen einzurichten habe. Er machte deshalb alle möglichen Arten von Bemerkungen, die ſämmtlich die Tendenz hatten, zu beweiſen, daß ſeine Familie außer Stande ſey, ein ſolches Löſegeld zu erſchwingen.

„Schonen Sie Ihre Lunge, Don José“ — erwiederte Navarro kaltblütig. — „Sie haben mir ein ſolches Vertrauen eingeflößt, daß, wenn ein Anderer als Sie ſelber ſo über Sie ſpräche, indem er Sie wie ein am Zaune aufgeleſenes Findelkind und Ihre Eltern wie eine Bande zerlumpter Tagediebe ſchilderte, ich die Worte des edlen Cid Compeador an ſeinen Vater wahr machen würde: con mis proprias manus vus sacara las entranas, faciendo lugar mi brazo en vez de punnal o daga.“*)

„„Und wenn, wie es aller Wahrſcheinlichkeit nach zu erwarten ſteht, das Geld nicht aufzutreiben iſt?““

„Dann“ — erwiederte Navarro, indem er wie in ruhiger Ueberlegung den Kopf etwas ſenkte und die Unterlippe vorſchob — „iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach zu erwarten, daß man Sie um einige Loth Blei ſchwerer machen wird.“

„„Und auf welche Weiſe wird der Brief beſorgt werden?““

„Durch einen Bauer.“

Das ſetzte den armen Marquis ſehr in Verlegenheit, weil er dann gezwungen war, die wahre Adreſſe auf den Brief zu ſetzen. Wie ſollte ſonſt der Bauer, der in ſein Inkognito-Geheimniß nicht eingeweiht war, ihn den richtigen Händen überliefern? Hätten aber die Karliſten erſehen, daß ſie den Sohn eines General-Lieutenants und Granden von Spanien und den Schwiegerſohn des Präſidenten des Miniſterraths in der Gewalt haben, ſo würden ſie ihn entweder gleich — ſchon wegen der bisherigen Verſtellung ſeinerſeits — gemordet, oder ſie würden ein weit größeres Löſegeld gefordert und nach deſſen Erlangung ihn vielleicht doch noch — wie ſich Navarra zartſinnig ausdrückte — um einige Loth Blei ſchwerer gemacht haben. Er ſann deshalb auf ein Auskunftsmittel:

„Da Sie meinen Verſicherungen keinen Glauben ſchenken, werde ich den Brief ſchreiben. Aber welch Vertrauen kann ein ſolcher Bote einflößen. Meine Eltern werden glauben, daß ich nicht mehr unter den Lebenden bin und ſich nicht weiter um die Sache bekümmern. Ich ſetze dabei das Leben aufs Spiel, was allerdings von keiner Bedeutung iſt, aber Sie werden das Löſegeld verlieren.“

„„Sie ſprechen wie ein gedrucktes Buch.““ —

Dieſe Redensart iſt ächt ſpaniſch.**) Die Franzoſen, weniger harmlos in Rückſicht der Preſſe aber leichter durch das Aeußere beſtechlich, würden ſich ausgedrückt haben: „wie ein Buch mit goldenem Schnitt.“

Don José fuhr fort:

„Ich ſchlage vor, daß Sie dieſen Menſchen da“ — er wies dabei auf Cabrado, den er ſich hütete, als ſeinen Diener zu bezeichnen — „mit der Sendung beauftragen. Meine Familie kennt ihn und wird ſeiner Verſicherung, daß ich noch lebe und gut behandelt werde, Glauben ſchenken.“ (Fortſetzung folgt.)

*) Mit meinen eigenen Händen würde ich Euch die Eingeweide aus dem Leibe reißen, indem ich meinen Arm in einen Dolch oder in ein Meſſer verwandelte.

**) Auch wir Deutſchen ſagen: „Der redet wie gedruckt.“

Hebung der Noth der arbeitenden Klaſſen durch Selbſthülfe.

(Von G. S. Liedke, Armenkommiſſionsvorſtand in Berlin.)

Unter der großen Maſſe von Schriften über das Armenweſen zeichnet ſich die vorſtehend genannte in mehrfachen Beziehungen aus. Der folgende Auszug aus derſelben ſoll zur Verbreitung ihres Inhalts in weiteren Kreiſen beitragen. Die traurige Lage der arbeitenden Klaſſen Berlins beſchäftigte ſchon ſeit Jahren einen Mann, dem das Schickſal ſeiner armen Mitbürger zu Herzen ging, und den es nicht ruhen ließ, bis er ein Mittel fand, das im Stande war, der wachſenden Noth daſelbſt einen kräftigen Widerſtand zu leiſten. Es iſt dieß der General-Staatskaſſen-Sekretär G. S. Liedke. Im Herbſt des Jahres 1839 ließ ſich Liedke zum Armenkommiſſionsvorſteher eines der ärmſten Stadtbezirke Berlins wählen. (Berlin iſt in 59 Armendiſtrikte abgetheilt.) Durch ſeine weitere Betheiligung an mehreren Armenvereinen wurde er auch in andern Stadttheilen mit den ärmſten Familien bekannt. In Kurzem erwarb er ſich durch ſeine unermüdliche Thätigkeit, insbeſondere durch ſeine ſtrenge Gerechtigkeitsliebe, in Folge deren viele Mißſtände durch ihn abgeſchafft wurden, das volle Vertrauen der Armen. Neben all dieſen einzelnen Beſtrebungen verlor er aber ſein Hauptziel nie aus dem Auge: die

Digitized by Google

Erforſchung des erſten Verarmungsgrundes. Zu dieſem Behufe theilte er die Armen in drei Klaſſen ein: 1) in fleißige und dabei ſparſame, 2) in fleißige, aber nicht ſparſame, 3) in faule, gleichzeitig dabei liederliche, und unterwarf ihre Lebensweiſe einer genauen Beobachtung. Als Ergebniß fand er nun, daß je mit dem Winter auch die Noth ins Haus kam, und daß dieſe Noth ſo groß war, daß der Verdienſt des Sommers die Verluſte des Winters nicht mehr erſetzen konnte. Dieſe Erfahrung machte er nicht nur beim minder Fleißigen, ſondern auch bei den fleißigſten Familien. Auch die größte Sparſamkeit, der angeſtrengteſte Fleiß ſchützte nicht vor einer Verarmung, die beim Faulen nur ſchneller, beim Fleißigen etwas langſamer eintrat; einer leiblichen Verarmung, welcher auch die geiſtige Schritt für Schritt folgte, denn dem Armen ſtunden nur noch drei Wege offen: entweder zu borgen, oder ſeine Habe zu verſetzen oder zu verkaufen. In allen drei Fällen fiel er den Wucherern anheim, die ihm eine Laſt aufbürdeten, unter deren Druck er nothwendig erliegen mußte. Liedke ſah, wie auch viele der Fleißigſten die Hände ſinken ließen, wie ihnen das Leben nur noch einen Werth hatte, um der augenblicklichen Befriedigung ſinnlicher Genüſſe willen. Muthlos und ohne Hoffnung, wieder etwas erwerben zu können, erſtarb bei ihnen aller Sinn fürs Familienleben, alle Liebe zu ihren Kindern; liederlich geworden, verloren ſie auch die Arbeitsluſt; faul geworden, ſanken ſie in noch größere Noth, die zu Laſter und Verbrechen führte. Der Grund der leiblichen Verarmung lag nach den gemachten Beobachtungen nahe. Arbeit und damit Verdienſt ſind Winters geringer denn Sommers, dagegen ſtehen die meiſten Lebensbedürfniſſe höher im Preis, als zur Zeit ihrer Erndte, und treten Winters neue Bedürfniſſe (Holz ꝛc.) noch dazu. Dieſem Mißverhältniſſe zwiſchen Verdienſt und Bedarf mußte ſomit entgegengewirkt werden. Liedke berechnet den Werth der erforderlichen Vorräthe für dieſe Mehrbedürfniſſe der ärmeren Bevölkerung Berlins auf 900,000 Thlr. Es wäre zwar nicht denkbar, daß in Berlin nicht auch dieſe Summe aufgebracht werden könnte, und dieß, könnte man meynen, wäre der einfachſte Weg, die Noth zu heben. Liedke bemerkte jedoch ganz richtig, daß damit doch nicht in die Länge geholfen wäre, da bloßes Geben bei den meiſten Armen nur die Thatkraft lähme, wodurch die Anforderungen immer mehr geſteigert werden würden. **(Hört!)** Es gebe alſo keinen andern Rettungsweg, als beim Armen ſelbſt die Thatkraft wieder anzuſpornen zum Erwerb eines eigenen Beſitzes. Ein Beſitz könne aber von dieſer Bevölkerung nur zunächſt errungen werden durch Sparen, und dieſes müſſe dem Armen dadurch erleichtert werden, daß er, was ihm vom Verdienſte des Sommers zurückzulegen möglich iſt, ohne alle Schwierigkeiten und ohne Zeit- und Koſtenaufwand auch in den kleinſten Summen in eine Sparkaſſe niederlegen könne. So allein wäre es möglich, dem Armen den Genuß ſeines Verdienſtes den jeweiligen Bedürfniſſen mehr anzupaſſen, ſo daß der Mehrverdienſt des Sommers auf die Zeit des Minderverdienſtes im Winter aufbewahrt werden könnte. Allein Liedke fühlt es wohl, daß dieſer Vortheil noch zu unbedeutend ſey, als daß er ein großer Anreiz zum Sparen werden könnte, er mußte daher auf einen größern Gewinn ſinnen, den er mit einer Sparkaſſe den Armen bieten könnte, denn gerade den Armen trifft ja außer dem Umſtande des geringeren Verdienſtes im Winter noch der weitere Uebelſtand, dem der Wohlhabendere entgehen kann, der erhöhten Preiſe der Lebensmittel, des Holzes ꝛc., was Alles er außerdem noch beim Höcker (Zwiſchenkäufer) ums Doppelte und Dreifache des reellen Werthes kaufen muß. Dieſer Uebelſtand mußte alſo auch beſeitigt werden, und ſo kam Liedke auf den Gedanken, die Erſparniſſe der Armen nicht blos einfach zinstragend anzulegen, ſondern mit denſelben Sommers die Winterbedürfniſſe im Großen anzukaufen, wodurch der Sparpfennig mindeſtens 100 Prozent tragen müſſe. Gedacht, gethan! der unermüdliche Mann legt ſeinen Plan den Mitgliedern ſeiner Armenkommiſſion vor, findet Beifall, und geht nun raſch und gottvertrauend ans Werk, indem er einen Aufruf an die minder bemittelten Bewohner *) ſeines Bezirks erläßt, worin er ſie auffordert, zu einem Vereine zuſammenzutreten, in welchem ſich Jeder verpflichtet, in den Sommermonaten (von Georgii bis Martini) wöchentlich 2½ (8¾ kr. rhein.) oder 5 oder 7½ oder 10 Silbergroſchen zu erſparen, ſämtliche Erſparniſſe in Einen Topf zu werfen, gemeinſchaftliche Sache zu machen, um dann die Bedürfniſſe für Alle im Großen und Ganzen anzukaufen, auf welche Weiſe viele Unbemittelte durch die Vereinigung ihrer kleinen Kräfte zu einer großen Kraft würden, welche ihnen dieſelben Vortheile verſchaffen müſſe, deren ſich die Bemittelten zu erfreuen hätten. Dagegen verſprach Liedke von Seiten der Armenkommiſſion vollſtändig unentgeldliche Beſorgung ſämtlicher erforderlichen Verwaltungsgeſchäfte, ſo daß ihnen jeder Pfennig, den ſie einlegen, unverletzt zu Gute kommen müſſe. **) All dieſes betrachtet Liedke jedoch blos als den Keim zu einem umfaſſendern Volkshülfsinſtitut, aus dem die Möglichkeit hervorgehen werde, die vorhandene Noth mit der Zeit aufzuheben, und eine glücklichere Zukunft ins Leben zu rufen. Die Sparkaſſe allein konnte ſchon deßhalb noch nicht genügen, weil der Gewinn, den ſie bot, noch nicht ſo bedeutend war, um den armen Handwerker ſchon der Nothwendigkeit entheben zu können, bei widrigen Schickſalen das öffentliche Mitleid in irgend einer Art anſprechen zu müſſen. (Schluß folgt.)

*) Nach den möglichſt volksthümlich abgefaßten Statuten wird Jeder aufgenommen, der nicht ein feſtſtehendes Einkommen über 20 Thaler monatlich bezieht. Ausgeſchloſſen ſind nur diejenigen Familien, welche ihre Kinder nicht regelmäßig zur Schule ſchicken.

**) Auch haben die Mitglieder nach den Statuten das Recht, einen Ausſchuß von 12 Mitgliedern zu wählen, der vom ganzen Geſchäftsverfahren Kenntniß zu nehmen, und die Intereſſen der Geſellſchaft zu vertreten hat.

Pot-Pourri.

Der Tod der Gräfin von Görlitz.

Kreisphyſikus **Dr. Jacobus** in Eupen bemerkt in der „Kölniſchen Zeitung“: 1) Auffallend, ja *unbegreiflich* iſt es gewiß, daß nach dem *Tode* der Gräfin v. Görlitz *keine Obduktion*, ja nicht einmal eine *gerichtliche Leichenbeſichtigung* ſtattgefunden hat, vorausgeſetzt, daß alle in dem genannten Artikel des Deutſchen Zuſchauers angeführten Thatſachen wahr ſind und der Graf v. Görlitz mit ſeiner Frau wirklich in Unfrieden lebte u. ſ. w. Wenn aber keine Obduktion noch Beſichtigung ſtattgefunden, wie kann man denn eine vorherige Erdroſſelung annehmen? 2) Auffallend, aber *nicht unmöglich* iſt die Verbrennung eines menſchlichen Körpers, auch ohne daß ein Feuer oder ſonſt ein entzündender Stoff in der Nähe iſt und derſelbe dadurch angeſteckt werde, indem die Exiſtenz der Selbſtverbrennungen jetzt durch viele Thatſachen hinreichend erwieſen iſt. Ohne der Annahme der Vorunterſuchung und der öffentlichen Meynung, „daß die Verbrennung deshalb ſtattfand, um die Spuren einer vorherigen Erdroſſelung zu vertilgen“, vorzugreifen, ſtelle ich dem Urtheile Sachverſtändiger wenigſtens anheim, ob nicht manche in dem genannten Artikel angeführte, den Tod der Gräfin begleitende, nicht zu erklärende Umſtände in der Annahme einer *Selbſtverbrennung* ihre Erklärung finden. (Man vergl. unſern vorhergehenden „Sammler.“)

Heirathsgeſuch.

Ein Mädchen oder Weibchen
Wünſcht Papageno ſich,
Es ſey ein ſanftes Täubchen
Und einzig nur für mich.

Von jugendlichem Feuer
Erſtrahle ihr Geſicht,
Das Haus nur ſey ihr theuer —
Doch viel Geſellſchaft nicht.

Ein liebevolles Seelchen
Wünſch' ich dabei noch ſehr;
Dazu ein *Kapitälchen*
Das *disponibel* wär'.

Digitized by Google

Nro. 85. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 23. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Karliſtenbanden in der Sierra Morena. — Hebung der Noth der arbeitenden Klaſſen durch Selbſthülfe. — Ein merkwürdiger Kriminalfall. — Der Briefträger. — Jenny Lind in England. — Korreſpondenz des „Sammlers.“

Die Karliſtenbanden in der Sierra Morena.

(Fortſetzung.)

Navarro ſann lange nach; endlich ſagte er:

„„Gut. Ihr Diener wird gehen. Prägen Sie ihm indeſſen ein, daß, im Falle einer Verrätherei ſeinerſeits, irgend ein unglücklicher Zufall, etwa eine zufälligerweiſe in Ihr Gehirn eindringende Flintenkugel oder ein unverſehens um Ihren Hals geſchlungener Strang, Sie unfehlbar der himmliſchen Vergeltung als Opfer fallen laſſen würde.““

„Und wie lange wird es dauern, bis Cabrado zurückgekehrt iſt?“ — „„Das hängt gänzlich von dem guten Willen Ihrer Familie ab. Wenn ſie die Angelegenheit beſchleunigt, wird es nicht länger als neun Tage dauern.““ — „Neun Tage!“ rief der arme Marquis. „Nach neun Tage muß ich unter Euch zubringen!“ — „„Die Freude überwältigt Sie, Verehrteſter, ich begreiſe das““ ſagte der Cabecilla mit einem ironiſchen Grinſen. „„Unſere Geſellſchaft bietet Ihnen ſo viel Annehmlichkeiten und Zerſtreuungen! Ja, mein lieber Don José, Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählt. Sie gehören zu den Letzteren, theurer Freund, und ich nehme keinen Anſtand, Sie zu verſichern, daß auch wir ſo großes Vergnügen an Ihrer Geſellſchaft finden, daß wir gern die Trennung noch weiter hinausſchieben.““

Indeſſen war Barranco de las Canas, das vorläufige Ziel der Reiſe, erreicht. Die übrigen Karliſten waren bereits eingetroffen. Nachdem die Pferde getränkt und eine Art von Lager aufgeſchlagen war, zog Navarro das Portefeuille des Don José aus der Taſche und gab es ſeinem früheren Beſitzer, mit der Aufforderung, jetzt den bewußten Brief zu ſchreiben, zurück. Er bemerkte bei der Oeffnung deſſelben auf einem Blatte die Adreſſe des Oberrichters von Ocana. Da er in dem Augenblicke unbeobachtet war, riß er ſchnell das Blatt, welches ſein Inkognito ſehr kompromittiren konnte, heraus und verſchluckte es. — Nachdem der Brief geſchrieben und vorgeleſen war, wandte ſich Navarro an einen anderen Gefangenen, Namens Salvador. Es war ein junger Mann von ungefähr 17 Jahren, ſehr ſchwächlich und furchtſam. Schon einige Male hatte er zitternd gefragt, was mit ihm geſchehen werde, ohne Antwort zu erhalten.

„Jetzt kommt an Dich die Reihe“ — redete ihn Navarro an. „Deine Miene verſpricht uns nicht viel Geld“ — witzelte der Cabecilla mit einem Wortſpiel (Miene und Mine) zu großem Vergnügen der Karliſten. „Aber Du wirſt uns doch wohl 100,000 Realen verſchaffen können, ohne daß wir gezwungen ſind, Deine Adern zu öffnen.“ Dieſer neue Witz wurde mit ſchallendem Gelächter belohnt.

„„Hunderttauſend Realen! Sennor““ — rief der unglückliche junge Mann, „„das iſt unmöglich.““

„Unmöglich? Weshalb? Laß' ſehen! Was biſt Du und wer biſt Du?““

„„Ich bin der Sohn eines Schneiders, der früher viel verdient hat, aber jetzt in ſehr ärmlichen Umſtänden ſich befindet.““

„So zwitſchern alle Vögel, die in unſer Netz gerathen. Du haſt weit mehr das Anſehen eines Soldaten, aber nur wegen Deiner rothen Beinkleider.“

„„Ich, Soldat! Ich bin deſſen unfähig““ — rief der furchtſame Jüngling, der in ſeiner Angſt nicht bemerkte, wie dieſer plumpe Scherz die Heiterkeit der Banditen auf die höchſte Spitze hob. Indeſſen ſchien die Wahrheit, welche in ſeinen Zügen lag, doch einigen Eindruck auf Navarro zu machen; denn er unterbrach ſeine kläglichen Bitten mit den Worten:

„Hier ſetz' Dich und ſchreib', daß wir 20,000 Realen haben wollen. Aber kein ochavo ($^1/_8$ eines Reals) weniger!“

Salvador war gezwungen, zu ſchreiben, und übergab darauf den Brief meinem Diener, mit der Bitte, ſich für ſeine Befreiung zu intereſſiren.

„Nun habe ich noch ein Wort mit Dir zu reden“ — ſagte der Cabecilla zu Cabrado. — „Hier ſind Deine Inſtruktionen, die Du buchſtäblich befolgen wirſt. Du wirſt eines der Poſtmaulthiere nehmen und Dich ſofort auf den Weg nach Madrid machen. Der Zagal (Maulthiertreiber) wird Dich bis Quintanar de la Orden begleiten, um ſeinem Herrn die Botſchaft zu bringen, daß wir als Löſegeld für ſeine Maulthiere ein gutes Pferd wünſchen. Von dort wirſt Du zur Puente del Fresno und von hier nach dem Puente Lapiche gehen, wo Du Extrapoſt nach Madrid nehmen kannſt. Hier iſt ein Freibrief für den Fall, daß Du anderen Parteigängern begegneſt. Dieſer Freibrief war folgendermaßen abgefaßt:

„Im Namen des Königs Karl V. bewillige ich ein freies
„und ſicheres Geleit an Don José Cabrado für die Tour
„nach Madrid, um dort die Summe von 200,000 Realen
„als Löſegeld für ſeinen Herrn zu erheben.

„Barranco de las Canas, 26. Oktober.

(gez.) Der Kapitain Antonio Navarro.“

Außer dieſem Freibrief erhielt Cabrado eine Art von Contremarke, durch die er Navarro von ſeiner Rückkehr benachrichtigen ſollte, und una curn de oro (ein Goldſtück) zur Beſtreitung der Reiſekoſten.

Don José umarmte ſeinen Diener mit Thränen in den Augen „Pepe“ — ſagte er — „mein Leben iſt in Deinen Händen.“

„„Seyen Sie unbeſorgt““ — erwiederte er — „„ich werde Alles aufbieten, was in meiner Macht ſteht, um Ihre Befreiung zu beſchleunigen.““

Am anderen Tage verließ Navarro die Truppe, um ſich zu Palillos, dem Hauptanführer der ganzen ſehr zahlreichen Bande, zu begeben, welcher mit Don Carlos in unmittelbarer Verbindung ſtand. Palillos kann als Typus eines Guerilla-Anführers betrachtet werden. Obſchon General ſeiner Partei, ſchlief er doch ſtets in freier Luft unter einem Dache von Zweigen. Solche Schutzdächer heißen chozos. Palillos beſaß dergleichen auch für ſeine Pferde, von denen immer drei bis vier Tag und Nacht geſattelt ſtehen. Eines derſelben, das kräftigſte und ſchnellſte, trägt außerdem noch einen kleinen Mantelſack auf dem Rücken, worin die wichtigſten Papiere des Generals enthalten ſind. Wie der Tyrann von Syrakus, ſchlief er nie zweimal an demſelben Orte, und nie länger als drei Stunden, welche ſeinem Körper von Stahl die nöthige Schwungkraft zurückgaben. Seine Wachtpoſten vertheilt und überwacht er ſtets in eigener Perſon. Es hieß, daß ihn ſeine Korreſpondenz mit Don

Digitized by Google

Carlos ſehr beſchäftige, beſonders ſeitdem man von der Ankunft eines Abgeſandten Seitens des Prätendenten ſprach, der mit mehreren Ernennungen beauftragt ſeyn ſollte, unter anderen auch von Palillos ſelber zum Vicebefehlshaber der Provinz la Mancha. Cabrera hieß General-Kapitain dieſer Provinz, eben ſo wie von Valencia. Navarro, der Rothkopf und einige Andere beſaßen Offizier-Patente. Aber ſie hatten deswegen bei ihren Kameraden nicht größere Autorität erlangt, wahrſcheinlich, weil dieſe bereits ihr Maximum erreicht hatte. Don Joſé war erſtaunt, von den Beziehungen zwiſchen Don Carlos und Palillos zu hören, da der Letztere ſtrenggenommen doch nur der Anführer einer ſehr ſtarken Bande von Gebirgsräubern (partida de Foragidos) iſt. — Navarro kam am folgenden Tage mit gedankenſchwerer Miene zurück.

„Ich habe mit dem General von Ihnen geſprochen“ — ſagte er zu Don Joſé. „Wir ſind darin übereingekommen, daß, im Falle Ihr Löſegeld in loyaler Weiſe gezahlt wird und wir nicht in Erfahrung bringen, daß Sie zur Zahl der Picaros (Schelme) gehören, kein Grund zur Furcht vorhanden iſt.“

Ramirez kam inzwiſchen auch aus dem Lager von Palillos zurück, aber zur großen Freude der ganzen Geſellſchaft mit einem fetten Hammel belaſtet, den er vor ſich auf den Sattel gebunden hatte. Dagegen blieben die beiden gefangenen Soldaten, welche er mit ſich genommen, abweſend. Es hieß, ſie ſeyen ausgewechſelt worden. Am folgenden Tage aber bemerkte Don Joſé, daß Sanchez ſeinen gewöhnlichen Kleidungsſtücken noch die Weſte eines jener Soldaten hinzugefügt hatte, ein Umſtand, den er ſich zu ſeiner eigenen Beruhigung dadurch erklärte, daß die Bekleidung wahrſcheinlich nicht bei der Auswechſelung mit einbegriffen worden wäre.

„Es kommt Jemand“ — ſagte plötzlich Ramirez.

„„Wie können Sie das wiſſen““ — ſagte Don Joſé, der ſich vergeblich nach allen Seiten umſah.

„Statt Ihre Augen auf den Bergen ſpazieren zu führen, richten Sie ſie einmal auf dieſe Thiere“ — gab er zur Antwort.

In der That ſah der Marquis, daß die Pferde und Mauleſel ſämmtlich den Kopf und die Spitze der Ohren nach einer und derſelben Seite hingerichtet hatten. Bald darauf erſchien ein karliſtiſcher Offizier. Er trug einen Ueberrock und Beinkleider von hellblauer Farbe, nebſt einem rothen Tſchacko, worauf eine metallene V. (zur Bezeichnung Karlos V.) befeſtigt war. Dies ſey, ſagte man, die gewöhnliche Uniform aller Karliſten. Er gab ſich als einen Infanterie-Offizier von den Truppen Baſilio's zu erkennen. Eine Wunde hatte ihn verhindert, ſeinem Chef zu folgen. Uebrigens unterſchied er ſich von den übrigen Parteigängern zu ſeinem Vortheil. Als er ſprach, erkannte Don Joſé, daß es ein Mann von Bildung ſey, der, Karliſt aus Ueberzeugung, dieſen Namen nicht wie Navarro und ſeine Bande als Deckmantel zur Begehung der ſchändlichſten Räubereien betrachtete.

Er fragte, ob Salvador und Joſé zu den Gefangenen gehörten. Nach Erhaltung einer bejahenden Antwort, wandte er ſich an Don Joſé: — „Sie ſind Seemann?“ — „„Nein, Sennor.““ — „Die Knöpfe an Ihrem Rock ließen mich es vorausſetzen.“ — „„Es fehlt darauf der Anker, wie ihn die Knöpfe der See-Uniform haben. Es ſind blos Phantaſieknöpfe.““ — „Sie ſind in Madrid geboren, hörte ich. In welcher Straße wohnen Sie?“ — „„Auf dem kleinen San-Domingoplatz.““ — „Was war Ihre Beſchäftigung?“ — „„Ich befand mich in einem Handels-Comptoir von untergeordneter Bedeutung.““ — „Vielleicht in der Chokoladenfabrik?“ — „„Eben dort.““

„Ich habe bereits ſeit fünf Jahren Madrid verlaſſen, um in den Dienſt Carlos' V. einzutreten. Aber zur Zeit Ferdinand's VII. war ich Garde-du-Corps und brachte alle Tage auf dem Platz San-Domingo zu, um mich nach dem Königlichen Schloß am Orienteplatz zu begeben. — Da habe ich,“ wandte er ſich plötzlich an Navarro — „bei meinem Durchgange durch das Gehölz, dort unten in der Schlucht, die Körper zweier Soldaten geſehen, die am vergangenen Tage erſchoſſen ſeyn müſſen. Es ſcheint, daß dem Einen von ihnen der Uebergang in die andere Welt ſehr ſchwer gemacht worden iſt. Er hat ſich gegen den Tod wie eine Schlange gekrümmt.“

Navarro und ſeine Gefährten waren etwas verwirrt durch dieſe Anrede. Endlich ſagte er:

„„Palillos hatte ihre Exekution befohlen, mit der Aufforderung, niemals einem Soldaten oder einem anderen mit den Waffen in der Hand gefangenen „Verräther“ das Leben zu ſchenken.““

„Und wie iſt die Sache abgelaufen?“ fragte der Offizier.

„„Laſſen Sie mich erzählen““ — bat Sanchez, „„denn ich bin dabei geweſen. Stellen Sie ſich vor, daß wir zweimal den hartlebigen Soldaten verfehlten. Er ſchrie wie ein Beſeſſener um Gnade. Beim dritten Schuß hatten wir ihn für todt liegen laſſen. Aber es ſcheint, daß am folgenden Morgen eine andere Abtheilung der Karliſten an einem anderen Orte Geräuſch und Klagetöne gehört haben. „Werda!“ ruft der Poſten — „Carlos V.“ — antwortete eine Stimme. Man fängt an zu ſuchen und findet den von Kugeln durchlöcherten Schelm, der ſich während der Nacht bis dorthin geſchleppt hatte. Eine lange Blutſpur zeigte den Weg, den er eingeſchlagen.

„Der Unglückliche!“ — ſagte der Offizier. „Hat man verſucht, ihm das Leben zu retten?“

„„Warum nicht gar““ — erwiederte Ramirez. „„Im Gegentheile, man veranſtaltete eine Wiederaufführung der geſtrigen Scene.““

„Welche Grauſamkeit!“

„„Hören Sie doch zu Ende!““ — rief der erſte Erzähler lachend. „„Diesmal verfehlte man den Verwundeten drei Mal. Sie hätten ihn ſollen ſchreien hören: Um Gott und die heilige Jungfrau! Tödtet mich nicht! Gott will nicht meinen Tod, Ihr ſeht es ja ſelber! — Aber man ſtrafte ihn Lügen. Eine vierte Salve ſtreckte ihn lautlos zu Boden.““

„Aber wir waren ſo darauf gefaßt, daß er ſich noch einmal erheben würde,“ — fügte ein Dritter hinzu — „daß wir unſere Trabucos wieder zu laden begannen, um für den Fall bereit zu ſeyn.“

Navarro hörte dieſe Erzählung mit großer Gemüthsruhe, die er nur aus langer Gewöhnung an dergleichen Scenen erlangt haben konnte, mit an. Salvador bekreuzigte ſich, indem er einen verſtohlenen Blick zu Don Joſé hinüberwarf, der die bündige Reflexion machte, daß jetzt nur noch zwei zu morden übrig wären.

„Das iſt ja eine abſcheuliche Barbarei!“ — rief der Offizier mit tiefer Entrüſtung aus. „Kann man ſich noch mit dieſer Kaltblütigkeit des Mordes wehrloſer Menſchen rühmen! Wenn das ſo fortwährt, wird Spanien in kurzer Zeit entvölkert ſeyn. Ich, der ich hier zu Euch rede, ſetze meinen Stolz darein, einen Chriſtino zu bekämpfen, Mann gegen Mann; aber dergleichen Abſchlachtungen, wie ihr ſie hier in der Sierra begeht, hat man bisher nur unter den Kannibalen gefunden.“

Dieſe kühne Sprache erregte das Erſtaunen Don Joſé's, der nur bedauerte, daß ein Mann von ſolchem Edelſinn und ſo muthvollem Benehmen mit den Banditen unter einen und denſelben Namen begriffen wurde. Dieſer machte den anderen Karliſten gegenüber gar kein Hehl daraus, daß er ſich ihrer Gemeinſchaft ſchäme. Uebrigens iſt bekannt, daß Baſilio, als er ſich in la Mancha befand, die Banden des Palillos mit äußerſter Strenge verfolgte, weil er behauptete, ſie beſtänden aus weiter Nichts, als aus gemeinen Räubern und Mördern. Daher war auch Baſilio kein beſonderer Gegenſtand der Zuneigung Navarro's und ſeiner Spießgeſellen.

(Schluß folgt.)

Hebung der Noth der arbeitenden Klaſſen durch Selbſthülfe.

(Schluß.)

Bei mehreren Arbeiterklaſſen reicht der Lohn nicht mehr hin zur Deckung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe (Liedke führt hier insbeſondere die Stuhlarbeiter an). Dieſen Leuten muß nothwendig

Digitized by Google

unter die Arme gegriffen werden, ſo lange keine Ausſicht iſt, daß die Arbeit lohnender wird. Bloßes Almoſengeben und Nehmen wirkt aber entſittlichend, es muß alſo die Unterſtützung den Charakter des Verdienens erhalten. Zu dieſem Behufe legte Liedke die Hand an die Gründung einer Sparprämienkaſſe, wozu er Beiträge aus der Hauptarmenkaſſe und von freiwilligen Beiſteuern verwenden zu können hoffte. Der Ertrag dieſer Kaſſe ſollte ſodann ſo vertheilt werden, daß die (natürlich würdigen) Armen mit dem größten Arbeitsverdienſt die kleinſten Prämien nach Verhältniß ihrer Einlagen bekämen. Damit in Verbindung ſetzte Liedke noch die Austheilung von Tugendprämien, als Lohn für den ſtandhaften Dulder im Elende, welche vorzüglich denen zufallen ſollen, die ſich durch ſittlich gute Aufführung bei unverſchuldeter Armuth und reichem Kinderſegen vor allen ihren Mitgenoſſen auszeichnen. Hiebei iſt beſtimmt, daß die Geſellſchaftsmitglieder die Würdigſten ſelbſt auszuwählen und den Preis zuzuerkennen haben. Dieß ſind die Anſtalten, die Liedke zu Anfang des Jahres 1845 ins Leben rief. Der nächſte Schritt vorwärts war die Eröffnung einer weiteren Sparkaſſe, vorerſt den Winter über, zum Zweck der Einlöſung verſetzter Sachen, Zahlung der Miethe ꝛc. Jetzt ſoll die Reihe kommen an Einführung einer Brodſparkaſſe, die den Armen den Vortheil verſchaffen ſoll, ohne direkten Beitrag alljährlich für 8—9 Wochen Brod ſparen zu können. Den Schlußſtein endlich des ganzen immer allſeitiger ſich entfaltenden Inſtituts ſoll eine allgemeine Alterverſorgungskaſſe für Bürgerliche bilden. Fragen wir nun nach den Reſultaten der bisherigen Beſtrebungen, ſo gibt uns der erſte Rechenſchaftsbericht (Berlin 1846) hierüber näheren Aufſchluß: Gleich auf Liedke's erſten Aufruf vom 21. März 1845 meldeten ſich zur Theilnahme 283 Familien, und dieſe Zahl ſtieg bis zum letzten September 1845 auf 448 Familien, welche in den erſten ſechs Monaten im Ganzen 2204 Thaler einlegten, wofür ſie im Winter 1845—46 Brennholz, Torf und Kartoffeln einkauften. Der durch den Einkauf im Großen erzielte Gewinn entſprach ganz den Erwartungen Liedke's. 1) Der Haufen Holz koſtete die Geſellſchaft einſchließlich des Fuhrlohns $19\frac{1}{3}$ Thaler, beim Höcker würde der Ankauf gekoſtet haben $34\frac{2}{3}$ Thaler. Es ſtellt ſich ſomit hier ein Gewinn von 79 Procent heraus. 2) Der Haufen Torf koſtete im Großen die Anſtalt $10\frac{1}{3}$ Thaler, beim Höcker $28\frac{2}{3}$ Thaler, ſomit Erſparniß $18\frac{1}{3}$ und 180 Procent Gewinn. 3) Bei den Kartoffeln ergab ſich nur ein Gewinn von $38\frac{1}{2}$ Procent, weil dieſelben mit Garantie gegen die Kartoffelkrankheit gekauft wurden. Der Geſammtgewinn betrug 2485 Thaler, ſomit auch im Ganzen noch ein Gewinn über 112 Procent, wobei noch gar nicht zu Geld angeſchlagen iſt der Verluſt, den früher der Arme beim Verſatz oder Verkauf ſeiner Habe oder gar beim Anborgen der Viktualien erleiden mußte. Für die Sparprämienkaſſe gingen 335 Thaler ein. Hievon wurden für 290 Thaler Hülſenfrüchte zur unentgeltlichen Vertheilung an 290 der ärmſten Sparer gekauft. Die übrigen, von den Gebern ausdrücklich dazu beſtimmten 45 Thaler wurden zur Austheilung der Tugendprämie an zwei arme würdige Familien verwendet unter einſtimmigem Zuruf ſämmtlicher bei der Jahresverſammlung anweſenden Mitglieder (300 Perſonen.) Sämmtliche Mitglieder des Sparvereins wußten ſich während des erſten Jahres nicht allein ihre Habe zu erhalten, ſondern viele derſelben fuhren auch den Winter über mit Sparen fort, entweder um früher Verpfändetes wieder einlöſen zu können oder aus Furcht, wegen unzureichenden Holzvorraths im Frühjahr doch noch dem Höcker in die Hände zu fallen. Selbſt die öffentliche Armenkaſſe empfand die wohlthätige Wirkung dieſes Inſtituts in den ſich herausſtellenden Minderausgaben, indem z. B. nur vier Sparer Krankenunterſtützung nöthig hatten. Selbſt Familien, die ſeit Jahren kontinuirlich aus der Armenkaſſe unterſtützt worden waren, ſind durch den Beitritt zum Sparverein der gewöhnlichen Hülfsbedürftigkeit enthoben worden.

So viel aus dem genannten Schriftchen. Das geſchilderte Unternehmen bedarf fremden Lobes nicht mehr, der Erfolg rechtfertigt es von Jahr zu Jahr immer mehr. Auch auswärts findet die Sache immer eine allgemeinere Anerkennung. Im Dezember 1846 bildete ſich ein ähnlicher Verein in St. Gallen, in dieſem Frühjahr ein gleicher in Hannover und im Auguſt 1847 ein ſolcher in Darmſtadt. Möchte die Sache auch in unſerem Lande Anklang finden!

Ein merkwürdiger Kriminalfall.

Der „Didaskalia" ſchreibt man aus Kaſſel, 11. Oktober: Seit einigen Tagen bildet eine Geſchichte eigenthümlicher Art, aber höchſt intereſſant, das Stadtgeſpräch. Der Sohn eines im Kriegsminiſterium angeſtellten Subalternbeamten, Mechanikus P., giebt in einer Bierwirthſchaft ein Einthalerſtück an Zahlung. Er erhält das Stück mit dem Bemerken zurück: daß daſſelbe falſch ſey. Er ſteckt es ein; holt ein anderes aus der Taſche und gibt es der Wirthin. Dieſe reicht es ihm mit den Worten zurück: „Auch dieſer Thaler iſt falſch." Der Vorfall erregt allgemeine Aufmerkſamkeit. Es kommt Polizei. Der junge Menſch wird arretirt. P. erklärt im angeſtellten Verhöre, die Thalerſtücke von ſeinem Vater erhalten zu haben. Die Polizei forſcht nach dem Umgang, der Geſellſchaft des P., und es ergibt ſich, daß ſein Freund, ein Gold- und Silberarbeiter, Graveur ſey; auch dieſer wird vernommen. Dr. Winkelblech, Lehrer der Chemie und chemiſchen Technologie an der höheren Gewerbſchule, wird als Sachverſtändiger herbeigeholt und erklärt die Thalerſtücke, ohne chemiſche Unterſuchung, für falſch. Die Sache wird nunmehr dem Landgericht, Kriminalſenat, überwieſen. Der Vater des P. wird vernommen und bei demſelben ein Thalerſtück mit derſelben Präge gefunden. Dieß hat nun wahrſcheinlich als Modell gedient, denn es findet ſich eine Spur weißen Staubes, nothwendig Gyps, darauf, welcher zur Form benützt worden. P., der Vater, läugnet etwas davon zu wiſſen, daß ſein Sohn dieß Geldſtück gehabt, eben ſo, daß er irgend etwas davon wiſſe, wie ſein Sohn zum falſchen Geld gekommen, räumt aber ein, ſeinem Sohne zwei Thalerſtücke gegeben zu haben. Beider Ausſagen harmoniren aber nicht ganz, und das Thalerſtück mit demſelben Gepräge iſt Inzicht genug, eine Mitwiſſenſchaft anzunehmen. P., der Vater, wird verhaftet. Die Unterſuchung beginnt. Die Polizei läßt in der Stadt an alle Kleinhändler, Schenker u. ſ. w. herumſagen, es ſolle ſich Jeder hüten, es ſeyen falſche Thaler in Umlauf. Da der Vater zur Militairverwaltung gehört, ſo war er im Kaſtell, der Sohn aber im Gefangenenhauſe inhaftirt. Das Ereigniß bildete das Stadtgeſpräch, und ſo war denn auch die Rede darüber im Leſemuſeum, wo zufällig der Protokollführer in dieſer Angelegenheit und der Münzwardein Claus anweſend ſind. Letzterer läßt ſich von Erſterem die Thalerſtücke genau beſchreiben, und als er hört, daß auch an dem Rande kein Unterſchied der Präge wahrzunehmen ſey, erklärt er, daß das durch Guß nicht zu bewerkſtelligen ſey und hier nothwendig eine genaue Unterſuchung ſtattfinden müſſe, die nur auf chemiſchem Wege ein Reſultat liefern könne; wo möglich wünſchte er die Thaler zu ſehen. Der Protokollführer, Landgerichtspraktikant W., wird hierdurch ſtutzig und macht den die Unterſuchung führenden Aſſeſſor auf dieſen Ausſpruch des gewiß kompetenten Sachverſtändigen aufmerkſam. Nunmehr erſt werden die Thalerſtücke zur Münze gebracht. Sie werden probirt und realiſirt und beide Unterſuchungen liefern das Reſultat: die Thaler ſind zu lebendigem Queckſilber gekommen und dadurch hat ſich die Oberfläche zu Amalgama gebildet; außerdem ſind ſie vollkommen ächt und gut. Am Freitag Abend wurde der jüngere und geſtern der ältere P. in Freiheit geſetzt.

Der Briefträger.

Genre-Bild von Julius Seeliger.

Wohl ſchwerlich birgt ein Mann unter unſcheinlicher Hülle einen mittheilenderen Sinn, ein edleres Herz als der Briefträger. Wie ein Uhrwerk, des Morgens aufgezogen, fängt er ſeinen Kreislauf an, und raſtet nicht eher, als bis er Alles ausgetheilt, Alles weggegeben hat, ohne für ſich Etwas zu behalten; dafür

Digitized by Google

iſt er aber auch der Mann Aller, geliebt von Allen, erwartet von Allen — er iſt die Hoffnung in der Uniform. — „Iſt Nichts an mir?“ fragt die naive Berlinerin, und der orangefarbne Merkur antwortet: „Ne, Madamken, et is Niſcht an Ihnen!“ — Alle Thüren ſind ihm offen, alle Hände ſtrecken ſich ihm entgegen, die Aufregung erwacht bei ſeiner Erſcheinung, und die Aufregung folgt ihm nach. — Und doch ſind wir in einer Beziehung ſehr ungerecht gegen ihn. — Den Poſtillon, der uns unſern Wünſchen nur problematiſch entgegenfährt, machen wir zum Schwager, aber der Briefträger, der uns das Glück, die Hoffnung, die Freude, die Liebe ins Haus, ins Zimmer, ins Bett bringt, ja der ſie uns gleichſam in den Schooß wirft, bleibt ewig — der Briefträger. Wir ſollten ihn Freund, Onkel aus Indien, am richtigſten Gevatter nennen, denn wahrlich, er iſt der Pathe unſerer lebendigſten Gefühle, und Niemand ſieht ſo unverhüllt, wie er, den jungen Täufling unſeres Schmerzens oder unſeres Entzückens. Er iſt der mächtigſte Magnetiſeur, der mit uns in einem beſtändigen Rapport ſteht. — Wir ſind in einer fröhlichen Geſellſchaft, der Champagner ſprüht, die Freude lobt, da tritt der gewaltige Zauberer ein, einen ſchwarz verſiegelten Brief hält er uns entgegen — und der Champagner verſtummt, die Freude ſtirbt. Aber mit welchem Namen ſoll ich ihn nennen, wenn er — Geld bringt! Erſt die ſüße Präliminarie: das Receplſſe, ein Wechſelbrief an die Firma: Herz & Comp: Valuta: Entzücken, zahlbar: Nach Sicht — der Blick verſchlingt die Summa, die Unterſchrift fliegt darauf, dann kommt der Brief mit ſeinen prächtigen drei Siegeln (wie von der Freude dreimal geküßt) und aus ihnen erblühen große Gedanken, Myrthen, Pläne, Hoffnungen — eine ganze Welthiſtorie. — Wahrlich, dieß iſt ein großer Moment, — in manchem Menſchenleben eine Geſchichtsepoche, und der Briefträger der Schöpfer der Freude!

Bote des Todes oder der Liebe, des befriedigten oder des betrogenen Ehrgeizes, er iſt immer willkommen, denn ſeine Gegenwart macht ſtets dem ſchrecklichſten aller Zuſtände ein Ende — der Ungewißheit. Er iſt das belebende, nie raſtende, unverwüſtliche Band, welches die Vergangenheit der Gegenwart, und dieſe der Zukunft verbindet. Wie das Glück, iſt er blind und theilt, wie dieſes, Jedem, was ihm zukömmt, Luſt oder Leid, Lachen oder Thränen, Artigkeit oder Sottiſen. — Erſcheint der Briefträger mit dem ewig diplomatiſchen Geſicht, mit dem ewig verſchloſſenen Lächeln und der räthſelhaften Ledertaſche auf der Schwelle eines Zimmers, ſo laſſen alle Hände plötzlich ihre Arbeit fallen, alle Köpfe wenden ſich nach ihm, alle Blicke lächeln ihn an, und alle Ohren ſtrecken ſich ihm entgegen, um zu hören, welchen Namen heute das moderne Fatum nennen werde. Des Morgens entſcheidet er vielleicht über Krieg oder Frieden, über Tod oder Leben, über Bettelſtab oder Million, des Nachmittags (denn er iſt der Mann aller Zeiten und aller Stunden) bringt er tauſend kleine Angelegenheiten des Lebens, Einladung zum Ball oder zur Weinleſe, verliebte Rendezvous, roſafarbne Bittſchriften, anonyme Schmähbriefe, kleine durchſichtige Billets mit Deviſen, auf deren Kehrſeite man faſt Alles leſen kann, — und immer iſt er derſelbe, gleich unermüdet, gleich verſchloſſen, kein Brief wiegt in ſeiner Hand ſchwerer, der wechſelreiche des Kaufmanns oder der liebeathmende der Braut.

Er kommt zu keiner Thür ohne zu wiſſen, warum, er geht von keiner, ohne zu wiſſen, was er gebracht, er lieſt alle Briefe, ohne einen Einzigen zu eröffnen.

So wird er zum Univerſalmenſchen; er ſpricht bald als Frage, bald Antwort, heute als Lob, morgen als Tadel, hier als Troſt, dort als Verzweiflung: er weiß alle öffentlichen und wirklichen Geheimniſſe; er kennt alle unſere Leidenſchaften, denn er ſieht uns Alle der Reihe nach bleichen, lächeln, ſeufzen, zittern, knieſchen, ſchimpfen und uns in aller nackten Häßlichkeit unſerer Natur zeigen. Stets wiſſen wir im Geſchäfts- und Salonleben Etwas an uns zu verbergen, zu verhüllen; vor dem Briefträger laſſen wir jede Maske fallen. — Niemals wurde ein Drama voll Peripedie und Cataſtrophe ergreifender und mit mehr Wahrheit aufgeführt als täglich vor den Augen des Briefträgers der, wie ein König, alle Fäden des öffentlichen und Privatlebens in der Hand hält, der ein Grundpfeiler der Induſtrie und des Handels, all großen Momente derſelben in der Taſche hat. — Unglücklich aber kann der Briefträger niemals ſeyn, denn er hat keine Zeit dazu; das Einzige, wozu er ſich recht ermüdet Zeit nimmt iſt das Sterben, und dann ſteigt aus der Aſche ein neuer Phönixmerkur mit demſelben Räthſelgeſichte und derſelben Gußeiſennatur.

Jenny Lind in England.

Die drei Concerte, die Dem. Jenny Lind am 22., 23. und 25. Sept. in Norwich gab, ſind von ungefähr 6000 Perſonen beſucht worden und haben nicht weniger als 3500 Pfd. (24,000 Thaler) eingetragen, wovon die „Letztbeſagte“ jedoch nur ungefähr die Hälfte erhalten hat. Sie wurde dabei von Hrn. Gardoni, ſo wie von Hrn. und Mad. F. Lablache, unterſtützt. Der Komponiſt, Hr. Balfe, leitete die Concerte. So oft Dem. Lind in der Stadt ausfuhr, wurde ſie von der Menge begleitet und laut begrüßt. Ihre beiden Concerte in Briſtol und Bath haben ihr 600 Pfd. (4000 Thlr.) eingebracht. Von Dublin aus wurden ihr 1000 Pfund angeboten, wenn ſie dort zwei Concerte geben wollte, was ſie jedoch ablehnte.

Korreſpondenz des „Sammlers.“

= München, 21. Oktober 1847.

Die längſt erwarteten „Leuchtkugeln“, redigirt von Dr. Ringler und Emil Roller, ſind bereits erſchienen. Die erſte Nummer nebſt dem Proſpecte iſt ausgegeben, und ſowol die äußere Ausſtattung als der Inhalt entſpricht ganz den Erwartungen, die man von ihnen hegte. In dem Proſpecte heißt es: „Was wollen wir in dem vielgeſchäftigen Treiben unſerer Tage? Allerdings nicht Berge verſetzen und Thäler ebnen, ſondern wir wollen nur über der verſtockten Verkehrtheit die Geißel der Satyre ſchwingen, wollen mit den Waffen des Scherzes und des Spottes die Gleichgültigen aufſpornen und durch Blüthen des Humors Jene erfreuen, die bei jeder geſunden Aeußerung des deutſchen Geiſtes Vergnügen empfinden. In dieſer Abſicht haben wir uns entſchloſſen, die illuſtrirte humoriſtiſch-ſatyriſche Zeitſchrift „Leuchtkugeln“ ins Leben treten zu laſſen. Reichlichſt ausgeſtattet mit den mannichfaltigſten Bildern aus unſerem Leben und unſerer Zeit ſollen die „Leuchtkugeln“ demnach nicht blos ein ergötzliches Luſt-Feuerwerk für das Auge ſeyn, ſondern wir hoffen dadurch neben den erheiterndſten Unterhaltungen dem ſinnigen Leſer zugleich auch eine tiefer gehende geiſtige Anregung zu bieten.“ Die erſte Nummer liefert von der Wahrheit des im Proſpecte Geſagten den deutlichſten Beweis. Die erheiternden und draſtiſchen Darſtellungen komiſcher Situationen aus unſerm geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Leben, wozu wir z. B. rechnen: „Wie der deutſche Michel Geographie ſtudirt“, „Sanitätsmaaßregel“, „Thadden'ſche Preßfreiheit“, das humoriſtiſche Genrebild „Peter Schnabel, der Raritäten-Krämer“, den „Volkskatechismus (Buchſtaben A)“, dann das treffliche komiſche Gedicht von Pfarrius „der Küſter und der Ziegenbock,“ ꝛc. ꝛc. bieten alle auch eine tiefer gehende geiſtige Anregung und ſind nicht bloß zur Befriedigung der Lachluſt geeignet, wie dieß bei ſogenannten „ſchlechten Witzen“ oder ſonſtigen „Bierwitzen“ der Fall iſt. Es iſt überhaupt nicht mehr an der Zeit, Erſcheinungen im ſocialen Leben, mit denen man nicht gleich fertig werden kann oder die dem Alten, Beſtehenden gegenüber nach dem Prinzipe der ewigen Verjüngung ſich Geltung verſchaffen wollen, lächerlich zu machen und dem Geſchmacke der Privilegirten zu fröhnen: ſondern man will Bekämpfung deſſen, was unhaltbar, ſchlecht und größtentheils dabei auch lächerlich iſt, ſey dieß vermittelſt der Waffen des Ernſtes oder der Satyre. Den „Leuchtkugeln“ kann es aber hiezu unmöglich an Stoff fehlen; denn es gibt noch ſo manche dunkle Partie in Deutſchlands weiten Gauen. Möge ihnen dieß — und wir bezweifeln es nicht — mit recht viel Erfolg gelingen!

Digitized by Google

Nro. 86.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 27. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Karliſtenbanden in der Sierra Morena. — Naturhiſtoriſche Notiz über die Cholera von 1847. — Ueber die Krankheit der Kartoffeln. — Pot-Pourri.

Die Karliſtenbanden in der Sierra Morena.

(Schluß.)

Acht Tage nach dem oben erzählten Beſuche des Offiziers brachte endlich ein Bauer die Nachricht, daß Cabrado wieder in Ciudad-Real angelangt ſey. Navarro machte ſich ſofort auf den Weg dahin und kehrte mit einem Briefe des Kommandanten von Ciudad-Real, zurück, der von der Königin mit der Auslöſung Don Joſé's ſpeziell beauftragt war. Das Schreiben des Kommandanten, welches Navarro der ganzen Bande mittheilte, lautete folgendermaßen: „Alles iſt bereit; und es bleibt Nichts weiter, als die Art und Weiſe der Zahlung zu beſtimmen. Da es in Betracht der geringen Anzahl Soldaten, über die wir zu disponiren haben, zu gefährlich für uns wäre, das Geld nach Malagon zu transportiren, ſo machen wir Euch folgenden Vorſchlag. Wir wollen mit dem Löſegeld uns nach dem Puente de la Nolaya, ungefähr eine Stunde von Ciudad-Real gelegen, begeben. Dort wollen wir uns treffen. Sobald wir uns gegenſeitig erkannt haben, wird Cabrado nur in Begleitung eines Offiziers Euch entgegengehen. Ihr dagegen werdet mit Don Joſé Eurerſeits uns entgegenkommen, worauf die Auslöſung ohne weitere Formalitäten ſtatthaben wird. Wenn dies Auskunftsmittel Euch gefällt, ſo habt die Güte, Tag und Stunde des Zuſammentreffens zu beſtimmen." — Navarro antwortete darauf: „Ich nehme die Bedingungen, welche Sie uns geſtellt haben, für mich und meine Kameraden an. Wir werden am 8. Dezember Mittags 12 Uhr an der Brücke der Nolaya ſeyn. Sollten wider Erwarten die das Löſegeld eskortirenden Truppen uns irgend einen Streich zu ſpielen im Sinne haben, ſo würde dies unfehlbar das Signal zum Tode Don Joſé's ſeyn. Cabrado kann in Begleitung eines Offiziers und ſelbſt eines Soldaten kommen." — Don Joſé benutzte ein Poſtſcriptum, in dem er ſeinen treuen Diener bat, ihm ein Paar Schuhe mitzubringen, da er nur noch einige Lederfetzen an den Füßen hängen hatte.

Am folgenden Morgen ſetzte ſich die ganze Truppe nach der Nolayabrücke in Bewegung, wohin man vor dem dritten Tage nicht zu gelangen hoffte. Nach einem Ritte von ſechs Stunden wurde auf dem Kamme Halt gemacht, um die Pferde zu füttern und zu tränken. Ueberall lagen rohe Felsſtücke auf dem kahlen nur von mageren Flechten und Haidekräutern überzogenen Boden übereinandergethürmt. Die Ausſicht war vorzüglich ſchön. Die wilden Felspartieen der Sierra's, deren Contouren ſich ſcharf am lichtblauen Himmel abzeichneten, ſenkten ſich allmählig bis zur Ebene herab, welche ſich in unermeßlicher Entfernung bis zum Horizont erſtreckte. Don Joſé, der ſeit ſo vielen Tagen nur Berge geſehen hatte die ſich wie Mauern emporthürmend den Blick in die engſten Gränzen einzwängten, in denen man nur mit Mühe athmete, fühlte ſeine Bruſt ſich ausdehnen und ſog mit einem unnennbaren Gefühl von Freiheit und Leichtigkeit die friſche weite Luft ein. Er war bewegt vor Freude, als er nach einer ſo langen Trennung von menſchlicher Behauſung und geſitteter Geſellſchaft ſich die Namen der Dörfer und Städte nennen ließ, die aus der Ebene zu ſeinen Füßen wie leuchtende Punkte zu ihm heraufſchimmerten. Er ſah Fuente del Fresno, Pican, die Kapelle des Ciſto, und am fernen Horizont erhoben ſich die Thürme von Ciudad-Real. Ferner zeigte man ihm die Lage des Puente de la Nolaya, das Ziel ſeiner abenteuerlichen Fahrt, wo ſeiner die Erlöſung wartete.

Bei Anbruch der Nacht ſah er in großer Entfernung einen Trupp Männer zu Pferde in das Gebirge ziehen.

„Das ſind" — erklärte ihm Ramirez — „Parteigänger unter dem Befehl Zacarias, des Sohnes von Palillos, die ſich immer um dieſe Zeit ins Gebirge zurückziehen. Wir können nunmehr aufbrechen, da wir ihre Begegnung nicht mehr zu fürchten haben."

„„Haben Sie denn Urſache, ſie zu vermeiden?"" — fragte der Marquis.

„Gewiß. Wenn Zacarias Sie geſehen hätte, ſo würde er ſich Ihrer bemächtigt und das Löſegeld für ſich genommen haben."

Nach dieſen Worten beſtieg der Karliſt ſein Pferd. Die Uebrigen folgten, und bald lag der Kamm des Gebirges hinter ihnen. — Am Abend des zweiten Tages waren ſie von Ciudad-Real nicht weiter als eine gute Stunde entfernt. Hier ſchlugen die Karliſten in einem gegen unvorhergeſehenen Ueberfall ziemlich geſchützten Orte ihr Lager auf. Nachdem ſich die Geſellſchaft von den Strapazen der letzten Tage durch eine ungewöhnliche lange Nachtruhe geſtärkt hatte, begannen ſie am andern Vormittage ſich zu dem verabredeten Rendezvous zu rüſten. Die Einen beſchlugen ihre Pferde, Andere beſſerten ihre Kleider und Schuhe aus, und Navarro ließ ſich von einem vorübergehenden Dorfbarbier raſiren, um mit Anſtand auftreten zu können. Darauf wurden die Pferde wieder beſtiegen. Auf einer Anhöhe, von der man Ciudad-Real deutlich ſehen konnte, wurde Don Joſé unter der Bewachung mehrerer Parteigänger zurückgelaſſen, während Navarro, von den Uebrigen begleitet, ſich auf den Weg nach der Nolayabrücke machte. Es war die Verabredung getroffen worden, daß die Ankunft der Truppe, welche das Löſegeld eskortirte, durch einen Schuß verkündet würde, der zugleich das Zeichen zum Aufbruch für Don Joſé's Truppe nebſt ſeinen Begleitern ſeyn ſollte. Mittag war es bereits geworden und noch immer hatte der erſehnte Schuß nicht ertönt. Don Joſé ſaß, die Augen auf die Straße nach Ciudad-Real gerichtet. Noch immer ließ ſich Nichts erblicken, was einer Eskorte ähnlich ſah. Die Karliſten fingen an, ungeduldig zu werden. Auch Navarro ſchien mit den Seinigen an der Nolayabrücke, die man deutlich von oben wahrnehmen konnte, in einem heftigen Wortwechſel — wie Don Joſé aus ihren Geſticulationen ſchloß — darüber begriffen zu ſeyn, was zu thun ſey. Plötzlich ergriff ihn Einer am Arme, während er mit der rechten Hand auf die Straße nach Ciudad-Real hinwies. Aller, auch der auf der Felsplatte Befindlichen Blicke folgten dieſer Richtung. In der That ſah man die Bajonnete der heranziehenden Soldaten im Glanze der Mittagsſonne leuchten; ein Anblick, der die Karliſten zur ausgelaſſenſten Freude ſtimmte.

„Das Geld, das Geld" — riefen ſie ein Mal über das andere während Don Joſé ſeine bisherigen Lebenserfahrungen durch die neue Reflexion bereicherte, daß zwei Goldſtücke den Augen eine weit ſtärkere Sehkraft verleihen als die beſten Linſen und Objektivgläſer.

Digitized by Google

„Sehen Sie, Don Joſé“ — ſagte Einer der Karliſten, indem er ihm herzlich die Hand drückte — „ſehen Sie jenen weißen Punkt, der ſich dort auf der Straße langſam hierher bewegt? Das iſt der toldo (weiße Leinwand) des Wagens, welcher los reatillos (das Geldchen) enthält.“

Allmälig bedeckte ſich die Straße mit Soldaten, und die Bajonete leuchteten wie Diamanten. Die Freude der Karliſten ging nach und nach in eine Art zweifelhaftes Erſtaunen über, was ſich in der Verlängerung ihrer Geſichter kund gab.

„Was ſoll das bedeuten?“ — fragten ſie einander. „Verdammt ſollen die Hunde ſeyn, wenn ſie etwas gegen uns im Schilde führen.“

„„Sollten Sie dieſe Menge Soldaten nicht als eine Ehrenbezeugung und einen Beweis der Achtung des Kommandanten gegen Sie, Sennores, anſehen dürfen?“ — fragte der Marquis, um ſeine beunruhigten und erbitterten Gönner zu beſänftigen. Dieſe Hypotheſe ſchien ihnen aber durchaus nicht wahrſcheinlich, wodurch ſie nur einen Beweis ihrer großen Beſcheidenheit ablegten. Im Gegentheil wuchs ihre ſchlechte Laune in demſelben Grade, als die Anzahl der ihnen zu Ehren aufgepflanzten Bajonete zunahm. Indeſſen war die nahende Truppe nur noch bis auf einen Büchſenſchuß von der Brücke entfernt. Hier machte ſie Halt, der Verabredung gemäß. Eine Ordonnanz trat einzeln aus der vorderen Reihe heraus und ging Navarro, welcher auf der anderen Seite der Brücke ſich befand, entgegen. Als ſie zuſammentrafen, erklärte Navarro, daß die Karliſten, da ſie nur in geringer Anzahl gegenwärtig wären, die Menge der Soldaten für überflüſſig und gefährlich erachten, weshalb ſie zu ihrer Sicherheit die Forderung ſtellen müßten, die Auslöſung des Gefangenen dieſſeits der Brücke zu bewerkſtelligen. Der Soldat kehrte mit dieſer Erklärung zum Kommandanten der Truppe zurück, welcher ſeinerſeits verlangte, Don Joſé zuvar zu ſehen, ehe er ſich auf irgend etwas Weiteres einließe, jedoch hinzufügte, daß er an den einmal eingegangenen Bedingungen nichts zu verändern geſonnen ſey. Obſchon Navarro durch dieſe Antwort keineswegs befriedigt war, gab er dennoch das Signal unſerer Annäherung. Aber kaum waren die Karliſten, in deren Mitte ſich Dan Joſé befand, mit dieſem von der Felsplatte herab geſtiegen und auf dem Wege nach der Brücke, als Navarro im geſtreckten Galopp angeſprengt kam und ihnen ſchon aus der Ferne zurief, Halt zu machen.

„Cabrado iſt ein Elender!“ — ſchrie der Batecilla die Zähne knirſchend, als er herangekommen war. Er will nicht mit dem Gelde über die Brücke kommen, unter dem Vorwande, daß Sie bereits todt ſeyen Don Joſé. Aber unterdeſſen kommt die Truppe immer näher. Hören Sie, Caballero, Sie werden ſogleich zwei Zeilen ſchreiben, um dieſen Galgenvögeln den Beweis zu geben, daß Sie leben und geſund ſind. Zögern ſie dann noch, voto ä Dios! ſo werden wir auch nicht länger zögern!“ — Don Joſé gehorchte. Navarro kehrte ſogleich mit dem Billet zurück; und bald darauf zog ſich auch die Eskorte bis auf ihren Haltepunkt zurück. Die Auszahlung des Geldes begann in Gegenwart Navarro's und eines Karliſten einerſeits und Cabrado's und eines Offiziers der Königlichen Truppe anderſeits. Als das Geſchäft ſich ſeinem Ende nahete, verbeugte ſich Navarro tief vor Don Joſé, der indeß näher gebracht worden war, indem er mit verbindlichem Lächeln zu ihm ſagte:

„Möge der Himmel Sie in ſeinen Schutz nehmen, Senor. Mein höchſter Wunſch iſt, Sie recht bald wiederzuſehen, und nur die Hoffnung auf deſſen Erfüllung läßt mich den Abſchied von Ihnen leichter ertragen. Ich bitte Sie, mich als Ihren ergebenſten Diener und Freund zu betrachten.“

„„Sollten Sie““ — erwiederte Don Joſé mit gleicher Verbindlichkeit in Miene und Ton — „„einmal nach Madrid kommen, ſo ſteht Ihnen mein Haus zu Dispoſition. Rechnen Sie in jedem Falle darauf, daß ich Ihre Wohlthaten nie vergeſſen und ſie Ihnen gewiß früher oder ſpäter reichlich vergelten werde.““

Navarro lachte und ritt zu ſeinen Gefährten zurück. Don Joſé aber beſtieg den Wagen und fuhr in Begleitung Cabrado's auf die Truppe zu, die ihn mit allgemeinem Jubelſchrei begrüßte. Drei Tage darauf hatte er in Madrid Muſe, die Abenteuer, welche er in den drei Wochen ſeines Aufenthalts unter den Karliſten erlebt hatte, ſeinen beſorgten Angehörigen zu erzählen, was er mit jenem Wohlbehagen that, das man immer bei der Wiedererinnerung überſtandener Gefahren zu empfinden pflegt.

Naturhiſtoriſche Notiz über die Cholera von 1847.

(Aus einem Manuſcript des kaiſerlich ruſſiſchen Kapitains Victor von Motſchulsky.)

In Indien zeigte ſich dieſe Krankheit mit Gewißheit zuerſt im Jahre 1817, dann in Kalkutta und durchzog ganz Indien in weniger als 15 Manaten, beſonders den Militairſtraßen, d. h. den großen meiſt in Flußthälern gelegenen Communicationen entlang. Dann ging ſie nach Oſten und verheerte 1820 China, reichte aber nicht über die Wüſte Kobi (Gobi), ſo daß Sibirien davon verſchont blieb. Nach fünfjährigem Wüthen in Indien und am Indus wandte ſich die Krankheit nach Weſten, dem Meere entlang und zeigte ſich 1821 an den Ufern des perſiſchen Golfes, bald nachdem dort Schiffe aus Bambay angelangt waren. Von hier ging ſie nach Nord-Weſt und überzog ganz Perſien und Arabien bis nach Aleppo in Syrien. 1823 erreichte ſie Aſtrachan, vom Süden dem Ufer des Kaspiſchen Meeres folgend und blieb hier eine Zeit lang ſtehen. 1829 erreichte die Cholera, von China über Buchara kommend, Orenburg. 1830 war ſie in Moskau und von da 1831 weſtwärts im ſüdlichen Rußland, Polen, Galizien und Ungarn, ſpäter in Petersburg, Danzig, Berlin, in dem größten Theile von Nord-Deutſchland und bis England einerſeits und Wien und einem Theile von Süd-Deutſchland andererſeits. 1832 war ſie in Paris und an vielen anderen Orten von Frankreich. 1833 und 1834 in den Niederlanden einerſeits und Spanien, Portugal bis Amerika andererſeits. 1835 nahm ſie eine rückgängige öſtliche Richtung an und ging aus dem ſüdlichen Frankreich nach Nord-Italien. 1836 durchzog ſie Italien und wüthete deſto ſtärker, je ſüdlicher die Strecken lagen, wo ſie hinkam. Aus Ober-Italien folgte ſie etwas nach Nord-Oſt über Tyrol, Bayern, Oeſterreich nach Breslau und Berlin, wo ſie, immer ſchwächer werdend, ganz erloſch. — Die jetzt im Kaukaſus erſchienene Cholera ſtammt ebenfalls aus Indien, von wo ſie über Lahore nach Chorosſan und Maſanderan gelangte und dann am Ufer des Kaspiſchen Meeres einerſeits über Derbent, Kislar und Aſtrachan, andererſeits über Tavris, Tiflis und Piatigorsk ins Donſche Koſakenland eindrang.

Die Schnelligkeit, mit der dieſe Krankheit vorwärts ſchreitet iſt nicht unanſehnlich, da ſie z. B. in den letzten 14 Tagen des Juli-Monats (alten Styls) die ganze Strecke von Tſcherkask bis Charkow überzog, d. h. gegen vier Meilen täglich zurücklegte.

Aus dieſem hiſtoriſch-geographiſchen Ueberblicke erſieht man, daß dieſe Krankheit überall wo ſie erſchien, allerdings eine gewiſſe Regelmäßigkeit in ihrer Bahn befolgte, doch weder den großen Landſtraßen, noch den Strömen hinauf durchgehends folgte. Man hat vielfache Beiſpiele, daß ſie Dörfer, ja Städte und ganze Länderſtrecken gar nicht berührte, ſondern Meilen weit über ſie hinweg ausbrach. In den Städten zeigte ſich das nämliche hinſichtlich der Straßen; wo einige derſelben ganz von der Krankheit befreit blieben, während andere ganz infizirt waren. So z. B. berührte in dieſem Jahre die Cholera faſt alle Wege im Oſten des Kaukaſus, während die im Weſten von der großen Militärſtraße ganz oder faſt ganz frei blieben. Auf dem Sauerbrunnen (Kislovodsk) bei Piatigorsk im Kaukaſus hatte die Krankheit ſowol die Feſtung, als auch die Vorſtadt ſeit mehr als drei Wochen überzogen, während auf einem offenen Platze zwiſchen beiden, wo das Lager eines Bataillons Infanterie aufgeſchlagen war, kein einziger Kranke vorkam, bis ein

Digitized by Google

Nebel eines Morgens die ganze Gegend umhüllte und gleich darauf die Krankheit ſich auch im Lager einbürgerte. — Man hat auch die Beobachtung gemacht, daß die eeſten Kranken immer ſolche waren, die aus einer von der Cholcea infizieten Gegend kamen. Mehrere Fälle zeigen auch, daß viele Perſonen, die in Berührung mit dieſen zuerſt Erkeankten, die durchgehends ſtarben, kamen, ebenfalls von der Cholera befallen wurden, was offenbar der moraliſchen Einwirkung, der Angſt beizumeſſen iſt, da die Aerzte ſowol als auch daneben liegende Kranke in den Hoſpitäleen nicht angeſteckt wurden. Zuſammengepreßte Luſt ſcheint übeigens viel zur Entwickelung der Krankheit beizuteagen, und daher mag es erklärlich werden, woher in einigen Keankenhäuſern wochenlang Keiner weder vom Dienſtperſonal, noch von anderen Kranken die Cholera bekamen; ſpäter abee, als die Zahl der Cholera-Patienten zunahm und das Cholera-Prinzip oder Choleragiſt ſich mehr in der gepeeßten Luſt entwickeln konnte, die Seuche ſich auch auf anderweitige Kranke und ſelbſt aufs Dienſtperſonal, doch immer in geeingem Grade, oerbeeitete. — Die Uefache der Krankheit liegt alſo weder in der Anſteckung, noch in einee allgemeinen meteorologiſchen Erſcheinung.

Manche haben noch bemerkt, daß, an vielen Orten wenigſtens, beim Heranuahen der Cholcea das Flußwaſſer ſtieg, und daß diejenigen, die von dieſem Waſſer tranken, ſchneller die Keankheit erhielten, als diejenigen, die ſich des Bennnenwaſſees bedienten; doch auch hier iſt die Uefache nicht zu ſuchen, da alle chemiſchen und mikroſkopiſchen Unterſuchungen duechaus keine Veräuderung in den Theilen des Waſſers nachweiſen konnten.

Bei allen im Gouvernement Charkow in dieſem Jahre an der Cholera Verſtoebenen, die ſezirt wordeu ſind, fand man durchgehends im Magen eine Ueberladung an Gurken, Melonen nnd verſchiedenem Obſt. Im donſchen Koſakenlande, wo dieſe Keankheit verhältnißmäßig weniger Menſchen hingeraſſt hat, als anderwärts, ſcheint man dieſes günſtige Reſultat den beſonderen Vorkehrungen der Regierung zu verdanken. — Es wurden nämlich ganze Regimenter Koſaken aufs Land beordeet, um alle dort ſich vorfindenden Gurken- und Melonen-Felder abzumähen und vom Viehe auffreſſen zu laſſen, und dazu ward der Verkauf des Obſtes ſteeng unteeſagt. In einem Lande, wo die ärztliche Hülfe ſo ſchwierig zu eelangen iſt und wo die Apotheken bisweilen zwölf Meilen weit entfeent ſind, muß es höchſt eefreulich ſeyn, zu hören, daß in einem Dorfe von 40 Kranken keiner geſtorben iſt, und daß das wirkſame Mittel, im Anfange der Keankheit angewandt, nichts Anderes war, als: Bähungen und Umſchläge aus heißer Aſche auf die Herzgrube und um den Leib, Abeeiben der Füße nnd Hände mit Tuch nnd Büeſten und Abwaſchen mit Branntwein; dabei Trinken recht heißen Thee's mit einigen Teopfen ſtarken Krauſemünz-Oels oder auch Krauſemünz-Thee und Zudecken mit Decken, Pelzen und Kiſſen, um recht ſchnell den Patienten in Schweiß zu bringen.

Merkwürdig iſt folgende Beobachtung eines alten Bienenwirthes im Gouvernement Charkow. Bekanntlich werden die Bienenſtöcke in Klein-Rußland, ſobald die Fruchtbäume zu blühen anfangen, in die Wälder gebracht und bleiben dort, bis jene Bäume abblühen, dann kommen ſie in die Steppenthäler und Schluchten, damit die Bienen von den Steppenblumen ihre Nahrung ziehen. Ein Bienenwirth hatte alſo in dieſem Frühjahre auch ſeine Stöcke in den Wald unter große wilde Birnbäume geſtellt, bemeekte aber bald, daß viele dieſer Inſekten, ſo wie ſie aus den Blüthen jener Fruchtbäume ſogen, todt zur Erde fielen. Dieſes bewog ihn, die Bienenſtöcke wieder nach Hauſe zu nehmen und die Bienen auf eine andere Weiſe zu nähren. Dabei bemerkte der Alte: „in dieſem Jahre wied das Obſt ſchädlich ſeyn und viel Unheil unter den Menſchen anrichten, auch vor dem dießjährigen Honig mag man ſich hüten.“ — Indeſſen kann man auch die Früchte nicht als Uefache der Krankheit annehmen, da ſie an vielen Orten mitten im Winter hauſte, wo gar kein Obſt vorhanden war.

Wenn man nun mit Aufmerkſamkeit die geographiſche Richtung der Cholera betrachtet, ſo erſieht man, daß ſie großentheils Hanſten's iſodynamiſchen Kurven folgte, und namentlich zum Aequator hin, wo die magnetiſch-elektriſche (oder beſſer magnetiſche) Kraft am ſchwächſteu iſt, d. h. wo die Kurve nach Hanſten's Berechnung dem Werthe 0,9 entſpeicht, die Krankheit ſich am heftigſten und am haetnäckigſten äußeete, während zu deu Polen, wo die äußeeſten iſodynamiſchen Kurven, wohin die Cholera gelangte, kaum den Werth von 1,4 überſtiegen und die magnetiſche Kraft bedeutend geſteigert iſt, die Krankheits-Erſcheinungen viel ſchwächer waren. Daher wird es auch begreiflich, woher die in Indien gegen die Cholera angewandten Mittel im nördlichen Europa faſt duechgehends fehlſchiagen mußten. Orenburg und Petersburg liegen faſt auf der nämlichen iſodynamiſchen Breite, und obgleich die Krankheit hier im Sommer und dort im Winter bei 24° Froſt war, ſo äußerte ſie ſich an beiden Orten auf ähnliche Weiſe. In Parlemo dagegen, das auf einer Kuevе mit dem Norden von Indien liegt, hauſte ſie mit gleicher Heftigkeit, ſo daß in ſechs Wochen mehr als der ſechſte Theil der ganzen Bevölkerung dieſer Stadt, nämlich 26,000 Menſchen ein Opfer dieſer Krankheit wurde.

Die Cholera von 1831 gelangte nach Europa hauptſächlich längs der iſodynamiſchen Kurven von 1,2 und 1,3, die jetzige folgt beſonders der von 1,4 es iſt alſo zu erwarten, daß ſie im Ganzen ſchwächee ſein wird, als 1831, was ſich auch bis jetzt vollkommen bewährt hat. An Orten, wo 1830 und 1831 hundert und mehr Menſchen täglich erkrankten, zählt man jetzt kaum 25, 20, 18 und noch weniger; da, wo damals von den Erkrankten nicht einmal ein Viertheil aufkam, geneſen jetzt 1/2, 2/3, 3/4 und noch mehr derſelben.

Die Zufälle der diesjährigen Cholera kann man nach ihren Erſcheinungen in drei Momente theilen: **zuerſt** bekommt der Kranke Schwindel und ein unangenehmes Zuſammenſinken in den Knieen, die Füße und Hände werden kalt; dann folgt entweder eine Stumpfheit des Gefühlvermögens und allmähliges Abſterben der Nerven, ohne Erbrechen und Dyſſenterie, oder es ſtellt ſich Letzteres mit mehr oder weniger Heftigkeit ein und von Zuckungeu und Krämpfen begleitet; endlich nehmen die Keämpfe einen ſchrecklichen Gead an, und unter den fürchterlichſten Schmerzen trifft den Kranken der Schlag an der Lunge oder dem Gehirn.

Gegen dieſe Keankheit in ihrem letzten Grade iſt ſelten zu helfen, doch wurde noch folgende Behandlung im ſüdlichen Rußland mit einem Erfolge von 6 Geneſenen unter 9 Kranken angewandt: hat der Keanke Erbrechen, ſo giebt man ihm eine Salz-Auflöſung von einem Eßlöffel Kochſalz in einem Glaſe kalten Waſſers, auf einmal auszutrinken, und wiedeeholt dieſes, wenn das Erbeechen nach einee Stunde nicht aufhört. Zugleich wird der ganze Körper mit einem Spiritus-Aufguß auf ſpaniſchen rothen Pfeffer gerieben und der Keanke dann mit einem naſſen Lakeu umhüllt und der ganze Körper damit ſo lange ſtark abgerieben, bis ſich Wäeme zeigt und er zu ſchwitzen anfängt. Unterdeſſen gibt man ihm Krauſemünzthee oder andere Schweißmittel zu trinken, legt wohl auch heiße Bähungen oder Senfpflaſter auf den Magen. So bald der Keanke ſich leichter fühlt, wird er mit Decken zugedeckt. Die weitere Kur muß natürlich dem Ermeſſen des Arztes anheimgeſtellt werden.

Gewöhnlich iſt die Keankheit 4 bis 12 Stunden lebensgefährlich, wer die 12te Stunde überlebt, iſt gewöhnlich geeettet. Die meiſten ſteeben in der 8ten Stunde. An einem Oete dauert die Krankheit ſelten mehr als 6 Wochen, während denen ſie 3 Wochen ſteigt und 3 Wochen fällt.

Verſuche, die bei der diesjährigen Cholera mit der Prießnitzſchen Wäſſerkur gemacht wueden, bewährten ſich nur bei Subjekten im eeſten Momente der Keankheit.

Das Galvaniſieen an zwei ſehe ſchwer Kranken äußerte gar keine Wirkung, ein dritter dagegen im zweiten Momente der Krankheit fühlte gleich Eeleichterung und wurde hergeſtellt. Die galvaniſchen Platten wurden an Bruſt nnd Genick applizirt. Wenn man an das in Indien von den dortigen Eingebornen gegen dieſe Krankheit mit Erfolg angewandte Sengen der Fußſohlen mit glühen-

Digitized by Google

dem Eiſen ſich erinnert, ſo mag wohl das Anlegen des galvaniſchen Stromes an die Fußſohlen noch ſeine Wirkung bei Cholerakranken äußern.

Schließlich bemerkr ich noch, daß vor dem Erſcheinen der Cholera allgemein eine ganz beſondere Reizbarkeit der Athem-Organe bemerkt worden iſt, beſonders leicht wird man mitten im Sommer, ſelbſt im Zimmer und während der wärmſten Tage, plötzlich von einem Schnupfen befallen, der oft rben ſo ſchnell, zuweilen nach 1 bis 2 Stunden, wieder aufhört. Während der Zeit, wo die Cholera an irgend einem Orte hauſt, fühlen auch geſunde Menſchen eine gewiſſe Schwäche im Magen und in den Knieen, große Neigung zum Schwindel, oder wenigſtens zeigt ſich eine Schwere des Kopfes, was Alles verſchwindrt, ſobald man transpiirt. Beſonders bemerkbar wirkt in dieſer Zeit auf den Menſchen die ſchwüle Gewitterluft.

Ich theile dieſe kurze Notiz in der Abſicht mit, daß Männer vom Fache und diejenigen, dir elektro-magnetiſche Apparate haben, auf die Einwirkung dieſer letzteren Naturkraft auf die Cholera einige Aufmerkſamkeit wenden und dadurch vielleicht der Menſchheit einen nützlichen Dienſt erweiſen mögen.

August 1847. III.

PS. Auffallend iſt es, daß in dieſem Jahre auch das Vieh von der Cholero leidet; beſonders ſind es Pferde von ſchwarzer Farbe (Rappen) und das Hornvieh, die daran ſterben. Ich machte den Verſuch mit einem Kalbe, das rin paar Tage mit Birnen gefüttert wurde und davon denn eine ſtarke Dyſſenterie bekam, aufhörte zu freſſen und zu kauen und total krank wurde. An vielen Orten, wo die Menſchen von der Krankheit verſchont blieben, wurde das Vieh um ſo ſtärker davon heimgeſucht.

Das Geflügel, namentlich Enten, Kalkunen und Hühner, vertrug jedes Obſt, ohne im mindeſten davon zu leiden.

Ueber die Behandlung der Cholera.

Würtembergiſche Blätter theilen nachſtehendrn Auszug aus dem Schreiben eines Arztes aus Warſchau mit: „Ich habr gefunden, daß die Cholera eine immer heilbare Krankheit iſt, wenn man ſie nicht vernachläſſigt, und im rechten Augenblick ſind die einfachſten Mittel hinlänglich, um dieſe Krankheit zu beſeitigen. Die Cholera tritt, wie ich ſchon in der Epidemie von 1831 erkannt habe, immer mit einer Diarrhöe ein, welche von 6 Stunden bis zu viee Tagen dauert, worauf ſich dann erſt plötzlich die Krankheit ernſtlich entwickelt. Dieſe Diarrhöe iſt zuweilen mit Aufſtoßen, Neigung zum Erbrechen, und belegter Zungr begleitet. Geheilt wird ſie immer, wenn der Leidende ſich bald ins Bett legt, Fliederthee (keinen andern) in großer Menge trinkt, bis ein allgemeiner Schweiß entſteht, und dieſen Schweiß 4-6 Stunden unterhält, wobei die Vorſicht zu gebrauchen iſt, daß der Kranke bei vorhandenem Bedürfniß zum Stuhl ſich das Gefäß in das Bett reichen läßt, um jede plötzliche Abkühlung im Schweiße zu vermeiden. Begleiten dir vorhergenannten gaſtriſchen Erſcheinungen die Diarrhöe, ſo ſchickt man dem Fliederthee ein Brechmittel (aus einer halben Drachme Ipecacuanha, nur niemals von Brechweinſtein, welcher in dieſer Epidemie immer ſchädlich iſt) voraus. Iſt die Diarrhöe mit Leibſchmerzen begleitet, ſo werden aromatiſche Kräutee auf der Pfanne trocken heiß gemacht, und immerfort während des Schweißes auf den Leib aufgeſchlagen. Wo rin Druck in der Herzgrube iſt, legt man einen Senfteig auf die Stelle. Bei dieſer einfachen Behandlung bekommt Niemand die Cholera, und in 365 Fällen dieſer Art, welche im Laufe der Epidemie in der Privatpraxis mir vorgekommen ſind, hat kein Einziger die eigentliche Cholera bekommen.„

Ueber die Krankheit der Kartoffeln.

Bei der in ganz Deutſchland immer mehr überhandnehmenden Kartoffelkrankheit erlaubt ſich der Unterzeichnete (ein fränkiſcher Oekonom) ſeine in Betreff dieſer Krankheit gemachten Erfahrungen und Anſichten den Freunden der Landwirthſchaft mitzutheilen; in der Hoffnung, daß ſie auch bei dieſen Einklang und Nachahmung finden werden. Man iſt ſchon ſeit vielen Jahren von dem Grundſatz ausgegangen, Kartoffeln ſtark zu düngen; durch dieſen Gebrauch, durch die Länge der Zeit, iſt dieſe Krankheit, meiner Anſicht nach, entſtanden. Sowol anhaltende Näſſe als ſehr anhaltendr Trockniß iſt die Veranlaſſung, daß die Rinde der Kartoffeln, bei Erſterer durch die ſchnelle Fäule, bei Letzterer durch die zu ſtark erregte Erhitzung des Düngers angegriffen wurde; natürlich haben nun dieſe krankhaften Stellen immer weiter die Kartoffeln angegriffen, bis zuletzt die totale Fäule erfolgte. Ich habe ſeit einigen Jahren bei der hieſigen Adminiſtration von circa 10 — 20 Morgen Kartoffeln ungedüngt ausgebaut, und dieſe waren jedes Jahr meine beſten und an Stärkemehl die reichhaltigſten. Obgleich nun dieſelben auch zum Theil im vorigen Jahre von der Krankheit ergriffen wurden, ſo war es jedoch bei weitem nicht ſo arg, als bei den gedüngten, dieſelben waren trocken faul, und die Fäulniß griff nicht weiter um ſich. Meine Anſicht geht alſo dahin: eine Reihe von Jahren nur ungedüngte Kartoffeln auszubauen; denn die Kartoffel verlangt eben ſowol, wie jede andere Pflanze, rine Veränderung im Boden und Beſtellungsweiſe. Eine anhaltende Bauart in ungedüngte Aecker wird die Krankheit am ſchnellſten ausheilen. Etwa die Kartoffeln nach Klee oder nach vorhergegangener gedüngter Winterfrucht folgen zu laſſen, und da, wo die Dreifelderwirthſchaft im Gebrauche iſt, lieber die gedüngten Brachfelder mit Dickwurz und andern Futterpflanzen zu beſtellen, was jedenfalls wieder viel Vortheil für die noch folgende Winterſaat, wenn ſolche folgen ſoll, hat. Jedenfalls wird es räthlich ſeyn, eine andere Fruchtfolge einzuführen und anhaltend die Kartoffeln nur ungedüngt auszubauen; es wird ohnedieß wohl einiger Jahre bedürfen, um wieder zu ganz geſunden Kartoffeln zu gelangen, und dieſes Ziel wird am beſten dadurch zu erlangen ſeyn. Zickendrath.

Zwei andere bekannte Oeconomen widerſprechen dieſer Bemerkung ganz und gar nicht, ſondern glauben nur, daß die Bebauungsart bei der Dreifelderwirthſchaft nicht gut werde beſtehen können.

Pot-Pourri.

Frankreichs Einwohnerzahl.

Offiziell wurde die Bevölkerung Frankreichs berechnet

von	1816 — 1821	auf	30,461,875	S.	Zunahme.			
„	1821 — 1826	„	31,858,937	„	1,397,062	oder	4½	pCt.
„	1826 — 1831	„	32,569,288	„	710,286	„	2	„
„	1831 — 1838	„	33,540,910	„	971,687	„	3	„
„	1836 — 1841	„	34,230,178	„	689,268	„	2	„
„	1841 — 1846	„	35,400,486	„	1,170,283	„	3½	„

Paris hatte 1750 etwa 540,000 Einwohner und 1846 1,053,897, wovon 945,721 Angeſeſſene und in den Lehranſtalten, Spitälern ꝛc. 88,475, Beſatzung 19,701. Unverheirathrt ſind 240,251 Individuen männlichen und 315,176 weiblichen Geſchlechts, zuſammen 555,427 Perſonen, verheirathet dagegen 498,470 Individuen. Paris hat 29,525 bewohnte und 341 unbewohnte, ferner 355 im Bau begriffene, im Ganzen alſo 30,221 Gebäude.

Rom's Einwohnerzahl.

Rom hatte 1813 eine Bevölkerung und 1845 eine ſolche von 177,971. Die Vermehrung binnen 32 Jahren betrug alſo 60,089 oder im Durchſchnitt jährlich 1877¾ Individuen.

Häuſer- und Einwohnerzahl von Dresden.

Nach der am 3. December 1846 geſchloſſenen Volkszählung hatte Dresden 3,499 bewohnte und 207 unbewohnte, zuſammen 3,706 Häuſer, und ohne das Militär 39,228 männliche und 46,479 weibliche, zuſammen 85,707 Einwohner. Davon waren 79,720 Evangeliſche, 529 Reformirte, 4,508 Römiſch-Katholiſche, 246 Deutſch-Katholiſche, 54 Griechen und 650 Iſraeliten.

Digitized by Google

Nro. 87.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 30. Oktober.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Beſuch in Rom. — Die Napoleoniden. — Die Herrſchaftsgerichte im Königreich Bayern. — Hinrichtung einer Vatermörder. r. — Schiller und Graf. — Pot-Pourri. — Buntes.

Ein Beſuch in Rom.

(Aus einem italieniſchen Privatbriefe.)

Unſere Hinreiſe nach Rom war ſchön, warm und glücklich. In Genua mußten wir uns einige Tage aufhalten, da das Dampfſchiff, welches uns nach Rom bringen ſollte, noch nicht von Marſeille angekommen war. Inzwiſchen ergingen wir uns in den herrlichen Gärten des Palazzo Doria, der Villen Pallavicini und Negri, beſuchten die ſchönen Porträts von Vandyk im Palazzo Brignole Sale, und badeten täglich zweimal im Meere. Auf dem Dampfſchiffe Virgilio trafen wir ſechs Geiſtliche; den einen derſelben, der in Auftrag des Königs von Sardinien nach Rom reiste, hielten wir für einen Jeſuiten; die Matroſen, denen ſeine Anmaßung und ſein zänkiſches Weſen mißfiel, nannten ihn kurzweg „Bulldog“. Die andern Geiſtlichen waren zwei franzöſiſche Abbés, ein alter Ciſtercienſer, von derſelben Nation und über alle Erlaubniß hinaus einfach, dazu kam noch ein römiſcher Benedictiner, der ſehr wenig ſprach. Dieſe geiſtliche Mannſchaft erhielt in Livorno einen Zuwachs durch zwei Capuziner, die dort einſtiegen. Der eine derſelben könnte an Andreas Hofer oder vielmehr an den gleich berühmten Haspinger erinnern, er ſprach geſcheid und ſehr liberal, und war eben auf dem Marſch nach dem Kaukaſus begriffen, wo er bereits ſechs Jahre als Miſſionär geweſen war. Von den dortigen engliſchen Miſſionären erzählte er curioſe Geſchichten. Er führte einen trefflichen Rappé in einer koloſſalen Doſe mit ſich, und eine Priſe, die er mir freundlich anbot, bot auch mir die Gelegenheit einer ſehr lebhaften Unterhaltung mit ihm. Er kam eben von Lucca, und erzählte mir ſehr umſtändlich die kleine Revolution die dort ſtattgefunden hatte, ſah ſich aber dabei von Zeit zu Zeit um, ob ihn nicht etwa der Jeſuit hören könne.

Das Schiff fuhr luſtig die Inſel Monte Chriſto vorbei, auf die alle Damen begierig hinſahen, eingedenk des herrlichen Genuſſes, den ihnen der Roman von Dumas gewährt hatte. Später ſahen die Engländer, deren fünf auf dem Schiffe waren, mit langen Perſpectiven nach der Inſel Elba und ſprachen von Napoleon. Die Sonne ging herrlich unter, Delphine begleiteten uns eine gute Strecke; endlich hüllte die Nacht geiſtliches und weltliches Perſonal, Briten und Franzen und Wälſche in ihren weiten Mantel, und man fing an zu ſchlafen. Des andern Morgens frühe landeten wir in Civitavecchia, wo der berüchtigte Bandit Gasperoni mit ſeiner Bande ſeit einigen zwanzig Jahren gefangen ſitzt; man hat ihm einmal die Freiheit angeboten, aber der ritterliche Räuberhauptmann erklärte: **o tutti noi, o nessuno.**

Am Abend deſſelben Tages fuhren wir bei Blitz und Donner in die Weltſtadt ein. Nachdem wir uns in einem guten Gaſthofe das Neſt zubereitet hatten, flogen wir gleich auf die bewegte Straße des Corſo. Das Gewitter hatte inzwiſchen aufgehört, es ſchienen die Sterne; die Limonatieri hinter ihrer erleuchteten Bude, auf die das Fähnlein mit Viva Pio IX. gepflanzt war, rieſen heiter und heiſer wieder ihre: **limonata fresca** aus, unter den Thoren der großen Palläſte ſah man meiſt die Wache der Guardia civica, von vielem Volk umſtanden. An den Ecken der Straßen verkauften bei Fackelſchein heiſere Burſchen **„l'ingresso de' Tedeschi in Ferrara.“** Die Straßen wimmelten von Leuten, alle im lebhaften Geſpräche. Im großen Café Ruspoli, einem wahrhaft fürſtlichen Kaffeehauſe, hörte man von nichts als von Ferrara reden. Es ging ſogleich eine Liſte herum, auf der ſich augenblicklich Hunderte von Namen fanden, deren Inhaber ſich alle verpflichteten auf eigene Koſten nach Ferrara zu ziehen. Einige ältere Herren machten aber die Bemerkung: ſie ſollten bis auf den Oktober warten; denn die Hitze wäre jetzt zu groß. Ich hörte den verſchiedenen Geſprächen zu, und erſtaunte voller Freude über die Geſcheidheit die ſich in dieſem Taumel der Aufregung, und nach einem ſo kurzen Beſitze der Freiheit überall vernehmen ließ. Das römiſche Volk iſt ſicherlich das aufgeklärteſte und beſonnenſte von allen Völkern Italiens. Ich hatte Gelegenheit mit ſehr vielen Römern zu ſprechen, mit Männern aus allen Ständen, und bei allen fand ich dieſelbe richtige Anſicht, daß für das Heil Italiens ein vieljähriger Friede unumgänglich nothwendig ſey, während Unordnungen, ſo ſehr ſie auch veranlaßt ſcheinen könnten, die gute Sache wieder, wer weiß auf wie lange Zeit, zurückwerfen würden.

Ich hatte mehrmals Gelegenheit Pius IX. zu ſehen, einmal pontificirend in der ſchönen Kirche Maria maggiore, wo ich ihm ganz nahe ſtand und ihn alſo mittels eines Opernglaſes auf das Genaueſte beobachten und betrachten konnte. Der erſte Eindruck, den ſeine Perſönlichkeit auf mich machte, war der einer großen Herzensgüte. Seine Manieren, ſein Auftreten, alle ſeine Bewegungen ſind die eines feinen, vornehmen, edlen Herrn. Als beim Hinaufſteigen der Treppe zum Handkuß der alte Kardinal Acton ſtrauchelte und fiel, erhob ſich Pius IX. mit ſo wohlwollender Theilnahme und ſo graciöſem Anſtand, um dem Greis aufzuhelfen, daß er mich wahrhaft entzückte. Welcher Abſtand zwiſchen dieſem Oberhirten und dem vorigen! Man kann es den Römern nicht verdenken, wenn ſie im Gefühl dieſes Gegenſatzes von Luſt berauſcht werden. Hier keine Spur pfäffiſcher Dumpfheit, zelotiſcher Enge und rückſichtsloſer Hartherzigkeit, ſondern das Gegentheil von dem allen in Verklärung. Nur ein paarmal leuchtete aus Pius' Blicken und von ſeinem Munde wenn er lächelnd das jauchzende Volk grüßte, ſüdliche Feinheit und Schlauheit (**astuzia**), doch bald trat wieder der edle, herzensgute Ausdruck ungetrübt hervor. Während der ganzen Function ſchien er mit ſeinen Gedanken anderswo zu ſeyn, er ſchaute bald rechts bald links, dann wieder vor ſich hin, während er faſt jede Minute eine neue Priſe an die Naſe brachte.

Die meiſten Herren von Sachkenntniß, mit denen ich über Pius ſprach, kamen darin überein, daß die Umſtände und ſeine Umgebungen ihn auf die Höhe gehoben hätten, auf welcher er nun ſteht; er ſelbſt habe nie daran gedacht ſoweit zu gehen, auch ſoll er in jenen Tagen höchſter Aufregung (**orgiasmo**) wegen der Beſetzung Ferrara's oft ausgerufen haben: **Ma Dio mi guardi ch'io voglia guerra!** Während ich in Rom war, ſtarb ein alter Canonicus, Profeſſor an der Sapienza, ein Schulkamerad von Pius IX., den dieſer zu ſeinem Conſigliere intimo gemacht hatte. Dieſer Mann nun ſoll in dem Delirium, das ſeinem Tode voranging, fortwährend ausgerufen haben: **Santo Padre, non cedetela a quei maladetti Tedeschi, tenete duro, tenete duro!** Sein Leichenbe-

Digitized by Google

gängniß war prachtvoll, die ganze Guardia civica folgte ſeiner Bahre und gewiß an 40,000 Menſchen. Die Gefangennehmung Minardis erregte bei den Römern eine unſägliche Freude; ſeine Carricatur wurde an allen Läden ausgehängt, ein wahrhaft teufliſch häßliches Geſicht.

Eines Abends war im Kaffeehauſe die Rede davon, daß viele Geiſtliche beim heiligen Vater um die Erlaubniß eingekommen wären (es verhielt ſich wirklich ſo) Bart und Schnurrbart tragen zu dürfen; da hätten Sie die trefflichen Bemerkungen einiger alten Herren dazu hören ſollen!

In wie weit das große Vertrauen der Römer auf Karl Albert gegründet iſt, ſteht dahin. In Ober-Italien kennt man ihn anders. Im Ganzen aber kann man ſagen, daß die Angelegenheiten Italiens einen guten Weg gehen: es iſt da eine wirkliche Morgenröthe, die einen ſchönen Tag verſpricht, nicht mehr wie früher ein Irrlicht oder das Leuchten eines faulen Stammes. So dachten freilich jene vier nach Künſtlerart gekleideten jungen Deutſchen nicht, die ſich eines Abends im Café belle belle arti neben uns ſetzten, und in der Ueberzeugung nicht verſtanden zu werden erſt über Michel Anglolo ſchimpften, dann darüber übereinkamen, daß die geprieſene italieniſche Kunſt des Aufhebens nicht werth wäre, das man davon mache, bis endlich ein dürrer und blaſſer Preuße, mitleidig lächelnd über alles was in Rom geſchah, erklärte, daß, wenn die nordiſchen Mächte erſt mit einander einig ſeyn würden was ſie aus Italien machen ſollten, es mit allem dieſem liberalen Quark bald ein Ende haben werde; zu Freiheit, Conſtitution rc. ſey Italien nicht reif, und werde es auch nicht werden, denn der Katholicismus und die Faullenzerei des Volkes ließen an keine Bildung denken. Um von dieſer letzten Fanfaronade zu ſchweigen, ſo kann man es den Italienern, wenn ſie dergleichen Urtheile über Kunſt und Künſtler hören, nicht verdenken, daß ſie in Vergleichung der Arbeiten im Vatican, in der Farneſina, im Palazzo Roſpiglioſi rc. mit manchen neuern geprieſenen philoſophiſch-hiſtoriſchen Meiſterwerken der Kunſt fragen, ob da oder dort Kunſt ſey.

Nur noch eine Bemerkung zum Schluſſe. Was Pius IX. zu thun habe, ich meyne wieviel, ſieht man an der nächſten Umgebung Roms, die durchaus unbebaut iſt, was die Mal'aria erzeugt — die Romagna iſt verödet, denn wären Leute da, ſo würde das Land nicht brach liegen.

Die Napoleoniden.

(Aus Fanny Lewald's italieniſchem Bilderbuche.)

Weit ab von dem lebensvollen Marktplatze Bologna's, durch lange, ſtille Steaßen, in denen nur ſpärliche Fußgänger unter den Säulenhallen der Häuſer einherſchreiten, und junges Gras zwiſchen den Steinen des Pflaſters hervorſprießt, gelangt man über einen freien, mit mittelalterlichen Denkmalen gezierten Platz vor einen Pallaſt, den Palladio's ſchöpferiſcher Geiſt erbaute. Kein Wiehern muthiger Roſſe, keine geſchäftige Dienerſchaft, kein Laut fröhlichen Lebens in den fürſtlichen Hallen, auf den lichten luftigen Treppen, in den prächtigen Räumen! An der Pförtnerwohnung begehrten wir Einlaß in den Palazzo Camerata, den Beſitz der Gräſin Camerata von Ancona, der Tochter Eliſa Baciocchi's, der Nichte des Kaiſers. Der greiſe Kaſtellan führte uns die Treppe hinauf, und öffnete die Thür eines königlichen Saales. Es war fünf Uhr Nachmittags, das Streiflicht der untergehenden Septembeeſonne fiel in röthlichgelben Strahlen durch die hohen Fenſter, deren Vorhänge der Alte zurückzog. Feierlicher Ernſt ruhte über dem Gemach. Wir ſtanden vor den Bildern und Statuen ſämtlicher Napoleoniden, wie die Mediceer, ein wahres Herrſchergeſchlecht. Hier ſind ſie vereint, und die ganze Poeſie ihrer Erſcheinung, die phänomenal emporbilzte aus dem wilden Chaos der Revolution, das der Kaiſer mit Titanenkraft zur Ordnung und Form geſtaltete, durchdringt die Seele des Betrachters in dieſen Räumen. An der Wand links vom Eingange hängt das Portrait des Kaiſers, im Krönungsornat, ähnlich dem Bilde in der Dresdener Gallerie, wenn ſchon der Kopf hier geiſtvoller aufgefaßt iſt, als dort. Indeß der Augenblick der Krönung iſt nicht der Moment, den man aus Napoleon's Leben vor allen andern feſtgehalten zu ſehen wünſcht, es iſt nicht ſeine größte That. Man ſtellt ihn ſich vor, wie er, ein junger Held, auf muthigem Roſſe, die Alpen erklimmt, mit hochgehobenem Schwerte vorwärts deutend auf die Bahn zu unſterblichem Ruhme. Man ſieht ihn im Geiſte in den Peſthoſpitälern Aegyptens, vor den Pyramiden, an der Brücke von Arcole, oder überall, wo er, ein ſiegreicher Genius, raſch, in feuriger Siegesgewißheit, kometenartig die Welt durchſchreitet. Man denkt ſich ihn nur als den gebornen Herrſcher, dem in ſeinem Genius die Natur das Diadem gegeben; nicht als den Fürſten, der ſich in feierlichem Akte die Krone aufſetzen läßt, umgeben von jener eitlen Pracht, welche ſo oft hohle Größe zur Würde ſtempeln muß.

Rechts vom Bilde des Kaiſers ſieht man Pauline Borgheſe, auf einem rothen Sammetſeſſel von antiker Form, vor einem Vorhange von dunkelgrünem Sammet. Sie iſt dem Kaiſer ſehr ähnlich. Ein weißes, goldgeſticktes Atlaskleid, dicht unter der Bruſt von goldenem Gürtel gehalten, umgibt ihren Leib, Arme und Buſen ſind vollendet ſchön. Unter dem Diadem der Fürſtin fließt ein langer Schleier an der reinen, von ſchwarzem Gelock umſpielten Stirne herab. Aus den langgeſchlitzten, gewitterſchwülen Augen ſieht ſie ſchmachtend den Beſchauer an, erwärmend und doch kalt, Liebe flehend und doch thronend im Herrſcherbewußtſeyn ihrer Schönheit. Auf der andern Seite Joſeph in franzöſiſcher Generals-Uniform im Freien, ein Dekret in der Rechten. Ihm folgt Karoline Bonaparte, die Gemahlin Murat's. Sie ſteht auf der Terraſſe eines Gartens. Das Koſtüm, ein feuerfarbener Ueberwurf über weißem Unteegewande, feuerfarbene, goldgeſtickte Schärpe und feuerfarbige Blumen im Haar. Sie iſt weniger brünett, als Pauline, ſieht weniger orientaliſch aus, als jene und hat auch viel weniger Phyſiognomie. Ein flacheres, zarteres Geſicht, mit blauen Augen, und großer Friſche, bei reichem dunklen Haar; die rechte Königin des lebensvollen, blühenden Neapels.

Jerome ſteht in weißer Uniform, mit hohen Reiterſtiefeln, an einen Baum gelehnt, unter deſſen Schatten ſeine Gemahlin ſitzt. Sie iſt ſehr ſchön, und erſcheint mit ihrem deutſchen Aeußern fremd unter all dieſen italieniſchen Phyſiognomien. Die königliche Frau iſt der Königin Luiſe von Preußen zu vergleichen. Sie trägt weißen Atlas, Perlenſchmuck und rothe Roſen unter einem Schleier. Jerome, der einzige unter den Napoleoniden, welcher unbedeutende, kleinlich zuſammengedrückte Züge hat, ſieht bedientenhaft neben ihr aus.

Louis Bonaparte führt ſeinen etwa zwölfjährigen Sohn an der Hand. Er zeigt mit der Linken einen Fels hinan, den ſie zu erſteigen beginnen, während er ſich liebevoll zu dem Knaben wendet, den er mit der Rechten ſich nachzieht. Beide ſind in militäriſcher Tracht. Der Knabe hat eine Art ungariſcher Huſarenkleidung, rothes Beinkleid, blauen Dolmon, den Kolpack mit der Reiherfeder in der Hand. Louis gleicht dem Kaiſer nu rin einzelnen Zügen, der Knabe dagegen iſt demſelben ſprechend ähnlich, ein ganz Bonaparte'ſches Geſicht. Dann kommt Lätitia, in dunkelrothem Sammt mit Goldſtickereien, ein Diadem von Brillanten über der Stirne, eine wahre Römerin, die Mutter eines Weltbeherrſchers. Sie hat reiches, ſchwarzes Haar, helle Augen, ſehr ausgeprägte Züge und Formen; im Untertheil der Wangen die weiche Fulle, welche man bei allen Italienerinnen bisweilen findet, aber keine Spur von jenen kleinlichen Falten, die kleinliche Geſinnungen dem Alter einprägen. Das ganze Geſicht iſt groß, ſtolz und frei. Lätitia kennt die Stärke ihres Charakters, ſie fühlt ihre Größe; ſie findet es natürlich, daß Napoleon, der von ihrem Blute geboren iſt, der unter ihrem ſtolzen Herzen zu leben begann, die Welt beherrſcht. Es ſcheint ihr in der Ordnung, daß alle ihre Kinder Könige ſind, weil ſie und Napoleon jenen ſo viel von ihren Strahlen zum Leuchten borgen, daß die Planeten erglänzen, als ob ſie ſelbſt Fixſterne wären. Sie hat gewiß niemals gedacht; „Mein Sohn hat Ehren auf mein Haupt gehäuft!“ Lätitia hat nie

Digitized by Google

eine Gnade empfangen. Sie hat der Welt den Sohn geboren, die ihr für ſeinen Genius zu danken hat; ſie hat Napoleon das Leben gegeben, dafür bleibt er ihr Schuldner, auch wenn er ihr die Herrſchaft der Welt zu Füßen legte. Der Ausdruck jener eigenen, ruhigen Machtvollkommenheit, die ſich ſelbſt die Krone verleiht, iſt über ihre Erſcheinung ausgebreitet. Eine wunderbare Frau! Eliſa Baciocchi, Herzogin von Lucca, ihre Tochter neben ſich, ſitzt auf einem thronartigen Seſſel. Ihr Gemahl, in großer Uniform, ſteht zur Seite und betrachtet Gerard und Canova, welche Mutter und Tochter malen und modelliren. Alle Geſichter und Figuren ſind jugendlich friſch, keine alten abgelebten Phyſiognomien; ein wahres Symbol der napoleoniſchen Zeit und der Napoleoniden. Sie tauchten fertig auf aus dem Meere des Alls, im Frühling einer neuen Weltordnung, blühten ein glühendes Leben, trugen reife Früchte mancher Art, und verſchwanden, ohne zu verwelken.

Die Herrſchaftsgerichte im Königreich Bayern.

(Nach dem Nürnberger Korreſpondenten)

Der fürſtl. Oettingen-Spielberg'ſche Herrſchaftsrichter Herr Juſtizrath Baur hat folgende Zuſammenſtellung aller im Königreich Bayern befindlichen Herrſchaftsgerichte mit Angabe der Seelenzahl verfaßt: I. Oberbayern: Prien, gräfl. Preiſing'ſches Herrſchaftsgericht, 6368 Seelen. II. Niederbayern: Zaitzkofen in Eggmühl, fürſtl. Thurn- und Taxis'ſches Herrſchaftsgericht, 1851 S. III. Pfalz: Keines. IV. Oberpfalz und Regensburg: Wörth, fürſtl. Thurn- und Taxis'ſches Herrſchaftsgericht, 7657 S. V. Oberfranken: 1) Banz, Herrſchaftsgericht Sr. k. Hoh. des Herzogs Maximilian in Bayern, 2587 S.; 2) Mitwitz, freihrl. v. Würtzburg'ſches Herrſchaftsgericht, 1788 S.; 3) Tambach, gräfl. Ortenburg'ſches Herrſchaftsgericht, 3200 S.; 4) Thurnau, gräfl. Giech'ſches Herrſchaftsgericht, 5764 S.; 5) Gutenberg, freiherrl. Gutenberg'ſches Herrſchaftsgericht, 3271 S. VI. Mittelfranken: 1) Burghaßlach, gräfl. Caſtell'ſches Herrſchaftsgericht, 2801 S.; 2) Markt Einersheim, gräfl. Rechteren-Limpurg'ſches Herrſchaftsgericht, 2282 S.; 3) Hohenlandsberg, fürſtl. Schwarzenberg'ſches Herrſchaftsgericht, 5385 S.; 4) Rüdenhauſen, gräfl. Caſtell'ſches Herrſchaftsgericht, 5241 S.; 5) Schwarzenberg (Sitz Scheinfeld), fürſtl. Schwarzenberg'ſches Herrſchaftsgericht, 4256 S.; 6) Ellingen, fürſtl. Wrede'ſches Herrſchaftsgericht, 8161 S.; 7) Pappenheim, gräfl. Pappenheim'ſches Herrſchaftsgericht, 7020 S. VII. Unterfranken und Aſchaffenburg: 1) Amorbach, fürſtl. Leiningen'ſches Herrſchaftsgericht, 8299 S.; 2) Eſchuu, gräfl. Erbach-Erbach-Wartenberg'ſches Herrſchaftsgericht, 1464 S.; 3) Kleinheubach, fürſtl. Löwenſtein'ſches Herrſchaftsgericht, 4098 S.; 4) Miltenberg, fürſtl. Leiningen'ſches Herrſchaftsgericht, 8631 S.; 5) Sulzheim, fürſtl. Thurn- und Taxis'ſches Herrſchaftsgericht, 6101 S.; 6) Kreuzwertheim, fürſtl. Löwenſtein-Wertheim-Roſenberg- und Freudenberg'ſches Herrſchaftsgericht, 4769 S.; 7) Marktbreit, fürſtl. Schwarzenberg'ſches Herrſchaftsgericht, 2560 Seelen; 8) Remlingen, gräfl. Caſtell- und fürſtl. Löwenſtein-Wertheim-Roſenberg'ſches Herrſchaftsgericht, 3928 S.: 9) Rothenfels, fürſtl. Löwenſtein-Wertheim-Roſenberg'ſches Herrſchaftsgericht, 11,325 S.; 10) Sommerhauſen, gräfl. Rechteren-Limpurg-Speckfeld'ſches Herrſchaftsgericht, 2456 S.; 11) Wieſentheid, gräfl. Schönborn'ſches Herrſchaftsgericht, 1266 S.; 12) Tann, freihrl. v. d. Tann'ſches herrſchaftl. Kommiſſariat, 3664 Seelen. VIII. Schwaben und Neuburg; 1) Babenhauſen, fürſtl. Fugger'ſches Herrſchaftsgericht, 6358 S.; 2) Biiſingen, fürſtl. Oettingen-Wallerſtein'ſches Herrſchaftsgericht, 5226 S.; 3) Burheim, gräfl. Waldbott-Baſſenheim'ſches Herrſchaftsgericht, 782 S.; 4) Edelſtetten, fürſtl. Eſterhazy'ſches Herrſchaftsgericht, 1266 S.; 5) Harburg, fürſtl. Oettingen-Wallerſtein'ſches Herrſchaftsgericht, 8332 S.; 6) Wickhauſen, gräfl. Rechberg'ſches Herrſchaftsgericht, 1933 S.; 7) Mönchsroth, fürſtl. Oettingen-Spielberg'ſches Herrſchaftsgericht, 3029 S.; 8) Neuburg an der Kammel, frhrl. v. Aretin'ſches Herrſchaftsgericht, 1832 S.; 9) Oettingen, fürſtl. Oettingen-Spielberg'ſches Stadt- und Herrſchaftsgericht, 11,382 S.; 10) Weißenhorn, gräfl. Fugger-Kirchberg-Weißenhorn'ſches Herrſchaftsgericht, 7318 S.; 11) Wallerſtein, fürſtl. Oettingen-Wallerſtein'ſches Herrſchaftsgericht, 8725 Seelen.

Hinrichtung einer Vatermörderin.

Am 21. Okt. d. J. Morgens fand zu Bayreuth die Hinrichtung der Vatermörderin A. B. Wendel ſtatt. Von 5 Uhr in der Frühe an füllte ſchon eine ungeheure Menſchenmenge die Straßen. Das Wetter war ungünſtig und es regnete. Um 9 Uhr wurde ſie vom Gefängniß abgeholt, Dekan Vetter und Stadtpfarrer Wirth begleiteten ſie. Sie verlor ihre Ruhe bei der Ceremonie des Stabbrechens keinen Augenblick. Eine unabſehbare Volksmaſſe, gewiß 30—40,000 Menſchen, füllten den gewählten Platz der Richtſtätte. Standhaft beſchritt ſie das Schaffott, nachdem ſie zuvor Dekan Vetter gebeten, ſie auf dem Armenſünderſtuhl noch einmal einzuſegnen. Gerade und aufrecht ſetzte ſie ſich und nachdem ihr der Segen ertheilt war, fiel der tödtliche Streich durch den Scharfrichter Schellerer von Eichſtädt mit großer Fertigkeit glücklich.

Wir laſſen folgenden Bericht des k. Kreis- und Stadtgerichts Bayreuth als Unterſuchungsbehörde folgen: Johann Wendel, Sohn eines Bauern von Willmersreuth und allda am 1. Oktober 1808 geboren, machte ſich im Jahre 1842 zu Unterpurbach, Königl. Landgerichts Kulmbach, als Bauer anſäßig, und verehlichte ſich mit Anna Barbara Jungkunz, Tochter des Bauern Paulus Jungkunz von da, geboren am 1. November 1821. Laut gerichtlichem Uebergabsvertrage vom 3. Februar 1845 übernahmen beide Eheleute das bäuerliche Anweſen des Paulus Jungkunz ſammt den darauf haftenden Hypothekenſchulden. Jungkunz, deſſen einziges Kind Anna Barbara Wendel war, blieb im Hauſe wohnen und behielt ſich nebſt der freien Wohnung einen Auszug an Naturalien vor, welcher auf jährlich 60 fl. in dem Uebergabsvertrage angeſchlagen war, und durch Eintrag im Hypothekenbuch geſichert wurde. Unter den Eheleuten, ſo wie zwiſchen ihnen und Paul Jungkunz brachen öftere Mißhelligkeiten aus, herbeigeführt, theils durch das unſittliche und verſchwenderiſche Leben der Ehefrau, theils durch die ihnen läſtig fallende Naturalausgabe des Jungkunz bei dem nicht bedeutenden Werthe des Gutes. Im Jahre 1845 nahm derſelbe dieſe Naturalausgabe nicht heraus, ſondern lebte mit ſeiner Tochter und deren Ehemann in gemeinſchaftlicher Haushaltung fort. Im Jahre 1846 aber zog er bei der ohnehin ſpärlich ausgefallenen Ernte ſeinen Auszug vorne hinweg ſo daß von den eingernteten Früchten für die Haushaltung kein Speiſegetraid, ſondern nur das Saamengetraid für die künftige Ausſaat übrig blieb. Unter dieſen mißlichen Umſtänden, und da die Ehefrau viele Gegenſtände verſchleppte, waren die Wendel'ſchen Eheleute genöthigt abermals 100 fl. aufzunehmen, und dafür am 14. Nov. eine Hypothek zu beſtellen, ſo daß auf dem Anweſen, welches einen Schätzungswerth von 1674 fl. hat, nunmehr außer der Naturalausnahme des Jungkunz noch 900 fl. Hypothekſchulden hafteten, und die letzterrichtete Hypothek zu 100 fl. den Rang nach der Naturalausnahme hatte. Bei den Eheleuten entſtand hiedurch der Wunſch, daß Paulus Jungkunz, der übrigens erſt 63 Jahre alt, und von kräftigem Körperbau war, bald ſterben möge. Dieſer Wunſch ſteigerte ſich endlich bei denſelben zum Vorſatze, ihn um's Leben zu bringen. Am Sonntage, den 29. November 1845, Nachmittags 3 Uhr verließ Paulus Jungkunz ſeine Wohnung, um nach Kulmbach ins Wirthshaus zu gehen. An demſelben Abend gegen 6 Uhr, beredeten ſich Johann Wendel und ſeine Ehefrau darüber, wie ſie den Jungkunz, wenn er heimkehren würde umbringen wollten. Johann Wendel brachte die Reuthaue ins Zimmer, und es wurde verabredet, dem Jungkunz, wenn er nach Hauſe käme, hinter der Hausthüre aufzupaſſen und ihn zu erſchlagen. Die Frau ſagte dem Manne ihre Hülfe zu. Als nun Paulus Jungkunz Abends 8¾ Uhr heimging, ſtellte ſich Johann Wendel im Hausplatze hinter der Thüre auf, und gab

Digitized by Google

ihm mit der Reuthaue einige Schläge auf den Kopf; die dazu kommende Ehefrau gab ihrem Vater gleichfalls mit demſelben Werkzeuge einige Schläge. Die Schläge geſchahen theils mit der Schärfe des eiſernen Theils der Reuthaue, und einer der Schläge, welcher den Hirnſchädel zerſplitterte, war unbedingt und unmittelbar tödtlich. Nachdem Jungkunz im Hausplatze niedergeſunken war, holte Anna Barbara Wendel einen Sack, ſtürzte ihn über den blutenden Kopf ihres Vaters, und beide Eheleute trugen denſelben, der Verabredung gemäß, an einen unfern des Hauſes vorüberziehenden Waſſergraben, zogen den Sack vom Kopfe, und ſtürzten den Jungkunz an einer Stelle, wo der Graben 14 Fuß tief iſt, in dieſen hinab, damit es ſcheinen ſolle, als ſey Jungkunz beim Nachhauſegehen durch einen Fall verunglückt. Die Eheleute reinigten ſodann ihre Kleider, die Haue, den Sack und den Hausplatz vom Blute, und legten ſich zu Bette. Gegen 10½ Uhr wurde der Leichnam des Jungkunz von einigen Vorübergehenden im Graben gefunden, die Wendelſchen Eheleute wurden geweckt, Johan Wendel ſchien erſchrocken, die Frau aber blieb ziemlich gleichgültig. Alsbald richtete ſich der Verdacht der Ermordung des Paul Jungkunz gegen Johann Wendel und deſſen Ehefrau; das k. Landgericht Kulmbach brachte beide am 30. November zu Verhaft und pflog die erſten nothwendigſten Unterſuchungshandlungen, gab ſodann die Unterſuchung an das k. Kreis- und Stadtgericht Bayreuth als zuſtändiges Unterſuchungsgericht, ab, welches gegen die beiden Eheleute die Special-Inquiſition wegen qualificirten Mordes durchführte. Durch Erkenntniß des k. Appellationsgerichts von Oberfranken vom 19. Juni 1847 wurden Johann und Barbara Wendel auf dem Grunde der Art. 50, Th. I. und 147, Nr. II. und IV. Th. I. des Strafgeſetzbuches und ihrer, die Erforderniſſe des Art. 267, Th. II. des Strafgeſetzbuches an ſich tragenden, insbeſondere mit den über die Umſtände des Verbrechens eingehalten Erfahrungen im Weſentlichen übereinſtimmenden Geſtändniſſe, des qualifizirten Mordes, verübt an dem Auszügler Paulus Jungkunz als Miturheber für ſchuldig erkannt und deßhalb zur geſchärften Todesſtrafe verurtheilt; Dieſes Erkenntniß wurde vom Oberappellationsgerichte des Königreichs unterm 12. Aug. d. J. beſtätigt, und durch allerhöchſtes Reſcript vom 24. Sept. d. J. haben Se. Maj. der König erklärt, daß Allerhöchſt Sie keinen Grund gefunden, die der Bauersehefrau Anna Barbara Wendel von Unterpurbach zuerkannte Todesſtrafe aus allerhöchſter Gnade in eine Freiheitsſtrafe zu mildern jedoch der Verurtheilten den verſchärfenden Zuſatz der öffentlichen Ausſtellung allergnädigſt zu erlaſſen. Die ihrem Ehemanne Johann Wendel zuerkannte Todesſtrafe haben Se. Maj. der König aus Gnade in Kettenſtrafe mit vorausgehender öffentlicher Ausſtellung an dem Pranger nach Maaßgabe der Art. 7—9, Theil I. des Straf-Geſetz-Buches gemildert.

Schiller und Graff.

Nachträglich zu der in Nro. 79. des „Sammlers" gegebenen Nachricht, daß der Stadtrath in Weimar das Schiller'ſche Haus zu einer bleibenden Stätte der Verehrung für das Andenken des unſterblichen Dichters gemacht hat, wird die folgende Nachricht nicht ohne Intereſſe ſeyn. Bekanntlich lebt noch in Weimar Joh. Jak. Graff, der erſte Darſteller des Schiller'ſchen Wallenſtein (er iſt am 25. September 1768 geboren und ſeit dem 10. April 1793 Mitglied des weimar'ſchen Hoftheaters), der ſich in dieſer Rolle Schiller's beſondere Zufriedenheit erworben hatte, und von der Graff ſelbſt in einem Aufſatze im Schiller-Album S. 88 voll Stolz geſagt hat, daß Schiller ſelbſt ihn gelehrt habe, den Wallenſtein zu ſpielen. Am Morgen nach der zweiten Aufführung der Piccolomini (es war der 3. Februar 1799; die erſte Aufführung hatte am 30. Januar 1799 ſtattgefunden) erhielt Graff von Schiller einen Brief über ſein Spiel mit dem gewiß ehrenvollſten Zeugniſſe, daß „es einem Anderen nicht leicht werden dürfte, ihm den Wallenſtein nachzuſpielen." Dieſe für den Schauſpieler ſo ſchätzbare Zuſchrift hat Graff zwar in der von der Frau Geh. Regierungs-Räthin von Voigt (unter dem Namen Cäcilie) verfaßten Beſchreibung der erſten Aufführung der Piccolomini im weimar'ſchen Album vom Jahre 1840 auf S. 145 abdrucken laſſen, die Handſchrift ſelbſt aber ganz vor kurzem dem Stadtrath zu Weimar für die neue Sammlung in Schillers Hauſe verehrt.

Pot-Pourri.

Die ſchönſte Grabſchrift

die auf den Schöpfer der deutſchen Reformation gerichtet worden iſt, lautet kurz und bündig:

„Martinus Lutherus
In terra notus,
Et coelo et inferno."

Verfaſſer derſelben iſt — Friedrich von Schiller.

Tod des Zigeunerkönigs.

Seine Majeſtät Will Faa, der König der Zigeuner, iſt im 96. Jahre ſeines Alters in Kirk Yetholm (Schottland) vorige Woche mit Tode abgegangen. Er war der älteſte König von ganz Europa. Ein Correſpondent der „Daily News" bemerkt, daß Seine Majeſtät ſeine Krone ziemlich ungeſchwächt und unentehrt getragen, da er während ſeines ganzen langen Lebens nicht ein einziges Mal, ſo viel man wiſſe, eingeſperrt oder zur Tretmühle verurtheilt worden ſey. Er iſt der letzte ſeines Stammes geweſen und ſein Nachfolger, Blyth, der nach ihm das Scepter führt, ſoll nicht ganz königliches Blut in ſeinen Adern, ſondern eine nicht unbeträchtliche illegitime Beimiſchung haben.

Warnungstafel.

Der katholiſche Pfarrer des Dorfes Kovacſi bei Ofen wurde vor einigen Tagen von ſeinem Schooßhündchen in den Finger gebiſſen. Er achtete Anfangs nicht darauf; als aber das Thier am dritten Tage an der Waſſerſcheu verendete, rief der Pfarrer ſeine Gemeinde zuſammen, nahm rührenden Abſchied von ihr, ging nach Ofen in das Spital der Barmherzigen, meldete ſich krank, und ſtarb am dritten Tage unter fürchterlichen Konvulſionen an der Waſſerſcheu. Am 14. Oktober fand das Leichenbegängniß dieſes würdigen und allgemein geachteten Seelſorgers ſtatt. Er hieß Joſeph von Cſerenyey.

Ueberſchrift an dem Eingang eines Hauſes.

Wo Liebe wohnt, da wohnt Friede,
Wo Friede wohnt, da wohnt Freude,
Wo Freude iſt, da iſt Gott,
Wo Gott iſt, da iſt keine Noth.

Buntes.

Ein Leipziger, deſſen Namen mit P. anfing, und der mit ſeinem Handel ein kleines Vermögen erworben hatte, ließ ſich in einem kleinen ungariſchen Städtchen nieder. Er kaufte dort ein Haus und beſtellte bei dem Maurermeiſter, der es aufputzen mußte, daß er über die Hausthür ſeinen Vor- und Zunahmen in Gyps erhaben anbringen möchte. Als er nun die eben vollendeten noch weichen Schriftzeichen betrachtete, ſah er ſtatt des beſtellten P. ein B. „Aber ſagen's nur," zürnte er dem Maurermeiſter entgegen, „was haben's da gemacht, da ſteht ja ein weiches B ſtatt einem harten!?" — „Thut nix!" erhielt er zur Antwort, „in ein paar Stunden wird's ſchon hart werden!"

Neulich laſen wir in einer Zeitung folgendes Heirathsgeſuch, „Ein Gelehrter, der nicht Zeit hat, ſich um das ſchöne Geſchlecht zu bekümmern, ſucht eine Lebensgefährtin."

Die Redensart „sub rosa"

verdankt ihre Entſtehung der Sitte, zu Folge welcher in früherer Zeit die Roſe als Symbol der Verſchwiegenheit über den Speiſetiſchen aufgehangen wurde, zum Zeichen, daß man das, was unter guten Freunden geſprochen wurde, geheim halten ſolle.

Digitized by Google

Nro. 88.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Den 3. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedichte König Ludwig's von Bayern. — Eidgenöſſiſche Waffenmacht. — Skizzen aus Spanien. — Der Tod der Gräfin von Göritz. — Gutta Percha. — Der Eſterhazy Keller in Wien. — Männerſchau.

Gedichte
König Ludwigs von Bayern.

Aus dem eben erſchienenen vierten Bande der Gedichte des Königs Ludwig von Bayern, den wir als ein neues Zeugniß der ſeltenen Geiſtesfriſche und der deutſch-nationalen Geſinnung des hohen Dichters freudig begrüßen, entnehmen wir die folgenden Poeſieen:

Ein teutſcher Geſang.

Die Menſchengeſchlechter ſie kommen und geh'n,
Doch unerſchütterlich bleiben die Eichen;
Ob auch Jahrhunderte ſchnelle verweh'n,
Wird Vaterlandsliebe noch kräftig beſteh'n,
Wird nie und nimmer den Teutſchen entweichen.

Es finden die Feinde die Alten uns noch,
Die wir von dem Wahn, von der Schlaffheit geneſen,
Die kühn wir zerſprengten das eiſerne Joch;
Nicht achten dieſelben geringe wir doch,
Vergeſſend nicht das was früher geweſen.

Nicht brauſet, nicht wälzet ſich reißend der Rhein,
Nur langſam, geräuſchlos kömmt er gezogen,
So dringet der Teutſche, der haſſet den Schein,
Gewaltiger Macht in die Feinde hinein,
Wie unaufhaltbar des Rheinſtromes Wogen.

Einträchtig das wollen wir immerhin ſeyn,
Nie wurde das einige Teutſchland bezwungen,
In Ewigkeit wank' nicht der Teutſche Verein,
Voll Feuer und Kraft wie der rheiniſche Wein:
Den Sieg hat noch immer die Eintracht errungen.

An die Teutſchen im Jahr 1841.

Nimmer kommet Teutſchland mehr zum Falle
Unbeſiegbar wahret ſein Verein,
Und für Einen ſteh'n die Teutſchen alle,
Und für Alle ſtehet jeder ein.

Hoffnungsreiche, holde Morgenröthe
Breitet ſich jetzt um das teutſche Land,
An Gemeingeiſt ſonſten leer und öde,
Wo die Eintracht keinen Tempel fand.

Einigkeit die niemals hat beſtanden,
Jeder Volksſtamm wird von ihr umfaßt;
Und mit unauflösbar ſtarken Banden
Faſſet es was früher ſich gehaßt.

Stolz und freudig ſich der Teutſche nennet,
Fühlt daß einer Heimath er gehört;
Jedes Herz für Teutſchland's Ehre brennet,
Kein Sirenenſang nun mehr bethört.

Selbſt als Teutſchland ſich empor geſchwungen,
Als es ſeine Ketten kühn zerbrach,
Wieder Unabhängigkeit errungen,
Als das Selbſtgefühl ward wieder wach.

Alle damals nicht ein Geiſt belebte,
Ueberall nicht Volk und Fürſt vereint,
Nach demſelben Ziel nicht Jeder ſtrebte,
Und nicht Feinde Alle Teutſchland's Feind.

Zwietracht aber iſt jetzt hingeſunken
In die Finſterniß der ew'gen Nacht,
Heiliger Begeiſt'rung Teutſchland trunken,
Schöner Zukunft Morgen jetzo lacht.

Durch Gewalt zuſammen nicht gehalten,
Nicht zu einem Reich gefügt durch Zwang,
Wie's geweſen zu der Zeit der Alten;
Wir ſind Teutſche durch des Herzens Drang.

Eidgenöſſiſche Waffenmacht.

Nach authentiſchen Quellen.

Kantone.	Bevölkerung.	Contingent zu drei Mann auf 100 Seelen der ſchweizeriſchen Bevölkerung. Conting. Mann.
Zürich	225,210	6,756
Bern	402,710	12,081
*Luzern	123,895	3,717
*Uri	13,485	405
*Schwyz	40,454	1,214
*Unterwalden	22,549	677
Glarus	29,038	871
*Zug	15,212	456
*Freiburg	89,244	2,677
Solothurn	62,488	1,875
Baſel-Stadttheil	19,092	573
Baſel-Landſchaft	39,942	1,198
Schaffhauſen	31,309	939
Appenzell a. Rh.	40,599	1,218
Appenzell i. Rh.	9,760	293
St. Gallen	155,498	4,665
Graubünden	82,568	2,477
Aargau	180,957	5,429
Thurgau	82,623	2,479
Teſſin	110,744	3,322
Waadt	179,617	5,389
*Wallis	74,685	2,241
Neuenburg	55,402	1,662
Genf	46,833	1,405
	2,133,914	64,019

Von dieſen 64,019 Mann kommen 11,387 M. auf den Sonderbund, 50,104 M. auf die liberalen 12½ Kantone und 2,528

Mann auf die ſogenannten neutralen Stände Neuenburg, Baſelſtadt und Appenzell i. Rh., welche jedoch gezwungen werden können, mit der Tagſatzungsarmee zu marſchiren. Abſtrahirt man nun von den Neutralen und berechnet man das zweite Aufgebot (Reſerve) eben ſo hoch als das Contingent, was kein zu großer Anſchlag iſt: ſo kann die Minorität gegen 25,000 M. und die Majorität das Vierfache, nämlich 100,000 Mann ins Feld ſtellen. Dabei bleibt natürlich der ſogenannte Landſturm außer Berechnung.

Skizzen aus Spanien.

Zwei ärgerliche Geſchichten nehmen gegenwärtig die ganze Aufmerkſamkeit der hieſigen politiſchen Welt in Anſpruch, ſchreibt man der „Allgem. Zeitung" aus Madrid, 22. Oktob.: Die erſte betrifft die gewaltſame Entfernung des Sängers Mirall vom Operntheater del Circo. Am 19. Oktober erſchienen Morgens zwei Polizeiagenten in deſſen Wohnung als er noch im Bette lag, um ihm im Namen des Gefe politico zu bedeuten, er müſſe auf der Stelle die Hauptſtadt verlaſſen, und ſeinen künftigen Wohnort in einer Entfernung von wenigſtens 30 Meilen von Madrid wählen. Da Hr. Mirall ein geborner Catalane iſt, ſo konnte man ihn natürlich nicht aus ſeinem Vaterland verbannen. Er wählte die Stadt Valencia, wohin er unverzüglich in Begleitung der zwei Polizeiagenten abgeführt wurde. Als Urſache dieſer Ausweiſung wird verſichert, Hr. Mirall habe die Anmaßung geäußert, den General Serrano als Günſtling der Königin zu erſetzen, und zu dieſem Ende mit Hrn. Valdemoſſa, Geſanglehrer Iſabellens, ſich ins Einverſtändniß geſetzt. Um dieſes Spiel beſſer zu treiben, brachte Hr. Mirall die Nacht vom Sonntag auf den Montag in der Wohnung des Hrn. Valdemoſſo zu, welche im königlichen Palaſt ſich befindet. Er hatte mehrere ſeiner Freunde im Voraus unterrichtet, er werde die Nacht im königl. Schloß zubringen, und wirklich ſah man ihn um fünf Uhr Morgens mit ſiegreicher Miene herauskommen. Man kann ſich denken zu welchen Commentaren es Anlaß gab, als die Königin Chriſtine dem Kabinet die Nothwendigkeit vorſtellte, Hrn. Mirall eine Lektion zu geben. Hr. Valdemoſſa, welcher die Intrigue des Opernſängers unterſtützte, ſoll nicht nur ſeine Stelle als Geſanglehrer der Königin Iſabella, ſondern auch die Direktion der Hofkapelle verlieren. Die zweite Geſchichte, welche ebenfalls in den Hofregionen ihren Schauplatz hat, erregt bei weitem noch mehr Skandal. Unter der Verwaltung des Kabinets Salamanca wurde die Staatskaſſe ſo leer, daß die Königin von ihrer Civilliſte nicht weniger als 150 Millionen Realen gut hatte. Auf den Antrag Serrano's zahlte davon Hr. Salamanca 50 Millionen Realen, mittelſt einer geheimen Emiſſion 3proc. Staatsobligationen, wovon ein bedeutender Theil, wie es ſcheint, zwiſchen Serrano, Salamanca und Ventura de Vega (damaligem Privatſekretär der Königin) getheilt wurde. Hr. Penna-Aguyao, General des königlichen Haushalts, ging auch nicht leer aus. Nachdem das Cabinet Narvaez gebildet war, deckte ſich die Sache auf, und die Tagpreſſe verſäumte nicht Lärm zu ſchlagen. Hr. Salamanca und Hr. Penna-Aguayo ſuchten ſich dadurch vor der Meynung zu rechtfertigen, daß einer die Schuld auf den andern ſchob. Seit zwei Tagen ſind die Zeitungen mit den Anſchuldigungen angefüllt, welche Hr. Salamanca und Hr. Penna-Aguayo ſich gegenſeitig an den Kopf werfen. Das Miniſterium ſcheint entſchloſſen darüber eine förmliche gerichtliche Unterſuchung anſtellen zu laſſen, und ſowol den Finanzminiſter Salamanca als den Generalintendanten Penna-Aguayo zur Verantwortung zu ziehen. Wir würden dann in der nächſten Verſammlung der Cortes das Seitenſtück zum Prozeß Teſte-Cubières haben. Um den Sturm zu beſchwören, haben die bei dieſer Geldgeſchichte Betheiligten wie Salamanca, Serrano, Ventura de Vega ſich beeilt, die empfangenen Staatsobligationen herauszugeben, die gegenwärtig in der Kaſſe der Civilliſte niedergelegt ſind. Doch ſcheint die Entlaſſung des Hrn. Penna-Aguayo von ſeinem Amt als Palaſtindentant ausgemacht zu ſeyn, ſowie überhaupt Narvaez das in England gegebene Beiſpiel zu befolgen und den ganzen Hofſtaat der Königin zu wechſeln beabſichtigt. Die Würde des Throns kann nur gewinnen, wenn Narvaez mit feſter Hand den Hof von ſo manchen Leuten ſäubert, welche Salamanca und der jüdiſche Bankier Buſchental unter den Auſpicien Serrano's dort einführten.

Der Tod der Gräfin von Görlitz.

Ueber dieſe Geſchichte ſchreibt man der „Oberrheiniſchen Zeitung" aus Darmſtadt, 24. Octbr. Es iſt ſchwer, über dieſe Angelegenheit zu berichten, denn ſie hat ein halbes Dutzend Anfänge, und kein einziges rechtes Ende. Das Neueſte iſt, wie Sie in den Frankfurter Blättern leſen (denn der Graf pflegt unſere hieſige Großherzogl. Zeitung nicht mit ſeinen Inſeraten zu beehren, vielleicht, damit man an der ganzen Sache in ſeinen Kreiſen keine officielle Notiz zu nehmen nöthig hat,) eine gräfliche Erklärung, wo möglich noch nichtsſagender als ſeine erſte. Denn dieſe war doch grob, ſie nannte den Artikel im „Deutſchen Zuſchauer" und in der „Mannheimer Abendzeitung" einen „Schandartikel" und ſprach von „tiefſter," jenem Artikel und ſeinem Verfaſſer gewidmeter „Verachtung." Freilich hatte ſie dabei die Hauptſache vergeſſen: die Ankündigung einer Verläumdungsklage gegen die gedachten Mannheimer Blätter. Aber es konnte das noch nachgeholt werden, und man durfte um ſo mehr annehmen, daß es geſchehe, als unterdeſſen von einer Menge deutſcher Blätter dieſer Entſchluß dem Grafen ſehr nahe gelegt worden war. Aber der Graf fand für gut, darüber hinaus zu gehen. Er verſetzte ſich in den Zuſtand großer Ruhe und Leidenſchaftloſigkeit, ſagte (in jener geſtern erſchienenen Erklärung) daß, da ſich viele öffentliche Blätter fortgeſetzt mit dem Tode ſeiner verewigten Gemahlin beſchäftigten, ſo finde er ſich „bewogen," bekannt zu machen, daß er ſeiner erſten Vorſtellung ans Hofgericht eine zweite haben folgen laſſen, worin er um Unterſuchung gegen ſich bitte. Wirklich, ich weiß nicht, ob der Graf zum Behuf ſeiner diplomatiſchen Carrière, welche ihn nach und nach zum Geſandten und bevollmächtigten Miniſter an dreien Höfen gemacht hat, jemals Rechtswiſſenſchaft ſtudirte: wenn ers aber that, und wenn er noch etwas von ihr weiß, ſo macht er in dieſer Angelegenheit keinen Gebrauch davon. Denn welcher Menſch hat noch um eine Unterſuchung gegen ſich gebeten? Welches Gericht iſt auf eine ſolche Bitte eingegangen? Daß ſich Jemand einer Unterſuchung geſtellt, daß Jemand ſich ſelbſt denuncirt hat, kam ſchon hundertmal vor; aber um zu bitten, daß ein Gericht Unterſuchung gegen Einen führe, müßte man dem Gericht zugleich Verdachtsgründe gegen ſich an Hand geben. Daß aber dieß der Graf nicht gethan hat, geht außerdem, daß die Wahrſcheinlichkeit ganz dagegen ſpricht, aus dem Umſtande hervor, daß er ſeinen Leſern die Ausſicht gewährte, nach „deren" (der verbotenen Unterſuchung oder der eingereichten Vorſtellung?) Erledigung alsbald eine weitere Erklärung zu veröffentlichen. Man fragt ſich, was dieſe weitere Erklärung enthalten könne? Etwa die Nachricht, daß daß das Hofgericht ihm ſeine Bitte um Unterſuchung gegen ſich abgeſchlagen habe? Man erinnert ſich, daß das Großh. Miniſterium dem Hofgerichtsrath Georgi in Gießen, als dieſer vor einigen Jahren eine ähnliche Bitte in der Weidig's-Angelegenheit ſtellte, eine ähnliche Antwort gab. Georgi veröffentlichte damals dieſe Antwort und der Graf von Görlitz könnte es mit der Hofgerichtsverfügung, die er erwartet, ebenſo machen. Denn, daß das Hofgericht eine Unterſuchung verfüge, ohne daß ihm Thatſachen zur Kenntniß gebracht ſind, welche es bis jetzt nicht gekannt hat, iſt durchaus unwahrſcheinlich. Nun, wir werden ja ſehen! — In einem anderen öffentlichen Blatte iſt die Vermuthung ausgeſprochen, daß das Hofgericht ſich doch wohl noch veranlaßt ſehen werde, eine öffentliche Erklärung über die Angelegenheit abzugeben. Ich halte das für ſehr unwahrſcheinlich aber, wenn es geſchähe, für ſeinen Zweck ganz verfehlend. Denn helfen kann

Digitized by Google

da nur: Veröffentlichung ſämmtlicher Hofgerichtsacten über den Gegenſtand, welche, dem Vernehmen nach, von ſehr geringem Umfange ſeyn ſollen, alſo keine beſondere Schwierigkeit der Druckkoſten bieten. Daß aber das Hofgericht dieß zu thun oder thun zu laſſen nicht die Abſicht hat, bewies es noch neulich in einer auf eine Vorſtellung des Juſtizraths K. Buchner dahier getroffenen Verfügung. Derſelbe hatte nämlich — angeregt von dem Verleger der „Gerichtshalle“, Hrn. Buchhändler Guſtav Oehler in Frankfurt a. M., welcher von ihm eine Bearbeitung des Falles der Gräfin Görlitz in die von ihm verlegte Zeitſchrift wünſchte — das Hofgericht ſchon vor einigen Wochen um Einſichtsgeſtattung der Görlitz'ſchen Acten zum Zwecke einer ſolchen Ausarbeitung gebeten und ſich dabei erboten, wenn das Hofgericht es wünſche, vor Abſendung des Manuſcriptes zum Drucke es ihm zur Einſicht vorzulegen; auch war von ihm die beſtimmte Abſicht ausgeſprochen worden, nur Thatſächliches, Actenmäßiges und kein Raiſonnement in dem Aufſatze zu geben. Deſſenungeachtet erfolgte eine abſchlägige Verfügung. Ob nun gleich hierauf Juſtizrath Buchner ſeine anfängliche Abſicht nicht erreichen konnte, ſo hatten ihm doch die übrigen vorbereitenden Arbeiten dazu theils zur Kritik des Verfahrens der Gerichte, theils zur Vervollſtändigung des Sachverhaltes ſehr weſentliches Material in die Hände geführt. Dieſes Material nun wird er in einer kleinen Schrift, welche ſo eben bei dem genannten Verleger der „Gerichtshalle“ erſcheint und den Titel führt: „Die Gräfin von Görlitz in Darmſtadt, ihr Tod und der Angelegenheit weiterer Verlauf“, veröffentlichen.

Die „Aachener Zeitung“ bemerkt über den Prozeß des Grafen Görlitz: „Wenn die Preſſe geſchwiegen hätte, ſo wäre auch das mögliche Verbrechen unbeſtraft geblieben. Das Gericht will jetzt unterſuchen, wo es ſchwer iſt die Wahrheit zu entdecken, nachdem es früher die Unterſuchung abgelehnt, als man ihm einige zwanzig Verdachtsgründe vorgelegt hatte. Das Hofgericht war nicht ſo zaghaft als es ſich um die Weidig'ſche Sache handelte. Damals zeigte Hr. Georgi einen nur zu traurigen Eifer, der ihm eine furchtbare Publicität und jetzt die Niederlage in den Wahlen zugezogen hat. Das war freilich ein politiſcher Prozeß, das war freilich nur der Schullehrer Weidig. Aber nach ſolchen Vorgängen mußte das Gericht um ſo mehr ſeine Unabhängigkeit bezeugen. Graf Görlitz mag der unſchuldigſte Mann von der Welt ſeyn, die Anklagen des Zuſchauers mögen wirkliche Verleumdungen ſeyn, aber der Verdacht war da, der Zuſchauer war nur ſein Organ, und auch der Verdacht machte die Unterſuchung nothwendig und das Gericht beanſtandete dieſe Unterſuchung. Jetzt erfolgt ſie (?), aber wie viel ſchwerer wird jetzt die Aufgabe, wie wenig kann der Beſchuldigte ſelbſt dabei gewinnen! Freilich, wäre die Verhandlung öffentlich, ſäße eine Jury zu Gericht, ſo könnte die Genugthuung ſo glänzend werden als die Beſchimpfung.“

Gutta Percha.

Dieſe Pflanzen-Subſtanz, obgleich den Europäern erſt ſeit wenigen Jahren bekannt, wird jetzt zu verſchiedenen Zwecken anſtatt des Kautſchuk angewendet, weil ſie die werthvolle Eigenſchaft beſitzt, ſich aufzulöſen, ohne vulkaniſirt zu werden. Während das **Gutta Percha** indeſſen ſchon häufig angewendet wurde, und einen wichtigen Handelsartikel bildete, war die Pflanze, die es hervorbringt, doch noch unbekannt, bis ſie durch einen glücklichen Zufall während des Aufenthaltes des Herrn Thomas Lobb auf Singapore und anderen malaiiſchen Inſeln, wo er ſich auf einer botaniſchen Miſſion für die Herren Veitch in Exeter befand, von demſelben entdeckt und in zahlreichen Exemplaren eingeſandt wurde, welche bewieſen, daß ſie eine neue **Sapotaceo** ſey, die der **Bassia** nahe verwandt iſt, und die neuerdings **Isonandra Gutta** genannt wurde.

Wie es ſcheint, brachte ein **Dr.** Montgomerie das **Gutta Percha** zuerſt zur Bekanntwerdung; er ſchreibt darüber im **Magazine of Science 1845**: „Ich kann die eigentliche Entdeckung des **Gutta Percha** nicht beanſpruchen, da es, obgleich den Europäern völlig fremd, einigen Bewohnern der malaiiſchen Wälder bekannt war; viele ihrer Nachbarn in den angränzenden Dörfern hatten jedoch nie davon gehört, und der Gebrauch, der davon gemacht wurde, war ſehr unbedeutend, denn ich habe nur geſehen, daß es zu Griffen an den Parang (Faſchinen-Meſſern) ſtatt Holz oder Büffelhorn angewandt wurde. Bis zum Jahre 1822, wo ich Chirurg in Singapore war, wurde mir **Gutta Percha** immer mit Kautſchuk zuſammen genannt, und ich erhielt einige ſehr ſchöne Proben davon. Es gibt drei Arten, **Gutta Girck, Gutta Tuban** und **Gutta Percha.** Hiebei muß ich bemerken, daß die letztere Benennung meiſt unrichtig ausgeſprochen wird, das **ch** muß einen Ziſchlaut erhalten (alſo im Deutſchen wie Pertſcha). Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt iſt nöthig, weil, wenn man **Gutta Perca** fordern wollte, die Antwort wahrſcheinlich immer ſeyn würde, daß es eine ſolche Subſtanz gar nicht gebe, während man bei richtiger Ausſprache des Wortes eine Menge davon erhalten könnte. Die Benennung iſt rein malaiiſch; Gutta bezeichnet den Gummi oder verdickten Saft der Pflanze, und Percha den beſonderen Baum, von dem er kommt. Ich konnte nicht anders glauben, als daß der Baum auf Sumatra vorkommen müſſe, und vielleicht ſeinen Namen daher führe, weil die malaiiſche Benennung für Sumatra **Pulo Percha** iſt, aber obgleich die Meerenge von Malacca nur einen Grad nördlich von Singapore iſt, ſo hörte ich doch nie, daß die Maſſe dort oder auf Sumatra bekannt war. Ich kehre aber zu der Zeit zurück, wo der aus **Gutta Percha** gemachte Parang-Griff zuerſt meine Neugierde reizte. Die Neuheit des Materials machte mich aufmerkſam, ich fragte den Arbeiter, einen malaiiſchen Holzhauer, in deſſen Händen ich ſie ſah, und hörte, daß die Maſſe in jede andere Form gebracht werden könne, wenn man ſie in ſiedendes Waſſer tauche, bis ſie völlig durchwärmt ſey, worauf ſie ſo formbar wie Thon werde, und, kalt geworden, ihre urſprüngliche Härte und Feſtigkeit wieder annehme.“ **Dr.** Montgomerie erzählt ferner, daß er den Parang-Griff angekauft, ſich noch mehr Maſſe verſchafft habe, und durch Verſuche zu der Ueberzeugung gelangt ſey, daß das **Gutta Percha** das werthvollſte Material zur Anfertigung ſolcher chirurgiſchen Inſtrumente abgeben werde, zu denen bisher Caoutchouc angewendet wurde, welches letztere den Nachtheil hat, durch das heiße und feuchte Wetter der tropiſchen Gegenden leicht beſchädigt zu werden. Das Medizinal-Collegium in Kalkutta gab **Dr.** M's. Anſicht vollen Beifall, und die **Society of arts** in London ertheilte ihm ihre goldene Medaille für die Entdeckung. Krankheit verhinderte **Dr.** M. damals, die Wälder zu beſuchen, wo der Baum wächst. Er erfuhr aber von den Eingebornen, daß der **Percha** einer ihrer größten Bäume ſey, einen Durchmeſſer von 3 bis 4 Fuß erlange, ſein Holz zum Bauen keinen Werth habe, daß aber ein dickes und genießbares Oel aus ſeinen Früchten erhalten werde, welches die Eingebornen zu ihren Speiſen gebrauchten. An vielen Stellen der Inſel Singapore und in den Wäldern von Johore, auf der Spitze der Halbinſel Malacca wird der Baum angetroffen. Auch bei Coti auf der ſüdöſtlichen Küſte von Borneo hieß es, daß er wachſe, und **Dr.** Montgomerie wendete ſich demgemäß an einen Mr. Brooke in Sarawak, der ihm die Verſicherung gab, daß er in den dortigen Waldungen ſehr gewöhnlich ſey, und vom Volke Niato genannt werde, welches jedoch mit den Eigenſchaften ſeines Saftes nicht bekannt ſey. In Sarawak wird der Baum oft ſechs Fuß im Durchmeſſer ſtark, und Mr. Brooke glaubte, daß er über ganz Borneo häufig vorkomme, wie auch auf den Tauſenden von Inſeln, welche ſüdlich von der Meerenge von Singapore liegen. Sein häufiges Vorkommen wird dadurch bewieſen, daß ſeit 1842, wo er zuerſt bekannt wurde, jährlich mehrere Hundert Tons **Gutta Percha** von Singapore ausgeführt worden ſind. Es iſt jedoch Grund, zu fürchten, daß der Vorrath bald abnehmen, und der Preis ſteigen werde, indem die Eingebornen beim Einſammeln zu verſchwenderiſch verfahren, und oft den ſchönen Baum von vielleicht 100 bis 150 Jahren opfern, um zwanzig bis dreißig Pfund

Digitized by Google

Gummi zu erhalten, was die größte Menge iſt, welche ein Stamm nur immer liefern kann. Der Saft würde ſehr wahrſcheinlich vom **Percha** wie von anderen Bäumen durch Anzapfen erhalten werden können, und ſo während einer Reihe von Jahren, wenn auch immer nur in kleinerer Quantität, Ertrag geben; aber dies Verfahren geht den Malaien zu langſam, und wird auch um ſo wahrſcheinlicher nicht angenommen werden, als die Wälder gemeinſchaftliches Eigenthum ſind. Man ſchlägt den Baum um, ſchält die Rinde ab, und ſammelt ihren milchigen Saft in den hohlen Stengeln der Platanen-Blätter, worauf er, der Luft ausgeſetzt, ſich bald verdickt. **Dr.** Montgomerie meint, daß unter den weniger in die Augen fallenden Anwendungen des **Gutta Percha** es zur Darſtellung von erhabener Schrift für die Blinden und zu Relief-Karten für dieſe Unglücklichen ſehr geeignet ſeyn möchte; es nimmt einen klaren, ſcharfen Abdruk an, und iſt feſt und dauerhaft; eben ſo glaubt er, daß es zum Ausfüllen hohler Zähne geeignet ſeyn würde.

Der Eſterházy-Keller in Wien.

Wir kamen, erzählt ein Korreſpondent der „Allgem. Theater-Zeitung", an einem Sonntag in die Naglergaſſe und ſahen in einem ſchmalen, abſchüſſigen Seitengäßchen, das mit „Haarhof" bezeichnet iſt, eine ſchwarze, ziemlich verwitterte Tafel, deren ſonderbare Aufſchrift uns befremdete. Da ſtand geſchrieben: „Ausſchank fürſtlich Eſterházy'ſcher Weine eigener Fechſung, an Wochentagen von eif bis ein Uhr, und von fünf bis ſechs Uhr Nachmittags, an Sonn- und Feiertagen von eif bis ein Uhr Mittags!" — Es kam uns originell vor, daß den Gäſten dieſes Wein-Etabliſſements die Stunden pünktlich vorgeſchrieben wurden, an welchen ſie zu erſcheinen haben. Eine ähnliche disciplinariſche Methode kam uns noch nirgends vor, und da wir Leute ſahen, welche eine knarrende Thüre öffneten, und in einen ſchwarzen Schlund hinabſtiegen, ſo empfahlen wir Gott unſere Seele, den Gläubigern unſere Schulden, und ſtiegen auch hinab. Nur langſam voran, ſehr langſam voran gieng die Geſchichte, denn die Beleuchtung des äußern Kellerſchauplatzes beſtand aus einer einzigen hungerigen Kerze, bei der man erſt ſah, wie finſter es iſt. Stufe für Stufe tappten wir hinab, jeden Augenblick fürchtend, das eine Genick zu brechen, welches wir nur beſitzen, bis wir abermals eine Thüre ertappten, und nun auf einem Boden ſtanden. Was ſahen wir? — Nichts! — Finſter war es ringsum, wie in der deutſchen Literatur. Das Auge konnte ſich an den einzelnen Lichtſtrahlen, welche einzelne magere Kerzen warfen, nicht ſammeln. Wir ſtanden rathlos da. Verworrenes Geräuſch vieler Menſchenſtimmen, ſo undeutlich, wie die Chöre in neuen romantiſchen Opern, ſchlugen an unſer Ohr. Endlich löſte ſich das Dunkel in Etwas auf. Wir befanden uns in einem mächtigen Keller. Ringsherum ſtanden große Fäſſer und an den Fäſſern lehnten Menſchen, mit großen Gläſern in der Hand, in welchen goldner Wein blinkte. Wir ſchritten langſam vor. An einem kleinen Tiſche, dem einzigen im Keller, ſaß der Kellermeiſter, und nahm das gelöſte Geld ein. In unabſehbarer Tiefe und in ſchwarzer Nacht endigend, reihten ſich Fäſſer an Fäſſer, reihten ſich Menſchen an Menſchen, alle ſtehend, alle mit großen Gläſern in der Hand, und trinkend. — Hier wurde das Großartigſte im Weintrinken geleiſtet. Große Halbgläſer in vollgefülltem Zuſtande verſchwanden auf zwei Züge. Gekoſtet wurde gar nichts, denn Jeder ſchien im Vorhinein von der Güte des Getränks überzeugt. Mächtige Krüge machten einen Rundgang im Kreiſe mehrerer Trinker, und — leer waren ſie! Es war wunderbar anzuſehen! — Wir wollten nicht umſonſt herabgekommen ſeyn, und riefen laut einem vorbeihuſchenden Kellerjungen zu, er ſolle uns ein halbes Seidel guten Wein bringen. — Dröhnendes Gelächter durchzitterte die Kellerräume! „Ein halbes Seidel im — Eſterházy-Keller!" Der Kellerjunge ſtand verblüfft, mit offenem Munde da. Mehrere Gäſte drängten ſich in unſere Nähe und beſahen uns von Oben bis Unten wie eine ſeltene Erſcheinung. Jeder ſchüttelte bedenklich das Haupt und murmelte halb erſtaunt, halb verächtlich: „ein halbes Seidel!" — Wir zogen uns raſch zur Thüre hinaus und zur Treppe hinauf.

Männerſchau.

Von Emma.

O arme Männer! wenn ich Euch
So manchmal vor mir ſehe,
Bedenk' ich Eure Thorheit gleich
Und meide Eure Nähe.

Nichts Fad'res gibt es auf der Welt
Als manchen dummen Laffen,
Betrachtet einen ſolchen Held —
Gleicht er nicht einem Affen?

Ach unſ'rer arme Männerwelt!
Es iſt bei Gott zum Lachen,
Wie Mancher auf die Naſe fällt
Beim Complimentenmachen.

Der Eine ſchwitzt im neuen Frack
Am Arme ſeiner Damen,
Wünſcht ſich bei Gott mit Sack und Pack,
Hinweg in's Teufels Namen.

Und doch ſchwört er bei ſeiner Ehr'!
Bei Gott und ſeiner Seele,
Daß ihm, wenn er nur bei ihr wär',
Nichts auf der Erde fehle.

Des Andern ſteife Tänzerin
Kann faſt nicht von der Stelle,
Drum wünſcht der Herr in ſeinem Sinn
Sie heimlich in die Hölle.

Doch laut ſagt er ihr hundertmal
Sie tanze ſchön vor Allen!
Und ach, ſchon iſt's das drittemal,
Daß er mit ihr gefallen.

Ein Mann, der nach Pomade ſtinkt
Und mit friſirtem Haare
In ſeinen neuen Stiefeln hinkt,
Wie Nürenberger Waare;

Der mit geſchminktem Angeſicht
Toujours Cigarren kauet,
In neuen gelben Handſchuh'n ſticht
Und durch Lorgnetten ſchauet;

Der ſich den Bart mit Cosmetique
Und mit Pomade ſchmieret,
Der ſich den Hals und das Genick
Zolldick zuſammen ſchnüret —

Schaut einen ſolchen Affen an,
Den Gott im Zorn erſchaffen!
Iſt ſolch ein Zerrbild wohl ein Mann?
Schaut den geputzten Affen!

Ihr Männer ſeyd in kurzer Zeit
So ſehr zurück gekommen,
Daß Ihr nur noch Maſchinen ſeyd,
Euch iſt die Kraft genommen.

Das Ende dieſer Zeit iſt nah,
Die Welt ſteht auf dem Kopfe,
Die Weiber ziehen Hoſen an
Und Männer ſteh'n am Topfe.

O ſchämt Euch Eurer Weichlichkeit
Und werdet wie die Alten,
Dann wird auch bald der Geiſt der Zeit
Ganz anders ſich geſtalten.

Digitized by Google

Nro. 89.

Sechzehnter Jahrgang

1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 6. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Geſchichten aus der Kaiſerzeit. — Woher ſchöpfte Schiller den Stoff ſeiner Ballade: „Der Taucher.“ — Der türkiſche Sultan. Pot-Pourri. — Buntes.

Geſchichten aus der Kaiſerzeit.

Aus dem „Almanach Impérial“ für das Jahr 1848 von Emile Marco de Saint-Hilaire, einem Literaten, der die Kaiſerzeit zu ſeinem Fachſtudium gemacht hat, und von welchem im vorigen Jahre zu 40,000 Exemplaren verkauft wurden, theilen wir nach dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“ Folgendes mit:

I. Der Tambour Bilboquet.

Im Jahre 1812 gab es im neunten Linienregimente der franzöſiſchen Armee einen kleinen Tambour von etwa zehn Jahren, ſo eine Art „Sohn des Regiments,“ der eigentlich Frelut hieß, bei den Soldaten aber den Namen Bilboquet*) hatte. In der That war ſein Körper ſo dürr und der Kopf, der auf dieſem dünnen Geſtelle ſaß, ſo dick, daß der kleine Mann dem Dinge recht ähnlich ſah, deſſen Namen man ihm anhing.

Beſagter Bilboquet war ſonſt eben nicht beſonders merkwürdig. Der Tambour-Major hatte ihm manches liebe Mal mit ſeinem großen Rohrſtock den Takt auf dem Rücken ſchlagen müſſen, ehe er ihm die Harmonie des drrom und domm beibrachte; mehr ließ ſich von Bilboquet's Erfolgen in der militairiſchen Laufbahn nicht ſagen. Und außer dem Dienſte trugen die geringſten Querpfeifer ihre Trodelmütze koketter, als er, und die wiegende Haltung ſeiner Oberen blieb für ihn ein ewig unerreichbares Ideal; ja, als er es einmal — es war an einem Zahltage — den Stutzern des Regiments nachthun wollte und ſeinen Säbel vorn zwiſchen den Beinen hängen ließ, verwickelte er ſich beim Laufen darin, fiel zu Boden und zerſchlug ſich ſeine Naſe zum großen Jubel der Kameraden auf jämmerliche Weiſe. Ueberhaupt machte dieſe Naſe den Tambouren des neunten Regiments nicht wenig Vergnügen. Spielten ſie „ſchwarzer Peter,“ ſo verlor Bilboquet regelmäßig und, war es böſer Wille der Anderen, oder hatte er wirklich eine Kartoffelnaſe, wie ſein Nebenmann links behauptete, der jeden Morgen beim Aufmarſchiren zu ihm ſagte: „Bring' Deine Naſe in Ordnung, damit ich in der Linie bleibe,“ oder lag der Sache ein anderer Umſtand zu Grunde — kurz, die Schwärze, die man ihm auf die Naſe ſtrich, biß ſo erſchrecklich, daß ihm jedesmal die Thränen in die Augen kamen. Oder ſpielten ſie „warme Hand“, wobei Einer einen Schlag auf die Hand erhielt und rathen mußte, von wem er kam, ſo ſchlugen ſie unſeren armen Rataplan nicht mit ihren Grenadierhänden, was, ſcheint mir, ſchon anſtändig wehe gethan hätte, ſondern mit den Degenkoppeln, oder mit ihren Schuhen, die mit Nägeln beſchlagen waren. Dann ſprang Bilboquet auf, zankte mit Jedem, und errieth doch niemals den Rechten. Waren ſie der Grauſamkeiten endlich müde, und fieng ſie's an zu langweilen, daß der kleine Dickkopf weinte und ſchrie, ſo ſchimpften ſie ihn ähnlich wie „Heulhans“ oder „Flennſürge“ und jagten ihn weg. Wenn es nun des anderen Morgens wieder ans Exerzieren ging, dann waren des Kleinen Hände noch wund vom Abend vorher, die drrom und domm wollten nicht mehr gelingen, und des Tambour-Majors Stock mußte wieder zu Hülfe kommen, den Takt herzuſtellen. Man wird uns beiſtimmen, daß Bilboquet wohl Urſache hatte, dem Kriegsruhm gram zu werden; auch wurde er täglich in ſich gekehrter und hielt ſich von ſeinen Kameraden fern.

Eines Tages — es war am 27. Juli — erhielt der General, zu deſſen Brigade Bilboquet's Regiment gehörte, den Befehl vom Kaiſer, eine Poſition zu nehmen, die jenſeits eines ſehr breiten Grabens lag. Dieſer Graben war durch eine Batterie von ſechs Kanonen geſchützt, die ganze Reihen von Soldaten niederrieß. Vor Allem alſo mußte man ſich der Batterie bemächtigen. Ein Adjutant des Generals ſprengte in Bilboquet's Nähe und brachte den hier ſtationirten zwei Voltigeur-Compagnieen den Befehl, gegen die Batterie zu marſchiren. Der Auftrag war kitzlich, denn im beſten Falle konnte man wetten, daß drei Viertel der Angreifenden ins Gras beißen mußten. Auch waren die Voltigeurs, ſo unerſchrocken ſie ſich ſonſt gezeigt hatten, nicht eben ſehr raſch bei der Hand. Sie ſahen einander an, ſchüttelten die Köpfe, zuckten mit den Achſeln, ja einige Alte wagten ganz leiſe, auf die Kanonen deutend, einige Worte, etwa wie: „Denkt er denn, der General, daß die Jungens da gekochte Kartoffeln ſpeien?“ oder: „Hat er Luſt, uns als Haché den Koſaken vorzuſetzen, daß er uns Zweihundert gegen die Redoute ſchickt?“ — „Soldaten,“ ſchrie der Adjutant, „der Kaiſer hat's befohlen!“ und ritt im Galopp davon. „Konnte das gleich ſagen, der Gelbſchnabel,“ meynte darauf ein alter Sergeant und ſetzte ſein Bajonnett aufs Gewehr. „Kommt, Kinder, müßt den kleinen Korporal nicht warten laſſen, wenn er ſagt: geht, laßt Euch todtſchlagen. Hat's nicht gern, wenn man da ſeine eigene Gedanken hat.“

Deſſenungeachtet blieb die Compagnie noch unſchlüſſig, und ſchon zweimal hatte der Capitain dem Tambour-Major den Befehl gegeben, ſich mit vier Tambouren voranzuſtellen und zum Angriff zu trommeln. Der aber blieb auf ſeinen großen Stock geſtützt ſtehen und rührte ſich wenig. Indeſſen ſaß Bilboquet reitend auf ſeiner Trommel, und, zu ſeinem Chef aufſehend, pfiff er einen Marſch und ſchlug den Sturmſchritt mit den Fingern. Endlich ward der Befehl ein drittesmal gegeben. Der Tambour-Major überlegte noch immer, als plötzlich Bilboquet aufſpringt, die Trommel an die Seite hakt, die Schlägel faßt, dem Tambour-Major unter der Naſe weggeht und, ihn mit ſtolzen Blicken meſſend, zu ihm ſagt: „Nun, ſo komm doch, langer Rohrſtock!“

Der Kommandoſtab des Verhöhnten erhob ſich über Bilboquet's Rücken; aber ſchon ſtand unſer Trommler vor den beiden Compagnien und ſchlug den Generalmarſch wie ein Wüthender. Dem Signale widerſtanden die Voltigeurs ſo wenig, als ein Wiener einen Strauß'ſchen Walzer, und rannten hinter Bilboquet her auf die drohende Batterie los. Mit einem Schlage entladen ſich alle ſechs Kanonen, und mancher Tapfere fällt zu Boden, noch ehe er müde war. Rauch und Staub verdunkeln den Schauplatz, und durch das Gewirre rollt das Dröhnen der Geſchütze; — aber auf Augenblicke kommen Licht und Stille wieder. Da erſcheint Bilboquet zwanzig Schritt vor der Compagnie, immer marſchirend und immer wirbelnd mit einer Haſt und Kraft, als hätte er die Feinde unter ſeinen Schlägeln. Der Rauſch, in den ihn die Gefahr ſetzt, ſteckt die

*) So heißt im Becherſpiel der langgeſtielte Becher, mit dem die Kugel gefangen wird.

Digitized by Google

Soldaten an, ſie folgen — aber eine zweite Entladung der Batterie wirft ſich über ſie, und von den Zweihunderten, die ausgezogen waren, ſind nur noch Fünfzig übrig. Da faßt den Bilboquet eine heilige Rachewuth, in ſeine Arme fährt der ungeſtüme Genius der Schlachten, und wie zwanzig Trommeln wirbelt die ſeine. Noch einen Anlauf nehmen die Voltigeure und, Bilboquet voran, dringen ſie in die Batterie.

Währenddeß ſtand der Kaiſer auf einem Hügel und ſah unverwandt nach dem heldenmüthigen Häuflein. Als die Soldaten die Redoute erſtürmt hatten, ſenkte er ſein Fernrohr und ſagte vor ſich hin: „Tapfere Burſche das!“ Und hinter ihm klatſchten zehntauſend Mann von der Garde, die ſich auch auf ſolche Dinge verſtanden, in die Hände und riefen: „Bravo, die Voltigeure!“ — Napoleon beorderte einen Adjutanten nach der Batterie und fragte ihn, als er zurückkam: „Wie viel ſind hineingekommen?“ „Einundzwanzig, Sire,“ antwortete der Adjutant. „Einundzwanzig Kreuze der Ehrenlegion zu morgen!“ befahl der Kaiſer, ſich zu einem Generale wendend.

In der That ſtellte ſich am anderen Morgen das ganze neunte Regiment im Kreiſe auf und nahm die Ueberreſte der beiden Voltigeur-Compagnieen in die Mitte. Man rief nach einander die Namen der einundzwanzig Tapfeen auf und gab einem Jeden den Orden der Ehrenlegion.

Die Ceremonie war zu Ende, und alle Welt wollte ſich zurückziehen, als plötzlich Jemand aus der Menge mit dem Ausdruck des Erſtaunens ſagte: „Und ich .... ich ſoll alſo nichts haben?“ Der General, der die Kreuze vertheilte, ſah ſich um, und vor ihm ſtand unſer Freund Bilboquet mit rothen Wangen und feuchten Augen. „Du!“ ſagte er, „was verlangſt Du?“

„Aber, mein General, ich war dabei“, antwortete Bilboquet faſt zornig; „ich habe den Generalmarſch geſchlagen, und ich war zuerſt in der Batterie.“

„Hat man Dich vergeſſen, mein Sohn?“ fragte der General. „Uebrigens“ fügte er hinzu, „biſt Du noch gar zu jung; Du ſollſt das Kreuz bekommen, wenn Du einen Bart haſt. Indeſſen tröſte Dich damit.“

Bei dieſen Worten reichte der General dem armen Bilboquet ein Goldſtück. Er ſah es an, ohne es zu nehmen. Rings unter den Soldaten herrſchte tiefe Stille, in allen Geſichtern zeigte ſich Theilnahme für den kleinen Tambour, dem dicke Thränen über die Wangen rollten. Vielleicht wollte man eben eine Fürbitte zu ſeinen Gunſten thun, als er raſch den Kopf hob, wie wenn er einen großen Entſchluß gefaßt hätte, und zum General ſagte: „Gut, geben Sie's mir, ich werde warten bis zum nächſten Mal.“ Und gleichgültig that er das Goldſtück in ſeine Taſche.

Von dieſem Tage ab machte man ſich über den kleinen Bilboquet weniger luſtig; er war aber darum nicht mittheilender; im Gegentheil ſchien er ſich mit irgend einem famoſen Plan zu tragen, und, ſtatt für ſein Geld, die Cameraden, wie ſie's erwarteten, zu traktiren, bewahrte er es ſorgfältig auf.

Einige Zeit ſpäter — die Geſchichte ereignete ſich im ruſſiſchen Feldzuge — hielten die Franzoſen ihren Einzug in Smolensk. Bilboquet war mitgekommen und ging noch an demſelben Tage in der Stadt umher, als wollte er ſie kennen lernen. Beſonders aufmerkſam betrachtete er die Geſichter der Bewohner, etwa wie ſich ein Käufer Waaren beſieht. Er ſchien nur theilweiſe befriedigt, denn was er eigentlich ſuchte, waren ſchöne Bärte. Nun haben freilich die ruſſiſchen Bauern, von denen damals ſich viele in Smolensk befanden, recht lange und volle, aber leider waren ſie auffallend roth. Unſer Tambour ging weiter und kam auf ſeiner Wanderung endlich ins Judenviertel. Hier war er entzückt: die Bärte hatten dieſelbe Länge und Fülle und waren dabei glänzend ſchwarz, wie Ebenholz. Er geht vor dieſer und jener Bude vorbei, endlich tritt er in eine, in der er einen Kaufmann mit dem ſchönſten Barte ſieht, der ihm je vorgekommen. Der Jude kommt unſerem Freunde entgegen und fragt ihn demüthig: „Was wünſchen Sie, mein kleiner Herr?“ „Deinen Bart wünſche ich“, antwortete Bilboquet höflich. — „Meinen Bart?“ erwiederte der Kaufmann betroffen, „Sie belieben zu ſcherzen.“ „Ich ſage Dir, Beſiegter, daß ich Deinen Bart haben will“, wiederholte Bilboquet und faßte an den Degen. „Glaube indeß nicht, daß ich ihn ſtehlen werde; hier, nimm einen Napoleonsd'or und gieb mir den Reſt heraus.“

Der arme Kaufmann wagte noch einige Einwendungen, aber der Tambour war eigenſinnig, wie ein blindes Pferd; der Streit wurde heftig und zog noch andere Soldaten herbei. Dieſen behagte Bilboquet's Einfall ganz ausgezeichnet, und ein Gascogner, der Haarkräusler des Regiments, nahm ein Raſirmeſſer aus der Taſche und barbierte den armen Juden auf der Stelle ohne Seife und Waſſer. Als er ihn weidlich gekratzt und geſchunden hatte, überreichte er unſerem Bilboquet feierlich den Ertrag ſeiner Schur.

Bilboquet ging damit zum Regimente, ließ den Bart vom Schneider auf einen Streif Eſelshaut von einer geplatzten Trommel nähen und ohne Jemanden die Abſicht zu verrathen, die er damit hatte, ſteckte er ihn in ſein Torniſter. Einige Tage ward im Regimente von der Sache geſprochen, dann kamen wichtigere Dinge, und als man in Moskau, einrückte, dachte Niemand mehr an die ganze Geſchichte.

Moskau war in Brand aufgegangen, das franzöſiſche Heer zerſplitterte ſich, und nur wenige Regimenter blieben beiſammen. Zu dieſen letzteren gehörte das Regiment Bilboquet's. Eines Tages hatte man einen kleinen Fluß überſchritten und wollte, um die verfolgenden Ruſſen aufzuhalten, die Brücke, die über dieſen Fluß führte, in die Luft ſprengen. Zwei Pulverfäſſer waren unpaſſend angebracht worden und hatten, als ſie explodirten, eine unvollſtändige Wirkung. Ein Pfeiler blieb ſtehen, mit deſſen Hülfe die Brücke bald wiederhergeſtellt werden konnte. Der General befahl einigen Sapeurs, den Pfeiler umzuhauen; eben aber, als ſie zu dem Zwecke einen Kahn beſteigen wollen, kommen am jenſeitigen Ufer die Feinde an und beginnen ein ſo fürchterliches Feuer, daß der Plan aufgegeben werden muß. In dieſem Augenblicke ſieht man einen Soldaten, eine Axt auf der Schulter, in den Fluß ſpringen. Er taucht unter, erſcheint wieder, und an ſeinem großen Barte merkt man, daß es ein Sapeur iſt, der ſich dem allgemeinen Beſten opfert. Trotz eines Hagels von Kugeln gelangt er an den Pfeiler. Er findet ihn ſchon zu drei Vierteln gebrochen und wirft ihn mit einigen Axthieben um. Was von der Brücke noch übrig war, ſtürzt mit Krachen ins Waſſer; aber auch der tapfere Sapeur verſchwindet. Plötzlich taucht er unter den Holztrümmern auf und wendet ſich nach dem Ufer. Man eilt herbei, ruft dem kühnen Schwimmer zu, ſtreckt ihm Stangen entgegen, der General ſelbſt naht ſich dem Ufer, und — groß iſt ſein Erſtaunen, als er den kleinen, jungen verhöhnten Bilboquet mit einem ungeheuren ſchwarzen Barte aus dem Waſſer ſteigen ſieht. „Was heißt das“, ruft er, „und was bedeutet dieſe Maskerade?“ — „Das bin ich, Bilboquet, zu dem Sie ſagten, daß man ihm das Kreuz geben werde, wenn er einen Bart haben wird. Der, den ich da habe, iſt, mein' ich, famos; es iſt nichts daran geſpart, und Ihre zwanzig Franken ſind dabei ganz darauf gegangen.“

Der General, ſtaunend über ſo viel Muth und Schlauheit, nimmt Bilboquet bei der Hand, als wenn er ein Mann wäre, und giebt ihm den Orden, denn er ſelbſt an ſeiner Bruſt trägt.

Seit dieſer Zeit grüßten die Alten des Regiments Bilboquet freundſchaftlich, und der Stock des Tambour-Majors berührte ſeinen Rücken nie mehr. *)

*) Es wird für manche unſerer Leſer intereſſant ſeyn zu erfahren, daß es morgen (7. Nov.) 35 Jahre ſind, als die große Kälte in Rußland einfiel, welche in wenigen Tagen 18 Grad unter dem Gefrierpunkt erreichte und in Kurzem 30,000 Pferde wegraffte.

Digitized by Google

Woher ſchöpfte Schiller den Stoff ſeiner Ballade: „Der Taucher?“

Mitgetheilt von Heinrich Rey.

(Aus den Blättern der Vergangenheit und Gegenwart.)

In Nro. 195. dieſer Blätter lieſt man in dem Aufſatz: „Meſſina“ über die Charybdis, auch Catafaro genannt, daß ſich ein gewiſſer Colas in dieſelbe geſtürzt, um eine von Friedrich, König von Sicilien, hineingeworfene goldene Schale herauszuholen und, nach zweimaligem Nachſuchen, beim dritten Verſuche nicht wieder aus den Fluthen zurückgekehrt ſey, deſſen Leiche man aber ſpäter an Taurominiens Ufern gefunden habe u. ſ. w.

Wie dem auch ſey, ſo iſt wenigſtens ſo weit mit guten Gründen anzunehmen, daß Schiller den Stoff ſeiner Ballade: „Der Taucher“ dieſer Sage entlehnte, und zwar dem im Jahre 1785 in Leipzig von J. L. Chriſt, Pfarrer zu Rodheim vor der Höhe, erſchienenen Werke: „Geſchichte unſeres Erdkörpers von den erſten Zeiten der Schöpfung des Chaos an und von den Revolutionen deſſelben durch Vulkane, Erdbeben und Ueberſchwemmungen,“ worin dieſelbe ausführlich enthalten.

Freilich fand der Dichter nur den einfach nackten Stoff vor, und es bedurfte allerdings noch jener Fülle des Geiſtes, jenes fruchtbaren Reichthumes von Anſichten, Gedanken und Gefühlen, um das dort Gegebene zum redenden Gemälde zu machen; mithin noch gar Vieles, ja Alles, um in ächt dichteriſcher Verſchmelzung epiſchen und lyriſchen Tones ein Kunſtwerk ſeltenen Werthes, wie das in Rede ſtehende, zu ſchaffen.

Dieſes vorausgeſetzt, möge jetzt die betreffende Erzählung wörtlich folgen, indeß die einzelnen Scenen, welche Schiller unter poetiſchen Rahmen brachte, zur größeren Veranſchaulichung des Leſers durch angezogene Strophen der Ballade ſelbſt bezeichnet werden. Pfarrer Chriſt ſchreibt: — „Eine merkwürdige Beſchreibung von der Tiefe eines Meerſtrudels bei Sicilien hat bekanntlich ein gewiſſer Taucher, der wohl der kühnſte von der Welt mag geweſen ſeyn, dem Könige von Sicilien gemacht, der einen goldenen Becher in den Strudel warf, und welchen jener auch glücklich heraus holte. Dieſer Menſch hatte ſich von Jugend auf ſo an das Meer gewöhnt, daß er endlich öfters vier bis fünf Tage lang darin blieb, um Korallen und Auſtern zu ſammeln und endlich einem Amphibium ähnlicher ward, als einem Menſchen. Durch ſeine ſtete Uebung im Schwimmen bildeten ſich zuletzt ordentliche Schwimmhäute zwiſchen ſeinen Fingern und Zehen, wie bei den Fröſchen, und auch ſeine Bruſt ward durch ſeinen vielen Aufenthalt im Waſſer ganz verunſtaltet. Er ſchwamm öfters nach Calabrien als Bote mit Briefen in einer wohlverwahrten Flaſche, und unterwegs aß er rohe Fiſche und Auſtern, die überhaupt ſeine Koſt waren, wenn er ſich in dem Meere befand. Viele Schiffer, denen er begegnete, hielten ihn für ein Ungeheuer; aber andere, die von ihm gehört, baten ihn auf das Schiff zu Tiſche, welche Einladung er nie ausſchlug, ſich ſatt aß und ſich dann wieder in das Meer ſtürzte.

Als man dem Könige von Sicilien dieſen ſeltſamen Menſchen beſchrieb, ließ er ihn fragen, ob er ſich auch getraue, ſich in den Meerſtrudel zu ſtürzen und einen goldenen Becher herauszuholen, welchen er dann für ſich behalten möge [1]).

Nach einigem bangen Bedenken geſchah es doch wirklich in Gegenwart des Königs und ſeines ganzen Gefolges.

Nach drei Stunden kam er mit dem Becher in der Hand frohlockend aus der Tiefe des Strudels hervor und ward unter großem Beifalle des Volkes und der Fiſcher, welche ihn nur Pescecola oder Fiſch-Nickel, weil er Niklas hieß, nannten, in das Schloß des Königs geführet, wo er ſich von ſeiner ſchweren Arbeit ſofort durch Eſſen und Schlafen erſt erholen mußte, ehe er ſagen konnte, wie es in dieſem fürchterlichen Schlunde ausſähe [2]).

Als ihn hierauf der König fragte, weßhalb er, da er gleich einem Fiſche doch ſchwimmen könne, ſich Anfangs gefürchtet habe, ſich in die Charybdis zu wagen, ſo ſagte er, daß Fiſche und Menſchen darin vorzüglich fünferlei Gefahren ausgeſetzt ſeyen. Erſtens ſprudle das Waſſer aus Löchern und Höhlen der Felſen mit ſolcher Gewalt in die Höhe, daß ihm kaum der ſtärkſte Mann widerſtehen könne [3]). Zweitens treffe man daſelbſt eine ſo große Menge ſpitziger und ſcharfer Klippen an, daß es nicht möglich ſey, den Grund zu erreichen, ohne ſich den Leib aufzuſchlitzen, oder wenigſtens die Haut aufzureißen. Aus dieſen Klippen wälzten ſich drittens ebenfalls große Waſſerſtröme mit ſchrecklicher Gewalt gegen einander, woraus ſich furchtbare Wirbel bildeten, die durch den bloßen Anblick nicht nur Menſchen, ſondern Fiſche in Furcht und Schrecken ſetzen. Die vierte Gefahr beſtehe in ganzen Heerden von Polypen, die an den Seiten gedachter Steinklippen in Geſtalt unermeßlicher Bärte an einander ſäßen und welche in ihm Furcht und Entſetzen verurſacht hätten [4]). Und endlich fünftens befänden ſich in den Höhlen dieſer Klippen eine Menge Seehunde, welche auf ihren Raub lauern und wie ein Pfeil ihn erhaſchten, wenn er nahe käme. Als er hierauf gefragt wurde, wie er doch den goldenen Becher ſo geſchwind habe finden können, ſo antwortete er, er wiſſe ſchon, daß die hineingeworfenen Sachen nicht geradezu hinabfielen, ſondern von der Strömung auf die Seite getrieben würden. Er habe ſich deßhalb an eben dem Orte hineingeſtürzt, wo der Becher hineingefallen wäre und ſich ſofort dem Strome überlaſſen, der ihn auch nach der Gegend getrieben, wo der Becher lag. Aber er wäre nicht bis auf den Grund hinabgefallen, ſondern auf einer eingebogenen Steinklippe liegen geblieben, ſonſt hätte er ihn ſchwerlich heraufholen können, weil es faſt unmöglich ſey, durch alle die Strudel und Wirbel hindurch bis auf den Grund zu gelangen [5]). Ueberdieß wäre das Meer an jenem Orte ſo tief, daß auf dem Grunde deſſelben die dichteſte und ſchwärzeſte Finſterniß herrſche [6]).

Man bat ihn hierauf, daß er ſich noch ein Mal hinabwagen und Alles noch genauer unterſuchen möchte. Allein das bloße Bitten half nichts, ſondern ein zweiter Becher von großem Werthe und ein daran hängender Diamantring, welchen der König abermals in den Strudel hinabwarf, konnten ihn bewegen [7]). Er ſtürzte ſich aufs Neue in dieſe furchtbaren Abgründe und — — ſoll noch wieder zurückkommen [8]).

---

[1]) Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen.

[2]) Da unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

[3]) Es riß mich hinunter blitzesſchnell,
Da ſtürzt mir aus felſigtem Schacht,
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell,
Mich packte des Doppelſtroms wüthende Macht
Und wie einen Kreiſel mit ſchwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerſtehen.

[4]) — — — Da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will ſchnappen nach mir — — —

[5]) Da hing auch der Becher an ſpitzen Korallen,
Sonſt wär er in's Bodenloſe gefallen.

[6]) Denn unter mir lags noch, bergetief,
In purpurner Finſterniß da.

[7]) — — — Der Becher iſt dein,
Und dieſen Ring noch beſtimm ich Dir,
Geſchmückt mit dem köſtlichſten Edelgeſtein,
Verſuchſt Du's noch einmal und bringſt mir Kunde
Was Du ſahſt auf des Meeres tiefunterſtem Grunde.

[8]) Es kommen, es kommen die Waſſer all,
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Digitized by Google

Der türkiſche Sultan.

Die „Allgemeine Zeitung“ bringt, aus der Feder Fallmerayer's, folgende Schilderung der Perſon des türkiſchen Kaiſers: „Abd-ül-Medſchid iſt mehr als mittlerer Größe, breitſchultrig und im ſchönſten Ebenmaaß gebaut. Der frühen Herrſchaft und der vielen Arbeiten ungeachtet zeigen ſich noch überall die üppigen und jugendlich vollen Formen, auf denen das aſiatiſche Auge mit ſo großem Vergnügen ruht. Von der gewöhnlichen Wohlbeleibtheit türkiſcher Großen iſt Se. kaiſerl. Majeſtät gerade im rechten Maaß entfernt, und durch das elegant geſchnittene, enganliegende, an Rand und Nath reich in Gold geſtickte, dunkelblaue Oberkleid mit weißem Pantalon und europäiſch glänzender Fußbekleidung treten die natürlichen Vortheile des Baues in das ſchönſte Licht. Ein Antlitz mit hoher Stirne, großen Augen, ſchöngebogenen Brauen, kleinem Mund, rundem Kinn und gerader wohlbeſtellter Naſe antiker Form, iſt männlich ſchön, wenn auch Spuren von Kinderpocken zu ſehen ſind und die Hautfarbe etwas eigenthümlich iſt. Der Sultan iſt nicht verlebt und haremsblaß, wie man in Europa zuweilen hört, Niemand wird aber auch ſagen, Se. kaiſerl. Majeſtät habe blonde Haare und ſey im Geſicht weiß und roth wie die Leute in Trapezunt und Laſiſtan. Abd-ül-Medſchid hat, kaukaſiſchen Mutterblutes ungeachtet, den Teint ſeiner turkomaniſchen Urahnherren, die bekanntlich Vettern und Nachbarn des olivenfarbigen Tatarenvolkes waren. Die Oberfläche des Antlitzes aber iſt glatt, leuchtend, geſpannt und vollkommen ausgefüllt, ſo daß der Geſamteindruck der kaiſerlichen Phyſiognomie ein angenehmer iſt. Am ſchönſten jedoch war Se. Majeſtät im Profil geſehen. Der Schnurrbart iſt reichlich und kurz gehalten, und auch um Kinn und Backen die braune Hülle gezügelt und wohlbeſtellt. Der Solitär am großen Diamanten-Niſchan war wie ein Taubenei und prachtvoll anzuſehen. Sultan Abd-ül-Medſchid iſt bekanntlich erſt 23 Jahre alt, und obgleich dem Vergnügen nicht abgeneigt, doch der angeſtrengteſten Arbeit fähig, und gewiß einer der wohlwollendſten und menſchenfreundlichſten Fürſten unſerer Zeit.“

Pot-Pourri.

Eine Leiche als Mörder.

Vor einigen Wochen ſtarb in einem bei Gerdaunen in Preußen gelegenen Dorfe ein Bauersmann, deſſen Hütte nur ſeine Frau mit ihm als Bewohnerin theilte. Die Leiche wurde bis zur Beerdigung auf ein Hängewerk in eine Nebenkammer des Häuschens, wie man ſolches überall in Bauernwohnungen findet, gelegt. Die Wittwe fürchtete ſich, mit der Leiche ihres Mannes unter einem Dache zu bleiben und begab ſich daher zu deſſen, in demſelben Dorfe wohnenden Bruder. Am anderen Morgen begibt ſich die Wittwe nach ihrem Wohnhauſe. Sie findet die Thür offen, zu ihrem Schrecken den Kaſten erbrochen. Ihre Baarſchaft iſt weg! Sie wankt beſtürzt in die Kammer und iſt dem Zuſammenſinken nahe, als ſie hier auch die Leiche vermißt. Die im Fußboden angebrachte Kellerthür iſt offen. Sie faßt Muth, zündet Licht an und ſteigt den Keller hinab. Was findet ſie hier? zwei Leichen! ihren Schwager todt neben ihrem Manne und daneben ein paar Speckſeiten. Die Unterſuchung führte mit ziemlicher Gewißheit auf folgende Vermuthung: Der Schwager wollte den eigenmächtigen Erben ſpielen. Nachdem er das Geld hatte, gelüſtete ihm nach den Speckſeiten, die über dem Hängewerke, worauf die Leiche ruhte, auf einem Brette lagen. Er ſtieg auf das Hängewerk, um ſie bequemer zu langen; dieſes konnte die doppelte Laſt nicht tragen, die Stricke riſſen und die beiden Brüder fielen auf die darunter befindliche Kellerthüre, welche morſch und in verroſteten Angeln, bald nachgab, ſo daß der Sturz noch weiter in die Tiefe ging und zu der einen Leiche noch die zweite hinzufügte. Der Todte hatte auf eine fürchterliche Weiſe noch ſein Hausrecht gehandhabt und das rechtmäßige Eigenthum ſeiner hinterlaſſenen Frau beſchützt.

Buntes.

Als Sir Walter Scott einſt auf der Straße von einem iriſchen Bettler um eine Sixpence (die Hälfte eines Schillings) angeſprochen wurde, hatte der große Unbekannte gerade kein ſolches Stück bei ſich. Er gab daher dem Bettler einen Schilling und ſagte: „Hier, Pat, iſt ein Schilling, vergiß nicht, daß du mir noch Sixpence ſchuldig biſt.“ — „Werde es nicht vergeſſen,“ verſetzte der Bettler, „und möge Gott Euer Gnaden nur ſo lange am Leben erhalten, bis Sie ihn von mir bekommen.“ Aecht iriſch!

Bei einem Banket, welches der Gouverneur von New-York veranſtaltete, wurden unter Andern auch ſämmtliche Schüler der Cadetten-Schule mit eingeladen. Der Gouverneur, um ſich zu überzeugen, ob die jungen Leute etwas Tüchtiges gelernt und Geiſtesgegenwart beſitzen, rief den jüngſten Cadetten, 14 Jahre alt, auf, dem großen Waſhington einen Toaſt auszubringen. Ohne ſich lange zu beſinnen, nahm der junge Mann das Glas und ſprach: „Hoch lebe unſer Vorbild Waſhington! Die Vorſehung ließ ihn kinderlos, damit die Nation ihn Vater nenne.“ Daß ein allgemeines anhaltendes Hurrah erfolgte iſt ſehr begreiflich.

Ein Bewohner aus Korfu, der nach 28jähriger Abweſenheit kürzlich von Spitzbergen heimkehrte, fand ſein Weib bei trefflicher Geſundheit, aber — als Wittwe dreier Männer.

In einer Wiener Zeitung ſteht folgende Anzeige: Geſtern iſt meine liebe Frau mit einem jungen Clavierſpieler niedergekommen. Er wird morgen getauft und übermorgen ſein erſtes Concert geben. Billets ſind bei der Hebamme zu haben.

Die Kravate, ſagt Dr. Weidel, ſey das Bild der Ehe. Man ſchnalle ſich etwas an, was man nachher auf dem Halſe habe.

Das Allerſeelenfeſt im Meere.

Das Meer warf kleine Wellen
Wie kleine Hügel auf,
Auf jede ſah' vom Himmel
Ein flimmernd' Sternlein d'rauf.

Bei jedem Sternchen kniete
Ein Meerestöchterlein,
Das weinte manche Perle
In's Wellengrab hinein.

Denn Jedem, der im Meere
Sein kühles Grab einſt fand,
Dem wird ein Sternenlichtlein
Auf einer Well' gebrannt.

Und an dem Hügel beten —
Statt Freunden — Nymphen ſtill
Für den, der, fern von Lieben,
Dem Wellentod' verfiel.

So ſah ich tauſend Wellen,
Darauf ein Sternchen lag;
So iſt's an jedem Abend
Vom Allerſeelentag.

Charade.

(Eingeſandt.)

Zu den zwei letztern ſprach ich einſt:
„Ich merke, Du zu lieben ſcheinſt
Die erſten Zwei und zwar recht ſehr;
Doch liebſt Du dabei das Klatſchen noch mehr.
Laß' ab von ſolchem argen Thun;
Des Nächſten Fehl in Frieden ruh'n!
Damit man nicht, wenn man Dich kennt,
Dich ſpottend nur das Ganze nennt.

Digitized by Google

Nro. 90.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Den 10. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Handſchuh. — Seltene Geburtstagsfeier. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des Sammlers. — Der Vögelein Lehre.

Der Handſchuh.

(Wahrheit ohne Dichtung.)

Auf dem Gipfel eines Hügels unweit M., einer kleinen Stadt am Rheine, ſteht eine einſame Kapelle, die dem heiligen Joſeph geweiht iſt und an dem Tage dieſes Heiligen nach einem alten ſchönen Brauche von den Bewohnern der Umgegend beſucht wird. In der übrigen Zeit des Jahres aber unterbricht ſelten ein menſchlicher Fußtritt die fromme abgeſchiedene Stille dieſes Ortes.

An einem frühen ſonnigen Julimorgen des Jahres 1818 ſchritt ein Landmann mit ſeinem Ackergeräthe den Weg am Fuße des Hügels entlang, um ſeine Arbeit im Felde zu beſtellen; ſein Hund lief ihm luſtig und munter voran. Plötzlich ſtand das Thier ſchnobernd ſtille und ſchlug dann die Richtung nach der Kapelle ein. Bald kehrte der Hund kläglich heulend zurück. Der Bauer, erſtaunt und neugierig, verdoppelte ſeine Schritte und lenkte gleichfalls in den Weg ein, der nach der Kapelle führte. Noch hatte er nicht den Eingang der heiligen Stätte erreicht, als er ſchon auf der Schwelle den Leichnam eines jungen Mannes erblickte. Sobald er ſich von ſeiner erſten Beſtürzung erholt, eilte er den Vorfall in dem nahen Dorfe anzuzeigen. Schnell verbreitete ſich die entſetzliche Nachricht in dem ganzen Bezirke und nach kurzer Zeit ſah man die verſchiedenen Behörden, von dem Schulmeiſter, dem Dorfarzte und einer neugierigen Menge begleitet, die Höhe nach dem Kirchlein hinanſteigen.

Der Leichnam wurde gerade an dem Orte und in derſelben Stellung gefunden, wie ſie der Bauer angegeben hatte. Es war ein ſchöner Mann im kräftigſten Alter, von dem Niemand wußte, wer er war und woher er kam; er trug hellfarbige Beinkleider, Stiefel mit Sporen und an der rechten Hand einen maſſiven goldenen Siegelring, aber weder Rock noch Weſte. Unter dem Hemde auf der Bruſt fand man bei näherer Unterſuchung ein Stück ſcharlachfarbiges Wollenzeug, das von einem Shawl herzurühren ſchien; es war in mehreren Falten über die Stelle des Herzens gelegt und durch einen Streifen feinen Battiſtes befeſtigt, der um den Körper gewickelt war. Eine Maſſe geronnenen Blutes umklebte dieſen Verband und als derſelbe ſorgfältig abgenommen, entdeckte man eine tiefe Wunde, welche in die Hauptſchlagader des Unbekannten gedrungen. Keine Spuren eines Kampfes zeigten ſich auf der Stelle, wo der ermordete Fremdling lag, aber halbverwiſchte Fußtritte waren deutlich zu erkennen. Dieſe Spuren verloren ſich nach einem nahen Gehölze, in der Richtung einer Anhöhe, die über den Bäumen hervorſchaute und mit den grauen Trümmern eines alten Schloſſes gekrönt war, welche die Phantaſie der Landleute mit böſen Geiſtern belebt hatte, die dort nächtlich ihr Weſen treiben ſollten.

Während der Arzt mit einigen andern bemüht war, den Leichnam des Opfers näher zu unterſuchen, deſſen Blut an dem ſtillen heiteren Morgen ſo einſam zum Himmel klagte, faßten die Beherzteren unter dem verſammelten Haufen den Entſchluß, den Fußtapfen zu folgen, welche nach der Ruine zu führen ſchienen. Die Ueberzeugung, daß Geſpenſter bei dem Sonnenlichte eines Julimorgens nicht zu gehen pflegen, beſchwichtigte jede abergläubige Furcht für den Augenblick. Nach kurzer Friſt brachte einer von den Suchenden in athemloſer Haſt die Nachricht in die Kapelle zurück, daß der Ort des Verbrechens aufgefunden ſey. Die obrigkeitlichen Perſonen begaben ſich mit ihm nach der Ruine, und was man da erblickte, ließ keinen Zweifel, daß die blutige dunkle That an dieſer Stätte verübt worden ſey. Der Boden des weiten Raumes, welcher einſt der Bankettſaal der Burgherren geweſen, ſowie Wände und Stühle waren mit Blutflecken beſprengt. Auf dem Tiſche waren noch die Reſte eines Mahles ſichtbar, das augenſcheinlich erſt vor kurzer Zeit eingenommen worden, denn Brodkrumen, Obſt, eine zerbrochene Weinflaſche lagen noch wirr und wüſt umher.

Bei näherer Unterſuchung wurden Fußſpuren entdeckt, die in einer Richtung, welche der Kapelle ganz entgegengeſetzt war, von der Ruine auf die Landſtraße nach B. führten. Etwas weiter wurde auf derſelben Spur ein Stück rothes Zeug gefunden, allem Anſcheine nach ein Theil des Shawls, mit dem man die Wunde des Ermordeten verbunden hatte. Am Fuße eines Baumes aber lag ein blutbefleckter Damenhandſchuh von zierlicher Form. Dies waren die einzigen Spuren, welche man auffinden konnte und nachdem man den Leichnam des Unglücklichen bis zum Abend zur öffentlichen Beſichtigung ausgeſtellt hatte, wurde er auf dem Friedhofe des Dorfes zur Ruhe gebracht.

Am folgenden Tage ſtellte ſich bei der Behörde des Bezirkes ein Gaſtwirth ein. Er hatte in dem Ermordeten einen Reiſenden erkannt, der kurz vorher bei ihm übernachtet und früh morgens ſeinen Weg fortgeſetzt habe. Er kannte weder Namen noch Stand des Fremden; er wußte nicht, woher er gekommen, und wohin er zu reiſen gedachte. Seiner Ausſage nach hatte der Gaſt eine goldene Uhr und Kette beſeſſen; ein Taſchenbuch von rothem Saffian und eine grünſeidene Börſe; auch hatte er zwei Ringe an ihm bemerkt und erkannte einen derſelben wieder an dem Leichnam.

Thätige Nachforſchungen wurden nun eingeleitet, ohne einen Umſtand an den Tag zu fördern, der mehr Aufklärung über das Verbrechen gegeben hätte. Endlich wurde die Polizei nach Verlauf von mehreren Wochen in Kenntniß geſetzt, daß ein Herr, Namens Bergfeldt, der ſich einige Zeit in Koblenz aufhielt, plötzlich verſchwunden ſey. Er war von Frankfurt gekommen und ſchien viel Geld mit ſich zu führen. Er hatte mehrere Ausflüge in verſchiedene Gegenden gemacht und war bis in das Innere der Vogeſen gedrungen. Ein alter Soldat, der einſt des Fremden Diener geweſen und der Eigenthümer des Hauſes, welches er in Koblenz gemiethet hatte, trafen ebenfalls in N. ein. Beide erinnerten ſich deutlich der Uhr und der Ringe, deren der Gaſtwirth erwähnt; namentlich behauptete der alte Soldat mit Beſtimmtheit, die bei dem Leichnam gefundenen Sachen hätten ſeinem Herrn angehört.

Mehrere Monate waren verſtrichen und die öffentliche Theilnahme an dem geheimnißvollen blutigen Ereigniſſe verlor ſich allmälig, als ein Mann von Rang auf einer Badereiſe durch M. kam. Er hörte zufällig von dem Morde erzählen und der Name Bergfeldt fiel ihm auf, da er einer der älteſten und angeſehenſten Familien Schleſiens angehörte. Er erkannte das Wappen auf dem Siegelringe des Ermordeten, der ihm gezeigt wurde. Der Richter beeilte ſich, die Behörden von Breslau von der Sache zu benachrichtigen

Digitized by Google

und erhielt bald darauf einen Brief, „Ferdinand von Bergfeldt“ unterzeichnet. Der Schreiber deſſelben gab ſich für den zweiten Sohn des alten Baron Franz von Bergfeldt aus. Er erwähnte, daß vor ungefähr zwei Jahren ſein älterer Bruder die Heimath verlaſſen habe, um einen Theil Europa's zu durchreiſen, und daß ſeit genannter Zeit die Familie keine Nachricht von ihm erhalten habe.

„Alle Umſtände, hieß es in dem Briefe, laſſen vermuthen, daß mein unglücklicher Bruder das Opfer der jüngſt verübten Mordthat geweſen iſt. Unſere Familie hat das höchſte Intereſſe, dieſes Dunkel aufzuhellen, da die Stammgüter an die männlichen Erben übergehen. Mein Bruder war verheirathet, aber von ſeiner Gattin getrennt; die Tochter, welche ſie ihm geboren hatte, ſtarb in zartem Kindesalter. Ich werde ohne Verzug meine Reiſe nach M. antreten.“

Ferdinand von Bergfeldt langte im Monat December an. Er unterſuchte die Effecten des Verſtorbenen, und die Dokumente des Zeugenverhörs. Es war augenſcheinlich, ja außer allem Zweifel, daß ſein Bruder von der Hand eines Meuchelmörders gefallen; demungeachtet mußte er ein Certificat von ſeinem Tode beſitzen, um nach dem Ableben des hochbetagten Vaters das Erbe der Stammgüter anzutreten. Er nahm einen Advokaten zur Beihülfe, deſſen Gewandtheit allgemein anerkannt war und reiste mit ihm nach Koblenz. Das geheimnißvolle Dunkel, welches über dem Ereigniß verbreitet war, die wichtigen Intereſſen, der Rang der Familie, Alles trug dazu bei, den Eifer des Anwalts anzuſpornen, und er brachte raſch Thatſachen ans Licht, von welchen man die Entdeckung des Verbrechens hoffen konnte.

Bergfeldt beſuchte mit ſeinem Advokaten das Haus, welches ſein Bruder in Koblenz bewohnt hatte. Alle Schränke und Koffer waren verſiegelt worden; bei genauer Unterſuchung der Effecten fand ſich in einer Rocktaſche ein Billet in franzöſiſcher Sprache. Die Adreſſe war abgeriſſen und der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Ich bewillige die Zuſammenkunft mit der Bedingung, daß ſie die letzte ſey. Ihre Drohungen vermögen mich nicht einzuſchüchtern. Ich vertheidige mich mit den Waffen der Tugend und Ehre. Dies meine letzte Mittheilung. Geheimer Briefwechſel darf nicht fortgeſetzt werden.

— 13. Juli. C—.“

Sobald Ferdinand von Bergfeldt dieſe Zeilen geleſen, fühlte er die Ueberzeugung, auf die rechte Spur des Mörders gekommen zu ſeyn.

„Man hat vermuthet“, bemerkte er, „daß mein Bruder das Opfer von Raubmördern geworden ſey. Dem iſt nicht ſo. Ich bin gewiß, daß der Dolch von einer weiblichen Hand geführt worden iſt und zwar von derſelben Hand, die den aufgefundenen Handſchuh getragen und das Billet geſchrieben hat. Unſere ganze Familie weiß, daß mein Bruder ſeine Gattin nicht gut behandelte und ſein Betragen ſchon kurze Zeit nach der Vermählung ſelbſt eine Auflöſung der Ehe veranlaßte.“

Die thätigen Unterſuchungen, die nun ins Werk geſetzt wurden, brachten mehrere Umſtände zur Kenntniß der Behörden, die ihre Aufmerkſamkeit erregten.

Ein Bauernmädchen erklärte, als ſie am Morgen des 16. Juli in der Nähe des alten Schloſſes Holz eingeſammelt, habe ſie einen Herrn in Jagdkleidung mit einer Dame ſpazieren gehen ſehen. Die Dame, ſagte ſie, habe einen Strohhut und ein grellfarbiges Kleid getragen und einen Sonnenſchirm in den Händen gehabt. Ein noch wichtigeres Zeugniß legte der Verwalter des Bades P—l bei M. ab. Er berichtete, daß an demſelben Tage eine elegant gekleidete bleiche Dame, anſcheinend ſehr ermüdet, gegen Mittag an dem Eingange der Badeanſtalt erſchienen ſey. Dieſelbe verlangte nach einer Perſon, um ihr die rechte Hand zu verbinden, an welcher ſie ſich zufällig verwundet habe. Des Aufſehers Frau wuſch und verband die Wunde, ſie war lang, aber nicht tief und ſchien von einem Meſſer herzurühren. Die Dame bat um ein weißes Tuch, welches ihr gegeben wurde, ſie reichte hierauf der Frau einen Dukaten und entfernte ſich eiligen Schrittes. Ein alter Mann, wie ein Holzhauer gekleidet, dem ſie entgegenging, war in einiger Entfernung bemerkt worden. Die Dame ſetzte mit demſelben ihren Weg fort und eine Frau, die nahe an dem Badehaus wohnte, ſagte aus, hinter einer Hecke im Garten arbeitend habe ſie ein Geſpräch zwiſchen der Dame und ihrem Führer gehört. Der alte Mann hatte zu der erſteren geſagt:

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, beruhigen Sie Sich; Thränen können die Todten nicht wieder in's Leben zurückrufen. Von mir haben Sie nichts zu befürchten; ich werde ſchweigen, ſchweigen wie das Grab.“ —

Beide Zeugen ſagten, die Dame habe einen hellfarbigen Sonnenſchirm, einen Strohhut mit Blumen, ſo wie ein grünſeidenes Kleid getragen.

Nun zweifelte Ferdinand von Bergfelt nicht länger, daß die Unterſuchungen bald zu einem Reſultate führen würden. In einem Briefe an die Behörde zu M. ſchrieb er: „Wir haben den Handſchuh und es wird nicht lange dauern, bis wir auch die Hand haben. Es iſt der Handſchuh der rechten Hand; ich habe ihn umgewandt und einen Umſtand entdeckt, der uns bisher entgangen war. Inwendig befindet ſich nämlich ein Name, deſſen Schrift jedoch halb verwiſcht iſt; die Buchſtaben Heinr — F — ke ſind allein noch deutlich erkennbar.“ — Aber war dies der Name des Eigenthümers oder der des Fabrikanten? In der Abſicht, dieſe Frage aufzuhellen, wurde der Handſchuh einem erfahrenen Polizeiagenten zugeſandt, mit der Anempfehlung, keine Mühe zu ſparen, um ſich Licht über dieſen Punkt zu verſchaffen.

Der Feſttag des heiligen Joſeph nahte währenddeß heran und die Kapelle, worin man den Leichnam gefunden, wurde zu der Feier gereinigt und geſchmückt. Als man den Almoſenkaſten öffnete, fand man eine grünſeidene Börſe in demſelben, eine bedeutende Summe in Gold und Silber enthaltend, nebſt einem Blatte Papier, worauf folgende Worte geſchrieben waren:

„Begrabt den todten Mann; Chriſtian und Gott wird es Euch vergelten!“ —

Man wird ſich erinnern, daß der Gaſtwirth eine grünſeidene Börſe in den Händen des Reiſenden geſehen, der eine Nacht bei ihm beherbergt war. Die Börſe wurde ihm gezeigt und er erkannte ſie für dieſelbe. In der Zwiſchenzeit erhielt Ferdinand die Kunde von dem Tode ſeines Vaters. Er kehrte ſogleich nach Schleſien zurück, wohl wiſſend, daß im Fall der Mord ſeines Bruders bewieſen wäre, er ſich ſogleich in Berlin einzuſtellen habe, um von der obern Behörde in den Beſitz des Erbes eingeſetzt zu werden. In dieſer Angelegenheit rechnete er auf die Unterſtützung ſeiner Schwägerin, da ſie als Wittwe des Verblichenen eine weit größere Leibrente beanſpruchen konnte, als den Jahresgehalt, welcher ihr bei der Trennung von ihrem Gatten zugeſtanden worden.

Der junge Baron von Bergfeldt ſtand auf keinem freundlichen Fuße mit der Familie ſeiner Schwägerin. Einige Eröffnungen, um die Eintracht zwiſchen den Gatten wieder herzuſtellen, waren von ihrem Vater, dem General Grafen Hildenrath, mit entſchiedener Hartnäckigkeit zurückgewieſen worden. Dieſes Betragen hatte den Stolz der Familie Bergfeldt auf das Empfindlichſte gekränkt. Am 18. Juli 1829 traf Bergfeldt in Berlin ein und ſtattete ſogleich einen Beſuch bei dem General Hildenrath ab, der ihn ziemlich kühl empfing. Charlotte, die Wittwe ſeines Bruders, war abweſend. Während Ferdinand dem Grafen alles mittheilte, was er über den Ermordeten eingezogen hatte, fuhr ein Wagen vor dem Hauſe vor und nach wenigen Minuten erſchien die Schwägerin im Salon. Bei Ferdinands Anblick, der ihr mit ehrfurchtsvoller Theilnahme entgegentrat, wurde ſie todtenbleich, taumelte ſichtlich zurück und war auf dem Punkte zuſammenzuſinken, aber plötzlich ſich ermannend machte ſie eine Verbeugung und verließ raſch das Zimmer. Ferdinand war ſehr verſtimmt über dieſes Betragen; er ſah in ihm die tiefe Kluft, welche die Familie ſchied und beurlaubte ſich bald

Digitized by Google

darauf von dem Grafen. Später traf er mehrmals mit Charlotten zuſammen, aber ohne den Schwager grade zu vermeiden, zeigte ſich dieſe doch ſehr kühl und zurückhaltend gegen ihn, obſchon ſie dem plötzlichen und beklagenswerthen Tode ihres Gatten die gebührende äußerliche Trauer zollte.

Gegen Ende des Monats Auguſt erhielt Ferdinand einen Brief von ſeinem Advokaten.

„— Ich habe Ihnen einige Mittheilungen zu machen, ſchrieb dieſer, welche mir von der größten Wichtigkeit ſcheinen und die ich Ihrer ernſtlichen Aufmerkſamkeit empfehle."

„Erſtens muß ich Ihnen melden, daß wir den Handſchuh der linken Hand ebenfalls gefunden haben. Der Name Heinrich Finacke iſt innen deutlich zu leſen. Es iſt dies wahrſcheinlich der Name des Fabrikanten und alle Maßregeln ſind getroffen, darüber nähere Gewißheit zu erlangen. Der Handſchuh wurde auf folgende Weiſe entdeckt. Während den Unterſuchungen zeigte der Polizeiagent, der im Beſitze des rechten Handſchuhes war, den blutbefleckten Gegenſtand einer Modehändleein in M. Eine Dame, Feau Raumer, die in dem Laden anweſend, erblickte zufällig den Handſchuh und unterſuchte ihn mit vieler Aufmerkſamkeit. Sie wußte, daß ich mit Nachforſchungen über den Mord beauftragt war. Drei Tage ſpäter beachte mir dieſe Dame den linken Handſchuh; ſie iſt eine vertraute Freundin von der Familie des protestantiſchen Pfarrers Gaeben und erzählte mir, daß eines Tages, als ſie mit den Töchtern des Geiſtlichen über den Schnitt eines Kleides ſtritt, eine der jungen Damen daſſelbe aus einer Kommode nehmen wollte und unverſehens einen Handſchuh damit hervorzog, der vor ihre Füße fiel. Indem Frau Raumer den Handſchuh aufnahm, bemerkte ſie inwendig einige Schriftzüge und las mechaniſch den Namen Heinrich Finacke."

„Wie kömmſt Du zu dieſem Handſchuh, Karoline?" fragte ſie.

„Die Kammerfrau einer Dame aus Berlin, welche verwichenen Sommer hier wohnte, hat mir ihn gegeben," lautete die Antwort.

(Fortſetzung folgt.)

Seltene Geburtstagsfeier.

Am 5. Nov. feierte der allgemein geachtete Herr Kirchenrath **Dr. L. F. Krauß,** erſter Pfarrer an der proteſtantiſchen Kirche zu St. Ulrich in Augsburg und Ehrenkreuz des königlichen Ludwigsordens im Kreiſe ſeiner zahlreichen Familie ſeinen neunzigſten Geburtstag. Um aber dem edlen Greis, — der ſchon im Jahre 1830 ſein 50jähriges Dienſtjubiläum und einige Jahee ſpäter ſeine goldene Hochzeit begangen hat, und ſo lange ſegensvoll für ſeine Gemeinde und die ganze Stadt wirkte — auch einen Akt der öffentlichen Huldigung darzulegen, brachte unſere Liedertafel demſelben eine Serenade. Herr Kirchenrath Dr. Krauß, der leider ſeit einigen Jahren des Augenlichts beraubt, dankte noch mit derſelben kräftigen Stimme, die uns Gottes Wort von der Kanzel ſo oft verkündigte, für dieſen Beweis von Theilnahme und ſchloß ſeine Rede ungefähr mit folgenden Worten: „Möge meine Vaterſtadt ſtets an Tugend, Religion, Rechtſchaffenheit und Wohlſtand zunehmen und wachſen. Ich meines Theils werde in meinem Amte und in den Verhältniſſen, in denen ich ſtehe, ſo viel ich noch kann, für deren Wohl wirken im Gebete zu Gott!" Eine allgemeine Begeiſterung folgte dieſen Worten des hochverehrten Greiſes, und was der Vorſtand der Liedertafel, Hr. Rösle hierauf erwiederte, war gewiß von allen Theilnehmenden nachgeſprochen als ihr eigener Wunſch für den Edlen. Er ſprach: „Ehrwürdiger Greis, könnten wir Dir all die Gefühle ſagen die für Dein Wohl unſere Herzen bewegen! Uns mangeln die Worte hiezu, doch unſer Gebet trete für ſie ein, daß der Höchſte, der Dich ſo wunderbar geleitet, der Dich ſo reichlich geſegnet, Dein Vergelter ſey. Möge Dein edles Beiſpiel fort und fort wirken, dann können wir für unſer liebes Augsburg nur Gutes erwarten. Der Herr, der Dir ſo viele Lebensjahre ſchenkte, behüte Dich, der Herr bewahre Dich, der Herr ſey deine Kraft."

Pot-Pourri.

Haydns Compoſitionen.

Eines Morgens trat ein gut gekleideter kleiner Herr in den Laden M. Howells, Muſikalienhändlers in Briſtol, und wünſchte einige Piano-Forte-Muſik zu ſehen. Howell legte ihm einige neu erſchienene Sonaten von Haydn vor; der Fremde blätterte ſie durch und ſagte darauf: „die mag ich nicht, ſie gefallen mir nicht." Der Muſikalienhändler erwiederte: „Aber dieſe Compoſitionen ſind ja von Haydn, mein Herr!" — „Ganz gut, allein ich möchte etwas Beſſeres haben." — „Etwas Beſſeres!" rief Howell unwillig aus, „nun damit kann ich leider nicht aufwarten, Ihr gehorſamſter Diener." — Dies ſagend, kehrte er dem kleinen Mann den Rücken, um zu gehen, als dieſer ihm eröffnete, daß er ſelbſt Haydn ſei. Howell, außer ſich von Freude, den großen Komponiſten leibhaftig vor ſich zu ſehen, fiel ihm ohne Weiteres um den Hals, und Haydn fühlte ſich durch eine ſo enthuſiaſtiſche Verehrung dergeſtalt geſchmeichelt, daß beide von Stund an die vertrauteſten Freunde wurden.

Der Erfinder des Telegraphen.

Es iſt eine ziemlich allgemein herrſchende Meinung, daß Claude Chappe in Frankreich der Erfinder der Telegraphen ſey. Dieſem muß aber widerſprochen und die Ehre der Erfindung Deutſchland vindizirt werden, da der berühmte Naturforſcher und Chemiker, Direktor der phyſikaliſchen Klaſſe der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, Franz Karl Achard (geboren zu Berlin den 28. April 1754, geſtorben zu Kunern im Regierungsbezirke Breslau in Schleſien am 20. April 1821) derſelbe, welcher die Entdeckung Markgraf's, aus dem konzentrirten Safte verſchiedener Wurzelarten kryſtalliſirten Zucker zu gewinnen, mit einem Worte, die Zubereitung des Runkelrübenzuckers weſentlich verbeſſert und im Großen ausgeführt, bereits zu Ende des verfloſſenen Jahrhunderts zu Spandau einen leicht transportabeln Telegraphen, durch welchen mittelſt 5 Zeichen 23,750 Wörter und Redensarten ausgedrückt werden konnten, konſtruirt und zum Gebrauche dieſes Inſtrumentes ein eigenes telegraphiſches Wörterbuch in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, dem er noch 32 telegraphiſche Ziffern beifügte, verfertigt hat.

Den neueſten ſtatiſtiſchen Angaben zufolge ſind die Einwohnerzahlen für die größten Städte der Erde im Jahee 1847 der Reihe nach folgende, wobei indeß hinzuzufügen iſt, daß die Angaben namentlich für China unſicher und vielleicht ſehr unvollſtändig ſind:

London 1,876,000 *).	Luknow 360,000.
Jeddo 1,600,000.	Liſſabon 350,000.
Paris 1,087,000.	Delhi 350,000.
Peking 1,000,000.	Cairo 350,000.
Canton 800,000.	Moskau 330,000.
Konſtantinopel 780,000.	Dublin 298,000.
Nanking 700,000.	Glasgow 290,000.
Lintſin 680,000.	Philadelphia 280,000.
Kalkutta 650,000.	Liverpool 280,000.
Benares 650,000.	Amſterdam 260,000.
Hongtſcheu 650,000.	Hyderabad 250,000.
Madras 500,000.	Aleppo 250,000.
Petersburg 480,000.	Madrid 240,000.
Neapel 470,000.	Mirzapur 240,000.
New-York 440,000.	Ispahan 220,000.
Berlin 410,000.	Mexico 220,000.
Wien 400,000.	Genby 220,000.
Awa, 380,000.	Daſka 200,000.
Patna, 370,000.	Bombay 200,000.
Mancheſter, 365,000.	

*) Samt den faſt dazu gehörigen Ortſchaften 2,026,000.

Digitized by Google

Bei einer Sammlung zu einem mildthätigen Zwecke kamen zwei Herren zu einem Geizhalſe. „Ich bedaure,“ ſagte dieſer, „ich kann Ihnen nur eine Kleinigkeit geben.“ — „Wir ſind für alles dankbar,“ erwiderte der Eine, „geben Sie uns, was Sie entbehren können.“ — „Das wird auf Sie ankommen“, antwortete der Geizhals; „was ich am beſten entbehren kann, iſt Ihre Gegenwart.“

Korreſpondenz des „Sammlers.“

* Augsburg, 9. Nov. (Theater.) Der Regiſſeur unſeres Stadt-Theaters, Hr. Behrens, gab zu ſeinem geſtern ſtattgefundenen Benefize das aus dem Franzöſiſchen überſetzte Stück „Der Pariſer Lumpenſammler“. Man klagt in neueſter Zeit vielfach und faſt allgemein über das Zugrundegehen alles guten Geſchmacks in der Dichtung, namentlich in der dramatiſchen, das vorherrſchende Hereinziehen des concreten Lebens mit allen ſeinen Schwächen und Sünden in das Gebiet der Phantaſie und abſtrakten Dichtung, und will daraus die ganze Richtung der neuern Zeit überhaupt und kurzweg verdammen. Uns ſcheint mit Unrecht. Die Literatur als ſolche wird ſich nie als ausſchließliche und mit den Zeitereigniſſen in keinem Zuſammenhange ſtehende Größe geſtalten, ſondern ſtets nur ein Ausfluß und die Spitze der jeweiligen Zeitbeſtrebungen und der vorherrſchenden geiſtigen Strömung in der großen Geſammtheit eines Volkes ſeyn. Wohl erheben ſich einzelne Geweihte mehr über den bewegten Wellenſpiegel des wogenden Zeitgeiſtes und emancipiren ſich in höherem Maaße als andere. Allein ſich ganz davon freizumachen gelingt wohl Keinem. Steht dem Dichter die große Geſchichte eines thatkräftigen Volkes zur Seite, iſt ſeine Zeit ſelbſt eine ernſte, vorherrſchend aktive und in den verſchiedenartigſten Kämpfen um allgemeine, patriotiſche Intereſſen ringende, dann wird das dramatiſche Poeſiegebilde ſich von ſelbſt darnach formiren. Iſt aber die Epoche, in welcher der Dichter ſeine Aufgabe zu erfüllen hat, eine vorherrſchend weichliche, paſſive, ſüßelnde, unter dem geſammlen Schnickſchnack moderner Afterbildung und Frühreifheit ausgemergelt und kraftlos dahinſchleichende, iſt der höchſte Triumph der Charakterbildung eine ſchlangenartige Geſchmeidigkeit und ſüßlächelnde Heuchelei, iſt der körnige Muth eines ſich fühlenden Mannes zur beſpöttelten Ausnahme geworden, exiſtirt das Wort Patriotismus nur noch um mitleidig über veraltete Vorurtheile die Achſeln zu zucken und erhebt ſich der Blick nicht über das gemeinſte ſelbſtſüchtige Intereſſe hinaus, — dann wird man vergeblich nach einer wahren dramatiſchen Poeſie ſuchen. Unwillkührlich aber macht ſich die Reaction des nach dem Edlen ſtrebenden Dichtergeiſtes geltend, er überſpringt im heiligen Eifer die zarten Gränzen des Schönen und nimmt, da er bei dem „Gebildeten“ nicht findet was er ſucht, ſeinen Stoff bei dem ſchroffen Gegenſatz, bei dem „Gemeinen“, um von hier aus in negativer Form zu wirken, da ihm die poſitive unmöglich oder zum Eckel geworden. An dieſem Punkte ſtehen wir, und daher rühren alle die „Volksſtücke“ mit ihrem Greuel, ihrem Schnaps, Diebſtahl, Kindermord und Lumpen, welche die Neuzeit gebiert. Zu dieſer Gattung von Dichtung rechnen wir auch Freitag's talentvolle Dichtung „Valentine“, die wir jedoch in Beziehung auf die ſtoffliche Form weit über alle gleichtendenzlichen Erzeugniſſe ſtellen. Wir konnten uns ſelbſt mit dem „Weibe aus dem Volke“ verſöhnen, weil der Gedanke, auch die Leiden der armen Klaſſen und das ſie verfolgende Mißgeſchick den vom Schickſal mehr begünſtigten Mitmenſchen vorzuführen, immer etwas Schönes und ſein Gutes hat. Gegen Stücke jedoch, wie der „Lumpenſammler“, wo Liederlichkeit und rohe Miſſethat den Reigen führen, wo ſtümperhafte Anlage des Stücks und jedem Geſetz der Aeſthetik Hohn ſprechende Durchführung ſich den Vorrang ſtreitig machen, wo man mit den gröbſten Unwahrſcheinlichkeiten förmlich gemartert wird, und der Dichter keinen andern Zweck ſich vorgeſezt zu haben ſcheint, als, wie die Knaben Kaſtanien an eine Schnur, ſo er die ſchmählichſten Verbrechen ohne die mindeſte innere Nothwendigkeit an einander zu reihen, gegen ein ſolches Stück müſſen wir aus vollem Grund des Herzens proteſtiren. Wohl mag der „Lumpenſammler“ an den Vorſtadttheatern des mit dem verſchiedenartigſten Proletariate reich geſegneten Paris ſtürmiſchen Beifall geerndtet, wohl mögen die Griſetten ihre erdichtete Genoſſin Marie als ein Wunder angeſtaunt haben; — für deutſchen Grund und Boden aber paßt dieſes Stück nimmermehr, und es gehört mit zu den Grundurſachen des Verfalls unſerer dramatiſchen Kunſt, daß ein ſolches Stück überhaupt nur ſeinen Weg auf eine deutſche Bühne finden konnte. — Wenn wir ſomit über den „Lumpenſammler“ an ſich den Stab gebrochen haben, ſo müſſen wir dabei bedauernd erwähnen, daß die trefflichen Leiſtungen unſerer Bühnenmitglieder an ein ſolches Machwerk verſchwendet wurden. Herr Behrens und Dem. Herz, Hr. Fiſcher und Hr. Rebe ſpielten durchweg vortrefflich, ſo wie auch alle Nebenrollen bis zum Kammermädchen (Dem Claus) vollkommen beſetzt waren. Wenn Fräulein Große als Claire nicht ſehr anſprach, ſo liegt die Schuld hievon nicht an ihr, ſondern an dem rieſenhaft unwahrſcheinlichen Charakter, welchen der Dichter (?) ihrer Rolle zugeworfen hat. Einige ſinnſtörende Fehler im Recitiren mögen mit der erbärmlichen Ueberſetzung hinlänglich ſich entſchuldigen laſſen.

F. O.

Der Vögelein Lehre.

(Aus dem Luſtſpiele „Jean Bart“ entnommen und rezitirt von Dem. Groſſe auf dem Augsburger Stadt-Theater.)

Dort auf dem kleinen, grünen Raum
Von einem einz'gen Lindenbaum,
Da hört man viele Vöglein ſingen,
Und ihrem Gott ein Loblied bringen.

Sind Vögelein gar mancherlei,
Der Eine ſingt: „Dedirridei!“
Der Andere aber ohne Ruh:
„Dadiridu! Dadiridu!“
Der Dritte ſchmettert froh und flink
Vom Aſt herab ſein „fink, fink, fink!“
Indeſſen, ganz dem Gipfel nah,
Der Vierte ruft: „Dedei — di — da!“
So ſingen noch viel And're fort,
Verſchied'nen Ton's und anderm Wort,
Und keiner will's dem Andern wehren,
Sucht ihn in ſeinem Sang zu ſtören;
Iſt nicht des Nächſten Widerpart,
Und glaubt, er hätt' die beſte Art,
Und ganz allein die wahren Weiſen,
Den lieben Schöpfer recht zu preiſen.
Nein! kein's ſucht's and're zu beengen,
Viel weniger vom Baum zu drängen.
Sie leben ohne Zank und Streit,
In Duldung und in Einigkeit.
Da ſteh' ich zu des Baumes Füßen,
Und möcht fürwahr zu gerne wiſſen:
„Ob jedes Vöglein fromm geſinnt,
Mit ſeinem Sang ſich Gott gewinnt.“
Denk' wohl, daß ſeines Schöpfers Gnad'
Jed' reines, frommes Herze hat,
Ob Diridu! — ob Deridei!
Wenn nur die Lieb' zu ihm es ſey,
Die andachtsvoll das Liedchen ſingt,
Und im Gebet zum Himmel ſchwingt.
Der Baum iſt eng, die Erde weit!
Bei Menſchen herrſcht nicht Einigkeit!
Mir ſcheint es oft, im Vöglein drin
Wär' unſers Heilands Lehr' und Sinn,
Der voll der Lieb' und Duldung ſpricht:
„Verdamme Deinen Bruder nicht!“

Digitized by Google

Nro. 91.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 13. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedicht König Ludwigs von Bayern. — Geſchichten aus der Kaiſerzeit. — Der Handſchuh. — Der Tod der Gräfin v. Görlitz. Anekdote.

Gedicht König Ludwigs von Bayern.

(Aus dem ſoeben erſchienenen IV. Band.)

Auf meine Geſchäftigkeit.

Niemals ruhen kann mein Geiſt,
Immerfort derſelbe kreiſt;
Daß er iſt geſchäftig,
Das erhält ihn kräftig.

Ruhe macht die Seele ſtumpf,
Waſſer wird durch ſie zu Sumpf.
Ohne Windes Wehen
Könnt' nicht Luft beſtehen.

Unaufhaltbar ſchnell zerfällt,
Wie ſie nicht bewegt, die Welt.
In Bewegung Leben,
Tod in Ruh gegeben.

Geſchichten aus der Kaiſerzeit.

II. Der Poſtmeiſter.

Von allen Menſchen, die ihre Verehrung für Napoleon bis zur Abgötterei trieben, war unſtreitig der Poſtmeiſter von Rouvray in Burgund einer der merkwürdigſten. Seine Liebe zum Kaiſer, kann man ſagen, gränzte an Wahnſinn. Dieſer Mann hätte Vermögen, Frau, Kinder, ſein Leben ſelbſt für den geringſten Wunſch Desjenigen geopfert, den er als den Herrn der Welt betrachtete. Man hat ihn lachen, weinen, ſeufzen, ſchaudern und ſich bekreuzen ſehen, wenn er vom Kaiſer ſprach.

Napoleon mochte es gern, daß man ihn mit den Leuten bekannt machte, denen ſein Ruhm eine ſo lebhafte Leidenſchaft einflößte. Auch war er dem Poſtmeiſter Bizouard ſehr zugethan und geſtattete ihm zu jeder Zeit den Zutritt in die Tuilerien. Bizouard verſäumte daher nie, wenn er in Paris war, bei dem Kaiſer einzuſprechen, und that dies mit ſo wenig Umſtänden, als er machte, wenn er zum General-Poſtdirektor ging, ſeine Rechnungen abzulegen.

Eines Tages — er war eben vom Wagen geſtiegen — kam er in den Reiſekleidern an das Thor der Tuilerien und fragte bald dieſe, bald jene Wache, ob der Kaiſer im Schloſſe ſey, etwa wie wir fragen: Iſt der Herr der und der zu Hauſe?

Die Einen lachten ihm ins Geſicht, die Anderen ließen ihn laufen, und das ſetzte Bizouard in ſolche Wuth, daß der wachthabende Offizier genöthigt war, ihn in die Wache bringen zu laſſen.

„Ha, meine Herren", ſagte er, „Sie wagen es, Bizouard zu arretiren, Sie mißachten den Poſtmeiſter von Rouvray! Sie ſollen ſehen, und das gleich! — Man gebe mir ein Schreibzeug", ſchrie er: „ich will an den Kaiſer ſchreiben, ja an den Kaiſer. Das wundert Sie, Herr Offizier... glaub's wohl; aber warten Sie nur, es wird alsbald Neuigkeiten geben!" ... Und Bizouard ſchrieb Folgendes:

„Sire! Ich ſitze hier auf der Pritſche, nicht mehr und nicht weniger, als ein Ruheſtörer, ich, der Poſtmeiſter von Rouvray, Ihr beſter Freund und der treueſte Ihrer Unterthanen, was Ihnen übrigens hinlänglich bekannt iſt. Ich denke nicht daran noch länger hier zu ſchwitzen und würde mich freuen, wenn ich Ew. Majeſtät recht bald zu ſehen bekäme. Sputen Sie ſich, Sire, wenn ich bitten darf, und holen Sie mich hier heraus.

Der Poſtmeiſter von Rouvray
Bizouard."

Der Kaiſer las die ſonderbare Epiſtel nicht ohne zu lächeln und machte das Unrecht, das man an Bizouard's überſchwänglicher Treue begangen, wieder gut, indem er ihn durch einen ſeiner Adjutanten befreien ließ.

Man kann ſich denken, wie groß bei ſolchen Geſinnungen Bizouard's Verzweiflung war, als ihn die Ereigniſſe von 1814 des Gegenſtandes ſeiner Anbetung beraubten, und wie groß ſein Jubel als am 17. März 1815 auf ſeiner Rückkehr von Elba der Kaiſer plötzlich vor dem Poſthauſe von Rouvray ankam. Bizouard's Ausbrüche des Erſtaunens und der Freude zu malen, als er Napoleon wiederſah, iſt unſere Feder außer Stande. Wie mußte ihm das Herz hüpfen, als der Kaiſer zu ihm ſagte: „Geſchwind, Bizouard, mein alter treuer Freund, Pferde! man wartet in Paris auf mich."

Er verlor den Kopf dabei, der würdige Poſtmeiſter. Trotzdem hatte er im Nu die Amtstracht angelegt und erſchien mit ſtrahlender Stirn und erhitztem Geſicht vor dem Kaiſer, der ſich rüſtete, wieder in den Wagen zu ſteigen. Eine Idee, man ſah es, beſchäftigte Bizouard ſtark; denn gegen ſeine Gewohnheit war er ernſt und fluchte nicht. In der That war in ſeinem perplexen Geiſte ein ſeltſamer und komiſcher Gedanke aufgeſtiegen. — Der Augenblick der Abreiſe war gekommen, die Pferde geberdeten ſich ungeduldig, und Bizouard's beide Söhne ſaßen auf ihrem Poſten, des Vaters letztes Kommando erwartend, der immer noch zögert und nachdenklich auf und ab geht. Man will ihn eben darüber fragen, als er plötzlich ſeine alte Unbefangenheit wieder annimmt und lachend ausruft: „Ma foi, deſto ſchlimmer; wenn er ſich ärgert, ſo ärgern wir uns Zwei." Und zum Kaiſer gewendet, ſagte er: „Was man dumm iſt, Sire, wenn man geiſtreich ſeyn will! Sehen Sie, zehn Minuten lang käue ich's wieder und wieder, wie ich's anſtelle, Ihnen eine Bitte vorzutragen, und aufs Wort der Bizouards, ich hab's noch nicht herausgebracht."

„Was wollt Ihr mir denn ſagen?" fragte Napoleon. — „O, Sire" antwortete der Poſtmeiſter, „es iſt zu eigenthümlich." — „Thut nichts, ich will es wiſſen, ſprecht!" — „Sie wollen es wiſſen, Sire; nun denn, hier iſt's: Heute wird es das ſechste Mal ſeyn, Sire, daß ich Sie fahre; ich habe Sie nie um etwas gebeten, weil ich kein Intriguant und kein Bittſteller bin, und weil ich Sie liebe um Ihrer ſelbſt willen, nicht mehr. Indeß heute habe ich Sie um eine große Gunſt, um eine ungeheure Gnade zu erſuchen. Sie wer-

Digitized by Google

den ſich über mich luſtig machen, vielleicht ſich ärgern; aber Sie haben's gewollt. Ich wäre der glücklichſte der Sterblichen, wenn Sie mir erlaubten . . . ."

„Nun?"

„Sie zu küſſen, Sire!" — „Nichts weiter, mein lieber Bizouard?" — „Nichts weiter." — „Nun denn," ſagte der Kaiſer, „wenn Ihr wollt!" und öffnete ſeine Arme. — Bizouard ließ ſich das nicht zweimal ſagen und benutzte reichlich die erhaltene Erlaubniß. Dann ſchwang er ſich aufs Sattelpferd, ſtolzer als ein Dichter, der eine Lorbeerkrone erhalten, glücklicher als ein Geizhals, der einen Schatz gefunden, und gab das Zeichen zur Abfahrt. In weniger als einer Stunde hielt des Kaiſers Wagen auf der folgenden Station. Nie gewiß hatten Bizouard's Pferde ihren Herrn ſo gut verſtanden, und nie war Napoleon ſolche Strecke in ſo kurzer Zeit gefahren. Der Poſtmeiſter aber muß vom Kaiſer ſcheiden, und er ſagt ſein Lebewohl unter Thränen der Dankbarkeit und Liebe. Doch als er umkehrt und der Rauſch ſeiner jähen Freude verflogen iſt, fühlt er ſein Herz beklommen, und er kann nicht aus voller Bruſt in die Vive l'Empereur einſtimmen, die aller Seiten aus der Menge hervorbrachen. Er mochte das traurige Ende des Drama's der „hundert Tage" vorahnen, mit dem des Kaiſers Glück und das ſeine zuſammenſtürzte.

Etwa vier Monate nach der Schlacht von Waterloo wurde der Poſtmeiſter von Roubray, der Theilnahme an einer Bonapartiſtiſchen Verſchwörung verdächtig, abgeſetzt, von Gefängniß zu Gefängniß geſchleppt und in Riom vor den Aſſiſen des Puy-de-Dome gerichtet. So viele Schläge zerrütteten ſeine Geſundheit und ſein Vermögen; ſeine Frau ſtarb, und die Juli-Revolution fand ihn als Bauern auf dem Gute eines Fremden. Man ſuchte die Ungerechtigkeit der Reſtauration wieder gut zu machen und gab Bizouard ſeine Anſtellung als Poſtmeiſter wieder.

Der Handſchuh.

(Wahrheit ohne Dichtung.)

(Fortſetzung.)

„Ich beeilte mich ſogleich, fügte der Anwalt ſeinem Berichte hinzu, an den Prediger zu ſchreiben; derſelbe iſt dieſen Morgen in Begleitung ſeiner Tochter Karoline zu mir gekommen. Beide waren ſehr beunruhigt, die Entdeckung des Handſchuhes — ein an und für ſich ſo geringfügig ſcheinender Umſtand — möge ihnen Unannehmlichkeit verurſachen. Ich bemühte mich, ihre Furcht zu beſchwichtigen und erſuchte die junge Dame, mir aufrichtig zu ſagen, wie ſie in den Beſitz des Handſchuhes gekommen ſey."

„Sie erzählte mir, daß vor einiger Zeit eine junge Wittwe aus Berlin, die ſich Madame Veltheim nannte, auf dem Schloſſe unweit M. bei dem Baron v. Schönwald zum Beſuche geweſen ſey. Karoline, die muſikaliſches Talent beſitzt und mit dieſer Familie befreundet, hatte oft mit dem Gaſte zum Klavier geſungen. Bei der Abreiſe der fremden Dame half ſie deren Kammerfrau einpacken; ein einzelner Handſchuh, welchen dieſe als unnütz bei Seite warf, gefiel der Predigerstochter durch ſeine überaus zierliche Form und ſie ſteckte ihn als Erinnerung an die liebenswürdige Wittwe zu ſich. Ich wüßte keinen Grund, fuhr der Anwalt in ſeinem Schreiben fort, an der Wahrheit dieſer Ausſage irgendwie zu zweifeln. Sie werden ſich des Billets in franzöſiſcher Sprache erinnern, das unter den Effecten des Ermordeten aufgefunden ward. Es war mit „C —" unterzeichnet. Nun habe ich vernommen, daß die Kammerfrau dieſer Madame Veltheim, eine Franzöſin, Cecilie hieß. Dies Zuſammentreffen mußte mir auffallen. Cecilie wird groß und ſchlank geſchildert, während Karoline Gaeben im Gegentheile kleinen Wuchſes iſt. Alles, was ich über Madame Veltheim habe erfahren können, iſt, daß dieſelben einer guten Familie angehöre und ſich in den erſten Kreiſen der Berliner Geſellſchaft bewege."

Seltſam, dachte Ferdinand, daß der Advocat ſo viel Gewicht auf einige zufällig zuſammentreffende Umſtände legt, nachdem er den Brief geleſen. Er begab ſich zu dem Grafen, um ihm die erhaltenen Nachrichten mitzutheilen. Der Graf war ausgefahren, aber die Frau vom Hauſe empfing ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit. Sie war ſehr begierig, etwas Näheres über den Mord ihres Schwiegerſohnes zu vernehmen und drang in Ferdinand, ihr jeden Umſtand zu erzählen.

— „Ihr Bruder wurde, glaube ich, unweit der Stätte beerdigt, wo man ſeinen Leichnam gefunden," ſagte die Dame.

„Ja gnädige Frau, ſeine Gebeine ruhen auf dem kleinen Dorfkirchhof nahe bei M."

— „M . . .? rief die Gräfin, o was würde Charlotte empfunden haben, wenn ſie das gewußt hätte. Sie war zur Zeit des ſchrecklichen Ereigniſſes nicht weit von dieſem Orte."

„Wie, Gräfin, meine Schwägerin ſollte in der Gegend von M. geweſen ſeyn?"

— „Sie hat einige Wochen in dem Schloſſe des Baron von Schönwald zugebracht, das in der Nähe dieſes Dörfchens liegt. Kennen Sie nicht den Baron? Ein höchſt angenehmer Mann, nur ein allzugroßer Jagdliebhaber, und die Baroneſſe — ein wahres Raritätenſtück! In ihrer Jugend war ſie Ehrendame bei der Kurfürſtin; damals gab es noch keine Könige von Sachſen. Aber heut zu Tage iſt Alles anders geworden; und noch geſtern ſagte ich meiner Freundin, der Frau von Schlichtegroll, daß ich nicht wüßte, was wir bei dieſer Veränderung gewonnen."

Auf dieſe Weiſe fuhr die redſelige Dame noch lange fort, während Ferdinand, in tiefes Nachſinnen verloren, ihr kaum Gehör ſchenkte.

Wie," ſagte er ſich im Stillen, „Charlotte war dem Orte des Verbrechens ſo nahe und man hat uns Nichts davon erwähnt. Beide, ſie und ihr Vater, haben eine Thatſache verſchwiegen, die mir doch bei unſerer erſten Zuſammenkunft hätte mitgetheilt werden müſſen."

Bergfeldt beurlaubte ſich von der Gräfin, und kehrte von tauſend Gedanken durchkreuzt, in ſeine Wohnung zurück. Nochmals durchlas er den Brief ſeines Anwalts, über jede Zeile nachſinnend. Noch ein neues „C . . . ." war ans Licht getreten! War es der Name, dem man nachforſchte? Sollte der angeklagte Handſchuh Charlotten gehören? Hatte ſie unter dem falſchen Namen von Veltheim ſich unter einem Wittwenſchleier verborgen? Dieſe und tauſend andere Gedanken des Argwohns beſtürmten den jungen Baron. Der Schlaf floh die ganze Nacht hindurch ſeine Augen.

Am folgenden Morgen ſtellte er ſich wieder in der Wohnung des Grafen ein. Er traf die Gräfin nebſt ihrer Tochter in dem Salon. Das Geſpräch drehte ſich natürlich um die gerichtlichen Nachforſchungen. Charlotte verrieth anfänglich kein Zeichen von Verlegenheit oder Unruhe.

„Wenn ich nicht irre, ſind Sie mit der Familie Schönwald bekannt, die nicht weit von M. wohnt?"

„Sie iſt mir nicht ganz fremd," entgegnete Charlotte.

„Haben Sie vielleicht zufällig die Tochter des Pfarrers Gaeben kennen gelernt, der in der Nähe des Schloſſes lebt?"

„Der Pfarrer hat mehrere Töchter."

„Ich meyne die zweite. Wenn ich nicht irre, heißt ſie Caroline."

„Ja, dieſe kenne ich; ſie iſt ein liebenswürdiges Mädchen und ich habe ſie ſehr liebgewonnen."

„Ich habe ſoeben erfahren, daß ſie ſehr ernſtlich bei der ſchrecklichen That verwickelt ſcheint, die wir zu ergründen ſuchen. Die Polizei hat entdeckt —"

„Was! Was iſt entdeckt worden?" rief Charlotte plötzlich erbleichend in höchſter Aufregung und mit verſtörten Blicken. „Iſt es möglich? — arme Caroline; — Sie iſt unſchuldig — ganz unſchuldig! Ich will ſogleich nach M. reiſen, ich muß ſie retten."

Und bewußtlos ſank ſie nach dieſen haſtig ausgeſtoßenen Worten auf das Sofa zurück. Die Gräfin zog heftig die Klingel; die Diener eilten zur Hülfe herbei. Ferdinand, die Stiege hinabſtürzend, entfernte ſich aus dem Hauſe. „Das Geheimniß iſt enthüllt!" rief

Digitized by Google

er, „Charlotte unternimmt es, die Unſchuld der Predigerstochter zu beweiſen. Das iſt ein Geſtändniß, daß ſie den Urheber des Verbrechens kennt. Die Entdeckung kann nun nicht fehlen, und ich brauche nicht länger in Berlin zu verweilen.“

Er war im Begriffe, die Poſtpferde zu ſeiner Abreiſe zu beſtellen; aber im Laufe des Nachmittags wurde ihm ein Billet zugehändigt. Charlotte bat ihn um eine geheime Unterredung.

Mit der anſcheinend größten Ruhe empfing ſie ihren Schwager, obſchon ſie ſich noch nicht völlig von der Bewegung erholt, welche ſie am Morgen ſo plötzlich angewandelt hatte. Sie war ſehr begierig, zu vernehmen, weſſen man Carolinen anklage, und was zu dieſem Verdachte Anlaß gegeben habe. Ferdinand entzog ſich dieſen Fragen, indem er bemerkte, der Brief ſeines Anwaltes ſey in ſehr vagen Ausdrücken gehalten und ungeachtet des ſtarken Verdachtes, der auf ihr laſte, habe er dennoch der Umſtände nicht näher erwähnt, auf welche derſelbe gegründet ſey. Sie kündigte ihm ihre Abſicht an, ſogleich nach M. zu reiſen, wo ſie Zeugniſſe aufbringen könne, welche die Unſchuld der jungen Freundin darthun würden; ihre Mutter ſollte ſie begleiten, da der Graf unter dem Einfluſſe einer ſchweren Krankheit leide und eine ſo lange Reiſe nicht wohl unternehmen könne. Dieſer Plan ſtimmte ganz mit Ferdinands Wünſchen überein. Zu einer ſehr verzeihlichen Verſtellung ſeine Zuflucht nehmend, erklärte er, daß er ſogleich nach Schleſien zu gehen gedenke. Aber noch in derſelben Nacht nahm er den Weg nach M., um dort noch vor der Ankunft ſeiner Schwägerin einzutreffen.

Sobald von Bergfeldt den Ort ſeiner Beſtimmung erreicht hatte, begab er ſich zu ſeinem Anwalte und theilte demſelben alle Vorfälle in Berlin mit.

„Ich habe Ihnen noch einige weitere Umſtände mitzutheilen,“ verſetzte der Advokat, „die mir von einem Dienſtboten erzählt wurden, der kürzlich den Dienſt des Barons von Schönwald verlaſſen hat. Der 16. Juli fiel auf einen Sonnabend; es war ein Feſttag und die Familie Schönwald war damals in M. Madame Veltheim hatte ſie nicht begleitet, ſondern ſich mit einer Frau Roſen und deren zwei Töchter dorthin begeben. Gegen eilf Uhr morgens war die Geſellſchaft angelangt. Madame Veltheim trennte ſich jedoch von ihren Begleitern und geſellte ſich erſt am Abend wieder zu denſelben. Nun,“ fuhr der Anwalt fort; „iſt es von der größten Wichtigkeit, ſich zu verſichern, wo Ihre Schwägerin hingegangen iſt und wie ſie die Zeit während ihrer Abweſenheit verbrachte. Die Fräulein Schönwald und Roſen könnten wahrſcheinlich Aufſchluß über dieſen Punkt geben und ich rathe Ihnen daher zu denſelben zu gehen. Madame Roſen wünſcht ihr Landgut zu verkaufen. Sie können ſich ihr als einen Kaufluſtigen vorſtellen. Dies wird Ihnen eine günſtige Aufnahme zuſichern. Laſſen Sie ſich in ein Geſpräch mit den Damen ein und verſuchen Sie alles zu erfahren, was am 16. Juli vorgefallen iſt.“

Ferdinand befolgte dieſen Rath. Er hörte von Madame Roſen, daß während des Frühſtückes in M. Charlotten von einem Landmädchen ein Brief überbracht worden ſey. Ihrer Ausſage nach kam das Schreiben von einer alten Freundin, die in dem Dorfe wohne, und ſie ganz beſonders zu ſprechen wünſche. Madame Veltheim ſetzte eilig ihren Hut auf und entfernte ſich in Begleitung des Märchens. Es dunkelte ſchon und die Lichter waren angezündet, als ſie wieder zurückkehrte. Sie war ſichtbar aufgeregt und ſchien ſogar geweint zu haben. Angſtvoll erkundigte man ſich nach der Urſache ihres Zuſtandes. Charlotte erwiederte, daß ein Unglück, welches Madame Treskow, ihre Freundin, betroffen habe, ſie tief bekümmere.

Auf Ferdinands weitere Nachforſchungen erfuhr er von den Damen, daß Madame Veltheim häufig ein grünſeidenes Kleid getragen habe; ſie konnten jedoch nicht mit Beſtimmtheit verſichern, ob dies auch am 16. Juli der Fall geweſen ſey.

„Sie war bei ihrer Rückkunft ſehr bewegt,“ bemerkte eine der Töchter, welchen die längere Gegenwart des Barons nicht unangenehm zu ſeyn ſchien, „und trug nur einen Handſchuh.“

Bei dieſen Worten vermochte von Bergfeldt ſich kaum auf ſeinem Sitze zurückzuhalten.

„Dies fiel mir um ſo mehr auf,“ fuhr die Schöne fort, „da Madame Veltheim ſtets ſehr ſorgfältig gekleidet war. Ich machte ſie aufmerkſam auf den Mangel des Handſchuhes. Ach! ich habe es nicht einmal bemerkt, erwiederte ſie; ich habe ihn wahrſcheinlich bei meiner Freundin liegen laſſen.“

So hatte Ferdinand mehr erfahren, als er erwarten durfte. Nach einem ſchnellen Abſchiede von den Damen ſuchte er ſogleich den Advokaten auf. Dieſer ſtimmte ohne Zögern dafür, daß Charlotte von Bergfeldt als die Mörderin ihres Gatten angeklagt werden ſolle. Er kundſchaftete in M. und der Umgegend aus, ob ſich im Monate Juli eine Madame Treskow dort aufgehalten habe. Niemand wollte den Namen kennen.

„Es unterliegt keinem Zweifel,“ meynte der Anwalt, „daß Frau von Bergfeldt die That begangen. Uebrigens wäre es überflüſſig, uns um die Erforſchung der Motive dieſes Verbrechens zu bemühen, das die Vorſehung durch eine Verkettung von geheimnißvoll zuſammenwirkenden Umſtänden ſo wunderbar enthüllt hat. Eiferſucht, Haß gegen den Gatten, deſſen Benehmen nicht tadelfrei geweſen zu ſeyn ſcheint oder auch Habſucht könnte zu dem Morde verleitet haben. Nach dem Ehecontract mußte ihr ein bedeutender Wittwengehalt werden. Doch was auch immer für Urſachen gewaltet haben mögen, ich wiederhole es, daß Charlotte von Bergfeldt ſchuldig iſt.“

Die Protocolle des Zeugenverhörs wurden geſammelt und zur Einleitung des Prozeſſes an die obere Behörde nach Koblenz abgeſandt. In der Zwiſchenzeit war Frau von Bergfeldt mit ihrer Mutter daſelbſt eingetroffen. Ungeduldig, die Schritte kennen zu lernen, welche gegen die Predigerstochter eingeleitet worden, begab ſie ſich ſogleich zu dem Advokaten, deſſen Adreſſe ſie von Ferdinand erfahren. Der Advokat verwies die Wittwe an den erſten Procurator, zu dem er ſie ſelbſt hinbegleitete.

„Madame,“ erwiederte der Richter, „Ihr Schwager hat Karoline Gaeben angeklagt, bei dem Morde ſeines Bruders betheiligt zu ſeyn; er verſichert, hinlängliche Beweiſe ihrer Schuld beibringen zu können, ohne vorerſt zu ſagen, worin dieſe beſtehen. Ich höre, Sie ſind eingetroffen, um den Verdacht von der jungen Dame abzuwenden.“

„Das iſt wahr; ich begreiſe nicht, wie es möglich iſt, nur irgend einen Verdacht gegen Fräulein Karoline zu hegen. Sie kannte meinen Gemahl nicht. Sie hat ihn ſelbſt niemals geſehen.“

„Wie können Sie dies ſo beſtimmt verſichern? Sie wiſſen ja nicht, welche Bekanntſchaften Ihr Gatte nach ſeiner Eheſcheidung gemacht haben kann. Wie lange iſt es, daß Sie ihn nicht geſehen?“

Charlotte fühlte, daß ſie auf einen gefährlichen und ſchlüpfrigen Boden geführt worden.

— „Nach unſerer Trennung,“ entgegnete ſie, „widerſetzten ſich meine Eltern jedem Verkehre zwiſchen mir und dem Baron von Bergfeldt. Ich halte es für unnöthig, weitere Erklärungen über dieſen peinlichen Gegenſtand einzugehen.“

Entſchloſſen, etwas Beſtimmtes zu erforſchen, fragte der Richter mit einem ſtrengen Blicke, ob ſie nicht am 16. Juli des verfloſſenen Jahres in M. geweſen ſey.

— „Ja,“ verſetzte Frau von Bergfeldt, „ſo viel ich mich erinnern kann.“

„Wie haben Sie den Morgen dieſes Tages zugebracht?“

Charlotte verſtummte und eine Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht.

„Madame Roſen und ihre Töchter,“ fuhr der Richter fort, „haben ausgeſagt, daß Sie ſich frühe von ihnen getrennt und erſt ſpät Abends zurückgekehrt ſind.“

— „Es iſt mir unbegreiflich,“ erwiederte Charlotte mit halb erſtorbener Stimme, „warum dieſe Damen in Unterſuchung gezogen worden, noch kann ich nicht errathen, wohin alle dieſe Nachforſchungen führen ſollen.“

„Erlauben Sie mir zu bemerken, gnädige Frau, daß Sie meine Frage unbeantwortet gelaſſen und eine Antwort zu Ihrer Rechtfertigung nothwendig iſt.“

— „Zu meiner Rechtfertigung? ich bin alſo angeklagt, wie es ſcheint. Ach, nun verſtehe ich die Abſicht dieſer verfänglichen Fragen. Ich werde von nun an über dieſen Gegenſtand ſchweigen. Keine Macht der Erde wird mir ein Wort zu entreißen vermögen. Jetzt, mein Herr, handeln Sie, wie es Ihre Pflicht gebietet! Sie kennen meinen Entſchluß.“

Der Richter ſah ſich genöthigt, Frau von Bergfeldt in Verhaft nehmen zu laſſen. Am folgenden Morgen wurde ſie dem Beſitzer des Bades P. und ſeiner Frau gegenübergeſtellt. Beide erkannten ſogleich in ihr die Dame, welche ſich am 16. Juli in der Badeanſtalt hatte verbinden laſſen. Charlottens rechte Hand wurde unterſucht; eine ſchräg laufende Linie in der Hand ſchien von einer Schnittwunde herzurühren. Die Narbe war jedoch ſo unbedeutend, daß dieſer Umſtand noch ziemlich zweifelhaft blieb.

Alsbald wurde der Befehl nach Berlin geſchickt, die Papiere und Effekten der Baroneſſe von Bergfeldt zu verſiegeln. Unter den Papieren wurde nichts von Wichtigkeit vorgefunden, aber in einem Schmuckkäſtchen entdeckte man eine goldene Uhr, welche die Angeklagte einſt ihrem Gatten am Hochzeitstage geſchenkt hatte, ſo wie einen Ring, den er gewöhnich trug. Wie waren dieſe Gegenſtände in Charlottens Hände gekommen? Sollte ihr der Gemahl dieſelben bei der Trennung wieder zurückgegeben haben? Dieſe Fragen mußten vor der Hand noch unbeantwortet bleiben.

Nachdem man die Protocolle des Zeugenverhörs den Richtern vorgelegt hatte, wurden die Polizeibeamten beordert, drei Perſonen nachzuforſchen, deren Zeugniß von großer Wichtigkeit ſchien. Dies waren der alte Holzhauer, der die Dame begleitet haben ſollte, als ſie ſich nach dem Badehaus begab, Cecilie, die Kammeerfrau und das Landmädchen, welches Charlotten den Brief unter dee Adreſſe einer Madame Beltheim überbracht hatte.

(Schluß folgt.)

Der Tod der Gräſin v. Görlitz.

Der „Schwäbiſche Merkur“ ſchreibt aus Darmſtadt, 5. Nov. In der Hand unſeres erſten Criminalrichters und Dirigenten des hieſigen Criminalgerichts, Hofgerichtsraths Hoffmann, liegen nun drei ihm vom hieſigen Hofgericht übertragene, vielleicht ſich wechſelsweiſe ergänzende Unterſuchungsſachen. Die eeſte: die wiederaufgenommene wegen des Todes der Gräſin Göelitz; die zweite: der angebliche Verſuch einer Vergiftung des Grafen Göelitz durch ſeinen Bedienten; und die dritte: der indirekte Diebſtahl oder Raub von der Gräſin Görlitz zugehöeig geweſenen Schmuckſachen, vielleicht durch den nämlichen Bedienten. Es hat in der zweitgedachten Unterſuchungsſache — ob in Folge von Geſtändniſſen, welche der Bediente gemacht hat, iſt mir unbekannt — vorgeſtern eine Viſitation im Graf Görlitz'ſchen Hauſe ſtattgefunden und man hat daſelbſt, in einem Bette verſteckt, eine gDößeee Portion einer weißlichen Subſtanz vorgefunden, welche Gift ſeyn ſoll. Die weitere Eingabe des Grafen v. Göelitz vom 25. v. M., in Folge deren die Wiederaufnahme der Unterſuchung des Todes der Gräſin durch das Hofgericht erfolgte, ſoll hauptſächlich nur die Angabe von Thatſachen zu dem Zwecke erhalten haben die Anweſenheit des Geafen am Abend des 13. Juni d. J. (dem Abend an welchem die Gräſin ſtarb) an andern Orten der Stadt als in ſeinem Hauſe (alſo ſein alibi), zu beweiſen, zu welchem Behufe er auch mehreee Zeugen namhaft machte. Indeſſen iſt anzunehmen, daß dee Unterſuchungscommiſſäe die wiedeeaufgenommene Unterſuchung auch auf alle andern in den Acten enthaltenen Umſtände, ſowie auf die unterdeß (namentlich durch die Buchner'ſche Schrift) weiter bekannt gewordenen, theilweiſe ſehr wichtigen Umſtände ausdehnt.

Ueber dieſen angeblichen Vergiftungsverſuch gegen den Grafen Görlitz bringt die „Frankfurter Oberpoſtamts-Zeitung“ folgende nähere Angabe. Der Bediente hat wiederholt verſucht, die Köchin zu veranlaſſen, ſich von dem Herd zu entfernen. Dieß blieb vergeblich, bis er ihr endlich einen ſchmutzigen Teller mit dem Bemerken vorzeigte, daß er denſelben auf den Tiſch des Grafen nicht ſtellen könne. Während die Köchin den Herd verließ, um den Teller zu waſchen, übernahm der Bediente die auf dem Feuer befindliche Sauce zu rühren. Die Köchin glaubt nun, bemerkt zu haben, daß der Bediente die Hand über der Sauce umgedreht habe, und als ſie ſich wieder nach dem Herde wendete, glaubte ſie auch ein Gläschen in der Hand des Bedienten zu ſehen, während dieſer mit der Hand nach der Rocktaſche fuhr und auf Befragen der Köchin nach dem Gläschen, deſſen Beſitz in Abrede ſtellte und eine unbefangene Antwort ertheilte. Nachdem die Köchin den Löffel wieder zur Hand genommen hatte, glaubte ſie eine fremdartige Subſtanz in der Sauce zu bemerken, weßhalb ſie ſolche verſuchte. Wegen des üblen Geſchmacks zog ſie den Kutſcher zu Rath, und Beide beſchloſſen, die Sache dem Kammerdiener vorzulegen. Dieſer iſt krank und wohnt in der Nähe. Der Kutſcher trug deshalb die Sauce mit einem Dekel geſchützt aus der Küche. Auf der Treppe begegnete ihm der Graf, welcher ausgegangen war. Da der Graf vermuthete, daß dem kranken Kammerdiener die Schüſſel mit Eſſen gebracht werden ſolle, ſo redete er darauf den Kutſcher an, wornach er von demſelben die Bedenklichkeiten über die Schüſſel vernahm. Beide verfügten ſich hierauf zu dem Arzt, welcher Grünſpan in erheblicher Qualität vorfand, wonach durch die Polizei die Verhaftung des Bedienten erwirkt und die Unterſuchung von dem Gericht aufgenommen wurde. Auch ſey darüber Bericht vorgelegt und die Unterſuchung gegen den Bedienten dem bezüglich des Todes der Gräſin beſtellten Commiſſär abgegeben worden. Erheblich iſt auch, daß die Dienerſchaft von dem Grafen über das Erſcheinen des Commiſſärs ſchon vorbereitet geweſen ſey. Ob dieſe ſpecielle Erzählung in ihren Einzelnheiten wahr iſt, muß von der Zeit abgewartet werden. So viel iſt jedenfalls gewiß, von Spuren einer tiefen Geiſteszerrüttung des Bedienten (von welcher das Frankfurter Journal ſchreibt) weiß man bis jetzt weder im Haus des Grafen, noch in deſſen Nachbarſchaft, noch ſonſtwo etwas. Einſender weiß zuverläſſig, daß die Köchin des Grafen in Folge des Verſuchs der Sauce ſich 24 Stunden lang krank gefühlt hat. Ob der Bediente die Sauce in der That vergiftet hat, iſt hiee noch nicht zur Gewißheit erhoben. Vielleicht iſt jetzt das Weitere von einer gerichtlichen Unterſuchung zu erwarten.

In der gegen den verhafteten Bedienten des Grafen Görlitz anhängig gemachten Unterſuchung haben bereits mehrere Vernehmungen ſtattgefunden: ſo des Grafen ſelbſt, der übrigen Dienerſchaft, der Geliebten des Bedienten, welche als Amme hier in Dienſten ſteht u. ſ. w. Die Vernehmung des Bedienten ſelbſt hatte durch den neubeſtellten Unterſuchungs-Kommiſſär, Hofgerichtsrath Hoffmann, wenigſtens vor einigen Tagen noch nicht ſtattgefunden. Es ſcheint Abſicht, durch von Andern zu erhebende Ausſagen ihn zuerſt ganz zu umſtellen. Von weitern Verhaftungen weiß man bis jetzt nichts; ebenſo iſt das hier allgemein verbreitete und ſogar ſchon vor mehreeen Tagen, als beſtimmte Thatſache in die Frankf. Obee-Poſtamtszeitung übergegangene Gerücht von der Wiederausgrabung dee Leiche der Gräſin noch unbeglaubigt. Gewiß iſt dagegen, daß man den Schlüſſel, womit die Thüre des Schreibzimmers der Gräſin verſchloſſen war, in einem Abtritt des gräflich Görlitz'ſchen Hauſes, in Folge angeſtellter gerichtlicher Nachſuchung voegefunden hat.

Anekdote.

Ein hübſches Mädchen ſang in einer Geſellſchaft — meiſt falſch und mit kaum geöffnetem Munde. Ein Verehrer ſagte: „Sie küßt die Töne nur; die ſie uns gibt.“ — Ein alter Muſiker, der ſich über das Falſchſingen ärgerte, entgegnete: „Da wird ſie den Mund ſchmutzig machen — denn die Töne ſind ganz unrein.“

Digitized by Google

Nro. 92.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Den 17. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das ſchwarze Muttergottesbild. — Luzern und ſeine Umgebung. — Der Handſchuh. — Geſchichten aus der Kaiſerzeit. — Pot-Pourri.

Das ſchwarze Muttergottes-Bild.

Legende von G. Vies.

Erſtarret am Meeresufer hingeſtreckt,
Geſchloſſen ſeiner Augen müde Lieder,
Vom azurblauen Himmel überdeckt,
Ruht Ritter Kuno, jung und fromm und bieder.
An ſeiner Seit' liegt Lanze, Schwerdt und Schild,
Und auf der Bruſt — das Muttergottesbild.

Am heil'gen Grabe hatte er gelobt,
Im Lande Ham's die Heyden zu bekehren,
Und ob der Sturm wie Windsbraut grimmig tobt
Als er geſchifft nach fernen, weiten Meeren,
Ob grauſe Nacht den Horizont verhüllt,
Er blickt voll Muth zum Muttergottesbild.

Und immer wächſt die rieſige Gefahr;
Schon hat der Blitz des Schiffes Maſt getroffen,
Dem grauen Bootsmann ſträubet ſich das Haar,
Ihn füllt ein ſelig, unnennbares Hoffen.
Beim Wehgeſchrei das durch den Schiffraum ſchellt,
Küßt glaubig er ſein Muttergottesbild.

Ein Ruck, ein Stoß, der nächſte Augenblick
Sieht rettungslos das morſche Schiff zerſchellen,
Die Mannſchaft fluchend laut dem Mißgeſchick
Fand ihren Tod in ſturmgepeitſchten Wellen;
Nur Ritter Kuno ſanft ans Land geſpült,
Hält feſt umrankt ſein Muttergottesbild.

So liegt er lang, und Träume wunderbar,
Erfüllen ihn mit nie geahnter Wonne;
Von ihrem Thron' wie Sonnenlicht ſo klar,
Senkt ſich herab die himmliſche Madonne,
Ihr hold Geſicht, ſo lieblich, ſanft und mild,
Glich Zug für Zug dem Muttergottesbild.

Ein Flöten zart, wie der Cherubim Sang,
Durchwogt die Luft in nie gehörten Weiſen,
Darunter Stimmen, die mit Zauberklang
Die Hochgebenedeite heilig preiſen;
Und Kuno ſieht von Ahnung tief erfüllt,
Die Hehre nah'n dem Muttergottesbild.

Sie neigt ihr frommes, liebes Angeſicht
Auf das Gebild' holdſelig lächelnd nieder,
Indeß ſie ſanft zum frommen Pilger ſpricht:
„Du Gottgeweihter! Auf! Erwache wieder!
Verfolge kühn was gläubig du gewillt,
Dich ſchütz' und ſchirm' dein Muttergottesbild.

„Doch, daß der Chriſtusglaube Wurzel ſchlag,
Im Herzen der Bewohner dieſer Zone,
Daß Dir die Lehre leichter werden mag,
Von Gott dem Vater, heil'gen Geiſt und Sohne,
Daß jede Bruſt in Nächſtenliebe ſchwillt:
Nimm dieß geweihte Muttergottesbild.“

Sie reicht ihm dar, was himmliſch ſie verhieß,
Und ſchwebt empor in jene ew'gen Räume,
Aus welchen ſie herab zur Erd' ſich ließ,
Um zu beglücken ihres Ritters Träume.
Und neugeſtärkt, belebt, faſt ſtürmiſch wild,
Sucht Kuno nach dem Muttergottesbild.

Das lächelte, wie nie ein Auge ſah,
Dem Staunenden mit Himmelsruh entgegen;
Das ſchwarze Haar umfloß die Gloria,
Im ſchwarzen Antlitz thronte Fried und Segen,
Die Lippe roth, von Liebreiz überfüllt:
So lag vor ihm das Muttergottesbild.

Und wunderbar! Wohin der Fuß ihn trägt,
Begrüßt mit freud'ger gottergebener Miene
Ihn alles Volk, das gläubig frommbewegt
Von ihm erfleht der Taufe heilge Sühne;
Das Aug' voll Glut dem Rachgier ſonſt entquillt
Blickt kindlich auf zum Muttergottesbild.

— — —
— — —

Verehrt, geliebt, wie nie ein weißer Mann,
Kehrt Kuno heim vom fernen Mohrenlande,
Und eingedenk, was Die für ihn gethan,
Die ihn beſchirmt, ſich nimmer von ihm wandte:
Erbaute er ein Kirchlein Pracht erfüllt,
Dort prangt bis heut das ſchwarz' Liebfrauenbild.

Luzern und ſeine Umgegend.

(Nach der Allg. Ztg.)

Der Vierwaldſtätteeſee iſt auf dem claſſiſchen Boden der Schweiz in der Form eines Kreuzes ausgebreitet, deſſen ſüdöſtlicher Fuß mitten im Alpenlande der Urkantone ſteckt, während ſeine nordweſtliche Spitze bereits in das Hügelland ausläuft, das im Norden der Pilatuskette gegen den Sempacher und Baldeggerſee fortſetzt, durch breites Flachland aber öfters unterbrochen wird. An dieſer nordweſtlichen Kreuzesſpitze des berühmteſten Schweizer Sees, da wo ſein klares Becken die durchſtrömende Reuß raſchen Laufs verläßt und in ein waldbekränztes Engthal eintritt, liegt die Stadt, welche ſeit ein paar Jahren in Europa mehr von ſich reden machte als irgend ein anderer Ort der Welt von gleich kleinem Umfang und gleich geringer Bevölkerung, welch letztere 9000 Seelen nicht überſteigt. Wenige Städte der Schweiz, ja Europa's können einer ebenſo

Digitized by Google

reizenden Lage, eines ebenſo maleriſchen und lebendigen Ausſehens ſich rühmen wie das kleine ſchöne Luzern mit ſeinen ſtattlichen Thürmen und Kirchen, mit ſeinen alterthümlichen Holzbrücken, ſeiner liberal und ultramontan gemiſchten Bevölkerung und den frommen Vätern der Geſellſchaft Jeſu. An der Nordſeite von Luzern erhebt ſich eine vielgipflige Hügelgruppe, Muſegg genannt, von deren Höhe herab man die Stadt mit ein paar Dutzend Vierundzwanzigpfünder leicht in einen Trümmerhaufen verwandeln könnte, denn dieſelbe beherrſcht ebenſo wie der Gütſch die ganze Häuſermaſſe vollſtändig. Gegen einen Angriff von der Nordſeite iſt die Stadt durch eine ſehr maſſive wohlerhaltene Mauer von beiläufig 30 Fuß Höhe geſchützt. Dieſelbe iſt durch ſieben ſchwerfällige Thürme mit Schießſcharten, die meiſten von viereckiger alterthümlicher Form, flankirt. Da aber die höhern Plateaux des Muſegg die Stadtmauer überragen, ſo ſchützt letztere nur gegen einen Ueberfall, nicht gegen ein Bombardement. An der Weſtſeite iſt Luzern durch die Reuß geſchützt, die hier tief und reißend. Drei ſolide mit Schlacht- und Heiligenbilder geſchmückte Holzbrücken führen über die Reuß und verbinden Stadt und Vorſtadt, welch' letztre ſehr ſchöne und ſolide Gebäude enthält, aber von Befeſtigungswerken ganz entblößt iſt. Gegen Süden deckt der See die Stadt. Am verwundbarſten, am leichteſten zugänglich iſt dieſelbe von der Oſtſeite, wo auch aller Wahrſcheinlichkeit nach der Hauptangriff ſtattfinden wird. Hier fehlen in der Nähe des ebenen Seegeſtades die Vertheidigungsmittel eigentlich ganz. Nur die Kirchhofmauer und die ſich anſchließenden ſoliden Häuſer könnten einigen Schutz gewähren, im Fall ſaragoſſiniſcher Muth die Vertheidiger beſeelen ſollte, was ich einigermaßen bezweifle. An der Oſtſeite iſt die Stadt auch durch leicht zugängliche Anhöhen vollſtändig dominirt und einer wirkſamen Beſchießung ausgeſetzt. Das Weſemlie wo ein Kloſter ſteht, der Hürzilberg wo das Gut des Oberſten Balthaſar, die Anhöhe „Allenwind“ ſind im Nordoſten vortreffliche Poſitionen, wie man ſie für Belagerungsbatterien nur irgend wünſchen kann. Jeder Militär wird beim Anblick der Lage von Luzern geſtehen müſſen, daß die Stadt verloren iſt wenn Belagerer mit überlegener Macht auch nur eine der umgebenden Anhöhen mit Bombenmörſern und Vierundzwanzigpfündern beſetzt haben. Man beſtreicht von dort zugleich die Einfahrt am See und kann den Luzernern mit Leichtigkeit ihren Waſſerverkehr mit den Urkantonen abſchneiden. Der zur Zeit der Freiſchaarenzüge oft erwähnte Berg Gütſch am linken Reußufer beherrſcht gleichfalls die Stadt ſo vollſtändig und in ſolcher Nähe, daß man mit Büchſen in die Straßen ſowie in die neuerrichtete Batterie auf der St. Karlihöhe hineinſchießen kann.

So leicht und ſicher die Einnahme von Luzern iſt, ſobald die Angreifer mit überlegener Macht von den nächſten Anhöhen Beſitz genommen, ſo ſchwierig iſt es von den meiſten Seiten bis zu dieſen Anhöhen zu gelangen. Zwar finden ſich überall bereits an den Gränzen Schanzen, Verhaue, Batterien und Minen, doch werden dieſelben, mit Ausnahme der Poſition an der Giſikon-Brücke, gewiß ohne bedeutenden Widerſtand von den Luzernern preisgegeben werden. Denn um alle Landſtraßen an der Gränze zu decken, iſt ihre Streitmacht viel zu klein. Auch findet der Angreifer dort nirgends große Hinderniſſe der Natur. Ein heißer Kampf wird vielleicht bei der Giſikon-Brücke ſtattfinden, aber die entſcheidende Schlacht wird in der nächſten Umgebung der Stadt Luzern geſchlagen werden, wo der Beſitz der Höhen des Gütſch, des Muſegg und des Weſemlin den Sonderbunds-Truppen eine vortreffliche Stellung gewährt.

Aus dem Kanton Aargau führen fünf Straßen nach Luzern. Aber mit Ausnahme der Straße, welche bei Giſikon über die nun zerſtörte Reuß-Brücke auf das rechte Ufer dieſes Fluſſes führt und am rothen See vorbeigeht, laufen all' dieſe Wege noch auf der Nordſeite der Emmen-Brücke zuſammen. Von hier iſt Luzern für eine Milizen-Armee ganz unzugänglich. Denn das ſehr enge Reuß-Thal zwiſchen der Emme und der Stadt, auf beiden Seiten ziemlich ſteile waldbedeckte Anhöhen, bietet ein furchtbares Hinderniß. Der Durchgang zwiſchen der Reuß und dem Waldberg Zimmeregg iſt hinter der Emmen-Brücke kaum 30 Fuß breit. Da die Hügel auf beiden Seiten zweifelsohne mit Kanonen und Scharfſchützen beſetzt ſind, käme hier bei entſchloſſener Vertheidigung kein Mann durch. Dieſen höchſt gefährlichen Engpaß kann man freilich umgehen, wenn man, ſtatt der großen Poſtſtraße von Zofingen her, die kleine Vicinalſtraße durch das Amt Entlebuch einſchlägt. Es iſt der nächſte Weg von Bern nach Luzern. Aber abgeſehen von den ſehr ſchwierigen Stellen, die man hier bereits in der Nähe der Gränze zu paſſiren hat, müßte man doch zwiſchen dem Gütſch und der Zimmeregg gegen die Vorſtadt vordringen, und hätte zugleich das Feuer der Batterie auf der Geismatthöhe am rechten Reußufer auszuhalten, oder man müßte den Gütſch ſelbſt von Südweſten angreifen und ſich dieſes wichtigen Berges verſichern, deſſen waldbedeckter Gipfel einer leichten Vertheidigung fähig iſt.*) Nicht viel mehr Chancen bietet der ſchmale Weg, welcher von Malters über Kriens führt. Man könnte hier den Gütſch zwar umgehen und der Vorſtadt von Luzern von Süden ſich nähern, aber man wäre dafür dem Feuer der Vertheidiger in dem engen Thal zwiſchen dem Sonnenberg und dem Schwarzen- oder Blattenberg ungemein ausgeſetzt. Wahrſcheinlich wird man ſich hier allenthalben nur auf Diverſionen und Scheinangriffe beſchränken, und den Hauptangriff von Nordoſten zwiſchen dem Rothenſee und der Küßnachter Straße her verſuchen. Bei Giſikon laufen die beiden Straßen zuſammen, welche an beiden Reußufern aus Aargau und Zug nach Luzern führen. Dort haben die Luzerner bedeutende Erdſchanzen und Batterien errichtet, welche ſich an die waldigen Abhänge des Rooterberges ſtützen, deſſen höchſter Gipfel zwiſchen der Reuß und dem Zuger See 2920 Fuß über der Meeresfläche erhaben iſt. Mit dieſen Batterien beſtreichen die Sonderbündler beide Reußufer nebſt der Landſtraße. Man kann aber dieſe ziemlich günſtige Poſition umgehen, wenn man von Cham den Fußweg dicht am Zuger See über Buonas, Meyerskappel und Udligenſchwyl einſchlägt, und dann nach der Küßnachter Straße über Meggen ſich wendet. Letzterer Weg iſt freilich nur für Infanterie und leichte Kavallerie, nicht für Kanonen und Fuhrwerke zugänglich. Eine Wegnahme der Schanzen bei Giſikon dürfte unerläßlich ſeyn, um Belagerungsgeſchütz vor Luzern zu führen. Sind die Sonderbündler einmal aus ihrer Stellung bei Giſikon vertrieben, dann bietet ihnen nur noch die nächſte Hügelgruppe bei Luzern ein günſtiges Terrain. Dort hat Salis-Soglio zweifelsohne ſeine Hauptmacht concentrirt, dort auf den Höhen des Weſemlin, Muſegg und Gizlisberges, ſüdöſtlich von dem kleinen Rothenſee, wird der entſcheidende Kampf ſtattfinden. Die Hügel ſind dort weit leichter angreifbar, als der Sonnenberg; der Gütſch und die Zimmeregg an der Weſtſeite bieten aber doch einem entſchloſſenen, tapfern Gegner noch ſchöne Mittel des Widerſtandes. Sind die Sonderbündler einmal von dort verdrängt und in die Stadt ſelbſt zurückgeworfen, dann iſt der Sieg den eidgenöſſiſchen Truppen gewiß. Luzern wird kein Saragoſſa werden. Ein böſer Umſtand für den Vertheidiger iſt, daß die Hauptſtadt nicht im Centrum des Kantons, ſondern am äußerſten Ende liegt. Der Gedanke, daß ihre Dörfer, ihre Häuſer, Felder und Familien bereits in den Händen des Feindes, dürfte die Widerſtandsluſt der bewaffneten Landleute unter den Mauern von Luzern bedeutend herabſtimmen.

*) Der Gütſch wurde beim zweiten Freiſchaarenzug genommen, weil ihn kein Menſch vertheidigte.

Der Handſchuh.

(Wahrheit ohne Dichtung.)

(Schluß.)

Der Holzhauer war nirgends zu finden. Cecilie hatte bei der Rückkehr der Herrin nach Berlin ihren Dienſt verlaſſen und war nun verheirathet. Kein Verdacht fiel auf ſie, und ſie vermochte auch keinen Umſtand anzugeben, der ein Licht auf die

Digitized by Google

Unterſuchung hätte werfen können. Die Ueberbringerin des Briefes wurde dagegen ausgemittelt; ſie erklärte, daß ſie im Jahre 1818 im Dienſte einer Frau zu M. ſtand und erinnerte ſich noch wohl, daß im Laufe des Monats Juli ein fremder Herr dieſelbe beſuchte und ſie ſpäter mit einem Briefe zu einer Dame geſchickt wurde, deren Namen ihr jedoch entfallen war. Nachdem die Dame das Schreiben geleſen, folgte ſie ihr in die Wohnung ihrer Herrin. Das Dienſtmädchen ſagte, der Herr ſey groß und ſchlank geweſen. Er trug eine grüne Jagdkleidung, hellfarbige Pantalons und Stiefeln mit Sporen. Dieſe Beſchreibung ſtimmte mit dem Aeuſſeren des Herrn von Bergfeldt überein.

Als die Unterſuchung beendigt war, wurden die Ausſagen als hinlänglich gravirend erkannt, um die verdächtigte Gattin des Ermordeten vor das Kriminalgericht zu Koblenz zu ziehen.

Am Gerichtstage drängte ſich eine zahlloſe Menge nach dem Stadthauſe. Frau von Bergfeldt wurde vor die Richter geführt. Sie war in Trauerkleider gehüllt und äußerſt bleich, bemühte ſich indeß trotz ihrer ſichtlichen innern Bewegung eine ruhige und ſichere Haltung anzunehmen. Die Zeugen, dreiundvierzig an der Zahl, wurden nun vorgeführt, Alle beſtätigten die ſchon erwähnten Umſtände; mit jedem Augenblicke ſteigerte ſich das Intereſſe für den geheimnißvollen Rechtsfall, der nun ſo lange ſchon alle Gemüther aufregte. Nach dem Schluſſe des Zeugenverhöres nahm der Advocat der Angeklagten ihre Vertheidigung auf. In beredſamer Sprache hob er jeden Umſtand hervor, der für ſeine Clientin ſprechen konnte. Er wies nachdrücklich darauf hin, daß man nicht gewiß ſey, ob der Ermordete, welchen man in der Kapelle gefunden, in der That der Baron von Bergfeldt geweſen. Er führte aus den Annalen der Criminaljuſtiz Fälle von verſchiedenen Perſonen an, die des Mordes angeklagt, ausführlicher und beſchwerender Zeugniſſe halber verurtheilt und ſelbſt hingerichtet wurden, während man die Opfer ihres angeblichen Verbrechens ſpäter lebend entdeckte. Er ſchloß ſeine Rede mit der Bemerkung, daß die Angeklagte feſt entſchloſſen ſey, die Beſchuldigung ſtillſchweigend über ſich ergehen zu laſſen und jede Erklärung über die Begebniſſe des verhängnißvollen und unglückſeligen Tages verweigere. Aber wie ſeltſam auch dieſer Entſchluß erſcheinen mag, fügte er hinzu, ſo kann er doch noch keineswegs als ein Beweis der Schuld angeſehen werden."

Der Anwalt hatte ſo eben geendigt, als Jemand eilig in den Gerichtsſaal trat und dem Präſidenten ein Schreiben überreichte, welches dieſer laut vorlas. Es enthielt folgende Zeilen:

„Ich bitte augenblicklich vorgelaſſen zu werden, da ich triftige Beweiſe für die Unſchuld der Angeklagten vorzubringen habe."

„Laßt den Fremden in den Saal eintreten," befahl der Präſident.

Die äußerſte Spannung zeigte ſich bei der verſammelten Menge und einige Stimmen riefen ſogar: „Es iſt ſicher der Baron von Bergfeldt ſelbſt."

Nach wenigen Minuten erſchien der unerwartete Zeuge. Es war ein großer Mann von militäriſcher Haltung. Sobald ihn Charlotte gewahrte, ſtieß ſie einen gellen Schrei aus. Der Fremde drängte ſich mit Mühe durch den Haufen zu dem Richterſtuhle.

— „Mein Name," ſagte er, „iſt Georg Rothkirch und ich bin Rittmeiſter in dem 5. Dragonerregiment. Dieſe Dame, deren Unſchuld ich bezeugen kann, iſt durch einen Schwur zum Schweigen gezwungen. Ich bitte um die Erlaubniß, einige Worte an ſie zu richten, und werde nachher auf die befriedigendſte Weiſe den geheimnißvollen Vorfall erklären, welcher die Aufmerkſamkeit der Verſammlung ſo ſehr beanſprucht."

Der Präſident berieth ſich mit dem Gerichtshofe und geſtand dem Fremden nach einem allgemeinen Zeichen der Einwilligung die erbetene Erlaubniß zu.

— „Madame," hub Rothkirch an, „der Tod entbindet Sie von dem Verſprechen, das Sie ſich zu halten verpflichtet glaubten. Ihr Vater lebt nicht mehr. Er ſtarb, Ihre ſchreckliche Lage nicht ahnend. Geſtatten Sie mir nun, die Wahrheit zu enthüllen."

Charlotte antwortete mit einem dankbaren Blicke und ſchwere Thränen entſtürzten ihrem Auge. Der Rittmeiſter begann ſeinen Bericht:

— „Als ich 1818 zu Koblenz in Garniſon war, traf ich mit dem Baron von Bergfeldt zuſammen, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon früher gemacht hatte. Mein Freund war damals krank, lebensmüde und unzufrieden mit ſich ſelbſt. Er ſprach ohne Rückhalt von den Mißhelligkeiten, die zwiſchen ihm und ſeiner Gattin ſtattgefunden, geſtand ſein Unrecht ein und wünſchte ſehnlichſt eine Ausſöhnung. In dem Hauſe des Herrn von Schönwald hatte ich vor Kurzem eine Dame kennen gelernt, die mir unter dem Namen Veltheim vorgeſtellt wurde. Von ihrem Geiſte und ihrer Schönheit bezaubert, unterhielt ich Bergfeldt häufig von dieſer anziehenden Bekanntſchaft. Aber obgleich er Madame Veltheim gleichfalls kennen zu lernen wünſchte, konnte ich ihn doch nicht überreden, mich bei meinen Beſuchen der Familie Schönwald zu begleiten. Zuletzt fand ich Gelegenheit, ihm die Dame auf einer öffentlichen Promenade zu zeigen."

— „Mein lieber Rothkirch, rief er lebhaft, das iſt meine Frau."

„Bergfeldt beſtand darauf, ich ſolle es übernehmen, eine Verſöhnung mit ihr einzuleiten. Anfangs weigerte ſich die Baroneſſe, dieſer Bitte Gehör zu geben; ihre Eltern, ſagte ſie, würden es ihr niemals verzeihen, wenn ſie wieder mit dem Gatten in Verkehr träte. Endlich gelang es mir jedoch, ſie in ihrem Entſchluſſe wankend zu machen und ſie bewilligte ihm eine Zuſammenkunft."

Es wurde verabredet, Charlotte ſolle an einem gewiſſen Tage mit einigen Freunden nach M. gehen. Eine fingirte Perſon, welcher wir den Namen Treskow gaben, ſie brieflich bitten, ihr einen Beſuch zu machen, und dann mit mir bei einer Dame zuſammentreffen, um von da nach dem Schloſſe zu gehen, wo Herr von Bergfeldt ſie erwartete."

„Bei der Wiederbegegnung mit ihrem Gatten war die Baroneſſe ſichtbar von ſchmerzlichen Gefühlen berührt. Bergfeldt hingegen ſchien ungewöhnlich munter und aufgeregt; er hatte einen Holzhauer mit ſich gebracht und von dieſem ein Frühſtück bereiten laſſen. Er lenkte bald das Geſpräch auf ihre Ausſöhnung, welche die Baroneſſe jedoch, die Einwendungen ihrer Eltern vorſchützend, zu umgehen ſuchte. Ein lebhafter Wortwechſel entſpann ſich und gegenſeitige Beſchwerden kamen zur Sprache. Mein Freund klagte über die Hitze, die an dem Tage ſehr drückend war, und nahm häufig ſeine Zuflucht zu dem Weine, den er mitgebracht. Er wurde immer gereizter; zuletzt vergaß er ſich ſo weit, Frau von Bergfeldt mit ſeiner Rache zu bedrohen, falls ſie ihm nicht die Hand zur Verſöhnung reiche. Die Dame wollte ſich entfernen, aber er hielt ſie gewaltſam beim Arme zurück."

„„Ach," rief er, „willſt Du mich wieder dem elenden Leben preisgeben, das ich in den letzten Tagen ertragen habe. Nein, lieber ſoll mich der Tod erlöſen."" Bei dieſen Worten riß er ein Meſſer vom Tiſche und machte eine Bewegung, als wolle er ſich erdolchen."

„Eduard," ſagte ich, „wie kannſt Du Deine Frau mit ſolchen Kindereien erſchrecken."

„„Kindereien?"" wiederholte er, „„glaubſt Du, daß ich den Tod fürchte?""

„Und ehe ich mich deſſen verſah, hatte er ſich die Klinge ins Herz geſtoßen. Blutend ſank er zu Boden; Charlotte wurde ohnmächtig. Der Holzhauer, welcher in einiger Entfernung geſeſſen, eilte ſogleich zur Hülfe herbei. Doch alle Bemühungen waren vergeblich. Der Baron war todt. Endlich gelang es uns, Charlotten wieder ins Leben zurückzurufen. Sie zeigte eine bewundernswerthe Energie in der ſchrecklichen Lage, ſo wie das tiefſte Gefühl für den Unglücklichen und lange dauerte es, bis wir ſie bewegen konnten, den entſeelten Körper ihres Gemahls zu verlaſſen. Sie war höchſt beſorgt, daß ihm ein anſtändiges Begräbniß werden möge. Der Holzhauer ſchlug vor, die Leiche am Eingange der Kapelle niederzulegen, wo er bald entdeckt werden würde. Mit dem Wunſche, man möge eher einen Meuchel- als einen Selbſtmord vermuthen, beraub-

Digitized by Google

ten wir ihn einiger ſeiner Kleidungsſtücke. Charlotte wollte die Uhr und den Ring ihres Gatten zum Andenken behalten. Ein zweiter Ring an ſeiner Hand hätte nicht, ohne ſie zu verſtümmeln, abgezogen werden können. Wir verbanden die Wunde, um das Blut zu ſtillen und zogen uns alsdann zurück. Frau von Bergfeldt hatte ſich bei dem Verſuche, meinem unglücklichen Freunde das Meſſer zu entreißen, leicht die Hand verwundet; tief erſchüttert von der ſchrecklichen Scene machte ſie ſich die bitterſten Vorwürfe, die Kataſtrophe durch die Uebertretung des väterlichen Willens herbeigeführt zu haben. „„Allein,““ betheuerte ſie, „„er ſoll niemals den Vorfall erfahren; mögen die Folgen ſeyn, welche ſie wollen. So lange mein Vater lebt, ſoll ein unverbrüchliches Schweigen über das unglückſelige Ereigniß herrſchen.““

„Sie verlangte von mir und dem Holzhauer einen feierlichen Schwur, nie etwas von dem Vorfalle verlauten zu laſſen. Kurz darauf wurde mein Regiment in eine entfernte Garniſon verſetzt. Ich blieb ohne alle Nachricht von Frau von Bergfeldt und wagte es nicht, ihr zu ſchreiben. Vor einiger Zeit verließ ich die Armee, in der Abſicht, meinen Bruder in den Vereinigten Staaten aufzuſuchen. Auf meiner Reiſe nach dem Seehafen, wo ich mich einſchiffen wollte, hörte ich von der Gerichtsverhandlung. Es fiel mir ſogleich bei, wie leicht eine Reihe von Umſtänden den Verdacht auf Charlotte gerichtet haben möchten. Ich ſuchte den Baron von Schönwald auf, der mir Alles mittheilte, was ihm von den Verhandlungen bekannt war und mir zugleich einen Brief vorzeigte, in dem man ihm den Tod des Grafen Hildenrath meldete. Augenblicklich reiste ich hierher ab. Der Tod hat mich von meinem Eide entbunden und ich hoffe, Frau von Bergfeldt wird nun auch nicht länger bei ihrem Stillſchweigen beharren.“

Der Rittmeiſter gab den Namen und Wohnort des Holzhauers an und dieſer beſtätigte ſeinen Bericht vollkommen. Charlotte wurde augenblicklich freigeſprochen.

*

* *

Im Auguſt des Jahres 1820 befand ſich ein Herr, der den obenerwähnten Gerichtsverhandlungen beigewohnt hatte, in dem „Engliſchen Hofe“ zu Havre. Eines Tages begegnete ihm eine Dame auf der Hausflur, in der er ſogleich Charlotte von Bergfeldt, die Heldin des merkwürdigen Prozeſſes wieder erkannte.

„Wer iſt dieſe Dame?“ fragte er einen der anweſenden Aufwärter.

„Sie iſt eine Deutſche,“ erwiederte dieſer, „Frau von Rothkirch, und gedenkt morgen mit ihrem Manne auf dem „Ancecy Adams“ nach New-York abzuſegeln.“ (F. Conv. Bl.)

Geſchichten aus der Kaiſerzeit.

III. General Biſſon, ein Freund guter Biſſen.

Die tapferen Generale Napoleons waren theilweiſe auch aus andern Gründen, als wegen ihrer Leiſtungen im Felde, berühmt. So galten Junot und Fournier für die Geſchickteſten im Piſtolenſchießen, ſo war der General Lavalette ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Muſik, und man ſagt, er habe ſtets auf ſeinen Gepäckwagen ein Piano mit in den Krieg genommen. Außerdem hatte er die Eigenheit, nur Waſſer zu trinken, und hierin war er das Widerſpiel ſeines Kollegen Biſſon, der für den unerſchrockenſten Trinker der ganzen Armee galt.

Als dieſen der Kaiſer einmal in Berlin traf, fragte er ihn: „Nun, Biſſon, trinkſt Du noch gut?“ — „So, ſo, Sire,“ war die Antwort, „ich gehe nicht mehr über die zwanzigſte Flaſche.“ Dieß war in der That bei Biſſon ein großer Schritt zur Solidität, denn er hatte oft die dreißigſte geleert, doch immer ohne ſich zu berauſchen. Sein Appetit indeß hielt gleichen Schritt mit ſeinem Durſte.

Einen Tag vor dem Abmarſch zum ruſſiſchen Feldzuge erhielt Biſſon den Befehl ſich augenblicklich nach St. Cloud zum Kaiſer zu begeben. Ein Kammerdiener führt ihn in einen kleinen Salon, der vor des Kaiſers Zimmer liegt. Hier wartet Biſſon ſehr lange; er war um vier Uhr gekommen; es ſchlug ſieben, und Napoleon hatte ihn noch nicht rufen laſſen. In ſeiner langen Weile ſieht ſich der General im Zimmer um und bemerkt bald, daß der Diener halbſtündlich ein warmes Huhn einem Pagen überbringt, der es auf ein Tiſchchen in der Ecke des Salons ſetzt und immer das vorige kalt gewordene fortträgt. Biſſon kann ſeinem Hunger nicht lange widerſtehen, denn er war unvorſichtigerweiſe, ohne ſeine Mahlzeit gehalten zu haben, von Paris abgereist; in einem Nu verſchlingt er das ſaftige Huhn. Der Page iſt höchſt erſtaunt, kein Huhn zu finden, verlangt ſogleich ein anderes; doch dieſes, ſo wie ein drittes, verſchwinden auf dieſelbe räthſelhafte Weiſe. Die Sache macht Lärm unter der Dienerſchaft; man examinirt alle Perſonen, durch deren Hände die Hühner den Weg von der Küche zu dem Salon gemacht haben, und der Page bleibt endlich bei dem Gedanken, daß der Teufel ſich des unglücklichen Geflügels bemächtigt habe.

Endlich läßt der Kaiſer Biſſon rufen und verabſchiedet ihn bereits nach fünf Minuten wieder. Der General, durch die drei Hühner mehr gereizt als geſättigt, ſtürzt zu einem Reſtaurateur an der Pforte des Parkes von St. Cloud wie auf eine feindliche Redoute.

Am Abend erzählt man dem Kaiſer die Spuckgeſchichte mit den drei Hühnern: „Ich wette“, ſagte er lachend, „hier iſt Biſſon's Appetit im Spiele. Der Mann iſt ein Goliath auf dem Schlachtfelde, aber in Friedenszeiten ein wahrer Gargantua, der täglich für ſeine kleinen Freuden einen ganzen Ochſen brauchen könnte.“

Uebrigens war die ungeheure Eß- und Trinkluſt bei dem General ein ſo unabweisbares Bedürfniß geworden, daß ihm der Kaiſer, der ſeine militäriſchen Eigenſchaften hochſchätzte, aus ſeiner Privatkaſſe ſechstauſend Franken als jährliche Zulage zu den Tafelkoſten bewilligte.

Pot-Pourri.

Spießruthen-laufende Redacteure.

Am 12. Okt. 1760 erlebte Berlin ein ebenſo trauriges als merkwürdiges Schauſpiel. Die Redacteure der Haude-Spenerſchen und der Voſſiſchen Zeitung, Krauſe und Kretſchmar, waren von dem an dieſem Tage aus der preußiſchen Hauptſtadt abziehenden General Tottleben zu dieſer furchtbaren Strafe verurtheilt worden, da beide als Verfaſſer der damals vielverbreiteten antiruſſiſchen „Bauerngeſpräche“ bekannt worden waren. Die „Spener'ſche Zeitung“ erzählt über dieſen Vorgang Folgendes. Um 8 Uhr marſchirte auf dem neuen Markte ein Commando von 100 ruſſiſchen Grenadieren auf, denen ein Regiments-Profos ſofort die Ruthen austheilte. Die Soldaten formirten die bekannte Gaſſe, und aus der Hauptwache an der Roſenſtraßen-Ecke wurden die beiden Arreſtanten an den Eingang der Gaſſe geführt; der Profos entkleidete ſie und der, die Exekution zu Pferde kommandirende Offizier machte ihnen die ihrer harrende Strafe bekannt. — Es war ein jammervoller Anblick, als der 68jährige Greis Viktor Krauſe wimmernd auf die Knie fiel, ſeine Perücke vom Haupte nahm und dem Offizier ſeyn in Ehren ſilbergrau gewordenes Haar zeigte. Weinend bat er um Gnade und erhielt ſie. Dagegen mußte Kretſchmar — salva famâ, — wie Rödenbeck ſagt — einige Hiebe aushalten, wurde dann aber auch entlaſſen, ſo daß die fürchterlichen Anſtalten zum Spießruthenlaufen ſie nur hatten ſchrecken ſollen.

Die aus Chriſtenſchädeln erbaute Pyramide auf der Inſel Gerbi (Tunis) iſt auf Befehl des Bei's am 19. Sept. abgetragen worden. Unter der Bevölkerung hat dieß eine große Aufregung hervorgerufen, die jedoch ohne weitere Folge vorübergegangen iſt. Die meiſten Schädel befanden ſich noch in wohlerhaltenem Zuſtande.

Digitized by Google

Nro. 93. Sechszehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 20. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt. Humoriſtiſche Skizzen aus dem deutſchen Handelsleben. — Felix Mendelsſohn-Bartholdy. — Zur Statiſtik des Bürgerkrieges in der Schweiz. — Pot-Pourri.

Humoriſtiſche Skizzen aus dem deutſchen Handelsleben.

Von Georg Weerth.

I. Der Lehrling.

Wir ſtehen im Comptoir des Herrn Reiß.

Röthlich ſtehlt der Morgen durch zwei große, halbverſtaubte Fenſter auf die Dintenkleckſe des Schreibpultes. Sandbüchſen, Federmeſſer, Gänſekiele und ähnliche friedfertige Inſtrumente ſchlummern in holder Gemeinſchaft neben Poſtpapier und Propatria. Hohe, ledergepolſterte Dreifüße umringen das Pult, und das Pult hat Schubladen mit Schlöſſern und Riegeln daran von ächtem Eiſen. An den Wänden, die in ihrer Jugend unſchuldig weiß waren, hangen Landkarten, die mit der Zeit alt geworden ſind. Außer ihnen bemerkt man ein Porträt Napoleon's, den Jeder kennt, ein Porträt Rothſchild's, den Viele kennen, und ein Porträt Gottfried Friedrich Jammer's ſeliger Erben Sohn, den nur der Herr Reiß kennt, weil er einſt auf einen Schlag ſiebenhundert Reichsgulden im Zwanzig-Guldenfuße an ihm verdiente.

Ein Bücherſchrank ſchmückt den Hintergrund des Zimmers. Darin bemerkt man das Hauptbuch, das Caſſabuch, das Copirbuch, die Strazza nebſt der Kladde. Nur das Geheimbuch fehlt, denn dieſes bewahrt man vor den Augen der Menge, weil die Activa und die Paſſiva des Herrn Reiß darin ſtehen, und die ſoll Niemand ſchau'n, damit nicht, wie Dante ſagt, Jemand den Schleier reiße von des Herrn Reiß etwaigen ſchaamhaften Verhältniſſen. Ueber dem Ganzen ruht eine ſiegellack-duftende Atmoſphäre, und ſchauſt du um dich, da mußt du unwillkürlich ausrufen: Hier wird Geld verdient! Die Uhr ſchlägt Acht, und knarrend dreht ſich die Thür in den Angeln. Eintritt der Herr Reiß.

Herr Reiß iſt ein kleiner, aber ſtattlicher Mann, handfeſt und rund, ernſthaften Antlitzes, doch freundlichſten Bäuchleins. Unter den ergrauten Wimpern ſchimmern zwei flinke, unternehmende Falkenaugen. Seine Naſe iſt etwas gebogen, die Lippen ſind fein geſchnitten, das Kinn ſteht ein wenig nach vorn. Der Herr Reiß iſt ein ſchöner alter Kaufmann. Er trägt graue Hoſen, einen langen, grünen Rock, Halstuch und Weſte ſind weiß, und den faſt kahlen Schädel bedeckt die Mütze mit großem Lederſchirm. Der Herr Reiß nimmt die Brille aus dem Futteral und beginnt ſeine Morgenandacht: er lieſt den Amſterdamer Handels- und Börſenbericht. Laſſen wir ihn leſen.

Wir wollen zurück nach der Thür ſehen. Sie öffnet ſich zum zweiten Male, und herein tritt der Buchhalter des Geſchäftes, ein Vierzigjähriger; an der Hand führt er einen Knaben, kaum Fünfzehn zählend.

Der Buchhalter iſt lang und dürr; er beſitzt eine rothe Naſe, und in dem feierlichen Ernſte ſeines Antlitzes iſt deutlich zu leſen, daß er ſechshundert Thaler verdient jährlich mit Mühe und Arbeit. Der Kopf des Knaben iſt weniger ausdrucksvoll, er iſt eher nichtsſagend ſchön und gleicht einem geſunden Borſtorfer-Apfel, an dem die Weſpen des Jahrhunderts noch nicht genagt haben.

Hier iſt unſer neuer Lehrling! begann der Buchhalter, nachdem er den im Leſen vertieften Herrn einige Male ſpähend umwandelt hatte.

Ha, das fehlt auch noch! erwiederte der Herr Reiß: jetzt ſoll man ſich wieder mit einem dummen Jungen abgeben! Dann auf den zarten Handelsbefliſſenen losſchreitend, fuhr er fort: Aber kommen Sie nur näher, mein lieber Sohn; ich habe mit Ihrem Vater den Contract ſchon geſchloſſen. Sie ſtehen nun auf der Schwelle eines neuen Lebens, und wenn Sie ſich nur gut halten, ſo wird es Ihnen auch ſchon gut gehen — aber das findet ſich alles erſt ſpäter.

Das fromme mercantiliſche Schlachtopfer erröthete und verneigte ſich ehrfurchtsvoll.

Vor allen Dingen will ich Sie gleich mit Ihren Arbeiten näher bekannt machen. Arbeit iſt unſer Loos, Arbeit iſt unſere Beſtimmung; mit der Arbeit verdienen wir unſeren Käſe und unſer Brod, unſeren rothen und weißen Wein; die Arbeit bringt uns Lilien und Roſen.

Am beſten thun Sie, wenn Sie am Morgen in aller Frühe aufſtehen. Sie verrichten Ihr Gebet und gehen dann auf die Poſt, indem Sie den Offizianten erklären, Sie wären der neue Lehrling des Herrn Reiß und wünſchten die Briefe zu erhalten. Das erſte Mal ſoll Jemand mit Ihnen gehen, damit Sie von vorn herein gehörig legitimirt ſind.

Die Briefe, dieſe viereckigen, weißen Geheimniſſe, ergreifen Sie ſorgfältig und machen ſich in entſetzlicher Haſt damit aus dem Staube. Blitzſchnell müſſen Sie mir die Briefe überbringen, keine Minute lang auf der Straße verweilen, nichts darf Sie aufhalten; und wäre auch die Welt am Untergehen, ſo müſſen Sie doch erſt hieher laufen und mir die Briefe einhändigen. O, es wäre ſchrecklich, wenn Sie je einmal in dieſem Punkte nachläſſig wären; denn ſehen Sie, von den Briefen hängt Alles ab — alſo merken Sie ſich das!

Haben Sie die Briefe überbracht, ſo verfügen Sie ſich zu dem Herrn Buchhalter und fragen ihn, ob er Wechſel einzukaſſiren hat. Die Wechſel des Lebens ſind vielfältig; Sola-Wechſel, Tratten und proteſtirte; manchmal ſind ſie betrübend, manchmal erfreulich. Die proteſtirten gehören zu den betrübenden, und die beſten ſind die, welche man nicht zu bezahlen hat. Glücklich der, welcher in gemäßigtem Wechſel-Verhältniß mit der Geſellſchaft ſteht: ihn werden nicht Roſt, nicht Motten und nicht die Zinſen der Banquiers freſſen; Ruhe wird ſeinen Schritt umſäuſeln, und der Pfeffer eines Mahnbriefes wird nie den Mohn ſeines Schlafes ſtören.

Mit den Wechſeln, die Ihnen der Buchhalter gibt, treten Sie in die Häuſer, wo ſie fällig ſind; das heißt, wo die Wechſel fällig ſind — Gott bewahre uns vor fallenden Häuſern! Das Wechſeleincaſſiren iſt ein wichtiges, ernſtes Geſchäft, wie denn überhaupt alles wichtig iſt, wobei Geld im Spiele iſt. Merken Sie ſich das. Mit Geld iſt nicht zu ſpaßen; mit dem Gelde muß man vorſichtig ſeyn wie mit ſeiner Seele; Geld iſt das A und O des Daſeyns, Geld iſt Alles — vergeſſen Sie das nie!

Ich will annehmen, Sie hätten einen Wechſel auf die Herren Müller & Comp. — da gehen Sie auf das Comptoir des Herrn Müller und ſagen laut und deutlich: Herr Müller! hier habe ich

einen Wechſel von Herrn Reiß und bitte um den Beteag. Der Herr Müller wird den Wiſch von unten bis oben beſehen, er wird auch Sie einmal vom Wirbel bis zur Zehe muſtern und wird, wenn die Sache übrigens in Ordnung iſt, in ſeine Geldkiſte greifen, um Ihnen die fragliche Summe vorzuzählen.

Dies iſt ein Augenblick, von welchem Vieles abhängt.

Ich muß Ihnen nämlich bemerken, daß es in der Handelswelt gar nicht auffällt, wenn ſich der Eine gegen den Anderen ſo gut wehrt, wie er kann. Im Handel hört alle Feeundſchaft auf, im Handel ſind alle Menſchen die bitterſten Feinde. Ich will Ihnen das jetzt näher auseinander ſetzen. Sie ſtehen vor Herrn Müller, um das Geld in Empfang zu nehmen. Er ſah Sie an, er beſchaut Sie nochmals, er denkt: das ſcheint ein junger unerfahrner Menſch zu ſeyn, und zu gleicher Zeit fällt ihm ein, daß er einige ſchlechte Münzſorten in ſeiner Kaſſe hat, daß es die höchſte Zeit iſt, dieſelben wieder einmal in die Welt zu bringen, und daß Sie vielleicht der Mann ſeyn würden, der ihn hierbei unterſtützen könnte — — und immer weiter denkt der Herr Müller, ſpricht aber kein Wort, ſondern greift in ſeine Geldkiſte, und hat kein Mitleid mit Ihrer Jugend, mit Ihrer Anmuth und Ihrem Unverſtande, und, das verſichere ich Ihnen, wenn Sie nicht gehörig aufpaſſen, da miſcht Ihnen der Herr Müller ein paar beſchnittene Dukaten, ein paar hannöver'ſche Fünfgroſchenſtücke oder einige Blafferts unter Ihr Geld, ſo ſicher wie zwei mal zwei Vier iſt — ſehen Sie — und dann iſt der Tenfel los!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich den Herrn Müller nur als ein unſchuldiges Beiſpiel anführe. Der Herr Müller iſt ein ehrenwerther Mann. Aber was geht Sie das an? Da doch jedenfalls die Möglichkeit vorhanden iſt, daß ſelbſt dem ehrenwerthen Herrn Müller einmal etwas Menſchliches paſſirt, ſo ſind Sie unter allen Verhältniſſen des Lebens verpflichtet, den Herrn Müller für einen Schuft zu halten. Sie müſſen ſich ſteif und feſt einbilden, der Herr Müller wolle Sie übertölpeln, und deßwegen müſſen Sie ihm auf die Finger paſſen, und dann werden Sie auch nie einen König Hieronymus, einen Coburger Sechſer oder einen däniſchen Fuchs mit nach Hauſe bringen. Verſtehen Sie mich?

Dem jugendlichen Lehrling fiel es wie Schuppen von den Augen. Die Worte des Herrn Reiß durchdrangen ihn mit ihrer ganzen unermeßlichen Wahrheit.

Haben Sie für Ihren Wechſel das richtige Geld zu den richtigen Courſen in Empfang genommen, ſo ſtecken Sie Alles in Ihren Sack, binden den Sack mit einem Bindfaden zu und faſſen den Sack mit der Hand ſo feſt an, als es Ihre Kräfte erlauben.

Wie Sie es mit Einem Wechſel machen, ſo machen Sie es mit allen, und ſind Sie fertig, ſo kehren Sie unverzüglich nach Hauſe zurück. Unverzüglich, ſage ich Ihnen! Das Geld in den Händen, ſchauen Sie weder rechts noch links, bis Sie wieder auf unſerem Comptoir ſtehen, wo Sie der Herr Buchhalter mit offenen Armen empfangen wird, wenn Sie keinen Bock geſchoſſen haben.

O, ſchießen Sie keine Böcke! Hüten Sie ſich vor den Böcken, nichts iſt entſetzlicher als ein Bock.

Aus der Stadt zurück gekommen, beginnen Sie die Comptoir-Arbeiten. Sehen Sie, hier iſt das Copirbuch. Das gehört Ihnen, das ſollen Sie nun in Zukunft führen. Sie werden viel dadurch lernen, und die Beſchäftigung iſt intereſſant. Faſt das ganze Geſchäft läuft durch dieſes Buch. Jeder Brief, den wir ſchreiben, muß hier copirt werden. Obenhin ſchreiben Sie den Namen des Menſchen, an den die Epiſtel gerichtet iſt, und dann ſchlank weg alles, was folgt, bis zu den Empfehlungen, Grüßen und freundſchaftlichen Verſicherungen. Dergleichen Sachen brauchen Sie nicht zu copiren, denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir „achtungsvoll" unterzeichnen, wenn Jemand eine gute Beſtellung gab, daß wir ihn mit unendlicher Wärme und Liebe umfaſſen, wenn er beſtellte und zugleich bezahlte, und daß wir ihm unſere gränzenloſe Verachtung zu erkennen geben und bloß „höflich" grüßen, wenn er auf zwei Mahnbriefe nichts erwiedert.

Machen Sie die Buchſtaben ſo ſchön wie möglich, und vor allen Dingen nehmen Sie ſich mit den Zahlen in Acht. Das iſt eine ernſthafte Geſchichte. Wenn eine Zahl nicht richtig iſt, da fährt gleich die Confuſion hinein von allen Ecken. Am Buchſtaben iſt mir nicht ſo viel gelegen, aber an der Zahl — hören Sie 'mal, guter Freund, copiren Sie mir die Zahlen richtig, ſonſt ſind wir geſchiedene Leute. Zahlen regieren die Welt. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß es mit dem Abſchreiben der Briefe nicht allein gethan iſt; es verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie ſich auch den tiefen Sinn deſſen, was Sie copiren, einzuprägen haben. Das Coulante des Styls, die Eleganz der Wendungen, das Treffende in den Ausdrücken und Benennungen, die Höflichkeit inmitten der größten Grobheit und das Einſchmeichelnde bei der heftigſten Erbitterung — Alles, Alles haben Sie ſich zu bemerken, Alles haben Sie Ihrem Gedächtniſſe einzuprägen, damit Sie einſt ſelbſt Correſpondent werden können, damit ich Sie einſt zur Höhe meines Geſchäftes avanciren laſſen kann.

Auch der einzelnen Manipulationen, welche die Korreſpondenz berührt, müſſen Sie ſich ſtets zu erinnern wiſſen, und die Namen unſerer Kunden bemerken Sie ſich und die Art, wie wir ſie entweder über den Löffel barbierten, wie wir ſie auf den Händen trugen, oder wie wir ſie im Gedränge untergehen ließen; denn daraus können Sie ſtets abnehmen, weß Geiſtes Kinder ſie ſind und welchen Credit ſie verdienen.

Sie ſehen, ich übertrage Ihnen eine herrliche Arbeit. Das Copirbuch iſt das Evangelium des Comptoirs — und nun ſchreiben Sie es auch recht hübſch, damit ich Freude an Ihnen erlebe.

Groß iſt der Handel und weltumfaſſend! Glücklich der, welcher unter ſeinen Fittichen ruht, denn ihm wird wohl ſeyn, wie einem Maienkäfer unter den Linden.

Sind die Comptoir-Arbeiten vorüber, da bricht ein neues Leben für Sie an. Sie beſchäftigen ſich nämlich dann auf dem Waarenlager, in den Magazinen. Man wird Sie Muſter anfertigen, Pakete machen und Ballen verſenden laſſen, wodurch Sie ſich um unſchätzbare Kenntniſſe bereichern werden. Qualitäten und Preiſe der verſchiedenen Waaren erlernen Sie ſpielend, indem Sie dem Abſchluſſe manches Kaufes beiwohnen. Sie ſehen, welche Sorte für dieſe Gegend zieht und welche für eine andere paßt, Sie lernen die Sitten und Gewohnheiten der verſchiedenen Völker kennen ihre Fehler und ihre Tugenden, ihre Zahlungsfähigkeit und, ach! — auch ihre Inſolvenz!

Menſchen lernen Sie kennen, indem Sie mit Käufern und Verkäufern umgehen; ſtudiren Sie ja die Schwächen eines Jeden, denn das wird nie zu Ihrem Schaden ſeyn. Merken Sie ſich jedes Lächeln Ihres Gegenmannes, das geringſte Zucken ſeiner Mundwinkel, die leiſeſte Bewegung ſeiner Augen; denn das Aeußere des Menſchen ſpiegelt oft genug das Innerſte ſeiner Seele wieder. Die Seele aber ſteht in genauem Zuſammenhange mit dem Geldbeutel, und die Börſe Ihres Gegners iſt ſtets von ſpeciellem Intereſſe für Sie.

Dunkel nur deute ich Ihnen die vielen Genüſſe an, welche die Luſt Ihrer Jugend und die Seligkeit Ihres Alters ſeyn werden.

Gibt es etwas Schöneres als den Handel und Wandel? Gibt es ein vollkommeneres Weſen auf Erden, als einen vollkommenen Kaufmann?

Ein vollkommenes Weſen ſoll vor allen Dingen ſeine Zeit begreifen und ſein Jahrhundert; ein guter Kaufmann verſtand von jeher Beides, denn er verſtand ſich auf ſein eigenes Intereſſe!

Ruhig, im Bewußtſeyn ſeiner Würde ſteht er da, und alle Künſte und Wiſſenſchaften der Welt drängen ſich zu ihm heran, um ihm zu huldigen und ihm zu dienen. Philoſophie, Mathematik, Geographie, Oekonomie, die ganze Rechtswiſſenſchaft, ſamt der Medicin und allen übrigen Herrlichkeiten von einem Pole bis zum

Digitized by Google

andern, was wären ſie, wenn ſie der Kaufmann nicht in preußiſch Courant verwandelte!

Glücklich preiſe ich Sie, daß ein gutes Schickſal Sie in den Port des Commerzes führte. Arbeiten Sie treulich von ſieben Uhr Morgens bis neun Uhr Abends, und gehen Sie endlich nach Hauſe und legen Sie ſich zu Bette; da laſſen Sie alles, was Sie am Tage ſahen und hörten noch einmal an Ihrer Seele vorübergehen, Briefe und Wechſel, Dukaten und Kronthaler, Geldſäcke und Copirbücher, Courſe und Waarenproben, Concurrenten und Geſchäftsfreunde, und ſtärken Sie ſich hierauf zu neuer Thätigkeit durch einen kurzen, aber erquickenden Schlaf.

Verſtehen Sie mich? Ich hoffe, Sie haben mich verſtanden; aber jetzt noch Eins! Nämlich ... hier machte der Herr Reiß eine lange Pauſe, er legte die Hand auf die Schulter des Lehrlings und ſah ihn mit einem durchbohrenden Blicke an ... nämlich hören Sie, junger Mann! ich habe Vertrauen in Sie; Sie ſind von rechtſchaffener Familie, und ich bin bereit, Sie in mein Geſchäft durchaus einzuweihen; ich will Ihnen Gelegenheit geben, in dieſer Welt fortzukommen; ich kann Ihnen verſichern, wer in meiner Schule geweſen iſt, der kommt fort — hören Sie! vier Jahre lang werden Sie einſtweilen bei mir bleiben, denn ſo lautet der Contract, den ich mit Ihrem Vater geſchloſſen habe; dieſe vier Jahre werden Ihnen herumgehen wie ein Tag, denn keine Stunde ſollen Sie müßig ſeyn, und ich will Ihnen genug zu thun geben — hören Sie aufmerkſam zu — Eins befehle ich Ihnen vor Allem, und ich will, daß Sie dieſes Eine halten ſollen vor allem Andern — nämlich, was Sie auch hören und was Sie auch ſehen werden auf meinem Comptoir oder auf meinem Lager, kurz, was Ihnen auch begegnet im ganzen Umkreiſe meines Geſchäftes, erwähnen Sie davon nicht das Geringſte, ſobald Sie die Schwelle meines Hauſes verlaſſen haben! Verſtehen Sie mich? — Stumm wie ein Fiſch!

Stumm wie das Grab! flüſterte der erſchrockene Lehrling; er athmete tief auf, und ſeine unſchuldigen Augen neigten ſich vor den Flammenblicken des gewaltigen Principals.

Während der Converſation des Herrn Reiß und des Lehrlings waren die übrigen Arbeiter ins Comptoir getreten und hatten ſich lautlos an ihre Plätze geſetzt. Eine Todtenſtille entſtand in dem myſtiſchen Raume, und man hörte bald nur noch das Kritzeln des Gänſekiels, der in geſchäftiger Eile über das Papier tanzte.

Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Felix Mendelſohn-Bartholdy iſt nicht mehr — er ſtarb im noch nicht vollendeten neununddreißigſten Jahre! Er hat ein kurzes, aber ein ſchönes, reiches Leben gelebt; das gütige Geſchick, welches ihm ſchon an der Wiege gelächelt, als es ſolchen Genius gerade unter ſolchen Verhältniſſen geboren werden ließ, entriß ihn in der Fülle ſeiner Kraft und ſeines Ruhmes der Mitwelt, um ſein Andenken deſto ungetrübter der Nachwelt zu erhalten.

Ein großer Name legt auch große Verpflichtungen auf, und nur zu oft erliegt der Schuldner unter dieſer drückenden Laſt. Welch unbillige Forderung, daß die Träger großer Namen in ihren Werken da fortfahren ſollen, wo Eltern oder Voreltern einſt aufgehört haben! Und doch wird ſie geſtellt! So iſt Mozart's Sohn, obwol immerhin ein achtbares Talent, dahingeſiecht über dem fehlgeſchlagenen Streben, zur Anerkennung zu gelangen; und der junge Wolfgang von Göthe, ein geſchickter und gebildeter Tonkünſtler, arbeitet ſeit Jahren vergeblich, ohne Geltung ſeines Werthes zu erringen.

Aber der Enkel des berühmten Moſes Mendelsſohn hatte bereits in ſeinem ſiebenten Jahre mit Glück den Pfad betreten, auf welchem große Männer wandeln. Felix, deſſen Name ſchon auf ſein künftiges Schickſal deutete, war ein Wunderkind und durfte ſich unter Leitung verſtändiger und begüterter Eltern einer Erziehung erfreuen, welche die ſicherſte Bürge war, daß er dereinſt nicht das unglückliche Schickſal ſo vieler Treibhaus-Pflanzen theilen würde, welche den Keim des Unterganges in ſich tragen und, in künſtlicher Wärme gehegt und gepflegt, nur kurze Zeit hindurch Leben athmen.

Die Entwicklung ſeines Geiſtes hielt mit der ſeines Körpers gleichen Schritt; und ſein letztes Werk, das Oratorium „Elias" iſt der ſchönſte Beweis, daß Mendelsſohn ſelbſt im neununddreißigſten Jahre noch immer nicht auf einer gewiſſen Stufe ſtehen geblieben war.

Ja! er hatte viel empfangen und viel geleiſtet; denn daß er als Componiſt, als Virtuoſe, als Dirigent, als Lehrer immer nur die edelſten Richtungen vertreten, wer möchte es läugnen? — aber ihm iſt auch reich vergolten worden. Nicht allein, daß ihn die Verehrung ſeiner Kunſtgenoſſen auf allen ſeinen Wegen begleitete, daß die Hohen und Mächtigen der Erde dieſem großen Künſtler nirgends die Anerkennung verſagten, welche er zu fordern berechtigt war, — nein! er hat ein noch heller ſtrahlendes Ziel erreicht: ihm war es zugleich beſchieden, ein Mann des Volkes zu werden. Nicht zwar in dem Sinne, daß ſeine Melodieen auf allen Drehorgeln wiedertönten; wohl aber, daß ſelbſt jeder Laie bei dem Wort und Werke dieſes Meiſters eine Ehrfurcht fühlte, die unwillkürlich, vom niederen Streben ab, höherem, reinerem Genuſſe entgegen führte.

Mendelsſohn hat nie der Menge gedient, um ſie hinterher deſto leichter unterjochen zu können, und dennoch hat er ſich dieſe wandelbare Menge dienſtbar gemacht. O, es war ſeine ganze Laufbahn eine wunderbare Verkettung glücklicher Schickſalsringe! Name, Talent, Erziehung (des Vaters Haus der Sammelplatz aller bedeutenden Männer ſeines Wohnortes, aller Künſtler, Gelehrten, Diplomaten), dazu die Mittel, ſeinem Talente nach allen Richtungen hin Eingang zu verſchaffen (die erſte Symphonie, eine noch unreife Jugendarbeit des zwölfjährigen Knaben im Conſervatorium zu Paris aufgeführt!). Hierauf alle ſeine Werke mit Blitzesſchnelle durch die ganze gebildete Welt verbreitet und mit Enthuſiasmus aufgenommen, und — als ſollte ſeinem Glücke nichts mangeln — in den ſpäteren Jahren die Neigung ſeines Herzens erwiedert und durch reiche häusliche Freude geſegnet!

Wahrlich! er war zu beneiden; und doch wurde er nicht beneidet. Denn zu allen ſeinen vortrefflichen Eigenſchaften geſellte ſich noch eine Klugheit und Menſchenkenntniß, die ihn in den Stand ſetzte, die verſchiedenſten Individualitäten entweder innig an ſich zu ziehen, oder, wo er dieſes nicht wollte, ſie in ehrerbietiger Scheu, aber ohne Feindſeligkeit von ſich fern zu halten; denn er ſtand in ſeinen Werken zu erhaben, als daß ihm nicht auch diejenigen ihre Hochachtung hätten beweiſen müſſen, welche weder ſeine perſönlichen Freunde noch enthuſiaſtiſchen Verehrer geweſen.

Dieſes reiche, volle Leben hat geendet! Als am vierten November die Glocken der Thomaskirche in Leipzig den Abendſegen einläuteten, ſchloß der große Meiſter im ſchweren Todeskampfe die Augen. Aber die Saat, die er geſäet, wird nicht verloren gehen — „Und ob der Leib gleich ſtirbt, doch wird die Seele leben." Seine Werke werden noch dem kommenden Jahrhundert Zeugniß ablegen von dieſem ernſten, echt künſtleriſchen und nur dem Höchſten zugewandten Streben, worin er unbeſtritten alle ſeine muſikaliſchen Zeitgenoſſen hinter ſich zurück gelaſſen.

Zur Statiſtik des Bürgerkrieges in der Schweiz.

(Nach dem „Magazin f. d. Litteratur des Auslandes".)

Nachſtehende Eintheilung der 22 Schweizer Kantone giebt zugleich eine Ueberſicht von dem geſchichtlichen Anwachſen der Eidgenoſſenſchaft. Es zerfallen die einzelnen Kantone in: A. die Vororte: 1) Zürich (ſeit 1351), 2) Bern (ſeit 1353), 3) Luzern (ſeit 1332); B. die Urkantone: 4) Uri, 5) Schwyz, 6) Unterwalden (ſämmtlich ſeit 1308; Unterwalden ſeit 1114 und 1150 getheilt in die Halbkantone: Ob dem Wald und Nid dem Wald); C. die ſpäteren älteſten Kantone: 7) Glarus (ſeit 1352), 8) Zug (ſeit 1362); D. die alten Kantone: 9) Freiburg (ſeit 1481), 10) Solothurn (ſeit 1481), 11) Baſel (ſeit 1501, aber ſeit 1833 getheilt in

Digitized by Google

die Halbkantone: Baſel-Stadt und Baſel-Land); 12) Schaffhauſen (ſeit 1501), 13) Appenzell (ſeit 1513, und zwar ſeit 1597 getheilt in die Halbkantone: Außer- und Inner-Rhoden); E. die neuen Kantone: 14) St. Gallen, 15) Graubündten, 16) Aargau, 17) Thurgau, 18) Teſſin, 19) Waadt (alle ſechs in Folge der franzöſiſchen Revolution, ſeit 1798 und 1803); F. die neueſten Kantone: 20) Wallis, 21) Neuenburg und 22) Genf (alle drei ſeit Wiederherſtellung des Friedens im J. 1815). Die hier gegebene Nummernfolge bildet auch die Reihefolge, in welcher die 22 Kantone auf der Tagſatzung abſtimmen.

Der gegenwärtig in der Schweiz ausgebrochene Bürgerkrieg ſieht die 22 Kantone in drei Lager getheilt, von denen a) der Sonderbund (7 Stimmen) einen Vororts-Kanton, die drei Urkantone, die beiden ſpäteren älteſten Kantone und den früheſten der alten Kantone zu ſeinen Mitgliedern zählt, b) die eidgenöſſiſche (liberale) Mehrheit ($12^{2}/_{2}$ Stimmen) beſteht aus zwei Vororts-Kantonen, zwei vollſtändigen und zwei halben alten Kantonen, den ſechs neuen und zwei von den neueſten Kantonen; c) als neutrale Kantone endlich ($1^{2}/_{2}$ Stimmen) wollen ſich zwei Halbkantone, die zu den alten gehören, und ein neueſter Kanton betrachtet wiſſen.

Das Bundesheer der Eidgenoſſenſchaft iſt zuletzt durch das Militär-Reglement von 1841 geordnet worden. An der Spitze des Bundesheeres befindet ſich ein unmittelbar unter der Tagſatzung ſtehender Kriegsrath, aus den Präſidenten des Vororts und acht gewählten Mitgliedern beſtehend, der (1840) neu organiſirt wurde, und ein Generalſtab von 178 Offizieren aller Grade, aus ſämtlichen Kantonen. Außerdem beſtehen 700 Mann Genietruppen (500 Sapeurs in fünf Compagnieen und 200 Pontonniers), 5371 Mann Artillerie (3600 Mann in vier Compagnieen, welche vier zwölfpfündige Kanonen-Batterieen, 25 Compagnieen, welche 25 fünfpfündige Kanonen- und zwölfpfündige Haubitzen-Batterieen bedienen, 730 Mann zur Bedienung der Poſitions- und Reſerve-Artillerie, ſo wie der Gebiegs-Batterieen, 625 Mann für fünf Park-Compagnieen, 796 Mann Train für die Sapeur-Wagen, die Gebirgs-Batterieen, die Liniencaiſſons und die Reſerve-Parks); 1505 Mann Kavallerie ($23^{1}/_{2}$ Compagnieen reitende Jäger); 51,864 Mann Linien-Infanterie; 4200 Mann Scharfſchützen, in 42 Compagnieen organiſirt. Zuſammen zählt das Bundesheer 64,019 Mann mit 3426 Trainpferden. Die Infanterie iſt in 67 Bataillonen zu ſechs Compagnieen, ſieben zu fünf Compagnieen und vier uneingetheilte Compagnieen (von Baſellandſchaft, die ſich jetzt mit dem Kontingente von Baſelſtadt zu Bataillonen formieen) gebildet. Die Compagnieen ſind von ſehr verſchiedener Stärke: in Unterwalden nid dem Wald z. B. ſind ſie 88 Mann, in Appenzell-Innerrhoden dagegen 137 Mann ſtark. Die Bataillone von ſechs Compagnieen haben zwei Jäger-Compagnieen, die von fünf aber nur eine. Die Bundes-Armee (wobei die Landwehr nicht einbegriffen, die auf 200,000 Mann angeſchlagen iſt) wird nach Prozenten der Bevölkerung geſtellt, im Verhältniſſe von 3 zu 100, weshalb Unterwalden nid dem Wald nur 300, Bern dagegen über 12,000 Mann ſtellt. Alle zwei Jahre findet in der Regel ein eidgenöſſiſches Uebungslager ſtatt, an dem 4 — 6000 Mann theilnehmen, doch werden auch die übrigen Kantontruppen jährlich von einem eidgenöſſiſchen Oberſt inſpiziet. Im Frieden iſt der Oberſten-Rang der höchſte im ſchweizer Bundesheere, und nur für den Krieg werden Generale (wie jetzt die Herren Dufour und Salis-Soglio) ernannt. Die Artillerie wird jährlich in Thun (Kanton Bern) im Schießen geübt. An dem letztgedachten Orte iſt auch eine allgemeine Kriegsſchule für die Eidgenoſſenſchaft organiſirt. Einige Städte haben etwas Befeſtigung, doch gilt nur Aarburg (Kanton Aargau) als Bundesfeſtung. Genf hat 12 Baſtionen; in den meiſten übrigen Städten ſind, wie in Solothurn, in neuerer Zeit alle Ummauerungen und Umwallungen abgebrochen worden. Jeder Kanton hat ſein Zeughaus, in welchem außer den Waffen für das Kontingent noch einmal ſo viel Waffen aufbewahrt werden, um im Fall der Noth die Landwehr bewaffnen zu können.

Pot-Pourri.

Die Rechte des Primas von Ungarn.

Der Primas von Ungarn und der dazu gehörigen Provinzen iſt der jeweilige Erzbiſchof von Gran; meiſtens erfolgt nach ſeiner Ernennung der Kardinalshut, und ſeit 1630 der damit verbundene Titel: „Eminenz.“ Der Primas hat als ſolcher die fürſtliche Würde; er iſt oberſter Kanzler durch ganz Ungarn, des heil. röm. Stuhles Legatus natus, und des Graner Komitates immerwährender wirklicher Obergeſpan. Er krönt und ſalbt den König auf dem Reichstage, und in allen wichtigen kirchlichen ſowol, als politiſchen Angelegenheiten, hat ſeine Stimme bedeutenden Einfluß. Er ſitzt im kgl. Statthaltereirathe und bei dem oberſten Reviſionsgerichte, der Septemviraltafel, und ernennt zwei von den Beiſitzern der königlichen Gerichtstafel, welche der König beſoldet. Sein älteſtes Recht, das er mit den Biſchöfen von Agram und Raab gemein hat, beſteht in der Verleihung erzbiſchöflicher Mannslehen und der adelichen Vorrechte für ſeine Aftervaſallen, welche aus Achtung für den Lehensherrn, vom landesfürſtlichen Dreißigſt, gleichwie auch die erzbiſchöflichen Bauern von aller Wegmauth frei ſind.

Engliſche Geldkriſis.

„Punch“ verſinnlicht die Geldkriſis in einem Bilde: John Bull, in Geſtalt eines wohlgenährten Pachters, ſucht durch die für ſeine Corpulenz viel zu ſchmale Oeffnung eines Zaunes zu dringen und bleibt in der Klemme ſtecken, während ein wüthender Stier mit ſchnaubenden Nüſtern, der „panische Schrecken,“ ihm ganz nahe auf dem Rücken iſt. Alſo „John Bull in a fix.“ Vor dem bedrängten Manne ſteht Sir Robert Peel und ruft ihm zu: „Nehmt Euch Zeit, mein theurer Herr, nehmt Euch Zeit! Es iſt nur eine vorübergehende Klemme.“ „O ja,“ antwortete John Bull, „Ihr habt gut reden, Ihr, die Ihr Euch überall durchwinden könnt.“

Was iſt der Dichter E. Geibel werth?

Da derſelbe bekanntlich 300 preuß. Thaler Penſion bezieht, ſo berechnet K. Schwenk in den „literariſchen Charakteriſtiken und Kritiken“ deſſen reellen Werth ſo: „Hrn. Geibels Werth zu beſtimmen, iſt uns leicht gemacht. Er iſt unter die preußiſchen Staatsſchulden aufgenommen worden und wird jährlich mit 300 Thalern verzinst. Da dieſe nur $3^{1}/_{2}$ Prozent jährliche Zinſen ertragen, ſo iſt der nominelle Kapitalwerth des Hrn. Geibel 8471 Thaler 12 Groſchen $10^{2}/_{7}$ Pfennige u. ſ. w.

Neue Schreibart.

Ein Herr Eckard bringt die deutſche „Ortografi“ (Rechtſchreibung) abermals um ein Bedeutendes vorwärts. Als Probe mögen hier einige Verſe aus ſeinem Drama „Tron (!) und Hütte“ ſtehen:

Was iſt ein Nordlicht mit dem ſchönſten Glanze,
Wenn es ferhüllet wird fom Wolkentanze?
Das Herz iſt mein, di Luſt will nun beginnen,
Doch du entzihſt di Hand — ich will mir ſi ferdinen.
Ir Antlitz iſt ein Strom, der heiter blickt
Wenn im (ihm) di rechte Ban zu flißen glückt.
Ir Mund das Ruebett der Abendröte,
Ir Har, das gleicht dem blumigen Gebiſche.
Wie gefällts Ihnen?

Spruch.

Trink' Wein und erwirb'
Trink' Waſſer und ſtirb:
Beſſer Wein getrunken und erworben,
Als Waſſer getrunken und geſtorben.

Digitized by Google

Nro. 94.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 23. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedichte König Ludwigs von Bayern. — Die Halsbandgeſchichte. — Dieffenbach. — Wallis und Glarus. — Schweizer Patriotismus. — Buntes.

Gedichte König Ludwigs von Bayern.

(Aus dem ſo eben erſchienenen IV. Band.)

Die Zeit befeſtigt.

Die Freude und der Schmerz
Sie ketten nur mich enger
An dich, und mehr, je länger
Dich kennt mein glühend Herz.

Es iſt ein leerer Wahn,
Als mache Zeit verfallen;
Je mehr zuſammen wallen
Wir auf des Lebens Bahn,

Nur um ſo mehr umſchlingt
Es unſre Seelen immer,
Daß ſie ſich laſſen nimmer,
Nichts Trennung mehr erzwingt.

Einander haben wir
Uns ſelbſten ja gegeben!
In dieſem ganzen Leben
Bin liebend ich bei dir.

Das liebendſte Gefühl
Wir haben es empfunden,
Wir bleiben treu verbunden,
Nie wird es in uns kühl.

Und ewig rein und licht,
So wie des Aethers Bläue,
Bleib' unſre Liebe, Reue
Durchwühlet uns dann nicht.

In Betreff der in's Bad Brückenau Kommenden.

Das Supplikantenbad, der König ſogar ſuppliciret:
Daß, wer kömmt, bei ihm doch ſuppliciren nicht möcht'.

Die Halsbandgeſchichte *)

„Figaro's Hochzeit" war ſo eben zum erſten Male auf der Bühne erſchienen und die Aufregung, welche dieß auf die Stimmung der ganzen Pariſer Bevölkerung ſo einflußreiche Stück damals hervorgerufen, hatte ſich noch nicht gelegt, als ein weit ernſteres Drama außerhalb der Bühne die öffentliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Eine Königin von Frankreich, ein hoher Prälat, eine Abenteuerin aus königlichem Geblüte, ein Edelmann von zweifelhafter Abkunft, ein Gensdarm und ein geheimnißvoller Fremdling, halb Marktſchreier und halb Verſchworner — dieß waren die handelnden Perſonen des Dramas; die Scene ſpielte in dem Vorhofe des Kriminalgerichts und ganz Europa bildete das Publikum. Man erſtaune nicht, wenn wir hier auf dieſe berüchtigte und verhängnißvolle Halsbandgeſchichte zurückkommen und etwas näher in das Dunkel einzudringen ſuchen. Wie Vieles hat ſie nicht dazu beigetragen, die Herrlichkeit der königlichen Macht zu vernichten und ihren alten Glanz zu verdunkeln! Was hätte der Autorität des royaliſtiſchen Princips einen größern Stoß verſetzen können, als dieſes vor den Augen aller Welt aufgeführte Schauſpiel, worin man eine Krone nicht allein in den Staub, ſondern ſelbſt in den Schlamm des Gerichts fallen ſah? Wenn die Geſchichte es unternimmt, Dramen zu dichten, ſo werden dieſe gewöhnlich ſehr ernſt und das Drama, von dem wir ſprechen, war in der That ein fürchterliches. Man ſah hier einen Fürſten aus dem Hauſe Rohan, der des Diebſtahls angeklagt war, einen Kardinal, mit einer Courtiſane confrontirt, einen Großalmoſenier von Frankreich durch die Beſchuldigung einer entehrenden Mitgenoſſenſchaft niedergebeugt; die Königin von Frankreich, die Tochter Maria Thereſia's, ſpielte darin eine Hauptrolle und war gezwungen, ihre angefochtene Tugend und Ehre einer ſcandalöſen Streitfrage auszuſetzen. Der Adel nahm ſeinerſeits Partei. Man ſtellte die Rohans den Bourbonen gegenüber und die Abkömmlinge der alten Ritterſchaft wagten es zuerſt, den Ruf ihrer Monarchin anzutaſten. Die Miniſter theilten ſich in zwei Parteien. Europa wurde mit Schmähſchriften überſchwemmt. Endlich wurde das Leben der Großen, ihre Eiferſüchteleien, Zwiſtigkeiten und Intriguen vor den Augen des Volkes enthüllt und die höheren Klaſſen der Geſellſchaft waren der nun noch mehr wachſenden Verachtung der Menge bloßgeſtellt.

Faſſen wir nun noch ins Auge, daß das Parlament hier den entſcheidenden Ausſpruch zwiſchen der Gemahlin des Königs und einem Fürſten der Kirche that und die Obrigkeit ſomit als Richter zwiſchen zwei Mächten auftrat, welchen ſie bisher nur zu dienen gewohnt war, ſo erhält die Sache durch dieſe drohende Neuerung noch ein um ſo größeres Gewicht und unwillkürlich wird man daran erinnert, daß der Halsbandprozeß in das Jahr 1785 fällt, 1789 aber die Revolution gemacht war.

Der Fürſt von Rohan hatte einen Ausdruck edler Würde in ſeinen Zügen, viel Geiſt, Ehrgeiz und einen unverſiegbaren Durſt nach ſinnlichen Genüſſen, zu dem ſich ein großer Hang zur Prachtliebe geſellte. Marie Antoinette hegte einen Haß gegen ihn, deſſen Urſachen verſchieden angegeben werden. Die Anhänger des Prinzen erzählen, während ſeiner Geſandtſchaft in Wien habe er einen Brief an den Herzog von Aiguillon geſchrieben, der durch Verrätherei am Hofe verbreitet worden und worin er Maria Thereſia darſtellte, wie ſie die Theilung Polens beklagt und zu gleicher Zeit bemüht iſt, ſich ihren guten Antheil von dem zerſtückelten Reiche zuzueignen.

*) Das Feuilleton des „Siecle" bringt folgendes Bruchſtück aus dem noch ungedruckten zweiten Bande von Louis Blanc's „Histoire de la Révolution," das eine der intereſſanteſten Epiſoden der Revolution behandelt. Die berühmte Halsbandgeſchichte hat einſt in ganz Europa tiefe Senſation erregt. Louis Blanc's Darſtellung, die jedenfalls auf gründlichen Studien fußt, wirft ein ganz neues Licht auf dieſes verhängnißvolle Ereigniß.

Digitized by Google

Andere behaupten, daß Ludwig von Rohan die Königin mit unbeſcheidenen Huldigungen bedrängt und ſich dieſes Benehmens in übermüthigem Leichtſinn gerühmt habe, was bei den Sitten des Prälaten, ſeiner gewöhnlichen unbeſonnenen und raſtloſen Eitelkeit, nicht ſehr in Zweifel zu ſtellen iſt.

Wie dem auch ſey, Maria Antoinette haßte den Fürſten, und dieſer, obſchon er gegen ihren Willen nach und nach Großalmoſenier von Frankreich, Cardinal, Abt von St. Waaſt d'Arras und Vorſteher der Sorbonne geworden, konnte eine Abneigung nicht ertragen welcher er doch zu trotzen im Stande war. Er verſuchte es, ſich zu rechtfertigen, aber man ſtieß ihn mit Härte zurück, und ſeine Hoffnungen begannen zu ſchwinden, als ein unerwarteter Umſtand dieſelben von Neuem erweckte.

Eine Dame wurde ihm vorgeſtellt, welche durch die Grafen St. Remy in direkter Linie von Heinrich II. abſtammte und daher auch den Namen der Valois trug. Dieſe Dame war voll Geiſt und Anmuth. Seit Kurzem mit dem Grafen de la Motte vermählt, der damals in der Gendarmerie diente, hatte ſie manche Schickſale durchlebt, die ihren verführeriſchen Reizen noch ein beſonderes romantiſches Intereſſe verliehen. Ihr Vater hatte die Trümmer des alten Reichthums verſchleudert und mußte heimlich ſeine verſchuldeten Güter verlaſſen. In der Nacht, wo er ſeinen Gläubigern entfloh, legte er das jüngſte Kind in einen Korb und ſtellte dieſen unter die Fenſter eines benachbarten Pachters. Dann begab er ſich mit ſeiner Frau, die ihrer Niederkunft entgegenſah, und den zwei übrigen Kindern zuerſt nach Paris, ſpäter nach Boulogne, wo er im Spital ſeinen Geiſt aushauchte. Seine einzige Hinterlaſſenſchaft beſtand in einer Pergamentrolle, welche bezeugte, daß der Abkömmling Heinrich II. auf dem Siechbette eines Vagabunden geſtorben ſey.

Die Kinder wurden indeß nicht dem Elende preißgegeben. Die Marquiſe von Boulainvilliers wurde von ihrer verlaſſenen Lage gerührt, nahm dieſelben zu ſich und ließ ihnen eine ſtandesmäßige Erziehung geben. Vor Kurzem erſt war Madame de la Motte auf die urkundlichen Beweiſe ihrer Herkunft eine Penſion von 800 Livres zugeſtanden worden. Durch die Mittheilung dieſer Schickſale hatte der Prinz von Rohan ſich beſtricken laſſen. Er wurde der Wohlthäter der jungen Gräfin und ihr Freund und machte ſie bald zu ſeiner innigſten Vertrauten. Schon von Madame Eliſabeth begünſtigt, ſtrebte die ehrgeizige Frau immer höher und ſuchte auch den Schutz und die Gunſt der Königin zu erlangen. Der Cardinal unterſtützte dieſe Abſicht und hörte bald von Madame de la Motte daß der Erfolg ihre beiderſeitigen Erwartungen noch übertroffen habe; ſie gab vor, in Folge einer Bittſchrift von der Königin wohlwollend empfangen und ſelbſt mit dem Verſprechen ihres geheimen Vertrauens beehrt worden zu ſeyn.

Dieſe Nachricht erregte die größte Freude bei dem Kardinal. Seine Hoffnung ſtützte ſich nun auf den zukünftigen Einfluß der Gräfin und er bat ſie, die von ihm ſo ſehr erwünſchte Ausſöhnung bei der Monarchin mit möglichſter Schonung für ihn zu bewirken. Madame de la Motte willigte ohne Bedenken ein und Schritte wurden entweder in der That oder nur vorgeblich zu dieſem Zwecke eingeleitet. Das erſte Reſultat war, daß dem Prinzen die Erlaubniß ertheilt wurde, ſich rechtfertigen zu dürfen. Er ſchrieb, empfing Antwort, ſchrieb abermals, ſo daß durch die Vermittlung der Madame de la Motte allmählig ein lebhafter Briefwechſel zwiſchen ihm und der Königin geführt wurde.

Stand die Gräfin wirklich auf einem ſolchen vertrauten Fuße mit Marie Antoinette? Waren die Briefe, welche ſie dem Cardinal einhändigte, ächt oder untergeſchoben?

Unvermerkt nahmen die anfänglich kalten und zurückhaltenden Briefe, welche der Königin zugeſchrieben wurden, eine Färbung an, die nichts weniger als Haß oder Verachtung verrieth; ſie ſpornten die Kühnheit des Cardinals, der dieſelben als authentiſch betrachtete und erweckten Gefühle in ihm, die er nicht zu bezwingen wußte; mit einem Worte, er glaubte ſich geliebt. Als Großalmoſenier von Frankreich hatte Herr von Rohan tauſend Gelegenheiten, die Königin im Vorübergehen zu ſehen, in ſeiner Ungeduld konnte er dieſelben nicht erwarten; er ließ durch ſeine Vertraute um eine Privataudienz bitten.

Gegen Ende Auguſt 1784 fand ein ſeltſamer Auftritt in den Gärten von Verſailles ſtatt. Zur Mitternachtsſtunde erſchien in dem Luſtwäldchen, das an den grünen Raſenplatz ſtößt, eine vermummte Geſtalt. Es war der Kardinal Rohan, der hier ein Rendezvous mit der Königin hatte. Die Nacht war ſehr dunkel. Eine verſchleierte Frauengeſtalt, die in eine weiße Mantille gehüllt war, harrte ſeiner an dem beſtimmten Orte. Bewegt ſchritt der Kardinal auf ſie zu und indem man ihm eine Roſe überreichte, wurden ihm die Worte zugeflüſtert: „Sie wiſſen, was dieß bedeutet!" Er nimmt die Blume, drückt ſie auf ſein Herz und will antworten, da liſpelt ihm plötzlich eine bekannte Stimme ins Ohr: „Kommen Sie, kommen Sie! Madame und die Gräfin Artois nähern ſich uns." — Der Fürſt eilte zu dem Baron von Planta, einem ſeiner Vertrauten, und Madame de la Motte zurück, die ihm Beide gefolgt waren und Alle verſchwanden.

Während deſſen hatte ſich die Lage der Gräfin ganz neu geſtaltet. Bis zu dem Jahre 1784 hatte ſie dürftig von einigen Gnadengeſchenken aus dem königlichen Schatze gelebt, von verſchiedenen Unterſtützungen, die ihr auf ihre Bitten und aus Rückſicht auf ihre Geburt wurden, ſowie von der erwähnten Penſion von 800 Livres, die man zuletzt auf 1500 Livres erhöhte. Zuweilen hatte ſie ſich mit einem gewiſſen äußeren Glanze umgeben, allein es war nur ein erlogener Flitter oder eine ſchlaue Berechnung, „denn," pflegte ſie zu ſagen, „es gibt nur zwei Arten Almoſen zu fordern, entweder an der Kirchenthüre oder in einer Equipage."

Im Jahre 1784 wurde dieß Alles ganz anders. Madame de la Motte hielt Kutſche und Reitpferde und machte ein Haus. Bedeutende Perſonen fanden ſich an ihrer Tafel ein: der Marquis von Saiſſeval, der Abbé von Cabres, ein Parlamentsrath, Rouille d'Orſeuil, der Graf d'Eſtaing, ein Generalpächter, Dorcy, und der Ton der feinen Geſellſchaft herrſchte in ihrem Hauſe. Hinſichtlich ihres Verkehrs mit Marie Antoinette, von dem man wohl glauben durfte, daß die Gräfin davon nichts erwähnt hätte, wenn ſie fürchten mußte, des Betrugs überführt zu werden, ſprach ſie ohne Rückhalt; ſie rühmte ſich deſſen bei jeder Gelegenheit und der Glaube an ihren geheimen Einfluß zog ihr viele Huldigungen und Freunde zu. — Um dieſe Zeit unternahm ſie eine Reiſe nach Bar-ſur-Aube. Dort hatte man ſie in ihrem Elende gekannt und zu allen Auswegen der Armuth ihre Zuflucht nehmen ſehen; — und man erſtaunte nun über ihren Glanz. Mit Wohlgefallen trug ſie einen reichen Diamantenſchmuck zur Schau — dieß war neun Monate, bevor der Ankauf des famöſen Halsbandes zur Sprache kam —; ihre Kleider waren von den reichſten Lyoner Seidenſtoffen und ihr Silbergeräthe ſo vollſtändig und nach dem neueſten Geſchmack; als man es nur verlangen konnte. Sie bezahlte ihre Schulden, rief ihren Gläubigern vergeſſene und längſt aufgegebene Summen ins Gedächtniß zurück, zeigte ſich ſehr wohlthätig und wußte die Mutter des Grafen Beugnot, der dieß als Augenzeuge in ſeinen ungedruckten Memoiren erzählt, ſo für ſich einzunehmen, daß dieſe ſpäter niemals an ihre Schuld hat glauben wollen. Wie kam die Gräfin zu dieſem plötzlichen Reichthume? Bei den Perſonen, welche ihr geheimes Verhältniß zu dem Fürſten von Rohan kannten, erregte derſelbe weniger Erſtaunen als Aergerniß. Denn der Kardinal war unermeßlich reich. Die Abtei von St. Waaſt allein ſicherte ihm ein Einkommen von 300,000 Livres, die Rente von ſeinem Landgute Coupvai betrug 30,000 Livres und zu Savern im Elſaß beſaß er eine fürſtliche Reſidenz. Indeß war der Fürſt noch mehr verſchwenderiſch als reich, was aus der Summe ſeiner Schulden hervorgeht, die ſich damals auf zwei Millionen beliefen. (Siehe die Memoiren des Abbé Georget, 2. Thl.) Man war deßhalb um ſo eher geneigt, das plötzliche Glück der Madame de la Motte ihrem Einfluſſe auf einen Fürſten zuzuſchreiben, der ſo freigebig, unbeſonnen und wolluſtig war. Konnte er eine Frau im Elende ſehen, die ſich willig

Digitized by Google

zeigte, zugleich ſeiner Ehrſucht und Liebe zu fröhnen? Er hatte dieß um ſo weniger vermocht, da er hoffen durfte, daß der Erfolg ſeinen Wünſchen entſprechen werde. Niemals hatte er ſich ſo glücklich gezeigt; er ahnte nicht die fürchterliche Kataſtrophe, welche ihm ſo nahe bevorſtand.

Schon ſeit langer Zeit beſaßen die königlichen Juweliere, Boehmer und Baſſange, ein Halsband, für welches ſie nicht weniger als eine Million und ſechsmalhunderttauſend Livres forderten und für deſſen Verkauf ſie ſich eifrig bemühten. Boehmer hatte ſich ſchon mehrmals an die Königin gewandt, doch immer vergeblich.

Im Jahre 1778, als Marie Antoinette zum erſtenmale Mutter geworden, trat Ludwig XVI. eines Tages lächelnd und freudeſtrahlend in ihr Gemach ein. „Ich habe ein Geſchenk für Dich," ſagte der König, indem er ein koſtbares Schmuckkäſtchen öffnete, in welchem Boehmer's Halsband ſchimmerte. Die Königin warf einen verächtlichen Blick auf das Geſchmeide und weigerte ſich nicht ohne Affectation es anzunehmen. (S. Memoiren der Mlle. Bertin S. 91.)

Einige Jahre verfloſſen, Boehmer hatte allen Fürſten Europa's ſeinen Halsſchmuck angetragen. Im Oktober des Jahres 1781, als der Dauphin das Licht erblickte, bot Ludwig XVI., hocherfreut, einen männlichen Erben zu beſitzen, der Königin das Halsband von Neuem an. Aber dießmal lag in der Zurückweiſung des Geſchenkes etwas Ueberraſchendes und Unerklärbares. „Willſt Du, daß Boehmer's Maitreſſen mit Diamanten bedeckt in die Oper fahren können, weil Du ihn noch für die Thorheiten zu bezahlen gedenkſt, die er begangen, da er Edelſteine zu dieſem Kleinod zuſammenfügte, die er einzeln im Handel hätte laſſen ſollen." Die Königin ſprach dieſe Worte in großer Aufregung; die Wärterin fühlte ihren Puls und fand ihn ſehr fieberiſch, ſo daß ſie den König inſtändig erſuchte, nicht weiter auf der Sache zu beharren. Ganz beſtürzt zog ſich der gute Ludwig zurück. Was bedeutete dieſer ſeltſame, ſelbſt für den König ſo verletzende Zorn? Sollte er vielleicht von einem geheimen Wunſche herrühren, den die Nothwendigkeit oder der Anſtand im Augenblicke niederzukämpfen gebot, wo der Schatz überſchuldet war und die öffentliche Meynung über die Verſchwendungen des Hofes ſich empört zeigte?

Boehmer ließ ſich indeß nicht entmuthigen. Gegen Ende December des Jahres 1784, als er von dem geheimen Einfluſſe der de la Motte bei der Königin vernommen, wandte er ſich an dieſe Dame und machte ihr beträchtliche Geſchenke, um ſie für ſein Intereſſe zu gewinnen. Die Gräfin wies jedoch den Vorſchlag ab. Die Sache blieb unentſchieden und in der Zwiſchenzeit wurde Herr von Souza beauftragt, das Halsband für die Königin von Portugal anzukaufen. Der Cardinal von Rohan hielt ſich währenddeß zu Saverne auf und kehrte erſt am 5. Januar 1785 nach Paris zurück. Am 24. December aber begab ſich Madame de la Motte zu den beiden Juwelieren, welchen ſie bei der erſten Zuſammenkunft eine ſo große Abneigung gezeigt hatte, ſich in die Geſchäftsverhandlungen einzumiſchen und meldete ihnen, daß der Cardinal mit dem Auftrage zurückkehren werde, das Halsband für Marie Antoinette einzuhandeln. Zugleich forderte ſie die Juweliere auf — ein Umſtand der nicht überſehen werden darf — alle mögliche Vorſicht zu gebrauchen.

(Fortſetzung folgt.)

Dieffenbach.

Von dem berühmten Verſtorbenen gibt Dr. F. M. Aſcherſon in der „Berliner Zeitung" nachſtehende Charakteriſtik: Eine der bedeutenden Perſönlichkeiten unſerer Stadt iſt wieder dahin geſchieden. Es lebt wohl Niemand in unſern Mauern, wie hoch oder wie tief er auf der Stufenleiter der bürgerlichen Geſellſchaft ſtehen möge, der ihn nicht kannte, der ihm nicht die Heilung, die Rettung eines Verwandten oder eines lieben Bekannten verdankte. Es gibt aber auch gewiß auf dem ganzen Erdballe, ſoweit die Sonne europäiſcher Cultur und Wiſſenſchaft ihre Strahlen ſendet, keinen Arzt, dem nicht Dieffenbach's Name als der eines der größten Meiſter bekannt und verehrungswürdig wäre. Wie ſolche Erfolge erreicht wurden, dies mit kurzen Worten anzudeuten, iſt die ſchwierige Aufgabe der folgenden Zeilen. Die Kürze des zugemeſſenen Raumes geſtattet es nicht, von ſeiner hinreißenden Liebenswürdigkeit, von dem Zauber ſeiner Rede in Wort und Schrift, von ſeiner Herzensgüte, ſeine Uneigennützigkeit, von der Gerechtigkeit, mit der er jedes fremde Verdienſt aus dem Schatten hervorzog, in den der Koloß ſeiner eigenen Leiſtungen es zu verhüllen drohte, von ſeinen Triumphzügen in ferne Länder, von den Schaaren ausländiſcher Aerzte, die, ſeinen Lehren horchend, zu den Füßen ſeines Lehrſtuhles ſaßen, anders als in dieſer Andeutung zu ſprechen. Es iſt ein weit verbreiteter Irrthum, daß Handgeſchicklichkeit, wie bei anderen Operateurs, ſo auch bei unſerem Dieffenbach das Hauptverdienſt geweſen. Er beſaß ſie allerdings und im hohen Grade, aber ſie war die geringſte von den Eigenſchaften, mit denen ihn die Natur zum großen Wundarzte ausrüſtete. Wie Raphael der größte Maler, ſo wäre Dieffenbach einer der größten Operateurs geworden, auch wenn er unglücklicher Weiſe ohne Hände geboren worden wäre. Er beſaß im höchſten Grade die ſeltene und wichtige Eigenſchaft des Muthes, der Geiſtesgegenwart, der Conſequenz, die vor dem unvermeidlichen Mittel nicht zurückbebt, wenn ſie den Zweck erreichen will, und jener barmherzigen Härte, die, unbekümmert um Schmerz und Blutung, zur Lebensrettung und Heilung führt. Was ihn aber vor allen, auch den größten Wundärzten aller Zeit auszeichnete, das war ſeine unerſchöpfliche, dem Augenblicke zu Gebote ſtehende Erfindungsgabe. Was er leiſtete war originell und mit dem Stempel der Genialität bezeichnet. Er durfte Alles wagen, weil ihm in den reichen Hülfsquellen ſeines Geiſtes gegen jeden unvorhergeſehenen Fall das Mittel im Voraus verbürgt war. Oft erinnerte ſeine einfache Löſung von Schwierigkeiten, die den Vorgängern unüberſteiglich geweſen, an das Ei des Columbus. Einfach waren ſeine Methoden, einfach ſeine Hülfsmittel; mit einem Federmeſſer und einigen Stecknadeln hat er die ſtaunenswertheſten Meiſterſtücke ſeiner Kunſt vollführt. Es iſt bezeichnend für ſeinen Charakter, daß ſeine Vorliebe und ſeine Erfindungsgabe ſich nie den verſtümmelnden Operationen, ſondern nur den lebensrettenden, und denjenigen zugewendet hat, die durch Hebung einer Entſtellung oder eines Gebrechens wohlthun ohne Verluſt. Die Operation des Schielens hat er ſeiner eigenen Angabe nach mehr als 3000 mal gemacht. Das Feld, auf dem er ſich mit der größten Liebe und dem glänzendſten Erfolge bewegte, war die plaſtiſche Chirurgie, oder die Wiederherſtellung verlorener und verſtümmelter Theile des menſchlichen Körpers, beſonders des Angeſichtes. Hier, wo er die Theile des Geſichtes wie der Bildhauer den weichen Thon behandelte und umformte, zeigte er ſich in ſeiner ganzen Größe, und indem die Leiſtungen ſeiner Vorgänger gegen die ſeinigen verſchwinden, kann man ihn als den Schöpfer dieſes ſo wohlthätigen Zweiges der Heilkunde bezeichnen. Anderer zahlloſen Operationen nicht zu gedenken, hat er faſt zweihundert Unglückliche durch Bildung einer neuen Naſe der menſchlichen Geſellſchaft zurückgegeben, darunter jene zum Scheuſal entſtellte junge polniſche Dame, bei der er das ganze Geſicht neu bilden mußte und die als „das Mädchen mit dem Todtenkopf" eine Zeit lang die Aufmerkſamkeit der Stadt, ja ſogar öffentliche Aufläufe erregte. Dieſe Operationen ſind es vorzugsweiſe, die ſeinen Ruf über die Gränzen unſeres Welttheils getragen haben. Seine Erfolge rührten hauptſächlich daher, daß er ſtets die Natur als Führerin annahm, daß ſeine Operationspläne immer auf eine genaue, durch Studium, Beobachtung, oft durch geniale Inſpiration erlangte Kenntniß der Lebensgeſetze gegründet waren. Niemand vor ihm hat den Grundſatz: die operative Chirurgie nur auf die Phyſiologie zu bauen, ſo eindringlich gelehrt, ſo beharrlich geübt. Ein ächter Sohn der Zeit, hat er die Herrſchaft des Geiſtes über die Materie in ſeiner Wiſſenſchaft ſtets durch Wort und Beiſpiel vertheidigt und ihr dadurch für Jahrhunderte den Stempel ſeines Genius aufgedrückt. Dieß muß uns bei ſeinem frühzeitigen Hinſcheiden einigen Troſt geben: wie Unerſetzliches auch mit ihm in die Gruft geſenkt wird,

Digitized by Google

Unſchätzbares hat er uns hinterlaſſen in ſeinen Lehren, in ſeinen Schriften, beſonders in der zum Glück im Manuſcript vollendeten „operativen Chirurgie“. Als Schöpfer einer neuen Aera in ſeiner Kunſt, dürfen wir ihn glücklicher preiſen, als den großen Todten, der ihm nur wenige Tage vorangegangen iſt und der uns als einer der letzten jener Meiſter erſchien, die ihre Kunſt dem Edlen und Heiligen gewidmet haben. Mendelsſohn war die Abendröthe der ernſten Muſik: Dieffenbach die Morgenröthe der operativen Chirurgie.

Wallis und Glarus.

Durch ein Verſehen iſt in der vorigen Nummer des Sammlers bei Erwähnung des Sonderbundes nicht geſagt worden, daß auch einer der neueſten Kantone (von 1815) zu ihm gehöre, wogegen allerdings einer der beiden ſpäteren älteſten Kantone (von 1352) der eidgenöſſiſchen Mehrheit ſich angeſchloſſen hat. Jener neuſte Kanton — Wallis — gehörte freilich ſchon ſeit 1513 als „zugewandter Ort“, zu den Verbündeten der Eidgenoſſenſchaft, hat jedoch bis zur franzöſiſchen Revolution und ſelbſt zu Anfang der Napoleoniſchen Zeit als ſelbſtändige Republik beſtanden, bis es 1810 als Departement Simplon mit Frankreich vereinigt und nach dem letzten Frieden mit der Eidgenoſſenſchaft als zwanzigſter Kanton verbunden wurde. Wallis iſt einer der dünnbevölkertſten Schweizer Kantone, indem es bei einem Flächenraum von 100 Quadratmeilen kaum 100,000 Einwohner zählt, von denen 34,000 Deutſche in Oberwallis bis Siders, 56,000 Franzoſen von da bis zum Genfer See und 10,000 Italiäner an der Südgränze wohnen. Im Einfiſchthale ſoll ſich ſogar eine geringe Anzahl angeblicher Ueberreſte von Hunnen unter ihnen befinden. Rauh, wie ihr Gebirgsland, das die höchſten Spitzen der penniniſchen und der Berner Alpen aufzuweiſen hat, ſind auch die Bewohner, die alle drei Sprachen, denen ſie angehören, auf eine furchtbare Weiſe radbrechen. Die Deutſchen zeichnen ſich jedoch durch Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Einfachheit aus, während die franzöſiſchen Unterwalliſer unreinlich, träge und unzuverläſſig ſind. Dagegen geben die Erſteren mehr den Jeſuiten, die Letzteren mehr den liberalen Lehren Gehör, während die Italiener augenſcheinlich unter Einflüſſen des benachbarten Sardiniens ſtehen. Der katholiſchen Kirche gehören alle drei Nationalitäten an, doch ſind ſie dabei abergläubiſch und ſchlecht unterrichtet. Sie beſitzen im Ganzen nur ein Gymnaſium und ein geiſtliches Seminar. — Der zur eidgenöſſiſchen Mehrheit gehörende, ſeit 1352 mit der Eidgenoſſenſchaft verbundene Kanton Glarus zählt unter ſeinen 30,000 Einwohnern allerdings nur etwa 4000 Katholiken, gehört jedoch vermöge der Beſchäftigung und des Charakters ſeiner Bevölkerung, die ſich ſämmtlich von Viehzucht, Obſtbau, Einſammeln von Alpenkräutern als Arzneipflanzen, Gemsjagd ꝛc. nährt, ſo wie vermöge ſeiner alten demokratiſchen Verfaſſung, mehr der politiſchen Kategorie des Sonderbundes und der mit ihm gränzenden Kantone Uri und Schwyz an. Nur die Hauptſtadt hat eine Fabriken-Bevölkerung und neigt ſich daher auch den Einflüſſen Berns zu. Bis zum J. 1836 hatten die Katholiken ihre beſondere „Landesgemeinde“, die ſo viel galt, als die der Proteſtanten, was jedoch durch die in jenem Jahre eingeführte neue Verfaſſung, wodurch Glarus eine einzige Landesgemeinde bekam abgeändert wurde.

Schweizer Patriotismus.

Ein Korreſpondent der „Allg. Zeitung“, offenbar ein Deutſcher, ergeht ſich in folgenden Worten über das eidgenöſſiſche Heer: „Bei dem Beſuch den ich kürzlich im Aargau an der Luzerner Gränze machte, wo die ganze Heeresmacht der Schweiz jetzt concentrirt ſteht, hätte ich gar zu gern engliſche, ruſſiſche und öſterreichiſche Offiziere an meiner Seite geſehen, um ihre Meynung zu vernehmen über den Eindruck welchen die Haltung der Armee und die militäriſchen Einrichtungen dieſer Republik auf ſie gemacht haben würden. Man kennt die eiſerne Disciplin in jenen nordiſchen (blos nordiſchen?) Heeren, die Strenge, die grauſamen Strafen ihres Militärcodex, die ängſtliche Kaſernenordnung und die exemplariſche Regelmäßigkeit mit welcher dort alle Räder und Rädchen der großen Maſchine, Armee genannt, in einander greifend ſich bewegen. Bei der geringſten Nachſicht gegen den Soldaten, meynt man in England und Rußland, gehe die Heereskraft verloren, jeder Verſuch eines freundlich-familiären Verhältniſſes zwiſchen Offizieren und Gemeinen müſſe die Auflöſung aller Bande der Ordnung und des Gehorſams zur Folge haben. In England und Rußland exiſtirt freilich ein anderes Rekrutirungsſyſtem als in der Schweiz; aber ich möchte doch die großen Augen ruſſiſcher und brittiſcher Offiziere ſehen inmitten eines Schweizer Heeres von faſt 100,000 Mann, wo bei einer Nachſicht, einer milden Behandlung, wie ſie außerhalb der Schweiz vielleicht ohne Beiſpiel iſt, eine ſo muſterhafte Ordnung, ein ſo gutwilliger Gehorſam, eine ſo exemplariſche Geduld bei Ertragung aller Beſchwerden der Märſche und der Jahreszeit, und dabei eine ſo muntere Stimmung herrſcht, welche ſelbſt beim Glas Wein, beim vollen Kehlenklang der Kriegslieder die Schranken des Anſtandes ſelten überſchreitet, und im Quartier faſt nie zu Exceſſen ſich hinreißen läßt. Der Offizier lebt und geht außerhalb des Dienſtes mit dem Gemeinen wie mit ſeines Gleichen um, ſchüttelt ihm die Hand, ſchwatzt und trinkt mit ihm, ſagt ſelten ein rauhes Wort und findet dennoch pünktlichen Gehorſam. Noch hat man im Aargau keine Klage von Quartiergebern über Exceſſe gehört. Schlagen die Schweizer Truppen ſich ebenſo brav in der Schlacht als ſie ſich gut im Quartier betragen, und bewahren ſie auch in Feindesland und nach dem Siege dieſelbe Mäßigung, dieſelbe ruhige, ſolide Haltung wie jetzt, ſo habe ich allen Reſpekt vor dem Milizſyſtem das ſo wenig koſtet, das Volk nicht drückt und doch im Augenblick der Gefahr und Noth eine Streiterzahl aus dem Boden ſchüttelt, wie verhältnißmäßig kein Land Europa's, wo man ſtehende Heere in Dienſt und Sold hält, binnen ſo kurzer Zeit mobil machen könnte.“

Die Zeitungen enthalten zum Beweiſe, mit welcher Begeiſterung die Eidgenoſſen für ihre Sache kämpfen, wahrhaft rührende Züge. Wir laſſen hier einige dieſer Anekdoten folgen. Der einzige Sohn eines wohlhabenden Mannes aus dem Seeland erhält das Aufgebot. Er liegt am Fieber krank und kann nicht ziehen. Da zieht der Vater die Uniform an mit den Worten: das Vaterland kann jetzt keinen Mann entbehren, und ſtellt ſich für den Sohn auf den Sammelplatz. Ein Anderer nimmt von ſeiner Mutter Abſchied; laut ſchluchzend hängt ſie am Halſe des geliebten Kindes; auch der Sohn wird weich und weint; da tritt der Vater in die Stube und ruft: Rudi, biſt du ein Berner? Biſt du ein Schweizer, daß du weinſt? Zieh die Uniform aus, ich will ſie anlegen und für dich ziehen. Der Sohn ermannt ſich und reißt ſich los. — Es werden Wittwen namhaft gemacht, die 5, andere die 6 Söhne unter den Truppen haben. Beinahe alle Gemeinden unterſtützen die hülfloſen Familien der in's Feld gegangenen Väter; eine Judengemeinde (nicht dienſtpflichtig) gibt jedem ihrer chriſtlichen Mitbürger, die auszogen, täglich 6 Kreuzer Soldzulage. Frauenvereine widmen ſich der Krankenpflege, Hülfsgeſellſchaften kümmern ſich um das Loos der Hinterlaſſenen von Gefallenen, Freiwillige ſtellen ſich aller Orten, weit her kommen von den Hochſchulen junge Leute, um als gemeine Soldaten einzutreten.

Buntes.

Ein an einen hochfrommen Patron empfohlener Kandidat trat dieſem ungelegen ins Zimmer und wurde daher von ihm angedonnert. „Entſchuldigen Sie — ſtammelte der Kandidat — ich dachte“ — — Da fuhr der Patron auf: „Sie ſind Denker, alſo zu der verworfenen Rotte gehören Sie! Für Sie habe ich keine Stelle!“ (Buchſtäblich wahr.)

Ein geckenhafter Fremder fragte einen Eſeltreiber in Wiesbaden: Wie viel Eſel ſeyd Ihr? Der Gefragte antwortete: Darin richten wir uns nach der Zahl der Curgäſte; je mehr Curgäſte deſto mehr Eſel haben wir.

Digitized by Google

N ro. 95.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Den 27. November.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Metamorphoſe. — Wilhelm Heinrich Dufour. — Die Halsbandgeſchichte. — Die Cholera heilbar. — Schau, trau, wem. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers.“

Metamorphoſe.

„Mein Herz, wie biſt Du klein!“
So ſprach's in jenen Stunden:
Als ich die ſel'gen Triebe,
Der jungen, keuſchen Liebe,
In Jugendgluth empfunden.
„Wie bring' in dieſen engen Schrein,
Ich all die Seligkeit hinein?“

„Mein Herz wie biſt Du groß!“
So ſprach's in jenen Stunden:
Als mich die Lieb verließ,
Das morſche Band zerriß,
Das Seel' an Seel' gebunden;
Und als ſich Leid auf Leiden goß,
Und doch mein Herz nicht überfloß!

„Mein Herz wie biſt Du kalt!“
So ſprach's in jenen Stunden:
Wo dort ein ängſtlich Schleichen,
Wo hier ein banges Schweigen
Den Geiſtesdruck bekunden.
„Du beugteſt feig Dich der Gewalt,
Du armes Herz, wie warſt Du kalt.“

„Mein Herz wie biſt Du heiß!“
So ſpricht's in dieſen Stunden:
Wo eine neue Sonne
Begrüßt mit heil'ger Wonne,
Den Weg zur Welt gefunden!
Sie iſt des Ringens höchſter Preis,
Für ſie ſchlägt jedes Herze heiß!

G. Vies.

Wilhelm Heinrich Dufour
von Genf

Oberbefehlshaber des jetzt aufgeſtellten eidgenöſſiſchen Heeres, ein rüſtiger Sechziger, diente als Genieoffizier unter Napoleon zur Zeit, da Genf zum großen Kaiſerreiche gehörte. Unter Napoleon konnte es an Gelegenheit nicht fehlen, den Krieg in der Praxis kennen zu lernen. Noch wird es von franzöſiſchen Blättern rühmlich erwähnt, daß Dufour im Jahre 1815 die Stadt Grenoble befeſtigen und vertheidigen half. Seitdem ſeine Vaterſtadt Genf der Schweiz angehört, hat er nicht aufgehört, dem ſchweizeriſchen Vaterlande ſeine Dienſte zu widmen, und er that es auf ausgezeichnete Weiſe. Als Oberinſtruktor des Geniekorps in der Militärſchule zu Thun übte er den wohlthätigſten Einfluß auf die jungen eidgenöſſiſchen Offiziere aus, und wußte ſie zum Dienſte des Vaterlandes zu begeiſtern. Als Generalquartiermeiſter leitete er die topographiſche Aufnahme der Schweiz, und die bereits erſchienenen prächtigen Karten verdanken ihm hauptſächlich ihr Daſeyn. Im Jahre 1831, bei Aufſtellung eines eidgenöſſiſchen Heeres zur Behauptung der ſchweizeriſchen Neutralität, wurde er dem General Guiger von Prangin als Chef des Generalſtabes beigegeben. — Durch Herausgabe mehrerer geſchätzter militäriſcher Werke hat er ſich einen Namen unter den militäriſchen Schriftſtellern erworben. Dufour iſt der Mann der Theorie und der Praxis, zudem ein feuriger Eidgenoſſe und ein edler, liebenswürdiger Mann, den alle Parteien hochachten. Keine beſſere Wahl konnte die Tagſatzung treffen. Die ſeitherigen Erfolge haben bereits dieſelbe glänzend gerechtfertigt.

Die Halsbandgeſchichte.
(Fortſetzung.)

Der angeſagte Beſuch fand ſtatt. Der Cardinal kam zu den Juwelieren und ließ ſich mehrere Kleinodien zeigen; unter andern wurde ihm auch der Diamantenſchmuck vorgelegt und er erklärt ſich beauftragt, den äußerſten Preis deſſelben zu erforſchen. „Eine Million ſechsmalhunderttauſend Livres,“ erwiederten die Verkäufer, indem ſie bemerkten, wie ſie lange die Hoffnung gehegt hätten, den Schmuck Marien Antoinetten zu verkaufen, aber da dieſe Hoffnung fehlzuſchlagen ſcheine, ſo ſeyen ſie entſchloſſen, eine Zeichnung des Halsbandes der Prinzeſſin von Aſturien zu überſenden. Hierauf erklärte der Fürſt, daß er die Diamanten ankaufen werde, und zwar nicht für ſich ſelbſt, ſondern für Jemand, den er nicht nennen könne und falls er den Namen des wahren Käufers auch ſpäter noch verſchweigen müſſe, ſo würde er beſondere Anordnungen treffen. Uebrigens ſey ihm anempfohlen worden, die Unterhandlungen nur mit Boehmer einzugehen und dieß war derjenige von den beiden Juwelieren, mit welchem Marie Antoinette in direktem Verkehre ſtand. Auf Boehmer's Bemerkung, daß es ihm unmöglich ſey, ein ſolch wichtiges Geſchäft ohne Mitwiſſen ſeines Aſſocies abzuſchließen, verſicherte der Cardinal, er bedürfe erſt weiterer Inſtructionen, bevor er in dieſe Bedingungen eingehen könne.

Dieß iſt der Bericht von der erſten Zuſammenkunft der Juweliere mit dem Cardinal, wie ihn Boehmer und Baſſange ſpäter in einem Memoire der Königin mitgetheilt haben. — Nach Verlauf von zwei Tagen erhielten die Juweliere ein eigenhändiges Schreiben von dem Fürſten, worin er ſie bat, ihm den „fraglichen Gegenſtand“ zu überbringen. An dieſem Tage machte ihnen der Cardinal Vorſchläge, welche ſie annahmen. Das Halsband wurde zu dem Preiſe von einer Million und ſechsmalhunderttauſend Livres, zahlbar von ſechs zu ſechs Monaten, angekauft. Am 1. Februar ſchrieb der Fürſt auf's Neue, worauf ſich die Juweliere mit dem Kleinode zu ihm begaben und hier erſt vertraute er ihnen unter dem Siegel des Geheimniſſes, was ſie ſchon von der de la Motte vernommen, nämlich, daß die Königin den Halsſchmuck kaufe. Er zeigte ihnen die eigene Vollmacht der Monarchin, indem er ſie am Rande des Schreibens die Worte bemerken ließ: „Aprouvé, Marie Antoinette de France.“ Durch die de la Motte gewarnt, hatten die Verkäufer einige Beſorgniß hinſichtlich der Zahlungen gezeigt und um ſie zu beruhigen, war nöthig geweſen, den Namen der Königin mit einzumengen.

Digitized by Google

Zur Zeit aber, als dieſe Unterhandlung geſchloſſen wurde, trug ſich Folgendes in dem Palaſte zu. Die Königin war mit ihrer Toilette beſchäftigt, als Mademoiſelle Bertin, ihre Modehändlerin, eintrat und erzählte, daß endlich die berühmten Diamanten ihre Beſtimmung gefunden hätten. Herr van Souza habe den Schmuck angekauft und zwar für die Königin van Portugal. „Ah, das iſt mir ſehr lieb," entgegnete Marie Antainette, „ich werde Boehmer rufen laſſen und Herrn v. Sauza meinen Dank bezeigen, mich von dieſem verwünſchten Halsbande befreit zu haben." Ohne Zweifel waren dieſe Worte nur der ironiſche Ausbruch ihres bitteren Gefühles. Denn als Boehmer eintrat, nahm ſie ein Buch zur Hand und las einige Augenblicke, bevor ſie zu ſprechen anfing, wie ſie ſtets zu thun pflegte, wollte ſie Jemanden ihre Unzufriedenheit kundgeben. Entſtand dieſe Verſtimmung aus einer unerklärbaren Grille oder war ſie der weiblichen Eiferſucht und dem geheimen Verdruße zuzuſchreiben, einer fremden Prinzeſſin dieſen Schmuck zu überlaſſen, der durch die Anerbietungen und Reiſen Boehmer's eine europäiſche Berühmtheit erlangt und an allen Höfen wie in der geſammten Frauenwelt ſo großes Aufſehen erregt hatt? Endlich legte ſie das Bach nieder und ſagte mit einem ſtrengen Blicke zu dem Juwelier:

„Es freut mich, Herr Boehmer, zu hören, daß Sie Ihr Halsband verkauft haben."

„Mein Halsband, Madame?"

„Nun ja, Ihr Halsband, das Herr van Souza heute noch nach Liſſabon abſendet."

Baehmer vertheidigte ſich gegen dieſe Beſchuldigung, und die Königin warf Mademoiſelle Bertin einen vernichtenden Blick zu (**Memoire de Mlle. Bertin p. 105.**), als walle ſie ihr die unzeitige Beunruhigung varwerfen. Marie Antoinette ſollte an dieſem Tage var dem Gottesdienſt die Geſandten und ihre dargeſtellten Damen empfangen. Als Herr van Souza in dem Salon erſchien, ſchritt ſie gegen alle Etiquette gerade auf ihn zu und ſagte ihm lebhaft: „Herr von Souza, ich benachrichtige Sie hiermit, daß Sie das Halsband nicht bekommen werden; Sie werden es nicht bekammen, es iſt verkauft!" Und da Herr van Sauza erſtaunt ſchien, wiederhalte die Königin mit triumphirender Miene: „Ich bedaure, allein Sie werden es nicht bekommen."

Der Cardinal war im Beſitze des Halsbandes und es handelte ſich nun darum, daſſelbe der Königin einzuhändigen. War er auch bei der Königin zugelaſſen, ſo kannten dieſe Zuſammenkünfte doch nur ſelten ſtattfinden. Am 1. Februar 1785 reiſte der Cardinal in Begleitung ſeines Kammerdieners Schreiber, der das kaſtbare Geſchmeide in einem Käſtchen bei ſich trug, nach Verſailles ab. Gegen Abend langte er dort an und begab ſich ſogleich zu Madame de la Motte, vor deren Thüre er den Diener wegſchickte, nachdem er ihm die Diamanten abgenommen hatte. Bald naher ließ ſich ein Mann im Namen der Königin anmelden und der Prinz zag ſich in einen halbaffenſtehenden Alkoven zurück. Der Fremde überbrachte der de la Motte ein Billet, das ſie ſchweigend ihrem Freunde hinreichte. Die Königin verardnete darin, daß man dem Ueberbringer das Schmuckkäſtchen übergeben ſolle, was auch alsbald geſchah. Dieſer Fremde war ein Kammerdiener der Känigin, Namens Lesclaux, und es iſt zu vermuthen, daß er dem Cardinale nicht unbekannt geweſen, da ihm derſelbe ohne Zögern, ahne nur weiter nachzuforſchen, ja ohne eine Quitung zu verlangen, einen Werth von einer Millian ſechsmalhunderttauſend Livres anvertraute.

Es war zu erwarten, daß Marie Antoinette den Unterhändler von dem Empfange des Halsbandes benachrichtigen würde. Madame de la Motte ſagte dem Fürſten, daß die Königin ihm am folgenden Tage unweit des Oeil-de-Boeuf durch ein verabredetes Zeichen van dem Beſitz des Schmuckes zu benachrichtigen gedenke, und dieß geſchah auch wirklich; eine wichtige Thatſache, die der Abbe Georgel im zweiten Theile ſeiner Memoiren ſelbſt zugeſteht.

Noch waren nicht drei Tage ſeit der Ueberlieferung des Kleinods verfloßen, als der Fürſt von Rohan in die Juweliere drang, ſich bei der Königin zu bedanken, ſo wenig fürchtete er eine Ableugnung! Die Juweliere hatten ſich jedoch dieſer Pflicht ſchon entledigt, ohne es dem Cardinal zu ſagen, da ſie ihn durch den Anſchein eines Mißtrauens nicht beleidigen wallten. Man wird ſich erinnern, daß Boehmer an dem Tag jener Scene mit Herrn von Sauza ſich im Schloſſe befand und in der That würde er ein Thar geweſen ſeyn, Antoinette zu ſehen, wenn er nicht die Gelegenheit, welche ſich darbat, Maria Antainette zu nahen, benutzt hätte, um ſich van der Beſtimmung und dem Empfange des Halsbandes zu überzeugen. Denn immerhin mußte es den Juwelier befremden, daß man einen Prälaten, den Großalmoſenier von Frankreich, mit dieſer Unterhandlung beauftragte.

So ſtand die Sache, als der Cardinal gegen Ende Juni die Verkäufer benachrichtigte, nach einem Briefe, den ihm die de la Motte überbracht, finde die Königin den feſtgeſetzten Preis übermäßig hach und daß ſie den Schmuck wieder zurückzugeben gedenke, falls nicht 200,000 Livres daran nachgelaſſen würden. Schmerzlich war das Erſtaunen der Verkäufer, endlich aber ergaben ſie ſich in die Täuſchung und der Cardinal dictirte ihnen ſelbſt, um ſich var aller Verantwortlichkeit zu ſichern, folgenden Brief an die Königin: „Madame! Wir fühlen uns beglückt, den Gedanken hegen zu dürfen, daß der letzte Varſchlag, welcher uns gemacht worden iſt, und dem wir uns gerne und mie Ehrfurcht unterwerfen, uns eine neue Gelegenheit bietet, unſeren Gehorſam und unſere Ergebenheit in den Willen Ihrer Majeſtät darzuthun; es iſt uns eine wahre Genugthuung, zu denken, daß der ſchönſte Diamantenſchmuck, welcher exiſtirt, die größte und beſte aller Königinnen ſchmücken wird."

Dieſe Zuſchrift, vom 12. Juli 1785 datirt, überreichte Baehmer der Königin, als ſie ſich eben in die Bibliothek begeben wollte. Madame Campan war zugegen. Marie Antoinette las das Schreiben laut und anſtatt Verwunderung zu zeigen oder ein ſolches Geheimniß aufzuklären ſuchen, näherte ſie ſich einer Wachskerze und verbrannte nachläſſig das Blatt, indem ſie ſagte: „Es iſt nicht der Mühe werth, aufbewahrt zu werden." *)

Der unheilsvolle Termin nahte heran und bald ſollte die Stunde ür die Juweliere ſchlagen, worin ſie ſich an die Königin wenden, und ihre Unterſchrift anrufen ſollten. War Madame de la Motte ſchuldig, ſo mußte ſie erzittern und an eine Flucht in's Ausland denken. Trotzdem lebte ſie in unbekümmerter goldener Sicherheit zu Paris; ſie gab Geſellſchaften, beſchäftigte ſich mit Plänen, neue Beſitzungen in Barſur-Aube anzukaufen, und rühmte ſich mehr denn je ihrer Verbindungen mit der Königin, ſowie des vertrauten Fußes, auf welchem ſie mit dem Cardinale ſtand.

Was den Fürſten van Rohan ſelbſt betrifft, ſo zeigte er ſich aicht minder ruhig und unbeſargt. Eines Tages erzählte er dem Herra von Saint-James, er habe die Summe von 700,000 Livres in den Händen der Königin geſehen, welche ſie für die erſte Zahlung beſtimmt habe, und als ihn Baſſange ein andermal fragte, ab er direct mit Marie Antainetten unterhandelt, aatwortete ee ohne Zögern mit einem „Ja."

Die Juweliere glaubten ſich daher ihrerſeits vollkammen geſichert, als ſie nach Verlauf des Zahlungstermines Herr von Rohan eines Tages zu ſich beſcheinen ließ, um ihnen mitzutheilen, daß die Königin ſie var dem Maaat October nicht befriedigea könne. Einſtweilen mache ſie ihnen ein Anerbieten van Dreißigtauſend Livres für die Ziaſen. Die Verkäufer waren in der höchſten Beſtürzung und beſchwerten ſich ohne Rückhalt. Auch diesmal verlangte der Cardinal, um aller Verantwortlichkeit überhaben zu ſeyn, daß die Quittung über die 30,000 Livres auf den Namen der Königin ausgeſtellt werde. Ebenſa hatte Böhmer Anfangs Auguſt in einer Unterredung mit Madame Campan auf ihre Frage, wie ihm die Befehle der Königin überbracht worden ſeyen, geäußert: „Durch eigenhändig unterzeichnete Schreiben ſehe ich mich ſeit einiger Zeit gezwungen, dieſe Schreiben den Leuten vorzuzeigen, welche mir Geld geliehen,

*) Memoiren der Madame Campan Th. 2.

Digitized by Google

damit ſie ſich gedulden.“ „Haben Sie denn noch keine weitere Zahlung von ihr erhalten?“ fragte Madame Campan weiter. „Bei Ueberlieferung des Halsbandes hat mir Ihre Majeſtät dreißigtauſend Livres in Staatskaſſenſcheinen durch den Cardinal zuſtellen laſſen. Sie können verſichert ſeyn, daß der Prinz die Königin insgeheim ſieht, denn bei Ueberreichung dieſer Summe hat er mir geſagt, daß ſie dieſe Scheine in ſeiner Gegenwart aus einem Portefeuille genommen habe, das in dem porzellainernen Secretair ihres Boudoirs lag.“ So ſprach der Cardinal zu Saint-James, Beſſange und Boehmer davon, daß er mit Marien Antoinetten zuſammentreffe und dieſe Ausſage konnte nicht wohl eine Vorſpiegelung oder ein Betrug ſeyn, da alle Drei die Mittel, ſowie das größte Intereſſe hatten, ſich von der Wahrheit derſelben zu überzeugen.

Mit einem Male aber verbreiteten ſich drohende Gerüchte, die bis zu den Ohren des Cardinals drangen. Der Baron von Breteuil, ſein Todtfeind, ſollte von der ganzen Verhandlung unterrichtet worden ſeyn, ſich zu der Königin begeben haben und ſich ſehr heftig über den ſträflichen Mißbrauch ihres Namens geäußert haben. Erſtaunt und lebhaft bewegt, ſollte ſich die Königin mit Allem was vorgefallen, unbekannt gezeigt haben. Wäre der Cardinal nun in der That ein Opfer der Intriguen geworden, die man der la Motte zuſchreibt, ſo würde ihm jetzt wenigſtens die Binde von den Augen gefallen ſeyn. Aber ſtatt empört über einen muthmaßlichen Betrug, zu ihr zu eilen, ſtatt Rechenſchaft über das nunmehr an den Tag gekommene Complott gegen ſich zu fordern oder ſie mit bitteren Vorwürfen zu überhäufen, zog der Fürſt Madame de la Motte in ſein Haus und hielt ſie darin verborgen und ohne Zweifel befürchtend, in Verhaft genommen würde ſie den geheimen Briefwechſel entdecken, beſchwor er ſie, ſich über den Rhein zu flüchten. Die Gräfin aber hatte ſich indeſſen ſicherlich geweigert, denn einige Tage ſpäter langte ſie mit ihrem Gemahle in Bar-ſur-Aube an und zwar um ſich längere Zeit dort aufzuhalten. Uebrigens zeigte ihr Benehmen weder Beſorgniß noch ängſtliche Befangenheit. Sie trug ihre Kleinodien und Diamanten zur Schau, hatte offene Tafel und bewegte ſich in der Geſellſchaft.

(Fortſetzung folgt.)

Die Cholera heilbar.

Bei der Annäherung der Cholera erſcheinen die Mittheilungen eines Arztes, der dieſe Krankheit im Jahre 1831 in Warſchau zu ſtudiren Gelegenheit fand, wegen ihres beunruhigenden Inhalts von allgemeinem Intereſſe. „Ich habe gefunden,“ ſchreibt derſelbe „daß die Cholera eine immer heilbare Krankheit iſt, wenn man ſie nicht vernachläſſigt, und im rechten Augenblick ſind die einfachſten Mittel hinlänglich, um ſie zu beſeitigen. Dieſelbe tritt immer mit einer Diarrhöe ein, welche von 6 Stunden bis zu 4 Tagen dauert, worauf ſich dann erſt die Krankheit ernſtlich entwickelt. Dieſe Diarrhöe iſt zuweilen mit Aufſtoßen, Neigung zum Erbrechen und belegter Zunge begleitet. Geheilt wird ſie immer, wenn der Leidende ſich bald ins Bett legt, Fliederthee — keinen andern — in großer Menge trinkt, bis ein allgemeiner Schweiß entſteht, und dieſen Schweiß 4 bis 6 Stunden unterhält, wobei die Vorſicht zu gebrauchen iſt, daß der Kranke bei vorhandenem Bedürfniß zum Stuhl ſich das Gefäß in das Bett reichen läßt, um jede plötzliche Abkühlung im Schweiße zu vermeiden. Begleiten die vorher genannten gaſtriſchen Erſcheinungen die Diarrhöe, ſo ſchickt man dem Fliederthee ein Brechmittel (aus einer halben Drachme Ipecacuahna, nur niemals von Brechweinſtein, welcher in dieſer Epidemie immer ſchädlich iſt) voraus. Iſt die Diarrhöe mit Leibſchmerzen begleitet, ſo werden aromatiſche Kräuter auf der Pfanne trocken heiß gemacht und immerfort während des Schweißes auf den Leib aufgeſchlagen. Wo ein Druck auf der Herzgrube iſt, legt man einen Senfteig auf die Stelle. Bei dieſer einfachen Behandlung bekommt Niemand die Cholera, und von dreihundert und fünfundſechzig Fällen dieſer Art, welche im Laufe der Epidemie in der Privatpraxis mir vorgekommen ſind, hat kein Einziger die eigentliche Cholera bekommen.“ — Wenn ein franzöſiſcher Arzt recht hat ſo bedarf man aller der angeführten Mittel und Weitſchweifigkeiten gar nicht, um Herr der Cholera zu werden. Die Pariſer Hoſpitalzeitung erzählt nämlich Folgendes. „Als im Jahre 1837 der Dr. Bruno Taron zur Cholerazeit in Marſeille praktizirte, überfiel ihn Nachts die Cholera. Seine Glieder wurden eiskalt, er bekam Erbrechen und Entleerungen; dann folgte kalter Schweiß. Niemand war in ſeiner Nähe; in ſeinem Zimmer hatte er nichts, als eine Flaſche voll Schwefeläther. In ſeiner Verzweiflung griff er zu dieſem Mittel, und ſchlürfte den Aether ein. Gleich nachher fühlte er ſeinen Athem erleichtert, die Ueblichkeit verſchwand, er bekam warmen Schweiß, ſchlief ein, und wachte erſt nach Verlauf von ſechs Stunden wieder auf. Zwar fühlte er ſich noch etwas abgemattet, er hatte auch die paar nächſten Tage noch ſchwärzliche Ausleerungen, aber er war gerettet. Marſeiller Aerzte haben die Ausſage Taron's als richtig beſtätigt; auch ſoll im Oriente neulich der Schwefeläther mit großem Erfolge gegen die Cholera angewandt worden ſeyn.“

Schau, trau, wem!

In einen Konditorladen der Spandauer Straße kam täglich ein Mann von etwa 40 Jahren, elegant in ſeiner Kleidung und ſeinem Weſen, mit mehreren Orden an ſeiner Bruſt, und zeichnete das junge hübſche Mädchen, das, als ſogenannte Ladenmamſell, hinter dem Buffet ſtand, durch beſondere Aufmerkſamkeiten aus. Er zahlte, wenn er auch nur wenige Groſchen verzehrt hatte, ſtets mit einem Doppel Louisd'or und ließ ſich den Reſt nicht herausgeben. Außerdem brachte er dem Mädchen reiche Geſchenke an Kleidungsſtoffen und Juwelen. Dieſes erfuhr bald, daß ihr verſchwendender Verehrer penſionirter Geheimer Ober-Finanz-Rath ſey. Nach einiger Zeit hielt dieſer förmlich um die Hand des Mädchens an, ging zu ihren Eltern (der Vater iſt Lederlackirer) forderte auch deren Einwilligung und als dieſe erfolgt war, überreichte er den Uebreglücklichen einen Beutel mit 400 Friedrichsd'or, um damit die Ausſtattung ihrer Tochter zu beſchaffen. Die wackeren Bürgersleute weigerten ſich erſt, dieſe Summe anzunehmen, weil ſie von ihren Mitteln ihr Kind ausſtatten wollten, mußten aber den dringenden Bitten ihres Schwiegerſohnes nachgeben. Der Brautſtand der Lederlackirerstochter, die natürlich aus dem Kuchenladen in das elterliche Haus zurückgekehrt war, verfloß in Wonne und Seligkeit. Da wird eines Tages der Burſche des Lackirers nach der Eilner'ſchen Zuckerſiederei geſchickt, um Zuckerabfälle zu holen. Ganz beſtürzt kommt der Junge nach Hauſe, iſt anfangs kaum der Sprache mächtig und ſtottert endlich auf dringendes Fragen die Worte heraus: Ach Herr Je, den Herrn Jeheimen Ober-Finanzrath, den Bräutigam vom Frölen, habe ick in der Zuckerſiederei in bloßen Hemdeärmeln Zucker ſtoßen jeſehen! — Ein paar derbe Manſchellen von den gewichtigen Händen des Meiſters waren der erſte Botenlohn des Burſchen, denen ein paar, nicht underbe Püffe von den nicht ungewichtigen Händen der Frau Meiſterin nachfolgten. Trotzdem behauptete der Geſchlagene ſteif und feſt, es ſey ſo, wie er es geſagt. Da machte ſich denn endlich der Meiſter ſelbſt auf den Weg nach der bezeichneten Zuckerſiederei, wo er ſeinen Herrn Schwiegerſohn wirklich bei dem Geſchäfte des Zuckerſtoßens fand, was eben nicht in das Reſſort eines Geheimen Ober-Finanz-Raths gehören ſoll, obgleich das Finanzweſen reiner Zucker iſt, wenn nicht etwa die Landtagsdeputirten zu einer neuen Anleihe ſagen: Ja, Kuchen! — Wie kommen Sie hierher? — fragte der Lackirer den Geheimen Ober-Finanz-Rath. — Wie kommen Sie dazu, mich darnach zu fragen? — entgegnete dieſer. — Kennen Sie mich denn nicht? Ich bin ja Ihr Schwiegervater! — Sie ſind wohl toll! Mein Schwiegervater iſt ſchon über 20 Jahre todt. — Der Lackirer, feſt überzeugt, daß hier kein Irrthum von ſeiner Seite im Spiele ſey, machte bei der Polizei Anzeige. Da ergab ſich denn, daß der Geheime Ober-Finanz-Rath und reſpektive Zuckerſtampfer ein berüch-

Digitized by Google

tigter Dieb war, ſchon neun Mal beſtraft. Ein paar kürzlich vorgefallene Einbrüche, wobei bedeutende Geldſummen und viel Gold und Silber entwendet wurden, waren durch ihn verübt und davon die Geſchenke an ſeine Braut gemacht worden. Sein Weib mit fünf Kindern, um die er ſich faſt gar nicht bekümmerte, lebten in tiefſter Noth und Verwahrloſenheit, während er ſtets das geſtohlene Gut an hübſche Mädchen vergeudete. Um der Polizei gegenüber, von der er fortwährend vigilirt wurde, einen Arbeitsausweis zu haben, war er als Zuckerſieder in die Eilner'ſche Fabrik gegangen.

Pot-Pourri.

Schweizer Patriotismus.

Der „Allg. Zeitung" ſchreibt ein Schweizer Militär: An Anſtrengungen mangelt es uns nicht, es gibt Truppentheile, welche fünf Nächte hindurch den beſchwerlichſten und gefährlichen Vorpoſtendienſt thaten, andere bivouakirten drei Nächte hindurch auf Höhen beim Regen, wo der ſchneidende Wind in unſere bürgerlichen, bettengewohnten Glieder Erſtarrung warf; die Verpflegung iſt oft wie eben im Felde, doch geht die Naturallieferung bei unſerer Diviſion wenigſtens nun einen guten Weg. Ueber die tauſend Gefahren, von welchen wir umringt ſind, täuſchen wir uns nicht, denn der Sonderbund hat Glieder über die ganze Schweiz ausgebreitet; die Jahreszeit droht furchtbar, Krankheit ſchreckt, und die Laſt an Lieferungen, Fuhrwerk, Koſt für Menſchen und Vieh, Wohnung und Bedürfniſſen, iſt für die ſtärkſtbeſetzten Gegenden ſchwer; nicht nur alle Pferde, alle Ochſen, ſelbſt unſere ſchönen Kühe ſtehen Tag und Nacht im Zug, oft nicht gefüttert; es werden noch ſchwere Wachen zu erdulden ſeyn, aber wir tragen's. Da hören Sie kein Murren, und zwiſchen Soldat und Offizier Achtung und Zutrauen, und ohne Befehl rüſten die Obrigkeit und Bürger daheim fort. Unterdeſſen herrſcht im Lande eine Ruhe und Sicherheit, welche die Ehrenfeſtigkeit unſeres Volkes in günſtiges Licht ſtellen; Brod, Fleiſch und Kartoffeln, haben eher etwas niedrigere Preiſe als vor dem Kriege. Die Großrichter des eidgenöſſiſchen Heeres haben nichts zu thun, weil die Militärs ſich gehorſam verhalten.

Herrenloſes Gut.

Beim Generalpoſtamt in London liegen gegenwärtig (im September) 4201 Briefe, die ſich im Laufe der letzten drei Jahre angehäuft haben und nicht unterzubringen geweſen ſind; dieſelben enthalten an baarem Geld, Banknoten, Wechſeln und anderm Eigenthum zuſammen die ſtattliche Summe von 40,410 Pfund, 5 Schill., 5 Pence, welche, wenn ſich die unbekannten Eigenthümer binnen einer beſtimmten Friſt nicht melden, dem Staate anheimfallen. Außer klingender Münze und Papiergeld ſind auf dieſe Weiſe die verſchiedenartigſten und zum Theil voluminöſen Güter niedergelegt, z. B. Bijouterien, ſilberne Löffel zu Dutzenden, Brillen, Taſchenuhren, Weſten, Hemden, Brauſepulver, künſtliche Blumen, Bücher, Schnupftabaksdoſen, Violinſaiten, Tiſchgeräth, alte und neue Kleider, Angelapparate, Raſirmeſſer, Gemälde, Schlafröcke, eine Klarinette, Meſſinggewichte, Knöpfe, Vorhänge, Gebetbücher, Schlüſſelbunde, Nagelbohrer, Scheeren und ein Panorama. Außerdem hundert verſchiedene Kleinigkeiten. Unter den Papieren befinden ſich Teſtamente, Eiſenbahnactien, ein griechiſches Manuſcript, eine Menge Pfandſcheine u. dgl.

Buntes.

Im würtembergiſchen Oberamt Rottenburg hat am 13. November ein Bürger aus dem Orte Seeborn einen Lämmergeier gefangen, deſſen ausgebreitete Flügel von einer Spitze zur andern 4 Ellen meſſen. Der Mann gab dem Lämmergeier auf dem Felde einen Schlag auf den Kopf, der ihn ohnmächtig machte und dann auch ſeinen Tod zur Folge hatte.

Warum wird auch unter den Hunden ein Rangunterſchied eingeführt? Warum müſſen nicht alle Hunde Steuer bezahlen? fragte ein Unzufriedener. Warum ſind die Lumpenhunde und Schweinehunde davon befreit?

Korreſpondenz des „Sammlers."

† * Augsburg. Die in dem Atelier des Herrn Gallerie-Inſpektors Eigner täglich von 12 — 1 Uhr zu ſehenden herrlichen Portraits Hans Holbein's des Jüngern, darſtellend den Augsburger Patrizier v. Merz mit ſeiner jungen Gemahlin, welche auf einem Boden des St. Anna-Stifts dahier in deplorabeln Zuſtande aufgefunden wurden, ziehen fortwährend zahlreiche Beſchauer herbei, und werden von denſelben lebhaft bewundert. Augsburg iſt ſeinem tüchtigen Bürger Eigner zu großem Danke verpflichtet, daß er dieſe Schätze, welche durch Hrn. Rektor Dr. Mezger aus ihrer Dunkelheit hervorgerufen wurden, durch ſeine eminente Kunſt wieder zu ihrem ganzen Werthe erhob. Das feinſte Kennerauge möchte wohl nicht im Stande ſeyn, in irgend einem Theile dieſer ſo ſehr beſchädigten Gemälde die Hand des Reſtaurateurs zu entdecken, ſo ſehr ſind ſie im Geiſte des großen Malers wiederhergeſtellt, ohne dabei irgend an den Kennzeichen ihres hohen Alters verloren zu haben. Zu wünſchen wäre, daß ſie mit Vorbehalt des Eigenthumsrechtes von Seiten des genannten St. Annaſtiftes, in hieſiger Gallerie aufgeſtellt würden, wo ſie ſodann die Zahl der von dem berühmten Meiſter in der Gallerie befindlichen Bilder auf zwanzig brächten. Dort wären ſie an ihrem Orte, dort würden ſie Zeugniß geben von einer Kunſtblüthe, welche nur im Schooße einer hochherzigen kunſtliebenden Bürgerſchaft emportreiben konnte. Sie bildeten gleichſam den Schlußſtein in dieſer reichen Sammlung von Holbein's, und reihten ſich, als Sommitäten der Porträtmalerei, den hiſtoriſchen Werken des Meiſters auf die würdigſte Weiſe an. Dort wären ſie vor allen Unbilden geſchützt, dort einem Jeden zur Anſchauung zugänglich, ſowie der kunſtſtrebenden Jugend zur Anfeurung und zum Studium. Durch Realiſirung dieſes Wunſches würde die Stadt Augsburg, gleich Nürnberg, eine Vollſtändigkeit in ihrer Bilder-Sammlung erreichen, welche letzterer allein eine Bedeutung verlieh, und auf dieſe Weiſe der große Gedanke und die beſtimmte Abſicht Se. Maj. des Königs in Erfüllung gebracht. Hr. Eigner, welchem der größten Antheil an der Wiedergewinnung dieſer Schätze zuzuſchreiben iſt, hat nun auch, dazu von Sr. Maj. dem König allergnädigſt beauftragt, es ſo weit gebracht, daß den Nachkommen jener berühmten Augsburger-Geſchlechter Gelegenheit gegeben wird ihre Verehrung und Pietät gegen ihren großen Vorfahren dadurch an den Tag zu legen, daß ſie die von dem Bildhauer Loſſow in München angefertigte Marmorbüſte Holbeins erwerben und ſie in der Gallerie, als dem geeignetſten Orte, da wo der Dargeſtellte von ſeinen Werken umgeben iſt, aufſtellen können. Die Büſte iſt ein ächt plaſtiſches Kunſtwerk. Der feine Meißel des Künſtlers hat die genial aufgefaßte Perſönlichkeit des alten Malers dem blendenden Schlandersmarmor aufzuprägen gewußt; ihr Preis ſteht mit ihrem Werthe in gar keinem Verhältniß. Von Herrn Eigner muß noch bemerkt werden, daß er, der für Augsburgs Kunſtruhm ſo viel that, auch mit der uneigennützigſten Kunſtliebe und ächten Begeiſterung überall, wo wieder aufgefundene alte werthvolle Gemälde einer unumgänglichen Reſtauration bedürfen, wenn ſie nicht als bloße Ruinen einer früheren Kunſtepoche daſtehen ſollen, ſich derſelben auf das Bereitwilligſte unterzieht. Es wird dies hier bemerkt im Intereſſe aller Kunſtfreunde und Eigenthümer alter beſchädigter Bilder, welche es werth ſind, einer geübten Meiſterhand zu einer Reparation übergeben zu werden.

(Berichtigung.) Der Sammler Nro. 78. enthält einen Korreſpondenz Artikel über das angebliche Zuſammentreffen eines Gensdarmen mit dem berüchtigten Nonnenmacher, deſſen Inhalt einer weſentlichen Berichtigung bedarf. Nach erhaltenen Aufſchlüſſen nämlich war das Individuum, welches das fragliche abenteuerliche Zuſammentreffen mit dem genannten Nonnenmacher (vulgo Haberl) hatte, kein Gensdarm, ſondern ein gewöhnlicher Transporteur der k. Polizeidirektion München, und es muß die Wahrheit des Vorfalles überhaupt in Zweifel geſtellt werden, da die Identität jenes Jägers, der ſich dem Transporteur als den Nonnenmacher ausgab, mit dieſem ſelbſt nichts weniger als nachgewieſen iſt.

Auflöſung der Charade in Nro. 89. des Sammlers.

Kaffeeſchweſter.

Digitized by Google

Nro. 96.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 1. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedicht König Ludwig's von Bayern. — Mendelsſohn's Leichenbegängniß. — Ueber die letzte Stunde Dieffenbach's — Die Halsbandgeſchichte. — Entdeckte Mordthat. — Ein Konkurrent des Schwefeläthers. — Eine Zigeunerkönigs-Krönung. — Pot-Pourri.

Gedicht
König Ludwigs von Bayern.

(Aus dem ſo eben erſchienenen IV. Band.)

Die Teutſchen.

(Nach Erlaſſung des offenen Briefes von Dänemarks König.)

Die Geſchmückten mit dem Siegeskranze,
Die den Größten*) in den Staub geſtürzt,
Hehr umſtrahlt von e'wgem Ruhmesglanze,
Werden doch von Dänen nicht verkürzt!

Welche muthvoll, kühn die Ketten ſprengen,
Von dem Rieſen ihnen angelegt,
Laſſen ſich vom Kleinen nicht beengen,
Sind von heil'ger Flamme angeregt.

Daß er's auf dem Schlachtfeld, nicht genüget,
Immer zeig' der Teutſche, was er kann;
An einander immerdar gefüget,
Teutſchland ſtehe da für einen Mann.

Lang das Spiel des Auslands, übergeben
Frecher Willkühr, lang der Fremden Knecht,
Fängt der Teutſche an, jetzt zu erheben
Hoch ſein Haupt und endlich werd' ihm Recht

Daß die Schmach zurücke niemals kehre,
Seines Aufſchwungs herrlicher Gewinn,
Daß das Vaterland behaupt' die Ehre,
Dafür bürgt des Volkes Teutſcher Sinn.

*) Napoleon.

Mendelsſohn's Leichenbegängniß
in Leipzig und Berlin.

Die beiden Städte, welche ſich um Felix Mendelsſohns Beſitz **während** ſeines Lebens und Schaffens ſtritten, haben dieſen edlen **Wetteifer** auch nach ſeinem Tode in der Trauer um den Dahingeſchiedenen fortgeſetzt. Am Sonntag den 7. Nov. Nachmittag um **3 Uhr** fand in Leipzig die Todtenfeier um Mendelsſohn ſtatt, **welcher** ſich die ganze Stadt im vollen Sinne des Wortes angeſchloſſen **hatte.** Alle Corporationen, ſtädtiſche, wiſſenſchaftliche, künſtleriſche **nahmen** daran Theil, die Univerſität, die ſämmtlichen Geſangvereine, **die** Bühne. Auch aus der Nachbarſtadt Dresden waren Viele in Verehrung vor dem edlen entſchlafenen herübergekommen, insbeſondere die erſten Künſtler, von denen wir außer den Muſikern nur **Bendemann**, Hübner, Rietſchl, Eduard Devrient nennen. Die **nächſten** Angehörigen, Profeſſor Henzel und Dirichlet, und einige **Schüler** und Freunde des Verewigten waren auch von Berlin hinübergegangen, ſie hatten vergebens gehofft, den Freund noch am Leben zu finden, und Prof. Henſeli konnte ihn nur noch auf dem Todtenbette zeichnen. (Auch der berühmte Arzt Profeſſor Krukenberg, den man aus Halle herbeigerufen, traf eine halbe Stunde nach dem Hinſcheiden ein!) Die Todtenfeier fand in der Univerſitätskirche ſtatt, der ganze lange Weg dahin war von einer außerordentlich großen Menſchenmenge zu beiden Seiten eingefaßt. Um 3 Uhr Nachmittags bewegte ſich von der Johanneskirche aus ein langer Zug von Freunden und Verehrern des Verewigten nach dem Trauerhauſe. Von hier aus eröffneten den Zug zwei Chöre, die abwechſelnd eine Trauermuſik ertönen ließen. Vor dem reich mit Palmen, Blumen und Kränzen geſchmückten Sarge ſchritten die Mitglieder des Orcheſters ſowie die Mitglieder des Conſervatoriums und deſſen Zöglinge, Einer von dieſen einen ſilbernen, dem Meiſter dargebrachten Kranz tragend. Kunſtgenoſſen und nahe Freunde des Geſchiedenen gingen zu beiden Seiten des Sarges, dem unmittelbar die nächſten Leidtragenden folgten, worauf die reformirten Geiſtlichen und der Univerſitätsprediger, die Vorſtände der hieſigen Civil- und Militärbehörden, ſowie Mitglieder derſelben und der Univerſität, die Geiſtlichkeit, der Rath, Stadtverordnete, Studirende und zahlreiche Bewohner unſerer Stadt aus allen Klaſſen dem Entſchlafenen das Geleit auf dem letzten Gange gaben. Vor dem Portale des neuen Univerſitätsgebäudes wurde der Sarg abgehoben und in die erleuchtete, zum Theil ſchwarz drappirte Paulinerkirche gebracht. Beim Eintritt ertönte ein ſanftes Präludium der Orgel, während deſſen man den Sarg auf eine Eſtrade niederſetzte. Dann wurden unter Orgel- und Poſaunenbegleitung einige Verſe des Chorals „O Haupt voll Blut und Wunden &c." geſungen, worauf die vereinigten Sängerchöre unſerer Stadt den Choral aus dem Oratorium „Paulus": „Dir Herr, Dir will ich mich ergeben &c." anſtimmten. Nun ſprach Paſtor Howard eine Gedächtnißrede, worauf aus „Paulus" der Chor: „Siehe, wir preiſen ſelig, die erduldet haben &c." geſungen wurde. Der vom Paſtor Howard geſprochene Segen und der letzte Chor aus Sebaſtian Bach's Paſſionsmuſik („Wir ſetzen uns mit Thränen nieder") ſchloß die erhebende Feier. Um Mittag ward, wie die Anſchläge beſagten, auf Anordnung der Behörden, doch noch eine Vorſtellung im Theater angeſetzt. Der Sarg wurde demnächſt, als es dunkel geworden, nach dem Eiſenbahnhofe hinausgebracht; nicht mit Fakeln, wie irrthümlich gemeldet. Gegen zehn Uhr führte ihn ein nächtlicher Zug nach Berlin. Die Angehörigen und einige nähere Freunde des Verewigten begleiteten die theueren Ueberreſte, namentlich auch Hr. Konzertmeiſter David, der dem Abgeſchiedenen in künſtleriſchen und Lebensbeziehungen als inniger Freund nahe ſtand. In Köthen traf die Leiche um Mitternacht ein, und wurde dort von dem Geſangverein der Stadt, geführt von dem Muſikdirektor Thiele, durch einen Choral begrüßt. — Tief rührend war es, daß in Deſſau, wo der Trauerzug in der Nacht um halb zwei Uhr eintraf, der greiſe Capellmeiſter Friedrich Schneider, umgeben von einem Sängerchor und den Muſikern der Stadt, die ſterbliche Hülle des jugendlichen Künſtlers entblößten Hauptes mit einem Geſang empfing, den er für dieſe Stunde tiefer Trauer eigends componirt hatte. Und bittere Thränen,

Digitized by Google

die dem Auge des großen Mannes entfloſſen, bezeugten, wie tief er den Verluſt empfand, den die Welt der Kunſt erlitten!

In Berlin langte der Zug früh um 6 Uhr Morgens auf dem Anhaltiſchen Bahnhof an, woſelbſt Verwandte, Freunde und Schüler den Sarg in Empfang nahmen. Von hier aus ſetzte ſich am Montag Morgen gegen 7 Uhr der Leichenzug mit dem mit Palmen und Kränzen geſchmückten Leichenwagen vom Anhaltiſchen Bahnhofe aus in Begleitung eines zahlreichen Muſikkorps, unter Leitung des Muſik-Direktors Braun, von welchem der Sarg bereits am Empfangshauſe des Bahnhofes begrüßt worden war, in Bewegung und nahm ſeinen Weg durch die Anhaltiſche-, Koch- und Friedrichsſtraße, wo ſich den der Familie des Verſtorbenen und ſeinen zahlreichen Freunden zugehörenden Trauerwagen eine unabſehbare Menſchenmenge anſchloß. Namentlich hatte ſich eine große Anzahl hochgeſtellter und in Kunſt und Wiſſenſchaft bedeutender Männer eingefunden, welche durch ihre Gegenwart bewieſen, wie tief dieſer Verluſt in allen Kreiſen gefühlt wird. Auf dem Belle-Alliance-Platz erwarteten den Zug die Kinder des Friedrichsſtiftes, Knaben und Mädchen, denen der Verſtorbene ſo lange und oft ſeine innige Zuneigung durch Wohlthaten aller Art bewieſen hatte, und die Mitglieder der königlichen Kapelle und der Sing-Akademie. Ein Muſikkorps ſtimmte den Beethoven'ſchen Trauermarſch an. Auf dem alten Dreifaltigkeits-Kirchhofe angelangt, wurde er von dem Dom-Chor unter Leitung des Muſik-Direktors Neithardt empfangen. Nach einem von demſelben geſungenen Chorale fand die Einſenkung des Sarges ſtatt. Der Prediger Berduſcheck ſprach die Leichenrede. Er erinnerte noch einmal mit kurzen, eindringenden Worten an die herrlichen Talente des Verſtorbenen, an die ſchöpferiſche Fülle und Größe ſeines Geiſtes, die Tiefe der Empfindung, die ſich in allen ſeinen Werken offenbare, und wies namentlich auf die ſeelenvolle Begeiſterung hin, mit welcher der ſo früh Geſchiedene nicht nur ſelbſt ſeine Kunſt übte, ſondern auch ſeine Werke anderen verwandten Seelen mittheilte und ſie zum Gemeingut Aller machte, denen ſie Genuß der edelſten Art bereiten mochten. Hieran ſchloſſen ſich Worte des Troſtes, die, wie der Redner ſich ausdrückte, zur Linderung des Schmerzes wohl aus den Werken des Verſtorbenen am reichſten zu ſchöpfen wäre.

„Wie ſie ſo ſanft ruhen," ausgeführt von den Mitgliedern der Sing-Akademie, und ein Trauergeſang des Domchors ſchloſſen die erhebende und ergreifende Feier, welche in dem Andenken Aller, die daran Theil nahmen, als eine Stunde ernſter Weihe und innigſten Dankes für einen Unvergeßlichen fortleben wird.

Ueber die letzte Stunde Dieffenbach's.

Schon den Dank von drei Operirten im Herzen trat Dieffenbach am 12. Nov. Mittags 2 Uhr froh und freundlich, wie er war, in die Säle ſeiner Klinik, um die Kranken zu begrüßen, die in banger Angſt und feſter Hoffnung Seiner harrten. Unter dieſen war auch ein greiſer Prediger, der in Ehrfurcht ſein Haupt beugte vor dem Manne, deſſen glückliche Hand ihm durch Befreiung von einem bösartigen Uebel den Lebensabend zu einem glücklicheren machen ſollte. Dieffenbach ſprach ihm Muth ein, und der Greis wartete geſtärkt auf den Augenblick, wo man ihn in den Operationsſaal rufen würde. Die Vorleſung begann bei geſpannteſter Aufmerkſamkeit zahlreicher Hörer mit dem Vorſtellen eines zwei Tage zuvor operirten jungen Mannes, deſſen Leben, ernſt bedroht durch eine Blutadergeſchwulſt, Dieffenbach mit glücklichem, ſicherem Griff, dem Tode entriſſen hatte. In Dieffenbachs Freude über den beſten Erfolg der Operation ſtimmte das volle Auditorium ein, und lauſchte alsdann ſeinem Vortrage über Vorkommen und Gefährlichkeiten des genannten Leidens. Das Wichtigſte war erörtert; da trat Dieffenbach heran zum Kranken, nimmt glückwünſchend ſeine Hand und fordert die Aerzte der Anſtalt auf, mit der Nachbehandlung wie bisher fortzufahren. Bei ſeinem letzten Worte: „wir machen die Umſchläge weiter," ſetzt er ſich und es wird ein Zeichen gegeben, das Bett hinauszutragen, damit der Prediger auf der Stelle operirt werde. Dieſer tritt, das Auge in Furcht und Vertrauen auf Dieffenbach gerichtet in den Saal. Alle Zuhörer ſind geſpannt auf die Worte, mit denen Dieffenbach, wie er pflegte, die Operation einleiten würde; doch die geſpannteſte Aufmerkſamkeit verwandelt ſich plötzlich in das furchtbarſte Entſetzen. — Dieffenbach iſt todt! — Ernſt und kalt ſind ſeine Züge, das edle Haupt liegt ſchwer auf den Schultern eines neben ihm ſitzenden fremden Arztes. Die Nächſten ſpringen herzu, um durch Löſung des Anzuges die vermeintliche Ohnmacht vorüberzuführen. In demſelben Augenblick ſind die Kleider von ſeinen Armen geriſſen; nein, es iſt keine Ohnmacht! zwei Lanzetten dringen in ſeine Adern — und es fließt das Blut nicht mehr. Jetzt ſtürzt Alles von den Sitzen herbei mit dem Schmerzensruf: Er iſt todt! in einem Augenblick liegt er entblößt in den Armen ſeiner Schüler und Alles drängt ſich um ihn. Glühender Lack wird auf ſeine Bruſt geträufelt, ſie reiben, ſie bürſten in krampfhafter Verzweiflung den geliebten Lehrer — blutig werden ſeine Glieder. Iſt denn keine Rettung, kein Mittel mehr? Kaltes Waſſer wird auf die Herzgrube geſpritzt, mit einer Feder der Kehlkopf gereizt, Aether wird vorgehalten, Aether auf die Bruſt gegoſſen — Alles, Alles iſt vergebens. Jetzt klammert ſich der letzte Gedanke der hinſterbenden Hoffnung an ein heißes Bad. Im Nu haben ſeine Schüler Waſſer und eine Wanne herbeigetragen, der theure Leib wird ſchnell hineingeſtellt, man bürſtet, man reibt ihn aufs Neue — kein Lebenszeichen mehr, kein Athemzug, kein Zucken er iſt dahin! Vor zwanzig Minuten trat er mit freundlichem Gruß vor ſeine harrenden Schüler. In Entſetzen und hülflos hatte der greiſe Prieſter das Auditorium verlaſſen, und man trug jetzt verwaiſt die Leiche des Geliebten aus dem Saale.

Man hielt Dieffenbach längere Zeit für ſcheintodt. Die Leiche hatte ſich nämlich auffallend wenig verändert. Dieß lag darin, daß der Tod ſo plötzlich erfolgt war, ohne vorherige Krankheit, Genuß von Medicin ꝛc. Indeß hatten ſich doch für die aufmerkſam unterſuchenden Aerzte Spuren der Verweſung gezeigt. Allein einige jüngere Männer, namentlich ein Hr. v. D. aus Königsberg, alſo ein Landsmann des Verſtorbenen, beharrte auf dem Glauben, daß noch Lebensſpuren ſich zeigten. Er und einige andere bewachten daher die Leiche, die im Leichenhauſe noch im offenen Sarge ſtand. Hr. v. D. ſchickte ſogar zu Dieffenbachs Gattin hinein und ließ ihr ſagen, ihr Mann ſey noch am Leben, er (Hr. v. D.) habe Spuren des Lebens bemerkt; er verlangte daher eine Flaſche älteſten Rheinweins und eine desjenigen, den der Todte zu trinken gewohnt geweſen. Man kann ſich denken, welche Aufregung durch dieſe Schritte bei der unglücklichen Frau entſtand, die übrigens dem Begehren ſofort Folge leiſtete. Während die Aerzte des Verſtorbenen die Verſicherung wiederholten, er ſey völlig todt, es ſey gar kein Irrthum möglich, während ſein eigener Schwiegerſohn, Dr. Holthof, der noch am nämlichen Tage die Leiche wieder geſehen hatte, die gleiche Verſicherung gab, erneuerten ſich dieſe Gegenbehauptungen junger Studierender, und ſelbſt ein älterer Arzt fing an dem Wunſch das Uebergewicht über die ruhige Betrachtung zu laſſen, indem er auf Belebung durch elektriſche Verſuche drang. Dazu kam, daß Hr. v. D. dem Todten durch den geöffneten Mund etwas Wein eingeflößt hatte, und nunmehr zu dem Glauben überging, derſelbe habe wirklich von dem Wein getrunken. Endlich ereignete ſich auch noch eine aufregende Scene in Dr. Holthofs Hauſe, indem eine Frau, die Dieffenbach früher behandelt hatte, und die, offenbar ſehr exaltirten Zuſtandes, ſich für eine Somnambule hält, in dieſer ihrer Clairvoyance die ſichere Wiſſenſchaft erhalten zu haben behauptete, der Todtgeglaubte ſey noch am Leben. Mit dieſer Behauptung war ſie zu der Gattin des Dr. Holthof geeilt, und hatte dieſe, Dieffenbachs Tochter, dadurch in die höchſte Aufregung verſetzt. Man weiß wie der Wunderglaube anſteckt; das Außerordentliche der Begebenheit, wenn wirklich der große Arzt nur ſcheintodt geweſen wäre, wenn man ihn hätte der Welt zurückgeben können, der Fanatismus ſeiner Schüler für dieſen Gedanken — das alles vereinigte ſich, und

Digitized by Google

machte es der ſonnenklaren Wahrheit und der vernünftigen Einſicht ſelbſt der Sachkundigen, Nächſtbetheiligten ſehr ſchwer, den Kampf gegen dieſen Paroxismus des Glaubens zu beſtehen. Welche Folter dabei die hinterbliebene Gattin, die Kinder erlitten haben, die zwiſchen Schmerz und Glückſeligkeit in äußerſter Nervenſpannung erhalten wurden, bedarf wohl keiner Schilderung.

Die Halsbandgeſchichte.

(Fortſetzung.)

Der Herzog Penthièvre befand ſich damals zu Chateauvolain. Madame de la Motte beſuchte ihn, wurde zur Tafel geladen und die Art ihres Empfanges ſetzte jedermann in Erſtaunen. Beim Abſchied begleitete ſie ſogar der Herzog bis zur Thüre des zweiten Salons, eine Ehrenbezeigung, die er keiner Herzogin erwies und die eigentlich nur den Prinzeſſinnen von königlichem Geblüte zukam. In Clairveaux, wo Madame de la Motte ſpäter einen Beſuch abſtattete, wurde ihr von dem Abt dieſelbe Achtung und Ehrfurcht gezollt. Sie ſpeiſte bei ihm mit Herrn Beugnot zu Nacht, der uns dieſe einzelnen Umſtände in ſeinen ungedruckten Memoiren überliefert hat, als plötzlich der Abbé Maury von Paris anlangte.

„Was für Neuigkeiten?“ fragte man ihn. „Wie! Sie haben nichts gehört? Der Cardinal von Rohan iſt verhaftet.“

Dieſe Worte erregten allgemeine Beſtürzung. Madame de la Motte ſtürzte, von Beugnot gefolgt, erbleichend aus dem Saale und Beide ſchlugen den Weg nach Bar-ſur-Aube ein.

Die Verbindungen zwiſchen der de la Motte und dem Prälaten kennend, fürchtete Beugnot, die erſtere könne compromittirt werden und rieth ihr, die Flucht zu ergreifen, indem er ſich zugleich erbot, ihr die Mittel dazu zu verſchaffen. Aber ſie antwortete verdrießlich, und als ſey ſie nur von der Gefahr ergriffen, die den Fürſten bedrohe, daß ſie die ganze Sache nichts angehe. Was ihren Gatten betrifft, ſo war dieſer ſo unbeſorgt, daß er an demſelben Morgen auf die Jagd ging und ſie ihn bei ihrer Ankunft zu Hauſe abweſend fand.

Der Abbé Maury hatte die Wahrheit geſprochen. Der Cardinal von Rohan war in der That verhaftet worden. Am 25. Auguſt 1785, dem Tage von Mariä-Himmelfahrt, ſollte die unverſöhnliche Feindſchaft des Barons v. Breteuil ihren Triumph feiern. Der Hof war eben im Begriffe, ſich in die Kapelle zu begeben und der Großalmoſenier ſtand in ſeinem prieſterlichen Ornate. Da wird er plötzlich in das Cabinet des Königs gerufen, wo er Ludwig **XVI.** mit Marie Antoinette, dem Siegelbewahrer und dem Barone von Breteuil verſammelt findet.

„Was iſt das für eine Sache mit einem Halsbande, welches Sie der Königin verſchafft haben ſollen? fragte der König in ſtrengem Tone.

Dieſe unverhoffte Frage traf den Cardinal wie ein Donnerſchlag. Außer ſich vor Beſtürzung und Staunen erwiederte er ſtotternd, daß man ihn betrogen habe. Als ihn nun die Königin fragte, wie dieß möglich geweſen ſey, betheuerte er, ohne ihr zu antworten,*) dem Könige ſeine Unſchuld, und Einige behaupten er habe ihr bei dieſer Frage einen verächtlichen und vorwurfsvollen Blick zugeworfen.

Nachdem der Fürſt mit der Genehmigung des Königs in einem Nebengemach ſeine Rechtfertigung niedergeſchrieben, erfuhr er bei ſeinem Wiederauftreten, daß er in Verhaft genommen werden ſolle.

„Sire“, rief er, „ich werde ſtets den Befehlen Eurer Majeſtät gehorchen, nur geruhen Sie mir den Schmerz zu erſparen, mich vor den Augen des ganzen Hofes in meinem prieſterlichen Kleide gefangen nehmen zu ſehen.“

„Es muß ſo ſeyn,“ entgegnete der König. In der That hörte man in dem Augenblicke, als Herr von Rohan aus dem königlichen Gemache trat, den Befehl: „Nehmt den Herrn Cardinal in Verhaft,“ und der Baron v. Breteuil maßte ſich, um ſeinem ungeduldigen und erbitterten Haſſe volle Genüge zu verſchaffen, das Amt des Gardehauptmanns an. Die Wegführung des Cardinal wurde ſogleich einem jungen Gardelleutenant übertragen. Als beide nun durch die Gallerie der Kapelle ſchritten, begegnete Herr von Rohan ſeinem Heiducken; er ſprach einige Worte deutſch zu ihm und bat dann den Offizier um ein Bleiſtift, mit dem er raſch mehrere Zeilen auf ein Papier kritzelte, das er dem Diener zur Beſorgung übergab. Der Diener ſprengte mit verhängtem Zügel davon und langte in ſo kurzer Zeit im Palaſte des Cardinals an, daß ſein Pferd todt in dem Stalle niederſank. Das Blatt wurde dem Abbé Georgel eingehändigt und das Portefeuille, welches den Briefwechſel des Fürſten enthielt, vor allen Nachforſchungen in Sicherheit gebracht. Vier Stunden ſpäter fanden jedoch erſt die von den Umſtänden ſo ſchnell erheiſchten Nachſuchungen ſtatt; eine ſaumſelige Nachläſſigkeit, bemerkt Herr von Beſenval, die wohl befremden muß, ja faſt zu der Frage veranlaßt, ob man nicht zu viel zu erfahren befürchtete. Noch denſelben Abend wurde der Fürſt von Rohan in die Baſtille geführt.

Anfänglich herrſchte in Paris eine allgemeine Beſtürzung. Als man aber erfuhr, daß Ludwig **XVI.** dem Angeklagten die Wahl gelaſſen habe, ſich ſeiner königlichen Gnade zu überantworten oder von dem Parlamente gerichtet zu werden und als ſich der Fürſt für das letztere erklärte, ſteigerte ſich die Aufregung um ſo mehr, und die verſchiedenen Intereſſen gaben ſich durch tauſend widerſprechende und leidenſchaftliche Auslegungen kund.

Das Parlament triumphirte. Endlich ſollte es in der Perſon eines Cardinals die Kirche vor ſich gedemüthigt ſehen und die erſten Familien des Reiches ſollten mit Erwartung und Bangen ſeinem Urtheile entgegenharren. Es ſollte über die Ehre des Königs ſelbſt entſchieden. Die Häupter des Volks waren dagegen um ſo niedergeſchlagener. Mit ſtummem Zorne überdachten ſie die Laufbahn, welche dieſe Bürger in der rothen Robe ſchon durchlaufen hatten; ſie waren empört gegen die Königin, durch welche ja Einer aus ihrer Mitte dem Geſpötte der Menge preisgegeben ward. Die hohe Geiſtlichkeit war von nicht geringerem Unwillen erfüllt, wie aus ihrer Proteſtation vom 18. September 1785 hervorgeht. Einfache Prieſter durften nach dem Geſetze nur durch beſondere Richter verurtheilt werden, und Biſchöfe, deren Rang durch ſo Vieles geheiligt war, ſollten nicht daſſelbe Recht anſprechen können. Ein angeklagter Biſchof durfte nur wiederum durch die Biſchöfe gerichtet werden. Dieß waren die Einſprüche, welche die hohe Geiſtlichkeit erhob und obſchon Rohan ſelbſt ſchon eine ähnliche Proteſtation gemacht, drohte der Papſt ihn doch ſeiner Würde zu entkleiden, weil er nicht auf feierliche und nachdrückliche Weiſe die Gerichtsbarkeit des Parlaments zurückgewieſen hatte. Alle diejenigen aber, welche für das alte monarchiſche Prinzip noch eine Verehrung hegten, konnten ſich eines Schreckens nicht erwehren. Sie wurden von einer dunkeln Vorahnung des 5. und 6. Oktobers berührt, und wie ſollten ſie auch nicht durch einen Prozeß beunruhigt werden, der das Volk einen Blick in die Boudoirgeheimniſſe der Königin werfen ließ? Sie konnten ihren Tadel über das Benehmen Ludwig **XVI.** nicht verhehlen und beſchuldigten ihn der Unklugheit. Aber der König ging dem Spruche eines Geſetzes entgegen, das außer den Berechnungen der menſchlichen Klugheit lag, denn die Revolution war ſchon gemacht.

(Fortſetzung folgt.)

Entdeckte Mordthat.

Wir haben bereits in der „Augsb. Abendzeitung“ gemeldet, daß die Mörder des Fräuleins Evenepoel in Brüſſel und ihrer beiden Mägde entdeckt und in den Händen der Gerechtigkeit ſind. (Bekanntlich hatte man ſogar den Bruder der Ermordeten des Verbrechens geziehen.) Einer der nun Eingezogenen hat hier die näheren Umſtände des Mordes folgende Geſtändniſſe abgelegt. Er bewohnte ein Haus des Fräuleins Evenepoel in Anderlecht und war mit der

*) Nach dem Zeugniſſe des Herrn v. Beſenval, der verſichert, die von ihm mitgetheilten Details aus dem Munde der Königin ſelbſt zu haben. Siehe den zweiten Band ſeiner Memoiren.

Digitized by Google

Zahlung der Miethe zurück. Er theilte dieſe Verlegenheit ſeinem Mitſchuldigen mit, der ihn nach ſeiner Ausſage auf den Gedanken des Mordes brachte. Der Abſprache gemäß ſollten ſie ſich beide am 2. September Abends nach dem Hauſe des gemeldeten Fräuleins begeben, der Miether erſt zu ihr hinaufgehen und um Ausſtand bitten, der Andere ſpäter ſchellen und, wenn Beide einmal das Haus betreten, das Verbrechen vollbringen. Der Plan gelang vollkommen; der Miether trat zuerſt hinein, wurde zu dem Fräulein gelaſſen, trug ſeine Frage vor und erhielt einen günſtigen Beſcheid. Er fühlt nun den Muth nicht mehr, auf ſeinen Mitſchuldigen zu warten, und will das Haus verlaſſen, als es plötzlich ſchellt und Jener hereintritt. Hierauf kehrt der Erſte, von dem Mitſchuldigen gefolgt, in das Gemach des Fräuleins Evenepoel zurück. Sie fragt erſtaunt den Miether, was das heißen ſolle. Dieſer antwortete: „er wolle ſie gleich bezahlen.“ Einer der beiden Verbrecher bringt ihr mit einem eiſernen Inſtrumente einen Schlag aufs Haupt bei, daß ſie betäubt zu Boden ſtürzt, der andere ſchneidet ihr die Gurgel ab. Unterdeſſen läuft der Erſte hinauf zu den Mägden und ſtreckt ſie beide zu Boden. Wie der Andere herauf kommt und noch einiges Leben an einer der Mägde bemerkt, ſchneidet er beiden gleichfalls die Gurgel ab. Hierauf bemächtigen ſie ſich aller im Hauſe befindlichen werthvollen Gegenſtände, verkaufen einen Theil derſelben und vergraben den andern Theil in einer Wohnung in Brügge. Der Mitſchuldige des Miethers leugnet alle dieſe Ausſagen ganz und gar. Das Gericht hat ſich mit demjenigen, der die That eingeſtanden, nach Brügge begeben, wo die verſteckten Gegenſtände wirklich gefunden wurden.

Ein Konkurrent des Schwefeläthers.

Dem Schwefeläther tritt jetzt ein anderer Stoff zur Seite, der ihn, wenn die in Schottland zuerſt damit angeſtellten und als höchſt erfolgreich geſchilderten Verſuche ſich beſtätigen, bald ganz verdrängen würde. Das neue gefühlbetäubende („anäſthetiſche“) Agens iſt das Chloroform oder Formyl-Perchlorid, eine Flüſſigkeit, mit deren Unterſuchung ſich mehrere Chemiker, namentlich Liebig, ſchon vor längerer Zeit beſchäftigt haben und die von dem franzöſiſchen Chemiker Dumas bereits 1835 genau beſtimmt wurde. Ihre Eigenſchaft als gefühlbetäubendes Mittel hat jedoch erſt jetzt der Profeſſor Simpſon in Edinburgh erkannt und ſie zu therapeutiſchen Zwecken benutzt. Das Chloroform iſt eine dicke, farbloſe, leicht verdunſtende Flüſſigkeit von angenehmem, obſtartigem Geruch und Zuckergeſchmack. Prof. Simpſon hat es ſchon wiederholt mit dem beſten Erfolg bei Entbindungen angewandt, und in der erſten Novemberwoche wurde es auch bei chirurgiſchen Operationen in dem Edinburgher Krankenhauſe von den Doktoren Profeſſor Miller und Duncan, und im Beiſeyn des Prof. Dumas aus Paris vor einem ſehr zahlreichen ärztlichen Publikum angewandt, und entſprach den Erwartungen vollkommen. Vor dem Schwefeläther ſoll es die unbedingteſten Vorzüge haben. Seine Wirkung ſoll raſcher, vollſtändiger und im Allgemeinen dauernder als die des Aethers, die der Betäubung vorhergehende nervöſe Aufregung weit ſchwächer ſeyn. Die Einathmung geſchieht ohne die mindeſte Unbequemlichkeit und Beläſtigung der Reſpirationsorgane, beſondere Apparate ſind nicht nöthig, es reicht hin, ein wenig auf einen Schwamm oder auch nur auf ein Taſchentuch zu gießen, und den durchaus nicht unangenehmen Dunſt durch Naſe und Mund einzuathmen. Die völlige Betäubung trat bei einigen Patienten ſchon in weniger als einer Minute ein; von der Operation wußten ſie beim Erwachen nichts, und in keinem Fall ſtellten ſich nach derſelben, wie öfter beim Schwefeläther der Fall ſeyn ſoll, Uebelkeit, Erbrechen, Kopfweh, Speichelfluß, Bruſtbeklemmung oder andere Nachwehen ein.

Eine Zigeunerkönigs-Krönung.

Zu Jetholm-Cammon (Irland) iſt dieſer Tage die Krönung des neuen Königs der „braunen Leute,“ mit Namen Karl Blythe, unter den üblichen Ceremonien und Feſtlichkeiten vollzogen worden. Zuerſt ſpielte die Muſik das „God save the king,“ und das Volk ſchrie: „Es lebe Karl I.“ Dann wurde ein weißes Roß mit langem Schweif vorgeführt; ehe es jedoch der neue König beſtieg, mußte er verſchiedene Förmlichkeiten beobachten, neun Mal das Pferd umgehen, auf die Erde niederſinken, des Pferdes linken Fuß aufheben ꝛc. Auch wurden zuvor verſchiedene Trankopfer vorgenommen. Darauf ſetzte ſich der Zug, der König zu Roß, in Bewegung; zwei Grooms führten das Pferd am Zügel. Hinter dem König ritt ſein Schildknappe auf einem Eſel. Als man an einen großen Stein, „Stabſtane“ genannt, ankam, ſaß der König ab, und ſtieg auf den Stein. Hier hing man ihm den Balg eines von ihm erlegten Haſen über die Schultern, den er während der ganzen nun erfolgenden Feierlichkeit nicht abnehmen durfte. Dann ſetzte er ſich nieder, der Kopf wurde ihm, in Ermangelung von Oel, mit Branntwein geſalbt. Währenddem trank der ganze Haufen beſtändig von demſelben edlen Naß auf des Königs Geſundheit und brachte ihm in der Zigeunerſprache donnernde Lebehochs. Unter Singen und Jauchzen kehrte hierauf der Zug von dem heiligen Krönungsſtein in die Stadt zurück. In einer armſeligen Kneipe war ein ſtattliches Zigeunermahl zugerichtet; der erſte Trinkſpruch galt abermals „dem König“, worauf die Muſik das Lied: „Sey gegrüßt, o König Karl“ anſtimmte. Hierauf erhob ſich König Karl und hielt mit ſtarker Stimme eine lange Rede, deren Hauptinhalt war: „daß er Alles thun werde, um alle Zigeuner ſeines Wohlwollens zu verſichern, daß ihm das Glück ſeiner treuen Unterthanen ſtets am Herzen liegen werde, und daß er ſie in ihren Rechten jederzeit ſchützen wolle.“ Dieſe Rede wurde von den Zigeunern mit lang anhaltendem Beifallruf aufgenommen.

Pot-Pourri.

Franzöſiſche Zuſtände.

* Die Pariſer Gerichtszeitungen füllen ſich täglich mit einer ſolchen Menge von Raub- und Selbſtmorden, Diebſtählen und Verbrechen aller Art, daß einem wohlhabenden und friedlichen Bürger angſt und bange werden könnte. Hier nur ein Beiſpiel. Zwiſchen Nantes und Breſt wurde Anfangs November eine Diligence (Eilwagen) bis auf den Boden geplündert. Eine der drei Damen, die im Coupé ſaßen und von der Polizei zur Feſtſtellung des Thatbeſtandes verhört wurden, ſagte zum Verhörrichter: „. . . . die Bande, die uns überfiel, mochte ungefähr 20 bis 24 Mann zählen. Ihr Hauptmann, der uns den Wagenſchlag öffnete und uns die Hand zum Ausſteigen bot, hatte eine ſchöne Stimme und ſo weiße Hände, daß er einer nobeln Familie angehören muß ꝛc. ꝛc.“ Erinnern ſolche Protokolle nicht an Zſchokke's Abällino? und Rinaldo-Rinaldini?

Taſchenſpielerei.

Bosco praktizirte in einer Konditorei zu Magdeburg einem jungen Manne einen Thaler in die Taſche, um ſpäter ein Kunſtſtück zu machen; derſelbe bemerkte zufällig zu früh den ſilbernen Fremdling, und ließ ſich mit dem Bauernſtolze eines ſelten im Beſitze von Thalern Befindlichen, eine Taſſe Eis geben. Bosco hatte das Fehlſchlagen ſeiner Operation bemerkt, changirte aber ſchnell den Thaler und noch dazu die einzigen und letzten paar Silbergroſchen aus der Taſche zurück. Unſer Jüngling wollte zahlen und fand — nichts. Er war gezwungen, ſeine Uhr zum Pfande zu geben, welche er jedoch, beſchämt aus dem Laden tretend, ſammt ſeinen Silbergroſchen wieder im Sacke fand. Bosco liefert unter zahlreichen ausgezeichneten Kunſtſtücken auch das des Verwechſelns zweier Taubenköpfe, wodurch der Kopf einer lebendigen weißen Taube auf dem Rumpfe der gleichfalls lebenden ſchwarzen, und ſo umgekehrt erſcheint. Nach der Vorſtellung erſuchte ihn ein Bauer, ob er daſſelbe Kunſtſtück nicht auch an ſeiner Frau und ſeiner Schwägerin machen könne, er wolle gern zahlen, was dafür zu entrichten ſey.

Digitized by Google

Nro. 97. Sechzehnter Jahrgang 1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Den 4. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Stilles Glück — Die Halsbandgeſchichte. — Eine Epiſode aus dem kaukaſiſchen Kriege. — Pot-Pouri. — Buntes — Korreſponden des Sammlers.

Stilles Glück.

Lange ſucht' ich Dich vergebens
Stilles Glück, du Quell des Lebens,
Fand dich, ach, ſo lange nicht.
Gleich der Perl' in Meeresgründen
Können wir dich ſelten finden,
Nur verborgen glüht dein Licht!

Wahres Glück blüht nur im Stillen,
Kann durch eig'ne Kraft und Willen
Ewig wohnen in der Bruſt.
Doch nur da ſuch' ſeine Quelle,
Seelenreinheit haucht die Welle,
Ihr entſtrömet Himmelsluſt.

Gegen alles Goldes Rauſchen
Kannſt Du ſtilles Glück nicht tauſchen,
Wohnt Dir Friede nicht im Herz.
Frieden ſuch' in Armer Hütte,
Selten nur in Reicher Mitte,
Purpur deckt gar oft den Schmerz.

Fürſten wohl verließen Throne,
Helden gaben Lorbeerkrone
Freudig für ein ſtilles Glück.
Da nur kann der Geiſt gedeihen
Und der Sinn ſich Höherm weihen,
Stählen ſich für's Mißgeſchick.

Willſt Du wahres Glück empfinden,
Mußt Du Wort mit That verbinden,
Und genügſam fröhlich ſeyn.
Ach, die tiefſten aller Freuden
Sind die wir uns ſelbſt bereiten,
Wenn wir ſie zum Opfer weih'n.

Deshalb, daß mit feſtem Willen
Kraft ſich eint, ihn zu erfüllen,
Bitt' ich Gott mit frommen Blick,
Alle Außendinge fliehen,
Feſſeln wär vergeblich Mühen,
Grünt dach ewig ſtilles Glück.

(Eingeſandt.)

Pauline.

Die Halsbandgeſchichte.

(Fortſetzung.)

Was aber noch verhindert hätte werden können, waren die Ereigniſſe des 15. Auguſts, daß dieſer Ausbruch nicht verhindert wurde, und daß die Königin ſich der Gefahr ausſetzte, einen Mann auf's Aeußerſte zu treiben, von dem ſie ſo Vieles zu befürchten hatte muß allerdings bei der erſten Anſicht befremden. Betrachtet man jedoch die Umſtände im Zuſammenhang, ſo findet man auch dieß erklärlich. Herr v. Breteuil, der gegen den Fürſten, ſeinen Nachfolger bei der Geſandtſchaft zu Wien, einen Haß nährte, der faſt an Raſerei gränzte, ſtand an der Spitze der Polizei; er hatte allein den Scandal einer Verhaftung herbeigeführt. In jeder andern Lage, wo ſie ſelbſt minder kompromittirt, würde Marie Antoinette im Stande geweſen ſeyn, Alles zu unterdrücken. Aber je mehr ſie in die Sache verwickelt war, deſto weniger durfte ſie dieß wagen, wollte ſie nicht den fürchterlichſten Verdacht auf ſich ruhen laſſen. Der Angeklagte ſelbſt war nicht zu fürchten, da ihm ſein eigenes Intereſſe zu ſchweigen gebot, denn ſollte er nur ein einziges Wort über ſeine geheime Verbindung mit der Königin fallen laſſen, ſo war ſein Leben verwirkt. Hierzu kommt noch, daß der Kardinal ſich in letzterer Zeit neue ſträfliche Großſprechereien zu Schulden hatte kommen laſſen, welche Marie Antoinette ohne Zweifel zu Ohren kamen und ihren alten Groll wieder erweckt hatten.

Am 18. Auguſt 1785 wurde Madame de la Motte zu Bar-ſur-Aube verhaftet. Sie hatte ſchon viele ihrer Papiere verbrannt, unter welchen ſich mehrere Briefe des Kardinals befanden, worin ſich der ungeſtümſte Ehrgeiz und die heftigſte Liebe ausſprachen. Auch Caglioſtro wurde auf Angabe der de la Motte in Verhaft genommen; ſie hatte ihn im Verdachte, ihr bei Herrn von Rohan geſchadet zu haben und wollte ſich nun durch eine Verleumdung rächen, die durch ein voreiliges Urtheil leicht einen Mord hätte herbeiführen können. Ebenſo muß noch bemerkt werden, daß der Graf de la Motte ſich ſelbſt in die Hände des Polizeiagenten gegeben hatte, der Beamte weigerte ſich jedoch, ihn zu verhaften. Man kannte die Feſtigkeit ſeines Charakters und fürchtete, er möge ſeine Gattin gegen den Einfluß vertheidigen, dem man ſie zu unterwerfen gedachte.

Und wirklich war die Gefangene auch kaum in die Baſtille gebracht, als der Baron von Breteuil ſie in ein Gewebe argliſtiger Rathſchläge verſtrickte, um jeglichen Verdacht von der Königin abzuwenden und den Cardinal zu ſtürzen. Man ließ ihr durch den Commiſſär zu verſtehen geben, daß ſie dem Tode verfallen ſey, falls ihr der Name einer unverletzlichen Perſon entfahre, daß ſie keinen andern Ausweg zu wählen hätte, als alle Schuld auf den Fürſten von Rohan zu wälzen, welcher, da er ſie angegeben habe, ohnedem keine Schonung verdiene. „Sehen Sie nicht ein," fügte der Commiſſär hinzu, „wie ſehr der Kardinal ſelbſt darauf hingewieſen iſt, die Königin von aller Beſchuldigung freizuhalten. Man muß ihn deßhalb vernichten, oder ſich von ihm vernichten laſſen."

Auf ſolche Weiſe wurde Madame de la Motte dazu gebracht, auf Koſten des Kardinals zu lügen, der ſich ſeinerſeits verloren wußte, wenn er nicht auf Koſten der Gräfin die Unwahrheit ſagen wollte. Dieſe wechſelſeitigen Rückſichten bildeten den Schlüſſel des Proceſſes, der in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt blieb, weil zur Aufhellung der Sache ein Name hätte ausgeſprochen werden müſſen, welchen die Richter nicht ausſprechen durften. Die Unterſuchungen hatten indeß begonnen und die drei wichtigen Entdeckungen herbeigeführt:

Ein junges Mädchen, Namens d'Oliva, das in Brüſſel verhaftet wurde, erklärte ſich für die Perſon, welche auf Anſtiftung der de la Motte die Rolle der Königin in dem Garten von Verſailles geſpielt habe. Ebenſo bekannte ſich ein gewiſſer Retaux de Villete dazu, auf Veranlaſſung und in Gegenwart der de la Motte die Unterſchrift der Königin nachgeahmt und auf den Rand des Contractes über den Diamantenankauf die Worte: „**Approuvé, Murie Antoinette de Frunce**" geſchrieben zu haben. Endlich erfuhr man noch von einem iriſchen Kapuziner, Namens Mac-Dermott, daß der Graf de la Motte einem Juwelier in London für 10,000 Pfd. Sterl. Diamanten verkauft habe.

Google

Dieſe drei Umſtände zeugten ſchwer gegen Madame de la Motte. Sie deutete dieſelben jedoch in ihrem geheimen Verhör in der Baſtille ſo wie in dem Memoire nach ihrer Verurtheilung auf folgende Weiſe:

d'Oliva hatte, nach ihrer Angabe, in dem Garten allerdings die Rolle der Königin geſpielt, allein auf das Verlangen Marien Antoinettens, die dem Rendezvous hinter einer Hagenbuchenhecke beiwohnte und ſelbſt ein Abenteuer vorbereitete, das durch ſeine Seltſamkeit einen Reiz für ſie hatte und dann auch die Discretion des Kardinals auf die Probe ſtellen ſollte.

„Wie kann man glauben, daß ich ohne die Mitwiſſenſchaft und Einwilligung der Königin eine ſo leicht zu durchſchauende Intrigue hätte anknüpfen können, und um das Verbrechen einer Majeſtätsbeleidigung zu begehen, die Mitternachtsſtunde und den Garten von Verſailles gewählt haben würde, zu einer Zeit, wo die im Jahr 1778 nur allzuviel erlaubten nächtlichen Promenaden verboten waren und die königliche Reſidenz gerade auf's Strengſte bewacht wurde. Und wäre dieſe Neigung der Königin, mit welcher der Kardinal ſich ſchmeichelte, in der That nur eine Vorſpiegelung geweſen, würde ich nicht ein Intereſſe dabei gefunden haben, ihn noch länger auf ſeinem Irrthum beharren zu laſſen, ihn einzuſchläfern, ſtatt ein trügeriſches Rendezvous zu veranſtalten, das ſeine Hoffnung ſteigern, aber zu gleicher Zeit den ganzen Kunſtgriff entdecken mußte, indem er ſich dadurch ja berechtigt fühlte, ſich des folgenden Tages der Königin zu nähern, ihr von ſeiner Liebe zu ſprechen — kurz ein ſo glückliches Abenteuer fortzuſetzen. Denn das erſte Rendezvous hat immer ein zweites und drittes zur Folge und jene Zuſammenkunft in dem Parke beſchleunigte nur eine mündliche Erklärung mit der wirklichen Monarchin, wo alsdann ein einziges Wort hingereicht haben würde, den Betrug zu offenbaren und mich in das Verderben zu ſtürzen."

Was die Worte „**Approuvé Marie Antoinette de France**" betrifft, ſo geſtand Madame de la Motte förmlich ein, daß dieſe Unterſchrift von Retaux de Villette geſchrieben worden ſey, jedoch ebenfalls mit der ausdrücklichen Einwilligung der Königin und des Cardinals. Man hatte ſich gegenſeitig über dieſen als dienlich und gefahrlos erachteten Ausweg einverſtanden; da die Signatur „Marie Antoinette de France" Niemanden angehörte, war ſie nicht geradezu eine Fälſchung zu nennen; ſie hatte ſomit den Vortheil, Boehmer zur Auslieferung des Halsbandes zu beſtimmen, ohne die Königin oder den gewählten Sekretär zu compromittiren. Zur weitern Bekräftigung dieſer Angabe wies Madame de la Motte noch darauf hin, wie ſeltſam es wäre, wenn ein ehemaliger Geſandter, ein Hofmann nicht wiſſen ſollte, wie die Königin unterzeichne, zumal der Fürſt als Großalmoſenier oftmals ſchriftliche Befehle von ihr erhalten mußte. Wie ſollte ihm nicht die Unterſchrift einer öſterreichiſchen Prinzeſſin mit dem Zuſatz: „de France" Anlaß zu Bedenken gegeben haben. Auch konnte von einem allzuflüchtigen Durchleſen oder einer augenblicklichen Zerſtreutheit nicht die Rede ſeyn, da die Verkaufsacte in den Händen des Cardinals geblieben war, er ſomit Gelegenheit hatte, dieſelbe mehremals zu durchleſen und die Urkunde ſelbſt dem Schatzmeiſter Saint James vorgezeigt hatte.

Die Diamanten, welche von ihrem Gatten in London verkauft wurden, erklärte Madame de la Motte von der Königin zum Geſchenke erhalten zu haben. Die Königin konnte das Halsband, welches ſie ſich geweigert hatte von Ludwig **XVI.** anzunehmen, nicht in ſeiner urſprünglichen Faſſung tragen, der Schmuck mußte deßhalb zerſtückelt werden, um ihn weniger kenntlich zu machen. So blieben einige Steine übrig und es war nicht ſehr befremdlich, daß ſie derjenigen zum Geſchenk gemacht wurden, welche in das ganze Geheimniß eingeweiht war.

Dieſe Ausſagen der de la Motte wurden, wie ſich leicht denken läßt, nicht in die Prozeßakten aufgenommen; nichts deſtoweniger wurden dieſelben ruchbar und man mußte immerhin vieles Gewicht darauf legen, da ohne ſie eine Menge unbeſtrittener Thatſachen unerklärlich blieben, welche die Flugſchriften der Advokaten und offizielle Documente der öffentlichen Beſprechung überliefert hatten. Die Meinung war deßhalb ſehr getheilt.

Die Anhänger Marien Antoinetten's beſchuldigten Madame de la Motte mit Entrüſtung, die Leichtgläubigkeit des Cardinals mißbraucht und die Königin ſchändlich verleumdet zu haben. Ihr Kredit am Hof wurde von ihnen als eine Lüge ausgegeben; die Briefe, welche ſie dem Fürſten von Rohan zuſtellte, ſollten erdichtet und der Ankauf des famoſen Halsbandes ein ſeit langer Zeit berechneter ſchlauer Diebſtahl geweſen ſeyn. Sie wieſen darauf hin, wie ſie den Kardinal zum erſtenmale bei dem Rendez-vous im königlichen Garten betrogen und dieſe Geſchicklichkeit eines Verfälſchers benutzt habe, auch auf die Veräußerung der von dem Kleinod ausgebrochenen Steine und den plötzlichen Uebergang der de la Motte in glänzende Verhältniſſe war nach ihrer Meinung ein gewiſſes Gewicht zu legen. Sie erinnerten an die Abneigung, welche Marie Antoinette ſtets gegen den Fürſten von Rohan gezeigt habe, ſowie daß der Halsſchmuck, den ſie insgeheim angekauft haben ſollte, ihr zweimal vergeblich als Geſchenk angetragen worden ſey.

Aber die Gegenpartei widerlegte dieſe Behauptungen durch Auslegungen, für welche ſie nicht minder überführende und gewichtvolle Beweiſe zu haben glaubte. Zuerſt war es denkbar, daß der Cardinal mit den echten oder untergeſchobenen Liebesbriefen, mit dem zärtlichen Pfande, das er im Parke, dem Anſcheine nach, von der Königin ſelbſt erhalten hatte, ſich geliebt glaubte, daß er in der Gunſt der Monarchin immer höher ſteigen oder ſich wenigſtens ſeines Glückes zu vergewiſſern ſuchte. Er, der Zutritt in dem Palaſte hatte und Marien Antoinetten ſo oft begegnete, ſollte niemals durch Worte oder Zeichen auf die Briefe oder auf das erhaltene Andenken angeſpielt haben, das ſeine ganze Seele beſchäftigte und ihn überglücklich machte? Bedurfte es mehr als eines Zeichens, eines Wortes, um die ganze Intrigue, welche man der de la Motte zuſchrieb, aufzudecken? Mit dem Bewußtſeyn der erhaltenen Beweiſe ihrer Neigung hätte der Kardinal mit der Königin ſprechen müſſen; gewiß hätte er es auch gethan und da der geheime Briefwechſel nichtsdeſtoweniger ein ganzes Jahr hindurch fortgeſetzt ward, ſo mußte man daraus billig folgern, daß Madame de la Motte nur die Wahrheit geſprochen.

Was ſollte man endlich von dem Schweigen der Königin denken? Nachdem ſie am 12. Juli den Brief des Juweliers erhalten, worin man von dem auf ihren Befehl angekauften Halsbande ſprach, ihr die neuen Bedingungen mittheilte und ſie von der Unterwürfigkeit unter ihren Willen verſicherte, hätte Marie Antoinette nichts von der Sache gewußt! Hätte ſie nicht auf der Stelle Boehmer zu ſich beſcheiden ſollen, mit dem ſie ſeit langer Zeit in Berührung ſtand, um Näheres über dieſen räthſelhaften Brief zu erforſchen?

Ein anderer Umſtand, den man als Waffe gegen die Königin gebrauchte, war die Nachlaſſung der 200,000 Fr., die man in einem durch die gewöhnliche Unterhändlerin eingerichteten Schreiben an den Verkäufer vor dem erſten Zahlungstermine verlangte*). Hätte Madame de la Motte den Cardinal in der That betrogen und ſich die Diamanten zugeeignet, zu welchem Zwecke würde ſie durch Vorzeigung eines falſchen Briefes eine Verminderung des Preiſes gefordert haben, die vielleicht zur Aufhebung des ganzen Geſchäfts führte, ſie zur Wiedererſtattung des geraubten Kleinods zwingen, ſie entlarven und rettungslos in's Verderben ſtürzen konnte. Dieſer Brief, welchen der Cardinal verſicherte, von der Königin erhalten zu haben, konnte darum nicht untergeſchoben ſeyn und er bezog ſich auf die vorhergehenden Schreiben, er war von derſelben Hand.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Epiſode aus dem kaukaſiſchen Kriege.

(Erzählt von einem „ruſſiſchen Offiziere" in der Revue Indépendante.)

Der Kampf Rußlands gegen die unter dem Namen der Tſcherkeſſen oder Cirkaſſier bekannten Bergvölker des Kaukaſus iſt vielleicht

*) Memoire de Joailliers Boehmer et Bassange du 12 août 1785.

Digitized by Google

weniger ein Angriffs- als ein Vertheidigungskrieg, um die Gränzen des ruſſiſchen Reichs vor den Einfällen jener zahlreichen Horden zu bewahren, welche im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ſich den Nationen des nördlichen Europa's ſo furchtbar gemacht haben. Seit ungefähr einem halben Jahrhundert bildet das rechte Ufer des Fluſſes Kuban die Nordweſtgränze der kaukaſiſchen Stämme gegen Rußland. Von den Ufern dieſes Fluſſes erſtrecken ſich am Fuße der niederen Gebirgsabhänge weitr Prairieen und Wälder, die gleichſam als neutrale Landestheile betrachtet werden. Längs der ruſſiſchen Gränze hat dir Regirrung befeſtigte Dörfer anlegen laſſen, welche von Koſaken bewohnt und etwa fünf bis ſechs Stunden von einander getrennt ſind. Kleine, ebenfalls befeſtigte Poſten liegen zwiſchen dieſen Dörfern, und zwiſchen dieſen Poſten ſtellt man während des Tages ſtarke Soldatenpiquets auf, die ſich beim Einbruch der Nacht in die Forts zurückziehen.

Die zur Vertheidigung dieſes Theils der Gränze beſtimmte Armee wird auf 128,000 Mann geſchätzt. Dir gegen einen wenig zahlreichen Feind in Anwendung gebrachten Vorſichtsmaaßregeln beweiſen hinlänglich, für wie wichtig die ruſſiſche Regierung dir Beſchützung ihres Gebietes gegen deſſen furchtbare und verheerende Angriffe hält — Vorſichtsmaaßregeln, wodurch die Bergvölker keineswegs verhindert werden, oft über den Kuban zu gehen, Heerden fortzutreiben und Gefangene zu machen, wobei ſie mit einer Kühnheit und Schnelligkeit zu Werke gehen, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzen muß.

Faſt immer führen die Tſcherkeſſen ihre Einfällr während der Nacht aus, wenn die Soldaten ſich in die Kaſtelle zurückgezogen haben und der Ruhr pflegen, weil dann eine Verfolgung nicht leicht zu befürchten iſt. Aber die Koſaken haben ein faſt nie täuſchendes Merkmal, um dir Annäherung der Feinde und ihr Vordringen bis in dir benachbarten Wälder zu erkennen. Dieſe nämlich, ſo wie dir großen Gebüſche in der Umgegend, werden von einer Menge Wölfe bewohnt, deren ſchreckliches Geheul ſich die ganze Nacht hindurch hören läßt. Sobald nun dieſe Thiere ihr Geheul einſtellen und eine plötzliche tiefe Stille auf dir wilden Töne folgt, kann man ſicher ſeyn, daß die Bergvölker in die Ebene herabgeſtiegen ſind und die Wälder und Prairieen durchſtreifen. Sie pflegen den Fluß zu Pferde zu überſchreiten und dringen dann tiefer in das ruſſiſche Gebiet ein, um dir im Schlafe liegende Bevölkerung zu überraſchen. Die ruſſiſchen Soldaten betrachten den Verſuch, den Uebergang Jener zu verhindern, ſie auf dem anderen Ufer anzugreifen und ihnen den Rückzug in die Berge abzuſchneiden, als eine Unmöglichkeit. Denn man kann ihren Spuren nur mit großer Schwierigkeit folgen, und ihre Kunſt und Schlauheit, ſie zu verwiſchen, erinnern an die, welche dir Nordamerikaner lange Zeit in ihren Kämpfen mit den Engländern angewandt haben. So lange ſie am Ufer marſchiren, iſt es leicht, ihre Schritte im Sande zu erkennen; wenn ſie aber dir Prairieen oder Sümpfe durchwandern, verwiſchen ſie ihre Spuren bis zur Unkenntlichkeit, da die niedergetretenen Gräſer ſich nach kurzer Zeit wieder aufrichten.

Dir Ruſſen ſtellen zuweilen Schlauheit der Schlauheit gegenüber. So legen ſie zum Beiſpiel an den Orten, wo die Bergvölker ihrer Vermuthung nach am häufigſten überſetzen, kleine Steine auf die Gräſer, durch deren Gewicht die Halme der letzteren herabgebogen werden; wenn deſſenungeachtet ſich dir Halme aufgerichtet haben, ſo war das ein ſicheres Zeichen, daß dir Bergvölker ihren Weg über dieſe Stelle genommen hatten. In dieſem Falle ſetzten ſich die Ruſſen ſogleich zu Pferde, um ihnen den Rückzug in die Berge abzuſchneiden, und tragen auch gewöhnlich den Sieg über ſie davon, weil die Letzteren durch ihre Beute und die Ermüdung ihrer Pferde ſehr am Kampfe gehindert werden. Dergleichen Zuſammentreffen haben gewöhnlich furchtbare Kämpfe zur Folge. Während der eine Theil der Truppe ſich in das Gefecht ſtürzt, beeilt ſich der andere, die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, und daher gelingt es höchſt ſelten, ihnen dir Frucht ihrer Räubereien wieder abzujagen. Und dieſe Einfälle ſind ſo häufig, daß die Ruſſen ſich zuweilen gezwungen ſehen, eine Expedition ins Innere der Berge zu unternehmen, um die Völkerſchaften für ihre Eingriffe in das Eigenthumsrecht ihrer Nachbarn zu beſtrafen und die Ehre der ruſſiſchen Soldaten zu rächen.

Bei Gelegenheit eines dieſer nächtlichen Einfälle auf das ruſſiſche Gebiet, wo die Bergvölker zahlreiche Heerden geraubt hatten, beſchloß der General Saß, Kommandant einer Abtheilung jener kleinen Forts, dir wir oben erwähnt haben, einen Streifzug gegen den Stamm der Abaſſeſcheſſen, der zu den gefürchtetſten und mächtigſten des Gebirges gehörte. Das von dieſem Stamme bewohnte Land, die Fußſteige und Bergabhänge, welche zu den Dörfern führten, waren dem General wenig bekannt; aber hier, wie überall, trifft man Menſchen, dir ſich geneigt finden, ihr Vaterland für Geld zu verrathen. Mehrere Tſcherkeſſen boten ſich ihm als Führer an.

Der General ließ einen dieſer Männer kommen, zeigte ihm eine mit Geld gefüllte Börſe und verſprach, ſie ihm zu geben, wenn er die übernommene Verpflichtung gewiſſenhaft erfüllen würde. Darauf gab er ihm eine ſtarke ſilberne Taſchenuhr mit dem Auftrag, allein nach dem Haupt-Lagerplatze der Abaſſeſcheſſen ſich zu begeben, und zwar ganz in der Weiſe, als habe er ein Truppencorps hinter ſich, alſo überall, wo die Truppen der Ueberſchreitung von Flüſſen oder anderer Hinderniſſe wegen aufgehalten werden würden, ebenfalls die für die Ueberwindung derſelben nöthige Zeit anzuhalten, dann aber, ſobald er das Ziel ſeiner Reiſe erreicht hätte, ſofort zurückzukehren, nachdem er ſich genau gemerkt hätte, wie oft in der Zeit ſeines Hinganges der Zeiger der Uhr ſich um den Mittelpunkt des Zifferblattes herumgedreht hätte. Denn der General wollte wiſſen, wie viel Zeit ein kleines Heer bis zur Erreichung des Dorfes braucht, wenn es ſich einige Zeit vor Sonnen-Untergang auf den Marſch begebe.

Wir waren damals in der Mitte des Oktobers 1844, einer Jahreszeit, wo dichte Nebel ſich auf den Bergen lagerten und uns ihren Anblick oft ganz raubten. Aber der General glaubte gerade von dieſen Nebeln Vortheil zu ziehen, um leichter in die Berge einzudringen und ſeine Gegenwart am Tage beſſer zu verbergen.

Bei der Rückkehr des Führers fand der General, daß die Entfernung bis zu dem Hauptdorfe der Abeſſeſcheſſen zu groß ſey, als daß ſie in einer einzigen Nacht zurückgelegt werden könne. Dennoch befahl er noch an demſelben Abend den Truppen, ſich bereit zu halten, denn er hatte einen nächtlichen Eilmarſch beſchloſſen, um bis Anbruch des Tages eine bedeckte Schlucht zu erreichen, die der Führer als ein vorzügliches Bivouak geſchildert hatte. Dort wollte er den Tag über in tiefer Stille bis zum Abend verweilen. In dieſer Stellung iſt keinem Soldaten geſtattet, Feuer zu machen, oder zu rauchen, oder zu ſingen, oder auch nur ein Wort zu ſprechen; denn das geringſte Geräuſch würde unfehlbar die Aufmerkſamkeit der Bergbewohner auf ſich ziehen und das Heer in die größte Gefahr bringen. Deshalb wird jedes in der Armee gebrauchte Pferd, ſofern es die Gewohnheit zu wiehern hat, ſofort von den Koſaken getödtet, als unbrauchbar zum Gränzdienſt.

Ich bat den General Saß um die Gunſt, an der Expedition Theil zu nehmen. Er gewährte meine Bitte, indem er mich ſeinem Stabe als Adjutant attachirte. Unmittelbar nach Sonnen-Untergang wurde der Befehl gegeben, ſich in Bewegung zu ſetzen. Wir marſchirten in der größten Schnelligkeit und mit dem möglichſt geringen Geräuſch gegen die Berge. Einige Tſcherkeſſen, die mit uns befreundet und verbunden waren, bildeten unſere Avantgarde. Dann folgte der General Saß, auf einem Schimmel reitend und gefolgt von einem Koſaken, der ſeine Pfeife, ſeinen Säbel und ſein Jagdgewehr trug. Er hatte die Gewohnheit, ohne Waffen zu reiten. Nach ihm kamen die Offiziere des Stabes, dann ein halbes Regiment Koſaken von 1200 Mann und ein Bataillon von 1000 Mann mit einer Gebirgs-Batterie von 4 Kanonen nebſt ihrem Train. Die Schnelligkeit, mit der unſer Vortrab in die Berge eindrang, und die geringe Breite der Fußſteige und Hohlwege gaben unſeren Kolonnen eine Länge, welche mit ihrer Stärke in keinem Verhältniß ſtand. Der General ſchien ſich indeß darum nicht zu

Digitized by Google

kümmern. Unter ſolchen Umſtänden machte er ſich ſo wenig Sorge über die Terrainſchwierigkeiten und natürlichen Hinderniſſe, daß er, wie er mir ſelbſt verſicherte, ſeinen Weg mit der Avantgarde ganz allein bis zu Ende verfolgt hätte. Nachdem wir dieſe erſte Nacht und den folgenden Tag am Fuße der erſten Gebirgskette, ohne entdeckt zu werden, zugebracht hatten, ſetzten wir uns bei ſinkender Nacht wieder in Marſch, bis wir nach einigen Stunden an dem Fuß eines ungeheuren, ſchroff aufſteigenden Felſens anlangten, an deſſen Baſis man mit großer Mühe einen dermaßen engen Fußpfad ausgehauen hatte, daß wir nur einzeln hinter einander ihn betreten konnten. Kaum hatten wir einige Schritte auf dieſem gefahrvollen Wege gethan, als wir einen neuen Felſen von nicht minderer Größe, als den erſten, erblickten, deſſen Gipfel ſich über uns fortſtreckte und an deſſen Baſis ſich ebenfalls ein Fußweg befand, der faſt noch ſchmaler war, als jener erſte. Die Kanonen mußten abgenommen und die einzelnen Theile der Laffette den Artilleriſten aufgeladen werden. Die Stücke ſelbſt wurden in einer Hängematte an Stricken befeſtigt und von zwölf Menſchen, welche hinter einander gehen mußten, getragen.

Man kann ſich keine Vorſtellung von allen den Vorſichtsmaaßregeln machen, die beobachtet werden mußten, weil das geringſte Geräuſch, vom Echo bis in die entfernteſten Thäler fortgetragen, unſere Gegenwart an dieſem gefahrvollen Orte verrathen und der geringſte Fehltritt eines der Träger die übrigen mit ihrer Laſt in unabſehbare Abgründe geſchleudert hätte. Wären wir entdeckt worden, ſo wäre ein Rückzug unmöglich geweſen; wir wären ſämtlich durch die vom Feinde herabgerollten Felsſtücke und die Kugeln ſeiner Büchſen gefallen bis auf den letzten Mann. In dieſem Augenblicke fühlte Jeder die ganze Ausdehnung der Gefahr und das tiefſte Schweigen herrſchte daher rings um uns. Unſere Pferde ſelbſt ſchienen ihren Hufſchlag weniger hörbar zu machen, als ahnten ſie die Gefahr, in der wir uns befanden. Indeſſen wurde unſer Marſch durch keinen Unfall unterbrochen, und bald hatten alle Truppen und das ganze Gepäck dieſen unheilvollen Pfad hinter ſich.

(Fortſetzung folgt.)

Pot-Pourri.

Unerhörtes.

Ein junger Mann in Wien von 24 Jahren hatte vor Kurzem eine 50jährige Wittwe geheirathet. Das iſt nun ein gewöhnlicher Fall. Der junge Mann, welcher ziemlich vermögend geweſen, hat aber die Frau, welche nichts beſaß, aus — — Liebe!!! geheirathet; das iſt neu! Das beſte kommt aber zuletzt, der junge Mann, welcher nun bereits vier Wochen verheirathet iſt, will verzweifeln — — — aus Eiferſucht!!! Das iſt gewiß noch nie da geweſen, und droht ſich zu erſchleßen, ebenfalls aus Eiferſucht.

Frechheit.

In den erſten Anfängen der franzöſiſchen Revolution ſuchte der Oppoſitionsgeiſt gegen die höheren Stände ſich nicht nur in der Nationalverſammlung, ſondern auch im Theater geltend zu machen. So ſaß eines Abends die Gräfin Egmont in der Loge Lafayette's, als plötzlich ein Apfel ſich aus der Mitte des Parterres bis zu ihr Bahn brach, um ſie in ſehr unangenehmer Weiſe zu berühren. Lafayette trat gerade ein. Die Gräfin blieb völlig ruhig, hob den Apfel auf, überreichte ihn mit vieler Grazie dem Eintretenden und ſagte: „Herr Marquis, mit Ihrer Erlaubniß überreiche ich Ihnen eine der erſten Früchte — der Revolution.“

Ein Wallfiſch in der Oſtſee.

Vor einigen Wochen hat ſich weſtlich von der Stadt Helſingfors, in der Nähe der den finniſchen Golf umgebenden Scheeren, bei deſſen Ausfluß in die Oſtſee ein Wallfiſch von ungewöhnlicher Größe gezeigt. Seit Menſchengedenken hat man dieſes Thier in den Gewäſſern der Oſtſee nicht wahrgenommen. Man glaubt, daß es ſich aus dem Nordmeer in die Oſtſee im Nachgehen der Häringe und anderer kleinen Fiſche verirrt habe. Ein Boot aus Helſingfors, bemannt mit zwei dortigen Studenten, dem Bootsmann, einer Frau und einem 12jährigen Knaben, trafen auf der Rückkehr nach Helſingfors das Unthier gegen Abend in geringer Entfernung von ſich. Sie entgingen ſeiner Verfolgung nur mit der größten Gefahr, auf einer der nahen Inſeln landend, wo ſie die Nacht verbrachten.

Buntes.

Die Carnevalsfreunde in Mainz haben zu Ende voriger Woche wiederum getagt und ſich einen Präſidenten gewählt, der einen ominöſen Namen hat; der Gewählte, ein Kaufmann in der rhein- und weinluſtigen Moguntia, heißt nämlich Trunk.

Daß unſere Vorfahren im Trinken keine Stümper waren, geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß mehrere deutſche Gelehrte das Trinken zum Gegenſtande ihrer hiſtoriſchen Studien gemacht haben. Unter Anderem ſchrieb E. K. E. Hülzeden ein Buch: „Vom Durſt der alten Deutſchen.“ W. Peterſen ſchrieb eine „Geſchichte der deutſchen National-Neigung zum Trunke,“ und Thaddäus eine lateiniſche Abhandlung: „De Germanorum veterum aviditate bibendi.“ Vincentius Obſopäus verfaßte in lateiniſchen Verſen ein großes Gedicht unter dem Titel: „Victoria Bacchi seu de arte bibendi;“ das Buch erſchien 1536 in Nürnberg und wurde wegen ſeiner nationalen Bedeutung ſchon im folgenden Jahre von G. Wickgramm ins Deutſche überſetzt.

Die Soldaten des fürſtlichen Contingents zu Bückeburg erhielten bei ihrem Abmarſch zur Reichsarmee vor der Schlacht von Kunnersdorf rauchlederne ungewichſte Stiefel als Montirungsſtücke. „Warum die Leute wohl braune Schuhe bekommen,“ fragte ein Bürger bei der Austheilung. „Nu,“ meynte ein Jude, „die Wichſ' werden ſie ſchon kriegen.“

Kürzlich wurde ein Hr. Wilhelm Snyder in den Vereinigten Staaten zu 10 Dollars Strafe verurtheilt: weil er Miß Phebe L... einen Kuß gegeben hatte. Die beſchwerenden Umſtände, welche dieſe Verurtheilung erzeugten, waren erſtens, daß Inkulpat verheirathet, zweitens, daß er den Kuß ohne Genehmigung der Lady genommen, und drittes, daß er häßlich war. (Das war freilich der triftigſte Grund!)

„Iſt heute Abend Theater?“ frug ein Fremder in einem Hotel den Kellner; „yes,“ entgegnete dieſer; „Oh, Sie ſprechen engliſch?“ — „oui“, — „Auch franzöſiſch?“ — „ja.“

Korreſpondenz des „Sammlers.“

* Augsburg. Von Ferd. Aug. Oldenburg erſchien kürzlich in der v. Jeniſch & Stage'ſchen Buchhandlung dahier eine Erzählung unter dem Titel: „Die Wege zum Verbrechen,“ welche ſo geſchrieben iſt, daß ſie als höchſt nützliche Lektüre für Jedermann geachtet werden muß. In dieſer Schrift ſind von Perſonen verſchiedener Bildung öfters zu hörende Anſichten über Recht, Pflicht, Anſtand ꝛc. auf eine ſolche Weiſe niedergelegt, daß der Autor des Werkchens nur als ein Mann von ſehr vielen Erfahrungen und von ſeltener Beleſenheit beurtheilt werden muß. Wie dieſe Erzählung auffallend reich an Sentenzen iſt, ſo iſt ſie auch in Rückſicht der Sprache blühend.

|| Stuttgart, 1. December 1847. Die Idee zur Herausgabe einer Zeitſchrift mit ähnlicher Tendenz und Ausſtattung wie die der Münchner „Fliegenden Blätter“ hat auch bei uns, und in mehreren anderen Städten Deutſchlands, Wurzel gefaßt, und es haben, wie ich aus ſicherer Quelle vernehme, hier in Stuttgart ein Maler, ein Schriftſteller und ein Verleger ſich verbunden, um vom Beginn kommenden Jahres an ein ähnliches Unternehmen, und unter dem vielverſprechenden Titel „Der Eulenſpiegel“ ins Leben treten zu laſſen. Neben harmloſen Scherz wird beißende, politiſche Satyre in ihm repräſentirt ſeyn, und wir dürften vielleicht bald ein würdiges Gegenſtück zu den ausländiſchen politiſchen Karikaturen, unter welchen ſich beſonders die engliſchen ſo vortheilhaft auszeichnen, liefern können.

Digitized by Google

N ro. 98.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Den 8. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: General Dufour. — Die Halsbandgeſchichte. — Eine Epiſode aus dem kaukaſiſchen Kriege. — Pot-Pourl. — Buntes.

General Dufour hat ſich als Oberbefehlshaber der eidgenöſſiſchen Truppen in dem hoffentlich beendigten Feldzuge durch ſeine Beſonnenheit und Zurückhaltung, ſo wie da wo es galt, durch ſein energiſches Benehmen die Achtung des ſchweizeriſchen Volkes in hohem Grade erworben.

Dufour's Name iſt in Aller Mund und ſein Portrait wurde in vielen Tauſend Abdrükken in der Schweiz verkauft. Das hier abgedruckte Conterfei iſt dasjenige, welches in Zürich erſchien und welches uns im Abguß von der Original-Platte zugekommen iſt.

General Dufour,
Commandant der eidgenössischen Truppen
im Jahre 1847.

Moritz Wagner entwirft in der „Allg. Zeitung" folgende Schilderung von dem eidgenöſſiſchen Oberbefehlshaber: „Dufour iſt ein Mann unter mittlerer Größe. Er trägt weder Backen- noch Schnurrbart, hat durchaus kein martialiſches Geſicht, gleicht in Haltung und Phyſiognomie eher einem Pädagogen als einem Militär, ſoll aber doch in den Zügen einige Aehnlichkeit mit Lafayette haben. Seine Uniform von grüner Farbe, geſchmückt mit dem Offizierskreuz der Ehrenlegion, iſt die einfachſte unter all' den goldſchimmernden Röcken der Stabsoffiziere welche ihn umgeben. Sein Haupt iſt völlig kahl. Große Kriegsſtrapazen ſoll er nicht leicht mehr ertragen, und namentlich des Schlafes nicht ohne Nachtheil für ſeine Geſundheit entbehren können. Er ſieht ziemlich gebrechlich und noch um einige Jahre älter aus als er wirklich iſt. Wir konnten ihn beim Sonntagsgottesdienſt am 27. Nov., der auf dem Mühlenplatz unter freiem Himmel gefeiert wurde, in bequemer Nähe betrachten."

Von Baſel aus iſt der Vorſchlag gemacht worden, dem General Dufour ein Nationalgeſchenk zu machen, beſtehend in einem Landgut, das ihm und ſeiner Familie für immer verbleiben ſoll.

(Vergl. Sammler No. 95.

Die Halsbandgeſchichte.

(Fortſetzung.)

So ſprachen die Feinde der Königin und ſuchten dieſe Behauptungen theils in dem Proceſſe ſelbſt, theils in dem Charakter und der Lebensweiſe Marien Antoinetten's zu begründen. Ohne Zweifel, ſagten ſie, koſtet es einige Mühe, ſich die Gemahlin des Königs von Frankreich hinter einer Hecke verſteckt und an einer thörigten Aventure theilnehmend, zu denken, aber wer erkennt hieran nicht Marien Antoinetten's leichtſinnigen und launenhaften Charakter? Hätte ſie die Rolle der Roſine aus dem „Barbier von Sevilla", welche ſie in dem kleinen Trianon ſo gerne zu ſpielen pflegte, nicht mit ähnlichen Scenen, wie die im Parke, vertraut machen können. Sie war ſehr aufgebracht gegen den Fürſten von Rohan geweſen, doch aus dieſer Abneigung hätte durch die aufrichtige Reue und die Liebe des Fürſten leicht ein ganz anderes Gefühl entſtehen können. Zweimal hatte die Königin das koſtbare Halsband ausgeſchlagen; allein die Ebbe in den Staatsfinanzen machte dieſe Entſagung damals zur Pflicht, und wer die Schwächen des weiblichen Herzens kennt, wird ſich nicht wundern, daß Marie Antoinette von einem heftigen Verlangen nach dem Beſitze des Kleinods ergriffen wurde, als ſie ſpäter erfuhr, daſſelbe ſolle den Hals einer ihrem Range untergeordneten Prinzeſſin ſchmücken. Was Madame de la Motte und ihren Reichthum anbelangt, den ſie, der Freigebigkeit des Cardinals verdankend, bereits neun Monate vor der verhängnißvollen Unterhandlung an den Tag legte, ſo waren das Mißtrauen, welches ſie bei den Juwelieren erregte, als ſie ihnen die Abſicht des Fürſten von Rohan mittheilte, der Lärmen, welchen ſie von ihrem Verkehre mit der Königin machte, ihre bis zum letzten Augenblick beibehaltene Unbeſorgtheit und

Digitized by Google

Sicherheit, ihre entſchiedene Weigerung, die Flucht zu ergreifen, als man ihr die Wege dazu öffnete und ihre ſichere, vertrauensvolle Haltung, welche ſie nicht verließ, wohl hinreichend genug, um den Glauben an einen verübten Diebſtahl von ihrer Seite zu widerlegen.

Wehe einer Macht, wenn der Haß gegen ſie in dem Augenblicke ausbricht; wo ſie ſich bereits ihrem Ende zuneigt! Der Halsbandproceß ſetzte das Königthum nicht allein den Schlägen ſeiner natürlichen Gegner aus, ſondern auch den Anfeindungen einer Menge Royaliſten, die noch der Groll betrogenen Ehrgeizes oder einer jüngſt zugefügten Beleidigung erfüllte. Umſonſt bemühte man ſich, die Sache zu verſchleiern und mit einer lächerlichen Gaunergeſchichte in Zuſammenhang zu bringen, in der ein gewiſſer Bette d'Ettenville angeſtellt war, die öffentliche Meynung hinter's Licht zu führen. Alle Augen blieben auf den Thron und auf Verſailles gerichtet. Von dem Rechtsgange ausgeſchloſſen, war die königliche Majeſtät ſchmutzigen Schmähſchriften blosgeſtellt, worin ſich der Groll der Hofleute einen Ausbruch verſchaffte und nur ihr Name fehlte. Der Scandal war in Frankreich, in ganz Europa ungeheuer. Der Halsbandproceß diente zum Anlaß, zahlloſe Beſchuldigungen gegen Marie Antoinette zu häufen, und viele freuten ſich dieſer Entehrung des Monarchen, wie ſie es nannten, den Fall des Königthums ſelbſt erwartend.

Es war auch für die Königin noch beſonders ungünſtig, daß die Streitfrage zwiſchen ihr und der höchſten Familie des Landes in der Schwebe ſtand. Den Fürſten von Rohan nicht mit in den Proceß zu verwickeln, war durchaus unmöglich. Auch ſah ſich Herr Target, ſein Advocat, genöthigt, ihm zu ſeiner Vertheidigung eine Leichtgläubigkeit beizumeſſen, die kaum bei einem Kinde vorauszuſetzen war und ſelbſt dieß führte zu nichts. Es blieb immer noch zu erklären, was der Cardinal zu Boehmer, Baſſange und Saint-James hinſichtlich ſeines unmittelbaren Verkehrs mit der Königin geſagt, ſo wie es auch gegen ihn ſprach, daß er der de la Motte in dem Augenblicke, als das unſelige Gerücht ausbrach, eine Zuflucht gewährt hatte. Endlich kam noch folgendes Billet hinzu, das er an ſeinen Kammerdiener eilig dictirt, und das in die Hände des Barons von Breteuil fiel.

„B. (Boehmer) zum zweiten Male holen laſſen... — Glaube, daß man ihm noch von Dem ſprechen will, was das erſte Mal über den fraglichen Plan verhandelt worden iſt... Er hat den Schwindel, ſeitdem ihm A. (die Königin) geſagt: „Was denken dieſe Leute? Ich glaube ſie verlieren den Kopf.“ Auch ich fürchte den meinigen zu verlieren.“ *)

Ludwig von Rohan war ein lebhafter gebildeter Kopf; er hatte die diplomatiſchen Geſchäfte mit ſeltener Geſchicklichkeit geführt und während ſeiner Geſandtſchaft zu Wien das größte Aufſehen erregt. **) Daß ein ſolcher Mann das Spielzeug einer gemeinen Intriguantin geweſen und mehrere Monate von ihr im Dunkeln geführt worden ſey, daß er ſich ſo lange in willkürlicher Unwiſſenheit habe halten laſſen über eine Sache, die ihm ein dringendes Intereſſe zu ergründen gebot, daß man ihn allmählig zu einem Rendezvous gelockt und ihn dahin gebracht hatte, einem falſchen Kammerdiener das auf eine falſche Unterſchrift hin angekaufte Halsband zu vertrauen. — Dieß alles konnte das Publikum niemals glauben.

War aber Ludwig von Rohan nicht betrogen worden, ſo hatte er entweder das Halsband angekauft, um es ſich zuzueignen oder den Ankauf im Namen und auf den ausdrücklichen Befehl Marien Antoinettens gemacht. Ein anderes war nicht denkbar.

Es ergab ſich aus den Acten des Proceſſes und der Erklärung der beiden Juweliere, daß der Brief vom 12. Juli, in welchem ſie der Königin ihren Dank ausdrückten, endlich in den Kauf des Halsbandes eingewilligt zu haben, auf Anlaß des Cardinals ſelbſt geſchrieben, ja ſogar von ihm dictirt wurde, und dieß war faſt ein augenſcheinlicher Beweis, daß der Ankauf wirklich mit der Zuſtimmung der Königin geſchehen.

Man ſieht, die Frage war ſo geſtellt, daß die Freiſprechung des Cardinals nunmehr nichts Anderes denn als ein Brandmal für Marie Antoinette betrachtet werden konnte. Zwei Parteien bildeten ſich nun: auf der einen Seite ſtanden Ludwig XVI. die Königin, d'Aligre, der erſte Präſident, die zwei Referenten Titon de Villotran und Dupuis de Marce, der Staatsrath d'Amecourt und der Baron von Breteuil, die Gegenpartei zählte den Großalmoſenier, das Haus Rohan, die Biſchöfe, einen großen Theil der Obrigkeit und insgeheim noch den Herrn von Vergennes.

Welchen Ausgang ſollte die Sache nehmen? Der Name der de la Motte war in der unabſehlichen Wichtigkeit des Proceſſes faſt gänzlich verſchwunden. Bei Allen handelte es ſich nun um das Anſehen der Königin, bei Einigen ſchon um die Monarchin ſelbſt.

Die Gegenüberſtellung der Angeklagten hatte begonnen. Madame zeigte bei dem Verhöre eine Dreiſtigkeit, die, obſchon ſie gegen die Sittſamkeit ihres Geſchlechtes verſtieß, doch ihre feſte Ueberzeugung bekundete, daß man außer Stande ſey und es nicht wagen dürfe, ſie zu verurtheilen. Sie machte den Vater Loth, einen der Zeugen, vor Schaam erröthen, ſchüchterte la Villette ein und erſchreckte die Richter durch ihr heftiges Auffahren. Dem Vertheidigungsplane, welchen man ihr vorgeſchrieben, übrigens getreu, bemühte ſich die Angeklagte bei ihren Antworten ſichtlich, die Königin nicht zu nennen. Dieß war jedoch ein fruchtloſes Beſtreben; jeden Augenblick kehrte der unſelige Name auf ihre Lippen zurück und alsdann oft gezwungen, eine ungereimte Fabel der wahren Thatſache unterzuſchieben, verwickelte und verſtrickte ſie ſich in die widerſprechendſten Lügen. Gereizt durch dieſen Zwang und mit Fragen lebhaft beſtürmt, ließ ſie mehrmals ein Geſchrei hören, das die Anweſenden zuſammenſchrecken machte. „Man hüte ſich, mich aufs Aeußerſte zu treiben,“ rief ſie drohend, „ich werde nichts verſchweigen.“ Eines Tages, als von einem Brief an den Cardinal die Rede war, entfuhr ihr ſogar das Geſtändniß, daß dieſes Schreiben von Marie Antoinette ſey und mit den Worten beginne: „Je t'envoie,“..... (ich überſchicke Dir.....)

In der Zwiſchenzeit veröffentlichten die Angeklagten Flugſchriften über Flugſchriften. Caglioſtro ſchleuderte ſeine Memoire aus der Baſtille heraus; er gab darin tauſend romantiſche Erzählungen von ſeiner Erziehung, ſeinem Leben und ſeinen Reiſen, die augenfällig alle in der Abſicht erdichtet waren, ſich die Gewalt zu erhalten, die er auf die Imagination Vieler ausübte. Er hatte ſeine Kindheit zu Medina in dem Pallaſte des Muphti Salaikim, unter dem Namen d'Acharat zugebracht. Sein Erzieher nannte ſich Althotas; ſeine Geburt war ihm ſelbſt ein Räthſel ꝛc..... Hierauf folgte eine Liſte der Perſonen, deren nähere Bekanntſchaften er in den verſchiedenen Ländern Europas gemacht hatte. Da waren in Spanien der Herzog von Alba und deſſen Sohn, der Herzog von Vescard, der Graf von Prelata, der Herzog von Medina-Celi; in Portugal der Graf von San-Vicenti; der Herzog von Braunſchweig, der Fürſt Potemkin und der Koſakenhetmann Raviſchin, der General Medicino; in Polen die Gräfin Comceska, die Prinzeſſin von Naſſau; in Rom der Ritter von Aquino; der Großmeiſter in Malta. In derſelben Schrift erzählte Caglioſtro, daß auf den verſchiedenen Punkten Europas Banquiers angewieſen ſeyen, ihm die nöthigen Summen zu ſeinem Unterhalte und ſeinem Aufwande zuzuſtellen. Er nannte mehrere derſelben, die ihn nicht Lügen ſtraften. So Saraſſin in Baſel, Sancoſtar in Lyon, Anſelmo

*) Envoyé chercher pour la seconde fois B.... crois que c'est pour lui parler encore de ce qui a été dit la première fois sur le projet en question.... La tête lui tourne, depuis que A. a dit: „Que veulent ces gens là? Je crois qu'ils perdent la tête. Je crains bien que la mienne me tourne aussi.“

**) Siehe die Memoiren des Abbé Georgel und die hiſtoriſchen und politiſchen Memoiren der Regierung Ludwigs XVI., wo die wichtigen Dienſte, welche Ludwig von Rohan zu Wien leiſtete, erwähnt ſind.

Digitized by Google

La Cruz in Liſſabon. Nachdem er die Verläumdungen der Madame de la Motte, welche ſich auf ihn bezogen, mit einer verächtlichen Mäßigung zurückgewieſen und ſeine Unſchuld bei der Halsbandgeſchichte dargethan hatte, ſetzte er noch ſchließlich hinzu: „Ich habe geſchrieben, was den Geſetzen, was jedem beſſeren Gefühle als eitler Neugierde, genügen wird. Sollte man darauf beſtehen, das Vaterland, den Namen und die Vermögensumſtände näher zu erforſchen? Was liegt Euch Franzoſen dran? Für Euch iſt mein Vaterland der erſte Ort in Eurem Reiche, wo ich mich Euren Geſetzen unterwerfe; mein Name iſt derjenige, welchen ich Euch ehren gelernt habe und meine Mittel ſind mein Geheimniß.“

Dieſe Schrift, worin bei gemeinen Kunſtgriffen, zu imponiren, ein gewiſſer großartiger Ton herrſchte, vermehrte noch die Anhänger, welche die durch Caglioſtro repräſentirte philoſophiſche Freimaurerei in Frankreich zählte. Mirabeau griff dieſe Richtung von Berlin aus in einem bittern Schriftchen an, welches indeß die Popularität des Wundermannes zu dieſer Zeit bekundet.

„Das öffentliche Mitleid“, ſagt Mirabeau,*) „ſcheint ſeine Vertheidigung zu ergreifen oder ihn wenigſtens zu verherrlichen. Caglioſtro iſt ein außerordentlicher Mann, ein Wohlthäter der Menſchheit, ein Philoſoph, ein Wegweiſer, der den Sokrates, wie er den Schierlingsbecher leert, von Neuem ſpielen will. Tauſend Stimmen erheben ſich und unter dieſem wirren Geſchrei kann man die Worte hören: „Was hat er gethan?... Was hat ſeine Frau gethan?... Was haben ſie verbrochen?“

(Schluß folgt.)

*) Lettre du comte de Mirabeau à M. M... sur Cagliostro et Lavater p. 3.

Eine Epiſode aus dem kaukaſiſchen Kriege.

(Erzählt von einem „ruſſiſchen Offiziere“ in der Revue Indépendante.)

(Fortſetzung.)

Es war noch tiefe Nacht, als wir in einer ſo geringen Entfernung bei einem Dorfe vorbeikamen, daß wir das Krähen der Hähne und das Gebell der Hunde hören konnten. Glücklicherweiſe hatten die Bewohner deſſelben keine Ahnung von unſerer Nähe. Indeſſen hielt der General es der Klugheit gemäß, zwei von unſeren cirkaſſiſchen Freunden als Beobachtungspoſten zurückzulaſſen. Plötzlich erhob einer der Führer die Hand. Dies Signal lief ſchnell wie ein Blitz durch die ganze Linie und wurde ſo gut verſtanden, daß das ganze Heer plötzlich wie durch einen Zauberſchlag gebannt unbeweglich ſtand. Einen Augenblick ſpäter ſtiegen die Reiter von ihren Pferden. Niemand, der nicht Zeuge dieſer ſonderbaren Scene geweſen iſt, kann ſich einen Begriff von der außerordentlichen Genauigkeit machen, womit jede Bewegung ausgeführt wurde. Rings um uns lag die Natur in ein tiefes Schweigen verſenkt. Der reine Himmel, von unzähligen Sternen beſäet, die ruhige, ein wenig friſche Luft, von den Blumen duftender Prairieen, welche im Grunde der Thäler lagen, geſchwängert, erweckte in mir Empfindungen von einer Erhabenheit und Tiefe, deren Erinnerung mich nie verlaſſen wird. Der General näherte ſich mir. Während er mich mit der einen Hand zum Niederſitzen auf der Erde einlud, wies er mit der anderen nach Oſten, wo eine unbeſtimmte Helligkeit die Nähe des Morgens verkündete. Der leichtgeröthete Punkt am öſtlichen Horizont kontraſtirte in eigenthümlicher Weiſe mit der tiefen Dunkelheit, in der die Seiten der Schlucht begraben waren, wo wir uns ſo unerwartet aufgehalten ſahen. Ich bemerkte in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten, in der mir vom General angedeuteten Richtung, zwei Abeſſeſcheſſen, deren Umriſſe ſich ſcharf wie zwei gigantiſche Felstrümmer auf der erhellten Stelle des Horizontes abzeichneten und die ſich von Zeit zu Zeit gegen den Abgrund niederbeugten, als wollten ſie ſich von dem Grunde des Geräuſches unterrichten, das die Luft zu ihnen emporgetragen. Deutlich hörte man die an einen Dritten, der ein wenig zurückſtand, gerichteten Worte dieſer beiden Männer. Man muß lange Zeit an dem Kriege in den Gebirgen Theil genommen haben, um in einer ſolchen Entfernung und in ſo dunkler Nacht etwas der Art zu bemerken. Die Augen der Koſaken und Tſcherkeſſen aber ſind gewohnt, die Dunkelheit zu durchdringen und Gegenſtände der kleinſten Art in weiteſter Entfernung und zu jeder Tageszeit wahrzunehmen. So bin ich auch überzeugt, daß meine ganze Umgebung in dem Augenblicke, wo der Befehl ſtillzuſtehen gegeben wurde, die Urſache davon erkannt hatte. Nach dem Geſpräche der beiden Abeſſeſcheſſen war es augenſcheinlich, daß ſie das Geräuſch gehört hatten und nur über den Grund deſſelben zweifelhaft waren. Der Eine verſicherte, es ſey der Vortrab eines ruſſiſchen Truppencorps, während der Andere der Meynung war, es rühre von wilden Thieren her, die das Gebüſch des Abgrundes durchbrochen hätten.

Hätten die beiden Männer die Wahrheit gekannt, ſo würden ſie unverzüglich ein großes Feuer auf dem Hügel angezündet haben. Andere Feuer auf den weiter gelegenen Hügeln würden gefolgt und in kurzer Zeit würde der ganze Bezirk in Aufruhr geweſen ſeyn. Nach den Berechnungen des Generals konnte das Infanterie-Bataillon, welches die Arrieregarde bildete, noch nicht an jenem gefährlichen Fußpfad angelangt ſeyn. Es war ſomit augenſcheinlich, daß der Erfolg des Unternehmens und ſelbſt die Sicherheit des ganzen Heeres von dem Verſchwinden jener beiden feindlichen Vedetten abhing. Auf ein gegebenes Zeichen nahten ſich zwei junge Männer dem General. Er ſagte ihnen einige Worte ins Ohr, und alsbald legten ſich die beiden Leute — es waren Zwillinge, die der General ſehr liebte — auf die Erde und begannen langſam den mit dichtem Gebüſch bedeckten Abhang hinauf zu kriechen, welcher zu dem von den Vedetten beſetzten Hügel führte. In ängſtlicher Stille warteten wir den Verlauf des Dramas ab, dem wir ſogleich als Zuſchauer beiwohnen ſollten, und das unſere Theilnahme um ſo mehr in Anſpruch nahm, als es ſich um nichts weniger handelte, als um unſere Exiſtenz und um unſere Ehre. Unſere Augen wandten ſich gegen Morgen und ruhten mit Bangigkeit auf den beiden Schildwachen, die, da ſie kein Geräuſch mehr hörten, ſich auf den Boden niedergelaſſen hatten. Bald darauf erhob ſich die eine und ſchien aufmerkſam nach dem Abhange hinunter zu lauſchen. Ein ſchwarzer Körper war ihr genaht, und wir hörten plötzlich einen verwirrten Ton, der wie ein erſtickter Schrei klang, worauf ſie zu Boden ſank. In demſelben Augenblick ſahen wir die andere Schildwache, welche ſitzen geblieben war, während einiger Sekunden mit einem anderen Manne kämpfen und beide den Abhang hinabrollen. Gleich darauf erſchienen auf der Spitze des Hügels zwei Männer, welche Zeichen gaben, und einige Minuten ſpäter waren die beiden Brüder bei dem General und gaben ihm die Verſicherung, daß jede Gefahr beſeitigt ſey.

„Vorwärts!“ rief der General mit tiefer, aber hinlänglich lauter Stimme, um von der ganzen Abtheilung gehört zu werden; und wir ſetzten uns mit verdoppelter Eile wieder in Marſch, um die verlorene Zeit einzuholen. Indeſſen wurde es am öſtlichen Himmel heller. Wir erreichten in kurzer Zeit ein Hochplateau, an deſſen Fuß das Ziel unſeres Marſches war, das Dorf, auf welches der Angriff gerichtet werden ſollte.

Die Dörfer der Bergbewohner im Kaukaſus gleichen kleinen Feſtungen. Sie beſtehen aus einer Menge Häuſer, die ohne regelmäßige Ordnung aber ohne große Zwiſchenräume neben einander ſtehen und mit einer ziemlich hohen Mauer von Backſteinen oder einer dichten lebendigen Hecke umgeben ſind, worin ſich eine oder zwei Oeffnungen befinden, die während der Nacht verſchloſſen ſind. Von der Höhe des Plateaus ſahen wir mehrere Feuer im Dorfe brennen, ein ſicheres Zeichen, daß der Feind unſere Ankunft gar nicht vermuthete, ſondern in voller Sicherheit ſich glaubte. Hundert Koſaken empfingen Befehl, ſich ohne Geräuſch und mit der größten Vorſicht an dem Abhange des Plateaus gegen das Dorf hinzuziehen und ſich an dem einen der beiden Eingänge in daſſelbe aufzuſtellen; hundert andere wurden auf ähnliche Weiſe nach dem zweiten Eingange beordert. Nachdem ſämtliche Befehle ertheilt waren, ſetzte ſich der

General ruhig auf einen Stein und ließ ſich von einem Koſaken ſeine Pfeiſe anzünden.

Ich fragte ihn, warum wir nicht unverzüglich angriffen, ſo lange das Dorf noch im Schlaf begraben lag. Er antwortete ruhig: die Hunde werden ſchon von ſelber das Zeichen geben. Ich verſtand Anfangs nicht, was er damit ſagen wollte; aber als bei den erſten Strahlen der Sonne die Stimme der Muezzins, welche das muhammedaniſche Volk zum Morgengebete rufen, erſcholl, begriff ich ſeine unverſtändliche Antwort. Denn bei dem erſten Laut der Muezzins ſtürzten die Soldaten zum Angriff, welcher mit einer Muskétenſalve begann. Darauf ſtürzten ſich die Koſaken auf die Palliſaden, erbrachen die Thore und drangen in das Innere des Dorfes ein. Die Tſcherkeſſen waren ſchnell auf den Füßen, und es begann eine jener Metzeleien, welche bei dieſer Art Kriegsführung eben ſo häufig als unvermeidlich ſind. Die Feinde vertheidigten ſich wie die Löwen. Jedes Haus war eine kleine Feſtung, an deren Fuß eine große Zahl von Koſaken todt oder verwundet niederſtürzte. Man ſah Weiber, Kinder, Greiſe mit der ganzen Energie, welche die Liebe zum häuslichen Heerde und das Vaterlandsgefühl verleiht, ſich den Angreiſern entgegenwerfen. Während der eine Theil unſerer Soldaten kämpfte, lief der andere in die Ställe, um die Pferde, Ochſen und Schaafe herauszutreiben. Sobald die Beute für hinreichend gehalten wurde, ließ der General zum Rückzuge blaſen.

Während des Kampfes waren mehrere Einwohner in die nächſten Dörfer geeilt, um Hülfe gegen den Feind zu ſuchen. Und kaum hatten wir angefangen uns zurückzuziehen, als wir einige Reiter, ſpäter ſogar zahlreiche Abtheilungen der Tſcherkeſſen auf unſeren Seiten erblickten, die ſämtlich nach einer Richtung und in größter Eile nach den ſchneebedeckten Gipfeln des Gebirgsabhanges hinjagten, ohne uns anzugreifen. Ich fragte daher, erſtaunt über dies Manöver, was ſie beabſichtigten? Ich würde es früh genug ſelbſt ſehen, antwortete er. Als wir an dem gefährlichen Fußpfad wieder angelangt waren, den wir im Scherz unſere Termopylen nannten — denn es hätte eine Handvoll Menſchen hingereicht, um uns bis auf den letzten Mann zu vernichten, — fanden wir ihn durch unſere Infanterie beſetzt, welche unſeren Rückzug auf einer Straße von ungefähr vier Werſte bis zum Eingange eines Waldes deckte, in dem ſich eine lichte Stelle von etwa vierhundert Fuß im Durchmeſſer befand. Dieſer für die Errichtung eines Lagers ſehr geeignete Ort war zum Sammelplatz für ſämtliche Truppen beſtimmt. Die cirkaſſiſchen Reiter, welche ich in ſo großer Eile hatte fortjagen ſehen, richteten ihren Lauf gerade auf dieſe enge Paſſage, aber unſere Infanterie hatte ſie ſo kräftig zurückgeworfen, daß ſie alle Hoffnung aufgeben mußten, uns anzuhalten.

Wir hatten einige Gefangene gemacht. Während der unglücklichen Verwirrung, die auf die Ueberrumpelung des Dorfes gefolgt war, waren ſie durch einander auf die Karren geworfen worden, in denen das Gepäck und die Beute transportirt wurde. Als wir eben den Sammelplatz erreicht hatten, erließ der General, der während des Kampfes von eben ſo großer Kälte und Unbeugſamkeit war, als er nach dem Siege ſich theilnehmend und gutherzig bewies, den Befehl, daß die Gefangenen von den Karren herabgenommen und mit größtmöglicher Schonung behandelt würden. Es waren Frauen, Kinder und Greiſe, ſämtlich im Schlummer überraſcht, und daher faſt unbekleidet. Die Kinder wurden ihren Müttern zurückgegeben. Man vertheilte Pelze, Decken und bereitete für die Frauen, welche einer höheren Klaſſe anzugehören ſchienen, Betten. Unter der Zahl der Gefangenen befand ſich auch eine Prinzeſſin oder, richtiger geſagt, die Tochter eines der mächtigſten Anführer aus dem Stamme der Abeſſeſcheſſen, welche ſich in jener Nacht zufällig im Dorfe befunden hatte. Dieſes junge Mädchen, das von außerordentlicher Schönheit war, wurde die Heldin einer intereſſanten Episode, die wir demnächſt mittheilen werden.

(Schluß folgt.)

Pot-Pourri.

Komiſche Arretirung.

In Verſailles fand eine Arretirung in folgender origineller Weiſe ſtatt. Ein Herr De... in einem Prozeß wegen kleinern Spitzbübereien ſeit zwei Jahren verwickelt, weiß, da in Paris nach ihm gefahndet wird, ſich allen Nachſtellungen während der Zeit zu entziehen. Er wohnte deßhalb nicht für beſtändig in Paris, ging nur ab und zu und verſchwand wie es ihm nicht geheuer ſchien alsbald mit einem der Eiſenbahnzüge. Jüngſt Nachts 10½ Uhr bemerkt er, daß ihm obgleich bis an die Zähne vermummt Jemand auf Schritt auf Tritt folgt. Sogleich nimmt er ein Cabriolet und eilt nach dem Bahnhofe der Verſailles-Bahn linkes Ufer, und kommt noch rechtzeitig zum Abgang des letzten Zuges. In Verſailles angekommen, ſieht er ſich vorſichtig um und entdeckt eine Geſtalt, die ſich an ſeine Perſon hängt, er geht kreuz und quer, immer folgt der Schatten, aber ſchnell um eine Seite biegend, entſchlüpft er glücklich, ſtürzt ſich in das Thor eines Gaſthofes der Straße des Reſervoirs und begehrt unter falſchem Namen ein Zimmer. Hier ſtellt er ſich hinter die Vorhänge des Fenſters und ſieht gleich darauf wie ein Mann in der Straße auf und ab läuft und alle Fenſter der Häuſer muſtert, auch das ſeine, wo aber kein Licht durchſchimmerte, weil es weislich ausgethan war. Zwei Tage bleibt De . . . unter Vorwand auf ſeinem Zimmer und glaubt ſich nunmehr vor ſeinen Verfolgern ſicher, als am 3. auf der Straße die Töne einer Orgel zu ihm emporſteigen, die klangvoll die neueſten Muſikſtücke vernehmen ließen. De... lauſcht Anfangs vergnügt den die Langweile ſeiner Clauſur unterbrechenden Tönen, endlich erhebt er ſich zieht die Fenſter-Vorhänge weg, tritt auf den Balkon hinaus und wird einige Minuten ſpäter das Opfer ſeines muſikaliſchen Sinnes und der Orgel der Barbarei wie das Inſtrument gemeinlich genannt wird.. Häſcher bemächtigten ſich ſeiner nur zu gut ſignaliſirten Perſon und führten ihn ins Gefängniß ab.

Buntes.

Im ruſſiſchen Bade ſaßen zwei Kranke, ein Ungar und ein Oeſtreicher, die beide mit Fußübeln behaftet waren. Sie wurden am ſchmerzhaften Fuße tüchtig mit Wolltüchern gerieben. Der Oeſtreicher ſchrie vor Schmerz. Der Ungar ſah phlegmatiſch zu und lächelte. Als die Badediener ſich entfernten, ſagte der Oeſtreicher zum Ungarn mit Thränen im Auge: „Aber Sie können Schmerzen aushalten!“ „I,“ antwortete dieſer, „hob den Krankenwärter derwiſcht, hob ihm g'ſunden Fuß zum Frottiren hing'halten.“

Aber wie heißt denn eigentlich Ihr ganzer Name?“ fragte Friedrich II. den General Zaremba, der, um der Kürze willen, Zaremba hieß.

„Ew. Majeſtät,“ antwortete der General, „ich heiße Zirrizarrikornmbarrizizaremba.“

„Ei, ſo heißt ja der Teufel nicht!“

„Ja, Ew. Majeſtät; der iſt auch nicht von meiner Familie.“

In J. J. Reithard's Gedichten die in St. Gallen erſchienen ſind, findet ſich folgende Grabſchrift auf eine Gouvernante:

„Hier ſchlummert Jungfer Tante,
Die alte Gouvernante.
Aus Deutſchen ſchuf ſie Franzen,
Den Steifen lehrt ſie tanzen;
Und als der Tod nun kam,
Und ſie beim Flügel nahm,
Fragt ſie: Que voulez-vous?
Dich liſpelt er ihr zu.
Drauf lächelt ſie verſchämt,
Eh bien, o Theurer, nehmt!“

Nro. 99.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Den 11. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Nachruf an Felix Mendelsſohn-Bartholdy. — Die Halsbandgeſchichte. — Eine Epiſode aus dem kaukaſiſchen Kriege. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers.“

Nachruf an Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Von E. M. Oettinger.

(Mitgetheilt.)

Leipzig hat einen ſeiner Lieblinge verloren. Er hieß Felix und war einer jener Glücklichen, die dieſen Namen mit vollem Rechte geführt, denn das launenhafte Glück, das, heute lächelnd, uns vielleicht ſchon morgen den Rücken kehrt, iſt ihm treu geblieben von der Wiege bis zum Grabe: der Lorbeer, den Mancher ſeiner Kunſtgenoſſen — man denke an Karl Maria von Weber! — mit tauſend Sorgen kämpfend, im Schweiße ſeines Angeſichts errungen, hat dieſem Glücklichen keine ſchlafloſe Nacht gekoſtet. Er hat ſich, wie Byron, ſorglos niedergelegt und iſt, wie dieſer, als berühmter Mann erwacht und, wie Bellini, im ungetrübten Sonnenſcheine ſeines Glücks, in der vollſten Blüthe ſeines Ruhmes, in der glänzendſten Rüſtung ſeiner ſchönen Kunſt geſtorben. Wohl ihm, daß er nicht, wie ſo mancher Andere, ſtückweiſe geſtorben iſt und ſeinen Ruhm überlebt hat!

Mendelsſohn war ein Epigone jenes großen Genius, der Beethoven hieß; aber dieſer war nicht ſo glücklich, als unſer Felix. Beethoven's Ruhm nagte am Hungertuche, Mendelsſohn kannte die Sorge kaum dem Namen nach. Beethoven theilte das Schickſal Jean Pauls: nur Wenige ſeiner Zeitgenoſſen verſtanden ihn zu würdigen; erſt die Nachwelt hat Beiden den Platz eingeräumt, den ſie verdient haben; gerechter war die Mitwelt gegen Mendelsſohn: er hat nicht erſt zu ſterben gebraucht, um zum wahren Leben aufzugehen.

Felix war der Sohn einer Nation, die ſich das „auserwählte Volk Gottes“ nennt. Und dieſes Volk hat ein Recht dazu. Denn welche Nation hat ſo viel Ruhm, ſo viel Glanz, ſo viel Huldigung aufzuweiſen, als die jüdiſche?

Ihr bewundert die Muſik der „Hugenotten“ und fragt nach dem Namen ihres Schöpfers.

Er heißt Meyerbeer und iſt ein Jude.

Ihr laßt Euch hinreißen von dem Zauber der „Jüdin“ und fragt nach dem Namen ihres Urhebers.

Er heißt Halévy und iſt ein Jude.

Staunend ſteht Ihr vor einem der größten Bilder unſerer Zeit, vor dem trauernden Königspaare, das ſeine Harfen an die Palmen von Babylon gehängt, und fragt nach dem Namen des Malers.

Er heißt Bendemann und iſt ein Jude.

Ihr laßt Euch fortreißen von den Pſalmen, die ein begeiſterter Apoſtel der Freiheit Euch ins Herz gegraben hat. Ihr fragt nach dem Namen jenes Winkelrieds, der mit dem Donnerkeile ſeiner Feder der Freiheit eine Gaſſe gebahnt, nach dem Namen jenes neuen Simſons, der mit der Schärfe ſeines Geiſtes Tauſende von Philiſtern geſchlagen.

Er hieß Börne und war ein Jude.

Ihr laßt Euch berauſchen von der märchenhaften Schönheit einer neuen Lyrik, von der ſüßen Anmuth einer wunderbaren Poeſie; Ihr ſchlürft den Duft des „Buchs der Lieder“ und fragt nach dem Namen dieſes Sängers.

Er heißt Heine und iſt ein Jude.

Ihr huldigt den Klängen einer irdiſchen Sphärenmuſik; Euer Ohr trinkt raſtlos gierig die ſchmelzenden Accorde der Elfen; Euere Seele verſenkt ſich in die Wunder eines Sommernachttraums. Ihr betet mit „Paulus,“ Ihr weint mit „Elias“ und fragt nach dem Namen ihres Schöpfers.

Er hieß Mendelsſohn und war ein Jude.

So rächt ſich Israel, ſo rächt ſich das „auserwählte Volk Gottes“ an ſeinen Verfolgern. Die Juden zwingen Euch, ſie zu bewundern, und dies iſt ihr Stolz, dies ihr Triumph!

Im Enkel des großen Moſes Mendelsſohn hat die Kirche ihren deutſchen Pergoleſe, die Symphonie den letzten Oberprieſter unſeres Jahrhunderts verloren. Sein Geiſt hat ſich „auf den Flügeln des Geſanges“ zu ſeiner Heimath emporgeſchwungen Die Engel, die den ewigen Thron Jehova's umſtehen, greifen in die goldenen Saiten ihrer Leier und der millionenſtimmige Chor der Cherubim ruft dem Glücklichen jauchzend entgegen:

Sey willkommen, holder Sänger,
An Jehova's ew'gem Thron;
Gottes und der Engel Liebe
Sey, o Glücklicher, Dein Lohn!

Die Halsbandgeſchichte.

(Schluß.)

Plötzlich verbreitete ſich die Nachricht, welche der Advokat in einem Memoire (**Sommaile pour la comtesse de Valois de la Motte par Mme. Doillot**) beſtätigte, der Graf de la Motte befinde ſich in England, er wiſſe die wahre Sachlage, er ſey beſtimmt, ſie zu enthüllen und brenne vor Ungeduld, ſich nach Paris zu begeben, was ihm aber nicht geſtattet ſeyn ſolle. Zu dieſer Neuigkeit kam noch das dunkle Gerücht von einem mißglückten Mordverſuche und manche heimlich ausgeſprengte Erdichtung. Nun wurden die Gemüther immer aufgeregter. Warum, fragte man ſich, wird der einzige nicht herbeigerufen, in deſſen Macht es vielleicht ſteht, Aufſchluß über Alles zu geben und dieſes dunkle Gewebe zu zerreißen. Hatte doch Herr von Vergennes, d'Oliva und Villette, die Zeugen, deren Ausſagen zu Gunſten des Cardinals ſprachen, in fremden Ländern verhaften laſſen können, warum bezeigte man ſich lau für die Habhaftwerdung des Grafen de la Motte, deſſen Zeugniß der Fürſt zu befürchten hatte? Dieſe Stimmen blieben jedoch ohne Eindruck auf den Polizeiminiſter; er war feſt entſchloſſen, die Rohans zu unterſtützen, ſowohl aus Anhänglichkeit für dieſe Familie, als auch aus Erbitterung gegen die Königin. Er verfolgte dieſes Syſtem, bis ihn die Vorſchläge eines franzöſiſchen Spions in England, Namens le Mercier, davon abſtehen ließen, der in einem in den Polizeiarchiven ſpäter aufgefundenen Berichte vom September 1785 Folgendes ſchrieb: „Wenn zur Fernhaltung der Perſon dieſe Liſt nicht hinreicht, ſo wird man Gewalt brauchen, um ſie an einen einſamen Ort am Ufer der Themſe zu bringen, wo man Sorge tragen wird, vierzehn Tage lang, wenn es ſeyn muß, eins der Schiffe in Bereitſchaft zu halten, die zum Trans-

Digitized by Google

port von Kohlen nach London beſtimmt ſind. Ihre Dicke iſt ſo beträchtlich, daß es einer Perſon, die in dem unteren Schiffsraume eingeſchloſſen, durchaus unmöglich ſeyn würde, ſich hörbar zu machen."

Im Intereſſe der Königin lag es übrigens, den Grafen de la Motte vor den Schranken des Gerichtes erſcheinen zu ſehen, vorausgeſetzt, daß er ſich nicht dazu verſtehen werde, ausſchließlich gegen den Cardinal dem ſeiner Gattin eingegebenen Vertheidigungsplane beizutreten. Herr d'Adhemar, der franzöſiſche Geſandte in England, erhielt den Auftrag, ſich Gewißheit darüber zu verſchaffen, ob der Graf in dieſe Verbindlichkeit eingehen werde. Denn obſchon Herr von Vergennes, ſein Vorgeſetzter, zu der Partei der Rohans gehörte, zählte ſich d'Adhemar nichtsdeſtoweniger zu den Parteigänger der Königin. Er beſchied deßhalb den Grafen zu ſich, deutete ihm an, wie er ſich zu verhalten habe und wollte ihn ſchon nach Frankreich ſenden, als die von den Freunden des Cardinals beſchleunigte Auflöſung des Proceſſes ſtattfand.

Seit langer Zeit wirkten verſchiedene Einflüſſe im Geheimen auf das Parlament, welches der Richter ſeyn ſollte. Ergraute Staatsräthe ſahen ſich durch Bitten beſtürmt, die verführeriſch genug ſeyn mochten, und die Ehrgeizigen ſchenkten dem Verſprechen höherer Gunſt ein williges Gehör. Zudem hatte ſich die Ungeduld des Publikums auf's Höchſte geſteigert; der Generalprocurator fällte daher ſeinen Spruch. Villete und der Graf de la Motte ſollten darnach zu lebenslänglicher Galeerenſtrafe verurtheilt werden; Madame de la Motte aber ausgepeitſcht und gebrandmarkt werden und für den Reſt ihres Lebens im Hoſpital eingeſperrt bleiben. Nach demſelben Vorſchlage ſollte d'Oliva von dem Proceſſe ausgeſchloſſen bleiben, Cagliostro von jeder Klage freigeſprochen werden. Der Cardinal ſolle ſich dagegen zu einem demüthigen Bekenntniſſe ſeines Vergehens gezwungen ſehen, und aller ſeiner Würden und Aemter beraubt, in Zukunft von dem Hofe verbannt ſeyn. Der Vorſchlag des Generalprocurators wurde von den beiden Referenten unterſtützt, von vierzehn Staatsräthen angenommen, jedoch in Allem, was ſich auf den Cardinal bezog von den Herren Minieres, Freteau, Robert de Saint-Vicent, de Bretignieres, Barillon, de Jonville lebhaft beſtritten. Herr d'Ormeſſon ſchlug vor, daß man den Fürſten, ohne ihn von der Anklage loszuſprechen, nicht mit in den Proceß verwickeln ſolle.

Bevor man das Urtheil über die Angeklagten ausſprach, mußten ſie noch einem letzten Verhöre unterworfen werden. Villette erſchien zuerſt auf dem Stuhle der Angeklagten. Ganz zerknirſcht und mit Thränen im Auge, ergriff er das Wort, um ſeine tiefe Reue zu betheuern. Nach ihm wurde Madame de la Motte vorgeführt. In einfacher Kleidung und mit ungepuderten Haaren trat ſie feſten Schrittes in den Saal, aber beim Anblick des ſchmachvollen Sitzes, welchen ſie einnehmen ſollte, verwandelten ſich ihre Züge plötzlich, und ihre Kniee zitterten. Sie raffte ſich jedoch zuſammen, antwortete mit Feſtigkeit und bei ihrer Wegführung bemerkte man ein Lächeln auf ihren Lippen. Die Haltung des Kardinals war ſehr verſchieden von der ihrigen. Obſchon der Armenſünderſtuhl bei ſeinem Eintritte entfernt war, ſah er äußerſt blaß aus und die Beſtürzung zeigte ſich deutlich in ſeinen Blicken. Er trug ein langes, nur bei Feierlichkeiten übliches Gewand; einſtimmig aufgefordert, ſich niederzulaſſen, nahm er eine flehende Miene an und hinterließ bei den Richtern einen tiefen Eindruck.

Am 31. Mai 1786, dem Tage, wo das Urtheil ausgeſprochen werden ſollte, ſtellten ſich ſchon vor halb fünf Uhr Morgens die Glieder der Familie Rohan und Loraine an dem Wege, welche die Obrigkeit nach dem Gerichtshofe nehmen mußte, auf. Alle Männer wie Frauen waren in tiefe Trauer gekleidet und als das Parlament vorüberzog, begnügten ſie ſich, es durch ihre gebeugte Haltung und ihr feierlich ernſtes Schweigen anzuflehen. Endlich war die verhängnißvolle Stunde gekommen. — Ludwig von Rohan wurde freigeſprochen.

Die Nachricht verbreitete in Paris eine faſt wahnſinnige Freude. Da man den Cardinal für ſchuldlos erkannt hatte, ſo war die Königin gebrandmarkt, die Monarchie frei und offen von der hohen Bürgerſchaft controlirt und dem revolutionären Geiſt ein Genüge geſchehen. Ludwig von Rohan, der bis jetzt nicht einmal die Popularität ſeiner Laſter beſeſſen, war plötzlich das Idol des Volkes geworden. Der Gerichtshof war mit Zuſchauern überfüllt; die Einen ſtrömten nach dem Wege, welchen das Parlament zurücknehmen mußte, Andere drängten mit Ungeſtüm durch die Menge nach der Kanzlei. Als der Präſident ſich mit den Räthen entfernen wollte, erſcholl es von allen Seiten: „Es lebe der Präſident! es lebe der Kardinal!" Die dames de la halle ſtürzten den Richtern mit tauſend Worten des Dankes, alle Hände mit Blumenſträußen beladen, entgegen. Niemand gedachte weder Villette's, der zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, noch des Grafen de la Motte, den man in contumaciam zu den Galeeren verdammt hatte, noch endlich ſeiner Gattin, der eine noch ſchrecklichere Züchtigung als der Tod vorbehalten war. Aller Gedanken beſchäftigten ſich einzig mit dem Cardinal. Als er in den Wagen ſtieg, der ihn vorläufig nach der Baſtille bringen ſollte, ſah man Viele ſich um die Ehre ſtreiten, ſeine Kleider zu küſſen. Cagliostro theilte dieſe allgemeine Verehrung und die höchſten Familien freuten ſich eines ſolchen Schauſpieles, wie eines Triumphes. Es war aber ein Triumph des Revolutionsgeiſtes.

Die Königin war vom Schmerze gebeugt, Ludwig XVI. ſprach dagegen laut die Meinung aus, daß Herr von Rohan einen Diebſtahl begangen habe und häufte durch dieſen der öffentlichen Meynung und dem Urtheile des Parlaments trotzenden, eigenmächtigen Ausſpruch die Zahl der auf ihm laſtenden Anſchuldigungen; er verbannte den Cardinal. Auch Cagliostro wurde aus dem Königreiche verwieſen.

Was Madame de la Motte betrifft, die in dem Drama eine ſo traurige und beklagenswerthe Rolle hatte ſpielen ſollen, ſo verfiel ſie, als ihr Schickſal verkündet ward, in eine wahre Raſerei. Als ihr der Urtheilsverſpruch verleſen wurde, mußte man ſie in der Höhe ſchwebend halten, da ſie ſelbſt mit Gewalt Niemanden zum Niederknien bringen konnte. Mit Stricken gebunden, wurde ſie in den Gerichtshof geſchleppt, wo ſie in ein Geſchrei der gräßlichſten Wuth ausbrach. „Wenn man auf ſolche Weiſe das Blut der Valois beſchimpft," rief ſie zu dem Volke gewandt, „was wird dann das Loos der Bourbons ſeyn?" Und zwiſchen dem Geheul, in welches ſie in ihrer Empörung ausbrach, hörte man die bedeutungsvollen Worte: „Es iſt meine Schuld, daß ich dieſe Schmach erdulde; ich hatte nur ein Wort auszuſprechen und der Strick hätte meinem Leben ein Ende gemacht." Man zwängte ihr wie Lally Tollendal einen Knebel in den Mund und als ſie ſich verzweiflungsvoll unter der Fauſt des Henkers wehrte und bäumte, prägte ſich das glühende Eiſen, mit dem ſie auf der Schulter gebrandmarkt werden ſollte, auf ihrem Buſen ein. Ihre letzten Kräfte zu Verwünſchungen zuſammennehmend, wurde ſie mit aufgelöſten Haaren, blutbedeckten Antlitzes und halb entkleidet nach der Salpetière gebracht.

Einige Zeit nachher wurde die Prinzeſſin von Lamballe insgeheim erſucht, unter dem Vorwand der Neugier, in Wahrheit aber um Erkundigungen über die de la Motte einzuziehen und den Vorſtehern Geldunterſtützungen für ſie einzuhändigen, ſich nach dem Hoſpital zu begeben.*) Gegen Ende November des Jahres 1786 übergab eine Schildwache, die Nachts ihren Poſten in einem Hof des Gefängniſſes hatte, der Frau, welche Madame de la Motte bediente, ein Billet ohne Unterſchrift für dieſelbe. Der Gefangenen wurde darin geſagt: Sie werden ermahnt, ihren Muth nicht ſinken zu laſſen, um Kräfte für eine längere Reiſe zu gewinnen. Man iſt damit beſchäftigt, Ihr Schickſal zu verbeſſern." In einem andern Briefe, welcher gleichfalls durch die Schildwache abgegeben wurde, verlangte man eine Zeichnung des Schlüſſels, der bei ihrer Entweichung nöthig ſey. Dieſe Zeichnung wurde geliefert und einige

*) S. „Memoiren der Mlle. Bertin" p. 135.

Digitized by Google

Zeit nachher überbrachte derſelbe Soldat mit dem befreienden Schlüſſel Männerkleider, mit welchen Madame de la Motte nun leicht entkommen konnte, da ihrer Wärterin ohne Zweifel im Geheimen das Loſungswort gegeben war. Auf dieſe Weiſe wurde ſie aus ihrer Gefangenſchaft befreit und kam nach London, wo ſie ihr Gemahl erwartete.

Madame de la Motte glaubte ſicher ihre Befreiung der Königin zu danken, allein troz dieſer Ueberzeugung war ſie weit davon entfernt, ihr Rachegefühl zu beſchwichtigen; auch las man gegen Anfang des Jahres 1787 in einem engliſchen Blatte folgende Mittheilung: „Man ſpricht in den Salons von London von einer wichtigen Veröffentlichung, die ein ganz neues Licht auf die Halsbandgeſchichte werfen wird.“

Dieſe Nachricht wurde von den Pariſer Blättern alsbald aufgenommen; ſie drang bis an den Hof und verbreitete dort die größte Unruhe. Marie Antoinette wurde von Furcht ergriffen und eröffnete eine Unterhandlung mit dem Grafen de la Motte, um die angekündigte Schrift zu unterdrücken, denn es handelte ſich um ihre Ehre. Der Graf ging in dieſe Offerten ein und durch die Königin gedrängt, reiſ'te die Herzogin von Polignac ohne Vorwiſſen des Königs nach Bath, wo mit zweimalhunderttauſend Francs ein Schweigen erkauft wurde, das man ſpäter demungeachtet nicht hielt.

So verhielt ſich dieſes berühmte und ſo lange im Dunkeln gebliebene Ereigniß. Es ließ an den verſchiedenſten Höfen Europas einen nachtheiligen Eindruck gegen Marie Antoinette zurück, und ſelbſt Kaiſer Franz II., ihr Neffe, glaubte die Königin nicht ganz ſchuldlos. Man erzählt, nach dem Urtheile habe der Generalprocurator zu Herrn Robert de Vincent geſagt: „Sie haben ſoeben, ohne es zu wollen, die Grundlagen der Monarchie erſchüttert.“ Dieß war zu weit gegangen. Die Grundlagen einer Monarchie werden nicht auf ſolche Weiſe erſchüttert. Dazu bedarf es der Arbeit von Jahrhunderten und einer langen nagenden Fluth von Ideen. Und dennoch war dieſe Begebenheit unter den Urſachen der Revolution eine der augenfälligſten und bei weitem einflußreichſten. Und welch' eine Demüthigung war es nicht für den Stolz der Herrſcher, den Thron, auf welchem Ludwig XVI. ſaß, compromittirt und mit in die Verwicklung einer Comödienintrigue hineingezogen zu ſehen?!

Eine Epiſode aus dem kaukaſiſchen Kriege.

(Schluß.)

Während unſere Soldaten mit der Vertheilung ihrer Mahlzeit beſchäftigt waren, fragte ich den General, was aus den zahlreichen Reitern geworden ſey, die wir vorhin auf dem Kamme der Gebirge erblickt hatten. Anſtatt auf meine Frage zu antworten, richtete er eine andere an mich: „Wie viel Tſcherkeſſen, meynen Sie wohl, ſind jetzt in dieſem Walde rings um uns verſammelt?“ Zu meinem großen Erſtaunen erfuhr ich, daß der ganze Stamm ſich erhoben habe und mehr als zehntauſend Menſchen, bereit zum Angriff auf uns, den Wald umgäben. Ich konnte mich nicht enthalten, einen unruhigen Blick um mich zu werfen, als ich in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritt vom Saum des Waldes eine lange Linie unſerer Scharfſchützen erblickte, die ſich theils auf den Boden geſtreckt hatten, theils hinter Baumſtämmen oder in einem kleinen Gebüſch verſteckt waren, ihre Gewehre im Anſchlage haltend und zu gleicher Zeit eine vollſtändige Unbeweglichkeit beobachtend.

Einen Augenblick ſpäter wüthete eine fürchterliche Gewehrſalve; es waren die Tſcherkeſſen, welche uns angriffen. „Willkommen!“ rief der General, indem er höflich den Hut zog. Eine zweite Salve ſchickte uns einen Hagel von Kugeln zu, die rings um uns einſchlugen. Wir rührten uns nicht. Die Tſcherkeſſen hatten die Abſicht, uns einzuſchüchtern. Stutzig gemacht durch unſer Schweigen und ermuthigt durch unſere Bewegloſigkeit, näherten ſie ſich unſerem Lagerplatze und wagten ſich in das niedere Gebüſch, worin die Scharfſchützen lagen. Jeder derſelben konnte jetzt ſeinen Mann aufs Korn nehmen und ſo kam es, daß, als das Signal gegeben wurde eine beträchtliche Zahl von Tſcherkeſſen todt oder ſchwer verwundet niederſtürzte; während der Reſt ſich in voller Eile zurückzog, luden unſere Soldaten von Neuem. Aber die Tſcherkeſſen ließen ſich nicht zurückſchrecken. Sie drangen mehrere Male vor and mußten eben ſo oft mit großem Verluſt ſich zurückziehen. Auch wir hatten empfindlich gelitten, aber alle Anſtrengungen des Feindes konnten uns nicht dazu vermögen, unſer Lager eher aufzuheben, als bis wir unſer Mahl beendet hatten.

In einer kleinen Lichtung des Waldes erblickten wir hundertundfünfzig bis zweihundert tſcherkeſſiſche Reiter, welche einen neuen Angriff vorzubereiten ſchienen. Fünfzig Koſaken wurden gegen ſie abgeſandt. Hinter ihnen ließ der General die vier Kanonen, welche mit Kartätſchen geladen waren, auffahren. Sobald die Tſcherkeſſen die Koſaken gegen ſich anrücken ſahen, ſtießen ſie ein furchtbares Geheul aus, indem ſie ihre Säbel ſchwingend ſich zum Angriff rüſteten, als plötzlich die Koſaken ihre Reihen öffneten und einem fürchterlichen Kartätſchenfeuer Bahn ließen. Menſchen und Pferde, Todte und Verwundete, die einen über die anderen ſtürzend, bildeten eine verwirrte Maſſe, welche wie eine unüberſteigbare Barriere dem Eifer der Koſaken Einhalt that. Nachdem ſich der paniſche Schrecken, der die Tſcherkeſſen ergriffen, etwas gelegt hatte, warfen ſie ſich auf ihre Todten und Verwundeten, um ſie mit ſich fortzuziehen. Auch wir hatten Todte und Verwundete genug, die wir mitzunehmen gezwungen waren, weil es in dieſem Lande, wie in manchen anderen Ländern Aſiens und Afrika's für eine Schande gilt, die Todten in der Gewalt des Feindes zu laſſen. Die Todten wurden auf die Pferde gebunden. Um die Verwundeten fortzubringen, wurden aus Baumzweigen ſchnell rohe Bahren gebildet, deren vier Enden an die vier Steigbügel von je zwei Pferden dergeſtalt befeſtigt wurden, daß das erſte Pferd vorausging und das zweite hinter der Bahre folgte. Eine Abtheilung Koſaken erhielt den Befehl, je einen Mann jeder Bahre zur Bewachung beizugeben, während die übrigen den ganzen Zug umgeben und beſchützen ſollten. Eine andere Abtheilung der Koſaken, welche dem Beute-Konvoi das Geleit gab, bildete die Arrieregarde des Hauptcorps, deſſen Seiten von den am beſten Berittenen gedeckt wurden. Der General befand ſich mit dem Kern ſeiner Truppen in dem Hintertreffen.

So marſchirten wir, von Rinderheerden, Gepäckwagen, Todten, Verwundeten, Gefangenen behindert, langſam und auf unbekannten Fußpfaden, zuweilen durch ganz unwegſame Gegenden vorwärts. Während des Rückzuges hatte jenes junge Mädchen ein Pferd beſtiegen, welches ſie unter den erbeuteten als das ihrige erkannt hatte. Sie wurde von einem der uns ergebenen Tſcherkeſſen bewacht, dem der General ausdrücklich die unausgeſetzteſte Aufmerkſamkeit auf die Gefangene empfohlen hatte. Sie war mit einem langen Schleier bekleidet, der vom Haupt bis auf die Füße niederfiel, ohne indeß ihre Geſichtszüge, die einen eigenthümlichen Ausdruck von Schwermuth und Sanftheit zeigten, und beſonders ihre Augen ganz zu verhüllen, die ſie ſtets auf die Berge gerichtet hielt. Als dieſe nach und nach aus unſeren Blicken verſchwanden, je weiter wir uns von ihnen entfernten, ſah man auf ihrem engelhaften Geſicht eine tiefe Verzweiflung ſich wiederſpiegeln. Kaum warf ſie einen Blick auf ihre Umgebung. Schweigſam und nachdenklich, würdigte ſie die wohlwollenden Aeußerungen, die man an ſie richtete, kaum einer Antwort. Indeſſen wurde ſie, je näher wir dem Ziele unſeres Marſches kamen, ruhiger und heiterer. Einige Offiziere, die ſich gleich mir für das Schickſal der ſchönen Bergbewohnerin intereſſirten und ſich über die glückliche Veränderung freuten, theilten ihre Bemerkung dem General mit. Aber der General war in der Politik ein vollendeter Skeptiker und muthmaßte daher ſogleich, daß das junge Mädchen böſe Abſichten habe, weshalb er dem ſie eskortirenden Tſcherkeſſen verſchärfte Befehle ertheilte, ſie nicht aus den Augen zu laſſen.

Nachdem wir mehrere Abgründe und Bergſtröme überſtiegen und mehrere Nächte hindurch auf der Erde ohne weitere Bedeckung, als die uns unſere Decken gewähren konnten, zugebracht hatten,

Digitized by Google

gelangten wir endlich an das Ufer der Chodſa, deren brauſende und reißende Gewäſſer, in ihrem Laufe durch ungeheure Felsblöcke aufgehalten, ſich ſchäumend und ſprudelnd in ein wunderſchönes Thal hinabſtürzten. Der Strom konnte nicht ohne große Schwierigkeiten überſchritten werden. Man fand eine paſſende Stelle, auf welcher der Uebergang verſucht wurde. Die Kavallerie und Infanterie gelangten ohne Gefahr hinüber, als aber die Reihe an die Artillerie kam, ſtürzte eine Kanone nebſt der Laffete in den Strudel und konnte nur nach einer Arbeit von mehreren Stunden wieder herausgebracht werden. Die Gefangenen und das ganze Gepäck wurden höher hinauf an einer anderen Stelle übergeſetzt.

Der General war bei der tiefer gelegenen Uebergangsſtelle geblieben und war bei der Aufwindung der Kanone thätig, als wir plötzlich einen lauten Schrei hörten und ein weißer Körper, gefolgt von einem ſchwarzen, in den ſchäumenden Wogen des Bergſtromes mit der Schnelligkeit des Blitzes vor unſeren Augen vorübergeriſſen wurde. Es war die junge Tſcherkeſſin und ihr Wächter. In der Mitte des Fluſſes angelangt, hatte ſich das ſchöne Kind von ſeinem Pferde geworfen. Sogleich war ihr der treue Begleiter gefolgt, um ſie zu retten. Zwanzigmal war er auf dem Punkte, von den Wogen verſchlungen oder gegen die Felswände geſchleudert zu werden, bevor er ſie erreicht hatte, und als er ſie endlich mit ſtarker Hand gefaßt hatte und im Begriff war, ſie ans Ufer zu ziehen, ſtieß ſie ihn zurück und entſchlüpfte ihm aufs neue. Einmal, von einer Art erhabener Wuth gegen ihren Verfolger erfaßt, umſchlang ſie ſeinen Körper und verſuchte es, ihn mit ſich auf den Grund zu ziehen. Wir waren Zeugen dieſes furchtbaren Kampfes. Der Tſcherkeſſe, ein junger kräftiger Mann von athletiſcher Körperbildung, wäre faſt das Opfer ſeiner Treue geworden, da er lieber untergehen, als ſeine ihm anvertraute Beute fahren laſſen wollte. Das junge Mädchen, eine ſchlanke und zartgebaute Geſtalt, aber von einer ſeltenen moraliſchen Energie und einem unbeugſamen Willen, wollte ihrerſeits lieber ſterben, als in der Gefangenſchaft leben. Aller Blicke waren auf die beiden Kämpfenden gerichtet; Alle hielten ihren Athem an; kein Wort, kein Schrei, keine Bewegung verrieth die innere, aufs höchſte geſteigerte Theilnahme. Der Tſcherkeſſe konnte ſich nur mit der größten Anſtrengung von der gewaltſamen Umſchlingung des jungen Mädchens losmachen. In einem dieſer verzweifelten Augenblicke ließ er ſich ſeine Beute wieder entſchlüpfen. Sie fiel und verſchwand unter den Wellen, um jedoch gleich darauf wieder an die Oberfläche zu kommen. Jetzt faßte ſie der Tſcherkeſſe bei ihren langen Haaren und ſchleppte die von Ermüdung Erſchöpfte an das Ufer des Fluſſes. Der Kampf hatte eine halbe Stunde gedauert.

Aehnlich den ſchönen Marmorſtatuen, welche uns von den antiken Meiſtern erhalten ſind, um die modernen Künſtler in Verzweiflung zu ſetzen, ſtand die junge Tſcherkeſſin zitternd, aber nicht beſiegt, auf dem ſteinigen Flußufer. Ihr Schleier hatte ſich während des Kampfes gelöſt und war durch den Fluß fortgeriſſen worden; ſo wurde ihr ſchöner Körper nur von einem weißen und durch die Näſſe ſich feſt um alle Formen legenden Hemde bedeckt. Ihr ſchwarzes Haar fiel über ihre Bruſt und Hüften in langen Wellen herab; ihre ſchönen, ſchwärmeriſchen Augen waren fortwährend auf den Fluß gerichtet und ſchienen mit einer Art von ſehnſüchtiger Verzweiflung in den rauſchenden Abgrund zu ſtarren.

Der General Saß näherte ſich der jungen Tſcherkeſſin und betrachtete ſie einen Augenblick, ohne ein Wort zu ſagen. Dann wandte er ſich gegen einen der uns verbündeten Tſcherkeſſen und fragte: „Wieviel ruſſiſche Gefangene würde der Feind gegen das junge Mädchen eintauſchen?" — „Sechs"" — antwortete der Tſcherkeſſe. „So nehmt ſie" — ſagte der General — „und bringt mir morgen ſechs ruſſiſche Gefangene." Der Tſcherkeſſen-Anführer nahm die rechte Hand des Generals in die ſeinige, führte ſie an die Stirn und küßte ſie darauf als Zeichen des Gehorſams und der Dankbarkeit. Indem die junge, ſtolze Bergbewohnerin vor dem General vorbeiging, maß ſie ihn mit verächtlichen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und hüllte ſich in einen neuen Schleier ein. Darauf verſchwand ſie aus unſeren erſtaunten Blicken.

Am anderen Morgen erſchienen die ſechs ruſſiſchen Gefangenen, welche zur Auswechſelung beſtimmt waren, im Lager. Unſere Expedition gegen den Stamm der Abeſſeſcheſſen wurde nicht ohne große Verluſte beendet. Wir wurden fortwährend durch die unermüdlichen Bergbewohner beunruhigt, ſo daß wir im ſteten Kampfe begriffen marſchiren mußten. Erſt als wir den Ausgang der Berge erreicht hatten und in das offene Feld gelangten, hörte ihre Verfolgung auf, bis wir endlich in unſere Kantone und Feſtungen nach einer Abweſenheit von zehn bis zwölf Tagen zurückkehrten.

Pot-Pourri.

Die „Ulmer Schnellpoſt" theilt folgende Dankſagungs-Adreſſe eines Gaſtes an ein Wirthshaus mit:

Hier iſt der Wirth zum Butzenſtiel
Hat ſchlechte Koſt, und rechnet viel
Saures Bier und hartes Bett'
Ich wollt, daß Ihn der Teufel hätt'.
Und wünſche Ihm auch von deſſentwegen
Keine geſunde Stund' im Leben,
Und nach dem Tod das ewige Feuer
Was macht der Lump die Zech ſo theuer.

Wunſch.

Ein humoriſtiſcher Militär hatte ſich auf den ſchwarzen Adlerorden Rechnung gemacht, erhielt aber nur die höchſte Klaſſe des rothen. Wehmüthig lächelnd legte er denſelben zu ſeinen andern Orden und rief aus: „Da liege, bis Du ſchwarz wirſt!"

Korreſpondenz des „Sammlers."

† * München, 8. Dec. 1847.

Deutſcher Fortſchritt!!!

* Die neueſte Nummer der vielverbreiteten Münchener „**Fliegenden Blätter**" liefert eine treffliche bildliche Satyre auf die mit großer Beharrlichkeit beabſichtigte Einführung des **Pferdefleiſch-Eſſens** auch in unſerm von der gütigen Vorſehung ſo ſehr geſegneten **Bayern.** Das Männchen im Münchener Stadtwappen, das „Münchener Kindel" genannt, verläßt nämlich ſeinen Platz im Wappen, um ſich einmal ein wenig in der Stadt umzuſchauen. Nicht etwa die neue Miniſterveränderung oder ſonſtige **Welt-Neuigkeiten** treiben das „Münchner Kindle" zu dieſem Vorwitz, ſondern rein die Klagen über ewige ſcheinbare Verbeſſerungen und nichts fruchtende Neuerungen in den bürgerlichen und ſtädtiſchen Zuſtänden. Zu des **Männleins** großer Verwunderung ſtößt daſſelbe zuerſt auf das ſchöne Etabliſſement einer **Pferde-Metzgerei** und redet deshalb gleich die nächſte beſte **Köchin** ganz verwundert an: „Sie Jungfrau, was iſt denn das? werden denn in München (ſtatt ſonſt Gansvierteln) Pferde gefreſſen?" (Soll wohl heißen gegeſſen!) — „Freilich, wiſſen Sie denn des no nit?" — antwortet die am Schurz ergriffene Jungfrau — „man bemüht ſich gar ſehr, uns den Genuß des Pferdefleiſches als vortheilhafteſte „Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern" einzureden, damit die Engländer (sic!) ungeſtört von dem guten gemäſteten Ochſenfleiſch ſich an dem ſaftigen **Rost-Beef** laben können, das ſie nicht allein aus Bayern, ſondern durch die trefflich ohne Rückſicht arrangirte Ausfuhr des Schlachtviehes aus ganz Deutſchland wohlfeiler als je erhalten!" — „**Tempora mutantur!**" ruft das „Münchner Kindle" aus und ſchlägt aus lauter Verwunderung über den deutſchen Fortſchritt die Hände überm Kopf zuſammen. — So weit die „Fliegenden Blätter." Ich kann verſichern, daß viele gute Münchener Bürger von ächtem deutſchen Schrot und Korn bereits des Wurſteſſens ſich enthalten, indem man aus lauter Fortſchrittsmanier Pferdefleiſch darunter gemiſcht fürchtet. (In andern Städten wird es nicht beſſer gehen! Ja, in dem Augsburg nahen Orte Oberhauſen befindet ſich bereits gleichfalls eine ſo ſchöne Pferdemetzgerei-Anſtalt.)

Digitized by Google

Nro. 100.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 16. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Humoriſtiſche Skizzen aus dem deutſchen Handelsleben. — Eine „Dorfgeſchichte.“ — Eine Soirée in einer Londoner Bettlerſchenke. — Pot-Pourri. — Korreſpondenz des „Sammlers.“ — Karl V.

Humoriſtiſche Skizzen aus dem deutſchen Handelsleben.

Von Georg Weerth.

(Aus der „Kölner Zeitung“. — Vergleiche „Sammler“ Nro. 93.)

II. Der Correſpondent.

Der Herr Auguſt iſt ein ſchöner junger Mann von fünfundzwanzig Jahren. Was kann ein Menſch mehr verlangen!

Sein Haar iſt blond, ſeine Augen ſind blau, ſeine Wangen ſind friſch, ſein Kinn iſt ſpitz. Auguſt hat weiße Hände, er iſt ſchlank gewachſen und hübſch gekleidet. Die Mutter Natur und der Schneider haben ſich angeſtrengt, ein angenehmes, geſellſchaftliches Weſen aus ihm zu machen.

Zierlich und anſtändig ſchreitet Auguſt durch die Gaſſen. Den Hut trägt er etwas vorn auf der Stirn; er wedelt mit den Handſchuhen und liebäugelt mit den freundlichen Kindern, die etwa am Fenſter ſitzen, zwiſchen Myrten und Geranien, das Herz voll knospender Sehnſucht und in den Lilienfingern den Strickſtrumpf.

Auguſt verfügt ſich auf das Comptoir, denn er iſt Korreſpondent in dem Hau e Reiß. Sechs Wochentage lang muß er dort Briefe ſchreiben an alle geehrten Geſchäftsfreunde gen Oſten und Weſten, und nur am ſiebenten ruht er, da bleibt er daheim, und ſelig iſt ihm die Morgenſtunde des Sonntags, wo der Tabak dampft und der Mocca duftet und wo er deine Romane lieſt, o göttlicher Clauren!

Beobachten wir unſeren Freund, wie er ſich eben an das große Schreibpult ſetzt, um ſein Tagewerk zu beginnen. Vergeſſen iſt jetzt die ſüße Außenwelt, vergeſſen das Lockenköpfchen, das ihn eben gegrüßt, vergeſſen die ergreifendſte Stelle aus Clauren's Schriften, vergeſſen die Caroline des Billards, die er noch am Abend vorher ſo trefflich geſchnitten, und vergeſſen der Ducaten, den er verloren im Landsknecht! Finſterer Geſchäftsernſt ſtarrt ihm entgegen aus dem Comptoir des Herrn Reiß.

Was hat die Poſt gebracht? fragt der würdige Principal. Es ſind viele Briefe gekommen, ſchreiten wir zur Beantwortung.

Da langte Auguſt nach den Geſchäfts-Epiſteln des Tages und begann: Die Herren Rand und Lieblich übermachen uns ſiebenhundert Gulden auf Frankfurt und beſtellen 100 Ballen Kaffee von der zuletzt erhaltenen Sorte. Die Waare ſoll gleich verſandt werden, und ſie verlaſſen ſich in Betreff des Preiſes auf unſere vielerprobte Rechtlichkeit.

Antworten Sie den Leuten, erwiederte Herr Reiß, daß ich ſie achte und liebe. Für die ſiebenhundert Gulden wollen wir ſie nach unbezweifeltem Eingang mit dem wärmſten Danke erkennen. Die hundert Ballen Kaffee erfolgen mit dem nächſten Schiffe, und zwar aus beſonderen freundſchaftlichen Rückſichten einen halben Thaler billiger. Verſichern Sie die Menſchen meiner unwandelbaren Ergebenheit und empfehlen Sie mich ihnen mit ausgezeichneter Hochachtung.

Die Herren Fuchtel und Peitſche, fuhr Auguſt fort, ſchreiben uns einen böſen Brief; ſie ſagen, ſie hätten unſere letzte Sendung Kaffee erhalten, aber die Qualität ſey nicht nach Probe; ſie wünſchen daher eine namhafte Vergütung, oder ſonſt ſoll die ganze Geſchichte zu unſerer Verfügung bleiben.

Antworten Sie dieſen Leuten, daß ich ein Ehrenmann ſey und daß ſolche Dinge nie bei mir vorfallen könnten. Sie ſollen ſich eine Brille anſchaffen und die Sache noch einmal unterſuchen. Sagen Sie, daß die Preiſe des Artikels einen merklichen Aufſchwung zu nehmen ſchienen, und machen Sie den beiden Herren ſehr bange, dann werden ſie ſich wohl beruhigen. Ich weiß ſehr gut, daß die Sendung nicht ganz nach der Probe iſt, aber wir ſind alle ſchwache und ſterbliche Menſchen, und Jeder hilft ſich, ſo gut er kann. Grüßen Sie Herren Fuchtel und Peitſche achtungsvoll. Weiter im Text!

Der Herr Parzipal junior drückt uns ſein Bedauern aus, daß er unſere letzte Rechnung noch nicht habe bezahlen können. Die Zeiten ſeyen ſchlecht, er ſey aber ein ehrlicher Mann. Außerdem wünſcht er noch ein Faß Oel zu erhalten.

Dieſer Menſch gefällt mir gar nicht. Schreiben Sie ihm, daß ich ſeinen Rimeſſen nichts deſto weniger mit großer Ungeduld entgegenſehe, und was das Faß Oel angehe, ſo würde ich daſſelbe lieber bis auf den Grund austrinken, ehe ich es ohne vorher erfolgte Baarzahlung abſendete; und dann grüßen Sie Herrn Parzipal bloß höflich.

Die Geſchwiſter Fiſcher ſchreiben, daß die zuletzt erhaltene und ſchon bezahlte blaue Farbe gar nicht zu verkaufen, da ſie unächt ſey. Wir möchten die Sendung doch durch eine andere erſetzen.

O Zeus! ſchon bezahlt und nun noch Reclamationen! Verfertigen Sie dieſen unſchuldigen Geſchwiſtern Fiſcher doch einen recht luſtigen Brief. Schreiben Sie, daß es ſeine volle Richtigkeit mit der ſchlechten Qualität der Waare habe, aber zu den billigen Preiſen, die ich den Geſchwiſtern anſetze, könne man auch nichts Gutes liefern. Sie ſollen die Geſchichte in Gottes Namen behalten; ſchreiben Sie das recht verſöhnlich, denn die Geſchwiſter ſind brave Leute, und bieten Sie ihnen eine neue Quantität recht niedrig an. Grüßen Sie die Geſchwiſter auch recht freundſchaftlich, dann werden ſie ſich ſchon zufrieden geben. Und nun?

François, père et fils in Avignon bitten um Abrechnung über die ſeiner Zeit conſignirten ſieben Fäſſer Krapp. Wenn die Waare noch nicht verkauft iſt, ſo ſollen wir zum beſtmöglichen Preiſe losſchlagen.

Dieſe Franzoſen wollen wir ſchneiden. Nichts iſt vortheilhafter als ein Conſignations-Geſchäft. Es iſt eigens vom Schickſale dazu gemacht, daß ein ehrlicher Mann etwas daran verdiene. Die Fäſſer Krapp ſind längſt verkauft. Schreiben Sie den Leuten, daß ich ſie bis zur Stunde auf dem Lager gehabt hätte. Es ſey unmöglich geweſen, ſo ſchlechtes Zeug zu verkaufen. Nach ihrem Wunſche hätte ich ſie aber jetzt mit Gewalt fortgeſchafft, leider ſey deßwegen aber auch der Preis ziemlich niedrig. Machen Sie dann eine Verkaufs-Rechnung 30 bis 35 Procent zu unſeren Gunſten; ermuntern Sie die Herren zu ferneren Conſignationen und verſichern Sie dieſelben meiner ganzen Sorgfalt für ihr Intereſſe und Wohlergehen. Sie können auch noch bemerken, daß ich ihnen aus reiner Gutmüthigkeit keine Lagerſpeſen berechnen wolle, denn ich bedaure ſelbſt,

Digitized by Google

daß dieſer erſte Verſuch nicht beſſer ausgefallen ſey. Führen Sie den Brief recht hübſch aus und ſchreiben Sie franzöſiſch, damit uns die Leute beſſer verſtehen. Was gibt es ſonſt?

Ein Brief des Herrn Julius Lavendel. Er gibt einen Auftrag auf zehn Kiſten Indigo, will aber auf die frühere Sendung etwas vergütet haben.

Das iſt gar nicht dumm von ihm. Antworten Sie dieſem Manne, daß er die zehn Kiſten Indigo haben ſoll, mit Vergnügen; die Vergütung brauchen Sie aber gar nicht zu berühren; wir müſſen thun, als hätten wir das gar nicht geleſen, und wenn er noch einmal darauf zurückkommt, ſo wollen wir ſie bewilligen und ihn auf eine andere Weiſe dafür zu packen ſuchen. — Sela!

Jetzt kommt ein Schreiben der Herren Ehrlich und Wunderlich. Sie wollen Offerte in Zucker haben und können eine bedeutende Partie gebrauchen.

Nun, das iſt mir ja bedeutend lieb. Schreiben Sie dieſen Biedermännern einen höchſt poetiſchen Liebesbrief, notiren Sie ihnen die jetzigen Preiſe und grüßen Sie dieſelben freundſchaftlichſt und mit hochachtungsvoller Ergebenheit. Wenn Sie damit fertig ſind, ſo erkundigen Sie Sich aber noch einmal bei unſerem Banquier, ob die Leute auch gut ſind; es gibt ſo viel ſchlechtes Volk in dieſer inſolventen Jahreszeit, daß man wahrhaftig etwas vorſichtig ſeyn muß.

Der Advokat in Offenbach erwiedert auf unſere neuliche Anfrage, daß unſer Prozeß gegen den Juden Lilienſtern noch immer nicht zu Ende ſey. Bei der großen Sorgfalt, mit der er unſer Intereſſe vertrete, hoffe er indeß über Jahr und Tag damit fertig zu werden. Leider ſeyen die daſigen Gerichtsverhältniſſe äußerſt verwickelt.

Sehen Sie, ſo geht es einem ehrlichen Kaufmanne, wenn er unter die Wölfe geräth! Die Advokaten ſind die prächtigſten Leute von der Welt beim Kartenſpiel oder bei einer vorzüglichen Flaſche Wein — aber wehe, wenn ſie losgelaſſen, das Intereſſe ihrer Freunde vor Gericht vertreten! Die Haare fangen eher auf einem alten Kaffer an zu wachſen, die Mücken verwandeln ſich eher in Dromedare, als daß man durch einen Advokaten zu ſeinem rechtlichen Eigenthume kommt. Legen Sie den Brief dieſes Offenbachers bei Seite, damit ich ihn nie wieder zu Geſicht bekomme, damit ich nicht an dem Adel der menſchlichen Seele zu zweifeln beginne, damit ſich die Sanftmuth meiner Bruſt nicht in Wuth, damit ſich die Milch meines Herzens nicht in Wermuth verkehrt. Das Advokaten-Handwerk muß ein einträgliches Geſchäft ſeyn; ich will doch einen meiner Söhne Advokat werden laſſen.

Ein Herr Tarantel theilt uns mit, daß er eine Erfindung gemacht habe, um das Farböl vortheilhafter tournant zu machen, und ladet uns ein, einige Fonds vorzuſchießen, damit dieſe Erfindung exploitirt werden könne.

Erwiedern Sie dieſem Exploiteur, daß Erfindungen nicht in meine Branche ſchlagen. Es ſey ſehr gut möglich, daß er ein zweiter James Watt, ein Whitney oder ein Arkwright ſey; ich befaſſe mich indeß nur mit Zucker, Kaffee und Häringen; weiter reiche mein Horizont nicht. Im Uebrigen wünſche ich ihm des Himmels reichen Segen; ich ſey ein armer Mann und grüße ihn ergebenſt.

Der Herr Pfarrer in Flachſenfingen bittet um einige Beiträge zu einer milden Stiftung.

Melden Sie ihm in blumenreichen Ausdrücken, daß dergleichen gegen meine Geſchäfts-Principien ſey — aber halten Sie! Der Bruder dieſes Pfarrers iſt ja einer unſerer beſten Kunden; nein, ſchicken Sie ihm zehn Thaler, ſagen Sie, ich ſey ein großer Philanthrop, und mit ganzem Herzen überreiche ich ihm dieſe Kleinigkeit. Sie müſſen recht viele Worte machen, damit der Glanz der Phraſen die Geringfügigkeit meiner Gabe in etwas verdeckt; und empfehlen Sie mich Sr. Hochwürden dann mit chriſtlicher Liebe und Ergebenheit. Aber es iſt doch entſetzlich, daß man nur Briefe von Advokaten, Erfindern und Geiſtlichen erhält, gerade von den Leuten, die mich am wenigſten intereſſiren. Gibt es denn gar nichts Erfreuliches mehr?

Der Herr Salamander in der Pfalz beſtellt zwanzig Tönnchen Häringe umgehend.

Dieſer Mann iſt mein Freund. Aber das iſt viel; zwanzig Tönnchen auf einmal; es muß viel Katzenjammer in der Pfalz geben. Iſt unſer Salamander auch wohl ſolide? Schreiben Sie ihm, die Häringe ſollten baldigſt den Rhein hinaufſchwimmen; Rimeſſen auf Köln wären aber angenehm, denn das Geld ſey rar. Empfehlen Sie mich dem Salamander mit bewußter und bekannter Freundſchaft.

Da ſind wir fertig! rief Auguſt und ſeufzte tief auf. Er hatte wirklich einige Mühe gehabt, mit dem Gedankengange des würdigen Prinzipals gleichen Schritt zu halten. Da er ſich aber den Umriß ſämmtlicher Briefantworten auf einem Stückchen Papier bemerkte, ſo wurde es ihm dennoch möglich, die Ideen ſeines erfindungsreichen Meiſters ſchnell in jenen zierlichen Wendungen wiederzugeben, welche ſchon längſt die Wonne und die Bewunderung aller Geſchäftsfreunde des Herrn Reiß waren. Ungeſäumt gab er ſich ans Werk, und wiederum lag eine tiefe Sabbathſtille über dem ganzen Comptoir; denn auch die jüngeren Leute, welche den Reden ihres Herrn aufmerkſam gelauſcht und ſich bei mancher Stelle bedeutungsvoll zugenickt oder voll ſüßen Einverſtändniſſes angelächelt hatten, verſanken jetzt wieder in ihre Arbeit, während der dürre Buchhalter den Namen mancher reſpectablen Firma auf die Seiten ſeines großen Hauptbuches malte.

Der Herr Reiß aber zog den Lyoner Foulard aus der Taſche des großen Rockes und trocknete den Schweiß von der hohen, olympiſchen Stirn, welche ſo kühn allen Gefahren trotzte und ſo reich an vortheilhaften Erfindungen war. Die Hände auf den Rücken legend, ſchritt er geſenkten Hauptes auf und ab durch den düſtern Hintergrund des Comptoires, tief in der Seele erwägend, ob er recht gethan und richtig gehandelt, und es war ihm zu Muthe wie dem Helden Homer's, dem ränkevollen Odyſſeus, nachdem er betrogen Polyphem, den groben Cyklopen.

Eine „Dorfgeſchichte."

Eine ſolche erzählt der „Stuttgarter Beobachter", die, wenn auch nicht ſehr erbaulich, doch darum nicht weniger lehrreich iſt. Sie liefert namentlich den Beweis, wie oft durch den materiellen auch der ſittliche Ruin herbeigeführt wird, und daß daher die ſittliche Hebung der unteren Volksklaſſen durch religiöſe Bildung ohne gleichzeitige Sorge für ihre leibliche Wohlfahrt auf unſicherer, ſchwankender Grundlage ruht. — Im Jahre 1827, erzählt der „Beobachter," gründete ein armer Schuſter ſein Hausweſen und nahm ein Weib, denn auch ohne Vermögen verließ er ſich auf ſeinen Fleiß, als der faſt einzige tüchtige Meiſter in der Gemeinde. Aber nach fünf Jahren waren es ihrer fünf und nach zehn Jahren ihrer zehn. Der Meiſter hatte wenig mehr zu verdienen, deſto mehr zu ernähren, denn ſein Weib hatte ihn mit Söhnen und Töchtern geſegnet. Die Kunden zahlten meiſtens nicht, manche betrogen ihn, weil ihnen vergantet wurde, ſein Geld mußte er zum Gerber tragen, der ihm nicht borgte. Da ſah er ſich nach einem beſſern Erwerb um und fand ihn in einer benachbarten Baumwollenſpinnerei, die ihm leichte, nothdürftig ernährende Arbeit verſchaffte. Aber nach zehn Jahren kam die Spinnerei zurück, bot ihm in der Woche nur noch vier, bald kaum noch drei Arbeitstage, ſo daß er ſeinen Wochenlohn mit wenigen Groſchen abzählen konnte. In ſeinem kleinen Ackerlande faulten die Kartoffeln Jahr um Jahr, im Hauſe mauſerten ſich die Kinder, ohne neue Federn anzuſetzen. Da entleidete dem faulen Weibe das leere Hausweſen und dem erbitterten Manne die nutzloſe Arbeit. Weib und Kinder zogen dem Bettel nach, der Mann dem Holzdiebſtahl; ſtatt der dampfenden Schüſſel, zu der es an der Köchin fehlte, kam die Branntweinflaſche auf den Tiſch, und machte Groß und Klein vollends fühllos gegen Schande und Elend. Ihnen angebotene öffentliche Arbeiten verſchmähten ſie oder ließen ſie halb vollendet liegen, das Gefängniß bot ihnen wenigſtens Brod. Im Hauſe war das Gebet längſt verſtummt, der Frieden längſt dahin,

Digitized by Google

Flüche und Scheltworte ſchallten in die Streiche, womit der Vater ſeine Kinder ſpeiſte. Aber die Noth macht erfinderiſch, auch den Hausvater machte ſie es: er gerieth an ein Mittel, von dem er ſich mit heimlichem Lachen gründliche Hülfe verſprach. Mit einem Strick in der Taſche, rief er nach ſeinem fünfzehnjährigen Sohn und führte ihn auf den oberſten Boden. „Guck her, Jaköble, an den Strick henk' ich mich unter den Dachſparren. Wenn Du mich hangen ſiehſt, ſo ſpringſt Du hinunter und heulſt: der Vater hat ſich gehenkt, und Mutter und Geſchwiſter müſſen es im ganzen Ort herumſchreien. Du aber komm' gleich, ſogleich herauf und ſchneid' mich ab, da haſt Du mein Taſchenmeſſer, und hier ſteigſt Du an den Latten hinauf." — „Aber warum, Vater?" erwiederte der Bube. — „Warum? Damit der Schulz und die Herren recht tüchtig geſtraft werden, weil ſie uns arme Leute ſo unbarmherzig behandelt und verlaſſen haben, und damit wir ein Wochengeld aus der Armenkaſſe und ein Anlehen aus der Leihkaſſe erhalten. Ich meyn's noch gut, hätt' eben ſo leicht Mord und Brand ausgeführt! — Jetzt hang ich, gleich laſſ' ich ſchnappen! Jaköble ſchrei und komm' um Gotteswillen gleich wieder, eh's mir an's Leben geht!" — „Ja, morgen früh!" brummte der Bube und trollte hinunter; „haſt mir erſt geſtern wieder den Buckel voll geſchlagen; hangſt wohl, b'hüt Gott!" — So ſtarb der Vater, — wie wird der Sohn ſterben?

Eine Soirée in einer Londoner Bettlerſchenke.

Das engliſche Witzblatt „**Punch**" entwirft mit kräftigen Zügen ein Bild von dem Treiben einer gewiſſen Bettlerklaſſe in London, die von dem Ertrage ihres Geſchäftes ganz comfortable lebt. — Er ſagt: Die Straßenbettler, die in ihrem Berufe ſo unmuthige Geſichter machen, und ſich ſtellen, als wären ſie in die Tiefe der Verzweiflung ganz verſunken, haben ihre fröhlichen Stunden, in denen ſie comfortable leben, und den armen Fabriksarbeiter geringſchätzig betrachten. Sie pflegen zu Vierzigen und Fünfzigen in eigenen Schenken zuſammen zu kommen, und da die ganze Nacht bei Roaſtbeefs, Puddings, Porter und Ale in Saus und Braus zuzubringen. Bisweilen erluſtigen ſie ſich ſogar mit dem Tanze; — geſpielt — um Geld geſpielt — wird bei jeglicher Zuſammenkunft. Einige Neugierige haben ſich in Bettlerlumpen gehüllt, und wollten ſolch' einer Soirée beiwohnen, wurden aber, als nicht zur Geſellſchaft gehörig, auf eine höchſt unſanfte Weiſe abgewieſen. Ein ehemaliger Aufwärter einer ſolchen Schenke, der zufällig in die Dienſte des Lord C. trat, enthüllte die Myſterien dieſer Bettlerſchenken. — In dem Augenblicke, als die Bettler die Schenke betreten, legen ſie mit ihren zerlumpten Oberkleidern auch ihren Charakter ab, und erſcheinen wie ſie wirklich ſind. Da kann man Wunder aller Art ſehen. Diejenigen, welche kaum eine Stunde vorher ſchon mit einem Fuße ihm Grabe zu ſtehen ſchienen, ſind wie durch einen Zauberſchlag hergeſtellt und freuen ſich auf eine bachantiſche Weiſe ihres Lebens. In einem Winkel der Vorhalle ſieht man 30 — 40 Krücken, welche den ganzen Tag nothwendig waren, und den folgenden Tag wieder nothwendig ſeyn werden, jetzt aber ganz nutzlos ſind. Diejenigen welche ſich ohne Krücken gar nicht, und mit denſelben nur mühſam bewegen konnten, gehören meiſt zu den gewandeſten Tänzern; — denn der Tanz iſt eines der Hauptvergnügen dieſer „luſtigen Bettler." In jeder Hand findet man ein Glas, und Toaſte werden häufig ausgebracht, beſonders an Geburtsfeſten der ſehr ehrenwerthen Mitglieder. Man findet da ein Dutzend Perſonen, mit Augen, ſo klar und ſcharf wie Adleraugen, die den ganzen Tag über ſtockblind waren. Jene, welche auf der Straße ſo elend waren, daß man erwarten mußte, ſie würden noch vor dem Abende im Sarge liegen, jubeln und ſingen laſcive Lieder. Jeder Arzt würde ihnen ein Leben von wenigſtens 40 Jahren verſprechen. Dort ſitzt einer in der Ecke, ſchlägt den Tact mit dem Fuße, und jubelt ſo laut, daß man ihn aus Allen heraushört. Es iſt derſelbe, der den Tag über wie eine Schnecke auf der Straße herumkroch, und jeden Vorübergehenden in jammernden Tönen um eine milde Gabe bat. Da konnte er, wie es ſchien, ohne die größte Anſtrengung kein lautes Wort herausbringen. Gewöhnlich ſind die Blinden, Lahmen und Gichtbrüchigen die größten Schreier. Die Soirées währen weit über Mitternacht hinaus, und wenn es einige der ehrenwerthen Mitglieder unbequem finden, nach ihren Wohnungen zu gehen, oder ihnen die Füße in Folge des übermäßigen Genuſſes der Spirituoſen den Dienſt verſagen, ſo erwarten ſie gleich in der Schenke den Anbruch des Tages, und treten ihr lucratives Geſchäft wieder an." — Die meiſten von ihnen würden beim Theater ihr Glück machen: denn ſie ſind durchweg treffliche Mimiker, und haben es in der Verſtellungskunſt weiter gebracht, als es mancher Bühnenjünger nach einer Reihe von Jahren und vielen Studien bringt.

Pot-Pourri.

Die Kartoffelkrankheit heilbar.

Man ſchreibt aus Weſel vom 5. Dec. Unſer Mitbürger, Hr. v. d. Trappen, hat ein Geheimmittel gegen die Kartoffelkrankheit gefunden, welches er nur gegen ein Honorar von 20,000 Thlr, wie man ſagt, veröffentlichen will. Da aber das Gedeihen oder Mißrathen der Kartoffel eine wirkliche Lebensfrage bildet, ſo wollen wir, ſo wie es hier vermuthet wird, daſſelbe veröffentlichen. Hr. v. d. Trappen hat wie man ſagt, den Acker mit Häringslake gedüngt und ſo das günſtige Reſultat erzielt, welches er veröffentlicht hat. Salz und beſonders Seeſalz iſt ein bekanntes Düngmittel, welches ſchon vielfach angewandt wurde und ſich als nützlich bewährte. Eine größere Herabſetzung der Salzſteuer würde für den Ackerbau von unberechenbarem Vortheile ſeyn, weßhalb die Staatsbehörde nicht oft genug darauf aufmerkſam gemacht werden kann. Die Salzſteuer iſt viel zu hoch, als daß das Salz von den Oekonomen in gehöriger Menge benutzt werden könnte.

Sicherem Vernehmen nach hat der berühmte Agrikulturchemiker Profeſſor v. Liebig in Gießen in einem alten engliſchen Werke eine Analyſe der jetzt ſo ungemein wichtigen Kartoffelkrankheit gefunden, die er für die allein richtige hält, und die mit ſeiner ſchon lange gehegten Anſicht über Grund und Weſen jener Krankheit vollkommen zuſammentrifft. Darnach läge der einzige Grund nur in zu großer Näſſe, dadurch bewirkter Veränderung der Knollenhaut und wiederum dadurch bewirkten Mangels der nöthigen Verdunſtung. An eine Entartung der Pflanze wäre gar nicht zu denken. Das einfache Heilmittel ſey trockner Boden für die Erzeugung, alſo höheres luftiges Erdreich, und ſoviel irgend möglich ſtarken Luftzug für die Aufbewahrung und Erhaltung. Auch behauptet er, die Krankheit ſey in ganz gleicher Weiſe immer vorhanden geweſen, nur nicht in gleicher Ausdehnung, die durch beſondere Witterungsverhältniſſe eingetreten. Es ſpricht für dieſe Anſicht die Erfahrung, daß trockner leichter Boden weniger oder gar keine kranke Kartoffeln lieferte, und luftige Aufbewahrung die Knollen theils vor Fäulniß bewahrte, theils heilte. Profeſſor v. Liebig wird hoffentlich jene Analyſe und ſeine Anſicht genauer veröffentlichen. (Fr. J.)

Die Augen der Frauen.

In einem größeren Aufſatz in „Oſt und Weſt" finden ſich folgende Bemerkungen über die Augen der Frauen: Es gibt eigentlich nur zweierlei Frauen: blaue und ſchwarze. — Man merkt, ich theile ſie ab nach der Farbe ihrer Augen. Blonde und braune Frauen, nach der Farbe der Haare geſchieden, fließen in einander. Es gibt lichte mit dunkeln Augen, dunkle mit lichten Augen. Vor ſchwarzen Locken über blauen Augen warne ich jeden Mann, denn ich kenne nichts Gefährlicheres, als etwa eine Blinde mit tiefſchwarzen Augen. Das ſchwarze Auge iſt vollkommene Nacht. Das blaue Auge iſt eine Nacht mit Mondlicht, wo Elfen Ringeltanz halten, fliegenden Sommer ſpinnen und neckende Träume durch's offene

Digitized by Google

Fenſter in die Schlafſtube werfen. Die ſchwaezen Augen ſind die Augen der Freude; da funkelt und blitzt Alles. Die blauen Augen gehören der Trauer, der Wehmuth, der Sehnſucht. Ein ſchwarzes Auge kann nur verlangen, fordern, an ſich reißen. Eine Medea mit blauen Augen kann ich mir eben ſo wenig denken als eine Desdemona mit ſchwarzen Augen. Die Südländerinnen ſind raſch und feurig, weil ſie ſchwarze Augen haben; die Nordländerinnen haben blaue Augen, weil ſie ſanft und ausdauernd ſind. Maria Stuart, wie ſie Schiller gemalt, hat blaue Augen, Eliſabeth ſchwarze, wenn's auch im Leben grade umgekehrt geweſen iſt. Blaue Augen bleiben ſelten ledig; ſchwarze machen mehr überraſchendes Glück, weil ſie mehr wagen. Blaue Augen lieben die Kinder zärtlicher und erziehen, wenn ſie keine eigenen haben, gern fremde Kinder. Die meiſten Kindermädchen haben blaue Augen. Zwar lieben auch die ſchwarzen Augen ihre Kinder, aber ſie erziehen mit härterer Hand weichere Kinder. Die Welt ſieht ſich ganz anders an aus blauen als aus ſchwarzen Augen, daher auch das Urtheil und die Rede dieſer beiden Frauenarten ſehr verſchieden iſt. Ein Menſchenkenner weiß ſchon aus der Iris der Angeredeten, wie die Antwort auf ſeine Feage ausfallen wird. So kenne ich einen Blinden der in Geſellſchaft von Frauen nur mit höchſt ſeltener Ausnahme ſicher errathen kann, welche blaue und welche ſchwarze Augen haben, ſobald er ſie reden hört. —

Der Deſſauer Marſch.

Als der vor Hundert Jahren (1747) verſtorbene berühmte Fürſt Leopold von Deſſau unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen mit 8000 Preußen der Schlacht bei Caſſano (am 16. Auguſt 1705 gegen den Marſchall Vendome) beigewohnt hatte, überraſchten ihn die Einwohner von Caſſano, zur Feier des Sieges, mit dieſem Marſch. Die Liebe des „alten Deſſauers" zu ſeiner Melodie ging ſo weit, daß er darnach alle Lieder in der Kirche ſang; der Marſch abee hat den ganzen ſiebenjährigen Krieg hindurch das preußiſche Heer zum Kampf und Sieg geführt.

Allzugroße Beſcheidenheit.

Kürzlich waren an einer Tafel zwölf Perſonen verſammelt, ohne daß auch nur eine davon einen Biſſen gegeſſen hätte. Unglücklicher Weiſe hatten alle zwölf G. J. Wenzel's: „Mann von Welt", geleſer, in welchen es im §. 7. „Benehmungsart bei der Tafel" heißt: „Eine Unanſtändigkeit wäre es, der Erſte zu ſeyn, welcher iſt. Man muß warten, bis einer unſerer Nachbarn den Anfang gemacht hat." Da nun Jeder auf ſeinen Nachbar wartete, ſo fing gar keiner an, anzufangen, und alle zwölf verließen die Tafel, ohne gegeſſen zu haben. (Wir wüßten Einen der angefangen hätte!)

Ueberſtiegenes.

Ein Privatmann ließ in ſeinem Keller Wein durch einen Küfer abziehen. „Wie finden Sie dieſen jungen Wein?" fragte er ihn, „nicht wahr, er iſt noch leicht?" Der Küfer, ein affectirter Menſch, ſchlürfte den Wein prüfend mit der Zunge und meynte: „Der Wein iſt nicht übel, aber er hat noch keine rechte Gegenwart des Geiſtes."

Das beſte Leben.

Gott fürchten, ein geſunder Leib,
Ein fröhlich Herz, ein freundlich Weib,
Ein guter Wein, das Gewiſſen rein,
Mag wohl das beſte Leben ſeyn.

Korreſpondenz des „Sammlers."

Paris 5. Dez. 1847. Die Damen kommen wieder zu den Parfümerien zurück. Es gab eine Zeit, wo dergleichen künſtliche Wohlgeruche verbannt und mithin vom ſchlechten Tone waren. Heute ſind alle Taſchentücher parfümirt. Unter allen Parfümerien iſt die Reſeda die beliebteſte, und daran iſt ohne Zweifel Ed. Pinaud Schuld. Er bereitet ſo feine Eſſenzen, daß man glauben ſollte die Blume ſelbſt zu riechen. Der Moſchus iſt ganz aus der Mode und alles flieht vor ſeinem Geruch. — Von Geſchmeide tragen die Damen jezt am liebſten das ſogenannte Kunſtgeſchmeide, ein ſcheinbares Gemiſch von Eiſen und Gold, woraus ſich für Damen und Herren die eleganteſten Gegenſtände fertigen laſſen.

Ein Rebus aller Rebuſſe.

Von Saphir.

Auflöſung: Zwei Linien-Schiffe (ſchief *e*) paſſiren die Linie!

Karl V.

(Eine belgiſche Sage.)

Herr Kaiſer Karl, der in St. Juſt
Als Uhrenmacher verſchieden,
Hat all' ſein Leben ſich gemüht
Nur für den lieben Frieden.
Den Uhren zwar vertrieb zuletzt
Er doch das Divergiren; —
Es iſt ihm leider nicht geglückt,
Das Reich zu reguliren.
So hat' er auch zu anderm Krieg
Mit Wirthen ein Geplänkel:
Die Bierkrüg' hatten im ganzen Reich
Damalen noch keine Henkel.
Nun, was der König Gambrinus erfand,
Hat der Kaiſer ſich ſchmecken laſſen,
Doch war ſo bequem wie der Reichsapfel nicht
Der ſteinerne Krug zu umfaſſen.
So ließ er denn im ganzen Reich
Das Geboth an die Bierwirth ergehen:
Sie ſollten die Bierkrüg' allzumal
Mit Henkeln wohl verſehen.

Und als der Befehl erlaſſen war,
Da wollt' er ſelbſt nachſehen,
Ob, wie ſein kaiſerlich Wort gebot,
Die Sachen auch gehen und ſtehen.
So iſt er in Flandern auf einen Tag
Höchſtſelbſt in ein Bierhaus getreten,
Und hat den Wirth wie ein anderer Gaſt
Um ein Krüglein Bier gebeten.
Der Wirth, der kriegt das Bier und hält
Am Henkel den Krug ihm entgegen.
Der Kaiſer, wollt' er den Krug empfah'n,
Mußte die Finger d'rum legen.
Des andern Tages gebot er ſogleich,
Wie er aufſtand aus dem Bette:
Es ſollte kein Bierkrug im Lande ſeyn,
Der nicht zwei Henkel hätte.
Er kommt in's Bierhaus, verlangt ſeinen Krug,
Den bringt ihm der pfiffige Schenke;
Er hält einen Henkel in jeder Hand
Und beut ihm das Getränke.

Zwei Henkel hatte der Bierkrug, ja!
Jetzt ſollt' er ihn dennoch umſpannen?
Er ließ den Wirth mit dem Bierkrug ſtehen,
Und ging gar zornig von dannen.
Und abermal gab er den letzten Befehl,
Es ſollten in Flandern und Schwaben,
In Spanien, Sachſen und Brabant
Drei Henkel die Bierkrüg' haben!
Da ging er in's Bierhaus, da brachte der Wirth
Ihm den Bierkrug gar behende
Den einen Henkel gekehrt nach der Bruſt,
Und die andern — die hielten die Hände.
Da hat der Kaiſer den ſchlimmen Wirth
Mit Lachen angeſehen.
Und ließ auf der Stell' von der Bierbank aus
Den letzten Befehl ergehen:
Mit den Henkeln ſoll es im Ganzen Reich
Jeder halten nach Belieben;
So iſt's auch, bis es zuſammenfiel.
Im deutſchen Reich geblieben.

Digitized by Google

Nro. 101. Sechszehnter Jahrgang **1847.**

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung. Den 18. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Humoriſtiſche Skizzen aus dem deutſchen Handelsleben. — Zunahme des Transportweſens. — Dr. Reiffenſcheid vor dem Zuchtpolizeigericht zu Köln. — Pot-Pourri. — Buntes.

Humoriſtiſche Skizzen aus dem deutſchen Handelsleben.

Von Georg Weerth.

III. Der Buchhalter.

Der Buchhalter Lenz beſaß eine rothe Naſe. Dies iſt ſehr wichtig. Er beſaß nicht die Naſe Bardolph's, jenes flammende Meteor, bei deſſen Strahl der gute Falſtaff ſtets an das Feuer eines ſchlimmen Jenſeits denken mußte, — er beſaß auch nicht die Naſe Wahl's, welche drei Tage lang zur Welt kam, während der junge Herr Wahl ſelbſt erſt am vierten erſchien, — und er beſaß auch nicht die Naſe Lord Henry's, jene berühmte röthliche Kartoffel, welche nach der Verſicherung eines frivolen Franzoſen einzig und allein von der großen Erdäpfel-Seuche des Jahres 1845 verſchont geblieben ſeyn ſoll, — nein, der Buchhalter Lenz beſaß ſeine eigene Naſe, er konnte ſich bei ſeiner eigenen Naſe ziehen.

Die rothe Naſe, welche Herr Lenz von Gottes und Rechts wegen mitten im Geſichte trug, war das koſtſpieligſte Kleinod ſeines Leibes. Sie war das Reſultat eines langjährigen, ernſtlichen Trinkens, das Produkt eines ſorgfältig gelöſchten Durſtes, die Conſequenz einer nie ruhenden, Mierſteiner und Pisporter vertilgenden Leidenſchaft; — ſie hatte weder den erſchreckenden Carfunkelglanz der Bardolph-ſchen, noch den erheiternden Strahl der Wahl'ſchen, noch die myſtiſche Couleur der Naſe Sr. großbritanniſchen Lordſchaft, — nein, mit einem ſtillen, wehmüthigen Abendroth beſchien ſie das feierliche Antlitz des dürr aufgeſchoſſenen Beſitzers; man ſah, der Herr Lenz hatte aus Wehmuth getrunken, der Trunk war ihm eine Sache des Troſtes geweſen.

Aber weßhalb bedurfte der Herr Lenz des Troſtes? War er nicht Buchhalter im Hauſe Reiß? verdiente er nicht ſechshundert Thaler jährlich mit Mühe und Arbeit? beſaß er nicht das ganze Zutrauen ſeines Prinzipals? durfte er nicht ſogar auf dem Comptoir rauchen? war der Herr Lenz nicht in Arkadien geboren? — Ach ja, das war alles wohl ſchön und gut; aber der Herr Lenz hatte einſt in ſeiner Jugend einen großen ökonomiſchen Fehler begangen und das paralyſirte wieder alle ſeine Glückſeligkeit; der Herr Lenz hatte, es iſt bedauerlich zu erzählen, er hatte einſt in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre — o, wie unvorſichtig! ja, es iſt entſetzlich zu melden — er hatte geheirathet. Armer Lenz — —! Er hatte nie etwas von der malthuſianiſchen Bevölkerungs-Theorie gehört; er wußte nicht, daß ſich die Population gewöhnlich in einer geometriſchen Proportion, wie 1, 2, 4, 8, 16, 32, zu vergrößern ſtrebt, und daß die Subſiſtenzmittel nur in einer arithmetiſchen, wie 1. 2, 3, 4, 5, 6, zuzunehmen pflegen; er hatte nie daran gedacht, daß die Summe ſeiner Nachkommenſchaft einſt den Betrag ſeines Salaires überwiegen könnte, und er begriff deßwegen nicht den Widerſpruch ſeines Daſeyns, welcher ſich dadurch immer ſchärfer und bedenklicher ausgeprägt hatte, daß ſich die Zahl ſeiner Kinder allmählich verachtfachte und daß ſich die Summe ſeines Gehaltes in derſelben Zeit nur verdoppelte.

War es daher ein Wunder, daß der gute Herr Lenz oft eine halbe Nacht in die harmoniſche Oeffnung eines grünen Römers hinabſtierte, eifrig bemüht, das große ökonomiſche Räthſel ſeines Lebens zu erforſchen und zu errathen? War es ein Wunder, daß ſich das Morgenroth auf den Wangen ſeiner armen Kinder immer mehr verlor, während das Abendroth ſeiner eigenen Naſe immer flammender emporſtieg? und war es ein Wunder, daß der troſtloſe Lenz, ſo hin und her gewürfelt zwiſchen den Contraſten des Schickſals, zwiſchen der Scylla des Familien-Jammers und der Charybdis der Wirthshaus-Schulden, endlich auf dem Comptoir des Herrn Reiß den einzigen Ort fand, wo er an ſeinem rechten Flecke war, wo er die Leiden der Vergangenheit und die Sorgen der Zukunft vergaß bei der Arbeit der Gegenwart?

Der Buchhalter Lenz war ein trefflicher Arbeiter. In ſeiner engen Hoſe, welche für die langen Beine eigentlich etwas zu kurz iſt und die großen Stiefel in ihrer ganzen Ausdehnung ſehen läßt; in ſeinem ſchwarzen, abgetragenen Frack, deſſen äußerſt ſpitze Zipfel dürftig über den Ort aller Sitzſamkeit hinabfallen; in ſeiner hohen Cravate, die den Hals in einer wahrhaft beunruhigenden Weiſe umſchnürt — ſehen wir ihn im Hintergrunde des Comptoirs ſtehen.

Was für Geld zählen Sie da? beginnt der gewaltige Prinzipal, der Herr Reiß, indem er auf ſeinen Buchhalter und Caſſirer los ſchreitet. — Geſtern Abend mit der Poſt gekommen, — ſchlechte Sorten! erwiederte der Buchhalter, indem er ein Dutzend Geldſtücke aus der rechten in die linke Hand ſchleßen läßt.

Mit der Poſt gekommen? ſchlechte Sorten? was für Sorten ſind das? — Kronenthaler und Dukaten, alle zu leicht.

Alle zu leicht? und von wem ſind ſie? — Von dem Manne aus Naſſau, alle zu leicht.

Alle zu leicht? das iſt ja um des Teufels zu werden! — Alle ein paar As zu leicht; wir werden viel dran verlieren . . .

Wie, verlieren? ei, das iſt ja ganz verkehrt! Heut zu Tage noch am Gelde verlieren? Das fehlt noch! Gott ſey bei mir! am Gelde verlieren — ſchreiben Sie doch dem Naſſauer, daß ich kein Schuft, ſondern ein ehrlicher Mann bin; ſchreiben Sie ihm, er habe gute Waaren von mir bekommen, und ich wolle gutes Geld haben! — Schon zehnmal geſchrieben, erwiederte der Buchhalter, indem er jeden Kronthaler auf die Wage und dann kopfſchüttelnd auf den Tiſch ſpringen ließ.

So ſchreiben Sie es denn zum elften Male — oder, halt! ſchreiben Sie lieber gar nichts. Wir verdienen genug an der Waare und müſſen uns in dieſen Geldverluſt fügen; das heißt, ſehen Sie nur zu, daß Sie die leichten Stücke bei den Arbeitern, bei den Schiffern oder den Fuhrleuten unterbringen; auf dieſe Weiſe kommen wir glücklich davon; verſtehen Sie mich? — Verſtanden! murmelte der Buchhalter und trat dann an ſein Schreibpult, indem er die großen Seiten des gewichtigen Hauptbuches ſorgfältig feierlich aus einander ſchlug.

Was machen unſere ausſtehenden Gelder? fuhr der Herr Reiß fort. — Sie machen mir viel Sorge, erwiederte der bedächtige Herr Lenz.

Haben wir viel zu fordern? — Genug zu fordern, aber wahrſcheinlich wenig zu empfangen.

Vor allen Dingen müſſen wir mahnen. — Das verſteht ſich

Digitized by Google

von ſelbſt! und die Herren Hero und Leander zuerſt! denn dieſe haben trotz aller Anfragen nichts von ſich hören laſſen.

Schreiben Sie ihnen alſo, daß es mich ſehr in Erſtaunen ſetze, daß ſie auf mein Jüngſtes nichts erwiedert hätten; ich müſſe daher mit Gegenwärtigem nochmals um ſchleunige Abmachung der letzten Poſten bitten, und würde im ſchlimmſten Falle höchſt unangenehme Maaßregeln gegen ſie ergreifen! — Dann kommen die Herren Romulus und Remus — ſie ſchulden zwei Facturen, — längſt verfallen.

Das ſind ja wahre Helden! Theilen Sie ihnen freundſchaftlich mit, daß der Disconto unanſtändig hoch ſey, und daß ich lächerlich ſchlecht bei Caſſa wäre; ich würde mir daher erlauben, den Betrag meiner Forderung in drei Abſchnitten auf ſie zu entnehmen, um deren freundliche Aufnahme bei Verfall ich zwar ſehr artig, aber dennoch dringend gebeten haben wolle.

Ferner haben wir die Herren Caſtor und Pollux — ſchulden bedeutend, ſehr im Rückſtande.

Wie, auch dieſe alte, ehrwürdige Firma? Das iſt ja entſetzlich! Man ſieht, wie alles Große in der Welt herunter kommt! Schreiben Sie den Leuten einen zarten Mahnbrief — treten Sie ſie mit Anſtand — ſagen Sie, ich würde mich glücklich ſchätzen, bald 'mal etwas von ihnen zu hören, und empfehlen Sie mich dieſen bankerotten Menſchen mit großer Werthſchätzung; wir müſſen uns langſam von ihnen losmachen.

Da trat der Herr Reiß einen Schritt rückwärts und überließ den Buchhalter ſeiner Arbeit; der Herr Lenz hatte ſich den Inhalt der Mahnbriefe bemerkt und fuhr fort, die Conti ſeines Hauptbuches in Ordnung zu bringen.

Im Hauſe Reiß führte man die doppelte oder italieniſche Buchhaltung. „Doppelt“ nennt man dieſe Buchhaltung, weil ſie doppelt ſo langweilig iſt, wie die einfache, und „italieniſch“, weil ſie mit den Pomeranzen und Apfelſinen aus Einem und demſelben Lande kommt. Sollte dieſe Erklärung indeß noch nicht genügen, ſo fügen wir noch hinzu, daß die doppelte Buchhaltung eine viel größere Sicherheit in den Rechnungs-Colonnen gewährt, als die einfache, weil gewiſſer Maßen jede Rechnung doppelt geführt wird, ſo daß dann die eine Colonne die andere controlirt.

Höchſt wunderbar und geheimnißvoll iſt dieſer ganze Prozeß. Unſere Leſer müſſen ſich einbilden, ſie hätten hundert harte Thaler in ihrer rechten Hoſentaſche und wollten damit einen ſteilen Berg hinanlaufen. Da doch nun die Möglichkeit vorhanden wäre, daß man bei dem vielen Hin- und Herſpringen einen Thaler aus der Taſche verlöre und durch ein Vergeſſen der urſprünglichen Summe vielleicht zuletzt gar nicht einmal mehr wüßte, ob dies der Fall geweſen ſey oder nicht, ſo ſteckten unſere Leſer auch hundert Kieſelſteine in die linke Hoſentaſche und trügen ſie ebenfalls bis auf die Höhe des Berges. Wenn man dort angekommen wäre und unterſuchen wollte, ob es mit den Thalern noch ſeine Richtigkeit habe, ſo würde man nur die Summe des Geldes mit der Summe der Kieſelſteine zu vergleichen haben und in dem Uebereinſtimmen der beiden Summen die beſte Garantie einer ohne Verluſt geſchehenen Reiſe finden können. Stellte es ſich dagegen heraus, daß der Betrag der Thaler nicht der Summe der Steine gleich käme, ſo würden unſere Leſer natürlich die Gefälligkeit haben, den Berg wieder hinabzulaufen und das Verlorene ſo lange zu ſuchen, bis es gefunden wäre. Eben ſo mit der doppelten Buchhaltung. Wenn der gute Herr Lenz das ganze Jahr hindurch über jeden Rechnungsposten eine doppelte Buchung gemacht hatte, da war es ihm natürlich am 31. Dezember viel leichter, zu ſehen, ob irgend ein Bock geſchoſſen ſey oder nicht. Stimmten die beiden Colonnen, ſo war der Herr Lenz ſehr froh geſtimmt. Stimmten ſie nicht, ſo war er mißſtimmt, und wie unſere Leſer den Berg hinablaufen mußten, ſo mußte der arme Herr Lenz dann alle Rechnungen des Jahres ſo lange wieder nachaddiren, nachſubtrahiren, nachdividiren und nachmultipliciren, bis der viel verfluchte und oft vermaledeite Fehler endlich entdeckt war.

Die Moral der ganzen Geſchichte wird unſeren Leſern längſt einleuchtend ſeyn: Fürchte dich nicht vor der doppelten Buchhaltung; ſie iſt zwar mit viel mehr Fluchen, Schweißen und Schimpfen verbunden, als die einfache, aber ſie behütet dich auch vor der Todſünde einer falſchen Bilanz. So auch dachte der Herr Lenz, als er die beſten Jahre ſeines Lebens daran ſetzte, jene myſtiſchen Conti zu ſchreiben, als da ſind: „**Nero und Tiberius SOLLEN an Kaffee-, Zucker- und Corinthen-Conto**“, oder „**Häring-, Stockfisch- und Sardellen-Conto SOLL an Gottfried Friedrich Ritter sel. Erben und Comp.**“, oder „**Ahr-, Rhein-, Lahn- und Moselwein-Conto HAT an das Gasthaus zu den drei Lilien**“ ſo und ſo viel, oder „**Tacitus Florian Müller's Söhne HABEN an Oel-, Krapp-, Seifen- und Lichter-Conto**“ ſo viel. — Der Buchhalter Lenz betrieb ſeine Arbeit mit Liebe. Feierlich ernſt war ihm dabei zu Muthe. Der alte Möbius hat ſeine Commentare zum Cicero und zum Cäſar nicht aufmerkſamer geſchrieben, als der gute Lenz die Köpfe ſeiner Handels-Conti. Mit einem gewiſſen Stolze, mit einer wahren Verachtung ſchaute Lenz in ſeiner doppelten Buchhaltungs-Würde auf die Collegen anderer Geſchäfte hinab, in denen man nur die einfache Procedur des Soll und Haben benutzte. „Wir haben die doppelte, italieniſche Methode auf unſerem Comptoir,“ beliebte der Herr Lenz zu ſagen, wenn ihn Jemand nach dieſem Punkte fragte, und ein vornehmes Lächeln zuckte dann um die geiſtreichen Lippen des hageren Mannes.

Während der gute Lenz auf dieſe Weiſe ſeinem buchhälteriſchen Talente freien Lauf ließ, hatte ſich der Herr Reiß an jenem Morgen der Thür zugewandt, um einen hereintretenden Mäkler zu bewillkommen.

Wie ſteht es mit Indigo aus? fragte er den Zwiſchenhändler. — Er ſcheint im Preiſe weichen zu wollen, erwiederte der Gefragte.

O Herr wir haben das ganze Lager voll; aber was macht Krapp? — Krapp iſt bedeutend angenehmer.

Gut, daß ich keinen brauche; und Häringe? — Aeußerſt flau und ſcheinen ferner herunterzugehen...

Das iſt mir ſehr lieb; und Getreide? — Befindet ſich ſchlecht...

Da müſſen wir ſpeculieren! — Für Oel iſt die Meynung freundlicher.

Nun da kann ſich Mancher von den Flecken erholen, die es in der letzten Kriſis abgeſetzt hat. Spiritus? — Fehlt allgemein.

Schade, daß wir keinen auf Lager haben!

Lederpreiſe verlaſſen ihre bisherige Lethargie. — Wahrſcheinlich in Folge des größeren Knutenbedarfs.

Kaffee, Tabak und Reiß ſind beſtändig. In den Viehandel iſt aber ein allgemeiner Schrecken gefahren. — Woran ſicher die Ueberproduction ſchuld iſt.

Hopfen iſt ſinkender Tendenz. — Intereſſirt mich gar nicht.

Rauchwaaren geſtalten ſich vortheilhafter. — Nun das freut mich für unſere polniſchen Freunde; wie ſteht es mit Füchſen?

Füchſe ſind ſehr geſucht; Bären weniger gefragt; Zobel eher vernachläſſigt. Strumpfwaaren äußerſt anziehend...

Und was haben Sie ſonſt Neues? — Schlimme Gerüchte verbreiten ſich aufs Neue in Betreff der Kartoffeln.

Nun, da rathe ich Ihnen, nicht in die Kirche zu gehen, denn es wird gewiß collectirt. Aber hören Sie auf! Ich weiß genug. Wie kann man jetzt etwas unternehmen, wo die Zeiten ſo ſchlecht ſind? Haben Sie unſere drei Schuldner gemahnt, Herr Lenz? — Der Herr Reiß hatte den Mäkler eiligſt verlaſſen und ſich noch raſcher dem Pulte ſeines Buchhalters zugewandt.

Der gute Lenz war mehrere Stunden lang ſehr fleißig geweſen. Zum fünften oder ſechsten Male hatte er ſein „**Nero und Tiberius SOLLEN an Kaffee-, Zucker- und Corinthen-Conto**“ auf die Seiten des großen Buches geſchrieben, da wandelte ihn plötzlich ein gewiſſes Etwas an, das mit einer leiſen Sehnſucht nach einem kühlen, erfriſchenden Trunke entfernte Aehnlichkeit hatte. Er ſah ſich nach den jüngeren Comptoir-Arbeitern um — ſie waren in ihre Beſchäftigung vertieft. Er ſchaute hinüber nach dem Herrn

Digitized by Google

Reiß — der unterhielt ſich gerade mit dem Mäkler. Der Augenblick war günſtig. Sei mir gegrüßt, du einzige Phiole, die ich mit Andacht aus der Taſche hole! und da ſteckte der Herr Lenz den langen Arm mit den noch längeren Fingern in den Schlitz ſeiner dürftigen Frackzipfel, den Kopf zwiſchen die Schultern zurückziehend, den Rücken zu einem Katzenbuckel krümmend, und die langen, dürren Beine ſchlatternd vor Angſt zu einem blitzähnlichen Zickzack zuſammenbiegend. Da war's geſchehen. Sie ſchaute ihn an, die liebliche Flaſche mit dem ſchimmernden Getränke, mit dem flüſſigen Feuer — er hätte jetzt nicht mehr widerſtehen können, und wäre auch die Welt darüber zu Grunde gegangen — es blitzte, es funkelte — ein Ruck, und der Zapfen war gelöst — wie ein Sechszehn-Ender legte der Buchhalter Lenz ſein Haupt in den Nacken, und Mann und Flaſche ſchwelgten auch in demſelben Momente in der Wolluſt eines glühenden, unendlichen Kuſſes. — —

Haben Sie unſere drei Schuldner gemahnt, Herr Lenz? klang es da plötzlich von der anderen Seite des Zimmers herüber. Zornfunkelnden Blickes ſtand Herr Reiß vor ſeinem Buchhalter — es war ein entſetzlicher Augenblick.

Die Naſe des armen Herrn Lenz entfärbte ſich — die Phiole entſank ſeiner Hand — in Stücke brach ſie, in tauſend Stücke, und durch das Comptoir des Herrn Reiß wogte ambroſiſchen Duftes der Geiſt des vergoſſenen Wachholders.

Zunahme des Transportweſens.

Die Pariſer Fuhrwerke.

Ein Fremder, der nach Paris kommt, iſt entzückt über das Gewirr und Geraſſel auf den Straßen, oder wird davon wenigſtens in ein reſpektvolles Staunen geſetzt, und es dünkt ihm, die Stadt könne ſtolz ſeyn auf die impoſante Menge der vielen Tauſende von Wagen, die täglich durch ihre Straßen rollen. Eine Pariſer Stimme in der **Revue Indépendante** theilt dieſe Bewunderung keineswegs und findet eine ſolche Großartigkeit weniger erhaben, als ſtörend, ſchmutzig und gefährlich. Sie macht hauptſächlich darauf aufmerkſam, daß die Ueberfüllung der Straßen mit Fuhrwerken zum großen Theile durch die ankommenden und abgehenden Eiſenbahnen veranlaßt werde und bei der ſteigenden Frequenz derſelben ebenfalls im Zunehmen begriffen ſey, daß ferner durch die Einrichtung, die Waaren und Lebensmittel, die auf den Bahnhöfen ankommen von da — nachdem das Abladen und Verſteuern ſchon eine große Verzögerung herbeigeführt hätte — auf Fuhrwerken in die Stadt zu transportiren, einen ungeheuren Aufwand von Zeit und Geld koſtete. Dieſen Uebelſtänden will der Autor in der **Revue** abhelfen durch das, was er E i ſ e n ſ t r a ß e n nennt. Sein Projekt ſchwebt in der Theorie, wie in der Ausführung ein wenig in der Luft, denn ſeine Eiſenſtraßen ſollen von den Bahnhöfen über die Straßen der Stadt weg nach den Haupt-Geſchäftsgegenden, und vorzugsweiſe nach den Märkten für Lebensmittel, den Hallen, angelegt werden. Dieſe inneren Bahnhöfe, deren für Paris 25 nöthig ſind, beſtehen in großen Speichern, die man an den betreffenden Stellen auf die vorhandenen Häuſer aufſetzt. Darthin kommen die Transportgüter in einem Zuge von ihrem erſten Verladungsporte, und dort werden ſie auch verſteuert.

Wir wollen hier nicht näher auf dieſen Plan eingehen, deſſen Ausführung wohl nützlich ſeyn mag, aber nicht wahrſcheinlich iſt, ſondern dem Autor nur einige Karioſa über das Fuhrweſen in Paris nacherzählen, die man vielleicht mit Intereſſe lieſt.

Zu Paris ſind zur ſelben Zeit 148,000 Zugpferde in Thätigkeit. Berechnet man die Unterhaltung eines jeden zu 3 Fr. täglich, ſo koſten ſie jährlich 162,060,000 Fr. Hierzu thue man noch ein Viertel dieſer Summe für den Ankauf neuer Pferde, denn da durchſchnittlich jedes drei Jahre fungirt, ſo kommen in einem Jahr 50,000 außer Thätigkeit.

Es werden in Paris täglich 201,054 Perſonen auf 29,938 Wagen befördert. Von dieſen Perſonen kommen 68,000 auf die Omnibus, deren Anzahl 340 beträgt und von denen jeder täglich im Durchſchnitt 200 Paſſagiere hat. In einem Jahre alſo würden innerhalb der Stadt 73,381,180 Perſonen eine Fahrt gemacht haben. Neben dieſen Fuhrwerken ſind täglich noch 32,321 Transportwagen, alſo im Ganzen 62,259 Wagen im Gange. Nun bilden die Straßen von Paris eine Längenausdehnung von 125 Lieues, die fahrenden Wagen aber, an einander gereiht, eine von 75 Lieues. Die bei weitem kleinere Hälfte des vorhandenen Raumes alſo iſt nur frei. Hierbei bedenke man die Enge der Straßen und die ungeheure Anzahl der Kreuzwege, und man wird folgende Tabelle der Unglücksfälle durch Ueberfahren oder Umwerfen noch ſehr günſtig finden.

Im	Jahre	1840	wurden	394	Perſonen	verwundet,	14	getödtet.
',	„	1841	„	412	„	„	17	„
„	„	1842	„	338	„	„	40	„
„	„	1844	„	444	„	„	31	„
„	„	1846	„	445	„	„	35	„

Mit Beſorgniß muß man alſo dem wachſenden Straßenverkehr in Paris entgegenſehen; denn, wenn Paris, was mehr als wahrſcheinlich iſt, einmal die Einwohnerzahl Londons erreicht, wo ſoll in ſeinen engen Straßen Alles Platz finden, was hier auf den 150 Omnibus-Dampfſchiffen und unzähligen Barken der Themſe befördert wird?

Ein Auskunftsmittel iſt alſo nöthig; aber es iſt ſchwer zu glauben, daß man ſich bald zu einem energiſchen entſchließen wird, wenn man ſich erinnert, wie dem Einführer der Omibus ſo große Schwierigkeiten gemacht wurden, daß er das Schickſal des Errichters der Lebensverſicherungs-Geſellſchaften theilte. Beide nämlich ſind darüber vor Gram geſtorben.

Von der „Preſſe“ wird bemerkt, daß 1841 zwiſchen England und Frankreich 90,000 Reiſende den Kanal paſſirten; als 1843 die Folkſtone-Dover-Eiſenbahn eröffnet worden war, ſtieg dieſe Anzahl auf 102,958 und 1846, nach Eröffnung der franzöſiſchen Nordbahn, auf 158,863. Daſſelbe Jahr gingen 36,635 Reiſende über Oſtende und 5635 über Antwerpen, ſo daß 1846 der Perſonen-Verkehr zwiſchen England und dem Kontinent auf dieſen Routen mehr als 200,000 geweſen iſt. (Täglich gegen 700.)

Dr. Reiffenſcheid vor dem Zuchtpolizeigericht zu Köln.

Am 10. Dezember wurde wie bereits in der „Augsburger Abendzeitung“ gemeldet, ein hieſiger Wucherer, von dem Zuchtpolizeigerichte des habituellen Zinswuchers und der Prellerei überführt erklärt, und zu 18 Monaten Gefängniß und 2000 Thalern Geldbuße, ſo wie zum Verluſte des Rechtes, die National-Cocarde zu tragen, verurtheilt. Die Verhandlungen boten einen eigenthümlichen Charakter dar. Fünfundſechszig Perſonen aus den verſchiedenſten Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft — Kaufleute, Schacherer, Künſtler und Handwerker — traten als Zeugen gegen den Beſchuldigten auf, und erzählten — der eine mit Humor, der Andere mit Leidenſchaft —, wie ſie theils unmittelbar durch den Beſchuldigten, theils mittelbar durch ſeine Helfershelfer auf die brutalſte Weiſe geprellt worden waren. In Geldverlegenheit wandten ſie ſich an Kommiſſäre, um auf Wechſel Geld zu erhalten; ſie erhielten dies auch bereitwillig, jedoch nach einem, mitunter bis auf 54 Prozent ſteigenden Abzug, und nachdem ſie noch einen Theil der Summe in Waaren angenommen, welche oft kaum den achten Theil des Werthes hatten. Ja, ein Zeuge behauptete, daß er mit Cigarren, welche er hätte annehmen müſſen, gar nichts anzufangen gewußt; rauchen hätte man ſie nicht können, ohne krank zu werden; ſie ſeyen mit Stroh geſtopft geweſen. Zeuge um Zeuge ſchien ſich ſo zu ſagen im Aufzählen der brutalſten Prellereien zu überbieten, und mit jedem nachfolgenden Zeugen ſchien aber leider auch die Erbitterung immer mehr zuzunehmen. Ein Zeuge ging ſogar ſo weit, mehrmals ſeinen Hemdärmel zu entblößen und auf das Leinen zeigend: „Hier iſt das Zeug,

Digitized by Google

welches ich von dem Kerl da habe kaufen müſſen“ unter dem ſchallenden Gelächter des Publikums auszurufen, ſich mit Fauſtſchlägen auf die Bruſt in eine völlige Wuth hineinzuarbeiten und, zum Beſchuldigten gewandt, gegen denſelben auszufahren: „Das iſt der Kerl, welcher mit der laugen Pfeife im Maul mir keinen Ausſtand geben, mich die Treppe hinunterſchmeißen wollte; jetzt iſt die Zeit da, wo auch ich einmal ſprechen kann!“ Von dem Publikum verhöhnt, von den Zeugen auf das ſchwerſte gravirt, ſtand der Beſchuldigte da, bald auf den Tiſch geſtützt und bald in den Stuhl zuſammengeſunken, mit Schweiß auf der Stirn, mit zitternder Lippe auf die geſtellten Fragen allerdings nur höchſt unbeſtimmt, ausweichend und mitunter lächerliche Antwort gebend. Welche Gefühle mögen in dieſen Augenblicken ſeine Bruſt durchkreuzt haben! — Selten mag es ſich ereignen, daß die Schuld eines Verbrechers ſich ſo klar vor den Augen des Publikums herausſtellt, oder noch ſeltener, daß allerſeits in dem Verbrecher der Menſch ſo ſehr verkannt wird, wie das hier der Fall war! — Endlich waren die Zeugen-Vernehmungen zu Ende. Das öffentliche Miniſterium begann ſeinen Vortrag mit der Erinnerung an die ſichtbare Verachtung, welche dem in den Augen des Publikums gebrandmarkten Beſchuldigten zu Theil werde; daß gerade hierin einer der Hauptvorzüge des öffentlichen Verfahrens liege, daß der Beſchuldigte ſchon in den Augen des Publikums die verdiente Verachtung ſofort erkenne. Der Vertheidiger drückte dagegen im Beginne ſeines Vortrages ſein Erſtaunen über dieſen Satz des öffentlichen Miniſteriums aus und glaubte, es liege der Vorzug der Oeffentlichkeit vielmehr darin, daß durch die Verhandlungen und die Anwendung des Geſetzes ſich ein tiefer Ernſt des Publikums bemächtigen und daſſelbe von einem ganz anderen Gefühle als höhnender Verachtung gegen den in ſeinen Augen überführten, verlorenen Verbrecher ſich ergriffen fühlen müſſe, wollte es ſich nicht von aller Menſchlichkeit losſagen. — Nachdem das Gericht ſich kurze Zeit zurückgezogen, erklärte es den Beſchuldigten für überführt, ſowohl des Zinswuchers mit 6000 Thalern, als — der Prellerei, ohne Angabe irgend eines Grundes. Die Prellerei ſollte nach der Meinung des öffentlichen Miniſteriums in der Ausſage jenes Zeugen zu finden ſeyn, wonach Stroh in den Cigarren geweſen. — Tiefe Stille herrſchte im Saale, während das Urtheil verkündigt wurde; dieſelbe Stille nach dem Ausſpruche — nur einige Stimmen riefen Bravo!

Pot-Pourri.

Neue Materialien zur Papierfabrikation.

Die Schwierigkeit, ſich eine hinlängliche Menge Lumpen von leinenen oder hanfenen Stoffen zu verſchaffen, hat die Papierfabrikanten genöthigt, baumwollene Lumpen unter dieſelben zu miſchen. Hiezu kommt, daß ſelbſt die Leinwand durch den langen Gebrauch und das öftere Auslaugen und Waſchen mit chemiſchen Agentien häufig die chemiſche Feſtigkeit verloren hat, wenn ſie in die Papierfabrik gebracht wird. Dieſe Uebelſtände machen es erklärlich, daß man im 17ten und 18ten Jahrhundert beſſeres Papier verfertigte, als in unſerer Zeit. Um dem Mangel an gutem Material abzuhelfen, hat Herr Pechtel in Wien vorgeſchlagen, nach Art der Chineſen, die den Faſerſtoff der jungen Sprößlinge des Bambusrohrs benutzen, aus Linden- und Fichtenrinden Papier zu machen, und bei ſeinen Verſuchen recht günſtige Reſultate gewonnen. In Frankreich machte kürzlich ein Herr Roque darauf aufmerkſam, daß man die Lumpen durch die Faſern der Bananenſtauden und Agave-Blätter erſetzen ſollte. Beide Pflanzen könnte man in Algerien heimiſch machen und die Früchte der erſteren mit Nutzen in Frankreich einführen. „Die Bananenſtaude“ — heißt es in dem Vorſchlage des Herrn Roque — „und die Blätter der Agave ſind ſehr reich an Faſern, enthalten aber dabei eine bedeutende Menge fleiſchigen oder harten Zellſtoffes. Dieſen von den Faſern zu trennen iſt die Aufgabe.“ Indeß enthält ſich Hr. Roque, um dieſe Trennung zu Wege zu bringen, ſo viel als möglich, chemiſcher Prozeduren, welche die Koſten ſehr vermehren und der Feſtigkeit des gewonnenen Produktes ſchaden. Er läßt die Pflanzen durch eine Maſchine zerquetſchen und ſetzt darauf das Faſergewebe, dem noch viel Zellſtoff anhängt, der Gährung aus. Hierdurch wird der letztere vollends abgelöst. Die zurückgebliebenen Faſern wäſcht man und laugt ſie aus, worauf ſie zu Papier verarbeitet werden können. Die Erſparniſſe dieſer Fabrikation beſtehen neben der Fülle an Material darin, daß man das Sortiren entbehren kann und — zumal bei dem Bananen-Papier — um die Hälfte weniger Leim braucht als bisher der Fall war.

Der Luſtſpieldichter Feldmann.

Die Wiener Sonntagsblätter bringen eine von Dr. Ringler verfaßte Biographie **Leopold Feldmann's**. Daraus iſt namentlich ergötzlich, wie ſich **Feldmann**, der als Knabe zu einem Schuſter in die Lehre kam, und ein Jahr hindurch als zweiter Hans Sachs figurirte, aus dieſen ledernen Elementen befreite. Ein hübſches Mädchen hatte nämlich ihren Schuh zum Ausbeſſern gebracht, und der poetiſche Lehrjunge, mit dieſer Aufgabe beauftragt, klebte ein Gedicht in die innere Sohle, worin er die ſchöne Kundſchaft auf das wärmſte beſang. Als nun das Mädchen die Dichtergabe in ihrem Schuh entdeckte, lief ſie erzürnt zum Meiſter, der den Buben auch zur Strafe ziehen wollte. Feldmann aber erklärte ihm eher den Pfriemen durch den Leib zu rennen, als eine Züchtigung für ſeine Verſe auszuhalten. Auf dieſe tragiſche Scene hin ward nun Feldmann, nach dem Ausdrucke Ringler's, „dem Peche für immer entriſſen.“ O könnten Alle deutſche Schriftſteller ſagen, ſie ſeyen dem Peche für immer entriſſen!

Deutſcher Gerichts-Styl.

Ein Kabinetsſtück von Gerichts-Rothwelſch iſt folgender Erlaß eines mecklenburg-ſchwerin'ſchen Stadtgerichts: „Zur Reviſion der von dem Curator bonorum im Tiſchler Müller'ſchen Debitweſen, Kaufmann Günther, eingereichten Kuratelrechnungen iſt Termin auf den 31. Auguſt d. J., 10 Uhr, präfigirt, zu welchem Creditores concessa actorum inspectione, sub praejudicio pro omni hiemit geladen ſind, daß ſpätere Erinnerungen unbeachtet bleiben werden, und Rechnungsführer von weiterer Anſprache liberirt werden wird. Kröpelin, den 15. Juli 1847. Großherzogliches Stadtgericht.“

Ein neues Vergehen.

Im **Poſener** Amtsblatt wird bekannt gemacht, daß „die Bürgersfrau Dorothea Kuzlowika aus Dabbrzyca wegen **Liebloſigkeit** mit Tagen Gefängniß beſtraft worden ſey.“

Wörtliche Abſchrift eines Atteſtes.

Ich hatte Stier das Schand Arm B.... vierfache Wunden eingeliefert hab. M. M. Gemain vor Stecher.“ (Ich atteſtire, daß Gendarm B.... vier Vagabunden eingeliefert habe. M. M., Gemeindevorſteher.

Buntes.

Ein Basler Ariſtokrat kam dieſer Tage auf eine Barbierſtube und ließ ſich raſiren. Der Barbier forderte 2 Batzen. Der Herr bemerkte, er habe noch nie mehr als 1 Batzen bezahlt, worauf der Schalk von Barbier meynte, ſeit es ſo **lange Geſichter** gebe könne man nicht mehr ſo billig raſiren.

Welcher Fuß iſt der gefährlichſte?
Der Kriegsfuß.
Und welcher der beſchwerlichſte?
Der Steuerfuß.
Und der entbehrlichſte?
Der Haſenfuß.

Digitized by Google

Nro. 102.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 22. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Feſtgabe für die Geliebte. — Die letzten Ereigniſſe im Kanton Luzern. — Markgraf und Theerfahrer. — Pot-Pourri.

Feſtgabe für die Geliebte.

Von Ferd. Aug. Oldenburg.

Hold biſt Du mein Liebchen hold,
Ganz geſchaffen zu beglücken,
Deshalb brauchteſt Du, ſtatt Gold,
Nur ein Blümchen Dich zu ſchmücken.

Sieh nur Deiner Augen Blau,
Und des Mundes ſtilles Lächeln,
Sind ſie nicht wie Blüthenthau,
Wenn die Maienlüfte fächeln?

Dennoch, ob Du auch ſo ſchön,
Wie ein Licht im Lichte ſchreitet,
Möcht' ich Dich geziert noch ſeh'n,
Weil es Freude mir bereitet.

Klein iſt dieſes Ringes Werth,
Ihn zu bieten ſollt ich zagen,
Doch die Hand die ihn beſchert
Möchte Dich zum Glücke tragen.

Dieſer Stein mit Purpurgluth,
Wenn Du ihn zu Dir erhoben,
Denk', es ſey von meinem Blut
Eine Perle, goldumwoben.

Nimmer läßt der Wunſch mich frei,
Dir das ſchönſte Gut zu bringen;
Rauben möcht ich's, wo es ſey,
Wär es auch wo Sphären klingen.

Die letzten Ereigniſſe im Kanton Luzern.

(Von M. W.)

Unter dieſer Aufſchrift enthält eine Beilage zur „Allg. Zeitung" eine wichtige Zuſammenſtellung der intereſſanten Kriegs-Epiſode, welche auch unſern Leſern ohne Zweifel ſehr willkommen ſeyn wird. Das unbeſchreibliche Schauſpiel der ungeheuern Verwirrung, des Getümmels, Schreckens und Jubels, welches ſich in Luzern und der nächſten Umgebung am 24. November darbot, wäre wahrlich werth geweſen von einem genialen Hiſtorienmaler auf der Leinwand fixirt zu werden. Zu den Tauſenden von geflüchteten Bewohnern der Landſchaft, beſonders Weibern und Kindern, geſellten ſich an jenem Tage die Haufen fliehender Soldaten, zerſprengter Landſtürmer, ſchreckensbleicher Beamten und Prieſter, welche, die Niederlage von Giſlikon und die Annäherung der Feinde verkündend, wie ein wilder Strom nach der Stadt ſich ergoſſen, und ihnen dicht auf den Ferſen folgte ſchon am frühen Morgen die Vorhut der Eidgenöſſiſchen. 24,000 Mann von Truppen aller Waffengattungen rückten ſchon am erſten Tag in die Stadt ſelbſt ein; 16,000 blieben außerhalb derſelben. Denke man ſich dazu all die Kanonen und Pulverkarren, womit die eidgenöſſiſche Armee in allzu großem Luxus ausgeſtattet war, die Kavalleriepferde und den ungeheuern Train der Bagage, dabei das unaufhörliche Trommeln und Trompeten und den ungeſtümen Siegesjubel der Soldaten ſowol als der Liberalen und Radikalen in der Stadt, welche roth und weiße Fahnen aus allen Fenſtern ſchwenkend im Jauchzen faſt die Kehlen ſich zerſprengten. All das zuſammen bildete ein Chaos von Menſchen und Tönen, das uns unvergeßlich ſeyn wird. Seitdem iſt es viel ſtiller bei uns geworden; der größte Theil der Truppen hat ſich in den verſchiedenſten Richtungen wieder entfernt.

Erſt jetzt, nachdem wir mit mehr Ruhe die Erzählungen vieler Augenzeugen gehört, mit Offizieren aller Diviſionen und auch mit denen des Sonderbundes uns unterhalten, haben wir allmählich einen deutlicheren Ueberblick der kriegeriſchen Ereigniſſe und der mit ihnen verbundenen vorhergegangenen und gleichzeitigen Vorgänge in Luzern gewonnen. Der geehrte Leſer möge entſchuldigen wenn wir von unſern erſten Mittheilungen bereits manches berichtigen mußten und Vieles nachzutragen und zu ergänzen haben. Zeit und Ruhe fehlten uns zu ſehr in den erſten Tagen der höchſten Spannung und Aufregung, und aus dem Wuſt der Gerüchte, der Lügen, Entſtellungen und Uebertreibungen wurde es ſelbſt dem nüchternſten Beobachter ſchwer die reine Wahrheit herauszufinden. Dufour hat bei Entwerfung ſeines Feldzugsplans offenbar auf raſche glänzende Triumphe verzichtet, und wie ein kluger Rechenmeiſter den Erfolg genau calculirt. Er ſcheint ſich mehr die Wellington'ſche Klugheit als die Bonaparte'ſche Kühnheit dabei zum Vorbild genommen zu haben. Wie ein erfahrener Meiſter auf dem Schachbrett ſpielte er ein zum voraus gewonnenes Spiel. Der Leſer, der einen Blick auf die Karte der Schweiz geworfen, erinnert ſich, daß der Kanton Luzern vom Emmenthal bis zum Zugerſee in weitem Halbring von den eidgenöſſiſchen Diviſionen umgeben war. Ochſenbein auf dem äußerſten rechten Flügel, Burckhardt und Donatz mit der 2ten und 3ten Diviſion im Centrum, hatten einen längeren Weg zurückzulegen als die Diviſionen Ziegler und Gmür am linken Flügel, welche ſich im Reußthal an den Gränzen von Aargau und Zug der Hauptſtadt bis auf einen kleinen Tagmarſch nähern konnten. Die drei erſtgenannten Diviſionen überſchritten daher ſchon am 22. die Luzerner Gränze. Ochſenbein hatte bei Eſcholzmatt einen ſchwachen Widerſtand zu beſiegen. Die beiden andern Diviſionen rückten über Willisau und Surſee ohne Widerſtand vorwärts. Wie ich vorausgeſagt, wagten die Sonderbündler die vielen Verhaue und Schanzen an der dortigen Gränze nicht zu vertheidigen aus Furcht ihre Streitkräfte zu zerſplittern. Salis-Soglio hatte ſeine Hauptmacht am rechten Reußufer bei Giſlikon und Honau concentrirt, weil er wußte, daß von dieſer Seite der Weg zur Stadt am leichteſten zugänglich war. Es ſtanden dort 7 Bataillone, das Ammann'ſche Freicorps und einige Hundert Landſtürmer; die Mehrzahl beſtand aus Luzernern. Die Urner hatten ſich bereits früher größtentheils aus dem Kanton entfernt, um die Expedition gegen Teſſin zu begleiten. Nur einige Hundert Urner Scharfſchützen waren zurückgeblieben, und bildeten mit den Unterwaldnern den Kern der Sonder-

Digitized by Google

bundsarmee. Auch ein kleines Kontingent Walliſer war dabei, gegen 400 Mann, welche aber der Mehrzahl nach Unterwalliſer, die ſehr unfreiwillig in den Krieg gezogen waren, und ſchon vor Murt ſich förmlich geweigert hatten vorzurücken. Abyberg hatte mit ſeinen Schwyzern den Kanton Luzern verlaſſen, als er vernahm, daß die March angegriffen und der Kanton Schwyz von beiden Ufern des Zugerſees her bedroht ſey. Er ſtellte ſich mit 3000 Mann in Arth auf, um einerſeits den Paß des Rigiberges und auf der andern Seite die Küßnachter Straße zu decken. Es wiederholte ſich alſo dieſelbe Erfahrung wie im Jahr 1798. Der Kantonalegoismus erwachte, ſobald man ſich auf eigenem Boden bedroht ſah, und einer ließ den andern im Stich.

Die ganze Diviſion Ziegler brachte die Nacht vom 22. bis zum 23. im Reußthal zwiſchen Muri und Dietwyl bivouakirend zu. Um die Verbindung mit dem rechten Ufer herzuſtellen, wurden zwei Schiffbrücken, die eine bei Sins, die andere oberhalb Kleindietwyl geſchlagen. Mit Tagesanbruch überſchritten 5 Bataillone der Brigade Egloff mit 3 Batterien die Reuß, rückten durch das Zuger Gebiet bis zur Luzerner Gränze vor und reichten dort der Brigade Ritter von der Gmür'ſchen Diviſion die Hand, während der größere Theil der Gmür'ſchen Diviſion (Brigade Isler) den Weg über Buonas, Meyerskappel und Adligenſchwyl eingeſchlagen, um den Rotherberg ganz zu umgehen und die Straße von Meggen zu gewinnen. Gmür eröffnete hier den Kampf, indem er die Batterie Schalier, welche bereits bei Lunnern ſich ausgezeichnet hatte, unterſtützt von der Infanterie und Scharfſchützen, gegen den öſtlichen Fuß des Rotherbergs vorrücken ließ. Der Kanonendonner dauerte hier ſchon eine Stunde, bevor die Brigade Egloff den Angriff gegen Honau begann. Hier war das Gefecht ſehr heiß. Kanonen- und Musketendonner hallten weit durch die Berge. Eine Sonderbunds-Batterie ſtand auf der Höhe hinter Honau, und eröffnete auf die vorrückenden Eidgenöſſiſchen ein ſo wirkſames Feuer, daß dieſe, obwol durch eine Solothurner Batterie unterſtützt, ſich in ziemlicher Unordnung zurückziehen mußten. Inzwiſchen hatte auch das Feuer des groben Geſchützes vom linken Reußufer, wo ein großer Theil der Ziegler'ſchen Diviſion ihre Stellung genommen, gegen die Giſliker Schanzen mit Macht begonnen, es war ein furchtbares Knallen; doch wurden verhältnißmäßig nicht Viele verwundet, noch weniger getödtet. Die Solothurner Batterie mußte weichen. Der Vortheil ſtellte ſich auf dieſer Seite zu Gunſten der Eidgenöſſiſchen erſt wieder her als eine Batterie Berner Zwölfpfünder im raſcheſten Laufe zur Unterſtützung angekommen war. Auch die Züricher Artillerie leiſtete am rechten Ufer wirkſame Dienſte. Die Sonderbündler wichen von Honau zurück. Von dort bis zur Giſliker Brücke beträgt die Entfernung nur eine Viertelſtunde. Die Schanzen lehnten ſich auf der einen Seite an die Reußufer, auf der andern Seite an den Fuß eines Hügels an, der den letzten Abfall des Rotherberges nach dieſer Seite bildet. Vor der Brücke war die Straße durch einen Verhau von Steinen und Baumſtämmen geſperrt, die einfachen Erdſchanzen befanden ſich auf beiden Seiten der Landſtraße und beherrſchten zwar die Ufer der Reuß, waren aber nach der Oſtſeite offen, und konnten durch einen Marſch über die Anhöhe leicht umgangen werden. Nach dem Urtheil ſachverſtändiger Militärs war die Poſition für dieſe Schanzen nicht glücklich gewählt; man hätte ſie in höherer Lage anbringen müſſen, wo ſie ſchwerer zu umgehen, von der Rückſeite nicht leicht anzugreifen geweſen wären, und dennoch Brücke und Landſtraße vollkommen beherrſcht hätten. Fürſt Friedrich Schwarzenberg ſoll die Anlegung dieſer Schanzen lebhaft getadelt haben, und dieß ſoll der erſte Grund ſeines Zerwürfniſſes mit dem Sonderbunds-General geweſen ſeyn. Als die Brigade Egloff, unterſtützt von einigen Abtheilungen der Gmür'ſchen Diviſion, die weſtlichen Abhänge des Rotherbergs oberhalb Giſlikon beſtiegen, war die Stellung der Luzerner an der Schanze nicht mehr haltbar. Sie erwarteten den Bajonnetenangriff Zieglers, welcher den Sturmmarſch blaſen ließ und perſönlich an der Spitze des erſten Bataillons vorrückte, nicht ab, ſondern flohen meiſt in der Richtung nach Luzern. Ein großer Theil, worunter die Unterwaldner Scharfſchützen, hielt inzwiſchen auf dem nördlichen Abhang des Rotherberges noch etwas Stand, plänkelte dort mit der Brigade Ritter und zog ſich, von ihr gedrängt, allmählich bis auf den Gipfel des Rothenberges hinauf, der ſogenannten St. Michaelshöhe, wo eine Kapelle ſteht. Die Ritter'ſche Brigade kämpfte dort mit den Sonderbündlern bis zu anbrechender Dunkelheit; ihr gebührt nach der Ziegler'ſchen Diviſion hauptſächlich die Ehre des Tages.

Luzerniſche Offiziere erzählten mir daß beſonders zwei Umſtände die nächſte Veranlaſſung zur Verwirrung in ihren Reihen gegeben: eine Zwölfpfünderkugel war durch die dickſte Reihe eines Bataillons geſchlagen, und hatte ein Dutzend Soldaten getödtet und verwundet, dann war auch Salis-Soglio zwiſchen Honau und Giſlikon durch den Streifſchuß einer Büchſenkugel am Backen und Ohr verwundet worden. Der Schuß ſcheint ihn auch an den Schläfen erſchüttert zu haben. Er richtete ſich, nachdem er einmal umgefallen, zwar wieder auf, wiſchte ſich das Blut aus dem Geſicht und rief: „Es iſt gar nichts — bleibt doch!“ Einige Augenblicke darauf fiel er aber wieder betäubt nieder, und man trug ihn vom Kampfplatz weg. Oberſt Elgger, ein rieſenlanger magerer Mann von braunem unheimlichem Geſicht, in deſſen Muth man immer einigen Zweifel geſetzt hatte, übernahm nun an Salis Stelle das Kommando der Armee, oder, beſſer geſagt, der Retirade. Salis ſoll in Verzweiflung ausgerufen haben: „für mich iſt doch nirgends Heil!“

Fürſt Schwarzenberg war erſt drei Tage vor dem Treffen bei Giſlikon in Luzern angekommen. Er ſchien den Schweizer Charakter, der gegen die Fremden die ſich in Schweizer Händel miſchen, immer einiges Mißtrauen hegt, nicht recht gekannt zu haben. Die Luzerniſche Regierung wollte natürlich den vornehmen Fremden nicht zurückweiſen, und behandelte ihn mit größter Auszeichnung, war aber in Verlegenheit hinſichtlich der Stellung die ſie ihm anzubieten habe. Salis glaubte an ihm einen Rivalen zu haben, nahm einige kritiſche Bemerkungen übel, und fragte Siegwart, in welcher Eigenſchaft der Fürſt Schwarzenberg in der Armee diene? Siegwart ſoll geantwortet haben, er wiſſe es eigentlich ſelbſt nicht. Dieß wurde mir von glaubwürdigen Perſonen mitgetheilt, obwol ich es in keiner Weiſe verbürgen will. (Der tapfere Fürſt hat nie darnach geſtrebt ſich vorauszudrängen; er begnügte ſich in Algier und Spanien mit beſcheidenſten Stellungen; ſo konnte er auch in der Schweiz nicht daran denken ſich irgendwie an die Spitze zu ſtellen.) Fürſt Schwarzenbergs Uniform war nicht fertig geworden, und liegt noch jetzt im Gaſthaus zum Schwanen. Er nahm — aus welchem Grunde iſt mir nicht bekannt — an dem Kampfe bei Honau und Giſlikon nicht perſönlich Antheil, ſondern ſtand in der Nähe von Roth in Civilkleidern. Als er die erſten Flüchtlinge den Abhang des Weges herunterkommen ſah, fragte er ſie wie es bei den Schanzen ſtehe. Als er vernahm, daß die Schanzen von den Eidgenöſſiſchen genommen, äußerte er: „Ich habe es dem General Salis wohl geſagt, daß man in dieſem D...loch ſich nicht halten könne.“ Er kam am Abend nach Luzern zurück, und beſtieg mit der fliehenden Regierung das Dampfſchiff. Ein Angeſtellter des Gaſthofes zum Schwanen begleitete ihn an Bord, und machte den Fürſten auf die Feuerröthe des Himmels in der Richtung von Roth und Giſlikon aufmerkſam. Man glaubte in Luzern im erſten Schrecken, daß alle Ortſchaften in Brand geſteckt ſeyen. „Das iſt doch ſchrecklich!“ äußerte der Fürſt.

Während bei Honau, Giſlikon und auf dem nördlichen Abhang des Rotherberges gekämpft wurde, war Oberſt Gmür über Adligenſchwyl zwiſchen dem Dietſchenberg und dem Küßnachterſee auf die große Straße gelangt, welche von Küßnacht nach Luzern führt, und hatte gegen Abend ſein Hauptquartier im Dorf Meggen aufgeſchlagen. Er war von Major Brändli, einem trefflichen Offizier, und dem Stabshauptmann Hrn. Woolo von Greyerz, meinem Jugendfreund, der als ehemaliger bayeriſcher Artillerie-Offizier auch in Ihrer Stadt noch in gutem Andenken ſteht, und in dieſem Feldzug ſich rühmlich ausgezeichnet hat, begleitet. Oberſt Gmür hatte an dieſem Tage mit einer Abtheilung Schwyzer zu kämpfen, welche vor

Digitized by Google

Küßnacht ſtand und den linken Flügel von Abybergs Streitmacht bildete. Es waren die einzigen Schwyzer, die auf Luzerner Boden ins Feuer gekommen. Abyberg blieb in Arth zurück, und hielt ſeine breitſchulterige Rieſengeſtalt außerhalb des Bereiches der Kugeln. Wenn ich an das Bild dieſes Mannes auf der letzten Landsgemeinde zu Rothenthurm in Schwyz zurückdenke, wie er, auf das Kreuz des mächtigen Amtsſchwertes geſtützt, auf der Tribüne unter freiem Himmel vor dem verſammelten Volke Gott und die Sonne von Morgarten zu Zeugen anrief, daß er im bevorſtehenden Kampf auf das Aeußerſte ausharren und ſiegen oder ſterben wolle, ſo erfaßt mich jetzt gränzenloſes Erſtaunen. Ich hätte damals wahrlich weder ihn noch die andern feurigen Redner, wie Sigger, den greiſen Hediger, Herrn Scharno mit der mächtigen Baßſtimme ꝛc., welche alle im Namen der Religion das Volk zum heiligen Kampf aufforderten, für Prahlhälſe gehalten. Gmür behauptete die wichtige Stellung bei Meggen mit ſehr geringem Verluſt, und langte Tags darauf in ziemlich früher Morgenſtunde mit der Ziegler'ſchen Diviſion zuſammen vor dem Wäggisthor unter den Mauern von Luzern an.

(Schluß folgt.)

Markgraf und Theerfahrer.

Geſchichtliche Anekdote, mitgetheilt von Max Roſenheyn.

Auf einer Reiſe im Jahr 1750 wurde der Markgraf von Schwedt von einem furchtbaren Gewitter überfallen. Er kehrte deßhalb auf einem nahe gelegenen Edelhofe ein, deſſen alter gaſtfreier Beſitzer ihn freundlich aufnahm, und nach wiederholtem Bewillkommnungstrunke mit einer am Ende beläſtigenden Herzlichkeit behandelte. Der ſonſt ſehr geſtrenge, heute aber roſenfarben gelaunte Herr Markgraf ſchien dieſe Vertraulichkeit gnädig aufzunehmen, wies aber die zudringliche Einladung, ein Nachtquartier anzunehmen, auf's Beſtimmteſte zurück, und verabſchiedete ſich, als das Gewitter vorüber war, auf ſehr verbindliche Weiſe.

Inzwiſchen machte ſich der alte Edelmann mit der ihm widerfahrenen Ehre des hohen Beſuchs gar gewaltig breit. Alle Freunde und Nachbarn mußten es bei jeder Gelegenheit hören, was der Herr Markgraf zu ihm geſagt und nicht geſagt, und wie ſie ſo vertraulich mit einander geweſen. Manches wurde zugeſetzt und übertrieben; das iſt natürlich und eben ſo natürlich, daß ſolche Erzählungen nicht viel Glauben fanden. Man kannte ja den Markgrafen; er war ein ſehr wackerer und edler, aber doch auch ſehr geſtrenger Herr, mit dem man eben nicht viel ſpaßen durfte, und wer ihn ſah, fuhr lieber mit der Hand nach dem Hut, als daß er den Mund zum Lachen verzog. „Aber der Markgraf iſt doch mein vertrauteſter Freund," entgegnete der Edelmann, „und wenn die Herren das nicht glauben wollen, ſo werd' ich's ihnen beweiſen. Nächſtens geb' ich ein glänzendes Feſt und lade meinen Freund, den Markgrafen, ein. Auch ihr ſollt dann meine Gäſte ſeyn, damit ihr mit eigenen Augen ſeht, was das für ein charmanter Burſche iſt, mit dem ich ſo familiär wie mit meines Gleichen umgehe."

Wirklich erhielt der Markgraf, der mittlerweile von den Prahlereien des alten Ritters zufällig unterrichtet war, die Einladung zu einem großen Feſtmahl, welches er auch laut eigenhändigen Schreibens huldreichſt anzunehmen geruhte. Der bis in den fünften Himmel entzückte Gaſtgeber lud ſofort alle ſeine ungläubigen Nachbarn zu dieſem Gaſtmahl ein, und ſchloß jeder Einladung zur näheren Beglaubigung das gnädige Handſchreiben des Grafen in notariell beglaubigter Abſchrift bei.

Die Gäſte verſammelten ſich am feſtgeſetzten Tag und Stunde auf dem Edelhof; auch der Markgraf machte ſich in ſeiner Staatskaroſſe, mit Läufern, Lakaien und Bedienten auf den Weg.

Nun hielt vor dem Kruge des letzten Dorfs ein Theerfahrer mit ſeiner ſaubern Equipage. Der Markgraf rief ihn zu ſich.

„Heda! alter Theerkittel, hier heran!"

„Was gibt's, gnädiger Herr, beliebt Ihm eine Tonne Theer?"

„Das nicht, aber du ſollſt mit mir fahren auf den Herrenhof nach Liebenau zu einem großen Gaſtgebot. Da ſollſt du eſſen und trinken, beſſer als es dir je geträumt hat, und ſieh', dieſen Dukaten ſchenk' ich dir obendrein. Krüger, halloh! Nimm des Gevatters Pferd und Ladung wohl in Acht. Auf den Abend komm' ich zurück in den Krug dann ſchenk' ich dir einen Gulden. Du kennſt mich doch?"

Der Krüger zog ehrerbietigſt die Zipfelmütze. „Ganz wohl, Herr Markgraf, königliche Hoheit."

Aber der Theerfahrer ſtand wie verſteinert da.

„Und nun alter Theermichel, oder wie du ſonſt heißen magſt, ſieh nur nicht ſo verblüfft drein! Raſch hieher zu mir in den Wagen!" Der Lakai machte einen tiefen Bückling vor dem Theermichel, der Kutſchenſchlag flog auf.

„Ach du mein Gott und Heiland! Er iſt alſo der Herr Markgraf? Nun der Himmel ſteh mir bei! Ich in die prächtige Karoſſe da? Sie Er doch her, wie ſchmutzig ich ausſehe? Er will mir doch wohl keinen Schabernack ſpielen oder gar was zu leide thun?"

„Dummer Teufel und kein Ende! Kurz gefaßt und eingeſtiegen! da nimm den Dukaten und halte mich nicht länger auf, denn um 1 Uhr müſſen wir auf dem Edelhof ſeyn, damit die Herren nicht mit dem Eſſen auf uns warten dürfen. Es ſoll dir kein Leids wiederfahren, auf mein fürſtliches Wort. Aber einen recht vergnügten Tag wirſt du haben, auch dafür ſteh' ich dir ein."

Der Theerfahrer, der wohl wußte, daß man dem Herrn Markgrafen gegenüber nicht viel einwenden dürfe, ließ ſich mit Hülfe der Lakaien zitternd in die Kutſche packen, und fort ging's in ſcharfem Trabe, die beiden Läufer mit den weißen Stäben wie auf Springfedern dem Wagen vorausſhüpfend.

„Sitzt ſich hier doch beſſer und bequemer, als auf meiner Theertonne," meynte der Theerfahrer, um nur ſeiner Verlegenheit einen Ausweg zu verſchaffen. „Was aber in aller Welt, gnädigſter Herr, ſoll ich unter all' den propern Herrſchaften in meinem Schmutzkittel und betheerten Hoſen?"

„Was du da ſollſt? Bomben und Granaten! Mach' mir den Kopf nicht heiß! Du haſt ja gehört, eſſen und trinken ſollſt du nach Kräften und Möglichkeit und zwar vom Allerbeſten und nicht blöde ſeyn. Ja du ſollſt bei der Herrentafel obenan ſitzen. Aber merk' dir das," und dabei kniff er ihm ins Ohr, „zu mir mußt du immer Herr Gevatter ſagen und recht dreiſt thun. Haſt du verſtanden?"

„Vollkommen, Herr Gevatter, aber —"

„So Gevatter, und immer dreiſt, und verſchnappe dich nicht. Heute ſind wir den ganzen Tag Gevattern, und damit Punktum."

„Aber gnädigſter Herr Mark — Gevatter wollt' ich ſagen, wozu denn das Alles?"

„Das ſollſt du hernach erfahren. Vergiß nur nicht das Gevatterſagen, ſonſt kneip ich dir das Ohr ab."

Die markgräfliche Equipage rollte alſo in den Edelhof und aus demſelben dem Wagen entgegen ſtrömte die Menge der Gäſte, den Gaſtgeber an der Spitze, voraus aber ein paar Tölpel von Bedienten. Des Markgrafen Lakaien öffneten raſch den Schlag, und zu Aller Erſtaunen ſprang der Theerfahrer heraus in ſeiner Amtskleidung, d. h. im ſchmutzigen Theerkittel, mit verblüfften, weit aufgeſperrten Augen angeſchaut. Hinter dem Theermichel aber ſtiegen auch der Herr Markgraf aus.

„Tauſendmal und von ganzem Herzen willkommen!" rief der entzückte Gaſtgeber mit ausgebreiteten Armen, „und es iſt doch recht brav, daß Ihr gekommen ſeyd, mein alter vortrefflicher Freund. Heute ſchöner Wetter als jetzt, wo ich das Vergnügen —"

„Das wohl, aber ich komme, wie Ihr ſeht, diesmal nicht allein, ich habe auch noch ſolchen alten Freund und Gevatter mitgebracht, den ich unterwegs zu meiner Freude antraf, einen Kaufmann, der gutes Geſchäft in Theer macht. Könnt mir das nicht übel nehmen, denn ein Gaſt kann noch immer ein Gäſtchen mitbringen. Und ich ſehe es gern, wenn auch meine Gäſte dieſe Regel befolgen. Nicht wahr Gevatter?"

„Ja wohl, Herr Gevatter," antwortete der Theerfahrer.

Digitized by Google

„So muß ich denn unſern Wirth und die anderen Herren bitten, meinen Gevatter als ihren lieben Gaſt herzlich willkommen zu heißen.“

Alle ſchüttelten dem Theerfahrer zutraulich die ſchmutzige Hand.

Unter des Theerfahrers Vortritt, dem der Markgraf folgte, trat die Geſellſchaft in den Speiſeſaal.

„Da ſeht ihr doch nun ſelbſt, was für ein ſpaßhafter Kauz mein Freund iſt,“ rief der alte Ritter ſeinen Gäſten zu. „Potz Stern über den Theerfahrer!“

Die gnädige Frau aber wechſelte vor Aerger die Farbe.

Die Geſellſchaft ſetzte ſich zur Tafel, den oberſten Platz mußte auf des Markgrafen gemeſſenen Wunſch der Theerfahrer einnehmen, ihm zur Rechten der Wirth, zur Linken aber der Markgraf ſitzen.

Nachdem der Vorſitzende einige Flaſchen Wein getrunken und den Schüſſeln fleißig zugeſprochen hatte, wurde ſeine Zunge gelöst, die frühere Schüchternheit verlor ſich und mit lauter Stimme führte er die Unterhaltung über Tiſch faſt ausſchließlich. Dabei vergaß er aber nicht, den Markgrafen, der ihm mit Vergnügen zuzuhören ſchien, recht gefliſſentlich und oft Gevatter zu nennen. Zuletzt ſah er ihn und die ganze Tiſchgeſellſchaft wirklich für ſeines Gleichen an.

„Meine Herren,“ ſagte der Herr Markgraf laut und vernehmlich, „unſer Theerfahrer ſcheint mir doch noch ein viel intimerer Freund zu ſeyn, als unſer Wirth iſt und ſelber glaubt.“

„Wohl möglich,“ antwortete der Wirth etwas verdrießlich

„Herr Wirth! Es iſt des Gaſtgebers Pflicht, eine Geſundheit auszubringen; daß Ihr zunächſt unſern Theerfahrer hochleben laſſet, als Euern neuen Freund, verſteht ſich von ſelbſt.“

„Dann möchten wir doch zuerſt auf Eure Geſundheit trinken.“

„Donner und Doria! Um meine Geſundheit hat ſich Niemand zu kümmern; ſoll ich's Ihm noch befehlen?“

Zitternd erhob der alte Ritter ſein Glas, ſtand auf und ſtammelte einen Toaſt auf das Wohl ſeines neuen Freundes, des Theerfahrers.

Aus ſchuldigem Reſpekt gegen den Markgrafen erſcholl ein donnerndes dreifach wiederholtes Hoch.

„Und nun auf das Wohlſeyn unſers Wirthes; er und ſein neuer Freund, der Theerfahrer, leben hoch!“ rief der Markgraf, „und nun nehmt Euch die Lehre, Herr Wirth, daß Ihr nicht jeden, den Ihr zum erſtenmal bei Euch ſeht, oder mit dem Ihr eine Flaſche Wein trinket, für Euern intimſten Freund ausgebt. Verſprecht mir das, damit ich Euch der Pflicht überhebe, mit Eurem Tiſchnachbar Theerfahrer Brüderſchaft zu trinken.“

„Ich verſpreche und gelobe alles, königliche Hoheit,“ antwortete der alte Junker beſchämt und machte vor dem Herrn Markgrafen einen ganz gewaltigen Bückling.

„Nun denn, nur weiter gegeſſen und zugetrunken. Keine Umſtände!“

Das that denn auch die ganze Tiſchgeſellſchaft, inſonderheit der Theerfahrer. Nach aufgehobener Tafel dankte jeder für die genoſſene Ehre und fuhr hin, wo er her gekommen.

Zuletzt verließ der Herr Markgraf und ſein Begleiter der Theermichel den gaſtlichen Herrenſitz, Letzterer gar roſenfarbig.

„So pläſirlich iſt's mir noch niemalen geweſen wie heut, Herr Gevatter,“ ſagte der Theerkittel. „An dieſes Mittagseſſen will ich all mein Lebtage denken.“

„Hab' ich's dir nicht geſagt. Aber nun laß das Gevattern und ſprich zu keiner Seele mehr davon. Hörſt du? oder ich laſſe dir deine Knochen zu Brei zerſchlagen. Verſtanden?“

„Ja, Herr Gev..., gnädigſter Herr Markgraf wollt' ich ſagen.“

Jetzt fuhren ſie am Kruge vor, wo der Theerfahrer Pferd und Wagen wiederfand. Der Krüger erhielt den verſprochenen Gulden und der Markgraf eilte nach Schwedt zurück.

Etwa ein Jahr nachher war der alte Ritter geſtorben.

Damals reiſete der Markgraf wieder in jene Gegend. Der Theerfahrer ſah ihn und rief ihn an: „Gevatter! auf ein Wort!“

„Das Kind iſt todt und die Gevatterſchaft hat ein Ende,“ rief der Markgraf höchſt ungnädig, ließ den Theermichel von ſeinem Gefolge tüchtig durchprügeln und jagte ihn davon.

Pot-Pourri.

Die Macht der Preſſe.

Folgende Künſtleranekdote erzählt eine Pariſer Kunſtzeitung: „Ein berühmter hieſiger Maler, den wir X. nennen wollen, hat ſich in einen Omnibus geſetzt, um nach dem Odean zu fahren. In dem Wagen findet er eine Dame, er betrachtet ſie näher, ſieht, daß ſie jung und hübſch iſt, und einem höhern Stande anzugehören ſcheint. Alle Bemühungen des Künſtlers, die Aufmerkſamkeit der Dame auf ſich zu ziehen, ſind vergeblich; ſie ſcheint nicht darauf zu achten, und ſteigt ganz ruhig bei der Straße des Sts. Pères ab. X. folgt ihr, redet ſie an, die Dame lächelt, und nimmt endlich den Arm an, den ihr der Künſtler darbietet, den ſie nach den Portraits erkannte, die es von ihm gibt, und den ſie ſonſt kennen zu lernen wünſchte. Die Unterhaltung wurde bald ſehr lebhaft, doch äußerte die Dame nichts, was dahin hätte führen können, ihren Namen zu erfahren. Endlich trennt man ſich, und es wird ein Rendezvous um zwei Uhr auf der Terraſſe der Tuilerien, an der Seine verabredet. Der Künſtler iſt ſchon um ein Uhr da, die Dame erſcheint aber gar nicht. Am andern Tage die Sache wieder ſo, und ſo immer fort, bis der Künſtler endlich begreift, daß er myſtifizirt worden iſt. Er denkt nun nach, wie er es anfangen ſoll, hinter das Geheimniß zu kommen. Im Omnibus ſaß ihm die Dame zur Rechten, auf der Straße hatte ſie ihm den rechten Arm gegeben. Sie war elegant gekleidet, ſprach gut und gewählt, und ihre Konverſation verrieth, daß ſie eine Legitimiſtin war, wie denn faſt alle eleganten Damen in Paris Legitimiſtinnen ſind, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, doch um ſich ein gewiſſes ariſtokratiſches Anſehen zu geben. Sie mußte alſo auch entweder auf die Gazette abonnirt ſeyn, oder wenigſtens ſie leſen. Er geht alſo zum Redakteur, erzählt ihm ſein Abenteuer, bittet ihn, einen Artikel darüber in die Zeitung zu ſetzen, und fügt für den Abdruck hinzu: „ich weiß jetzt, warum die Dame nicht erſchienen iſt; ſie hat nur ein Auge, was ich deßwegen nicht bemerkt habe, weil ich immer auf der guten Seite ſtand.“ Was der Künſtler erwartet hatte, geſchah. Nach etwa 10 Tagen erhielt er ein Billet des Inhalts: „Was Sie ſagen, iſt nicht wahr, ich habe ſchöne Augen, und um Ihnen einen Beweis davon zu geben, werde ich mich morgen um 3 Uhr bei Ihnen einfinden, um Ihnen zu meinem Portrait zu ſitzen.“

Ein guter Rath.

In den engliſchen Gerichtshöfen iſt es gebräuchlich, daß denjenigen Verklagten, welche keinen Vertheidiger haben, ein ſolcher vom Gerichte beigegeben wird. Kürzlich erſchien vor dem Kriminalgericht ein Mann, der beſchuldigt war, einen Schinken geſtohlen zu haben, und da er ohne Rechtsbeiſtand war, erſuchte der Präſident einen gegenwärtigen Advokaten, ſich des Beklagten anzunehmen, mit ihm zu conferiren, und ihm dann den für ſeine Intereſſe beſten Rath zu ertheilen. Advokat und Client entfernen ſich hierauf, und 20 Minuten hernach erſcheint der Advokat ohne ſeinen Schutzbefohlenen. „Wo iſt der Gefangene?“ fragt der Präſident. „Er hat ſich entfernt,“ entgegnete mit der größten Ruhe der Gefragte. „Der Herr Präſident ſagte mir, ihm den für ſeine Sache beſten Rath zu ertheilen, und da er mir aufrichtig geſtand, daß er ſchuldig ſey, ſo konnte ich ihm ſicher keinen beſſern geben, als ſich ſo ſchnell wie möglich aus dem Staub zu machen, was er auch ſofort mit Freuden gethan hat.“

Als dem König Philipp von Macedonien hinterbracht wurde, daß einer ſeiner Unterthanen ihm Uebels nachredete, und man ihm rieth, den Mann des Landes zu verweiſen, erwiederte er: Mit Nichten, ſoll er denn auch im Auslande ſchlecht von mir ſprechen?

Digitized by Google

Nro. 103.
Sechzehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.
Den 24. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die letzten Ereigniſſe im Kanton Luzern. — Der arme Muſiker und ſein Kollege. — Pot-Pourri. — Buntes.

Die letzten Ereigniſſe im Kanton Luzern.

(Schluß.)

Am Tage des Treffens bei Giſlikon war auch im Entlebuch zwiſchen Eſcholzmatt und Schüpfheim ein Gefecht der Ochſenbein'ſchen Reſervediviſion gegen die Luzerner vorgefallen. Die Bewohner des Entlebuch gehörten zu den unbedingteſten Anhängern der geſtürzten Regierung. Sie hielten den Marſch der Berner einen halben Tag lang auf, wurden aber am Ende doch immer weiter gegen das untere Emmenthal zurückgedrängt. Ochſenbein ſoll ſich muthig benommen und dem Feuer ziemlich nah ausgeſetzt haben. Seine Diviſion zählte gegen 30 Verwundete und Todte. Am 24 Nov. erreichte ſie, nachdem ſie alle Verhaue bei Seite geſchafft, Malters und ſchwenkte von dort von der Landſtraße rechts ab um den Gütſch zu umgehen welchen man gleich der gegenüberliegenden Anhöhe, Zimmeregg genannt, von den Luzernern ſtark beſetzt wähnte. Die Ochſenbein'ſche Diviſion marſchirte durch das Thal zwiſchen dem Schwarzen- und dem Sonnenberg über Kriens vorwärts, und erreichte Luzern erſt gegen Abend. Die Angabe der Zürcher Zeitungen, daß Ochſenbein zuerſt eingezogen, war irrig; ſeine Diviſion rückte am ſpäteſten unter allen über die Reußbrücke in der Stadt ein. Die zweite und dritte Diviſion, welche über Willisau und Surſee gegen die Emmenbrücke herangerückt kam, hatten keinen anderen Widerſtand zu überwinden, als den der Verhaue und Verrammlungen durch Baumſtämme, Steine und Erde, welche an vielen Stellen quer über die Landſtraße gelegt waren. Sie hörten nur einzelne Schüſſe fliehender Landſtürmer und von ferne die Kanonade von Giſlikon. Als ſie die Emmenbrücke erreichten, waren ſie höchlich verwundert den wichtigen Engpaß, der von dort durch das Reußthal zur Stadt führt, ganz unbeſetzt zu finden. Sie rückten ohne Widerſtand bis zur Vorſtadt und hielten ihren Einzug durch das Baslerthor einige Stunden ſpäter als Ziegler. Der Erfolg der eidgenöſſiſchen Armee *) war bei ihrer numeriſchen Ueberlegenheit ſo ſicher berechnet, daß, wenn auch die Sonderbündiſchen bei Giſlikon einen vollſtändigen Sieg errungen hätten, die Stadt Luzern dennoch gefallen wäre. Am linken Flügel geſchlagen, würden die Eidgenöſſiſchen im Centrum und am rechten Flügel dennoch vorgerückt ſeyn. Die Partie war für Salis-Soglio und ſein Heer im voraus verloren.

Die Berner Truppen haben ihren Sieg im Entlebuch leider durch arge Exceſſe befleckt. Ihnen und ihrem Führer Ochſenbein macht das wenig Ehre, obwol man behauptet, daß letzterer alles mögliche gethan, die Wuth ſeiner Soldaten zu mäßigen. Wer im Felde gelebt hat, weiß wie ſchwer es iſt, die Erbitterung des Soldaten unmittelbar nach dem Kampfe und ſeinen Uebermuth nach dem Siege zu dämpfen. Daß hier die Berner und Waadtländer in die Wirthshäuſer eingebrochen, dieſelben geplündert, ungeheure Käslaibe an die Bajonnete aufgeſteckt und die Weinfäſſer angezapft haben, wollen wir ihnen zu gut halten. Von der Beute hat ſchon Onoſander geſagt, es gebühre von derſelben dem Soldaten ſein Theil aus gleicher Urſache, wie dem Jagdhund Blut und Gedärme. Aber die Berner und Baſellandſchäftler haben auch viel zerſtört und verwüſtet, was ihnen keinen Genuß gewähren konnte, als den, des befriedigten Rachedurſtes wegen der Freiſchaarenniederlage. In vielen Kellern wurden die Fäſſer geöffnet, und man ließ den Wein auf den Boden laufen. Häuſer, aus denen auf Truppen geſchoſſen worden oder von denen man wußte, daß ihre Bewohner gefangene Freiſchärler umgebracht hatten, wurden in Brand geſteckt. Dieß war namentlich mit jenem Hauſe bei Malters der Fall, wo vor zwei Jahren ein Luzerner Bauer in der Dunkelheit die Lampe angezündet, um den Landſtürmern das Zielen auf die geflüchteten Freiſchärler zu erleichtern. Wahr iſt es, die Luzerner Bauern hatten ſich damals mitunter abſcheulich benommen. Wenn der Scharfſchützenhauptmann Seiler von Interlaken, deſſen gefangener Bruder vor ſeinen Augen gemordet worden, und dem die Luzerner Landſtürmer den Schnurrbart ausgeriſſen, ein bitteres Gefühl im Herzen behielt, war das nicht zu verdenken. Aber die Exceſſe, welche die Berner dießmal im Entlebuch verübten, waren nicht minder ſcheußlich, als damals das Wüthen der Landſtürmer gegen wehrloſe Gefangene. Aus einem Hauſe das in Brand geſteckt worden, ſoll man — ſo wird erzählt — die Bewohner durch Flintenſchüſſe in die Flammen zurückgetrieben haben. Inmitten der Schauderſcene leuchtete auch ein Zug von Edelſinn. Ein Arzt ſprang in ein brennendes Haus um zu ſehen ob noch Bewohner vorhanden. Er fand eine Wöchnerin mit ihrem Säugling und trug ſie aus den Flammen. Unter den Leuten welche durch ſchnelles Austheilen von Lebensmitteln die Wuth der Soldaten zu beſchwichtigen ſuchten, befand ſich ein Müller welchen ein Berner Soldat als den Mörder ſeines im Freiſchaarenzuge gefallenen Bruders wiedererkannte. Er rannte ihm ſogleich das Bajonnet durch den Leib. Dieſe und andere Scenen ähnlicher Art ſind mir von Offizieren und Soldaten ſelbſt erzählt worden, welche zum Theil voll Unwillen darüber ſich äußerten. Verbürgen kann ich ſie nicht, da ich ſie nicht ſelbſt mitangeſehen; ich gebe ſie wieder wie ich ſie gehört. Wer den Krieg kennt und die Gräuel, die denſelben überall begleiten, wenn man die Exceſſe auch zu vertuſchen ſucht, wird jene Erzählungen wohl glaublich finden.

Man behauptet die Diviſion Donats ſey durch Mißverſtändniß einer Depeſche des Obergenerals, welcher ſich am linken Flügel der Armee hinter der Diviſion Ziegler befand und von dort unter Kavalleriebedeckung die Operationen leitete, in Luzern ſpäter eingetroffen, als ſie eigentlich ſollte und konnte, da ſie keinen Widerſtand vor ſich hatte. Sie hätte leicht noch am 23. Abends die Stadt erreichen und die Flucht der Regierung mit ihren Kaſſen und Getreidevorräthen hindern können. Gleich auf die erſte Nachricht von der Erſtürmung der Giſliker Schanzen, traf Siegwart mit ſeinen Kollegen die ſchnellſten Anſtalten zur Abreiſe, Geld und Getreideſäcke wurden in höchſter Eile auf das Dampfſchiff geſchafft.

*) Nach den genaueſten Angaben zählte das ganze aufgebotene Heer der Eidgenöſſiſchen, mit Inbegriff der Reſerven, 102,000 Mann, wovon gegen 60,000 Mann in den Kanton Luzern einrückten, die übrigen theils an der Gränze, theils im Kanton Freiburg und am Züricher See zur Bewachung der March ſtehen blieben.

Digitized by Google

Siegwart, der ſich mit ſeinen Landjägern umgeben, konnte den Augenblick kaum erwarten bis der Keſſel geheizt war. Gegen fünfzig Kloſterfrauen von der Landſchaft, der größere Theil der Prieſterſchaft, worunter Rickenbach, Stocker und vier Jeſuiten, der bekannte Regierungsrath Hautt mit ſeinem Vater, Bernhard Meyer und andere hatten ſich auf dem Verdeck bereits eingefunden. Während das Dampfſchiff noch rauchte, kamen in höchſter Eile noch einzelne namhafte Flüchtlinge von der Straße am Rathenſee her gelaufen. Darunter die beiden Jeſuiten Feldprediger Pater Roh und Pater Damberger; zuletzt auch der Kapuziner Pater Verekund. Pater Verekund war der beredteſte und populärſte Mann des Kantons, hatte bei jeder Gelegenheit von der Kanzel herab den Sieg des Sonderbundes als eine ganz ſichere und ausgemachte Sache prophezeit, und nicht wenig dazu beigetragen, die gläubigen Gemüther der Bauern zu entflammen. Er wohnte den Gefechten bei Muri und dem Treffen bei Gislikon bei. Als er ſah, daß die Sache dort unglücklich ging, machte er ſich aus dem Staube und ſchlich ſich im Abenddunkel mit geſenktem Kopf auf das Dampfſchiff. Die Brandröthe leuchtete ſchauerlich genug vom Himmel über den Höhen des Muſſegg und Weſemlikloſters, die Feuerſtätten von Roth und Honau andeutend, als gegen 9 Uhr Nachts das Dampfboot mit Siegwart, Jeſuiten, Kloſterfrauen, Kapuzinern, Geldkoſſen und Kornſäcken in die mondbeleuchtete Fluth des Vierwaldſtätterſee's hinausſteuerte. Zwanzig Landjäger dienten als Bedeckung. Als das Dampfſchiff in Flurien angekommen war, wurden letztere ohne Bezahlung entlaſſen und mußten auf eigene Rechnung einen Kahn zur Rückfahrt nach Luzern miethen. Erſt gegen Mitternacht kam der verwundete General Salis-Soglia mit ſeinen Adjudanten Merlan und Sonnenberg zur Stadt und fuhr mit dem andern Dampfſchiff um 2 Uhr Morgens nach Stansſtad in Unterwalden ab. Von dort ſoll er nach Uri gegangen ſeyn und hat ſich ſeitdem wahl gleichfalls nach Oberwallis geflüchtet. Als er die zeitige Flucht Siegwarts erfuhr, ſoll er bei ſeiner Abfahrt von Luzern geäußert haben, es thue ihm jetzt leid, daß er ſich zu dieſem Unternehmen mit ſo feigen Schurken eingelaſſen.

Den General Salis bedaure ich von Herzen. Er genießt den Ruf eines höchſt ehrenwerthen Mannes und hat angenehme Umgangsformen, ſolange man ihm in ſeinen politiſchen Meynungen nicht widerſpricht. Ich ſah ihn im vergangenen Sommer ziemlich häufig in Luzern. Ein Mann von ſchöner Geſtalt und edlen Geſichtszügen, welche die Hanauer Backenſchramme einigermaßen entſtellt. Schnitt des Geſichts und pechſchwarze Haare verrathen den nicht germaniſchen Urſprung; ſeine Familie ſtammt aus Welſchland. Er trug immer einen polniſchen Schnürrock, zeigte ſich bei jeder Gelegenheit als trefflicher Reiter, und in Haltung, Bewegung wie in ſeinem ganzen Weſen liegt noch etwas ſehr jugendliches. Ich hatte den feurigen Mann, deſſen perſönlichen ritterlichen Muth Jedermann anerkennt, lieb gewonnen, bis ich eines Tags hörte, daß er in einer Aufwallung von Unmuth den harmloſen Züricher Profeſſor Stiefel von Schwyz unter den Tiſch geworfen und mit Ohrfeigen tractirt. General Salis iſt, wie man glaubt, durch traurige Familienverhältniſſe zu Annahme der Stellung, die ihm der Sonderbund bot, hauptſächlich bewogen worden. Sein einziger Sohn ſitzt im Irrenhaus und der Tod entriß ihm ſeine geliebte Tochter. Seine Frau, wie er ſelbſt, neigen, obwol Proteſtanten, zur religiöſen Schwärmerei. Ueberdieß ſind ſeine Vermögensverhältniſſe durch Unglücksfälle ziemlich zerrüttet, und neben ſeinen beiden reichen Brüdern machte er in Chur ein ärmliches Haus. Als ſtrengen Conſervativen hat er ſich dort bei jeder Gelegenheit bewährt, und wider ſeine politiſchen Gegner trat er immer mit einer Energie auf, wie ſie nur wenige Männer ſeiner Partei in Graubünden mit ihm theilen. Als bei dem letzten dortigen Schützenfeſt ein bekannter conſervativer Redner von St. Gallen von den Radicalen verhöhnt und bedroht wurde, ſprang Salis-Soglio auf die Tribüne, und hielt den Hut über ſeinem Haupte, als ſey er bereit ihn gegen die Menge zu ſchützen. Einen ſehr hervorragenden Geiſt haben ſelbſt ſeine nächſten Freunde, ſoviel ich weiß, nie bei ihm gerühmt. Man achtet ihn aber als einen durchaus redlichen Mann, und liebte ihn als guten Geſellſchafter. Die Sonderbündiſchen lernten ihn bei ſeiner Miſſion in Unterwallis kennen, wo er ſich als eifrigſten Conſervativen zeigte. Sie gaben ihm als Fremden den Vorzug, da unter ihren Führern in ihren eigenen Kantonen ſeit Jahren die kleinlichſte Rivalität herrſcht.

Während der letzten Tage, welche dem Sturz der Luzerner Regierung vorausgingen, waltete hier der Schrecken. Jede Aeußerung des Mißvergnügens, der mildeſten Oppoſition, wurde mit Kerkerſtrafe bedroht. Eine Bekanntmachung der Polizei verbot das Beiſammenſtehen von drei und mehr Perſonen auf der Straße. Unter den Eingekerkerten in dieſen letzten Tagen der Siegwartiſchen Schreckensherrſchaft befand ſich auch der Sohn des Alt-Schultheißen Kopp. Es war kein Wunder, daß nicht nur die Radicalen, deren die Stadt Luzern in der That nicht viele zählt, ſondern auch der ganze gemäßigt liberale Theil der Bürgerſchaft, welche deren Mehrzahl bildet, über Siegwarts Sturz und den Einmarſch der eidgenöſſiſchen Truppen aufrichtig frohlockte. Die eidgenöſſiſchen Farben, die vorher ſtrenge verboten waren, kamen plötzlich aus vielen Fenſtern zum Vorſchein. Den Truppen der Ziegleriſchen Diviſion, welche zuerſt einrückte, tönte unbeſchreiblicher Jubel entgegen. Manche Häuſer waren mit der begrüßenden Inſchrift geſchmückt: „Seyd willkommen, ihr Befreier!“ Auf andern Inſchriften las man: „Nieder mit den Jeſuiten und dem Sonderbund.“ Natürlich erwachte zugleich bei den Liberalen unedles Rachegefühl gegen die Partei der Rothen. Die Soldaten wurden zur Zerſtörung der Häuſer Siegwarts und Elggers von den Bürgern förmlich aufgemuntert. In den erſten Stunden der Verwirrung war es ſchwer dergleichen Scenen zu verhindern. Der Stadtrath erließ ſeitdem eine ſehr ernſte Mahnung an die Bürger, und der energiſche Oberſt Ziegler, der zum Platzkommandanten ernannt wurde, ſtellte unter den Truppen ſtrenge Mannszucht wieder her.

Er wurde darin eifrigſt unterſtützt vom Oberſtlieutenant Landammann Siegfried aus Aargau, einem der fähigſten tüchtigſten Männer der Schweiz, der auch im Treffen bei Gislikon durch perſönlichen Muth ſich ausgezeichnet hatte. — Das kriegeriſche Drama in der innern Schweiz iſt mit der Unterwerfung der Urkantone ausgeſpielt; das politiſche wird wohl ſo lange dauern, als zwei große Gegenſätze der Prinzipien, ſo ſchroff und unverſöhnlich wie bisher, neben einander beſtehen.

Der arme Muſiker und ſein College.

Ich habe mich immer recht in die Seele hinein geärgert, wenn ich das Wort hören muß: „Man hört in unſeren Tagen nichts Gutes mehr!“ Da ſollte man doch wahrlich denken, unſere Zeit ſey die allerſchlechteſte ſeit Adam's Tagen, und die Menſchen ſeyen alleſammt Spitzbuben, Unmenſchen und Hallunken. Ich ſag's Jedem in's Geſicht, es iſt nicht wahr, wenns auch Schufte genug gibt. Eine ſchlechte That wird überall erzählt, aber wenn einmal eine gute geſchieht, ſchweigt man davon. Die guten Menſchen legen ſich damit nicht an den Laden und laſſen's nicht austrompeten, wie es die Phariſäer machten.

Darum will ich auch nicht ſtille ſchweigen, wenn ich eine gute That hier oder dort höre, und will 'mal gleich wieder eine erzählen, die noch nicht alt iſt.

An einem ſchönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfeſt. Der Prater iſt eben eine ſehr große, öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume, und iſt der Hauptſpazirgang und Beluſtigungsort der Wiener. Viel Volk's ſtrömmte hinaus, und Jung und Alt, Vornehm und Gering freuten ſich dort ihres Lebens, und kamen auch viele Fremde, die ſich an der Volksluſt erfreuten. Wo fröhliche Menſchen ſind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit ſeiner glücklicheren Mitmenſchen gewieſen iſt.

Digitized by Google

Es waren denn hier einige Menge Bettler, Orgelmänner, Harfenmädchen, die ſich ihre Kreuzer zu verdienen ſuchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem ſeine kleine Penſion zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von ſeinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme geweſen war. Er ſpielte unter einem Baume im Prater, und ſeinen treuen Pudel hatte er ſo abgerichtet, daß er vor ihm ſaß und den alten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die ſie ihm geben wollten.

Heute ſtand er auch da und fidelte, und der Pudel ſaß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur 'mal angeſehen, ſie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müſſen. Dünnes, weißes Haar deckte kaum ſeinen Schädel; ein alter fadenſcheiniger Soldatenmantel war ſein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und faſt jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nöthig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätſchenkugel hatte die übrigen zwei bei Aspern mitgenommen, und faſt zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch ſahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreutzer neue Saiten auf ſeine Violine gekauft und ſpielte mit aller Kraft ſeine alten Märſche und Tänze.

Trübe und traurig ſah der alte Mann auf die wogenden Menſchenmenge, auf die fröhlichen Geſichter, auf die ſtolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in ſeine Seele — heute Abend mußte er hungern auf ſeinem Strohlager im Dachſtübchen. Sein Pudel war in der That beſſer d'ran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Gußſteine, an dem er ſeinen Hunger ſtillen konnte.

Schon war's ziemlich ſpät am Nachmittage. Seine Hoffnung war ſo nahe am Untergehen wie die Sonne; denn ſchon kehrten die Luſtwandler zurück. Da legte ſich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Geſicht.

Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein ſtattlich gekleideter Herr ſtand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete.

Als endlich Alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch ſein Bein ihn kaum mehr trug, ſetzte er ſich auf einen Stein und ſtützte die Stirne in die hohle Hand, und die Erde ſaugte einige heimliche Thränen ein, und die ſagt's nicht weiter.

Der Herr aber, der dort neben am Stamme der alten Linde lehnte, hatte geſehen, wie die verſtümmelte Hand die Thränen abwiſchte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht ſähe. Es war, als ob die Thränen wie ſiedendheiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, ſo raſch trat er hinzu, reichte dem Alten ein Goldſtück und ſagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!"

Der alte ſah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutſchen Sprache ſo holperig umging wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verſtand der Invalide doch und reichte ihm ſeine Geige. Sie war nun ſo ſchlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte ſo übel. Er ſtimmte ſie glockenrein, ſtellte ſich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und ſagte: „College, nun nehmt Ihr das Geld, und ich ſpiele!" Der fing denn nun an, zu ſpielen, daß der Alte ſeine Geige neugierig betrachtete und meynte, es ſey ſie gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilirten Engelſtimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne ſchweren Leids aus ihr heraus, die das Herz ſo bewegten, daß die Augen feucht wurden. Jetzt blieben die Leute ſtehen und ſahen den ſtattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; Jedermann ſah's: der Herr geigte für den Armen; aber Niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbſt die Kutſchen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptſache war, Jedermann ſah ein, was der kunſtreiche Fremde beabſichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer je nachdem's die Leute hatten und je nachdem das Herz war. Der Pudel knurrte. War's Pläſir oder Aerger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, ſo ſchwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter!" riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" — Der Alte that's und, richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in ſeinen Sack, in den er die Violine zu ſtecken pflegte. Der Fremde ſtand da mit leuchtenden Augen und ſpielte, daß ein Bravo über das andere erſchallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiſer!" über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Oeſtreicher liebten ihren edlen Kaiſer Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel ſo groß, daß plötzlich alle Leute das Lied ſangen. Der Geiger ſpielte mit der größten Begeiſterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er raſch die Geige in des glücklichen Invaliden Schooß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes ſagen konnte, war er fort.

„Wer war das?" rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und ſagte: „Ich kenne ihn ſehr wohl, es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier ſeine große Kunſt im Dienſte der Barmherzigkeit übte; laßt uns aber auch ſein edles Beiſpiel nicht vergeſſen!" —

Der Herr hielt ſeinen Hut hin, und aufs Neue flogen die Geldſtücke in den Hut des Herrn, der diesmal für den Invaliden aufhob. Alles gab, und als dann der Herr das Geld abermals in des Invaliden Sack geſchüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!"

„Hoch! hoch! hoch!" rief das Volk.

Und der Invalide faltete ſeine Hände und betete: „Herr, belohne Du's ihm reichlich!"

Und ich glaube, es gab an dieſem Abend zwei Glückliche mehr in Wien. Der Eine war der Invalide, der nun weithin ſeiner Noth enthoben war, und der Andere Boucher, dem ſein edles Herz ein Zeugniß gab, um das man ihn beneiden möchte.

Pot-Pourri.

Chloroform.

Mehrere wiederholte Verſuche mit dem Chloroform bei größeren und kleineren Operationen in der Erlanger chirurgiſchen Klinik können als neue Beweiſe für die Wirkſamkeit des in Rede ſtehenden Arzneiſtoffes angeſehen werden. Bei einem ſehr empfindlichen Kranken wurde die Amputation und die in dieſem Falle ſchwierige Unterbindung ungewöhnlich vieler Gefäße ohne Reaction von Seite des Patienten, in Gegenwart mehrerer fremden Aerzte durchgeführt. Dieſelbe Empfindungsloſigkeit ward in einem Falle von Applikation des glühenden Eiſens auf eine Wunde wahrgenommen. Hier trat die Betäubung ſchon nach ½ Minute ein. Die Erſcheinungen, welche die Inhalation begleiteten und auf ſie folgten, waren die ſchon wiederholt erwähnten; ſie ſtimmen in mancher Beziehung mit denen der Schwefelätherinhalationen überein, aber die Nachwirkung iſt länger. Der Amputirte klagte nach der Rückkehr des Bewußtſeins über ein Gefühl des Wundſeyns im Schlunde, das nach dem Trinken eines Glas Waſſers ſich verlor, die Lippen waren mit kleinen Bläschen beſetzt, welche aber nach 36 Stunden verſchwanden. Als Inhalationsmethode bewährte ſich noch immer am meiſten das Vorhalten eines Sacktuches, auf welches 30 bis 40 Tropfen Chloroform getröpfelt ſind.

Jagd mit Seeraben.

Die Chineſen ſind die unermüdlichſten und vielleicht die geſchickteſten Fiſcher von der Welt; aber unter allen Arten des Fiſchfanges, die bei ihnen üblich ſind, iſt wohl keine merkwürdiger, als diejenige, für welche ſie eine der größeren Arten der Seeraben aufziehen. Dieſer Seerabe iſt ſicherlich ein wunderbarer Vogel. Ich habe ihn oft auf Seen und Kanälen getroffen, und hätte ich nicht

Digitized by Google

ſelbſt ſeine außerordentliche Geſchicklichkeit geſehen, nie hätte ich geglaubt, was über ihn geſcheieben worden iſt. Zum erſtenmal beobachtete ich ihn auf einem Kanal, einigr Meilen von Ningpo. Ich ließ ſofort die Segel meines Schiffes einziehen, um eine beſſere Ueberſicht zu gewinnen. Wir hatten zwei kleine Kähne, und in jedem befand ſich ein Mann mit einem Dutzend Vögel, die auf dem Dahiboed ſaßen, und eben erſt auf dem zum Fiſchfang beſtimmten Orte angelangt waren. Sobald die Loſung zur Jagd gegeben war, ſtürzten ſich die Thiere — ſo wohl dreſſirt waren ſie — ſofort ins Waſſer. Ihr Auge, von einem ſchönen Meergrün und ſo leuchtend wie der Blitz, erſieht den Fiſch ſchon in beträchtlicher Tiefe, und ſo wie er ihn erſchaut, taucht der Vogel unter. Seine Beute, ſobald ſie ſich in ſeinem elaſtiſchen Kropfe befindet, vermag nicht wieder zu entſchlüpfen. Dee Vogel erſcheint nun wiederum über dem Waſſer, und der Chineſe ruft ihn zu ſich zurück. Folgſam wie ein Hund, kehrt er zu ſeinem Herrn zurück, läßt ſich in das Boot aufnehmen, und gibt ſeinen Fang von ſich, um ſogleich ſeine Arbeit wieder anzufangen. Was noch eeſtaunender iſt, iſt dieß, daß, wenn einer von ihnen einen füe ſeine Keäfte zu dicken und zu ſchweren Fiſch trifft, einer ſeiner Gefährten ihm zu Hülfe eilt, und mit ihm die gemeinſame Beute ins Waſſer beingt. Zeigt ſich einer dieſer ſonderbaren Fiſcher läſſig, ſchwimmt er zu ſeinem Vergnügen und ohne auf die Arbeit zu achten, umher, ſo braucht ſein Herr nur mit dem langen Bambusſtecken, den er bei ſich führt, in der Nähe des Vogels, und ohnr dieſen zu treffen, ins Waſſer zu ſchlagen, und ihm ſeine Trägheit vorzuwerfen. Alsbald, gleich einem zerſtreuten Schulknaben, den ſein Lehrer zur Aufmerkſamkeit ermahnt, kehrt der Seerabe zu ſeiner Pflicht zurück. Damit er die Fiſche, die er fängt, nicht verſchlucke, wird ihm immer ein Ring um den Hals gelegt.

Pariſer Celebritäten.

In Paris (erzählt die „Leipz. Modezeitung") ſtaeb in dieſen Tagen eine europäiſche Berühmtheit, ein Mann, deſſen Verluſt unerſetzlich ſeyn dürfte, ein König, der viele Jahee das Szepter unangetaſtet führte, der — Whiſtkönig Deſchapelles. Sein Leben war höchſt abenteuerlich geweſen. Als Soldat blieb er zweimal halbtodt auf dem Schlachtfelde; in Baylen wurde er gefangen genommen und nach Portsmouth auf ein Gefängnißſchiff gebrache, von dem er mit bewundernswürdiger Gewandtheit und Ausdauer entfloh, ob er gleich einarmig war. Als er in Paris nach uneehörten Gefahren ankam, nahm er ein kleinrs Amt an, und in der vielen freien Zeit, die ihm daſſelbe geſtattete, fiel ihm zufällig eine alte „Abhandlung über das Whiſtſpiel" in die Hand, nach welcher er ſich ohne Uebung zu dem größten Whiſtſpieler ausbildete. Man nannte ihn mit Recht die „Whiſt-Encyklopädie", denn es gab keine noch ſo verwickelte Frage, keine noch ſo ſeltſame Kartenkombination, die er nicht auf der Stelle zu löſen vermocht hätte. Seine Geſchicklichkeit in allen Spielen war ſprichwörtlich geworden; ſelbſt im Billard verlor er nie eine Partie, trotz ſeiner Einarmigkeit, und im Schach kannte er ſeines Gleichen nicht. — Eine andere vielbeſprochene Perſon, Frau v. Contade, die im vorigen Jahre wettete, in drei auf einander folgenden Nächten auf drei Bällen in drei verſchiedenen Ländern zu tanzen, die ihre Wette gewann und in der Montagsnacht, in Paris, in der Dienſtagsnacht in Brighton und in der Mittwochsnacht in Brüſſel tanzte, liegt jetzt, an allen Gliedern gelähmt, im Bette.

Achtung vor dem Geſetze.

Vor einiger Zeit verlangte ein Holländer, Vater von ſieben Kindern, von der Regierung Unterſtützung für das ſiebente, und er ſtützte ſich dabei auf ein Geſetz vom 29. Nivoſe des Jahres XIII., das während der Beſetzung Hollands durch die Franzoſen erlaſſen worden war. Die Regierung wies das Geſuch zurück, weil das Geſetz nicht mehr gelte. Mit ächt holländiſcher Zähigkeit betrieb der Genannte ſeine Forderung nun erſt recht und verklagte die Regierung, die denn auch verurtheilt worden iſt, weil man das Geſetz ausdrücklich aufzuheben vergeſſen hatte. Sobald dieſe Entſcheidung bekannt war, meldeten ſich einr Menge Väter mit ähnlichen Forderungen, ſo daß die Regierung im vorigen Monate ſich genöthigt ſah, einen Antrag an die Stände zu bringen, ihr 70,000 Gulden zu bewilligen, damit ſie die Forderungen befriedigen könne. Natürlich wurde nun auch das läſtige Geſetz aufgehoben, doch ſind bis 1861 die Ausgaben für die Erziehung jedes ſiebenten Kindes in jeder holländiſchen Familie zu bezahlen. Man erwartet, daß man für mehr als 500 Kinder werde ſorgen müſſen.

Pietiſten falſche Chriſten.

Dieſes alte Sprichwort hat ſich auch neulich wieder bewahrheitet. Vor einer Abtheilung des Berliner Kammergerichts kam kürzlich der Fall vor, daß der Angeſchuldigte einen Zeugen rekuſirte, weil er — ein Pietiſt ſey. Auf des Vorſitzenden Bemerkung, daß dies doch des Zeugen Glaubwürdigkeit nicht ſchmälern könne, entgegnete der Angeklagte der Zeuge bete zwar viel, gehe auch immer früh nach der Kieche, aber von da regelmäßig in übelberüchtigte Häuſer. Da der Angeſchuldigte den Beweis antreten zu wollen erklärte, ſo wurde dieſer aufgenommen und die Wahrheit der Angaben beſtätigte ſich. Darauf erklärten die Richter, daß auf das Zeugniß jenes Zeuzen als eines Heuchlers kein Gewicht zu legen ſey.

Buntes.

Es wird in der „Theateezeitung" von Adolf Bäuerle erzählt. Montag, 6. December, alſo nicht am 1. April, ſondern am Nikolaustage, tritt eine ziemlich gut gekleidete und gar nicht bornirt ausſehende Frau in eine Buchhandlung in Wien und begehrt zwölf Ellen Handatlas von Meyer für einen Ueberrock. Es gab natüelich ein ſchallendes Gelächter, worüber die gute Frau ſehr ungehalten wurde und keine Beleheung geſtattete, ſondeen unter Schmähungen über „alberne Ankündigung" die Buchhandlung verließ.

Der fromme Pater Abraham a Santa Clara äußerte ſich über ſchlechte Muſiker alſo: „In euren Orcheſtern, Ihr Leute, wird ſo arg geſchwätzt, daß ſie keine Ohr-Cheſter, ſondern Maul-Cheſter ſind; die Violinen ſind Vieholinen, das Clarinett iſt weder klar noch nett, die Flöten ſind in Nöthen, ſpielt Einer Klavier, ſo klagen wir. Genug, alle Muſikante ſpielen ihre Schande, das Notenpult allein iſt ohne Schuld und Euee Direktor iſt ein Thier-Rector." Abraham a Santa Clara würde, wenn heut' ſein Geiſt herniederſtiege, noch ſo viel andee Dinge über die Muſiker ſagen können, daß wir um eine ſchöne Kapuzineepredigt reicher werden könnten.

Einen jungen Mann, welcher ſich ſtets beklagte, daß er keine Anſtellung finden könne, da er keine Protektion habe, fragte kürzlich ein ältlicher hochgeſtellter Mann, welchen dieſe Klagen rührten und der ſich vorgenommen, den jungen Mann zu protegiren: was er den eigentlich gelernt habe. Gelernt? feagte ganz erſtaunt der junge Mann, gelernt habe ich nichts; wenn ich etwas gelernt hätte, brauchte ich keine Protektion.

„Haben's a Paß?" fragte eine Schildwache öſterreichiſchen Geiſtes einen liſtigen Reiſenden. — „Ja." — „Zeigens!" — „In meinem Paſſe ſteht: ich brauche ihn nicht vorzuzeigen." — „Schann's, das iſt mir noch nicht vorgekommen. Da paſſiren's nur immer weiter."

Ein Ehemann, als ihm die vierte Frau geſtorben, tröſtete ſich mit den Worten: Nimmt Gott, ſo nehm' ich wieder.

Digitized by Google

Nro. 104.
Sechszehnter Jahrgang
1847.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.
Den 29. Dezember.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Marie Louiſe. — Die Kriegsereigniſſe in Luzern. — Ein geheimnißvoller Staatsgefangener. — Etwas über die Grobheit. — Anekdote.

Marie Louiſe.

Die Tochter eines deutſchen Kaiſers, die Gemahlin eines vom Artillerielieutenant zum Kaiſer der Franzoſen und zum allmächtigen Diktator Europa's emporgeſtiegenen und von ſeiner ſchwindelnden Höhe auf eine öde Inſel des atlantiſchen Ozeans ins Exil herabgeſchleuderten Helden, die Mutter eines Kindes, das in der Wiege mit der Krone der Weltſtadt geſchmückt und der Erbe des größten Reiches der Welt war, um in zarter Jugend in den einſamen Gemächern von Schönbrunn zu verwelken, iſt am 17. Dec. 1847 als Herzogin von Parma dem Gatten und dem Sohne im Tode gefolgt. Welch' eine Fülle von Erinnerungen aus der denkwürdigſten Zeit des neuen Europa drängt ſich um den Sarg, der die ſterbliche Hülle dieſer Fürſtin umſchließt! Denn wir ſehen von hier zurück auf die 19jährige Jungfrau, die, ſtrahlend von Jugend und Schönheit, aus der klöſterlichen Einſamkeit der kaiſerlichen Frauengemächer den erſten, ahnungsvollen Schritt ins Leben that. Und in welches Leben! auf den erſten, den glänzendſten Thron der Welt, den ſie mit dem Manne theilte, vor welchem die uralten Königsgeſchlechter Europa's ſich beugten, in ein Leben, deſſen Herrlichkeit die trunkene Seele vergeſſen ließ, was ſie vielleicht niemals ernſtlich bedacht, daß ſie der Preis war, den ein trauernder Vater dem glücklichen Sieger hingab, der aus den Reihen des Volkes zum Beherrſcher der Welt emporgehoben worden durch dieſelbe Revolution, welche vor kaum einem halben Menſchenalter das Haupt einer andern öſterreichiſchen Kaiſertochter, ihrer Großtante, auf dem Schaffot hatte fallen laſſen; daß ſie nur dazu beſtimmt war, einem vom Volke neu aufgeſchlagenen Throne die Weihe und den Beſtand der Legitimität und einen den legitimen Fürſten Europa's ebenbürtigen Erben zu geben. Noch weniger konnte, von Pracht und Herrlichkeit umgeben, die jugendlich entzückte Fürſtin ahnen, daß es damit ein ſo ſchnelles Ende nehmen, daß ſie ſelbſt bei dem Zuſammenſturz des rieſenhaften Baues in ſo tragiſcher Weiſe betheiligt ſeyn ſollte, ein Opfer für die Legitimität. Seltſam! Als der Graf von Provence in ſeinem Exil zu Hartwell die Kunde von der Vermählung Napoleon's mit einer öſterreichiſchen Kaiſertochter erhielt, verſchloß er ſich mehrere Tage, für Niemand ſichtbar, in ſein Kabinet, ließ darauf ſeinen kleinen Hof zuſammentreten und bot allen Denjenigen, welche nach Frankreich zurückzukehren wünſchten, Päſſe an, ſo unwiderruflich ſchien dem Prätendenten fortan ſeine Sache verloren. Und doch war dieſe Vermählung eine der wirkſamſten Urſachen zum Sturze des Kaiſerthrones. Napoleon ſelbſt hat Dieß auf St. Helena ausgeſprochen. „Ein Sohn von Joſephine“, ſagte er, „wäre mir nothwendig geweſen; dann hätte meine Scheidung nicht ſtattgefunden; ich ſäße noch auf dem Throne und wäre nicht in den mit Blumen überdeckten Abgrund geſtürzt.“ Möglich, daß hier Napoleon übertrieb; jedenfalls aber war der Einfluß dieſer Verbindung auf ſeinen Sturz ein ſehr bedeutender, denn ſie war der auch äußerlich ausgeſprochene Abfall von dem Prinzip, das ihn erhoben; und ſolche Prinzipien laſſen ſich nicht ungeſtraft verleugnen. Die wenigen Jahre aber, welche verfloſſen, bis dieſe Strafe eintrat, bis der Abfall ſich rächte, verlebte Marie Louiſe nicht blos in Glanz und Herrlichkeit, ſondern in wahrem Glücke, denn ſie fühlte ſich geliebt. Das Vertrauen ihres Gemahls ernannte ſie während ſeiner Abweſenheit in Rußland und Sachſen zur Regentin des Reiches. Aber das Unglück brach herein, immer drohender, immer näher dem Sitze der kaiſerlichen Herrlichkeit. In Paris, vor welchem die ſiegreichen Verbündeten, die Napoleon überholt hatten, ſtanden, war die Kaiſerin mit ihrem Sohne eingeſchloſſen, umgeben von unfähigen Höflingen oder von Verräthern, die in der Stunde der Gefahr ihren Herrn verließen. Sie riethen der Kaiſerin zur Flucht. Hätte ſie, ihren Sohn im Arme, die Bevölkerung von Paris zum Kampfe aufgerufen, ſo hätte Napoleon Zeit gehabt, die Hauptſtadt zu entſetzen und vielleicht einen Frieden zu ſchließen, der wenigſtens ſeine Dynaſtie nicht vom Throne ausgeſchloſſen hätte; ja wäre ſelbſt in der eingenommenen Hauptſtadt die kaiſerliche Mutter, die Tochter eines der ſiegreichen Monarchen, mit ihrem Sohne auf dem Arm dem mächtigen und galanten Alexander entgegengetreten, ſo wäre von einer Zurückberufung der Bourbonen vielleicht niemals die Rede geweſen, und die ganze europäiſche Weltlage wäre eine andere. Solche Betrachtungen knüpfen ſich an den Tod der Fürſtin. Aber das Verhängniß ſollte erfüllt werden. Der Abreiſe der Kaiſerin nach Blois folgte raſch die Entmuthigung der Pariſer Bevölkerung, die Kapitulation der Hauptſtadt, die Abſetzung des Kaiſers und ſeine Verbannung. Marie Louiſe, die mit dem Sohne zu ihrem Vater ging, hat ihren Gemahl nie wieder geſehen, ſie theilte ſeine Verbannung nicht. Ein kleines Fürſtenthum mußte ſie für den glanzvollen Thron entſchädigen, den ſie verloren. Sie hatte das Große hinter ſich gelaſſen, um fortan im Kleinen ſich zu begnügen. Man ſagt, ſie habe ſich in ihr Schickſal zu finden gewußt. Thatſache iſt, daß Napoleon, als er 1815 von Elba zurückkehrte und den kaiſerlichen Thron in Frankreich abermals aufrichtete, von ſeiner Gemahlin nie oder nur in dunkeln Andeutungen ſprach; Thatſache, daß der Graf v. Neipperg ſchon im Jahr 1814 ihr Ehrenkavalier wurde und daß ſie ſich denſelben ſpäter zur linken Hand antrauen ließ. Sie überlebte ihren Gatten um 26, ihren Sohn um 15 Jahre. Die Familie, welche zwei feindliche Prinzipien hatte verſöhnen ſollen, iſt ſelbſt im Tode noch getrennt: den Mann des Volkes hat ſein Volk dem Meeresfelſen, „wo ihn der Weltgeiſt hingedichtet,“ entführt, um ihm in ſeiner Mitte ein prachtvolles Mauſoleum zu errichten; fern von ihm ruht die Leiche des Sohnes in der kaiſerlichen Gruft, in der ſich die im Leben von ihm getrennte Mutter im Tode mit ihm vereinigen wird: ein ſprechendes Bild des noch unverſöhnten Gegenſatzes. Nur die Poeſie, welche dieſe drei Särge umwebt, vermag das in der Wirklichkeit Unvereinbare zu verſöhnen.

(Nürnb. Korreſp.)

Die Kriegsereigniſſe in Luzern.

(Als Nachtrag zu Nro. 102. und 103. des „Sammlers.“)

Auf die Darſtellungen des Kampfes im Kanton Luzern aus der Feder des Herrn M. W. folgte in der „Allgemeinen Zeitung“ eine Erwiederung, von einem Generalſtabsoffizier der Armee der ſieben verbündeten Kantone, Grafen S., aus welcher wir, der Unparthei-

Digitized by Google

lichkeit wegen und um unſern Leſern ein möglichſt getreues Bild jener wichtigen Ereigniſſe zu geben, hiemit die Hauptſtellen entnehmen. Nach einigen Eingangsworten heißt es daſelbſt: Der kluge ruhige Dufour hat den Sieg errungen über Salis-Soglio, einen Mann, der ſich durch militäriſch-praktiſche Kenntniſſe, wie durch ſeinen ritterlichen Muth und ſeine ungemeine Liebenswürdigkeit auszeichnet. Salis-Soglio war bei Rikenbach in der Kette der Tirailleurs, auf dem Marſche nach Muri bei der Avantgarde, endlich bei Gislikon in der Batterie, und war über zwei Stunden lang dem Feuer von vier Batterien Zwölfpfünder ausgeſetzt, bis er endlich von einer Zwölfpfünder-Kartätſchenkugel getroffen, blutend niederſank; Salis-Soglio, vielleicht beſeelt von einer dunkeln Ahnung eines unglücklichen Ausgangs, hat ſich den Namen eines heldenmüthigen Generals rein erhalten. Was das Verhältniß zwiſchen ihm und Sr. Durchl. dem Fürſten Schwarzenberg betrifft, ſo war dieß das freundſchaftlichſte. Die Nachricht von einer gewiſſen Eiferſucht zwiſchen den beiden Herren bin ich ermächtigt für Irrthum zu erklären. (Hier folgt als weiterer Beweis ein Brief des Fürſten Schwarzenberg an den Herrn Salis.)

Was den Fürſten weiter anbetrifft, ſo glauben wir das über ihn in dieſen Blättern von einer Luzerner Korreſpondenz Geſagte um ſo beſſer berichtigen zu können, als wir ſeit deſſen Einrücken uns oft in ſeiner Nähe befanden, und auch noch ſpäter Gelegenheit fanden mit ihm in Berührung zu kommen, und es daher nicht wagen würden in dieſer Beziehung Daten zu geben, welche ſpäter widerſprochen werden könnten. Der Fürſt v. Schwarzenberg hat früher ſchon mehrere Reiſen in der Schweiz gemacht, und iſt bei dieſer Veranlaſſung viel mit den militäriſchen Notabilitäten des ſogenannten Sonderbunds, als Elgger, Abyberg, Schmid, Sonnenberg u. ſ. f. in Berührung gekommen. Seine Kenntniß der Lokal- und Perſonalverhältniſſe, ſeine vielſeitigen Erfahrungen und ſonſtigen Eigenſchaften mochten es wünſchenswerth machen, denſelben an der Leitung des Kampfes Antheil nehmen zu laſſen, und deßwegen erfolgte, wie wir gewiß wiſſen, an ihn ſchon im Sommer l. J. eine Einladung des Kriegsraths der ſieben katholiſchen Kantone, an demſelben Antheil zu nehmen. Der Fürſt ſcheint nach dieſer Einladung ſeine Anweſenheit in der Schweiz als eine Ehrenſache betrachtet zu haben, ohne von dem glücklichen Ausgange des Kampfes eine günſtige Meynung zu hegen. Er iſt bei dem Ausgang des Kampfes ſelbſt wieder erſchienen in der Vorausſetzung, daß wenn Noth an Mann geht, der Mann immer willkommen ſey. General Salis, ſtatt wie behauptet, in ihm einen Rivalen zu ſehen, ließ ihn bei ſeiner Ankunft in Flüelen durch einen ſeiner Adjutanten, den Lieutenant v. Sonnenberg, bewillkommnen und überhäufte ihn mit Auszeichnungen aller Art.

Von einem Zerwürfniß zwiſchen ihm und dem General war nie die Rede. Daß Elgger das Kommando übernommen haben ſoll, iſt ebenfalls falſch, und was die Tapferkeit des Oberſten Elgger anbelangt, ſo erklären wir frei und offen, und werden es nöthigenfalls zu vertreten wiſſen, daß wir Hrn. Oberſten Elgger für einen der tapferſten Offiziere des ſogenannten Sonderbundes halten, und auch nur die geringſte Verdächtigung in dieſer Beziehung für eine übelwollende Verleumdung erklären müßten.

Alle andern ſchönen Redensarten, die man bei dieſer Gelegenheit gehört haben will, ſind ebenfalls nichts als leere Gerüchte. Fürſt Schwarzenberg hat einige Tage vorher dem Gefechte bei Airolo beigewohnt, und zu deſſen glücklichem Erfolg beigetragen. Tags darauf begab er ſich nach Flüelen. Dem artigen Benehmen des Generals begegnete der Fürſt auf gleiche Weiſe, und als er gleich nach ſeiner Ankunft zum Beiſitzer des Kriegsraths ernannt worden war, erbat er ſelbſt ſich die einſtweilen, durch die Abſendung des Hrn. Oberſten Vincenz Müller nach dem Gotthard, erledigte General-Adjutantenſtelle bei General Salis. In dieſer Eigenſchaft ſahen wir ihn, und zwar nicht in Civilkleidern, ſondern in voller Uniform mit dem Malteſerkreuz auf der Bruſt, ſowol am 22. Nov. bei Cham, als am 23. bei Gislikon. Zugleich bemerken wir, daß der Fürſt durch die menſchenfreundlichſte Sorgfalt, mit der er ſich um die gefangenen Teſſiner Offiziere, die er von Airolo her kannte, annahm, einen ehrenhaften Beweis der Kriegsführung im Rococoſtyl gab, wo man tapfer und menſchlich zugleich ſeyn konnte. Daſſelbe kann von den Helden des Fortſchritts nicht immer im gleichen Maße geſagt werden.

Da der Fürſt Schwarzenberg am 23. Nov. Vormittags noch in Luzern beim Kriegsrath war, kam er bei Gislikon durch den Kannonendonner gerufen, im Augenblick der Verwundung des General Salis an, und erhielt von demſelben den Auftrag, die Truppen bei Ebikon aufzuſtellen und dort dem Vorrücken des Feindes die Spitze zu bieten; dort erinnern wir uns auch, ihn mit der Aufſtellung der Batterie Mazolla beſchäftigt geſehen zu haben. Wir können nicht glauben, daß deſſen mißbilligende Aeußerungen, wie ſie ſchon in mehreren Korreſpondenzen angegeben werden (z. B. als habe er ſich von den freiwilligen Offizieren nicht genug unterſtützt geſehen ꝛc.), richtig hinterbracht worden ſind, da der Fürſt in allen Mittheilungen ſich vorſichtig und rückhaltend erwies. Die fremden freiwilligen Generalſtabsoffiziere haben, das kann die Armee bezeugen, ihre Pflicht gethan, und wir haben nicht nöthig, dieß noch durch Thatſachen zu belegen. Es iſt auch falſch, daß der Fürſt Schwarzenberg mit den Regierungsmitgliedern das Dampfſchiff beſtieg, er überſchiffte den See erſt ſpäter, und zwar in Begleitung des Landſturmoberſten v. Tſchudy und ſeines Adjutanten des Herrn v. Cſármontanghy. Am 24. als der Kriegsrath auseinander ging, begehrte und erhielt er ſeine Entlaſſung, da militäriſch nichts mehr zu thun war, und trat ſeinen Rückweg über die Furka nach Mailand an, wo er auch nach wenigen Tagen glücklich anlangte, und durch ſeine Anweſenheit und freundliche Aufnahme vielen ſeiner Kampf- und Leidensgenoſſen einen weſentlichen Anhaltspunkt bot.

Ueber die fremden anweſenden Offiziere war gottlob nur eine Stimme des Lobes, und ſie ſämtlich wußten zu gut, daß, nachdem der Regierungsrath Luzern verlaſſen, für ſie keines Bleibens mehr in jener Stadt war; wir entgingen, mit Ausnahme des Majors Zeerleder, der Gefangenſchaft und dadurch der liebloſen und grauſamen Behandlung der rohen eidgenöſſiſchen Truppen, von denen freilich weder Kenntniß noch Ausübung des Kriegsgebrauchs zu erwarten war. Keiner unter uns wollte von der Capitulation etwas wiſſen, Niemand von uns ſich zu dem Geſchäft eines Parlamentärs hergeben; wir knüpften ſchöne Hoffnungen an den ruhmvollen Namen der Urkantone, glaubten uns dort halten zu können, ſahen uns aber leider getäuſcht. Daß die Parteiwuth auch die rückſichtsloſeſte, abſurdeſte Parteilichkeit hervorbringe begreifen wir, und daß man mit den niedrigſten Schmähungen den überwundenen Feind noch demüthige, ſehen wir leider täglich, beſonders von Seite der (ſchweizeriſchen) Federhelden, die natürlich auch ihre Waffe geltend machen wollen, wenn das Schwert ſeine Arbeit gethan hat. Es iſt factiſch, daß man den Herrn Oberſten v. Elgger ſeit beinahe drei Jahren verfolgt und geſchmäht; factiſch, daß man nach ſeinem Leben getrachtet; factiſch, daß man ſeinen häuslichen Frieden zerrüttet hat; aber, daß man ſeinen Muth angreift, iſt unerklärlich. Es wurde dieſem Mann ein Pferd unter dem Leibe todtgeſchoſſen, auch iſt bekannt, daß er mit der Piſtole in der Hand die wankenden Truppen zu ihrer Pflicht anhielt, und zwar mit den Worten: „wenn ich meine Pflicht nicht thue, ſo ſchießt mich auch nieder.“ Dicht an ſeiner Seite ſtarb Lieutenant Schnyder von Wartenſee den Tod eines Helden, bei Geltwyl wurde ſein Mantel von drei Kugeln durchlöchert, während ſein vierzehnjähriger Sohn durch beide Wangen geſchoſſen wurde. Angeſichts der ganzen von ihm geführten Abtheilung hieb Oberſt Elgger (vielleicht zu huſariſch für einen Truppenführer) auf den Feind ein, und ſpaltete einem feindlichen Infanteriſten den Kopf. Der Muth eines ſolchen Mannes kann doch wahrhaftig nicht verdächtigt werden. Wir alle würden es uns zur beſondern Ehre ſchätzen für den Muth des Oberſten v. Elgger in die Schranken zu treten . . . Elgger beſitzt tiefe militäriſche Kenntniſſe, auch hat er die meiſten Offiziere des ſogenannten eidgenöſſiſchen Stabs gebildet.

Digitized by Google

Auffallend viel iſt in Bezug auf das Gefecht bei Giſlikon gefabelt worden. Factiſch iſt, daß Salis trotz ſeiner Wunde, dennoch den Muth nicht verlor; daß er dem Oberſt Elgger das Kommando übergeben, iſt unrichtig, und war ſchon deßwegen unmöglich, da Elgger ſich auf der Emmenlinie befand, bei dem Gefechte mithin gar nicht zugegen war, und nur von Littau aus im Begriff ſtand dem hartbedrängten Salis zu Hülfe zu kommen, was übrigens durch die Entfernung des Kriegsraths und durch die Capitulationsverhandlungen überflüſſig gemacht wurde. Unſer Unglück lag in der Zahl ſechs gegen eins, und alle übrigen Factoren, die man dagegen in Anſchlag bringen wollte, als Freiheit, Vaterlandsliebe, Religion und nochmals Religion, Gebet und Kirchengeſänge, haben nichts geholfen gegen die neunzig oder hundert Geſchütze des Feindes, die meiſtens von einem Kaliber waren, welches das unſerige bedeutend überwog! Ich ſtehe auf einem gänzlich unparteiiſchen Standpunkt, und bemerke hier nur, daß lediglich der Wille mich auszubilden, etwas zu leiſten, mich bewogen hat, an dem Kriege theilzunehmen. Die Partei, der ich diente, war und iſt noch meiner Anſicht, die des Rechts und die ſchwächere, mithin war die Wahl nicht ſchwer.

Als der Krieg faktiſch erklärt war, hatte der ſogenannte Sonderbund ſeine Armee bereits auf den Beinen; damals hätte man manövriren und den Krieg nach dem katholiſchen Aargau, nach St. Gallen, Waadt, Teſſin und Graubünden ſpielen müſſen, nicht aber gewiſſermaßen vornehm ſich angreifen laſſen. Luzern hätte müſſen geopfert, und da man ſich denn einmal durchaus wollte angreifen laſſen, ſo hätte man ſich in die Urkantone werfen, den Kanton Teſſin erobern und ſo in einer großen Feſtung die Herren mit der rothen Armbinde erwarten können. Der Schnee wäre unſer Alliirter geweſen und aus der Lombardei hätte man Nahrungsmittel genug erhalten. Ich bin feſt überzeugt, daß man hierbei große Augen gemacht haben und den Sonderbund nicht aufgelöst haben würde. Die Beſchreibung des Kriegs behalte ich mir auf ſpätere Zeiten vor und gehe nun zu den Truppen des Sonderbunds über.

Ich habe alles bei ihnen gefunden, Tapferkeit und Feigheit, Ordnung und Unordnung, Freudigkeit und Mißmuth u. ſ. w., kann aber nicht verhehlen, daß bei ſcharfer franzöſiſcher oder deutſcher Disciplin die Fehler ſämmtlich, namentlich nach einigen Executionen, verſchwunden wären — denn der Schweizer iſt ein guter Soldat! Am beſten haben mir die Scharfſchützenkompagnien, einige Bataillone Infanterie ſowie ein Theil der Artillerie gefallen. Die Batterie Mazolla (vier Geſchütze) war es, welche am 23. zwei Stunden lang gegen vier Batterien heldenmüthig Stand hielt. Die Scharfſchützen ſind unvergleichlich, und obſchon ich mehr mit Artillerie zu thun hatte, ſo verfolgte ich dennoch aufmerkſam ihre Leiſtungen. Die Compagnien Egger, Ordrmatt, Hartmann, Keiſer, waren die tüchtigſten von allen, ihr Ausſehen war ausgezeichnet, ihre Haltung höchſt militäriſch. Die Urner und Unterwaldner ſtanden ihnen nicht nach, obſchon deren Ausſehen nicht ſo glänzend war. Das Fechten der Scharfſchützen iſt herzerhebend; ihre Kugeln bringen ſichern Tod, und zwar ſind namentlich die coniſchen Kugeln auf ungemein große Entfernungen noch tödtlich, denn die Tragweite der neuen Schweizerbüchſe iſt bis über tauſend Schritt. Die Schützen handhaben ihre Waffe mit einer Ruhe, die an das Unglaubliche gränzt, ebenſo iſt ihre Fechtart höchſt bemerkenswerth.

Mit dem lauten fröhlichen Ruf „Nidwalden hoch" ging die Compagnie Obermatt von Nidwalden in den Kampf, mit ihnen im ſcharfen Trab ritten wir Offiziere des Generalſtabs. Zu acht bis zehn Mann theilten ſich unſere Schützen; einer hatte den Finger am Stecher, die andern machen ihn aufmerkſam, dann heißt es „Kopf." Die Lage des Kopfs des zu treffenden Feindes iſt falſch, der Schütze ſetzt ab; wie ein Adler ſeinen Fang beobachtet, wird jede Bewegung des Opfers verfolgt; gibt der Gegner eine Blöße, ſo fällt der Schuß und mit ihm das Ziel des Schuſſes. Von vielen Beiſpielen mag hier eins folgen. Ein Schütze unſerer Armee ſteht hinter einem Baum, der feindliche Scharfſchütz, der ihm gegenüber ſteht ſchießt und trifft den Baum; ruhig tritt der Schütze hinter demſelben hervor, zeigt mit dem Arm auf die getroffene Stelle, macht dann das gewöhnliche Zeichen eines Scheibenzeigers; verblüfft bleibt der feindliche Schütze einen Augenblick ſtehen, und fällt dann von erſterem tödtlich getroffen nieder. In dem Gefecht bei Alikenbach ſchoß die eine Batterie zuerſt mit Kartätſchen auf eine Entfernung von 1300 Schritt gegen den verſchanzten Feind; ich bemerkte die Unordnung, ſprang vom Pferde, lud ſelbſt das Geſchütz mit Granaten, feuerte ab und wiſchte aus; in zehn Minuten hatte unſere Batterie 32 Granaten geworfen. Hoch über uns weg flogen die feindlichen Kugeln. Einem Geſchütz von einer andern Batterie wurde das Stangenpferd todtgeſchoſſen, Lieutenant Merian und ich fanden das Geſchütz von Bedienung und Mannſchaft **gänzlich verlaſſen** und bis an die Achſe im Sumpfe verſunken. Trotz dem fürchterlichſten Kugelregen gaben wir uns Mühe das Geſchütz zu retten. Wir ſelbſt ſchnitten, als durchaus keine Pferde kamen, die Zugſtränge der Pferde ab, um wenigſtens dieſe zu retten; wir verließen im Bewußtſeyn, daß das Verbleiben bei einer Kanone eine Ehrenſache ſey, das Geſchütz erſt, nachdem wir den Befehl dazu erhalten und nur um Pferde zur Rettung derſelben zu holen. Die geretteten Pferde führten wir, Generalſtabsoffiziere, eigenhändig mit uns, da die Trainſoldaten feigerweiſe das Geſchütz verlaſſen hatten. Erſt ſpäter gelang es uns, da der Feind durch die Reuß von uns getrennt war, das Geſchütz zu retten.

Zum Schluſſe ſey hier bemerkt, daß wir den Krieg ſtets ritterlich zu führen geſonnen waren, daß bei der Expedition ins Aargau und ins Teſſin die ſtrengſte Disciplin beobachtet ward, und Unordnungen, Rohheiten und Gemeinheiten von unſern braven Soldaten nie ausgeübt wurden.

Ein geheimnißvoller Staatsgefangener.

Einem ruſſiſchen Werke über **Finnland** entlehnen wir folgende Anekdote, welche an die Geſchichte der **eiſernen Maske** erinnert: „Zu Anfang der Regierung Kaiſer Alexander's befand ſich in einem unterirdiſchen Kerker des Schloſſes Kexholm ein Gefangener, deſſen Schickſal Allen ein Geheimniß war. Als der Monarch im Jahre 1803 Kexholm beſuchte, nahm er auch die Gefängniſſe in Augenſchein und erkundigte ſich nach dem Namen eines jeden Gefangenen; endlich kam die Reihe auch an den geheimnißvollen Staatsverbrecher, der aber erklärte, daß er nur dem Kaiſer ſelbſt unter vier Augen entdecken könne, wer er ſey. Sie blieben einige Minuten allein; dann verließ Alexander mit Thränen in den Augen die Zelle und befahl, den Gefangenen in Freiheit zu ſetzen, mit der Bedingung, daß er ſich nicht aus Kexholm entferne. In dieſer Stadt lebte er noch fünfzehn Jahre, indem er von der Krone eine Penſion bezog und den Einwohnern, die ihn allgemein liebten, unter der Benennung **Besimónny** (der Namenloſe) bekannt war. Nachdem er mehr als dreißig Jahre im Dunkel des Kerkers zugebracht, konnte er ſich bei ſeiner Befreiung nur ſchwer an das Licht gewöhnen und erblindete auch in den letzten Jahren ſeines Lebens." — Wer dieſe räthſelhafte Perſon eigentlich geweſen, darüber bleibt uns der Verfaſſer die Erklärung ſchuldig, und er ſtellt, vielleicht aus guten Gründen, auch keine Vermuthung auf. Wenn wir uns auf hiſtoriſche Phantaſieen einlaſſen wollten, ſo wären wir beinahe geneigt, den Kexholmer Gefangenen für den Prinzen Iwan Antonowitſch zu halten, der in der Wiege auf einen Augenblick Kaiſer von Rußland war und dann lange Jahre im Kerker ſchmachtete; aber die Ermordung dieſes Unglücklichen (1764, in der Feſtung Schlüſſelburg) iſt leider ſo gut bewieſen, wie ſich ein Faktum dieſer Art beweiſen läßt. Oder war es vielleicht Mirowitſch, der ihn zu befreien ſuchte und durch ſein Beginnen den Tod des Prinzen herbeiführte? Wie man weiß, behauptete damals die Fama, daß Katharina II. ſelbſt den angeblichen Befreiungs-Verſuch angeſtiftet habe, und es iſt gewiß, daß Mirowitſch, obwohl zum Schaffot verurtheilt, noch bis zum letzten Augenblick auf Begnadigung hoffte.

Digitized by Google

Etwas über die Grobheit.

Von dem durch ſeine früheren Schriften, wie unter andern die „Schlagſchatten“, das „Buch der Narrheit“ und die „Narrhalla“ den Freunden des Humors wohlbekannten L. Kaliſch erſcheinen jetzt im Verlag von Georg Wigand in Leipzig — Loſe Hefte —, deren zweites eben vor uns liegt. L. Kaliſch nimmt unter den Humoriſten unſerer Tagesliteratur eine rühmliche Stelle ein, da er Geiſt, tüchtige Geſinnung und lebendige Darſtellung zu vereinigen und uns wahrhaft launige Zeit- und Sittenbilder, ſowie auch ergötzliche Betrachtungen und ſchlagende Ein- und Ausfälle vorzuführen weiß. Dabei überſchreitet ſein Humor die Gränzen der Mäßigung und der guten Sitte nicht; verliert ſich eben ſo wenig in gehaltloſe Witzeleien oder perſönliche Gehäſſigkeiten und trägt vorherrſchend einen milden und verſöhnenden Charakter. Die den „Loſen Heften“ beigefügten Illuſtrationen ſind geeignet, dem Beſchauer Kurzweil zu bereiten. Ein Fragment dieſes zweiten Heftes — Etwas über die Grobheit — theilen wir nachſtehend unſern Leſern mit:

„Man hat ſchon viel darüber geſtritten“ — ſagt L. Kaliſch — „ob die Grobheit ein Glück oder eine Tugend ſey. Ich glaube, ſie iſt beides, oder vielmehr: ſie iſt die einzige Tugend, die auf dieſer Erde dem Beſitzer Glück bringt. Daß aber die Grobheit eine Tugend, wird kein Menſch bezweifeln; denn die Grobheit iſt mit der Wahrheit ſehr nahe verwandt. Die Grobheit iſt die Wahrheit im Gewand von Sackleinen. Sie iſt eine Art Aufrichtigkeit, aber eine Aufrichtigkeit, die keine Erziehung genoſſen. Je weniger der Menſch aus dem Naturzuſtande getreten, deſto mehr befindet er ſich im Zuſtande der Grobheit. Nur mit der verfeinerten Lebensart, mit der zunehmenden Kultur nimmt die Grobheit ab. In den homeriſchen und anderen älteren Dichtungen findet man die entſchiedenſten Grobheiten.

Die Sprache der Grobheit iſt die Ohrfeige. Gormaz ohrfeigt den Vater des Cid; die Königin Eliſabeth ohrfeigt mit ihrer jungfräulichen Hand den geliebten Eſſex, und der Dey von Algier ohrfeigt den franzöſiſchen Geſandten. Wahrlich, an die Ohrfeige knüpft ſich ein Stück Weltgeſchichte. Die Ohrfeige iſt die eigentliche Manifeſtation der Grobheit, das Beſtreben der abſoluten Grobheit, mit einem Objekt in die innigſte Berührung zu kommen. Die Ohrfeige iſt noch ein Ausdruck jener gemeinſamen Sprache, welche die Menſchheit verband, bevor ſie im Lande Sinear bauluſtige Gedanken bekam. Eine Ohrfeige iſt noch heut zu Tage die deutlichſte Sprache. Es gibt Perſonen, die keine andere Sprache reden, und es gibt Menſchen, die leider keine andere Sprache verſtehen.

Die Ohrfeige iſt in der Grobheit Daſſelbe, was der Kuß in der Liebe iſt; nur daß man in der Liebe mit einem ſanften Kuß anfängt und in der Grobheit mit einer unſanften Ohrfeige aufhört. Um ſo gewaltiger aber in unſerer Welt die Grobheit als die Liebe iſt, um ſo ſchätzenswerther iſt die Ohrfeige als der Kuß, vor dem ſie noch die Aufrichtigkeit voraus hat; denn es gibt Judasküſſe, aber keine Judas-Ohrfeigen.

Die Grobheit iſt die Tochter der Natur; die Höflichkeit iſt die Tochter der Kultur. Wir gewinnen an Höflichkeit durch den Verkehr mit den Menſchen. Indem wir uns an ihnen reiben, werden wir glätter und feiner, aber auch dünner und ſchwächer. Die Grobheit iſt der Klotz; die Höflichkeit iſt der glättende Hobel, der über die rauhen Sitten fährt und oft die Sittlichkeit mit wegſtreift. Kein Volk, das den Zuſtand der Natur verlaſſen, kann wieder in denſelben zurücktreten; kein Künſtler der Welt kann aus dem gedrechſelten, fein polirten Automaten wieder einen rauhen, naturwüchſigen Klotz machen.

Aber nicht jeder Menſch hat Empfänglichkeit für die Politur, und es gibt Menſchen, die nie gänzlich aus dem Zuſtande der Grobheit treten. Ja, mancher Menſch iſt von Natur ſo grob, daß er lächerlich wird, wenn er höflich ſeyn will, ſo wie der Bär erſt dann poſſirlich wird wenn er tanzt oder Komplimente macht.

Wenn es nun entſchieden, daß die Grobheit eine Tugend iſt, ſo muß es den Menſchenfreund wahrhaft betrüben, daß dieſe Tugend im Verlauf der Zeit ſo ſehr aus dem Kreiſe der europäiſchen Menſchheit geſchwunden; es würde den wahrhaften Menſchenfreund ſogar gänzlich niederdrücken, wenn er nicht wüßte, daß auch der allerhöflichſte und allerhöflichſte Menſch zuweilen Augenblicke hat, wo er der ungeſchminkten Natur viel näher ſteht, als er glaubt: wo die unterdrückte Wahrheit Rache ſchnaubt und ſich als Grobheit äußert. Glücklicherweiſe haben wir Deutſchen unter allen civiliſirten Nationen Europa's ſolche Augenblicke am häufigſten; es gibt ſogar ſehr viele Deutſche, die jeden Moment einen ſolchen Augenblick haben. Dieſe Menſchen ſind ſtolz auf ihre Grobheit. Sie glauben, ſie ſeyen wie der Kaviar, je grobkörniger, deſto vorzüglicher.

Cicero ſagt: Konſuln kann man ernennen; aber der Dichter muß geboren werden. Das iſt wahr. Aber auch der Grobian muß geboren werden, auf lateiniſch „Grobianus nascitur!“ Die Poeſie und die Grobheit ſind angeborene Eigenſchaften. Vieles kann man ſich zwar in gereiften Jahren von der Grobheit aneignen; aber es bleibt auch dann nur ein Angeeignetes, Aeußerliches, das unſer Weſen nicht ausfüllt. Wer nur äußerlich grob iſt, der wird gleich glatt, wenn er in Verkehr mit der Welt geräth, ſo wie zwei Feilen glatt werden, wenn ſie ſich gegenſeitig reiben. Wer aber innerlich grob iſt; wer die Grobheit wie ſeine erſte Liebe tief im Herzen trägt: den wird die ganze Welt nicht glatt machen können; und wenn zwei wahrhaft grobe Menſchen an einander gerathen, ſo werden ſie nur gröber; ſo wie zwei grobe Säcke bei ſteter Berührung ſich auf-, aber nicht glatt reiben.

Daß die Grobheit übrigens bei uns endemiſch iſt, das zeigen unſere Sprichwörter. Ein deutſches Sprichwort ſagt: „Was grob iſt, iſt ſtark!“ und ein anderes behauptet: „Was grob iſt, hält gut!“ Ein Sprichwort aber iſt ein wahres Wort. Und in der That! die zarte Saite gibt zwar einen feinen Ton, allein ſie wird durch die unmerklichſte Luftveränderung verſtimmt und reißt ſogleich, wenn ſie von rauher Hand berührt wird. Ein grober Strick aber iſt durchaus nicht empfindlich gegen Temperaturwechſel und die plumpſte Hand wird eher durch ihn als er durch ſie verletzt. Ehe ich mich indeſſen von der Grobheit trenne, kann ich nicht umhin, auf ein Wort aufmerkſam zu machen, welches von dem Genius unſerer Sprache das herrlichſte Zeugniß gibt. Unſere Sprache bezeichnet einen Grobian mit dem Ausdruck „Flegel“. Dieſe von der Landwirthſchaft hergeholte Benennung iſt durchaus erſchöpfend; denn wo keine Gewalt mehr ein goldenes Korn aus dem menſchlichen Herzen zu locken vermag, da kann oft ein Grobian mit ſeiner weltbezwingenden Flegelei noch viele Körner herausdreſchen. Die milde Weisheit und die ſanfte Humanität müſſen ſich ohnmächtig zurückziehen, wenn die geflegelte Grobheit ins Feld rückt.

„Was der Verſtand des Verſtänd'gen nicht ſieht,
Das übet ein Flegel mit grobem Gemüth.“

Anekdote.

Aus dem Schreiben eines in Uri ſtationirenden Offiziers theilt die Berner Zeitung folgende Anekdote mit: „Zu Neuenkirch, Kanton Luzern, wo ein Theil unſerer Offiziere in Abweſenheit des Pfarrers einquartirt war, beſchwerte ſich die etwas geizige Köchin über den Mangel an Wein; es ſey, ſagte ſie, nur noch ein Fäßchen im Keller, das zudem noch nicht angeſtochen ſey. Ein Offizier, erwiederte, er wolle es ſchon anſtechen, er ſey Küfer. Sie, nicht faul, ripoſtirte: es waren vorhin zwei Scharfſchützen hier, die das Fäßchen anſtechen wollten; „'ſiſch, glaubi, Alles Chüfer jez.“

Ende des ſechzehnten Jahrganges des „Sammlers.“

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google